

Die Gesellschaft

Michael Georg Conrad, Arthur Seidl

Die Gesellschaft

Halbmonatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Herausgegeben

von

M. G. Conrad und L. Jacobowski.

Jahrgang 1898.

Drittes Quartal.



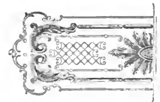
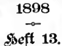
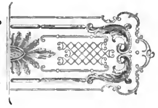
Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft“
Hermann Haacke.





Inhaltsverzeichnis.



1898
Heft 13.

Majestät.

Improvisation von Michael Georg Conrad.

(München).

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch —
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Wem wäre die Erinnerung daran geschwunden? Wer wüßte es nicht in alter und neuer Welt? Wer hätte es nicht in seiner Weise nacherlebt, vom freiesten Übermenschen bis zum gebundesten Tagelöhner?

In der Passionsgeschichte der Könige, wie in der goldenen Chronik der Künstler steht sein Name eingezeichnet. Er ist einer von den ewigen Leid- und Todgeweihten, die den Traum der Schönheit durchs Leben geträumt und mit dem Leben das Glück des Traumes bezahlt. Das giebt seinem Dasein eine Bedeutung und Heiligkeit, unzerstörbar im kritischen Wandel der Zeiten und Geschlechter.

Der alte König schien im Sterben zu liegen. Es war kein heroischer Ringkampf. Auf keiner Seite stand ein Held. Ein geringer Leib, ohne starke Säfte und Triebe, und eine tückisch schleichende Krankheit, das waren die Partner. Die Seele hatte wenig dreinzureden. Und was sie sagte, war für den Ausgang so belanglos, wie die Praktiken der Heilkünstler und die Wundergebete der Priester. Was dem Vorgang seinen Stempel gab, war die Auffassung. Beim Sterben ist der Sterbende schließlich doch die Hauptperson, selbst wenn sie ein König ist. Dieser alte König war eine schlichte, strebsame Arbeiternatur. So war auch sein Sterben wie eine Arbeit, die er sich auferlegt. Er pflegte sich täglich sein Pensum aufzuerlegen. Nie hat er es anders gewußt, als daß er Tag für Tag arbeiten

müsse. Seiner Stellung entsprechend, nannte er seine Arbeit Regieren oder Herrschen, welcherlei Umfang und Bedeutung sie auch haben mochte. Ein königlicher Tagwerker, korrekt, sauber, beamtenhaft — das gab ihm sein bestes Gefühl beim Aufwachen und beim Einschlafen. Von Extra-Stolz, über das befriedigte Gewissen hinaus, besaß er nicht mehr, als die Höflinge ihm einzureden und die Maler auf seinen Bildnissen anzubringen vermochten. Alles war bei ihm verstandesmäßig, ohne eine Spur von Phantasie. Aber auch nichts Gemeines war seinem Wesen beigemengt.

Seine Gattin war ihm gemütsvolles Herzensfüllsel, holdseliges Zuwillensein. Ihr Umgang ließ ihm auch in der Liebe die Anspruchlosigkeit und Regelmäßigkeit im Thun und Erleiden schätzbar werden. Von seinem Vater hatte er's einst anders gesehen. Sie beide waren keine kongeniale Naturen, Blut und Lebens-Beispiele blieben ohne suggestive Gewalt. Des alten Königs Vater lebte jetzt fernab, bald im Norden, bald im Süden, ein majestätischer Zigeuner, voll Unrast und Begehrlichkeit im erzwungenen Ruhestand, seit er Krone und Szepter von sich gethan, um Schlimmeres zu verhüten, denn freiwillige Abdankung.

Der alte König lag im Sterben.

Er fühlte, es war seine letzte Tagesarbeit. Schlecht und recht wollte er sie leisten. Ob es in seinem Leben zu frühe sei, jetzt schon aufzuhören? Er hatte sein Leben damit begonnen, alt zu sein, seine scheue Seele hat niemals die Jugend und ihr flatterleichtes Wesen gekannt, ihr Drängen ins Ungemessene und Regelwidrige. So empfand er das Ende in Ordnung, sobald es das Ende, der ewige Feierabend, sein mußte. Er spürte keinen wehen Kontrast, als durch die schwerseidenen Vorhänge seines Sterbegemachs die Sonne ihre goldenen Pfeile schoß, die Osterglocken jubelten, Finken und Drosseln im Schloßgarten Auferstehungslieder schmetterten in heißer Liebesglut: der Frühling rüstete zum Siegeszug!

Das Sterben war nicht schwer, nur ein wenig jähe. Umständlich auch, weil das Zeremoniell vielerlei Leute herbeirief, die bei diesem höchstpersönlichen und allerintimsten Vorgang dabei sein mußten, wie bei einem Staatsgeschäft: Minister und Generäle in Uniformen, Priester und Gelehrte in Talaren, Kammerherren und Schmarotzer — und eine zahlreiche Verwandtschaft. An eigenen Kindern freilich nur zwei Söhne, ein dunkler und ein heller. Beide der Schule noch nicht entwachsen, beide bildschön und mißhandelt von Pedanten, denen systematischer Druck auf Hirn und Herz als klassische Erziehung galt.

Die Augen des Sterbenden gingen von einer Gruppe zur andern. Mit bedauerndem Lächeln verweilten sie auf den Gelehrten und Poeten. Er hatte sie vor Jahrzehnten zusammenbotanisiert, mit Vorliebe im Norden,

seinen königlichen Residenzgeistesgarten damit aufzufrischen und zu schmücken, grellblütige Streber und Großborussen, klassisch-romantische Epigonen und duftlose Journalisten. Er hat sie mit Jahrgehältern gedüngt, an den buntlackierten Stäben mit Titeln und Ehrenämtern festgebunden, daß sie sicheren Wachstums sich erfreuten. Aber was half all die königliche Verschwendung? In der süddeutschen Volksseele haben diese Gnadenpflanzen niemals Wurzel gefaßt. Dem lernbegierigen, sammelfreudigen Schutzherrn deuchten sie kostbarer Erwerb. Gewiß, es war nüchterne Erwägung kulturpolitischer Kleinkrämerei, die ihn dabei leitete, aber schließlich ließ er sich doch einreden, daß er eine geniale That gethan, höherer Eingebung entsprungen; wie sein Herr Vater, der archäologische Dichter-König, Bilder, Skulpturen und Architekturen gesammelt und den ganzen Süden Europas, Alt-Hellas und Italien geplündert, seine Residenz damit zu verherrlichen, so sei er, sein Nachfolger auf dem Throne, berufen gewesen, erleuchtete Männer der Wissenschaft, die neuesten Lichter des Nordens, an seinen Hof zu ziehen. Während die beiden Vormächte des alten deutschen Bundes, Österreich und Preußen, in feindseligen Machtfragen sich befehdeten und — jetzt erst diplomatisch — um ihre politische Zukunftsstellung rangen — wollte er sein Königreich zu einem friedfertigen Zentrum deutscher Nationalkultur gestalten. Dazu sollten ihm die berufenen Nordlichter als Sterne erster Größe strahlen, unbekümmert darum, dem einheimischen Firmament den Glanz zu nehmen. Und täglich gaben sie ihm eine politische Maxime, einen eleganten Vers, eine historische Glosse, eine naturwissenschaftliche Hypothese, eine geistreich geformte Nichtigkeit in die Schreibtafel, die er stets in der Tasche mit sich trug, und die Künstler erfanden an ihren Reißbrettern neue Baustile für ihn und belegten sie mit schmeichelnden Namen, obwohl es tote Kunst war, nicht in blühender Kraft des Lebens erzeugt, sondern aus mechanischen Anstrengungen des Gehirns mühsam herbeigezwungen, stückchenweise. Seine Symposien hat's der König genannt, wenn er mit diesen Nüchterlingen der Historie, der Litteratur und der Verstandeskünste mäßige Gelage feierte und in trocken-wortreichen Gesprächen, fern von Sturm und Drang schöpfermächtigen Zukunftsgeistes und der olympischen Rücksichtslosigkeit der Allmutter Phantasie, Erkenntnisse und Belehrsamkeiten tauschte. Damit war's wohl nun für immer vorbei.

Die Arbeit des Sterbens ging zu Ende wie eine letzte mühsame Bureaustunde. Die Priester murmelten Gebete, übten heilige Gebräuche, die hohen Staatsbeamten und Generäle schnitten bedeutungsvoll gerührte Gesichter, die Verwandtschaft weinte die üblichen Thränen, die Königin schluchzte in tiefem Weh, die Kinder standen stumm erschüttert. Volk umlagerte den Palast in Teilnahme und Neugier.

Der alte König hatte seine Lebensarbeit vollbracht. Er war gestorben. Der Minister des königlichen Hauses nahm das Protokoll auf, Trauerflaggen wurden gehißt, die Glocken der Stadt erhoben ihr dumpfes Getön von allen Türmen, die Glocken des ganzen Landes folgten nach — und der Frühling warf sich in heißer Luft über die Erde, und das Leben that was es immer gethan im Überschwang jung steigender Säfte. Lenzes Gebot kennt keinen Tod. Hallelujah! Evoë! Miserere! Der König ist tot, es lebe der König!

* * *

Der ältere Prinz, kaum neunzehnjährig, ein bleicher Jüngling mit süßem, schwellendem Mund und den abgrundtiefen, berückenden Dunkelaugen einer Odaliske, dem reichen, schwarzglänzenden Lockenhaar des Südländers und dem hohen Wuchs des Germanen, bestieg den Thron. Wie Feuer durchflutete es ihn, als er die Krone auf dem kindlichen Haupte fühlte und die königlichen Geschmeide um Brust und Hals, der wallende Hermelinmantel mit Purpur und Gold um die Schulter sich legte, des Prunkschwertes edelsteinschimmerndes Gehänge seine geschmeidigen Lenden preßte, Reichsapfel und Szepter in seiner zarten, weißen Hand ruhten. Von Gottes Gnaden! Majestät, deren Quell und Schutz über allem Irdischen liegt und die königliche Person heilig und unverletzlich macht!

Die Beamten und Höflinge verneigten sich, die Priester und Politiker blinzelten sich zu, das Volk jubelte — Eide wurden geschworen, die Armee auf den neuen Kriegsherrn verpflichtet. An den Wappenschildern erschienen andere Initialen, auf den Staatsdokumenten mit dem königlichen Siegel prangte eine ungewöhnlich große, phantastisch verschnörkelte Unterschrift.

Rätselrater und Zeichendeuter, die in Gesichts- und Handzügen, in Gang und Schrift geheime Offenbarung lesen, orakelten: „Ihr werdet Wunder erleben, aus dieser Königsseele wird die Gottheit in Verhängnissen sprechen."

Der junge König und sein prinzlicher Bruder gingen Arm in Arm zum letztenmal in ihre alten Gemächer, um Abschied zu nehmen von den Räumen, wo sie den öden Druck der Pedanten in langen Erziehungsjahren erduldet. „Unsere Folterkammern!" rief der jüngere und riß die Mütze von seinem Blondkopf und warf sie gegen den Plafond: „Fang sie auf, Bruder! Der Bann ist gebrochen, wir sind frei — frei! Hurra, hörst du, wie das Leben braust? Hörst du, wie es nach uns schreit, nach unserer königlichen Umarmung? O komm! Laß uns Sprünge machen, daß diese alten scheußlichen Kerkerwände wackeln!" Und er tollte und tanzte wie ein derber Niederländer auf der Kirmeß. Er hopste über Tische und Stühle und schrie wie besessen: „Komm! Mir nach, Bruder!"

Der aber stand hehr und schweigend wie ein Göttersohn aus einer andern Welt. Endlich öffnete er den Mund: „Grüße die Majestät und laß' die Possen!“

„Du bist wohl verr — —“

„Huldige mir, hier unter vier Augen, Freiheit ist Schönheit, nicht wüstes Toben.“ Und er beschrieb mit dem Arm eine gebietende Linie.

„Da kannst du lange warten, Bruderherz. Ich werfe mich dem Leben an die Brust und den schönsten Mädchen, aber nicht der Majestät — das heißt: dir schon, weil du noch schöner bist, als die schönsten Mädel!“ Und er umarmte ihn stürmisch und stürzte lachend davon. An der Thür kehrte er sich um: „Das sag' ich dir, von jetzt an giebt's für mich jeden Tag Leibspeise. Servus! Das Leben genießen — Leibspeise, noch einmal Servus, Bruder Majestät!“

„Und ich werde mich selbst genießen,“ sprach leise der junge König, in herrischer Pose eine Minute mitten im Saal verweilend. Plötzlich, wie eine Statue, die sich in heftig bewegtes Leben verwandelt, eilte er mit großen Schritten ans Fenster und riß den Vorhang zu: „Die brutale Helle — der lästige Tag! Er zeigt uns viel zu viel Menschen —“ Dann entnahm er einer blauen Sèvres-Vase zwei vollerblühte Rosen, eine rote und eine weiße, und in ihm sprach's: „O, ich sehe euren Duft, ich rieche eure Farbe, ich höre eure Blätter erklingen, Schwesterseelen entsteigen eurem Kelch.“ Er drückte sie ans Herz und befestigte sie an der Brusttasche seines schwarzen Sammetjacketts.

Der Hofphotograph bat um die Gnade einer Aufnahme. Er kam gelegen. Majestät war gelaunt, sich in dieser süßseligen Stimmung mit den Rosen an der Brust photographieren zu lassen. Es gab ein wundersam naives Bild.

Bald war die offizielle Reise durch die Provinzen des Reichs gethan. Prunk und Pracht ward aufgeboten wie nie zuvor. Die Leute erschraken fast vor der blendenden Schönheit des neuen Herrschers. Aber dann berauschten sie sich am Liebreiz seiner Mienen, wenn er zu ihnen sprach, und seine gütigen Worte gewannen ihm alle Herzen. „Dem schönsten König die schönste Braut!“ war ihr erster Wunsch.

Und wie in kurzer Frist dieser Wunsch sich erfüllte, jubelte die Unterthänigkeit landauf, landab: „Das herrliche Paar!“ Das Bild des herrlichen Paares flatterte in tausend und abertausend Photographien hinaus und prangte in allen Blättern und Schaufenstern.

Doch siehe da, plötzlich erschien der König wieder allein, ungepaart. Was war geschehen? Woher die überraschende Trennung? Die Sentimentalität vergoß Thränen, der Hofklatsch munkelte, die Politiker kalkulierten —

„Wird eine andere —?“ „Nein, Majestät geruht unvermählt zu bleiben.“

Bestürzung.

Die schärfsten Augen, die um die Ecke und durch verschlossene Thüren sehen und das Verborgenste erspähen, konnten nur dies feststellen: Nichts Weibliches genoß die Nähe des „jungfräulichen Königs".

Die alten Höflinge ließen die Köpfe hängen, die alten Hofgelehrten und Hofpoeten murrten, denn auch nach ihrem Umgange gelüstete dem König nicht. Sie waren wie das Weibliche für ihn abgethan. Die braven Formalisten spürten zum erstenmal etwas wie elementare Kraft in ihrem Busen: Zorn über die Zurücksetzung. Ihre gekränkte Eitelkeit stachelte sie zum erstenmal zu einem leidenschaftlichen Schwur: Diesem König hinfort nichts zu schenken aus dem Tabernakel ihres Geistes. Ihre Gnadengehälter steckten sie vorläufig noch ein. Sobald jedoch ein anderer Fürst ihnen Ersatz böte, würden sie auch den letzten Plunder von sich thun und in stolzer Unabhängigkeit ihrer Wege ziehn. O, wenn es galt, ihre eigene Majestät des Geistes und der Kunst vor der Majestät der Geburt und der Stellung zu behaupten, waren sie jeder heroischen That fähig.

Aber was trieb der Einsame in seinem Palast? Vertiefte er sich in die Vorträge seiner Minister? Studierte er Kriegskarten? Arbeitete er neue Kurse für die Politik aus? Spintisierte er über Reformideen in der Verwaltung?

Man wollte wissen, daß er berühmte Schauspieler und Sänger zu sich bescheide und daß er sie durch seine tiefe Kenntnis der dramatischen und musikalischen Litteratur in Erstaunen und oft in Verlegenheit setze. Wo sie stockten, wußte er ganze Rollen wie am Schnürchen. Also doch auch ein Schöngeist, der Tradition seines Hauses getreu. Das war wenigstens ein Fingerzeig. Plötzlich ein anderer: Das Dach auf dem längsten Flügel des neuen Festsaalbaues an der Residenz verschwand. Eine ungeheure Wölbung aus Eisen und Glas erhob sich an seiner Stelle. Wasserrohre stiegen in die Höhe und Kamine. Alles ungewohnt riesenhaft. Und in einem Minimum von Zeit. Wundervolle Kähne wurden gebracht, exotische Pflanzen von nie gesehener Pracht und Zahl. Von Palmen und Cedern wahrhaft königliche Exemplare. Und Schwäne.

„Er will die schwebenden Gärten der Semiramis übertrumpfen."

„Er baut sich ein Märchenschloß aufs Dach."

So gingen die Vermutungen. Der König hielt strengstens darauf, alles was er plante und schuf, wie ein Staatsgeheimnis gehütet zu sehen. Die Zeitungen waren in Verzweiflung.

Endlich öffnete ein Wissender den Mund:

„Wintergarten nennen's die Hofleute. Doch ist's unendlich mehr. Ein Traum des jungen Königs. Eine Zauberlandschaft mit See und Fluß und heiligen Hainen und im Hintergrunde, wundervoll täuschend gemalt,

die majestätischen Schneegipfel des Himalaja. Darüber eine Beleuchtung wie von den leibhaftigen Sternen in klarer Vollmondnacht. Alles wie sich's der König selbst ausgedacht."

Dann die hastige Frage:

„Und für sich mutterseelenallein? Kein anderer darf den Fuß hineinsetzen? Seine Vorfahren haben doch nie ein gleiches gethan?"

Dann die Erklärung:

„Vermutlich will er sich trösten über die verlorene Braut. Das hat ihn doch hart mitgenommen. Mein Gott, jeder tröstet sich in seiner Weise. Was ist schließlich dabei? Er ist noch so jung — und wer die Mittel hat, kann sich's erlauben."

Dann kamen die Philister zu Wort:

„Die früheren Monarchen waren doch auch große Männer und echte Bürgerkönige, die auf die Stimme des Volkes achteten. Die hätten dergleichen bleiben lassen."

Also schütteten die Unterthänigen ihr Herz aus und was darunter war.

„Das ist halt die neumodische Majestät: Alles für sich und nichts oder blutwenig für andere."

Und dann trotteten sie ihrem Erwerb und Vergnügen nach, die klugen Lästermäuler, und rafften an sich, was es zu erraffen gab.

Noch andere Reden gingen im Volke:

„Man sieht den König nicht mehr. Warum zeigt er sich nicht?"

„Sozialdemokraten bedrohten ihn," sagt der Minister, „und da fürchtet sich der König und traut sich nur noch Nachts Ausfahrten zu machen." Aber dieser Unsinn fand kaum Glauben.

Allmählich erhellte sich der geheimnisvolle Bau auf der Höhe. Und während das Volk schlief, saß der König dort oben in seinem goldenen Kahn und ruderte zwischen Lorbeer- und Rosenbüschen, seine Augen träumerisch auf das Abbild einer visionären Welt gerichtet. Auf ein Zeichen ertönten aus verborgenen Purpurzelten Lieder, süß und schmelzend wie Nachtigallensang. Seine in langen Schuljahren ausgehungerten Sinne, seine im unglücklichen Brautstand gemarterte Seele begehrten nach einem Schmaus, der sie aus der Alltäglichkeit entrückte in selige Sphären. Wie war das schön, wie war das feierlich! Nur ach, es dauerte nicht. Alles war flüchtige Stimmung, nicht geistiger Inhalt von fortwirkender Kraft. Die Pein der Leere kam immer wieder, das bittere Ungenügen. Wer ein Ziel wiese und die Kraft, das Leben in der Höhe und Fülle zu erhalten! Nicht die Fata Morgana der Schönheit, sondern die Schönheit an sich, nicht den blauen Dunst, sondern den Himmel, der dahinter liegt, mit all' seiner seligen Befriedigung!

Den Genuß in der That.

Da kam auf seinen Ruf, weitdringend wie Rolands Hifthorn bei Ronzeval, ein Rothelfer, hilfsbereit, obgleich selbst mit schwerster äußerer Not behaftet, Musiker, Dichter und Dramaturg zugleich, ein verfehmter Zauberer neuer, wundermächtiger Kunst, gottbegnadet und dennoch arm wie eine Kirchenmaus. Es war der reichste Eindruck, den der junge König je von einer Persönlichkeit empfangen hatte. Im äußeren ein Künstlerkopf von hehrer Idealität. Gedankenvolle, tiefe Augen mit einem bald strengen, bald unendlich gütigen Blick. Ein Mund, bald kalt eingekniffen von Weltverachtung, bald geschwellt von Schelmerei, Anmut und Laune. Nase und Kinn von gewaltiger Energie, mit dem Stempel des Eroberers. Nie hatte der König so olympische Hoheit und geniale Ungebundenheit vereinigt gesehen. Jetzt hatte er wahrhaft seinen Meister gefunden. Und die Freude war überschwänglich groß bei beiden, als sie sich zum erstenmal Aug' in Auge gegenüberstanden; der zwanzigjährige Purpurträger und der fünfzigjährige Künstler. Jeder hatte das ganz bestimmte Gefühl, daß hier nicht bloß ein Bündnis von Macht zu Macht geschlossen werde, das wie ein Glücksfall seltenster Art die Entwicklung der Kunst beeinflussen muß, sondern daß auch zwei Herzen in inniger Freundschaft sich von schwerem Leid entlasten konnten.

Wie einem älteren Bruder öffnete der König seine Seele dem Meister-Freund und erzählte ihm in kindlich holden Worten seinen Gram und seine Sehnsucht.

„Siehst du diese leere Welt um mich? Hilf mir sie mit echten, herrlichen Werken erfüllen, du einziger Künstler! Führe mich in dein Reich aus dieser Wüstenei. Du ahnst ja nicht, du freier Mann, wie eng, hart und kalt meine Jugend war, wie arm — nicht einmal genügend zu essen habe ich bekommen, die Dienerin Lisi steckte öfters als einmal mir die Reste ihrer Mahlzeit zu, und meinen Schiller habe ich verbergen müssen, gehungert hab' ich geistig und körperlich — kein Freund, kein Spielkamerad war mir vergönnt — und jetzt noch: ein hungernder König! Sieh dich doch um in meinem Reich, in meinem München: ein blinder, anmaßender Glaube an dürre Wissenschaftlichkeit, Adoration von Büchners „Kraft und Stoff", von Hartmanns „Philosophie des Unbewußten" und Liebigs „Fleischextrakt". Brannes Bier! Hofbräuhaus: hier wird das zwanzigste Jahrhundert versoffen!"

Und er versprach fürstliche Dankbarkeit, wenn der Meister bei ihm bliebe und seine Residenzstadt, die über eine so glänzende künstlerische Tradition trotz des eingeborenen Banausentums gebiete, zum Mittelpunkte der neuen Allkunst gestalte, zur Zentralsonne am Himmel der neuen Menschheitspoesie.

Und Richard Wagner hielt seinen Einzug. Und mit ihm kamen Hans v. Bülow und der Architekt Semper. Schulen wurden reorganisiert und neubegründet, Pläne entworfen, Ziele abgesteckt, die leitenden Männer aus ihren Stellungen entlassen und durch junge Kräfte ersetzt, eine neue Kunst-Ära brach an, über die das Dreigestirn Wagner-Bülow-Semper leuchtete.

Wie Hof und Stadt die Kunde vernahmen, der einsame König sei der Freund des revolutionären Hidalgo, des Umsturzkünstlers geworden, und alles in Dichtung und Politik, in Kunst und Leben werde hinfort auf den neuen Ton gestimmt, und niemand vermöge mehr das Geringste über den Willen des Monarchen außer diesem gefährlichen Menschen, der seither, ein Geächteter, durch Europa geirrt: welche giftigen, niedrigen Instinkte krochen da zu Tag! Dummheit und Bosheit der einen verbanden sich mit der Furcht und dem Neid der andern, und die alten gekränkten Wortführer der Litteratur, Musik und Politik von gestern verschworen sich mit ihnen zu Eidgenossen wider den König und den Freund, der die letzten kümmerlichen Reste ihrer angestammten Nutznießungen so schlimm bedrohte.

Und auch in den Sakristeien und klerikalen Redaktionsstuben und Adelskasinos rüstete alles zum Kreuzzug wider den schrecklichen Kunsttürken, als gälte es, die allerchristlichste Majestät aus den Krallen des Teufels zu retten.

„Er hat den König behext!"

„Er thut neue Ketzerschulen auf und besetzt sie mit seinen Kreaturen!"

„Er will sich Paläste bauen lassen und Feststraßen und auf der Isarhöhe sogar einen eigenen Kunsttempel für seine Aftermuse!"

„Er treibt den jungen König in Wahnsinn und Schulden!"

„Er schmäht den Hof, entehrt das Land, kehrt das Unterste zu oberst!"

Erst versteckt, heimtückisch, in der Verborgenheit von tausend Winkeln und Hintertreppen, mit Pamphleten und Pasquillen und Spottliedern begann die große Aktion, und alle Buschklepper und Stegreifritter schlichen herbei und boten ihre Dienste zur Rettung des Staates, des Königtums und der Moral. Dann, als das Werk der Majestät im Theater aufstieg gleich einem Zauberfrühling, der in göttlicher Entfaltung aus dem Eise des Winters hervorbricht: ein Schauspiel, nichts Dagewesenem vergleichbar, so überwältigend neu, so seelenweitend: da stampfte die Hetze ohne Scham und Scheu die letzten Schranken nieder und umdrohte den König und aus dem Kapplerbräu in der Promenadestraße wie aus der Augsburger Redaktionsstube der gelehrten „Allgemeinen Zeitung" brüllte die Klage auf Verrat des Allerheiligsten über Stadt und Land.

„Über die Grenze mit dem Anstifter allen Unheils, fort mit ihm und seinen Spießgesellen! Wie räudige Hunde jagt sie fort, diese fremden Abenteurer!"

Und der junge König erschrak und griff sich an den Kopf. Wer war er denn? Was wollten diese Tobsüchtigen? Wessen Wille galt in seinem Reiche?

Er berief seinen Kronrat: „Erklärt mir doch —!“

Und es wurde ihm mit scheuen Blicken, diplomatischen Gesten, umständlich ausweichenden Reden geantwortet. Da riß ihm der Faden der Geduld.

„Die Wahrheit will ich wissen!“ rief er mit Donnerstimme. „Keine Flausen!“

„Wenn Majestät befehlen — jawohl, es ist Gefahr im Verzuge, der Friede des Landes fordert ein rasches Opfer.“

Und der geängstigte König beriet sich mit dem Freunde — und das Opfer wurde beschlossen. Also wieder hinaus, über die Grenzen des ungastlichen Reiches, in die Fremde, ins Ungewisse.

„Siehst du, Meister, das ist die Macht der Krone. Die arme Krone! Trauriges Volk, das keine neue Größe und Schönheit verträgt!“

(Fortsetzung folgt.)



Die Sozialdemokratie und die bürgerlichen Parteien in Deutschland.

Von Theodor Brix.

(Schöneberg-Berlin.)

Von Zeit zu Zeit richten offiziöse Blätter und Blätter der sog. staatserhaltenden Parteien an das Bürgertum die Mahnung, im Kampf gegen die Sozialdemokratie zusammenzustehen. Man solle, so heißt es, die Gegensätze zwischen den bürgerlichen Parteien um des viel größeren Gegensatzes willen, der zwischen allen bürgerlichen Parteien und der Sozialdemokratie bestehe, vergessen. Die Sozialdemokratie verfolge so gefährliche Bestrebungen, wie keine andere Partei. Sie zu bekämpfen, müsse die Hauptaufgabe der inneren Politik sein. Alle Gegner der Sozialdemokratie sollten sich vereinigen, um das große Ziel, die Sozialdemokratie unschädlich zu machen, zu erreichen.

Diese Darstellung ist nur teilweise richtig. Die Sozialdemokratie erstrebt eine so gründliche Umwälzung der bestehenden staatlichen und gesell-

schaftlichen Ordnung, wie keine der anderen Parteien sie will. Darum kann man wohl sagen, daß zwischen ihr und den bürgerlichen Parteien ein schärferer Gegensatz besteht, als zwischen diesen Parteien unter einander. Aber man hat sich seit Jahren daran gewöhnt, den Bestrebungen der Sozialdemokratie, so weit sie sich auf die Herstellung eines Zukunftsstaates nach ihrem Ideal beziehen, nur theoretische Bedeutung beizulegen. Niemand glaubt daran, daß die Sozialdemokratie in kurzer Zeit die Macht gewinnen könnte, diesen von ihr erträumten Zukunftsstaat herzustellen. Es ist anzunehmen, daß sogar viele Anhänger der Sozialdemokratie an der Ausführbarkeit dieser Pläne zweifeln und überhaupt den sozialistischen Zukunftsstaat nicht als das höchste staatliche Ideal betrachten. Sie sind der Sozialdemokratie beigetreten, weil die Haltung dieser Partei und ihre praktische Mitarbeit an der Gesetzgebung ihnen unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen zusagt. Diese praktische Beteiligung an der Gesetzgebungsarbeit hat auch das Urteil vieler Anhänger der bürgerlichen Parteien über die Sozialdemokratie beeinflußt. Sie geben sich mit Bezug auf die Zukunftspläne der Sozialdemokratie einer gewissen Sorglosigkeit hin. Es ist auch schon die Ansicht ausgesprochen worden, daß die Sozialdemokratie sich gemausert habe und eine Reformpartei geworden sei. Das mag übertrieben sein, und man darf gewiß die Sozialdemokratie nicht als harmlos ansehen. Aber es ist unvermeidlich, daß das Verhalten der Sozialdemokratie in der Gegenwart mehr beachtet wird, als ihr ziemlich verblaßtes Zukunftsideal.

Dies Verhalten der Partei steht eigentlich mit ihren Zukunftsplänen im Gegensatz. Wer den „großen Kladderadatsch“ herbeiführen will, dürfte nicht die Zustände zu bessern suchen. Denn er muß befürchten, daß die Unzufriedenheit, die auf den Umsturz des Bestehenden hindrängt, durch die Verbesserungen geschwächt wird, daß die Anhänger der Umsturzbestrebungen es lernen, sich mit den bestehenden Zuständen als leidlich und erträglich abzufinden. Die Sozialdemokratie verfährt nicht nach solchen Grundsätzen. Sie sucht für die arbeitenden Klassen zu erlangen, was den Umständen nach von der Gesetzgebung zu erlangen ist. Sie giebt sich — einstweilen, wie man im Sinne dieser Partei sagen muß — mit Abschlagszahlungen zufrieden. Sie kann dabei aber nicht hindern, daß, mögen auch radikale Vertreter sozialistischer Anschauungen sich gegen solche Folgerungen sträuben, viele ihrer eignen Anhänger ihr Programm mehr nach den Leistungen in der Gegenwart beurteilen, als nach den noch immer festgehaltenen Zukunftsplänen. Die Sozialdemokratie ist gezwungen, so zu verfahren, selbst auf die Gefahr hin, daß die Umsturzbestrebungen an Kraft verlieren könnten. Sie würde ihrem Programm die Werbekraft rauben, wenn sie die Massen, die ein heißes Verlangen nach Besserung ihrer Lage hegen, fort und fort

mit Hoffnungen auf eine in nebelhafter Ferne liegende Zukunft vertrösten wollte, ohne in der Gegenwart bei praktischen Verbesserungen mit Hand anzulegen. Die Theorie, daß man durch Verschlechterung der Zustände die Unzufriedenheit künstlich nähren solle, um dadurch eine gründliche Umwälzung, die zu durchgreifender Besserung führen werde, vorzubereiten, ist viel zu spitzfindig und fein ausgeklügelt, um das Empfinden der Massen befriedigen zu können.

Was folgt nun hieraus für diejenigen Anhänger der bürgerlichen Parteien, die davon überzeugt sind, daß die unteren Volksklassen ein wohlbegründetes Recht auf Förderung ihrer Interessen durch die Gesetzgebung haben? Sie sollten das Verhalten der Sozialdemokratie hauptsächlich daraufhin prüfen, ob es diesem Zweck entspricht. Sie sollten sich nicht scheuen, eine Gemeinsamkeit der Bestrebungen mit der Sozialdemokratie in allen den Fällen anzuerkennen, wo ein Zusammenwirken mit ihr auf dieser Grundlage für sie angezeigt ist. Denn, ob das paradox klingen mag, indem diejenigen Anhänger der bürgerlichen Parteien, die wahre Volksfreunde sind, so den Sozialdemokraten die Hand zum Bunde reichen und einzelne Bestrebungen mit ihnen in Gemeinschaft fördern, bekämpfen sie die Sozialdemokratie auf die wirksamste Weise, die es giebt. Es wurde oben schon darauf hingewiesen, daß die Sozialdemokratie eine Politik treibt, die sie konsequenterweise nicht treiben dürfte. Was der Unzufriedenheit Abbruch thut, vermindert die Gefahr einer gewaltsamen Umwälzung des Bestehenden.

Auch ist es ja von dem Zeitpunkt an, wo die sozialistische Bewegung zu einer ernsten Gefahr wurde, ziemlich allgemein anerkannt worden, daß ein wirksames Streben für das Wohl des Arbeiterstandes das beste Mittel sei, dieser Gefahr zu begegnen. Die zur Zeit in Deutschland herrschenden Parteien aber sind von diesem Grundsatze längst abgewichen und, so weit sie sich noch dazu bekennen, entspricht doch ihr Verhalten in der Praxis demselben keineswegs. Sie verachten entweder die in der sozialistischen Bewegung liegende Gefahr gänzlich oder sie halten die Anwendung von Gewaltmaßregeln für das geeignetste Mittel zu ihrer Bekämpfung. Das Bewußtsein sozialer Pflichten ist ihnen abhanden gekommen. In unserer Gesetzgebung, die das Werk der Regierung und der Mehrheitsparteien ist, hat die Standesselbstsucht der Agrarier längst die Herrschaft über das Gerechtigkeitsgefühl gewonnen. Die agrarische Politik ist geradezu arbeiterfeindlich, und die echten Agrarier legen auch keinen Wert mehr darauf, dies zu verbergen, während andere Politiker, die ihnen Hilfe geliehen haben, bei der Verleugnung arbeiterfreundlicher Grundsätze doch wenigstens eine gewisse Schamhaftigkeit zeigen. Die Agrarier bekennen sich offen zu dem Grundsatz, daß die Verpflichtung der Fürsorge für den notleidenden Land-

mann, d. i. Großgrundbesitzer, hoch über der Pflicht der Arbeiterfürsorge stehe. Wenn es den Agrariern gelingen sollte, durch die jetzigen Wahlen ihre Macht noch zu verstärken, so würde der Einfluß dieser einseitigen Richtung auf die Gesetzgebung noch entschiedener hervortreten.

Damit aber sind nicht bloß die Interessen des Arbeiterstandes, sondern auch die weiter außerhalb des Arbeiterstandes stehender Volkskreise bedroht. Der Kampf gegen die Handelsvertragspolitik, den die Agrarier so energisch führten, bedroht die Existenzbedingungen der großen Mehrzahl des arbeitenden und schaffenden Volkes. Mit der sozialen und wirtschaftlichen Seite der Frage aber hängt auch die politische eng zusammen. Die Agrarier suchen unser Wirtschaftsleben zurückzuschrauben. Sie verleugnen keck die arbeiterfreundlichen Grundsätze, deren Befolgung dem aufgeklärten Politiker als ein notwendiges Erfordernis der gesetzgeberischen Thätigkeit gilt. Sie sehen auch in der politischen Reaktion ihre natürliche Bundesgenossin; Rücksichtslosigkeit gegen Volksinteressen und Volkswünsche ist das Kennzeichen der politischen Reaktion; in eben derselben Denkart findet die Politik wirtschaftlicher Sonderinteressen ihre Stärke. Das Bemühen, veraltete Anschauungen von der Würde und Stellung der Monarchie wieder zu beleben und den Konstitutionalismus zu einem bloßen Schein herabzudrücken, steht im innigsten Zusammenhang mit dem Bemühen, für eine bevorzugte Minderheit auf Kosten der Gesamtheit Vorteile von der Gesetzgebung zu erlangen.

Diese Politik kann den ihr beigelegten Namen einer staatserhaltenden Politik nicht mit Recht beanspruchen; sie dient vielmehr zur Bestärkung der sozialen Unzufriedenheit und damit zur Steigerung der Umsturzgefahr. Die Sozialdemokratie wäre im deutschen Reich schwerlich so sehr erstarkt, wenn nicht die Gesetzgebung und die Politik der herrschenden Parteien ihr zur Hilfe gekommen wäre. Denn es ist ja ganz begreiflich, daß dieser Gegensatz zwischen Worten und Thaten die arbeitenden Klassen aufbringt. Der Theorie nach hat die Regierung sich öfter zu den arbeiterfreundlichen Grundsätzen der Gegenwart bekannt. Durch ihr Verhalten in der Praxis aber bestärkt sie den Standeshochmut und leistet Bestrebungen Vorschub, die mit jenen Grundsätzen unvereinbar sind. Die hohen Gesellschaftskreise, deren Anschauungen unsere Regierungspolitik beherrschen, haben zu wenig Verständnis für die Empfindungen des Volkes. Sie fühlen sich im Besitz der Macht sicher und glauben die wachsende Unzufriedenheit verachten zu können. Sie bedenken nicht, daß die Stimmung des Volkes eine geistige Macht ist, die man auf die Dauer nicht mit äußeren Machtmitteln wirksam bekämpfen kann. Unter solchen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß die sozialistischen Anschauungen ansteckend wirken auf viele, die außerhalb der Sozialdemokratie stehen. Diese Partei steht im schärfsten Gegen-

satz zur Regierung; sie ist nicht durch irgend welche Rücksichten nach oben hin behindert, vielmehr stärkt der Kampf gegen die Regierung ihre Popularität in den Volkskreisen, in denen sie hauptsächlich ihren Anhang sucht. Viele ehrliche Volksfreunde aber, welche die sozialistischen Zukunftsträume als Hirngespinste betrachten, können sich doch nicht verhehlen, daß die Sozialdemokratie in diesem Kampfe wahre und richtige Gedanken vertritt. Sie kämpft für soziale Gerechtigkeit gegen Standesselbstsucht, für Volksinteressen gegen Standesinteressen, für den großen modernen Gedanken der Gleichberechtigung, dessen Bedeutung viele kurzsichtige in Vorurteilen befangene Politiker im heutigen Deutschland verkennen. Sie hat volles Verständnis für die Verwerflichkeit der politischen Reaktion, während man das von jenen Politikern nicht behaupten kann.

Diese Fragen gewinnen besondere Bedeutung dann, wenn es sich darum handelt, bei den Wahlen, namentlich bei den Stich- und Nachwahlen, das kleinere Übel zu wählen. Das gegenwärtig in Deutschland bestehende Regierungssystem findet seine Stütze nicht nur an der Selbstsucht und Herrschsucht der Agrarier und Konservativen, sondern auch an der Schlaffheit und politischen Lauheit weiter Kreise des Bürgertums, an der Neigung vieler, eine sogenannte vermittelnde Stellung einnehmender Politiker und Volksvertreter, der Regierung und den Agrariern Zugeständnisse zu machen. Diese Gefügigkeit scheint keine Grenzen mehr zu kennen und bei der schwächlichen Haltung der Regierung liegt die Gefahr nahe, daß aus der Wahlurne eine Mehrheit hervorgehen wird, welche bereit ist, auf die extremen Forderungen der Agrarier, denen bisher die Gesetzgebung widerstand, einzugehen. Es schien zwar vor kurzem, daß das deutsche Volk sich zu einem kräftigeren Widerstand gegen die agrarischen Bestrebungen ermannen wolle. Die Parteien schienen sich in zwei große Gruppen für und wider die agrarische Interessenpolitik zu spalten. Und nach der Zahl der Unterschriften, welche die beiden Aufrufe für und gegen die Sammlungspolitik gefunden haben, sollte man meinen, daß die Gegner der Agrarier im Lande weit stärker seien, als ihre Anhänger. Leider ist von vielen Unterzeichnern des gegen die Agrarier gerichteten Aufrufs, wie auch von vielen dieselben Ansichten vertretenden Wählern nicht zu erwarten, daß sie sich zu einer wirksamen Bekämpfung der Agrarier entschließen werden.

Die Zahl der sozialdemokratischen Abgeordneten im Parlament ist kein untrüglicher Maßstab für die Stärke der Partei im Lande. Bekanntlich ist wegen der ungleichen Einteilung der Wahlkreise und der Haltung der bürgerlichen Parteien bei den Wahlen die Sozialdemokratie im Reichstag viel schwächer vertreten, als ihrer Stärke im Lande entsprechen würde.

Die Besorgnis vor der Zunahme sozialdemokratischer Abgeordneten im Reichstag richtet sich auf ein sehr äußerliches und irreführendes Zeichen. Wer sich von dieser Besorgnis leiten läßt und danach bei den Wahlen verfährt, sucht damit nur den äußeren Schein einer Zunahme der Sozialdemokratie zu vermeiden. Denn wer als Anhänger der bürgerlichen Parteien für einen Kandidaten der Sozialdemokratie als das „kleinere Übel" stimmt, tritt damit nicht zu dieser Partei über. Wir haben in Deutschland genug gehabt von der thörichten unverständigen Sozialistenfurcht, die in tendenziöser Weise die Gefahr der Umsturzbestrebungen übertreibt, um die Forderung schärferer Unterdrückungsmaßregeln damit begründen zu können, während sie die durch Ungerechtigkeit der Gesetzgebung heraufbeschworene Gefahr verkennt. Wir haben auch genug von der falschen Schamhaftigkeit, die sich davor fürchtet, der grundsätzlichen Oppositionslust oder der Hinneigung zur Sozialdemokratie geziehen zu werden, und aus diesem Grunde der Ungerechtigkeit der Gesetzgebung eine indirekte Unterstützung gewährt. Die Agrarier und Konservativen bauen auf diese Stimmung und wissen, welche Stütze ihrer Bestrebungen sie daran haben. Sie selbst würden sich nicht scheuen, die Unterstützung der Sozialdemokratie anzunehmen, wenn sie ihnen gewährt würde. Ja, es ist schon vorgekommen, daß sie aus Haß gegen den Liberalismus einem Sozialdemokraten zur Wahl verholfen haben, obgleich vernünftige Gründe zur Rechtfertigung dieses Verfahrens nicht angeführt werden konnten. Denn niemals kann für den Konservativen der Sozialdemokrat im Vergleich mit dem Liberalen als das „geringere Uebel" gelten. Bei der heutigen Macht der Agrarier und Konservativen aber gebietet der Trieb der Selbsterhaltung allen Gegnern dieser Parteien, sich zusammenzuschließen. Der sozialistische Staat ist ein Zukunftstraum. Der Staat, in dem die Agrarier die Herrschaft führen, ist eine traurige Wirklichkeit; nur bedürfen die Agrarier eines weiteren Machtzuwachses, um ihn ganz nach ihrem Wunsch auszubauen. Es ist aber höchst bezeichnend, daß die meisten der Blätter, die auf Seiten der „Gegensammlung" stehen, über das Verhältnis zur Sozialdemokratie bei den Wahlen Stillschweigen beobachtet haben. Wird denn wohl der „Kampf gegen das Junkertum" mit der nötigen Energie geführt werden?



Zwei Münchener Dichterinnen.

Ernst Rosmer und Helene Böhlau.

Von Theodor Lessing.
(München.)

I.

Etwas Frohes, Jugendliches, Frühlinghaftes steckt in der modernen Frau. Großer Mut, heiliger Zorn, glühende Begeisterung. Eine Begeisterung, die selbst nicht recht weiß, wohin sie steuert, aber darum gerade ist sie erfüllt von Hoffnung und von Zuversicht.

Überreich ist das unabsehbare Reich der Zukunft an tausend erhabenen Möglichkeiten und die moderne Frau ist noch ein Geschöpf von gestern. —

Es ist wahrlich nicht zu viel, wenn man mit Frau Laura Marholm, der letzten großen Reaktionärin des Frauenkampfes, von einer „Entdeckung des Weibes" redet.

Die Frau steht wirklich erst heute im Begriff, sich selber zu finden, zum Selbstbewußtsein und zur Würde des Selbstbewußtseins zu gelangen. — Bisher war sie — und zwar mit Recht — sexus sequior; der Mann gab ihr ihren Wert, ihre Maßstäbe und ihre Weltanschauung.

Ein ganz einseitig auf die Sinnlichkeit des Mannes zugestutztes Ideal von Weiblichkeit ward der Frau als Muster vorgehalten und indem sie Jahrhunderte lang diesem Vorbild nachzukommen suchte, verkümmerten in ihr tausend geistige Bedürfnisse und Kräfte bloß darum, weil „man" (d. h. der Mann) behauptete, ihre Entfaltung sei unvereinbar mit dem Wesen der weiblichen Psyche.

Der Mann aber liebt in der Frau nur das Weib und die Gattung, nicht die Besonderheit und die Persönlichkeit, während die Frau bei geringerer Sinnlichkeit in ihren Neigungen individueller und kapriziöser ist.

Unter dem Zwange schablonenhafter Begriffe waren Originalitäten bislang in der Frauenwelt große Seltenheiten. — Altertum und Mittelalter, ja selbst die Zeit der Renaissance, die so reich an eigenwüchsigen Persönlichkeiten ist, kennen nur ganz vereinzelt hervorragende Frauen, die der Welt noch etwas anderes zu offenbaren hatten, als Hausfrauen- und Muttertugenden. Und diese wenigen weiblichen Genies, die die Geschichte des Geistes nennt, zeigen obendrein eine fatale Hinneigung zum mannweiblichen Typus.

Erst in unserer Zeit bewies die Frau, daß ihre geistige Selbständigkeit und Unabhängigkeit, ja die Entwicklung der selbstherrlichen Persönlichkeit möglich sei, ohne Verleugnung jener Eigenschaften und Pflichten, die der

geschlechtliche Bimorphismus und das Gesetz der Arbeitsteilung dem Weibe zuweist und trotz aller modernen Emanzipationsgelüste ewig zuweisen wird. Ja, es zeigt sich, daß nach Abschüttelung aller konventionellen und formellen Begriffe von Weiblichkeit aus dem Mutterboden weiblicher Instinkte eine Kunst und Poesie hervorblühen kann, die ganz unabhängig von der Geisteswelt des Mannes eigene neue Bahnen sucht und vor der auch die größten Weiberhasser von Euripides bis Schopenhauer den Hut ziehen müssen.

II.

Unter der Legion von schreibenden Frauen, die heute in Deutschland für Unterhaltungsstoff sorgen, finden sich manche, die wirklich etwas zu sagen haben und aus jenem Urquell schöpfen, aus dem nur Eingeweihten und Hirophanten zu trinken vergönnt ist.

Maria Janitschek, Alberta von Puttkamer, Isolde Kurz und einige andere sind Poeten, wie deren die jüngste Generation nicht übermäßig viele aufweisen dürfte. Weitaus die bedeutendsten und eigenartigsten unter den heute schreibenden Frauen sind aber zwei Künstlerinnen, die beide in München residieren: nämlich Ernst Rosmer und Helene Böhlau.

Was beiden gemeinsam ist, das ist zunächst der heilige Ernst, mit dem sie ihre Feder führen, und der ihnen gelehrt hat, daß die Kunst kein Beruf und keine Unterhaltung sei, sondern eine Berufung und ein Verhängnis.

Vor wenigen Jahrzehnten noch fand das weibliche Publikum, das damals eigentlich das einzige lesende war, die Befriedigung seiner geistigen Bedürfnisse bei Schriftstellerinnen wie Frau Marlitt oder Fräulein Werner. Heute behandelt die gebildete Frau solche Romanarbeiten mit einer vielleicht etwas erzwungenen Geringschätzung, denn vom poetischen Standpunkt sind schließlich derartige Fabulier- und Erzählertalente mit ihrer köstlichen Unberührtheit von zersetzenden und ablenkenden Geistesfragen schließlich ebensoviel wert, als die meisten von denen, die in sozialen, philosophischen und ästhetischen Problemen brillieren. Bekannte doch sogar Gottfried Keller, bei Frau Marlitt „viel gelernt zu haben".

Daß aber in dem Geschmack der Frauen heute wirklich eine Umwandlung vor sich ging, das zeigt, daß Schriftstellerinnen wie die Böhlau und Rosmer heute die stärksten Erfolge davontrugen und geradezu Lieblinge des Lesepublikums geworden sind.

Beide aber sind zweifellos Charaktere von eigenartigem und interessantem Gepräge. Beide stehen abseits und beide haben ohne Verlust an ihrer vornehmen Weiblichkeit einen ganz intimen Stil und eine selbständige Auffassung der Welt aus sich entwickeln dürfen.

Der Stil der Böhlau hat, wie man an ihren über viele Jahre verteilten Romanarbeiten beobachten kann, sich erst allmählich entwickelt und von allem Schablonenhaften frei gemacht. Ihre frühesten Novellen fielen leicht in einen süßlich koketten Stil und ihre späteren Novellen streifen oft noch an jenen konventionell blasierten und schöngeistig litterarischen Ton, der oftmals selbst bedeutende Arbeiten aus der Schule Paul Heyses und Frau von Ebner-Eschenbachs unleidlich macht. —



Ernst Rosmer.

In ihren besten Arbeiten dagegen, zumal in ihrem Meisterwerke, dem wunderbar schönen „Rangierbahnhof" (Berlin, F. Fontane & Co.), fand sie eine ganz persönliche, ihr selber zugehörige Form, eine Form, in der etwas vom poetischen und vom hellenischen Geiste lebendig ist, und die ihr Erzählertalent den Talenten unserer Fontane, Storm und Keller verwandt macht.

Hier offenbart sich eine Selbständigkeit der Weltanschauung und des Menschenerfassens, wie seit George Sand sie kaum eine Frau bewiesen hat, und bei alledem eine bewunderungswerte Unabhängigkeit von allen Markt- und Modeworten, ein kühnes Autodidaktentum und der Mut, selbständig Geschautes in selbsteigenen Worten zu sagen.

Als beste Eigenschaft aber offenbart jede Zeile dieser Romane eine unendlich weite Menschenliebe, eine edle Milde, die — völlig frei von allen moralischen Wertschätzungen — alles verstehend, alles verzeiht und sich manchmal zu einem eigenartigen, weltbelächelnden und weltverklärenden Humor erhebt, wie denn überhaupt das Naturell dieser Schriftstellerin vorwiegend sanguinisch ist mit einer leisen Anlage zu melancholischer Entsagung.

Immer wieder bricht aus der Versunkenheit ihrer buddhistischen und weltüberwindenden Ideale dieser weimaranische Frohsinn, diese Gabe kindlicher Lebensfröhlichkeit und spielender Leichtigkeit hervor.

Komplizierter und maskierter ist der Stil wie das Naturell Ernst Rosmers. — Die Leichtigkeit und hellenische Lebensfröhlichkeit scheint ihr fremd zu sein, und da, wo sie Humor entfaltet, verrät sie mehr satirisches Wollen und scharf verständiges Erkennen, als seelische Ungebundenheit. —

Sie erscheint in ihren Schriften als eine schwere, beinah scheu sich versteckende Seele, die durchaus nicht leicht zu erkennen ist und sich selber vielleicht am wenigsten kennt, als ein vorwiegend cholerisch-melancholisches Naturell von unendlicher Zartheit und seelenvoller Tiefe.

Es ist gar keine Frage, daß ihr Stil häufig „kakozelisch" ist (d. h. darauf ausgeht „schön" zu sein); aber selbst da, wo sie künstlich wird, wird sie fast nie geschmacklos. — Ihrer Sprache gelingen oft Wortprägungen von berauschender Schönheit und Prägnanz; zumal in ihrem Meisterwerke, dem entzückenden Märchenspiel von den „Königskindern", finden sich Wendungen von überraschender Seelenschönheit. — Es mag sein, daß diese Sprache von der Richard Wagners beeinflußt wurde, ist doch der bekannte Musiker Heinrich Porges, der begeisterte Interpret Wagners, Ernst Rosmers Vater — indessen ist diese archaisierende Neigung bei Ernst Rosmer mehr als ein bloßer Tick; es ist wirklich die Maske, die ihr am schönsten und kleidsamsten paßt.

Sie bildet Worte, die durchaus eine Bereicherung des Sprachschatzes sind; so benützt sie Wendungen wie „einbrusten" = sich einen falschen Busen machen, „waldwild", „müdekrank", „ein Siebentag fröhlich = alle sieben Tage fröhlich, „reifesattes Getreide" (in dem wunderschönen Märchen vom Bauern und dem Prinzeßchen), „tugendflach", „die Menschen ameisen" = drängen sich wie Ameisen, „siebengescheit", „mein seidensponnenes Hemde", „bin so sommerschläfrig", „zinnende Burgen" = Burgen mit Zinnen; „er besitzt keinen Pfennignagel", „Edelbrust", „liebheilige Einfalt", „bettelgebückt", „Wegemäuler" oder „Staudenhechte" = Landstreicher.

Alle die Wendungen sind wunderbar schön und frisch dem Urquell der Muttersprache entschöpft.

Outrierter ist die Bezeichnung „Hühnerfrühtag" für Morgen oder „Vogelruhe" für Abend, „Bund" für Gürtel, „Rauden" = Blasen, „Flammenspacher" = Köhler, „Schaffel" = Trog und die Verwendung von männiglich, sintemalen, dieweilen, jeweilen rc.

Dagegen sind von geradezu überwältigender Schönheit Wendungen wie: „Mein Fuß kühnte über Abgründe hinweg", oder „Das Wasser eist, die Erde greist", oder „Ich kenn ihn wohl und bin ihm kühn", oder „Einst küßtest du mich mit Sommerlippen", oder „Nun muß ich mich weiter mühn" = schleppen, oder

„Du Tagholde, du Nachtsüße,
Rosenerschlossen
Muß ich es lassen,
Daß Hunger und Frost dich zu Grabe blassen." u. s. w.

Alle diese Wendungen lassen sich nicht erfinden, sondern nur erleben. So sei auch noch an eine Reihe intimer Züge erinnert, die der beiden Dichterinnen Echtheitszeichen sind und geheime Freimaurerzeichen, durch die sich die Eingeweihten der Geister untereinander zu kennen pflegen.

Ein solches Schönheitsmal ist in den „Königskindern" die Geschichte von dem Brote, das die Hexe verflucht und die Gänsemagd segnet und das den beiden Fürstenmenschen den Tod bringt, indes das Mädchen die wunderbaren Worte spricht: „Ich kann nicht sterben, denn ich liebe dich"; ferner solche Züge, wie der des käfersuchenden Richard, der dem Meister Smith heulend all seine ausgestopften Würmer bringt als das Köstlichste, das er für seinen Vater opfern kann; oder wenn die Frau Ritter, als sich ihr im Konzertsaal ein häßlicher Schmetterling auf die Nase setzt, entsetzt ausruft: „Herr Gott, Richard", weil sie nämlich überzeugt ist, daß alle derartigen Viecher von ihrem Sohne herrühren. —

Ein solcher Zug ist im „Rangierbahnhof" die wundervolle Geschichte von dem Weihnachtskarpfen, der so schön ist, daß die herrliche Olly ihn nach acht Tagen zum Ärger ihres Pateutmeyer in die Isar hinausträgt, um ihn freizugeben, wobei sie und der Karpfen sich den Tod holen. — Ein solcher Zug ist in dem hübschen Kabinettstück von den „Verspielten Leuten" die Schilderung der suppenessenden Philisterfamilie, oder in den „Alten Leuten" die Geschichte vom „harmonisch entwickelten Käschen", oder in den „Ratsmädelgeschichten" der reizende Bericht vom alten Rat, der sich heimlich einen Garten kauft, und, um Ruhe zu haben, jedes weibliche Wesen, das den Garten betritt, überfällt und abküßt. Nur hätte diese Geschichte noch lustiger gewandt werden können, wenn infolge dieses Kußungeheuers alle Frauen und Mädchen Weimars statt den Garten zu fliehen, erst recht dort erschienen wären, was übrigens jedem Kenner des schlaueren Geschlechtes auch — natürlicher erscheinen dürfte.

III.

Keine größere Naivetät kenne ich als jene, die arglos aus dem Charakter der Kunstwerke Rückschlüsse auf das Wesen des Dichters wagt. —

Künstler schaffen niemals ihr Leben, sondern ihres Lebens Ideal; ihre Schöpfung ist weniger das Offenbaren ihres Selbst, als sein Verschönern, Vergolden, Vervollständigen. Die Tendenz zum Gegenich ist eines der großen Grundgesetze dichterischen Schaffens.

Wer das einmal erkannt und ergriffen hat, wird nicht anstehen, hinter dem starkgeistigen, starkwortigen, beinah männlichen Gebaben Rosmer'scher Dramatik eine unendlich zarte, hilflos sensitive Frauenseele zu suchen, hinter dem weiblich hingebenden, opferfreudigen und seelenvollen Wesen Böhlau-scher Romane dagegen einen selbständig starken, energischen und männlichen Frauengeist.

Der naive Kritiker würde von Unwahrheit und Lüge fabeln, wenn er nicht in der Verfasserin von „Wir drei" und „Dämmerung" eine Lady Macbeth, in der Schöpferin der „Olly" und der „Ratsmädel" ein Gretchen-seelchen, einen Opheliatypus sehen dürfte. Dem Psychologen muß gerade umgekehrt das Männliche, Robuste und Starksinnige in Helene Böhlau die Erklärung für die zärtliche Innerlichkeit ihrer Gestalten abgeben; Ernst Rosmer dagegen wird sich aus echt weiblichem Anlehnungsbedürfnis gern von männlicher Stärke berauschen lassen und ein mimosenhaft subtiles Zartgefühl hinter geschriebenen Kraftausdrücken verbergen. —

Wie denn stellen die beiden die Frau dar?

Alle Frauen bei Ernst Rosmer warten darauf, erobert zu werden, und all ihre Dichtungen sind Lobgesänge auf die Kraft zu dieser Eroberung.

Alle Frauen bei Helene Böhlau dagegen sehnen danach, sich opfern zu dürfen und all ihre Dichtungen sind Hohelieder der Kraft zur Opferung.

Wie aber das Erkennen der Richtigkeit des Realen nur einem gefahr-voll leidenschaftlichen Naturell möglich ist, so deutet das Ideal der Ent-sagung und Hingebung auf trotzige Energie, ja auf Härte hin.

So ist Helene Böhlau die gute Schülerin Schopenhauers, Ernst Rosmer scheinbar eine gute Leserin Nietzsches gewesen. Diese hat eine aus-gesprochene Sympathie für alle menschlichen Aktivitäten (weswegen ihr auch das Drama eine angemessene Form ist), jene ist mehr in ihrem Eigenwesen als in ihrem Schriftwesen eine „gute Europäerin"; ihre Ideale wurzeln im Boden Asiens und ihre Helden besitzen die passive Größe der Leidenden. — Cum grano salis darf man sagen, daß Ernst Rosmer einen männ-lichen Kopf besitze und ein weibliches Herz, Helene Böhlau einen weiblichen Kopf bei einem männlichen Herzen. —

In den Schriften Helene Böhlaus sind es wesentlich Eigenschaften des Temperamentes und Herzens, die ein ungemein sympathisches, hochgestimmtes, wunderbar adliges Menschenbild ergeben, bei den Dramen Ernst Rosmers aber ergreift weniger überströmende Wärme und edle Affektivität, als un-endliche Zartheit und Seelenfeinheit der Empfindung.

Beiden gemeinsam ist ein erfreulicher Zug zur Romantik; in den Novellen Böhlaus wie Rosmers erscheint die wirkliche Welt durchaus in einem märchenhaften, verzauberten, unwirklichen Duft, auch sind ihre Vor-

würfe überall, wo sie sich zur Poesie erheben, durchaus „unmodern". Nur da, wo sie Fehler machen, sind sie alle zwei „modern"; und dem Glücksgeschenke dieser ihr Dichtertum unberührenden Fehler verdanken sie ihre Erfolge. —

Daß sie mit ihrem Kopfe unromantisch moderne Menschen sind, ist selbstverständlich; beide stehen inmitten von Problemen der Gegenwart, beide nehmen zu den Fragen des Lebens eine völlig freie, rationale und vorurteilslose Stellung ein; die Rosmer vielleicht eine noch verstandesmäßigere als die Böhlau, wie denn überhaupt in Ernst Rosmers litterarischem Profil der Zug großen Verstandes und pointierter Schärfe sehr vortritt, eine Eigentümlichkeit, die Dramatikern öfters eignet und ihnen mit Epigrammatikern gemein ist.

Was beiden versagt ist, das ist alle Lokalfarbe. Daß die Geschichten der „Ratsmädel" in Weimar, das „Recht der Mutter" in Rußland spielt, Ernst Rosmers „Te Deum" in München und ihr „Themistokles" im alten Hellas ist eigentlich ziemlich indifferent.

Bei beiden Kunstgrößen mögen persönliche Lebensschicksale Entwickelungseinfluß besitzen. Helene Böhlau wurde früh die Gattin eines der Schule Schopenhauers entwachsenen Philosophen. Diesem bewundernswert großen und vornehmen Manne opferte sie ihre Jugend; unter seiner Leitung begann sie ihre ersten Bücher zu schreiben, studierte sie Schopenhauer und Kant und später die Überlieferungen Buddhas und befestigte sie sich immer tiefer in der Überzeugung von der grenzenlosen Richtigkeit unserer empirischen Welt. Lebte sie doch Jahre lang im Orient und an der Seite dieses wunderbaren Geistes, der frei von Ehrgeiz und Eitelkeit ein spinozistisches Denkerdasein führt, an seinem Lebenswerke, einer „Kritik der Begriffe", arbeitet und — tischlert. — Ernst Rosmer aber, meines Wissens dem leichtlebigen Österreich entstammend, ward die Gattin eines durchaus im praktischen Leben wurzelnden, ungemein thätigen und wirksamen Mannes, der mit dem Lorbeer des berühmtesten Redners und gewiegtesten Verteidigers den des Kunstkritikers, des Lustspieldichters, des Essayisten zu vereinen vermag. — So steht zu vermuten, daß die Kasuistik und kritizistische Dialektik ihres Gatten den ohnehin stark rationellen Zug im Wesen Ernst Rosmers gestärkt hat; immerhin liegt hier auch eine Gefahr für ihr Poetentum.

Die Unterschiede beider Individualitäten könnte man teilweise vielleicht auch noch auf Rassencharaktere zurückführen.

Helene Böhlau verleugnet nirgend eine Herkunft aus wohlsolidiertem deutschen Bürgertum und eine echt germanische lyrisch-philosophische Gemüts- und Seelenhaftigkeit. Ernst Rosmer hingegen zeigt wieder mehrere Eigentümlichkeiten, die für die semitische Rasse kennzeichnend sind, Eigen-

tümlichkeiten, die gemeinhin nur Organisationstalente, d. h. Journalisten und Litteraten ergaben, in besonderer Mischung aber gerade die seltensten und wunderbarsten Dichternaturen.

Solche Analyse erklärt denn auch seelisch, warum gerade Ernst Rosmers Gestalten urdeutsch sind, von deutscher Gemütshaftigkeit, Kern- und Familienhaftigkeit, während Helene Böhlau eine Vorliebe hat für jenes Dämonische und Leidenschaftlich-Problematische, das im hohen Grade der semitischen Rasse eignet; weswegen das Mannideal der einen der Krieger, das der andern der Priester zu sein scheint.

IV.

Was bleibt von Menschen übrig und von Büchern, wenn man sie nicht mit Liebe und Wohlwollen betrachtet? — Die subjektive Bücherkritik des Tages, die im allgemeinen nichts anderes ist, als eine geistigere Form des Daseinskampfes, des Neides und der Bosheit, geht geflissentlich bei jedem Schriftsteller darauf aus, seine Menschlichkeiten, Schwächen und Grenzen zu ergattern. Und es ist ja ganz richtig, daß keiner von den Fehlern seiner Vorzüge frei ist, jedes Ding von fünfzig Seiten zu beleuchten ist und bei vielem Lichte sich auch viele Schatten finden.

Wollte man bei unsern Schriftstellerinnen die schwächeren Stellen ihres Schaffens beleuchten, so müßte man bei der Frage ansetzen, ob die von ihnen gewählte Form ein Gewand sei oder eine Haut.

Man würde behaupten können, daß weder Ernst Rosmer ein spezifisch dramatisches, noch Helene Böhlau ein ausgesprochen episches Genie besitze und die erwählte Form beider zwar die bequemste, nicht aber die notwendige sei.

Das, was in Helene Böhlau an Dichtertum steckt und ihr einen Platz unter den besten sichert, ist eine rastlose Sonnensehnsucht, Überhunger nach Leben, Glückessehnsucht, ungestümer Drang nach Schönheitsadel und Reinheit. Und der nur, dem Gegenwärtiges nie genug thut, erweist sich des Zukünftigen würdig.

Wenn nun auch Schillers Wort, daß der Romanschreiber nur Halbbruder des Dichters sei, zweifellos schief ist, so ist doch die heute verlassene poetische Form kein bloßes Appendix und Nebenbei, kein Behälter, in das man Gedanken und Stimmung gießt, wie man Wein auf Flaschen abzieht — sondern da erst, wo die Prosa nicht ausreicht, tritt poetische Entäußerung elementargewaltig ein und es ist ganz falsch, zu meinen, daß es bei einer Reproduktion des Lebens in metrisch oder tropisch gesteigerter Sprachform lediglich auf formales Dichtertalent und Erschulung formaler Virtuositäten ankäme.

Überhaupt läßt sich nie sagen, was Poesie sei, aber sehr leicht, was keine sei.

Hätte Helene Böhlau die Gabe, das, was sie potentiell überreich besitzt, formal dichterisch zu entäußern, so wäre sie mit ihrer George Sand und der Hahn-Hahn schwerlich nachstehender Begabung die erste deutsche Dichterin seit dem Tode der Droste-Hülshoff. — Das aber ist durch keine Energie und keine Selbstzucht zu erkaufen, und wenn man Sitzfleisch hätte wie Ernst von Wildenbruch und Verse machen lernte wie Ludwig Fulda. —

Dem analog ist auch die dramatische Form Ernst Rosmers so wenig ein Erlebnis, wie sie es bei Hauptmann ist. Diesen macht ein grenzenloses Mitleid zumal mit den Kleinen und Beladenen zum tragischen Poeten, jene eine subtile Kunst des Schauens und Begreifens. Wohl erkennt sie alle menschlichen Begierden und Motive, aber in ihrer Natur hat sie nicht den Schlüssel zu jeder Leidenschaft, ihrem Drama fehlt weder Hirn noch Nerv, wohl aber Blut, Galle, dramatische Impetuosität, die das Leben abthut, indem sie es fesselt im Käfig des Gedichtes. —

Ein sehr großer Verstand nämlich wird immer in der dichterischen Form gleichsam sein Gegenmittel und einen Schutz finden; es kommt dies auf dasselbe Problem hinaus, wie die sonderbare Thatsache, daß gerade die trockensten, ungeistigsten Naturen von allen Künsten am meisten die Musik begünstigen.

Übrigens dürfte Ernst Rosmern wohl eine Lyrik von ausgesprochener Eigenart zu Gebote stehen. Der Künstler in Rosmer offenbart sich in einer intimen Zartheit und sensitiven Schönheit, die durch keinen Verstand zu erschöpfen, geschweige zu erschaffen ist. — —

In dieser unendlich verfeinerten, nervös beweglichen Psyche ist es keineswegs ein Widerspruch, daß zur Weiblichkeit und Klugheit als drittes Moment eine sehr starke und realistische Sinnlichkeit hinzukommt. Diese kommt weniger in ihren Vorwürfen zum Ausdruck, als in der Art ihrer Charakterisierung, zumal in der Zeichnung ihrer Männergestalten; auch stammt ihre bedeutende Sprachprägnanz aus dieser Quelle.

Als Charakteristikum des Gegensatzes dieser beiden Individualitäten seien folgende Anekdoten beigebracht.

Ernst Rosmer erzählt irgendwo, daß sie schon als junges Mädchen Verse gemacht habe. Ihre Heldengedichte sandte sie an Journale und für das dafür empfangene Honorar kaufte sie sich — Puppen.

Helene Böhlau erzählt in einer Novelle, wie sie als Mädchen Tristan und Isolde gehört und dabei das Gefühl gehabt habe, irgend etwas ganz Unerhörtes, Kolossales verbringen zu müssen. In ihrem Seelenaufruhr sei sie endlich mit gewaltiger Selbstüberwindung zu dem Dichterpfarrer Julius Sturm gelaufen und habe — Beichte und Abendmahl genommen.

Dies ist für die beiden Persönlichkeiten kennzeichnend.

V.

Die Hauptfähigkeit Ernst Rosmers liegt zweifelsohne in ihrem unglaublich lebensrichtigen Menschenerfassen. Gestalten wie die Sascha und der Richard in „Wir drei", das neben den „Königskindern" das bedeutendste der Rosmer'schen Bücher ist, das junge verwöhnte lymphatische Schneewittchen der „Dämmerung" und ihr dicker Liebhaber, die Musikerfamilie im „Te Deum", Gestalten wie die Gräfin in der raffiniert feinen Skizze „Corriger l'amour", die Virtuosin in „Milost Pan", den liebenden Patschi in „Platonisch" — vergißt man nie wieder.

Das eminente Schauspiel „Dämmerung" leidet leider unter seichteren Stellen; auch macht es der gerade herrschenden Mode einige äußerlich bleibende Konzessionen. Die weibliche Ärztin Sabine ist zweifellos eine feine Figur, aber was die Untersuchung Ritters auf Lues bedeuten soll, ist mir unverständlich. Ob ihre Inquisition medizinisch überhaupt nötig war, mag dahin gestellt sein; dichterisch aber ist sie unnötig und die betreffende Szene dürfte fehlen, ohne daß dadurch das Stück im geringsten betroffen würde.

Wahrhaft entzückend und lieblich ist das Märchenspiel von den Königskindern, ein Seitenstück zu Hauptmanns „Versunkener Glocke", dem ich vor dieser beinahe den Vorzug geben möchte. Mit Engelbert Humperdincks idyllischer Musik hat es sich fast alle großen deutschen Bühnen erobert, wobei die Dichtung freilich bedeutend vergröbert und banalisiert worden ist.

Unsere Bühne ist ja gegenwärtig überhaupt unfähig, irgend eine intim-poetische Aufgabe zu lösen; auf ihr muß nachgerade das Schauspielerische, Pathetische, Theatralische alles Artistische verschlucken. Keiner redet ein naturwahres Herzenswort, sie ist unsittlich, weil sie zur Lüge erzieht und dazu verleitet, das Leben unwahr pathetisch zu fassen. Schauspieler und Schauspielerinnen mimen nicht, sondern schreien, schluchzen, winden sich in Krämpfen, — lachen nicht, sondern wiehern vor Lachreiz. Der niederträchtige Kultus, der mit dieser an sich niedrigsten Kunst von der Gesellschaft getrieben wird, hat auch in der Dichtung das Schauspielerische zur Herrschaft gebracht und die Meinung gezeitigt, daß der Vortrag einer Dichtung theatralisch erlernbar sei und bestimmter Regeln bedürfe, wo doch in Wahrheit jeder Mensch individuellen Vortrag entwickeln soll.

Diese Herrschaft der Betriebstalente, Macher und Stückefabrikanten hat in Gemeinschaft mit dem frechen Virtuosentum unbedeutender Komödianten es nachgerade dahin gebracht, daß kunstwissende und kunstgenießende Menschen das Schauspiel als eine kunstfeindliche Stätte des Ungeschmacks und der Geschmacksverderbnis zu meiden haben.

Immerhin ist es gut, daß poetische Talente wie Ernst Rosmer sich

diese Bretter, die die Welt bedeuten, aber Gott sei Dank nicht sind, eroberten, freilich unter den modernen Stückeschreibern als der einzige Dichter neben G. Hauptmann.

Die schwächste der Rosmer'schen Arbeiten ist zweifellos die von der Kritik am besten gelobte, ihr jüngstes Drama „Themistokles".

Die Bewältigung eines derartigen Stoffes ist freilich, zumal von seiten einer Frau, schon an sich ein Unternehmen von Kühnheit und Größe; die Art, wie diese Frau sich die Geisteswelt von Hellas zu eigen gemacht hat, ist geradezu wunderbar. Gleichwohl riecht das Hellenentum dieses Dramas weniger nach kastalischem Naß als nach deutschem Petroleum; für den griechischen Geist ist die Rosmer'sche Prägnanzsprache nicht einfach genug. Auch führt gerade ihr wuchtiger Lakonismus zu Wendungen, die im Munde griechischer Helden unmöglich sind und fast zur Parodie verlocken.

Vor allem aber ist der dramatische Vorwurf schwer zu beleben. Um die Person des Themistokles zu tragischem Leben zu erwecken, müßte man den historischen Themistokles ganz fallen lassen, man müßte aus ihm einen undank gesetzten Edelmenschen machen, oder aber einen über Gesetz und Sitte rücksichtslos gewaltig hinwegsetzenden Übermenschen.

Der schlaue, hinterlistige, rechnende Grieche ist für einen tragischen Helden wie zu trocken klug; zur Tragik erhebt er sich eigentlich erst im letzten Akt, wo er als persischer Satrap in den Goldsälen des Orientes, dem er sich verkaufte, endlich von namenlosem Heimweh nach hellenischem Himmel ergriffen wird. Bis dahin ist sein Schicksal rein pragmatischer Natur und nicht einmal psychologisch bedeutend; so erinnern zumal die zwei ersten Akte gar sehr an die dramatisierte Chronistik von Hauptmanns „Florian Geyer".

Doch hat auch dies Stück große Momente. Wenn im ersten Akte der entsandte Liebling (es dürfte freilich nicht Sikinnos sein) als Leiche vom Meere angetrieben würde, so gäbe das Gelegenheit zu einer gewaltigen Schlußszene und ebenso, wenn am Ende des dritten Aktes Themistokles aus seinem Verstecke hervorträte und seine Verfolger verlachend durch die Gewalt seines Wesens zu lähmen vermöchte. — —

Das bedeutendste Werk Helene Böhlaus ist zweifelsohne der „Rangierbahnhof". Der Titel ist, wie die meisten Böhlau'schen Titel, sehr fein gewählt; der bei Helene Böhlau oft wiederkehrende Typus des Raubtier- und Instinktmenschen ist in Köppert eminent gezeichnet; der verunglückte Poet, der malende Biedermann, die schöngeistige Nervenmadame sind famos gegeben, am schönsten aber ist die wunderbare Gestalt der Olly, eine der schönsten und rührendsten Frauengestalten, die ich aus der neuesten Litteratur kenne. Zumal die Schlußszenen sind wunderbar ergreifend; die Glückes-

sehnsucht und das machtlose Ringen hochsinniger Seelen sind kaum je schöner gezeichnet worden. Möglicher Weise hat Helene Böhlau bei Köppert und Olly an die Sonja Kowalevska gedacht.

Dann steckt dieser Roman in einer merkwürdig phantastischen Atmosphäre, einer Iwan Paulischen Atmosphäre und doch sind Menschen und Dinge greifbar deutlich.

Geschwister der Olly sind die Käthe in dem von innerstem Leben strotzenden Buche „Herzenswahn" und die Dorothea in „Reines Herzens schuldig", durch welches Buch freilich ein wunderlicher Riß geht.

Ausgezeichnet und schön sind die Schilderungen des Reichlin'schen Hauses und ein Muster von poetischer Schönheit ist die kleine Novelle „Der schöne Valentin". Auch die Ratsmädelgeschichten enthalten idyllisch Schönes; überraschend ist in ihnen die Charakteristik des jungen Schopenhauers. Gleichwohl stehen gerade diese meistgelesenen Geschichtchen auf einer nicht sehr hohen Wertstufe.

Man bedenke, welche Fülle von Stoff gerade der Sturm und Drang der weimaranischen Geniezeit bietet; welch einzigartige Zustände dazumal in dem kleinen Weimar herrschten, als Karl August und sein Minister Göthe auf offenem Markt sich im Peitschenknallen übten, den Bürgern die Nachtglocken abrissen, nächtlich im Entenfang badend die Bauern erschreckten und dem guten Fräulein von Köcknitz die Kammerthüre vermauerten. Und welche Fülle von Käuzen und von Genies! Die nackten herumlaufenden Stolbergs, der verzückte Lavater, der dicke Voß aus Eutin, der ruchlose Schiller, Frau von Stein, der orakelnde Hegel, Fichte, Reinhold, Wieland, die Schopenhauers, bei denen sich Mutter und Sohn aus benachbarten Zimmern zwanzigseitige Drohbriefe schrieben. — Welch eine Aufgabe für einen Künstler, diese Lebensfülle zu gestalten!

Bei Helene Böhlau bleibt das alles unerwähnt und für die harmlosen Spätzchen der guten Ratsmädel ist der klassische Boden des alten Weimar doch ein gar zu erhabener Ort. Es ist unnötig den Parnaß zu besteigen, um Mücken zu fangen.

Wichtiger scheinen mir die Jugendnovellen der Böhlau, in denen (zumal in Salin Kaliske) manche Szene von großartiger Phantastik sich findet. — Ein merkwürdig klares und reifes Buch ist der Roman „Im frischen Wasser"; er ist in Konstantinopel unter den eigenartigsten Lebensumständen geschrieben und er enthält viel von der Sonne des Bosporus und dem Frieden des Orientes.

Das schwächste der Böhlau'schen Bücher ist leider das von der Kritik am besten gelobte und erfolgreichste, nämlich ihr letzter Roman „Das Recht der Mutter". Einer Anmerkung der Verfasserin zufolge stammt ein

Teil des Werkes von ihrem Gatten Omer al Raschid Bey her und es läßt sich sogar ganz genau sagen, welcher Teil. — Das erste Kapitel, das zweifelsohne von einer männlichen Feder stammt, ist in seinen Schilderungen russischer Zustände und Individuen eminent; darauf wirkt der Übergang zum zweiten, wie wenn man von der Höhe des Mont Blanc plötzlich in einen Süßwassersee hinabpurzelte. Der Ker wie die Christine sind beide ganz schablonenhafte Gestalten ohne irgend eine Lebensbesondernheit; eine Gestalt aus dem vollen ist einzig die alte Russin Frau Müller, auch die Karikaturen aus der Gesellschaft sind amüsant, aber die Lebensgeschichte der Heldin ist schablonenhaft und die daraus gefolgerten Frauenrechtler-Tendenzen sind truism. Auch ist die Zumutung, daß zwei blutjunge bis dahin völlig unerfahrene Menschen aus gebildeten und konventionellen Familien nach ein paar Stunden Zusammenseins „das Tier mit dem doppelten Rücken" spielen, psychologisch abnorm, ebenso abnorm, wie sie es in Halbes Kaffeetrink- und Kußkomödie ist.

Und die Geburt des kleinen Peregrin im Walde und die gute Frau Birkenstengel erinnern gar sehr an Geschichten aus der Kinderstube. —

Immerhin ist aber auch in diesem neuesten Werke ein starker, fröhlicher Geist, eine Fülle von Anmut und Schönheit, wie sie nur Helene Böhlau zur Verfügung steht. — —

Ernst Rosmer und Helene Böhlau sind beide noch jung und werden zweifelsohne noch manches Große zu sagen und zu verschenken haben. Beiden kann man nur den weitesten Einfluß und Erfolg wünschen, denn beide haben wesentlich Sinn und Geschmack des deutschen Lesepublikums und zumal der Frauenwelt gehoben und verbessert.

Insbesondere wäre den Rosmer'schen Dramen neben den Hauptmann'schen ein bleibender Platz im Bühnenrepertoire zu wünschen.

Jedenfalls wollen wir mit diesen Zeilen energisch auf die Bücher dieser beiden Schriftstellerinnen hingewiesen haben.

Da beide in derselben Stadt leben, so könnte der Zufall sie vielleicht zusammengeführt haben, oder noch zusammenführen. Sie würden zweifellos einander viel zu geben haben, müßte doch eigentlich jede in der andern ihr Ideal erblicken.



„Der Ring des Nibelungen“ und die „Philosophie des Unbewußten“.*)

Von Arthur Drews.
(Karlsruhe.)

Suchen wir nach einem zusammenfassenden Ausdruck, um den Ideengehalt des „Ringes“ klar zu legen, so behandelt er die Erlösung des Willens von der Qual des Wollens. Eben dies ist aber auch das Thema der ganzen Schopenhauer'schen Philosophie. Wie kommt es, daß es trotzdem nicht gelingen will, den Ideengehalt der Wagner'schen Dichtung ohne Rest in die Formel der „Welt als Wille und Vorstellung“ aufzulösen?

Hier fällt nun sogleich der Unterschied in die Augen, wie Wagner die Erlösung auffaßt. Nach Schopenhauer betrifft dieselbe bloß den Einzelwillen. Nur das Individuum soll nach seiner Meinung unter Umständen fähig sein, aus dem feurigen Kreise des Daseins hinauszutreten und seinen Willen zu negieren; der absolute Wille dagegen soll auf ewig zum Wollen und der mit ihm notwendig gesetzten Unseligkeit verurteilt sein. Statt dessen ist für Wagner die Verneinung des individuellen Willens, wie sich dieselbe in Siegfried und Brünnhilde vollzieht, nur das Mittel, um den absoluten Willen Wotans aufzuheben, und die Erlösung ist folglich universeller Art.

Dieser Unterschied hängt offenbar mit der Art zusammen, wie beide die Stellung der Idee bestimmen, denn die bewußte Erkenntnis ist es, wodurch die Verneinung des Willens herbeigeführt wird. Schopenhauer weist bekanntlich der Idee nur eine sekundäre Rolle unter den metaphysischen Potenzen zu. Sie ist ihm ein bloßes Produkt des Willens, das Mittel, dessen sich der blinde, vernunftlose Wille zur Erreichung seines Zieles bedient: in dunkler Nacht zündet er sich gleichsam in der Idee ein Licht an, um desto sicherer seinen Weg zu finden. Die Idee, wie sie sich im Intellekte reflektiert, ist nach Schopenhauer eine Art Zauberspiegel, der das einheitliche absolute Willenswesen in die Vielheit endlicher Erscheinungen auseinander zerrt. Jede Zerstörung des Intellekts durch Verneinung des Willens vernichtet daher auch höchstens seine zufällige individuelle Erscheinungsform oder die Art, wie er sich in diesem Intellekte spiegelt, läßt jedoch das Wesen als solches unberührt. Ganz anders dagegen bei Wagner. Zwar kennt auch er den Willen als einen blinden und ideenlosen; aber

*) Aus dem soeben im Verlage von Hermann Haacke in Leipzig erschienenen Werke: „Der Ideengehalt aus Richard Wagners Ring des Nibelungen in seinen Beziehungen zur modernen Philosophie.“ Preis 2 Mk. 40 Pfg.

dieser ist ihm nur der Wille des Anfangs: *Alberich*. Zwar ist auch für ihn die Idee das Produkt des Willens: *Brünnhilde* ist die Tochter *Wotans*. Aber der Wille hat dies Produkt nicht, wie bei Schopenhauer, aus sich selbst erzeugt, sondern vermittelst des logischen Formalprinzips — die absolute Idee, als Inhalt des absoluten Willens, ist die Entfaltung, Explizierung dieses logischen Prinzips: *Brünnhilde* ist die Tochter *Wotans* und *Erdas*. Hiernach ist die Idee für Wagner *genau so ursprünglich*, wie der Wille: dem potentiellen Willen entspricht die potentielle Idee, oder mit anderen Worten: nicht der alleine souveräne Wille *Schopenhauers*, sondern *Wille und Idee zusammen, als Einheit gedacht*, bilden das metaphysische Prinzip der Weltanschauung, die dem Nibelungenring zu Grunde liegt. Hat der Wille einmal die Vereinigung mit der Idee vollzogen, hat *Alberich* sich des Ringes bemächtigt, dann giebt es hinfort nicht mehr einen blinden, sondern nur noch einen mit der Idee erfüllten Willen, dann ist *Wotan* an die Stelle von *Alberich* getreten, triumphiert das Reich der Götter über Nibelheim. Die vielheitliche Welt ist dann nur die raumzeitliche Erscheinung jener Einheit, nicht eine bloß subjektive Erscheinung, die nur im Bewußtsein ist, wie bei *Schopenhauer*, sondern eine *objektive*, reale Erscheinung des absoluten Wesens, deren Inhalt oder qualitative Beschaffenheit durch die Idee, deren Realität durch den Willen bedingt ist. Darum kann hier die Erlösung eine universelle sein; denn die Verneinung des endlichen Willens vermittelst des Bewußtseins zerstört in diesem Fall kein trügerisches Spiegelbild, keine bloß scheinbare, sondern eine wirkliche Realität und greift damit unmittelbar in das absolute Wesen selbst hinein, durch dessen Willen überhaupt alle Realität gesetzt ist.

Wie der Wille dasjenige *Schopenhauers*, so ist die Idee das Grundprinzip der Hegel'schen Philosophie. Nun hat sich zwar Wagner mit *Hegel* selbst nicht näher befaßt, wenigstens nicht in der gleichen Weise, wie mit *Schopenhauer*. Wohl aber, sahen wir, hat er sich in die Weltanschauung der Junghegelianer eingelebt, und erkannten wir, welchen Einfluß der genialste von ihnen, *Feuerbach*, auf seine ganze Denk- und Anschauungsweise ausgeübt hat. Diesen Eindruck hat auch das spätere Studium *Schopenhauers* nicht gänzlich wieder verwischen können. Von *Feuerbach* hat Wagner seinen *erkenntnis-theoretischen Realismus*, wonach die Vielheit der Existenzen eine reale und nicht bloß eine Spiegelung in unserem Bewußtsein ist; und wenn er auch in seinen theoretischen Schriften den subjektiven Idealismus *Kants* und *Schopenhauers* predigt, so hat ihn doch ein gesunder Instinkt davor bewahrt, jene allein berechtigte Grundlage der ganzen Handlung bei der späteren Umdeutung des Ringes in Schopenhauer'schem Sinne aufzugeben. Thatsächlich giebt es denn auch nur

eine Dichtung Wagners, worin er auch in dieser Hinsicht an den Schopenhauer'schen Prinzipien festhält, nämlich „Tristan und Isolde“, indem er hier die Möglichkeit der Vereinigung der beiden Liebenden auf den illusorischen Charakter der Erscheinungswelt gründet. Wie aber seine realistische und historische Auffassung der Dinge in der Weltanschauung der Hegel'schen Schule wurzelt, so hat Wagner von ihr auch die teleologische Betrachtungsweise, die im Gegensatze zu Schopenhauer ein objektives Ziel des Weltprozesses anerkennt. Eine solche Anerkennung aber hat nur einen Sinn unter der Voraussetzung, daß der Idee eine metaphysische Bedeutung zukommt. Damit ist nicht gesagt, daß Wagner sich hierüber selbst klar gewesen sein müsse. Hat doch auch Feuerbach sich im Verlaufe seiner geistigen Entwickelung immer weiter von der Anerkennung der Idee entfernt und schließlich den absoluten Idealismus Hegels, der die Idee für das Wesen aller Dinge ansieht, in sein Gegenteil, den Sensualismus, verkehrt. Aber wenn man bedenkt, welche Rolle „die Idee“ in der damaligen Litteratur in Deutschland spielte, wie sie geradezu das Schlagwort war, womit die verschiedensten Richtungen und Parteien nicht bloß auf philosophischem, sondern auch auf politischem und litterarischem Gebiete operierten, so begreift man, daß der Künstler Wagner sich den Glauben an die Idee auch durch Feuerbach nicht hat rauben lassen und an diesem Faktor der Welterklärung festgehalten hat, auch wenn er sich darüber keine ausdrückliche Rechenschaft gegeben haben sollte. Hiernach wird die Behauptung verständlich sein, daß die Dichtung von Wagners „Ring des Nibelungen“, wie sie ursprünglich unter dem Einflusse Feuerbachs geschrieben, unter demjenigen Schopenhauers späterhin übergedacht und umgedeutet wurde, nach ihrem philosophischen Ideengehalte eine Synthese der beiden Weltanschauungen von Schopenhauer und Hegel darstellt. Nur geleitet durch die tiefsinnige Symbolik der nordischen Mythologie auf der einen und seinen eigenen Genius auf der andern Seite hat Wagner in ihr, ohne es selbst zu ahnen, die entgegengesetzten Einseitigkeiten jener beiden Weltanschauungen unter einander aufgehoben, indem er den Willen (Wotan) durch die Idee (Erda-Brünnhilde) ergänzt und beide als gleich ursprüngliche Weltpotenzen aufgefaßt hat. Entspricht doch Wotan, wie wir früher sahen, schon im Mythus dem Willen Schopenhauers, während die (Hegel'sche) Idee ihre Repräsentantinnen in den weiblichen Erdgottheiten gefunden hat, die zugleich als die Wissenden und Weisen erscheinen.

Nun stellen die Hegel'sche und die Schopenhauer'sche Philosophie die höchste Entwicklungsstufe und den Gipfel dar, den der spekulierende Geist in der ersten Hälfte des Jahrhunderts erklommen hat. Es war die wesentlichste Aufgabe der Philosophie während der zweiten Hälfte des Jahrhunderts,

jene beiden entgegengesetzten Gedankenrichtungen zu einer höheren Einheit zu verschmelzen. Diese Verschmelzung hat Wagner vollzogen, und zwar nicht als Philosoph, sondern er hat sie als Dichter und Künstler vollzogen, fünfzehn Jahre früher, bevor dieselbe Aufgabe in der Wissenschaft durch Eduard v. Hartmann gelöst worden ist. Wenn es richtig ist, daß nicht der Wille allein, sondern er in Gemeinschaft mit der Idee das bestimmende Prinzip im Ideengehalte der Wagner'schen Dichtung bildet, wenn es wahr ist, daß die ganze Handlung im „Ring des Nibelungen" sich einzig und allein um das Loskommen des Willens von seinem ideellen Inhalt und damit von der Qual des Wollens dreht und wenn man den Ideengehalt des Werkes in diesem Sinne richtig entwickelt findet, dann muß man auch zugeben: nicht „die Welt als Wille und Vorstellung", wie man bisher angenommen hat, sondern „die Philosophie des Unbewußten" bildet den wahren Schlüssel zur Trilogie.

Bisher war jeder Wagnerianer, soweit er einen philosophischen Standpunkt einnahm, in der Regel zugleich Anhänger Schopenhauers, obschon es eigentlich noch niemals wirklich gelungen ist, den „Ring" von diesem Standpunkt aus zu deuten. Jeder Anhänger Schopenhauers aber war eo ipso ein geschworener Gegner der Hartmann'schen Philosophie aus Gründen, die uns hier nicht weiter zu bekümmern brauchen. Das Geheimnis des „Ringes" mittelst dieses Schlüssels aufzuschließen, daran hatte um so weniger jemand gedacht, als Wagner selbst der „Philosophie des Unbewußten" gegenüber sich zeitlebens ablehnend verhalten hat. Bei seiner Hinneigung zur Mystik, die mit zunehmendem Alter immer stärker ward, fand Wagner sich vor allem dadurch abgestoßen, daß in jener Weltanschauung mit dem erkenntnistheoretischen Idealismus Kants und Schopenhauers gebrochen war, den er selbst in Übereinstimmung mit dem Frankfurter Philosophen für die notwendige Voraussetzung aller Mystik hielt. Aber hat nicht auch Schopenhauer seiner Zeit der Wagner'schen Musik keinen Geschmack abgewinnen können, weil er selbst das Ideal der opernmusikalischen Gestaltung nun einmal in — Rossini erblickte? Und doch leugnet heute niemand, daß sich keine passendere Illustration zu Schopenhauers Musikästhetik denken läßt als eben die Tonsprache des Bayreuther Meisters. Könnte es nicht diesem mit der „Philosophie des Unbewußten", wie Schopenhauer mit ihm selbst ergangen sein?

Natürlich soll hiermit nichts weniger beabsichtigt sein, als den Schöpfer des Nibelungenringes in eine bestimmte philosophische Sekte einzureihen. Davon könnte doch nur die Rede sein, wenn Wagner sich der erwähnten Synthese selbst bewußt gewesen und diese von ihm als Denker und Philosoph vollzogen wäre. Es kann aber nicht genug betont werden, daß Wagner

in erster Reihe Künstler ist, daß der Philosoph in ihm nur ein integrierendes Moment seines Künstlertums ausmacht und daß auch sein „Ring des Nibelungen“ verlangen kann, zunächst und vor allem als Kunstwerk betrachtet und nicht durch die Deutung seines idealen Gehaltes in den Streit der philosophischen Meinungen hineingerissen zu werden. „Ich kann nur in Kunstwerken sprechen,“ schreibt Wagner selbst an Röckel; und wenn ihm bei seinen Schöpfungen eine bestimmte philosophische Idee vorschwebt, so ist es doch nur, um sie in ästhetischen Schein, in die unmittelbare sinnliche Anschauung umzusetzen. Darum kann auch der „Ring des Nibelungen“ nur wirklich gewürdigt und genossen werden, wenn man ihn so auf sich wirken läßt, wie der Künstler selbst gewollt hat, nämlich im Zusammenhange mit der Musik und im Theater. Erst die Musik erschließt uns wirklich auch seine tiefsten Tiefen und redet zu uns in einer Sprache, wofür uns die bestimmten Begriffe fehlen. Erst das scenische Bild giebt uns diejenige anschauliche Wirklichkeit, wodurch wir die Absichten des Künstlers Wagner verstehen lernen. Wer dieses Verständnis nicht hat, der hat das Kunstwerk überhaupt nicht verstanden, und alle Kenntnis seines philosophischen Ideengehaltes ist für ihn ein totes Wissen ohne Wert und Bedeutung. Wer aber das ästhetische Verständnis hat, der kann auch allenfalls das philosophische entbehren, und jedenfalls wird der Mangel desselben ihn nicht wesentlich in seinem Genusse des Kunstwerks stören.

Ich bin daher, um es noch einmal hervorzuheben, weit entfernt, die obige Entwickelung ihres philosophischen Ideengehaltes für die einzige oder gar allein berechtigte Betrachtung des Kunstwerks anzusehen. Vielmehr ist es eine durchaus einseitige und abstrakte Weise, diesen Ideengehalt für sich allein herauszuheben und die Kategorien der philosophischen Reflexion auf ihn anzuwenden. Ich behaupte nur, daß, wenn man den „Ring“ unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, er sich besser an der Hand der „Philosophie des Unbewußten“ als irgend einer andern Weltanschauung verstehen läßt. Zu einer solchen Betrachtung aber ist man berechtigt nicht bloß, weil Wagner sie selbst bei seinen Schöpfungen angewendet hat, sondern auch weil die vielfache Dunkelheit und Unverständlichkeit des „Ringes“ beweist, daß es dem Künstler nicht überall gelungen ist, seine abstrakte Idee ohne Rest in die sinnliche Anschauung umzusetzen. In diesem Falle nämlich bleibt nichts anderes übrig, als die Dunkelheiten durch den abstrakt herausgehobenen Sinn zu erhellen und die Lücken im ästhetischen Schein durch die Aufzeigung des begrifflichen Zusammenhanges seiner verschiedenen Bestandteile auszufüllen.

Dabei liegt es mir, wie gesagt, ganz fern, zu behaupten, daß Wagner

alle die idealen Beziehungen, die wir im Vorangehenden aufgedeckt haben, als solche bei der Abfassung seines Werkes auch im Bewußtsein gehabt haben müsse. Im Gegenteil, meine ich, daß seine Dichtung nur insofern ein wirkliches Kunstwerk ist und ästhetischen Wert besitzt, als ihr Schöpfer den philosophischen Gehalt derselben nicht bewußt hervorgehoben, sondern ihn bei der Abfassung gleichsam vergessen hat. Überall wo dieses nicht der Fall ist, wo die Idee sich als solche abstrakt hervordrängt, wie z. B. in der Scene zwischen Wotan und Brünnhilde im zweiten Akte der „Walküre", da empfinden wir dies als eine unkünstlerische Zerstörung der Illusion und hört das Werk auf, uns ästhetisch zu berühren. Es ist deshalb eher ein Lob als ein Vorwurf, wenn man sagt, daß Wagner seine eigentliche Absicht im „Ring des Nibelungen" nicht eindeutig genug zum Ausdruck gebracht habe. Wagner hat ja offenbar ganz Recht, wenn er Röckel, als dieser ihn wegen der Dunkelheit und „Undeutlichkeit einzelner Verhältnisse" in seiner Dichtung zur Rede stellt, entgegnet: „Ich glaube mich mit ziemlich richtigem Instinkte vor einem allzu großen Deutlichkeitseifer gehütet zu haben, denn meinem Gefühle ist es klar geworden, daß ein zu offenes Aufdecken der Absicht das richtige Verständnis durchaus stört; es gilt im Drama, wie im Kunstwerk überhaupt, nicht durch Darlegung von Absichten, sondern durch Darstellung des Unwillkürlichen zu wirken."

So wenig hiernach das Kunstwerk in ästhetischer und künstlerischer Hinsicht gewinnt, wenn wir seinen Ideengehalt im Lichte der Philosophie betrachten, ganz fremdartig ist ihm diese Betrachtungsweise doch auch deshalb nicht, weil es durch die Heraushebung seines abstrakten Ideengehaltes in Beziehung zu demjenigen Gebiete gesetzt wird, worin die höchsten Ideen und Empfindungen der Menschheit ihren unmittelbarsten begrifflichen Ausdruck finden. Im Grunde nämlich sind ja Kunst und Philosophie ebenso wenig Gegensätze, wie wir dies früher von der Philosophie und Religion behauptet haben. Wenn die letzteren beiden sich in Hinsicht ihres idealen Gehaltes immer dichter nähern, je tiefer sie in den Kern der Welt hinabgedrungen, je reiner sich in ihnen deren innerstes Wesen spiegelt, so ist auch das wahrhaft geniale Kunstwerk nur die sinnliche Offenbarung derselben Wahrheit, welche die Philosophie in ihren abstrakten Begriffen, der Mythus in seinen phantasievollen Gestalten und Begebenheiten, die Religion in ihren anschaulichen Symbolen ausspricht. Beide schöpfen sie aus derselben Geistestiefe, bis zu welcher das Senkblei des Bewußtseins unmittelbar nicht hinabreicht, beide heben sie, nur in verschiedener Ausdrucksweise, dieselbe einheitliche Idee ans Licht empor, woraus überhaupt alle unsere Anschauungen und Gedanken quellen. Dabei ist das Kunstwerk so viel reicher und ausdrucksvoller als die Philosophie, wie die Anschauung konkreter als das

begriffliche Denken ist. Aber die Philosophie besitzt dafür in ihren logischen Begriffen eine Klarheit und Notwendigkeit, die alle Einseitigkeit und Kälte ihrer Abstraktionen aufwiegt. Die Philosophie beweist die ideale Wahrheit eines Kunstwerks. Das Kunstwerk stellt den logischen Gedankenzusammenhang des Philosophen dar. Wahre Philosophie ist daher Kunst in Begriffen. Wahre Kunst ist Philosophie in Anschauungen und Empfindungen. Darum ist es keine müßige Spielerei, sondern die Notwendigkeit der Sache, das Kunstwerk durch die Philosophie und umgekehrt zu erläutern. Denn erst in dieser Vereinigung und Vergleichung wird klar, wie beide nur den höchsten Geistesgehalt ihrer Zeit aussprechen und denselben Inhalt nur mit verschiedenen Mitteln zur Darstellung bringen. Wenn sich dabei eine so auffällige Übereinstimmung ergiebt, wie zwischen Wagners „Ring des Nibelungen" und der modernen Philosophie, eine Übereinstimmung, die nicht so sehr durch bewußte Reflexion, als vielmehr unwillkürlich zustande gekommen ist, dann darf uns dies ein Beweis dafür sein, daß hier eine innere Notwendigkeit vorherrscht und daß es gleichsam der Geist der Zeit selbst ist, der sich in dem Werke des Künstlers, wie des Denkers spiegelt.

Stummer Kampf.

(Aus einem Büchlein Symbole „Stumme Welt".)

Von Ludwig Jacobowski.

(Berlin.)

Wann er ins Meer hinausgespieen worden war, entsann er sich nicht. Aber daß eine fürchterliche Macht seinen steinernen Körper hinausgerollt hatte in die brüllende See, das fühlte er noch. Denn eine tiefe Felsspalte hatte seinen erzenen Leib damals durchfurcht, und noch jetzt knirschte es manchmal hohl und schwer in seinem Innern, als ob steinerne Fäuste Eis zwischen den Erzballen zerrieben.

Er wußte nur noch, daß er auf spiegelnder Eisfläche schon Zehntausende von Jahren lang ruhte mit eherner, wuchtender Gewalt. Weit schaute er hinaus über die blanke Eisebene, die sich hinten in weiße Himmel und Nebel verlor. Oft peitschte der grausige Hagelsturm seine groben, spitzen Körner über die Ebene und warf sie klatschend an die eherne Brust des Erzgewaltigen, daß sie wie ein weißer Panzer fest anklebten und die umwitterte Riesengestalt vor den schnaubenden Nachtstürmen schützten. Doch wenn sich hinten blutigrot und glutsprühend die purpurne Sonne aus der dicken Eisdecke empor hob, daß die ferne Rinne von Blut zu tropfen schien, dann

reckten und dehnten sich seine ungefügen Mammutglieder, als wollten sie die harte grobe Eiskruste mit jähem Ruck auseinanderkrachen.

Höher und höher schob sich dann der blutiggerötete Glutkreis der nordischen Sommersonne empor. Vor ihrem heißen Atemzug verwehten die weißlichen Nebel, und hoch oben stand sie nun da, ganz in rotem Glänzen und Feuersflammen und schickte ihre glühenden Strahlen als leuchtende Boten über das Eis.

Und mit lautlosen Füßen glitten sie dahin, und hinter ihnen knirschte und krachte es, sprangen Schollen auf, als stemmten sich ungesehene Riesenschädel von unten gegen die nachgiebige Eisdecke. Und in unendlichen Krystallen glitzerte es hinter ihnen in sonnigen Spuren auf, rot, gelb, grün, blau, in wunderlichen, seltsamen Farben, daß der Felsblock vor Erstaunen sich vorzubeugen schien, um die Fülle der fremden Wunder einzusaugen.

Dabei knirschte sein Eisgewand über seiner grauen Brust, es riß an ihm und knackte und schrie sonderbar; von seinen Schultern schauerten jetzt Tropfen hernieder und stürzten sich buntfarbig in die aufklaffende Felsspalte seines Leibes. Und mehr und mehr reckte er sich und immer breiter dehnten sich die düsterragenden ins Bodenlose steil hinabstürzenden Wände. Die Schauer nassen Schnees und Hagels schossen in die jähe Tiefe und überholten sich im Sturz. Gegen vorspringende Felszacken taumelten sie und prallten donnernd ab, um sich wieder in schaumiger Luft zu begrüßen und brausend und tosend in die Tiefe zu stürzen.

Unten peitschte es weißschimmernd auf, wenn die lärmende Flut neue Wasserstürze aufsog. Und mehr und mehr wuchs das Gewässer an und stöhnte und brüllte, daß der Riesenfelsblock aufhorchte, erschrocken über das ungewohnte Brausen seines Innern. Er sah nur weiße, brodelnde Gischt; nur Nebel stiegen kühl und weiß auf, in deren Wasserdünsten sich die rote Sonne glitzernd wiederspiegelte.

Aber einmal . . . da blieb die Sonne stehen und stand still.

Und ging nicht fort.

Und blieb.

Naß und mürbe streckte sich das mürrische Eis aus. Immer tiefere Senkungen grub die Sonne mit ihren schaufelnden weichen Blicken und riß klaffende Furchen in das zermorschte Eis. Und dann scholl es aus der Tiefe wie das Brüllen fremder Tiere, und das Knirschen des zerborstenen Eises schrie weithin durch das eisige Weltall. Und nun riß die Eiskruste entzwei, mitten durch, mit donnerndem Kreischen und Jauchzen. Das klang wie das Getrappel von Millionen Hufen.

Und hochauf stieg das wütige Meer. Und schäumte zu den Wolken empor in unsinniger Freude über die heiße Stunde der Befreiung. Und

wälzte und rollte mit endlosen, haushohen Wogen. Bis an die Stirn des Felsblocks leckte die milchige Flut des Meeres; schäumend sprang jetzt eine Welle über seine Felszacken und ergoß sich brausend in die Spalte seines altersgrauen Körpers.

Mit ungeheuerem Krachen zerbarst er, und seine beiden Teile zischten durch schäumende Weißgischt tosend ins jubelnde Meer.

In unsinniger brausender Lust rollte die See ihre Schaumwogen zwischen die beiden Felsklippen hindurch, die regungslos dalagen in mächtiger, eherner Ruhe. Nur in ihrem Inneren knirschte es. Wie in ohnmächtiger Wut.

Und starr, mit eherner Stirn, streckten sie ihre mächtigen Leiber den höhnisch tanzenden Wellen entgegen, regungslos, nicht achtend, daß sie schmeichelnd ihre Füße leckten, daß andere mit jungenhaftem Sprung über ihre Häupter hinwegrasten, daß das Meer seine ewigen Melodien um sie herum sang, aufgepeitscht vor Lust, wie sie dem Sieger nach herrlichstem Kampf in brandender Seele aufjauchzen.

* * *

In Ewigkeiten rollt das Meer an sie heran und ebbt in Ewigkeiten zurück. Unaufhörlich . . . und ohne Ende.

Aus nassen Nebeln blutet die Sonne hervor und hinter überwölktem Horizont badet sie glutdampfend ihr heißes Antlitz. Und goldige Spuren flammen auf im Meer und tanzen hin bis zu den beiden grauen Felsen am Ufer.

Einförmig brandet die Flut heran und leckt liebkosend empor. Oder peitscht sich müd und wund an ihrer ehernen Stirn. Und braust und lacht donnernd zurück, wenn sie Sandkorn für Sandkorn mit sich hinweggeführt in die weite, unermeßliche See.

O ewiges Meer, o schweigende Kraft!

Auf nassem Sande hocke ich und trage in der linken Hand einen winzigen Kieselstein. Der Strand ist eben und klar und die Welle schleicht sich nur träge ans Ufer. Kein Felsen zeigt mehr die trotzige düstere Stirn.

Auf dem grauen Stein ruht mein stiller Blick.

Die Hand zittert mir.

Nicht doch.

Der Stein bebt in meiner Hand.

So zuckt seine große Seele ihr letztes Leben aus.

Und meine Seele zuckt mit.

O ewiges Meer, o unselige schweigende Kraft!



Stummer Kampf.

Von Paul Scheerbart.*)

(N.-Schönhausen bei Berlin.)

Fest halt ich den kleinen Stein in der Hand — er zittert.

Ich will den kleinen Stein ins Meer werfen — doch da seh ich plötzlich dicht überm Horizont ein Bild — das Eismeer!

Fata morgana!

Mitten im Eismeer liegt ein großer Stein, der ragt hoch heraus aus den schaukelnden Eisschollen, und die Eisschollen kratzen an dem großen Stein, daß immer wieder ein kleiner Stein abbricht und mit den Eisschollen nach Süden fährt.

„Du da!“ schreit mich plötzlich der große Stein an, „weißt Du auch, daß Du eins meiner unzähligen Kinder in Deinen Fingern hast?“

Ich will was sagen, kann aber nicht.

Ich sehe plötzlich in die Vergangenheit — sehe wie der große Stein immerfort Jahrtausende hindurch mit Eisbergen und Eisschollen kämpft — immerzu — atemlos — ohne eine einzige Pause zu machen — kein Waffenstillstand — ewiger Kampf — und es wird nichts dabei geredet — man hört nur, wie's knirscht.

Fester faß ich den kleinen Stein in meiner Hand — er ist hart und zittert wieder — er ist das Kind eines harten Vaters.

Ich will den Stein in meiner Hand weit fortwerfen — ins Eismeer — in seine Heimat.

Ich höre den Leib seines Vaters — den großen Stein — mächtig aufknirschen — und ich sehe — wie der große Stein, der Jahrtausende hindurch vom Eise nie besiegt wurde — plötzlich dem Ansturm unterliegen muß — und ins Meer stürzt — in die Tiefe — hinab.

Gurgelnd schließen sich die Wasser mit den schaukelnden Schollen über dem Besiegten.

Ich werfe den kleinen Stein hinaus ins Meer, und die Fata morgana verschwindet.

Der stumme Kampf ist zu Ende.

*) Paul Scheerbart schreibt mir: „Ihr „Stummer Kampf“ hat mich so schrecklich angeregt, daß ich mich sofort hingesetzt habe und ihn in meiner Art noch mal schrieb! Ich sende Ihnen die Geschichte der Kuriosität wegen mit.“ L. J.



Deutsche Lyrik.

Das Liebesgedicht.

Färbte nicht mein kleines Lied
Höher Dir die Wangen, Minnie?
Schuf Dir nicht mein kleines Lied
Heimlich Herzverlangen, Minnie?

Drücktest Du auf jeden Reim
Nicht die lieben Lippen, Minnie,
Wie die Bienen süßen Seim
Von den Blumen nippen, Minnie?

Trägst Du nicht das kleine Blatt
Mit den großen Schmerzen, Minnie,
Trägst der Liebe Botenblatt
Nicht an Deinem Herzen, Minnie?

Alles dieses träumt ich mir,
Als ich es beschrieben. Minnie,
Oder ist Dir nur Papier,
Nichts als das, mein Lieben, Minnie?

Und durch alle Felder fegt's,
Hui, der Wind, der rasche, Minnie?
Oder auf dem Herde legt's
Küchenglut in Asche, Minnie?

Hamburg. Gustav Falke.

Nie-Wiederkunft.

Ein altes Weib verhauchte seine dünne Seele:
Glaubst Du, daß sie weiter leben wird? . .
Glaub's nicht! Glaub's nicht!

Ein greiser König verhauchte seine müdgeword'ne Seele:
Glaubst Du, daß sie weiter leben wird? . .
Glaub's nicht! Glaub's nicht!

Ein muntrer Knabe verhauchte seine tieferschrock'ne Seele:
Glaubst Du, daß sie weiter leben wird? . .
Glaub's nicht! Glaub's nicht!

Keiner, der da war, kommt wieder!
Keiner, der da ist, weiß daß er war!
Das glaub' — und liebe den Tod!

Berlin. Ludwig Scharf.

Starkes Regiment.

Vor meinem Fenster stritten schon lang'
Zwei Enten, zwei Gänse sich.
Die Gänse zischten und bissen. Es schrien
Die Enten gar jämmerlich.

Der Herr des gefiederten Staates war
Ein einsichtsvoller Regent;
Er machte an einem schönen Tag
Dem häßlichen Streit ein End'.

„Es ist des Herrschers vornehmste Pflicht,"
So sprach er mit Würde nun,
„In seinem Staate um jeden Preis
Die Schreier abzuthun.

Im freien Wettstreit der Kräfte habt
Ihr Gänse zufällig gesiegt.
Es fordern Natur und Religion,
Daß einer unterliegt.

Und was ihr des Guten zuviel gethan,
Das sei euch huldvoll verziehn" —
Dann schnitt er die Enten über den Hals —
„Ihr sterbt, weil ihr geschrien."

Hamburg. Otto Ernst.

Besuch.

Du kamst zu mir: „Ich heiße Liliencron."
Ich springe auf und stammle: „Herr Baron,
Welch Glück!" Und schau dich an. Da lachst du schon
Und schüttelst dich und krähst fast vor Vergnügen.
„Was, sehr enttäuscht von eures Meisters Zügen?
„Ein kleiner Bräuer oder Pächter, ja!
„Kein teutscher Tichter aus Germania!
„Das Haar gleich einer Bürste borstig, rauh,
„Die Wänglein rot, die Augen listig schlau" . . .
Da schau ich in dein Auge. Welch ein Leuchten
In diesen lieben, tiefen, strahlendfeuchten
Verträumten Augen! Tief und kinderhell!
Schon stürz' ich aus dem Zimmer: „Schätzchen, schnell!
„Was, Schürze oder nicht! Nur, komme schon.
„Heut ist ein Festtag: dies ist Liliencron!"

Prag. Hugo Salus.

Das Weib.

Was hast du für bleichen und schmalen Mund?
„Um junge Lippen blutig zu küssen!"
Was hast du für Brüste weich und rund?
„Für harte Hände in Finsternissen!"
Was hast du für Augen verleuchtend und groß?
„Laß sie vor Jauchzen übergehen!"
O Weib, was hast du für seligen Schoß?
„Daß Götter für deine Erde entstehen!"

Berlin. Ludwig Jacobowski.

Im Moor.

Ein flachgestrecktes Moor und Sumpf, begrünt vom Schorf,
Darunter eine Schicht von feuchtem, schwarzen Torf.
Legföhren krüppelhaft, erstarrten Schlangen gleich,
Durchkriechen das Gestrüpp, rotbraun und knochenbleich.
„Im Elend" heißt der Strich, der nicht zum Siedeln lockt,
Mit Ginster, Heidekraut und Birken dünn bestockt.

Der Hütte Schindeldach deckt Reif vom Winterhauch,
Aus dem zerfall'nen Schlot steigt in die Luft kein Rauch.
Eiszapfen starren spitz vom morschen Rinnenrand,
Die Scheibe fehlt schon lang im Fenster an der Wand.
Der Laden hängt herab, die Angel fraß der Rost,
Die Thüre klappt im Wind, der scharf streicht aus dem Ost.
Der Söldner in der Stub' liegt krank auf Lagerstroh,
Er war gelähmt und alt, des Lebens nicht mehr froh.
Gestorben ist sein Weib, die Kinder flogen aus
Und ließen ihn allein im öd verarmten Haus.

Es naht nicht eine Hand, die zu die Thüre macht
Und auf dem kalten Herd ein flackernd Feuer facht.
Nicht eine, die besorgt des Fensters Lücke schließt
Und in das Blechgeschirr ihm Milch zum Trunke gießt.
Vier nackte leere Wänd', im Eck ein Cruzifix,
Die Hoffnung und der Trost des letzten Augenblicks.
Am Herd ein Aschenrest, der Boden ungedielt,
Auf dem die Katze gier mit einem Mäuschen spielt.

Im Winde stiebt der Schnee, der immer dichter fällt
Und mit dem Leichentuch die Hütt' umschlossen hält.
Der Arme kehrt vergrämt der Welt den Rücken zu,
Ein Röcheln — nichts mehr stört die starre Totenruh.
Die Katze läuft ins Dorf und klagend sie miaut,
Doch keiner wohnt darin, der nach der Sölde schaut.

München. Heinrich v. Reder.

Reife.

Wenn wir so in den Aehren stehen,
Uns grundlos in die Augen sehen,
Von Sonne tropft dein braunes Haar,
Ich möchte ganz dich in mich trinken,
Du möchtest ganz in mir versinken,
Eins ist, was wird und ist und war.

Das Heiligste, das uns umflossen,
Das Süßeste, das wir genossen,
So Herz an Herz, so Leib an Leib,

Hat uns die Sehnsucht nur gegeben
Noch glühender in eins zu leben,
Doch Mann bleibt Mann, und Weib bleibt Weib.

Ich kann dich nicht ganz in mich trinken,
Du kannst nicht ganz in mir versinken.
Sieh, wie die blaue Weite flirrt!
Du hast so wunderbare Hände,
Ich will sie fassen ohne Ende . .
Bis aus uns — Eine — Erde wird.

München. Emanuel von Bodman.

Annette von Droste.

Auf grünem Sofa ruhest Du,
Mit grauem Mantel zugedeckt;
Der Sonne schaust Du fremd und forschend zu,
Die Strahlennadeln hin in Deinen Vorhang steckt;
Dein Auge sieht die Fliege, den Sonnenstern,
Der in breitem Staubstrahl steht und schwebt
Und leuchtend sich vom dunklen Vorhang hebt.
Dein Ohr, das allen Lauten lauscht,
Hört . . . wie von fern . . .,
Daß dicht der See tief unten rauscht. —

Da wird Dein Auge verträumt und groß
Und sieht nicht mehr die Sonne niederrollen
Am Himmelsrand, sieht schwinden nicht in dunklem Schoß
Fenster und Vorhang. Und der Wellen Grollen,
Das ruhelos noch steigt empor,
Kommt fern und ferner an Dein Ohr. —

Was zerrt die Decke die heiße Hand —
Gehst Du durch Wüsten im Sonnenbrand?
Du zuckst zusammen. Scheitert Dein Schiff,
Hörst Du der Räuber Geyerpfiff?
Die Traumhand streicht aus der Stirn Dein Haar.
Kniest Du ringend am Hochaltar? . . .

München. Wilhelm von Scholz.

Frühling.

Die Gräser zitterten
und erste Frühlingsblumen lächelten
und beugten zu den Gräsern sich.

Ein Käfer streckte emsig seine Fühler,
ein Bienlein summte,
und ein einzelner Schmetterling saß auf dem Stein.
Die Schwingen gingen auf und nieder,
als könnten sie die Wonne noch nicht fassen.

Und plötzlich — hörte ich ein Jauchzen nicht? —
wiegte sich der gelbe Schmetterling im Sonnenschein.
Die Gräser zitterten
und erste Frühlingsblumen
beugten lächelnd zu den Gräsern sich.

Da wachtest du auf, du meine arme Seele,
und sogst mit heißem Blick die Helle, all das zarte Grün
in dich hinein.

Da standest du auf, du meine arme Seele,
die hinter dumpfen Großstadtmauern
trauern mußte.

Frankfurt a. M. Kurt Aram.

O sanctissima!

Laß dämmern doch! Die Lampen anzuzünden
Hat Zeit. — Ich will, ich will des Brütens Pein
Auskosten, — die Gesellschaft meiner Sünden.

Was half's, die Fratzengeister auszuspein!
Noch seh' ich deutlich aus den finstern Ecken
Herglühen ihrer Blicke grünen Schein;

Sie bleiben, bleiben. — Euer Spott und Necken
Focht meine Qual nicht an, ihr Schandgesellen! —
Nun sinnen sie Entsetzen mir und Schrecken.

Kyrieleison! — — — da, aus Purpurquellen
Fließt ins Gemach des Abends letztes Licht,
Und sieh, o sieh doch! In den roten Wellen

Schwebt mir herauf ein himmlisches Gesicht:
Ein junges Weib mit einem Rosenkranze,
Der leuchtend durch den dunklen Schopf sich flicht.

Zwei Kindlein drehn sich neben ihr im Tanze,
Sie aber sitzt vor hohen Orgelpfeifen,
Den Blick verklärt wie von des Christbaums Glanze.

Und nun beginnt sie, in das Werk zu greifen.
O glühend Brausen! Also, bei dem Dröhnen
Des Alls muß eine Frucht der Seele reifen.

Und eine Stimme jauchzt in Himmelstönen:
„Ich bin der Strom der Gnade, die nicht endet!
„Erlösen kann ich Dich, kann Gott versöhnen!

„Sieh her, ich bin Dein Weib, das er gesendet!"
Und jetzt erst kenn' ich sie. — O Engelsbild,
O liebste, reine Magd! — — — Sie aber wendet

Sich nach den Kleinen hin und bittet mild:
„Nun kommt, nun wollen wir's noch einmal singen.
„Die andern Englein droben im Gefild

„Die hören zu und halten still die Schwingen.
„Zur Weihnacht singen wir's dem Vater vor,
„Und euern Lohn wird euch das Christkind bringen."

Da schlagen Silbertöne an mein Ohr,
Zwei feine Stimmchen, die sich zagend heben,
Und mählich drängt ein unsichtbarer Chor

Sich jubelnd in der Hymne brünstig Beben,
Die Seele lösend, die mit sich gerungen.
O Heilige, nimm hin mein armes Leben! —

Und als das alte, liebe Lied verklungen,
Legt sie den kleinen Sängern in die Hand
Je einen Apfel, weil sie brav gesungen. — — —

Der Rosen Licht verlosch, das Wunder schwand.
Mir aber muß ein köstlich Glück entstehen,
In lauter Glanz liegt meines Lebens Land,

Denn alles, was ich sah, wird nun geschehen.

Charlottenburg. Walter Harlan.

Am Rand . . .

Am Rand der großen Tiefe steh' ich hier,
Die alles Seiende verschlingen wird,
Und mich durchrieselt lüsternes Entzücken.
Wer bin denn ich? Die Welt verschwimmt in eins.
Bin ich der Erstgeborene der Zeit?
Bin ich der letzte Menschensohn, wenn rings
Des Abgrunds Aufruhr immer lauter grollt?
Ich weiß es nicht. O ewiger Leichenzug,
Wo jedes Herz dem Tod entgegenschlug!

Berlin. Karl Bleibtreu.

Standarten.

Wie riefen einst rote Standarten
In die schweigende Zukunft: Sieg!
Ein Knabe mit knospenzarten
Vor den Dornen des Lebens bewahrten
Gedanken ersehnt' ich den Krieg.

Die Winde sind schlafen gegangen,
Die meine Wünsche geschwenkt.
Auf meine gebleichten Wangen
Haben sich traurig die langen,
Zerrissenen Fahnen gesenkt.

Brünn. Richard Schaukal.

Das Echo.

Vom blauen Himmel fällt die Wand
des Berges steil zum grünen See;
in ihrer Mitte baucht sich ein
zu einer Höhle schwarz ein Spalt.
Aus Regen, Moos und Felsenmehl
geboren, haust ein Weib darin
und steift die Ohren Tag und Nacht
den See hinüber und den Wald.
Ohn' Ende rinnt von ihrem Leib,
der erd'ner Farben glimmernd glänzt,
des Felsens stete Feuchte ab,
und triefend strähnt ihr grünes Haar
hinunter spitzigem Geröll.
Da schallt ein Ruf! Ihr blindes Aug'
erweitert seinen bleichen Stern,
und, halb sich hebend, ahmt sie laut
des Rufs genaue Bildung nach.
Und reckt sich bis zum Lichte fast,
verdoppelt wachsam denn davor.
So lauernd liegt den ganzen Tag
des Berges seltsame Geburt, —
und nur des Nachts, wenn alles schläft,
dann träumt sie wohl einmal und hängt
die braunen Kniee in den Mond . .
und Maus und Echse zirpen leis,
und drunten schlägt die Flut den Stein.

Berlin. Christian Morgenstern.



Die Eine.

Von Johannes Schlaf.

(Magdeburg).

Heilige Nacht der ungestümen Hoffnungen!

O du! du! — Ich komme! Ich will! — Zu dir, der Letzten und wirklich Einen!

Horch, wie die dunklen Gärten brausen!

Ich lache vor Jubel, seligster Gewißheiten trunken!

Ich komme! Ich komme!

Horch, wie die lauen Äquinoktien in den hohen Eschen dröhnen!

Spüre diese süßen Hyacinthendüfte durch die zwielichtwitternde Welt!

O, meine Seele erschauert in dir! In dir! —

Was giebt es in der Welt, als dieses seligste Mysterium, daß ich dich in meinen Armen halte und küsse, küsse, küsse! . . .

Was ist die Welt als dieses Mysterium?

O, ich komme! —

*

Ich will sagen, ich taumle zu dir als ein Wanderer, der alles durchmaß.

Ich will sagen, wie man ein Märchen erzählt will ich sagen: ich komme von einem dunklen Thor, da war Einer, an dem ich die letzte, tiefste, kühnste und furchtbarste der Fragen that, die Frage der Entscheidung.

Und mein dunkler Wille außer mir schrie in der wildesten, grausigsten der Nächte, und seine Stimme war wie ein Blitz: Leben ist des Lebens Sinn! Das ist die Antwort des Todes! — Zurück oder schreite durch, ich öffne! Es ist das Gleiche! — Das Gleiche! —

Nun lach ich nur immer in einem neuen und eigenen Wahnsinn, mit dem komm ich zu dir, taumelnd, trunken und doch ein neu Gefestigter! — Zu dir! O zu dir! —

So will ich dich umarmen und aus dieser Umarmung soll unsere neue Welt werden; denn von tiefster Bedeutung wird diese schlichte Einigung zweier Liebenden sein.

Denn sieh: Er ist nun nicht mehr zwischen uns, Er, der Blutende mit dem düstern Wort vom Tode, das so dunkel bannte, der Tod, der Tote . . .

Wir werden nun leben, leben! —

Ich komme! —

*

Ich sehe dich! — Meine Sehnsucht sieht dich!

Wie bist du nur, du Dame? — Wie bist du nur, du schlichte, braune Dame?

Ich sehe dich eine Cigarette rauchen. Ich sehe diese männlich energische Bewegung deines Armes, diese Geste deines festen Händchen; ich sehe dieses kühne Leuchten deiner schwarzen Augen.

Und ich lächle; lächeln muß ich wie über mich selbst in dir.

Wie hieß das Wort? Man wird dich Männin heißen, darum, daß du vom Manne genommen bist.

*

Aber nun trifft dich mein Lächeln.

O, wie du errötest, du Frau, du Weib!

Wie deine Bewegungen weich werden und sanft! Und diese plötzliche, milde, tiefinnige Glut deines feuchten Auges!

Wie du nun an meiner Brust ruhst, du Weiche, Milde, Zage, du Süße! und mein Körper sich strafft in Mannheit.

O du Weib! Du Frau!

Wie du nun in deiner ganzen heiligsten Glorie bist, heiliger, würdiger, wirklicher als es je die Glorie einer Madonna war . .

*

Gedanken, Not, Tod, Leid: alles, alles ertrunken in dieser unermeßlichen Einigung zeugenden Lebens! . . .

*

O, müde von Wonne ruht nun mein Kopf in deinem Schoß, in trunkener Müdigkeit in deinem Schoß, ein müder Simson ich zu deinen Füßen!

Und du lächelst und deine weißen Finger spielen mit meinem Haar.

Du lächelst dein ewiges Siegeslächeln.

Dies schönste Sonnenlächeln . . .

Wie ein Licht ist es über der Welt und wird noch tausend und tausend Wonnen einer erneuten Menschheit entfachen.

Dies Lächeln einer heimlichsten Liebesstunde . . . .

*

Wie bist du nur?

Ich staune und kann nur immer staunen.

Du hast wohl deinen Namen, bist rangiert, von vornehmer Herkunft und guter Erziehung.

Sieh, das hab' ich alles vergessen. Ich sehe dich nur in der ganzen Würde deiner enthüllten Nacktheit und wenn ich dich nennen soll, will ich dich mystisch die Eine nennen, in der Andacht meiner trunken staunenden Sinne die Eine.

Was sind das nun alles für Wesen um uns herum?

Ich sehe sie und dich und nenne dich die Lebendige und mein süßestes Rätsel.

Ich stehe bei dir; Hand in Hand, Auge in Auge stehen wir beieinander:

Woher nun der selige Rausch dieser Freude um uns her und all die Sonne dieses Lebens? . . .

*

Kein, kein Geheimnis zwischen dir und mir! —

Wie ich jedes Äderchen deines Leibes kenne und zähle, seh' und weiß ich deine Seele und du die meine, bin ich vertraut mit all deinen süßen und trüben Heimlichkeiten.

Kein Geheimnis zwischen dir und mir: o unsagbar süßeste Wonne! Unzerreißbar heiligste Verknüpfung! —

*

Ich fühle, ich habe meinen letzten Gang gethan, damit unser Haus bestellt und festgegründet sei, und komme . . .

Gegen Tod und Teufel und die Unrast der Erkenntnisse seit Urbeginn hab' ich meinen letzten und siegreichen Gang gethan und komme nun als ein Fertiger.

Müd' komm' ich und doch stark, mit dir die süßeste Notwendigkeit zu vollbringen.

Sieh, und ich habe nichts zu sagen als das kleine, müde stolze Wörtlein: alles ist nichts! — Zünde die Herdflamme an! Eine neue Herdflamme! Unsre! —

*

Sieh, alle Götzen und Großen der Menschheit, all ihren Stolz, das Prunken der Kulturen und Erkenntnisse, die tausend und tausend Errungenschaften des Geistes: wir wollen's damit gut sein lassen. —

Lächelnd wollen wir uns nur ein Urmärchen gelten lassen als ein tiefstes und sinnreichstes Symbol und meine erneute Eva will ich dich nennen und über alles setzen die Würde der Einigung von Mann und Weib! —

Und so komme ich nun, ein Hoheslied auf den Lippen, wie noch nie eins gesungen wurde und doch das Eine, Gleiche und einzig Mögliche! —

*

Durch diese Frühjahrsstürme seh' ich mich auf der letzten Wanderung zu dir, und meine trunkenen Sinne bringen dir die holden Wunder unsres neu erneuten Weltgartens, die doch nur das Unbeschreibliche dieser unserer Einigung sind.

All die fröhlichen Gesichter unserer Hoffnung, die fröhlich-fromme Gewißheit, daß für uns gesorgt ist! —

Denn sieh, liebes Herz! Die Obstbäume dieses Weges, durch die die frischen Stürme brausen, werden Früchte tragen, und diese Feldbreiten leuchten durch das sonndurchwirkte Grau dieses Frühlingstages mit ihrem ersten grünen Schimmer, und so zart er ist, er wird ein Meer goldener Ährenwogen sein.

Dies flatternde Lerchenlied über dem braunen Gelände schließ ich Dir in mein Herz und will es dir bringen und es wird mitten in der Wonne einer vertrauten Stunde sein.

Ein neuer Wille hat die toten Erscheinungen nun zu einer neuen Einheit verknüpft; und wir in ihr mit unserm stillen, heimlich-frommen Herrengefühl . . .

*

Ich sehe das Ziel! Ich und du, ein kleines Haus im Frieden fruchtbaren Geländes: sieh, das ist alles! Der ewig feste Sinn im Sinnlosen. —

Der gelbe Tag ringt sich durchs Grau.

Durch diesen frischen Sturm will ich zu dir wandern, daß du mir die stille, fromme Flamme zündest, die Herdflamme, die neue, unsere . . .

Die stille, fromme Flamme . . . .



Skizzen.

Von Robert Reitzel.

(Detroit.)

II.

Phantasien auf der letzten Saite.

So hab ich endlich dich gerettet, aus dieser Menschen rohem Schwarm", du heilige Maiennacht! Es ist still auf den Straßen geworden, fernab hört man, wie einst des Posthorns Klang das Pfeifen der Lokomotiven, die in die weite Welt ziehen; am Himmel zieht langsam eine große weiße Wolke vorüber, von einem unsichtbaren Lichte angeglüht. Der Robin läßt noch einmal aus seinem Nest ein zufriedenes Lachen hören — der hat heute wieder einen guten Tag gehabt — wie Silberklang schwirrt in der Ferne das unsterbliche Lied der Frösche, und die Nachtluft schlingt ihren weichen, feuchten Arm um meinen Nacken. So bin ich doch nicht ganz um meinen Mai gekommen, so hab ich endlich dich gerettet!

Ich wollte mit dir Zwiesprach halten wie einst, als ich durch junges Buchengrün dem Frührot entgegen stieg oder im goldenen Mittagsschein vom Bergesgipfel über die Wälder-Meere jauchzte, ein wahrhaftiger Kaiser der Welt, oder zur Nacht in den liebeschweren Blütenhainen meiner Heimat wandelte; ach, seufzend, dichtend, — da ist der Friedhof des Dörfchens, der Mond gießt so recht seine Himmelsliebe darüber aus, und mit gutmütiger Mühseligkeit giebt die alte Turmuhr die zwölf Schläge der Mitternachtsstunde. Da presse ich mein heißes Gesicht in das kühle Moos eines Grabhügels und weine, weine. — Ich kann nicht mehr zu dir kommen, ich kann dich nicht mehr aufsuchen auf den verschwiegenen Wegen, da du zuerst das Holdseligste im Herzen mir wecktest, ich habe auch hier nur selten eine Stunde, in der ich mich aus der Misere zum reinen Naturgenuß aufraffen kann; aber du hast mich nicht vergessen, du bist zu mir gekommen, du gütige Maiennacht!

Ich höre die Züge in die Ferne donnern, aber ich kann nicht mit, ich spüre, wie draußen der Wind sich hebt, aber ich kann ihm meine Brust zur Kühlung nicht bieten, ich atme den Duft der Mairose vom Busen des schönsten Weibes und der ersten Maiglöckchen, aber wenn ich sie an meinem Herzen, an meinen Lippen zerdrücke, was bleibt mir dann? Doch du bist da und beugst dich über mich und erzählst mir die Märchen meiner Jugend und bringst mir die Grüße meines großen Vaterlandes, das überall ist, wo auch bei Nacht die Amsel pfeift und die Nachtigall schlägt und der Kuckuck ruft.

Laß mich noch einmal den Kuckuck rufen hören!

Da lieg ich im Heidekraut, im Schatten der Felswand, und drüben der feierliche Wald, von dem man sich gar nicht denken sollte, daß er einem so neckischen Kobold Asyl giebt. Wie viel Jahr? Halt, verehrtester Herr Kuckuck, ich muß Sie vorher benachrichtigen, daß ich schon längst verheiratet bin und daß Krebells Frida, Heckmanns Rosine in Neckargemünd und Frl. Sophie Daudistel, die liebe Besucherin von St. Goar, die Ehren der Großmutterschaft genießen — der Orden der „Mütter", sind alte Weiber, „trinken Kaffee, Kaffee oder auch Thee". Also beschränken Sie sich auf die für mich und meine Abonnenten maßgebende Zahl der Lebensjahre. Und nun erhebt sich ein Guggugen — ich hab es jetzt selber gehört, daß dies die richtige Les- und Schreibart ist und hätte es auch früher beweisen können. Kinder treffen in solchen Dingen das Richtige: Ein Kind, das den sonderbaren Vogel aus dem Buch gelernt hat, spricht mit altkluger Miene vom Kuckuck, ein Kind, das im Wald seine Bekanntschaft gemacht, spricht immer Guggug und vergißt, auch in der äußersten Goldwüste des späteren Lebens, nie den zärtlich neckenden Ton — ja, was zum Teufel, schreit denn der Kerl immer noch? Das müssen zwei sein oder gar vier? Nein, es handelt sich nur um ein Pärchen, und das Echo mischte sich darein. Und immer fort Guggug, Guggug! Der geneigte Leser merkt etwas und sagt bei sich: Das meint die Ewigkeit.

Amen! Wer das Ewige geschaut, gehört der Ewigkeit. Warum hast du mir die germanische Jungfrau gezeigt, wie sie zum Feldsegen nackt die Gemeinflur im Mondschein umschritt — eine Hoheit ging aus von dem schimmernden Leib und den sinnenden Augen, daß selbst einem bocksfüßigen Waldgott der Witz im Maule erstarrt wäre — warum brachtest du mich in Herthas Hain, als die Göttliche dem Bade entstieg? Schling deine Arme enger um meinen Hals, schließe mir mit feuchtem Kuß die Lippen, würge mich, töte mich, Gütige!

Ach, ich war ja schon tot, meine Seele war in mir gestorben, eine ganze Woche lang. Und wär's nur eine Charwoche gewesen! Groß wird auch der Kleinste, wenn er, für eine große Sache leidend, in den Tod geht; selbst der Verzweiflungsschrei des Menschensohnes: Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen! ist die letzte Wollust eines Besiegten. Aber dieser thränenlose Stumpfsinn, dem der Wein und die lieblichsten Lippen, selbst in der Vorstellung, zum Ekel werden, sechs Tage und Nächte lang, wenn das der Tod wäre, ich würde mich bedanken zu sterben, ich würde die Guggugsrufe mit dem Abzug der üblichen Prozente auf Lebensjahre ausrechnen. Aber ich weiß, der Tod ist etwas Erlösendes, Befreiendes. „Zur ewigen Ruhe eingehen", heißt ein schönes christliches Wort. Aber damit sind sie

ja nicht zufrieden, die Affen, die Laffen, die Pfaffen, sie wollen gar nicht in Ruhe gelassen sein, sie wollen weiterleben. Auf den wenigen Denkmälern jenes Friedhofes im Schwarzwald stand eingemeißelt: „Hier ruht in Gott oder in Frieden . . .“ Mag also immerhin in der altersgrauen Kirche die noch ältere und grauere Lüge der Auferstehung verkündet worden sein, schweigend predigen und predigten noch die Grabsteine daneben die Wahrheit.

Hört ihr, wie die letzte Saite wimmert und ächzt und sich bäumt! Striche hält sie noch aus, breite volle, daß ein Strom des Gesanges bricht aus dem alten Holze, kann noch die alten Freiheitslieder singen, läßt sich gern vom Bogen zu sündhaftem Leichtsinn zwingen — so eine einzige alte Saite zeigt sich oft dauerhafter als ein ganzer nagelneuer Bezug.

„ . . . doch kann ich nicht glauben,
Daß du sterbest, solange du liebst“ —

sang Hölderlin seiner Diotima. Eben brachte mir ein irregulärer Nachtwind ein Wölkchen Duft vom Nelkenstock am andern Fenster. Im selben Augenblick schaut hinter den Blumen wie eine freundliche Überraschung der Mond herein. Alles Leid, alle Erniedrigung ist vergessen, die letzte Saite fühlt ein ganzes Orchester in sich schwirren. Das beste Bild, das Keppler gezeichnet hat, tritt in mein Gedächtnis, und wie das hessische Mädel seufze ich aus tiefstem Herzen: Wann ich jetz en Schatz hätt!

Ein Lied vom Sturm.

Von Walt Whitman.

Deutsch von Editha v. Reitzenstein.

(Berlin.)

1.

Erhabener Reigen des Sturms,
Kühn schmetternder Tuben Fanfaren, Prairien durchpfeifende Triller,
Stöhnender Waldwipfel Braus, brüllende Schauer der Berge,
Ihr heulenden Horden der Finsternis. — Verhüllte Orchester,
Gespensterminnesermone von losen Fiedeln gegeigt,
Aller Völker Zungen beherrschender Rhythmenschwung der Natur;
Gewalt, die kein Künstler erreicht durch Saiten- und Fugengedröhn.
Gottfroh verschwendende Chöre — ihr Tänzer und Bläser aus Osten,
Ihr raunenden Stromtiefenmunde, ihr felshinabbrüllenden Sturzsee'n,

Ihr Donnergeschütze, die Fernen mit feurigen Rossen durchjagend,
Ihr Echos, wie Hornruf den Hag in steten Varianten umirrend,
Ihr Heerscharen, da ihr so spät, zur Mitternacht reisig, mich aufschreckt
Und tobt durch mein einsames Schlafgemach — was wollt ihr von mir?

2.

Raffe dich auf, meine Seele, und laß dir den Schlummer verscheuchen,
Lausche und bleib mir getrost: dich ängstigen wollen sie nicht;
Die mitternächtigen Zugs herein in dies Schlafgemach dringen
Und singen und drehn sich im Tanz, sie bringen, o Seele, dir Glück.
Horch — Festmusik naht!
Bräutigam und Braut im Duett; ein Hochzeitsmarsch wird gespielt,
Von Liebe tönen die Lippen, von Liebe übervoll sind die Herzen,
Um rosige Wangen weht Duft, vorbei schwärmt die Sippe der Gäste,
Und Flöten blasen den Tusch und Harfen klingen zum Reihn.

*

Jetzt Trommeln, ein paukender Lärm!
Viktoria! siehst du im Pulverdampf flatternder Fahnen Triumph?
siehst du Verfolgte?
Hörst du das Freudengeschrei der erobernden Macht?

*

(O Seele, die schluchzenden Frauen, das Röcheln der todwunden Kämpen,
Das knatternde Zischen und Sprühen der Lohe, die brandschwarzen Trümmer
der Städte,
Das Wimmern verzweifelter Menschen über Grüften und Schutt!)

*

Nun füllt mit Gesang mich der Geist verwehter Geschlechter und Zeiten,
Ich sehe und höre die Harfner, die greisen, beim Fest der Hellenen,
Hör' Minnesänger ihr Lieben in wonnigen Weisen verkünden,
Hör' Minstrels und Troubadours — romantische Kunst und antike.

*

Jetzt braust die gewaltige Orgel — Tremolo . . . . . .
Weil ihre Grundfesten zittern. (Geheimnis umflicht ja der Erde
Werktragende Stützen, all ihrer Tonflut Register,
Ihre Wunder an Schönheit, Liebreiz und Größe; was den Sinnen gefällt —
Sein's Rispen saftiger Gräser, zwitschernde Vögel, Kinder bei fröhlichem
Spiel oder schimmernde Wolken dort oben —
Der Boden birgt jegliche Kraft;) In ununterbrochener Schwingung

Taucht unter und wieder empor, sonnt sich, was lebt und verschmilzt mit
dem wiedergebärenden Leben.
Und mit seinen Triebfedern allen in mannichfachster Gestaltung —
Dem Spiel dieser sämtlichen Spieler, den zahllosen Weltmusici,
Den andachtweckenden Hymnen und Messen zu heiligem Brauche,
Den Leidenschaftsarien der Herzen und ihrem Aufschrei'n in Nöten,
Mit jeglichem Laut unsres Daseins im wechselnden Strom der Empfindung,
Und endlich mit ihrem (der Erde) ureignen Bestand an Accorden,
Dem Reigen der Lüfte und Wälder und sangesmächtigen Wogen —
Es fügt sich ein neues Orchester der Zeiten und Sonnen in zehnfach verjüngter Gestaltung
Gleich dem in verschollenen Tagen, dem Paradies der Poeten,
Von wo aus die Wanderer zerstreut durchirren die Fremde des Lebens,
Bis Trennung sie heimbringt ans Ziel — die Tagwerker ruhen vom
Tagwerk
Dort, wo mit Menschheit und Kunst sich wieder vereint die Natur
Zum herrlichen Ganzen! Wo Eins dann Himmel und Erde sind.
(Der alles vermögende Lenker von heut reckt den Stab in die Zukunft.)

*

Jetzt dröhnt ein Strophengesang aller zeugenden Mannheit,
Gefolgt vom erwidernden Chor aller weiblich empfangenden Kraft.

*

Dann tönende Violasaiten;
(Mir redet ihr, Violaklänge, die Sprache des Herzens, des stummen,
Des qualvoll zuckenden Herzens, dem es an Tönen gebricht.)

3.

Ach, daß in frühester Kindheit
Schon jeglicher Ton mir Musik ward, du weißt's, meine Seele.
Beim Wiegenlied, wie beim Beten die Stimme der Mutter —
(O Stimme, du holdestes Wunder! Stimme liebender Sehnsucht,
Stimme der Zärtlichkeit, teure Stimme der Mutter und Schwester!)
Und alles: Des Regens Geträufel, der Saaten und Halme Gewisper,
Die Rhythmen der brandenden See beim Aufschlag aufs sandige Ufer,
Das zwitschernde Piepen der Vögel, des Habichts gellender Schrei,
Der Wandergans Ruf in der Nacht beim Streifen nach Norden und Süden;
Der Psalm, der durchs Kirchgewölb hallt, der wipfelumrauschte im Freien,
Die Fiedel im Wirtshaus und Höfen, der Schiffer langatmige Weise,
Der Rinder und Schafe Geblök, wie das Kräh'n des Hahns in der Frühe.

*

Der Liederhort aller Nationen, die Kunde geben, umtönt mich,
Der Deutschen Gesänge zum Preis der Freundschaft, des Weins und der
Liebe,
Irlands Balladen und Jodler und Tänze, Englands trillernde Arien,
Frankreichs berühmte Chansons, Schottlands tiefe Romanzen,
Und endlich italischer Muse unsäglich bestrickender Zauber.

*

Geisterhaft über die Bühne, im Antlitz der Leidenschaft Blässe,
Schwebt Norma und zückt in der Hand den funkelnd geschliffenen Dolch.

*

Es naht die verstörte Lucia, mit unheimlich glänzenden Augen,
In Strähnen den Rücken entlang hängt ihr zerrüttetes Haar.

*

Ich schaue, wie selig Ernani den bräutlichen Garten durchwandert
In rosenduftiger Nacht und wie er — die Braut an der Hand —
Zusammenschrickt bei dem Ruf des todverkündenden Horns.

*

Kreuzweis erhobene Schwerter, Barhäupter grauhaar umflattert,
Metallschwere Männerbruststimmen — der Welt Baritone und Bässe —
Posaunen im Duo gen Himmel und Freiheit auf ewig und immer!

*

Spanischer Edelkastanien undurchdringliche Schatten,
Uraltes Klostergemäuer durchschluchzt eine klagende Weise,
Die singt der verlorenen Liebe, — der Jugend in Thränen erlöschende
Fackel, —
Die singt der sterbende Schwan, Fernandos gebrochenes Herz.

*

Von Qualen erlöst aber jubelt Amina — und ihr Glück
Ist reich wie an Sternen die Nacht, strahlend wie sonniger Morgen.

*

Da kommt auch die Mutter des Lebens,
Das Weib mit dem fesselnden Blick — Venus in blühender Schöne.
Erhabensten Göttern verschwistert — ich höre ihrer Nachkommen Schar.

4.

So hör' ich symphonische Klänge, Kantaten und Opern,
Ich hör' Wilhelm Tell in Musik — seines Volkes zürnenden Eifer,
Hör' Meyerbeer's Hugenotten, Prophet, und hör' Robert den Teufel,
Ich höre den Gounod'schen Faust und Mozarts Don Juan d'Austria.

*

Ich höre die Tanzmelodien aller Völker auf Erden;
Des Walzers reizvolle Rhythmen, als bebt' ich und schwebt' ich in Wonne —
Boléros, Guitarrengeklimper, klappernde Castagnetten.

*

Ich schaue von jeglicher Zeit die gottesdienstlichen Tänze,
Ich höre zum Psalter erklingen die Harfen von Juda,
Ich sehe der Kreuzzügler Heer mit erhobenem Kreuze beim Kriegsruf der Zimbel.
Hör' leiernden Derwischgesang, dazwischen der Rasenden Schreien, wenn sie gen Mekka gewandt in der Runde sich drehn —
Ich schau' der Araber und Perser — beim Ritus — verzückte Geberden
Und schau zu Eleusis die Griechen noch tanzen im Tempel der Ceres,
Hör' ihrer Hände Geklatsch beim schwingenden Drehen der Leiber
Und hör' ihrer scharrenden Füße metrisch geflügelten Text.

*

Und wiederum seh' ich Tänzer: des Altertums Corybanten, zur Schau sich verwundende Fechter,
Ich sehe die Jugend Alt-Roms ihre Schilde schleudern und fangen —;
Sinken die einen aufs Knie, richten die andern sich auf.

*

Ich höre vom Turm der Moschee den Muselmann „Muezzin" rufen,
Und schaue im Heiligtum Beter, nicht Predigt noch Altardienst bannt sie —
Nur wortlos, ekstatischen Blickes, in Ehrfurcht beugt sich ihr Haupt;
Ich hör' der ägyptischen Laute zahlreiche Saiten vibrieren,
Der Nilschiffer kunstlosen Sang —
Chinesische Kaiserfesthymnen
Die Ohren des Herrschers umschmeicheln mit Glöckchen- und Stabspiel!
Oder zur Flöte des Hindu, zum gellen Geklingel der Vina
Den Reigen der Bajaderen.

*

Asien und Afrika weichen Europas sieghaften Klängen,
Um dröhnende Orgelfugen schwillt zahlloser Stimmchöre Brausen,
Ich höre das lutherische Kraftlied — Ein feste Burg .... unser Gott ....
Rossinis „Stabat mater dolorosa" ....
Und höre die düsterne Pracht buntfenstriger Dome durchfluten,
Inbrünstige „Agnus Dei . . ." und „Glorias in Excelsis".

*

Tondichter! mächtige Meister!
Und ihr, jener klassischen Lande kunstreiche Sänger — Soprane, Bässe, Tenöre —

Euch grüßt einer neuen Zeit Barde frohlockenden Sinnes im Westen.
Voll heiß anbetender Liebe.

*

Sie führten dir zu, meine Seele,
Was an Empfindung, an Schau, an Gütern die Welt hat —
Und nun ist's, als triebe der Schall die letzten des Reigens mir zu.

*

Ich hör' in St. Pauls Kathedrale des Jahrfestes Kindergesang,
In riesig gewölbten Hallen Beethovens Symphonien tönen, Oratorien von Händel und Haydn,
Beim Wogendrängen der Schöpfung umspült mit göttlicher Kraft.

*

Gieb aller Klänge Gewalt mir (ich zittre, ich schreie danach!)
Fülle, gieß' in mich aus alle Stimmen des Weltalls!
Aller Rhythmen pulsenden Herzschlag — gieb, gieb — samt dem Wehn der Natur —
Samt Stürmen und Wolken und Wassern — samt Tonbildern von Arien und Tänzen,
Was Schall hält, ströme mir zu — das alles, alles begehr' ich!

6.

Bei meinem Erwachen war Frieden;
Nur kurze Zeit übersann ich die Reigenmusik meines Traums,
Dacht' ihrer Reminiscenzen, des tosenden Wetters,
Der Lieder in Baß und Tenor,
Der inbrunstrasenden Gesten verzückt orientalischer Schwärmer,
Der süßen Harfen und Flöten, der Orgelregister,
Und all der im Herzton gesungenen Klagen um Liebe und Sterben
Und ich sprach — beim Verlassen der Schlafstatt — zu meiner verwundert und schweigsam lauschenden Seele:
Sei fröhlich! ein Schlüssel ward mein, nach welchem ich schon lange gesucht.
Erfrischt laß den Tag uns begrüßen!
Der heiter drängenden Gegenwart, der Wirklichkeit werde ihr Recht,
Da uns mit Kräften dafür begnadet solch himmlischer Traum!

*

Und — sagt' ich — Seele, besinn' dich:
Vielleicht war, was Du gehört, kein Aufruhr wütender Wolken,
Kein traumdurchrasender Sturm, kein Seeadler sausenden Fittichschlags Höhen durchkreischend.

Kein Wohllaut italischer Sonnenbrust,
Noch Fugengewalt deutscher Orgeln mit philharmonischem Stimmchor,
Noch Strophenrezitativ der Männer und Frau'n — noch Truppenmarschieren —
Noch Geigen und Flöten, noch Echoruf in der Wildnis,
Sondern es waren — in neuen, für dich nur geflügelten Rhythmen —
Leben und Tod überbrückend, freie Dichtergedanken —
Von keiner Kraft noch berührte, von keiner Hand noch gefesselte Pilger nachtdunkler Sphären,
Die du bei leuchtendem Tag mit mir festhalten sollst in der Schrift.

Wilhelm II. und die königlichen Theater in Berlin.

Allerlei Dokumente.

I.

Jüngst hielt der Kaiser an das Kunstpersonal der königlichen Schauspiele zu Berlin folgende Ansprache:

„Ich habe Sie gebeten, sich hier einzufinden, weil Ich wünschte, daß Sie an dem heutigen Feste teilnehmen sollten, wie alle andern, die heute zu Mir gekommen sind und mit Mir feiern. Als ich vor zehn Jahren zur Regierung kam, da trat Ich aus der Schule des Idealismus, in welchem Mich Mein Vater erzogen hatte. Ich war der Ansicht, daß das königliche Theater vor allen Dingen dazu berufen sei, den Idealismus in unserem Volke zu pflegen, an welchem es, Gott sei Dank! noch so reich ist, und dessen warme Wellen noch in seinem Herzen reichlich quellen. Ich war der Überzeugung und hatte Mir fest vorgenommen, daß das königliche Theater ein Werkzeug des Monarchen sein sollte, gleich der Schule und der Universität, welche die Aufgabe haben, das heranwachsende Geschlecht heranzubilden und vorzubereiten zur Arbeit für die Erhaltung der höchsten geistigen Güter unseres herrlichen deutschen Vaterlandes. Ebenso soll das Theater beitragen zur Bildung des Geistes und des Charakters und zur Veredelung der sittlichen Anschauungen. Das Theater ist auch eine Meiner Waffen. Es liegt Mir am Herzen, Ihnen Allen Meinen innigsten, herzlichsten, tiefgefühltesten Königlichen Dank für die Bereitwilligkeit, mit der Sie sich dieser Aufgabe unterzogen haben, auszusprechen. Den hohen Erwartungen, die Ich von dem Personal Meiner Oper und Meines Schauspiels gehegt habe, haben Sie vollständig entsprochen. Es ist die Pflicht eines Monarchen, sich um das Theater zu kümmern, wie Ich es an den Beispielen Meines hochseligen Vaters und Großvaters gesehen habe, eben weil es eine ungeheuere Macht in seiner Hand sein kann, und Ich danke Ihnen, daß Sie unsere herrliche schöne Sprache, daß Sie die Schöpfungen unserer Geistesheroen und derjenigen anderer Nationen in so hervorragender Weise zu pflegen und zu interpretieren verstanden haben. Ich danke Ihnen ferner, daß Sie auf alle Meine Anregungen

und Wünsche eingegangen sind. Ich kann es mit Freude sagen, daß alle Länder mit Aufmerksamkeit die königlichen Theater in ihrer Thätigkeit verfolgen und mit Bewunderung auf Ihre Leistungen blicken. Ich habe die feste Überzeugung, daß die Mühe und Arbeit, die Sie auf Ihre Darstellungen verwendet, nicht vergeblich gewesen sind. Ich bitte Sie nun, daß Sie Mir fernerhin beistehen, jeder in seiner Weise und an seiner Stelle, im festen Gottvertrauen dem Geiste des Idealismus zu dienen und den Kampf gegen den Materialismus und das undeutsche Wesen fortzuführen, dem schon leider manche deutsche Bühne verfallen ist. Und so wollen Sie in diesem Kampfe fest bestehen und in treuem Streben ausharren. Halten Sie sich versichert, daß Ich jeder Zeit Ihre Leistungen im Auge behalten werde, und daß Sie Meines Dankes, Meiner Fürsorge und Meiner Anerkennung gewiß sein können."

Generalintendant Graf v. Hochberg erwiderte darauf:

„Unter den hohen Auszeichnungen und Ehrungen, welche Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät je und je Allerhöchst Ihren Theatern erwiesen haben, ist die heutige wohl die huldreichste und glänzendste und steht in den Annalen dieses Kunstinstituts einzig da. Ew. Majestät wollen unser aller unterthänigsten und tiefgefühltesten Dank dafür entgegennehmen, zugleich aber auch das erneute Gelöbnis, daß jeder an seinem Teil und an dem Posten, der ihm angewiesen ist, alle seine Kräfte daran setzen wird, den Ruhm der königlichen Theater zu wahren und zu steigern zur Freude und zur Zufriedenheit Ew. Majestät. Ich wage nun noch die allerunterthänigste Bitte hinzuzufügen im Namen dieser aller, Ew. Majestät wollen das kostbare Interesse, das so beglückend und befruchtend gewirkt hat, Allerhöchst Ihren Theatern erhalten. Nur unter den Augen Ew. Majestät, dem weisen Rate, den allzeit das Richtige treffenden Anweisungen, dem hohen und feinen Kunstverständnisse, dem umfassenden Wissen Ew. Majestät ist es möglich gewesen, die königlichen Theater so weit zu bringen, daß ihre Aufführungen, wie ich wohl sagen darf, mit wenigen Ausnahmen wohl jeder Zeit als Parade- und Festvorstellungen vor Ew. Majestät gegeben werden könnten. Das war, wie gesagt, nur möglich, weil wir alle getragen waren von dem Bewußtsein der gnädigen Gesinnung Ew. Majestät, aber auch von der Erkenntnis durchdrungen sind, daß Ew. Majestät die höchsten Anforderungen stellen. Ew. Majestät! Wir sind Truppen, allzeit bereit, zu schlagen, wir haben Mut, siegesgewiß sind wir aber nur, wenn wir stets gewärtig sind, vor dem scharfen künstlerischen Blick Ew. Majestät Revue zu passieren. So werden die königlichen Theater für Ew. Majestät und unter Ew. Majestät Führung neue Siege der dramatischen Kunst erringen. Und nun, meine künstlerischen Schaaren, geben auch Sie dem Dank an unsern Allergnädigsten Herrn Ausdruck, indem Sie mit mir rufen: „Se. Majestät unser geliebter Kaiser, König und Herr lebe Hoch! Hoch! Hoch!"

II.

Neuaufführungen des Kgl. Schauspielhauses.*)

1895.

	Aufführungen		Aufführungen
Schönthan-Kadelburg, Zu wohlthätigem Zweck	9	Wilh. Wendlandt, Alt-Berlin	3
Axel Delmar, See	3	Otto v. d. Pfordten, 1812	19
		Rudolph Lothar, Frauenlob	13

*) Nach den amtlichen „Statistischen Rückblicken ..." (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.)

	Aufführungen
Theodor Wolff, Niemand weiß es	4
Olga Wohlbrück, Besonderer Umstände halber	3
Benno Jacobson, Monsieur Balanceux	5

Die höchste Aufführungsziffer erreichten:

	Aufführungen
Karl Niemann, Wie die Alten sungen	36
Richard Skowronnek, Die stille Wache	29
v. d. Pfordten, 1812	19

1896.

	Aufführungen
H. B. Schumacher u. G. Malkowski, Das Hungerlos	4
Richard Skowronnek, Die kranke Zeit	26
Georg Engel, Hadasa	6
Schönthan-Kadelburg, Goldfische	16
R. Lothar, Ein Königsidyll	9
Max Dreyer, Eine	2
Oskar Blumenthal, Abu Seid	10
Oskar Blumenthal, Das zweite Gesicht	10
Rudolph Stratz, Der lange Preuße	4

Die höchste Aufführungsziffer erreichten:

	Aufführungen
R. Skowronnek, Die kranke Zeit	26
Schönthan-Kadelburg, Goldfische	16
v. d. Pfordten, 1812	18

1897.

	Aufführungen
Heinrich Heinemann, Die Zeisige	4
E. v. Wildenbruch, Willehalm	3
—„— Hosterwitz	2
Leo Ebermann, Die Athenerin	8
Wilhelm Henzen, Der Tod des Tiberius	3
Max Betzold, Die Einzige	6
Karl Strecker, Tanzstunde	6
Richard Skowronnek, Waidwund	7
v. Schönthan-Koppel-Ellfeld, Heigas Hochzeit	11
Rudolph Stratz, Das neue Weib	16
Adolph L'Arronge, Mutter Thiele	5

Die höchste Aufführungsziffer erreichten.

	Aufführungen
v. d. Pfordten, 1812	23
Shakespeare, Coriolan	19
F. Raimund, Der Verschwender	18

Neuaufführungen der Kgl. Oper

1895.

W. Kienzl, Der Evangelimann.
R. Becker, Frauenlob.
J. Hummel, Ein treuer Schelm.
A. Sullivan, Ivanhoe.

1896.

Ph. Rüfer, Ingo.
H. Waller, Fra Francesco.
C. Goldmark, Das Heimchen am Herde.
H. Berlioz, Benvenuto Cellini.

1897.

V. Hausmann, Enoch Arden.
v. Chelius, Haschisch.
G. Puccini, Die Bohême.
N. Spinelli, A Basso Porto.

Nachschrift der Redaktion.

Kaiser Wilhelm II. überschätzt die Wirkung seiner Theater ungemein. Und das ist begreiflich, denn die Zeitgenossen, die zumeist in den letzten Jahren von seiner Bühne herabgewirkt haben, sind Schönthan, Kadelburg, Blumenthal, Niemann, Skowronnek und v. d. Pfordten, brave Menschen gewiß, aber keine Dichter, durchaus Kunstgewerbler, nicht Künstler. Die Litteratur unserer Zeit geht an diesen Mannen achselzuckend vorbei, wie die Kritik unserer Zeit den Niedergang der königlichen Bühnen mit Recht als feststehende Thatsache anerkennt. Ich weiß nichts davon, daß das Ausland diese Männer und ihre Stücke preist; ich weiß dagegen, daß die Namen Hauptmann und Sudermann europäischen Klang haben. Kaiser Wilhelm betrachtet seine Theater als seine „Waffen". Über diese Schiller nachgesprochene Anschauung von der Bühne als moralische Anstalt betrachtet, läßt sich reden. Nicht reden läßt sich darüber, ob die obengenannten Kunstgewerbler gute oder auch nur in Betracht kommende Waffen liefern. Deren Stücke können die deutsche Jugend nicht „heranbilden". Ein starkes Verdienst hat sich Wilhelm II. durch die Bevorzugung Hebbel'scher Werke erworben, obschon ich die Kraft dieses Dichters weitaus geringer schätze, als die meisten Litteraturgeschichten es thun. Die Rede des Kaisers ist ein Beweis, daß er den Werdegang unserer Litteratur nicht kennt, gewiß weil die Überfülle der Arbeit diesen meistbeschäftigten Monarchen nicht dazu kommen läßt. Daher die Unrichtigkeit in der Wertschätzung der Leistungen seiner Bühne. Das ist beklagenswert für die königlichen Theater, nicht beklagenswert für die Litteratur unserer Zeit, die wie immer und überall auch ohne kaiserliche Gunst ihren herrlichen Weg geht. Ludwig Jacobowski.

Frühlingsschwüle.

Von Hanns Weber.

(Lutkow.)

Es war ein ungewöhnlich heißer Apriltag. Lisbet, welche auf dem Felde ihres Vaters die frischgepflügten, schweren Ackerschollen mit der Haue zerkleinerte, seufzte unter der Schwüle, unter der harten Arbeit. Die Schweißtropfen rannen ihr über die gebräunten, vollen Wangen, über die Stirne, an welcher die ungeordneten, blonden Haarsträhne klebten, über ihren ganzen Körper, welcher in der groben Leinenkleidung zu zerschmelzen, zu zerfließen schien; selbst die üppige Brust, welche aus der halboffenen, blauen Jacke hervorquoll, war von schimmernden Schweißtröpfchen wie

besät. Die Haue entsank ihren müden Händen, sie war genötigt, in der Arbeit innezuhalten.

Ihre Blicke irrten wie verloren durch den blauen Raum in die Ferne. Auf der weiten, schattenlosen Ebene war nur spärliches Grün sichtbar; nur die Flocken der Schlehdornblüten lagen hie und da wie verspäteter Schnee über dem keimenden, blaßgelben Gras der Raine. Ein flimmernder Dunst wogte auf den weit ausgedehnten, frisch gepflügten, dunkelbraunen Äckern. Und darüber strahlte der klare, endlose Himmel, leuchtete die Sonne, welche die Mittagshöhe fast schon erreicht hatte.

Aber die ausdruckslosen, starr hervortretenden Augen Lisbets schienen von all dem nichts zu sehen. Ihr Mund war weit offen, ihre Zähne glänzten im brennenden Lichte. Es war, als schnappte sie mit den trockenen Lippen, mit der ausgedorrten Kehle nach Luft. Doch nur der schwüle Hauch der schattenlosen Felder, der heiße Sonnenschein schlug ihr ins Antlitz. Sie fühlte das Bedürfnis, sich niederzulegen, ihre Glieder auszudehnen, in der warmen, stillen Luft auszuruhen, und es war ihr, als müßte sie sofort einschlafen. Doch plötzlich blitzte es in ihren matten Augensternen auf, als hätte etwas ganz Besonderes ihre Aufmerksamkeit erregt.

Umsäumt von dünnen, gänzlich unbelaubten Bäumchen, die von weitem den Eindruck schwacher, grauer Strohhalme machten, schlängelte sich die Straße durch die Ackerfelder. Dort wurde ein dunkler Gegenstand sichtbar, von dem Lisbet, wie von bösem Zauber gebannt, die schlaftrunkenen Augen nicht abwenden konnte. Er sah aus wie ein Tier, wie ein großer, dunkler, plumper Wurm, der sich ungeschickt kriechend, mühevoll und langsam heranwälzte. Angst und Staunen regten sich in Lisbets Seele. „Was mag das sein?" dachte sie und wie kalter Schauer rann es über ihren schweißgebadeten Rücken.

Näher und näher kroch es heran, immer deutlicher traten die Formen hervor. Es war ein Mensch, Lisbet aber dachte, als sie ihn schärfer ins Auge faßte: „Ein Lump!" Sein Gang war träg und schwer, als hätte er durch lange Jahre Ketten getragen, seine Gliedmaßen dick und plump, das Antlitz schwammig, von schmutzig gelber Farbe, Kinn und Wangen mit schwarzen Bartstoppeln dicht besetzt. Auch er mußte sie bemerkt haben. Seine großen, grauen Blicke waren unablässig auf ihr Antlitz geheftet; wie von unsichtbaren Fäden geleitet kam er näher, immer näher, gerade auf sie zu. Nun übersprang er den Straßengraben und eilte stolpernden, aber raschen Schrittes über die Ackerschollen zu ihr.

Er grüßte sie mit einem Nicken der Augen, mit einem halb freundlichen, halb höhnischen Grinsen der Lippen. Sie stand da, wie angenagelt an die Erde und starrte ihn mit stumpfsinnigen Augen an. Banges, ängst-

liches Erwarten, unbestimmte Sehnsucht erfüllten ihr Herz, ein wonniger Schauer glitt über ihre Glieder. Als er sie mit den Armen umfing, schloß sie von träger Wollust betäubt allmählich die Augen, sank sie durch die weiche Frühlingsluft, von der sie wie mit weichen Fittigen umfächelt wurde, langsam auf die braunen Ackerschollen nieder, die sie kurz vorher zerkleinert hatte. Die Berührung mit der kühlen, feuchten Frühlingserde that ihr wohl und behaglich dehnte sie den ermüdeten Körper aus. Nur ein einziger Gedanke lag wie dämmernd am Grunde ihrer Seele: Sie dürfe die Augen nicht öffnen. Von warmer Finsternis umgeben, spürte sie den Kuß feuchter Lippen, die kräftige Umarmung, betäubend .... beglückend ....

Dann war es, als würde sie von sehnigen Männerarmen emporgehoben und wieder stand sie fest auf ihren Sohlen. Sie fühlte, daß ihre Kleider von unsichtbaren Händen in Ordnung gebracht und geglättet wurden und empfand einen leichten Schlag, der ihr auf die Hinterbacken versetzt wurde. Und eine rauhe, heisere Stimme rief: „Ich dank' schön!"

Erst nach einer geraumen Weile öffnete sie die Augen. Über den einförmigen, öden, in bläulichen Dunst gehüllten Äckern lag der schwüle Sonnenschein. Der fremde Mann hatte schon die Straße erreicht und setzte seinen Weg fort. Unablässig, wie von bösem Zauber gebannt, verfolgten ihn Lisbets Blicke. Das heiße Sonnenlicht brannte fast senkrecht auf seinen Kopf, seinen Rücken hernieder; und wieder machte er den Eindruck eines großen, dunkelfarbigen Tieres, das sich schleppenden Ganges über die staubige Straße wälzte, und wieder glich er eine Weile später einer braunen, langsam dahinkriechenden Raupe. Immer kleiner und kleiner wurde die fremdartige Gestalt und endlich schien es, daß sie sich in den fernen blauen Dünsten des Horizontes auflöste.

Kalter Schweiß trat plötzlich auf Lisbets Stirn, auf ihren Wangen aus, die bleich wurden wie Kreide. „Jesus, Maria und Josef!" schrie sie angstbeklommen auf und ihre zitternden Finger wühlten in den blonden Haarflechten, — „Jesus, Maria und Josef! Mein Lois hat mich doch so lieb!"

Und ihr Schluchzen klang durch die einsame, sonnige Stille.



Henrik Ibsen.

Von Holger Drachmann.

Nun ruht das Meer —
Doch der Sturm hat getobt,
Und der Sturm wird toben:
Du hast ihn verkündet!
Du, der wie keiner die Seelen ergründet
— Wenn die Hände sich krampfen,
Die Nerven beben
Und Qual sich und Lust ineinander weben —
Du, Meister, stehst ruhig am Mast und bedacht,
Das Lebensschiff stampft durch die Brandung fort
Und Du schreibst ins Dienstbuch: „Hundewacht —
„Wir segeln mit einer Leich' an Bord!"

Zerklüftet,
Wie das Jahrhundert,
Das fluchbeladen
Dem Ende nun naht —
Und fest doch gefügt,
Ein Häuptling, breitschultrig,
Deß Ruhm von Stunde
Zu Stunde wächst:
So stehst Du,
Der Einsam-starke,
Rätselhaft-grau, wie das Meer, Dein Reich,
Richter und Heiler und Warner zugleich,
Unendlich Dein Können, unendlich Dein Wissen —
Und zutiefst, wie die Zeit,
Verzweifelt zerrissen.

Sie bringen Dir Weihrauch und Gaben und huld'gen:
Was kann ich geben —
Voll ist ja Dein Haus?
Aus dem wimmelnden Schatze Deiner Gestalten
Greif ich nur eine, die düstre, heraus.

Den Mann, dem skaldischer
Geist ward verliehn,
Der den Snobs und Philistern
Als Lump erschien,
Die Handschuh' zerrissen —
Kurz, gezeichnet nach jenen,
Die eben nicht selten beim Nordmann und Dänen:
Den lieb' ich, o Meister,
Dem reich ich die Hand,
Denn sein Aug' ist vom Leuchtfeu'r der Zukunft gebannt,
Trotz dem Dunkel von Heut und den Nebeln von Morgen;
Und er weiß, aus den menschlichen Qualen und Sorgen
Führt ein Weg zu dem fernen, dem flegenden Licht —
Er zeichnet ihn vor,
Doch er wandelt ihn nicht.

Er hat Schiffbruch gelitten, und dennoch — er steuert,
Ein Träumer und Held — der „Erfolg" nur fehlt,
Wohl, sein Rock ist zerschlissen, die Aermel verscheuert,
Doch er lächelt: ein Kind, dem man Märchen erzählt.
Mag Glück und Geschick sich ihm selten nur weisen,
Ihm fügt sich zum Märchen des Werkeltags Gang,
Seine Skepsis ertönt wie die Wahrheit des Weisen,
Was er denkt, ist ein Schwert, was er spricht, ein Gesang. —

Sie kommen und huld'gen von Ost Dir und West,
Sie möchten mit Spenden den Tisch Dir biegen:

O Meister! Und hat meine Harfe geschwiegen,
Die Wange hat Thräne auf Thräne genäßt.
Den Reichsten beschenken — wie thöricht, wie kalt:
Meinen Dank für die eine, die stolze Gestalt.

Wien. Aus dem Dänischen von Robert F. Arnold.



Von Wiener Kunst.

Es ist ein schwerer Schritt vom Lyriker zum Dramatiker. Manche große Künstlernatur vermochte ihn nur nach mühseligem Straucheln und manche überhaupt niemals zu vollziehen. Auch J. J. David, als Lyriker vielleicht die abgeschlossenste und wuchtigste Erscheinung des jungen Wien, ein Dichter von erschütternder Kraft und Unmittelbarkeit, eine Persönlichkeit von innerer Macht und Festigung, wie kaum ein zweiter unter den Dichtern des jungen Wien, vermochte auf der Bühne bisher keinen festen Fuß zu fassen. Sein erstes Stück „Hagars Sohn" hatte starke dramatische Anläufe und verriet eine entschiedene tragische Kraft. Aber es war kein einwandfreies Theaterstück, es glitt trotz seines dichterischen Wertes von den glatten Brettern, die eine eigene Welt für sich bedeuten, ab. Sein nächstes Stück, der „Regentag", besaß viel, sehr viel Stimmung. Eine feine Dichterhand hatte dies Gewebe geschaffen, aber es war eben zu fein gesponnen. Es kam ans Licht der Lampen und bestand nicht. Es war wieder eine Poetenarbeit, aber noch immer kein Drama. Und Davids letztes Stück „Neigung"*) ist — es sei nur, bei aller Verehrung, die ich für den Dichter hege, ehrlich eingestanden — auch kein eigentliches Theaterstück, wenn David diesem Begriff auch schon näher gekommen ist, als in den beiden ersten Arbeiten. Freilich gab er darum manches von seinen eigentlichen Vorzügen auf, ohne gleichwertige, die rein im Dramatischen liegen, dafür eingetauscht zu haben. So will mir just „Neigung" als das Übergangsstück des Lyrikers David zum Dramatiker erscheinen.

Das Drama ist die Geschichte einer armen Familie. Der Vater ist einer jener Weltbummler, die all ihr Leben lang Pläne hegen, aber teils aus mangelnder Fähigkeit, teils aus Energielosigkeit nichts Rechtes zur Ausführung bringen. Liborius von Köstler ist Erfinder, d. h. er redet sich das ein und ist auf der immerwährenden Suche nach einem Geldmann, mit dessen Hilfe er in die Lage kommen könnte, seine Pläne zu verwirklichen. Dabei geht es im Hause recht elend zu. Anstatt zu seiner kleinen Stellung irgend ein Nebeneinkommen zu suchen, lungert Köstler in den Wirtshäusern herum, jedem seine Pläne demonstrierend. Und er findet endlich einen Geldmann, d. h. er glaubt ihn wieder gefunden zu haben. Dabei ist der gutmütige Mann das Gespött seiner Freunde, die sich seine Ideen lang und breit auseinandersetzen lassen, um ihn hinterrücks tüchtig auszulachen. Jeder seiner neuen Gedanken wird beim Biertisch gefeiert, und so trägt der gute Köstler die schwer erworbenen Gulden vom Hause fort und sie wandern in die Kehlen seiner Freunde. Zu Hause geht's natürlich

*) Erschienen bei Georg Heinrich Meyer in Leipzig.

recht ärmlich her. Der Sohn, der eine gute Beamtenstellung hat, lebt freilich nicht übel, er ist eben das feine Muttersöhnchen, ein von Köstler, aber er giebt zu Hause her, was er „entbehren" kann. Die ältere Tochter Poldi ist Lehrerin und steuert ihr karges Gehalt zum gemeinschaftlichen Haushalt zu. Sie ist überhaupt die poetische Figur des Stückes. Eine milde, zarte Duldernatur, eine Pflanze, die zu verkümmern droht in dem kleinen, engen Stübchen, in das so wenig Lebenssonne dringt. Die jüngere Schwester Gretel ist ein leichtes, keckes und hübsches Ding, das in der Schule nichts taugt und schon Rendezvous mit jungen Herren hat. Die Mutter ist zu schwach, um sie ordentlich zu erziehen, die feste Hand des Vaters fehlt, der, statt sich um die Erziehung seiner Tochter zu kümmern, ins Wirtshaus geht auf die Jagd nach dem Glück. Endlich aber bricht dieses schwanke Gebäude zusammen. Der endlich gefundene Geldmann hat Köstler abermals im Stiche gelassen, und da weicht er im verblendeten Glauben an die Sicherheit seines Planes vom rechten Weg ab. Er unterschlägt eine ihm anvertraute Summe in der Voraussetzung, sie nach dem glänzenden Erfolg seiner Unternehmung zurückzuerstatten. Aber vom Gewissen gefoltert, verliert der sonst so vertrauensselige Mann nun alle Zuversicht — er sieht, daß seine Pläne scheitern, und in der Todesangst vor einer drohenden Kassenrevision springt er von dem vier Stock hoch gelegenen Fenster hinab. Hierin glaubte der Dichter dem dramatischen Bedürfnis des Publikums seinen Zoll geleistet zu haben. Auf diese Scene baut sich das eigentlich Tragische auf, während der dichterische Konflikt, der das feinfühlige, lyrische Empfinden Davids offenbart, in der Liebesgeschichte Poldis liegt, die ihr Herz einem Lehrer schenkt. Durch ihn glaubt sie ein neues, stilles, aber sonnigeres Leben zu finden, die Mutter aber, die fürchtet, ihre Tochter werde denselben armseligen Lebensweg gehen wie sie selbst, hält sie davon ab und bewegt sie, lieber zu entsagen und allein zu bleiben, „allein und stark", als zu zweien vom Leben langsam zermürbt und zerschmettert zu werden. Und sich lieb haben. Das hört sich schön an.

In dieser Scene zwischen Mutter und Tochter liegt starke innere Tragik. Sie ist größer und echter als die äußere, der der Dichter in der effektvollen Selbstmordscene Köstlers Genüge zu thun meinte. Hier richtet sich schwer und plump vor dem jungen, ersten Empfinden dieses stillen, dem Weltlärm fremden Wesens das erste Mal ein Bild des Lebens auf in der Gestalt der Mutter, dieser mater dolorosa von heute, wie sie uns auf Schritt und Tritt im Leben begegnet, herbe, bittere Anklagen gegen die Brutalität des rauhen Lebens. Und dieses jähe, erschütternde Geständnis der Mutter verfehlt seine Wirkung auf Poldi nicht. „Was soll ich nur thun, Mutter? Was thun?" ruft sie verzweifelnd aus. „Allein bleiben! Und hart bleiben! Damit Du nicht überall den Spiegel hast, der Dir zeigt: Ich bin elend, Du bist elend, wir sind's alle! Daß Du Dich nicht sorgen mußt: Haben Deine Kinder auch noch den Respekt vor Dir, den sie haben sollen, oder geht da nicht schon eins herum, wie die Gretel herumgeht unter uns?"

Das sind Stimmen des Lebens, tief erhorcht und wuchtig gebracht. Die herbe Bitterkeit, die aus dieser sonst gutmütigen Frau spricht, die zum schreienden Ankläger ihres Schicksals wird und dadurch versucht scheint, ihr eigenes Schicksal zu generalisieren, die die Tochter vor einem gleichen Schicksal ängstlich bewahren will und dabei mit von innerer Verbitterung getrübtem Blick allzuweit geht, zeugt für den Zusammenhang, den der Dichter mit dem eigentlich Tragischen im Leben unleugbar besitzt. Es fehlt ihm jedoch derzumalen noch das eigentliche Bewußtsein der Kraft, die volle Unterscheidung zwischen dem wirklich Tragischen und einer gewissen Scheindramatik, die in den letzten Jahrzehnten in der Bühnenlitteratur eine hervorragende Rolle spielte.

In diesem Stücke ist mehr Begabung als Offenbarung, mehr Versprechung als Erfüllung. Es ist die Arbeit eines Dichters mit unleugbar großen Zügen und einer gewissen Wucht des Talentes an sich, aber ein Bühnenstück im künstlerischen Sinne des Wortes ist diese dramatische Schöpfung Davids noch nicht. In des Dichters Brust wohnen eben noch zwei Seelen, die miteinander um die Herrschaft ringen. Werden sie sich versöhnt haben und milde Klärung über beide sich ausgebreitet haben, dann ist von David auch auf dramatischem Gebiete noch ein Bedeutendes zu erwarten.

Die Darstellung kam dem Dichter nur zum geringsten Teile entgegen. Frau Schönchen, diese so treffliche Künstlerin, konnte der Mutter nicht ganz gerecht werden. Ursprünglich sollte die Hartmann diese Rolle spielen. Vielleicht hätte ihre geniale Kunst dem Dichter zu einem vollen Siege verholfen. Frau Schönchen vermochte dies nicht. Sie hatte nicht die Innerlichkeit der Hartmann und polterte, wo sie erschüttern sollte. Manches aber gelang ihr doch, so sehr die Rolle ihrer Künstlerart auch ferne liegt. Herr Lewinsky konnte als Liborius von Köstler auch nicht mehr bieten als eine Rolle der Art, wie sich ein bedeutender Künstler, der eine ihm gänzlich fern liegende Figur spielen muß, mit Kunst und Sicherheit aus der Affäre zieht. Sehr erfreulich war die Darstellung der Poldi durch Frl. Medelsky. Die junge Künstlerin fand starke Herzenstöne und wußte dieser Figur eine wunderbare Milde und Sanftmut des Wesens zu geben, ohne in Sentimentalität zu verfallen. So bot sie eine Leistung von künstlerischer Geschlossenheit und Reife, die bei ihrer Jugend für das Burgtheater noch manches erhoffen läßt. Herr Devrient als schüchterner Liebhaber stand ihr würdig zur Seite. Herr Zeska als Felix und Frl. Kallina als Liesl boten tüchtige Leistungen in gutem Burgtheaterstil.

* * *

Die Sezession hat nun ihre Ausstellung — vorläufig in den Blumensälen — eröffnet und damit viel Erfreuliches geboten. Allerdings ist der Eindruck, den wir von unserer Wiener Moderne gegenüber vieler Ausländer haben, noch ein ziemlich schwacher. Viel, sehr viel guter Wille, mit dem es aber freilich auf einmal nicht geht. Das Arrangement ist sehr hübsch, etwa im Stile der jüngsten Dresdener Ausstellung. Das hat nun wohl ein etwas anderes Gesicht als unsere landläufigen Kunstausstellungen. Man empfindet die Kunst in ihrem Verhältnisse zum Publikum stolzer und subjektiver. Es hat nicht den Anschein, als hingen die Bilder in einem großen Kunstwarenhaus, demütig ihrer Käufer harrend. Etwas Freies, Stolzes, Königliches liegt in dieser subtilen Vornehmheit, die schon die Räumlichkeiten in ihrer Ausstattung erfüllt. Hand in Hand mit der Kunst geht das Kunstgewerbe, und die Grenze der beiden ist ein sanfter Übergang, ein Ineinanderströmen der beiderseitigen Werte. Darin liegt ja einer der tiefsten Werte des modernen Kunststrebens, daß es sich der ganzen Geschmacksrichtung des Einzelnen unterschiebt und allmählich ein durchaus gereiftes Kunstempfinden in uns zu erwecken sucht, eines, das sich in uns immer und unausgesetzt bethätigt, nicht nur wenn wir in Kunstausstellungen gehen, um die Kunst in ihren Heimstätten zu suchen.

Wenn sie schließlich auch bei uns in unserem Heim, in unserer nächsten Umgebung eine Stimme erhält, wenn wir so kunsteigen werden, daß auch unsere Hausgeräte, unsere Wohnungseinrichtungen Stil und Geschmack erhalten, dann vermählt sich das Kunstgewerbe der vornehmsten Kunst. So haben wir vor allem die kleinen Bronce- und Silberarbeiten von Bailgreen, Charpentier und Gustav Gurschner in Paris. Diese Kleinkunst, die so viel Können umschließt und deren Schöpfungen in

dem modernen Kunstgeschmack des Publikums eine immer stärkere Rolle spielen werden. Leider haben wir in diesen Blättern nicht den Raum, eingehend über so manches Wertvolle zu berichten. Ich muß mich daher darauf beschränken, der Plastiken van der Stappens und Constantin Meuniers zu gedenken, dieser beiden herben und starken Künstlernaturen mit ihrer Kraft des Ausdrucks, ihrer starken, bei Mennier durchwegs sozialen Kunstauffassung, die vom Formenspiel der rein dekorativen Plastik zur Ausdrucksgewalt von weit über den Horizont der bildenden Kunst hinausgehenden Gedanken- und Gefühlsproblemen schreitet. Dann die eigenartige Kunst Segantinis, die in Wien so mühselig Verständnis finden konnte, die subtile, in den Plastiken leise an Klinger mahnende Art Fernand Knopffs, die Kartons von Puvis de Chavannes, die feine Plastik des Auguste Rodin und noch vieles, das künstlerischen Inhalt besitzt und mit dem Hauch eigenartiger Kunstempfindung berührt, so Böcklin, Stuck, Uhde, Dettmann, Thoma, Liedermann, Kalkreuth u. a. Daneben manches Tüchtige unserer Wiener Künstler, wie Alt, Engelhardt, Klimt und auch manches Manierierte, Großthuerische, über das lieber geschwiegen sein soll. Alles in allem eine ungleiche, aber keinesfalls unbedeutende oder uninteressante Ausstellung. Wenn auch der heilige Weihefrühling noch nicht mit seiner ganzen Machtfülle daraus hervorbricht, etwas von seinem frischen, lebenerweckenden Hauch ist immerhin zu verspüren.

Paul Wilhelm.



Kritik.

Lyrik.

Verse. Von Hugo Terberg. (Großenhain, Baumert & Ronge.)

Hochsommer. Dämmerungsgesänge eines Einsamen. Von Engelbert Albrecht. (Leipzig, Verlag von Gustav Körner.)

Gevattersprüche. Vom Wiegenfest der Litterarischen Gesellschaft in München. Ludwig Ganghofer, Fritz Baron von Ostini, Ernst Freiherr von Wolzogen, Max Haushofer. (München, A. Ackermanns Nachfolger, Karl Schüler, 1898.)

Terbergs Verse sind aus jener romantischen Stimmung heraus entstanden, die sich, unbekümmert um die Wirklichkeit, ihre eigene Welt träumt. Und sie hat Freude an dieser Welt und ist damit zufrieden. Sobald das Auge aber zufällig einmal auf ein Stück Wirklichkeit trifft, wird aus dem schauenden Künstler sofort der Kritiker. Darum findet man neben stimmungsseinen Gedichten wie „Im Haine", „Carneval" rc. Langweiligkeiten, wie die „Epistel", die sich nicht einmal in einem Brief gut ausmachen würde. Da sagt der Autor die bedenklichen Worte:

> Schimpfe auf den Symbolismus,
> Laß auch Politik schön bleiben, —
> Tödlich ist der Sozialismus,
> Doch noch schlimmer: Verse schreiben!

Das glaube ich auch. Aber auch sonst: Das Leben liegt gegenwärtig für den forschenden, suchenden Blick sichrer, als in Hainen, Trauminseln, Traumgebüschen, Traumschlössern und sonstigen Utensilien der Romantik, die auf die Jagd nach blauen Blumen ausgeht und hernach nichts mit ihnen anzufangen weiß. Die Stimmung aber thut es auch nicht allein, wenn sie nicht das Bindeglied ist zwischen dem schauenden Ich und der gedeuteten Welt.

Viel ausgereifter und vertiefter sind die Dämmerungsgesänge von Engelbert

Albrecht (†), der in die feine Sprachschule der Moderne gegangen ist. Die Novelle in Liedern „Bozen“ würde ich gerne vermissen. Es scheint mir, als hätte die Stimmung nicht ausgereicht, den Stoff zu umkleiden. Auch sonst finden sich kleine lyrische Banalitäten, die den guten Eindruck eines Gedichtes verwischen. In „Korst“ z. B. „orgelt der Sturm seine Noten“ und in „Pleinair“ regnet es Gesänge. Viele andere Gedichte aber sind von eigentümlich schöner Klangwirkung. Ein Beispiel für viele. Der Schluß von „Clair obscur“ lautet:

> Ob ich sie erkenne?
> Flüstert's über mir.
> Keinen Namen nenne
> und kein Jenseits trenne
> mich von mir und Dir.

Zum Schlusse die lustigen Gevattersprüche. Da hebt zuerst Ludwig Ganghofer in einem bald launigen, bald nachdenklichen Tone die Bedeutung des Taufkindes, der litterarischen Gesellschaft, hervor und streift das gesamte Leben der modernen Kunst. Fritz von Ostini wendet sich mit einem fröhlichen Toast an die Frauen. Und in dem Intermezzo von E. v. Wolzogen fangen die Naturalisten und Dekadenten bereits regelrecht zu raufen an, indem jeder seine Werte ausposaunt und alles übrige mißachtet. Aber die Satire ist gutmütig und zuletzt stellt der Friedensstifter (Max Haushofer) die Ordnung wieder her. — Es ist ein lustiges Buch und will nicht mehr sein.

G. Macasy.

Seltene Stunden von Th. von Scheffer. „Verlegt bei Schuster und Loeffler in Berlin im Jahre 1898.“

Ich weiß nicht, ob diese geschmackvolle Ausführlichkeit auf den Autor oder die Herren Verleger zurückgeht. Sollte das letztere der Fall sein, so empfehle ich für ein künftiges dieser wenig gesuchten Bücher noch die Angabe des Verlages in der Form „zu finden bei Sch. u. L.“. Oder man könnte auch noch ausführlicher sein, etwa die Verlagsbedingungen, daß der Autor die Druckkosten trägt oder nicht trägt &c. &c., hinzusetzen.

Größere Beachtung verdienen diese „seltenen Stunden“ nicht, obwohl sie, wie der hundertachtzig eng gedruckte Seiten starke Band beweist, bei Herrn von Scheffer eigentlich recht häufig sind. Es spricht sich allerdings ein formales Talent darin aus — aber ohne jede Eigenart. Wir finden starke Anklänge an Heine (S. 46, Strophe I. u. II), an Strachwitz (S. 39), an Liliencron (S. 56), ja sogar an Theodor Körner (verschiedene Stellen in dem Gedicht „Sühne und Ende“) und — — — an das modernste Gequasel impotenter Stammler (z. B. S. 10, 11). Viel Geschmack besitzt Herr von Scheffer auch nicht. Sein Buch ist eingeteilt in: „Das alte Lied der Liebe“, „Klänge der Fülle“, „Finstere Schreie“, „Das goldene Harfenspiel“, „Balladen von heute“, „Sonnenrufe“, „Das einfache Weh“, „Tiefe Augenblicke“, „Helldunkel“, „Schöne Dissonanzen“, „Von der ewigen Ruhe“, „Ottaverimen und Terzinen“, „Die einsame Symphonie“. Letztere ist nach den Gesetzen einer musikalischen Symphonie gebaut. In einem seiner Gedichte „schmettern wunde Eisenkeule“, in einem anderen „umbetet ein Rätsel die Ferne“, in einem dritten „rost seine Reue auf und ab“.

Auch Formhärten und Sprechfehler muß ich dem Verfasser vorwerfen. So hält er für den Plural von der Huf mit eiserner Konsequenz die Form „die Hufen“, was nichts anders heißen kann als Hufen Landes.

Dennoch will ich Herrn von Scheffer, wenn er noch sehr jung sein sollte, nach diesem ziemlich inhaltlosen Bande keineswegs eine litterarische Zukunft absprechen.

Unangenehm berührt an diesem Buche noch die in den letzten Jahren sehr verbreitete Unsitte aller möglichen Lyriker, sich in aufdringlicher Weise als Große, Könige, Einsame aufzuspielen. Mißverstandener Nietzsche!

„Ich paßte niemals in der Menschen Menge
Ihr neue Fernen deutet meine Hand.“ (S. 180.)

Es sollte mich nicht wundern, wenn jetzt ein großer Dichter arm und als Bettler vor uns hinträte, nur um schon äußerlich abzustehen von diesen lyrischen Dutzendkönigen!

Wilhelm von Scholz.

Dramen.

Moderner Sängerkrieg. Ein Reimschwank für die Possenbühne des Schriftstellerlebens in einem Vorspiel und dreizehn Kampfspielen von Richard von Wilpert. (Leipzig, Oswald Mutze.) — Modern ist dieser Sängerkrieg gerade nicht, modern sind auch die Mittel der Satire nicht. Modern ist schließlich dieser Humor auch nicht, dessen einziger Gegenstand die wertlosesten Auswüchse des Litteraturlebens sind, wobei auch alles Gute mit in die Tonne geworfen wird. Gift und Galle speit der Autor über die Brotneiddichter, die Dichterlinge mit unverdientem Ruhm, die Revolverpresse, die alles in den Schmutz zerrende Kritik, die Familienblattsimpelei, das litterarische Banausentum, die Dummheit des verständnislosen Philistertums u. s. w. Aber das sind alles so wertlose Don Quixote-Fechtereien, daß man sich wundern muß, wie sich heute noch jemand die Mühe nehmen kann, gegen diese Windmühlen anzukämpfen. Es hat doch gar keinen Sinn und Wert, sich mit den Auswüchsen einer Lebenserscheinung abzugeben, so lange man nicht einmal die notwendigsten Gründe für diese Auswüchse angreifen kann. Der Autor thut gerade so, als ob es überhaupt bisher noch keine anständige Dichtkunst auf Erden gegeben hätte, als ob alles nur ein großer Schwindel, ein Ragout von Dünkel, Gemeinheit und Verlogenheit wäre und das Ideal einer ehrlichen Poesie erst irgend einmal in der Zukunft kommen würde. Das ist nun allerdings sehr stark und darauf seinen Humor aufzubauen, das ist das Stärkste. In die Schule des Aristophanes und Molière ist Richard von Wilpert nicht gegangen. Es wäre ihm aber sehr zu empfehlen.

G. Maeasy.

Romane.

Richard Voß: Der neue Gott. Roman aus den Tagen des Kaisers Tiberius. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Paul Scheerbart: Der Tod der Barmekiden. Arabischer Haremsroman. (Leipzig, Max Spohr.)

Neuerdings wird wieder stark in Göttlichkeiten gemacht. Auch das Religiöse ist eine Funktion des Mode-Hysterischen geworden. Bei Künstlern und Dilettanten kommt die heißhungrige Gier nach ästhetischen Emotionen dazu, nach schöpferisch-stimulierenden Stachelgürteln. Und was dergleichen menschliche Augenblicks-Notdürfte mehr sind. Zu sagen: ein tiefer Zug des Religiösen, des Mystisch-Gemütvollen und Offenbarungs-Glaubensseligen gehe durch unsere Zeit, wäre ganz falsch. Ebenso könnte man sagen: Ein Zug des Variété-Theatralischen, des tiefen Seelenbedürfnisses nach Cirkusspäßen und Chambres separées ginge durch die christliche Menschheit. Das sind lauter unberechtigte Verallgemeinerungen und Oberflächen-Trugschlüsse: Kiautschou als Triumph germanischer Weltpolitik! Dumm und lächerlich. Aber Richard Voß muß natürlich dabei sein und auch seinen „neuen Gott“ beisteuern, einen richtigen Theatraliker- und Hysteriker-Gott. Richard Voß ist von je dabei gewesen, wo etwas los und eine interessante Pose zu riskieren war. Hier wird er nun eine gräßliche Quantität von Sentimentalismen los. Nach einer solchen Leistung muß er sich förmlich wie ein ausgelaufenes Ei vorkommen. Mir ist diese dotterweiche Dichterei mit dem grellen Aufputz einfach widerlich. Ich ertrage sie nicht, ohne physisches Unbehagen. Seelisch sagt sie mir gar nichts; ihre komödiantische Verlogenheit läßt mich kalt. Dieser neue

Voß-Gott-Heiland ist das richtige Seitenstück zu Sudermanns Klimbim-Johannes. Daß diese Machwerke im heutigen Deutschland nicht von der komischen Seite genommen, sondern mit einem gewissen Ernst besprochen werden, ist kennzeichnend für die Artung des deutschen Kunstgeschmacks und Kunsturteils. Deutschland scheint also wirklich reif für — die Siegesallee im Berliner Tiergarten.

Da sind nun Erscheinungen wie Paul Scheerbart ein rechter Trost. In diesem komischen Haremsroman „Tod der Barmekiden" wird unser herrlicher Weltkulturschwindel wieder einmal, wie sich's gebührt, vom höchsten Turmknopf des souveränen Ulkismus genommen und so gottsjämmerlich zerbläut, daß sich der ehrliche Mensch vor Vergnügen nicht fassen kann. Scheerbart ist wohl der genialste Ulkist, der sich jemals in die reichsdeutsche Litteratur verirrte. Während Voß, Sudermann und Genossen mit gigantischem Dichterpathos alles Große klein machen und das letzte Restchen Wahrhaftigkeit im blutigen Drama der Geschichte verfälschen und die naive Butter der ehrlichen Kleineleutgläubigkeit mit ihrer elenden Portaster-Margarine verunreinigen, giebt sich dieser Paul Scheerbart in seinen, von ungesuchter Poesie erfüllten Ulkbüchern in göttlicher Unbefangenheit, wie er leibt und lebt, ohne Pose, ohne Tendenz, ohne Schielerei. Sein „Tod der Barmekiden" ist womöglich noch prachtvoller, als sein phantastischer Königsroman „Na Prost!" Die Urwaldsfülle blühenden Unsinns ist unbeschreiblich. Und der Sinn dieses Unsinns ist so überwältigend, daß — — Nein, ich will das Lob nicht in unwiderstehlicher Versuchung übertreiben. Ich möchte niemand von der „Familie Buchholz" abspenstig machen. Und wer bei Voß, Sudermann und den andern höchsten Klerikern der wunderschönen Tiergarten-Religion seinen Bedarf an Seligkeit beziehen, seine Litaneien singen und seine Paternoster beten will — habeat sibi.

M. G. Conrad.

Nimba. Novelle von Marcel Prevost. Aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. (München, A. Langen.)

Die kleine Geschichte geht auf dem abessynischen Kriegsschauplatz im italienischen Lager vor sich. Zwei Freunde, Offiziere, teilen sich in die Zärtlichkeit eines armen abessynischen Mädchens, Nimba, das „jeder Hausknecht in Florenz verschmähen würde". Um dieses affenähnlichen Geschöpfes willen, das sie anfänglich selbst kaum als Weib betrachtet hatten, droht die heilige Männerfreundschaft in Stücke zu brechen. Entsetzt nehmen die beiden Soldaten die Entfremdung wahr und wissen keinen andern Ausweg, sich wiederzufinden, als die kleine Lagerhexe, in deren Küsse sie sich wissentlich geteilt, dem standrechtlichen Tode preiszugeben. Über dem durchschossenen Körper erneut sich der beseligende Freundschaftsbund. Es liegt nichts von der schönen Tapferkeit des Krieges in dem Buch, nur jene Bestialität, die den ehrlichen Kampf scheut und heimlich mordet, was sie fürchtet. Prevost erwähnt seltsame Tiere, die sich wie Menschen gebärden; seine beiden Helden gehören zu der gleichen Sorte. — Der Kriegsschauplatz wird mit anschaulicher Realistik geschildert, und ein Zug Verwundeter ist mit so vielen Schrecken gemalt, daß er unter den Lesern die Zahl der Friedensfreunde vielleicht vermehren dürfte.

M. St—a.

Sozialpolitik.

Die Armenpflege. Einführung in die praktische Pflegethätigkeit. Von Dr. E. Münsterberg. (Berlin, Otto Liebmann.)

Schon vor mehr als fünfzig Jahren erkannte Lord Shaftsbury, daß in den Wohnungsverhältnissen in neunzehn von zwanzig Fällen die Wurzel alles sozialen Uebels liege. „Bei vielen Tausenden von Familien," erklärte er, „kann von dem home, auf den wir so stolz sind, gar keine Rede sein. Der Mann, der da mit Weib und Kindern sein Wesen treibt, erscheint nicht als das Haupt einer Familie, sondern nur als das erste Schwein in einem Schweinestalle." Diese drastischen Worte

des großen Sozialpolitikers haben im Lauf der Jahrzehnte an ihrer Berechtigung nichts verloren. Trotz aller Rufe nach Luft und Licht, trotz der grandiosen Fortschritte, die besonders in den Großstädten die Wohnungsfrage zu verzeichnen hat, läßt die grausame, aber heilsame Statistik nicht vergessen, daß weit über das Verhältnis der Bevölkerungszunahme hinaus die Behausungsziffer, d. h. die Zahl der auf einem Grundstück lebenden Einwohner, in steter Steigerung begriffen ist und sich beispielsweise in Berlin in den letzten fünfzig Jahren mehr als verdoppelt hat. Ist so die Wohnungsfrage das A und O der praktischen Pflegethätigkeit, so giebt es doch noch tausenderlei Ursachen zu ergründen, um die mannigfach verzweigten Gebiete helfender Liebesthätigkeit zweckmäßig auszugestalten. Die Wissenschaft setzt heutzutage ihre Kräfte ein, um den Ursachen der Armut nachzuspüren und sie wahrheitsgemäß darzustellen. Trotzdem steht immer noch derjenige, der die Armen pflegen will, wenn er gewissenhaft und überlegt handeln will, vor der Gefahr, nicht die richtigen Wege für sein Thun zu finden. Hier erscheint zur rechten Zeit die Münsterberg'sche Schrift, ein wahres Vademekum für den warmherzigen hilfsbereiten Freund des Armen, auf daß er nicht länger darum verlegen sei, wie er den leidenden Mitmenschen beistehe. Der Verfasser hat aus einer reichen Praxis heraus einen nach jeder Richtung hin verständigen und zuverlässigen Ratgeber geschaffen, der mit Recht weniger Wert auf philosophische, historische Ermittelungen legt, als auf die Darstellung der thatsächlichen Verhältnisse. Das Buch ist von unschätzbarem Werte, denn es dient in seiner schlichten Art doch in wirksamster Weise dem höchsten Zweck: der Erkenntnis des Wahren.

Dr. Max Wittenberg.

Vermischtes.

Der Bahnbrecher zu einem gesunden Erziehungs- und Unterrichts-Verfahren nach den Forderungen der Natur. Zeitschrift für Eltern und Lehrer. Herausgeber: Arthur Schulz, Friedrichshagen bei Berlin, See-Str. 57. Verlag von Richard Heinrich, Charlottenburg. Preis: vierteljährlich Mk. 1,20; Einzelheft 20 Pfg.

Wir machen heute die Leser der „Gesellschaft" auf diese nach eigenartigem Plan geleitete Halbmonatsschrift, die am 1. April d. J. in ihren zweiten Jahrgang eintrat, aufmerksam. Sie nimmt unter den zahlreichen Tages- und Fachblättern für Pädagogik insofern eine radikale, gänzlich abgesonderte Stellung ein, als sie nicht nur die jetzige, historisch erklärliche Verfassung unseres Schulwesens scharf angreift, sondern auch über die sogenannte Schulreform-Bewegung (Prof. Ohlert, Dr. Göring, Dr. Lietz u. a.) weit hinausgeht, um nach dem Vorgang Fichtes eine der Natur unseres Landes und Volkes gemäße National-Erziehung theoretisch und praktisch zu begründen. Das kühne Unternehmen der führenden Persönlichkeit, Privatlehrers Arthur Schulz, und seiner Gesinnungsgenossen unter den Ärzten, Lehrern u. s. w., verdient, zumal seitens der akademischen Jugend, warme Unterstützung. Alle Zuschriften werden unter der Adresse des Herausgebers erbeten.

Dr. Ernst Wachler.

Oskar Panizza: Psychopathia criminalis. Eine Studie über das heutige Deutschland. (Zürich, Verlag der Züricher Diskussionen.)

Ein politischer Krafft-Ebing an wissenschaftlicher Kaltblütigkeit, ein demokratischer Quidde-Kaligula an ironischer Verve, ein echter Panizza an protestantischer Mordsschnauzigkeit. Eine bitterböse Satire. Hoffentlich befolgen die Staatsanwälte im Reich das Beispiel der gesinnungstüchtigen Zeitungsmänner und wissen nicht gleich, was der schlimme Dr. Panizza mit seiner etwas verwickelten Krankengeschichte eigentlich will. Es ist ja wirklich nicht nötig, die offizielle Konfiszierungs-Reklame zum Prinzip zu erheben und einen einzigen Schriftsteller damit zu privilegieren. System und Monopol sind unter Umständen schöne und nützliche Sachen. Diesmal wünschen wir, daß Panizza wieder einmal den litterarischen Konkurrenzkampf auf eigene Faust bestehe und seiner Psychopathia criminalis freier Lauf gelassen werde.

Ludwig Bamberger: Wandlungen und Wanderungen in der Sozialpolitik. (Berlin, Rosenbaum u. Hart.)

Die kleine Sonderlingsstudie ist zuerst in der Barth'schen „Nation" erschienen und hat bei klugen Lesern ihres feinsarkastischen Tones wegen Beifall gefunden. Der alte Bamberger ist trotz seiner Grillenfängerei immer noch einer unserer geistvollsten politischen Essayisten, neben dem plumpen Keulenschwinger Eugen Richter in der Jahrmarktsarena der eleganteste Tänzer auf dem glatten Parkett.

Prof. Dr. Th. G. Masaryk: Die wissenschaftliche und philosophische

Krise innerhalb des gegenwärtigen Marxismus. (Wien, Verlag „Die Zeit".)

Die Schrift ist glücklicherweise klarer und bündiger als ihr Titel. Ein treffliches Mittel zur Orientierung über die bewußte Streitfrage. Die litterarischen Nachweise sind von einer musterhaften Vollständigkeit. Es ist nicht gut möglich, auf 24 Seiten eine lichtvollere und vollkommenere Darstellung der Entwicklung der Krisis im Marxismus zu entrollen.

Dr. Fritz Skowronnek: Junkern Trutz! Bauern Schutz! Ein Wort an die Wähler. (Berlin, Vita. Deutsches Verlagshaus.)

Eine kräftige, bilderreiche Agitationsschrift, die auch über die Wahlen hinaus ihren Wert behält. M. G. C.

Briefe an die Redaktion.

Euer Hochwohlgeboren

bitte ich, Ihrem sehr verehrten Kritiker, Herrn Ludwig Jacobowski, der in Heft 9 kürzlich mein „Roman einer Liebe" besprach, meinen besten Dank für das mir erteilte Lob auszudrücken.

Nur eines möchte ich ihm gern ganz privatim bemerken. Herr L. J. sagt, meinem Romane fehle leider die Originalität, weil er zu sehr an Theodor Fontanes Meisterroman erinnere. Nun kann ich hierauf nur die einfache Versicherung geben, daß mir Fontanes Werke sämtlich unbekannt sind, eine etwaige Ähnlichkeit also nur zufällig sein kann.

Bad Nauheim.

Mit vorzüglicher Hochachtung sehr ergebenst
Otto Behrend, Hauptmann a. D.

Büchertisch.

Vom 10. Juni bis 25. Juni liefen bei der Redaktion nachstehende Bücher ein (Besprechung bleibt vorbehalten):

Beaulieu, G. v., Sein Bruder. Novelle. Berlin, S. Fischer. 8. 96 S. 1 Mk.

Björnsen, Björn, Johanna. Schsp. in 3 Akten. München, Albert Langen. 8. 188 S. 2 Mk.

Braune, Rudolph, Die goldene Freiheit. Roman. 2. Aufl. Frankenhausen a. Kyffh., F. Schröder. 8. 142 S. 1 Mk.

Egidy, Emmy von, Marie Elise. Roman. Dresden, E. Pierson. 8. 279 S. 3 Mk.

Gjellerup, Karl, Das Briefkouvert. Studie eines Graphologen. Berlin, S. Fischer. 8. 132 S. 2 Mk.

Guttzeit, Johannes, Was lästert Gott? Selbstverlag. Schmargendorf bei Berlin. 8. 128 S. 1,50 Mk.

Hartleben, Otto Erich, Vom gastfreien Pastor. 3.—4. Auflage. Berlin, S. Fischer. 8. 142 S. 2 Mk.

Innocens, Das Strafverfahren. Zürich, E. Speidel. 8. 16 S. 0,30 Mk.

Mann, Thomas, Der kleine Herr Friedemann. Novellen. Berlin, S. Fischer. 8. 198 S. 2 Mk.

Reuter, Hugo, Börsenfürsten. Roman. Zürich, Cäsar Schmidt. 8. 291 S. 3 Mk.

Wir bitten, sämtliche Manuskript-, Bücher- 2c. Sendungen ausschließlich an

Dr. Ludwig Jacobowski, „Schriftleitung der Gesellschaft"
Berlin S.W. 48, Wilhelmstr. 141

zu senden. Unverlangten Manuskript-Sendungen ist stets Rückporto beizufügen.

Leipzig,
Querstraße 23.

Verlag der „Gesellschaft".
Hermann Haacke.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin.
Verlag der „Gesellschaft": Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Carl Otto in Meerane.



Majestät.

Improvisation von Michael Georg Conrad.

(München.)

(Fortsetzung.)

„Du weißt, mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens," erwiderte der Meister.

„Ich bin müde dieses Kampfes. Mir ekelt davor. Mit der schmutzigen Dummheit mich herumschlagen meiner Lebtag? Nein, nein, nein! Um diesen Preis will ich keine Krone tragen —"

Der Freund tröstete den König mit herzlichen Worten. Dieser jedoch wollte in seinem Schmerz sich nicht trösten lassen. Er wollte geradewegs auf die Krone verzichten.

„Nimm mich mit dir! Was gelte ich dem Volke, das dich verstößt? Was gilt mir das Volk, dem deine göttliche Kunst Gefahr und Abscheu ist? Nein, da ist meines Bleibens nicht, wo ich auf meine einzig fruchtbare Wirksamkeit verzichten muß. Nimm mich mit dir! Laß mich nicht mehr zurück in die gräßliche Einsamkeit — zu diesen Schlammbeißern und Kotaufwühlern. Und wenn ich mich zwingen wollte, du wirst sehen, es geht nicht. Ich kann mich nicht gemein machen mit dem Gemeinen. Ich kann mein Herz dem Koder des Gesindels nicht unterwerfen."

Er konnte vor schmerzvollster Erregung nicht weitersprechen. Schluchzend warf er sich dem Freunde an die Brust: „Einziger! Göttlicher!"

Dieser schwur dem Könige, daß die Entfernung den herrlichen Bund nicht zerstören werde. Und über der Residenzstadt sei nun doch die Sonne neuer Kunst aufgegangen, und alle Wolken der Welt vermögen den Schimmer der ersten Triumphe nicht mehr von ihr zu nehmen. Die Götter selbst würden ihre Hand breiten über die Kunst der Zukunft und ihren königlichen

Schirmherrn. In dieser Kunst ruhe die Offenbarung einer wahrhaften Erlösungs-Kultur der Menschheit, eine Heilsbotschaft an das ringende Volk. Darum werde sie nie untergehn. Die gemeinsame Not aller höheren Geister werde ihr zum Siege verhelfen.

So schieden sie. In der Nacht befahl der König seinen Extrazug und begleitete den Freund bis an die Schweizer Grenze. Schwermütig, versunken in widerstreitenden Gedanken, kehrte der König heim in seine Residenz. Er fühlte sich hier wie in der Verbannung, wie einer, dessen Lebenselement heiße Strömung, und der nun in eine Eishöhle eingekerkert. So wurde sein Verkehr mit der Außenwelt noch karger. Die Staatsgeschäfte, soweit sie ihn persönlich angingen, führte er mit der gewohnten Gewissenhaftigkeit weiter, wenn auch mit leisem Zähneknirschen über den nichtigen Bettel, der sich oft für wichtiges Staatsgeschäft giebt und zu seiner Erledigung nicht mehr Grütze verlangt, als sie der erste beste Straßenkehrer bieten könnte.

Ein Jahr darauf wurde sein Land durch den Kampf um die Vorherrschaft zwischen Preußen und Österreich plötzlich in kriegerische Verwicklung gerissen. Und es unterlag im Kampfe. Obgleich es sich aufs Tapferste wehrte. Aber es wurde militärisch so geführt, daß es um die Frucht seiner Tapferkeit betrogen wurde. Der junge König ahnte nichts von dem tieferen Zusammenhang der politischen Dinge. Das diplomatische Ränke- und Räuberspiel war seinem reinen träumerischen Gemüte fremd. Nun folgten vier drangvolle Jahre politischer Kämpfe in Land und Reich. Und es brach der deutsch-französische Krieg aus. Bayerns Heer befand sich siegreich an der Seite des Siegers. Aber in diesem Anderseitesein verbarg sich der Zwang, hinfort einem größeren Reiche und einem kaiserlich bevorrechteten Herrscher ewige Gefolgschaft zu leisten als willfähriger Bundesgenosse. Ja, es wurde ihm angesonnen, daß er selbst, als der Zweitgrößte, dem Größeren die kaiserliche Erbkrone anbieten solle. Verzweiflungsvoll sträubte er sich dagegen, durch diese Handlung seine eigene Souveränetät auf die Linie des Vasallentums herabzudrücken. Drei Tage verschloß er sich im Gartenhaus der Roseninsel im Starnberger See und wies alle Sendboten ab. Endlich schickte der Kanzler einen handsamen Mann aus dem höheren Hofgesinde des Königs, und dem gelang es, mit Schlangenklugheit den Willen des Souveräns zu beugen.

Wie Zentnerlast blieb ihm die Erinnerung an dieses Ereignis in der Seele liegen. Zum letztenmale umbrauste ihn der Jubel seines Volkes, als er hoch zu Roß an der Spitze der Generalität und den deutschen Kronprinzen Friedrich von Preußen an der Seite, dem Siegeseinzug der Truppen beiwohnte. Er hatte kein Ohr mehr für Hurra- und Hochrufe. Er blickte teilnahmslos auf das militaristische Gepränge wie auf eine kalte Maskerade,

an der seine Seele keinen Teil mehr nahm. Selbst für die verwundeten Kämpfer auf den Tribünen hatte er keinen Blick. Sein eigenes Herz war wund. In jähem Zorn zuckte es in ihm auf: Er fühlte, dieser Ausgang des siegreichen Krieges war für sein Haus eine Katastrophe.

Was ist königliche Macht, wenn in der Politik ein Stärkerer über sie kommt? Wo bleibt der Glanz der Souveränetät, wenn sie sich mühsam Reservatrechte zubilligen lassen muß? Wird die Schönheit der Krone nicht besudelt, wenn sie durch Geschäfte gezerrt wird, wo mit Blut und Eisen und allen Kniffen der merkantilen Welt die höchsten Angelegenheiten der Völker sich regeln lassen sollen? Und wie kann man Freund und Bundesgenosse aus freien Stücken einem Nachbar sein, der mit blutiger Hand die Ideale der höheren Kulturmenschheit zerreißt, als wären es verstaubte Spinngewebe über einem Kehrichthaufen? So also wird bei denjenigen, die auf der Menschheit Höhen wandeln, Weltgeschichte gemacht? Nun war auch ihm das Bild von Sais entschleiert. Und er wußte, daß er in dieser Art von gottverlassener „großer Politik" keinerlei Mission zu erfüllen habe.

Im Namen der ewigen Majestät, Amen. Er hatte es satt. Er schüttelte alles von sich ab, was ihn noch an diese Welt der niedrigen politischen Komödie knüpfte. Er wollte hinfort nicht mehr Zeit in seiner Residenzstadt verleben, die in Blut- und Eisenpatriotismus und Gründereien schwelgte, als ihm die Staatsgrundgesetze abzwangen. Er hatte nun die unumstößliche Gewißheit, daß nur im Zauberreich des Schönen der höhere Mensch in edel-kühnen Schöpfungen seine Kraft und Herrlichkeit erweisen und Ruhe finden kann.

So erwählte er das Hochgebirge zu seiner Heimat und floh aus der Stadt.

Und in der Nacht, da der König in die Berge zog, lagerte sich's düster wie ein Verhängnis über das verlassene Schloß seiner Väter, gleich einer apokalyptischen Wolke voll schwälender Unheils. .

Bald flüchtete auch des Königs einst so jugendlich brausender Bruder in geistiger Not aus dem Wirrwarr des großstädtischen Lebens. In einsamer Waldrast suchte Prinz Otto Hilfe und Heil, begleitet von der Königin-Mutter in tiefster Trauer. Er wußte nichts mehr als Leibspeise zu rühmen Der Appetit am freien Leben war ihm vergangen. Mählich sank Ottos Geist in völlige Umnachtung. Die unglückliche Königin-Mutter, eine protestantische preußische Prinzessin, flüchtete in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche und suchte Trost bei den Priestern. König Ludwig fühlte ein Band nach dem andern locker und fallen, das ihn an Familie und Welt geknüpft. Wie ein Traum, an den er selbst nicht mehr glaubte, lagen die Erinnerungen an die ersten Herrscherjahre hinter ihm, die Zeit, wo er

als getroster junger König seine Provinzen bereiste, den Rhein entlang fuhr zum alten heiligen Köln, die Thüringer Lande durchzog und die Wartburg bestieg, in Paris die Weltausstellung besuchte — versunken vergessen. König Ludwig von Bayern war seines Reiches einsamster Mann.

* *

Je stiller es um den König ward auf den klaren Höhen der Bergwelt, desto lauter erklangen in ihm der Geister Stimmen und aus dem Dunkel deutscher Vergangenheit sah ihn die romantische Sagenwelt an mit fascinierendem Blick. Bei aller Holdseligkeit der Erscheinung schreckte es ihn wie nächtlicher Bann, der ins Verderben lockt. Seine Seele lechzte nach voller Helle, damit im Rausch des Glanzes alle Beängstigung versinke. Gedachte er mitten in der Nacht seines Meister-Freundes, so war ihm, als blickte er in Sonnen von Lebenskraft und die ganze Welt strahlte auf unter diesem Blick: „Ich wandle im Licht!“ Und er schrieb an Richard Wagner: „Dein ist Bayreuth. Baue!“ Und der Meister verließ seine Verbannung und zog in die fränkische Hügelstadt am roten Main. Die große Wende in deutscher Kunst hatte begonnen.

Ein beflügelter Wille sich zu bethätigen, Bauwerke gleich Riesenaltären der Schönheit auf gigantischen Bergen zu errichten, ein jauchzendes Plänemachen, ein stürmisches Forschen nach Mitarbeitern überkam ihn. Und er rief die Nacht zu Hilfe mit ihrer Sternenklarheit und ihren Traumes-Visionen, daß sie die Alltäglichkeit überwinde und die Erde mit neuen Wundern schmücke. So entzündete er seinen Geist an dem Lichtstrome himmlischer Welten, wie an den majestätischen Gestalten der Geschichte und Dichtung, so oft die Erinnerung an das schmerzvoll Gemeine, das hinter ihm lag, lebenlöschend durch sein Gehirn streichen wollte.

Die Riesenwelt der Berge lag im Vollmondschein, und er saß an seinem Arbeitstisch und schrieb, halblaut vor sich hinsprechend, in sein Merkbuch:

„Dreimalheilige, unermeßlich reiche Nacht! Besseres zweites Ich der Welt, wer könnte dich genugsam preisen! Wer dich genugsam erkennen! Was wissen die Millionen in den Kerkern der Städte von dir! Je brutaler sie sich bewaffnen, um mit elektrischer Faust dir Schleier um Schleier vom Antlitz zu reißen, desto geheimnisvoller ziehst du dich vor ihnen zurück.“

Nachdem er eine Weile geträumt, schrieb er weiter:

„Und hier, in der auserwählten Schar deiner Berge, wie erquickt mich deine kühle Mondesschönheit nach dem heißen Brodem, den der Pöbel in der Ebene in dich hineinbraut, der Industrie- und Börsentiger und die ganze Horde, die nur äußerlich mit Kulturzeichen sich behängt und Zivilisationsmasken ihrer Raubtierfratze vorbindet. Zwei Kriege mit grauenhaftem

Blutvergießen habe ich erlebt — und noch ist nirgends Friede da draußen. Die Kampfgier hat nur Gestalt und Methode verändert. Jetzt gehen sie sich mit Spekulationen, Zahlen und Paragraphen an die Gurgel, und wehe dem Unterliegenden — er wird bis aufs Blut geschunden und zertreten. Und alles eine einzige Schandkomödie, was sie an Geistigem rings um sich in Bewegung setzen und mit Feinheit schmücken, den Himmel zu täuschen. Gott aber siehet das Herz an und prüfet die Nieren! Und die Vornehmsten machen Handelsgeschäfte mit den geriebensten Gaunern und häufen Millionen auf Millionen zu toten Schätzen."

Er lehnte sich im Sessel zurück und schloß die Augen und sprach wie im Halbschlummer, die Hände über der Brust gefaltet: „Ach, wie bin ich elend, gedenke ich des Volkes da draußen, ich weiß ihm keine Hilfe, und wie bin ich glücklich, versenke ich mich in deine märchenschöne Stille und Reinheit, hehre Nacht. Du umgürtest deinen heiligen Leib mit Milchstraßen gleich silbernen Schärpen und setzest dir schimmernde Sternbilder gleich Diademen aufs Haupt. Du bist meine geheimnisvolle Königin, die ich anbete. Kein Tag tröstet, wie du zu trösten versteht. Und deckst du alle Lichter zu und hüllst dich in Wolkendunst — in schwerer Trauer das verweinte Mutterauge geschlossen — —"

Hier brach er jäh ab und durchmaß in langen Schritten den Saal und Söller des alten Bergschlosses, heftig erregt. „Ich muß höher hinauf bauen, hier kann ich nicht bleiben, hier hausen noch Geister des Dunkels, die Geister der Tiefe. Die überfallen mich, die quälen mich mit Mitleid — und ich muß hart werden gegen die unfruchtbaren Leidenden — ich muß —"

Lange lehnte er an der Säule des Söllers. In der fernen Schlucht toste der Wasserfall, kaum vernehmbar, aber reich an Klangfarben für das Königsohr, gemahnend an ein unterirdisches Orchester.

Er kehrte an seinen Arbeitstisch zurück und überlas das Geschriebene. Mechanisch, wie von einer fremden Kraft geführt, ergriff er die Feder und schrieb, unvermittelt mit dem zuletzt gelesenen Satze:

„Geschlossen das verweinte Mutterauge — aus der brennenden Lidspalte der Morgenröte starrt's mich fragend an: Wer wird meine Kinder trösten?"

„Nein, nein!" schrie er auf und schleuderte die Feder fort, erschauernd vor dem plötzlichen Irrgang seiner Gedanken.

* *

Nach Monaten griff er wieder nach seinem Merkbuche.

Er durchstrich die letzten Sätze. Dann schrieb er die folgenden hinein:

— „Reich ist die Nacht an Persönlichkeit. Ihre Majestät liebt tausend

Verwandlungen. Will sie mich auf die Probe stellen, so oft sie sich mir anders zeigt? Oder will sie meine Empfindungen baden in neuen Wonnen? Wie sie will! Ich liebe sie. Nacht, du meine Braut, Nacht, du meine heilige Buhle."

Er hielt das Buch mit beiden Händen hoch über seinen Kopf, verweilte in dieser Stellung minutenlang, dann legte er's mit großer Feierlichkeit auf den Tisch zurück. „Walhall der Geister, selig wohnt sich's in dir."

Hierauf trat er in den Saal, schritt auf und nieder und sprach mit bewegter Stimme eine seiner Lieblings-Dichtungen: „In Odins Hallen ist es licht."

Er brach vor dem Schlusse ab. Wie ein Meteor schoß in bunter Bahn der Gedanke durch sein Gehirn: „Eins allein sei dir heilig: der schöpferische Mensch der Schönheit, der allein hat Größe in sich, darum kann er auch in alle Dinge Größe hineinsehen und hineinlegen, so daß sie uns in Herrlichkeit entgegenstrahlen. Wie vermöchten wir sonst das Leben und seine Enge auszuhalten! Am Anfang aller Religionen steht der Schöpfer, der Weltenerbauer, der ins Chaos greift, um daraus Schönheitswelten zu zaubern. Ja, aus dem Chaos heraus! Über die Köpfe der Menge hinweg, die im Chaotischen verharren, die Unschöpferischen. Sie sind Material und Hindernis zugleich. Die Unschöpferischen, die wie eine Last an dir hängen, darfst du dir als Versuchstiere halten."

Wenige Tage hernach ließen sich zwei Minister zum Vortrag melden in dringenden Geschäften, Vormittag gegen elf. Graaköpfe, von denen der König wußte, daß ihnen die Nacht zu nichts anderem behagt, als sich im warmen Bette zu wälzen. Er ließ ihnen sagen: „Verehrte Herren, unsere Amtsstunde ist zwischen zwei und drei."

„Zu Befehl. Also auf Nachmittag."

„Nachmitternacht, verehrte Herren, Nachmitternacht," ließ der König zurückmelden.

Ein kurzes Aufrichten und Stutzen.

„Ausnahmsweise, Majestät —?"

„Von nun an stets, unweigerliche Regel."

Der König erwartete, die Graaköpfe würden ihm ihr Portefeuille voll Entrüstung vor die Füße legen. Etwa mit der Begründung: „Allergnädigster Herr, wir sind keine Nachteulen. Die Amtsstunden der Minister sind wie die Audienzen der Fürsten am Tage oder höchstens am Abend. Geruhen Majestät, sich Nachtminister zu bestellen, wir sind für den Tag verpflichtet. So pflegt es in allen zivilisierten Staaten gehalten zu werden. Gott befohlen, Majestät."

Mit nichten! Keine Silbe davon! Die armen alten Herren keuchten

um zwei Uhr nach Mitternacht heran mit ihren Portefeuilles, ins eisige Gebirg, bei schneidendem Nordwind.

Der König unterdrückte ein ironisch schmerzliches Lächeln — und ließ sie noch eine Stunde im ungeheizten Raume antichambrieren.

Er dachte bei sich: „Wer weiß, vielleicht kommen sie doch noch zu Vernunft. Vernunft ist Stolz, Grenzscheide zwischen Mensch und Herdentier. Wenn ihnen die Zähne klappern, werden sich die Braven drücken, das Portefeuille auf der Schwelle zurücklassend."

Gefehlt! Die Braven harrten zähneklappernd aus und hielten ihr Portefeuille fest in den erstarrten Händen, als wär's damit verwachsen. — —

(Fortsetzung folgt.)



Der Bankerott des alten Europa.

Von Scipio Sighele.

(Rom.)

Vor zwei Jahren war es Italien, vor einem Jahre Griechenland, jetzt kommt Spanien an die Reihe. Drei glorreiche Nationen des alten Europa haben ihre Banner in den Staub sinken sehen und sind zu der Erkenntnis gezwungen worden, daß diese so viele Jahrhunderte siegreiche Paniere gegenwärtig dazu verdammt sind, nur noch Niederlagen zu erleben.

Italien, einst die Siegerin über alle barbarischen Nationen, ward von einem barbarischen Volke besiegt, das Vaterland des Leonidas hat Soldaten erzeugt, welche vom Schlachtfelde flohen, ohne zu kämpfen, und der kleine König Alfons XIII. sieht sich gezwungen, anstatt wie einst Karl V. sich rühmen zu können, daß in seinem Staate die Sonne nicht unterginge, einzugestehen, daß in Spanien so ziemlich alles im Untergehen begriffen ist, sowohl die Herrscherfamilie, wie auch die Nation selbst. Wenn man diese drei letzten Kriege auf Einzelheiten prüft, so wird man ohne Zweifel für jede Niederlage besondere politische oder militärische Ursachen auffinden können, sowohl für das Gemetzel von Abua, als für den mißglückten Feldzug in Thessalien und für die Seeschlacht bei den Philippinen. Aber über und außerhalb jener kleinen Ursachen gewissermaßen örtlicher Natur, deren Untersuchung wir den Technikern überlassen, giebt es eine Gesamtursache, die ein Blinder mit der Krücke fühlen kann und diese liegt in dem Marasmus der alten Rassen, welche sich einbilden, noch die Stärke und die Macht

von ehedem zu besitzen, während sie von alledem nichts mehr haben, als den Abglanz, der durch die Überlieferung vermittelt wird, ganz ebenso wie gewisse altadlige Geschlechter von der Glorie ihrer Ahnen nur den Namen gerettet haben.

Die urteilslose Menge begreift natürlich niemals die Wirksamkeit einer so allgemeinen und schwer bestimmbaren Ursache; sie wird niemals zu überzeugen sein, daß die Schuld eines Mißerfolges die Nation in ihrer Gesamtheit treffen könne, sie wird niemals zugeben, daß die Verantwortung für die gegenwärtigen Mißstände auf diejenigen falle, die früher gelebt haben. Die Menge verlangt aber immer einen Sündenbock, und zwar einen sichtbaren, zur Stelle befindlichen Sündenbock; sie verlangt eine Zielscheibe für ihren Haß und für ihr Rachegefühl; sie dürstet danach, an irgend einer Person ihren Unmut auslassen zu dürfen.

Aus diesem Grunde wütete sie nach Adua gegen Generäle und Minister, nach Domokos gegen die Herrscherfamilie, nach Cavite gegen das Ministerium und die Regentin und wähnt in diesen Personen diejenigen herausgefunden zu haben, die für die erlittenen Niederlagen allein verantwortlich zu machen seien. Solche Ungerechtigkeit, da doch die Mehrheit, ja die Gesamtheit der Nation die Schuld trägt! Doch man möge mich nicht mißverstehen! ich will durchaus nicht gesagt haben, daß jene Könige, Prinzen, Generäle und Minister ihrerseits keine Schuld an den Unglücksfällen trügen; im Gegenteil, sie haben einen bedeutenden Anteil daran. Ich will nur sagen, daß sie nicht allein die Schuldigen sind. Sie sind Mitschuldige, aber nicht Urheber. Und man begeht immer eine Ungerechtigkeit und häufig sogar eine Infamie, wenn man bei solchem Anlaß nur einzelne Mitschuldige verurteilt und die Menge der übrigen frei ausgehen läßt. Es kommt hinzu, daß diese Abwälzung der Verantwortlichkeit von der Gesamtheit auf einzelne nicht bloß einem psychologischen Bedürfnis der Menge fröhnt, sondern daß damit auch ein höchst bequemes Mittel geboten ist, das Gewissen der Nation zu beschwichtigen und der nationalen Eitelkeit zu schmeicheln. Ein Volk, welches überzeugt ist, eine Schlacht deshalb verloren zu haben, weil der oder ein Oberbefehlshaber unfähig gewesen sei oder die Regierung nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe gestanden habe, ein solches Volk wiegt sich in eitlen Illusionen, denn es wähnt, daß der Sieg sich ihm zugeneigt haben würde, wenn andere Personen an der Spitze gestanden hätten, daß also nicht der Mangel an Energie und Thatkraft der Nation als solcher, sondern der unglückliche Zufall, unfähige Führer gehabt zu haben, jene Niederlagen verschuldet hätte.

Diese Illusion beherrscht heute eine große Mehrheit in Italien und in Griechenland, sie wird in kurzem, nach der definitiven Niederlage, die spanische Nation beherrschen, und in Spanien wird sich daraus vielleicht das ent-

wickeln, was in Italien und in Griechenland wegen der Unzulänglichkeit und Unentschlossenheit der Parteien unterblieben ist, ich meine die Umwälzung der staatlichen Ordnung. Wird also in Spanien eine Revolution ausbrechen? Welches wird ihr Ziel und welches ihr Ergebnis sein? Man kann über Spanien dasselbe denken, was man von der römischen Kirche gesagt hat. Eine Staatsumwälzung in Madrid würde dasselbe bedeuten, wie wenn man die Natur des Papsttums verändern wollte. Die Personen würden wechseln, aber niemals die Ideen. Die Einführung der republikanischen Staatsform in Spanien würde dieselben Hoffnungen erwecken, wie einst die Reformen Pius IX., doch diese Hoffnungen würden ebenso trügerisch sein, wie sie unter Pius trügerisch waren. Nicht ohne bestimmte Absicht ist Spanien und der heilige Stuhl neben einander gestellt worden.

Spanien ist unter den katholischen Nationen diejenige, welche nicht etwa bloß der Religion, sondern der päpstlichen Politik die tiefste Unterwürfigkeit entgegenbringt. Setzen wir den unwahrscheinlichen Fall, Leo XIII. forderte zu einem Kreuzzuge auf zur Wiedereroberung des Kirchenstaats, so besteht kein Zweifel, daß Spanien ihm die meisten Kreuzfahrer zur Verfügung stellen würde. In dem geistigen Leben jenes Volkes spielt das religiöse Gefühl, zum Aberglauben ausartend, eine entscheidende Rolle, wobei noch in Betracht kommt, daß jenes Volk außer dieser klerikalen auch eine besonders kriegerische Gesinnung besitzt, ja man kann sagen, daß bei der Bildung des spanischen Nationalcharakters der Priester und der Soldat die Patenstellen übernommen haben, zwei Typen, die hier in einander übergehen und sich gegenseitig ergänzen, so zwar, daß der Priester in Ausübung seines Berufs anstatt der Liebe und Sanftmut eine Art kriegerischer Gewaltthätigkeiten hervortreten läßt, und daß der Soldat die seinem Beruf von Natur anhaftende Gewaltthätigkeit durch den Beisatz fanatischer Unduldsamkeit verdoppelt. Diese beiden Typen sind es, die dem Nationalcharakter der Spanier ihren Stempel aufgedrückt haben, der Militarismus und der Klerikalismus; das ganze politische Leben der Nation wird von diesen Einflüssen beherrscht, und hieraus erklären sich im letzten Grunde auch jene Mißgriffe und Grausamkeiten, die in Kuba so grell hervorgetreten sind und die nur ein oberflächlicher Beobachter der Gewaltthätigkeit eines einzelnen Generals oder der Unfähigkeit und Schwäche der Regierung zur Last legen kann. Mit alledem beabsichtige ich keineswegs mich zu Gunsten der Amerikaner zu erklären. Diese Leute hätten, wenn sie wirklich unter dem Antrieb eines humanitären Ideals ständen, schon viel früher in Aktion treten müssen. Aber sie sind eben Krämer und zwar sehr gut rechnende Krämer, und darum haben sie den Augenblick abgewartet, der der geeignetste schien, um über ihre Beute herzufallen. Spanien hat bei diesem Anlaß

„un beau geste“, eine würdige Haltung, gezeigt und dieses beau geste hat ihm die übrigens ziemlich platonischen Sympathien Europas gewonnen. Wir wollen gerecht sein und anerkennen, daß jedes Volk, wie jeder einzelne Mensch, neben seinen Fehlern auch diejenigen Vorzüge besitzt, die gleichsam die Ergänzung und das versöhnende Gegenbild der ersteren sind. Ein Aristokrat hat neben vielen Fehlern seiner Rasse auch die Vorzüge derselben; ich nenne hier nur als Beispiel die angeborene und anerzogene Beherrschung der gesellschaftlichen Umgangsformen. Ganz ebenso besitzt eine kriegerische und in mancher Beziehung noch ein wenig barbarische Nation, wie die spanische, die von den Altvorderen ererbte Tugend des Mutes, der sich gegen jede Herausforderung aufbäumt und heldenmütig bei dem zu erwartenden Kampf die ganze Existenz aufs Spiel setzt.

Ein solcher Heroismus erweckt Beifall, wie jede Verzweiflungsthat, die sich aus erhabenen Motiven erklärt; ein Schauspiel, wie es sich hier darbietet, wie ein Schwacher gegenüber der Vergewaltigung durch einen Starken nicht nachgiebt, sondern sich zur Wehre setzt, wird immer auf Beifall rechnen können, namentlich von Seiten derer, die in ähnlichem Falle sich vielleicht nicht zu derselben Höhe der Thatkraft emporgeschwungen hätten.

Aber wenn wir mit unsern Sympathien auf Seite Spaniens stehen, ja dieses Land um seine Energie beneiden, so müssen wir doch zugeben, daß Spanien augenblicklich für Begehungs- und Unterlassungssünden früherer Zeiten zur Rechenschaft gezogen wird.

Die Amerikaner sind bei dieser Gelegenheit nur die Werkzeuge und zwar höchst unsympathische Werkzeuge jener weltgeschichtlichen Gerechtigkeit, die sich mit unabwendbarer Notwendigkeit vollzieht.

Wir Menschen nennen Gerechtigkeit die Erteilung von Lohn und Strafe für persönliches Verdienst oder Verschulden. Nicht so verfährt die weltgeschichtliche Gerechtigkeit. Da wird die Schuld der Väter heimgesucht an den Kindern; eine ganze Generation muß für die Summe von Missethaten und Unterlassungen büßen, die ein früheres Geschlecht aufgehäuft hat. Ein Volk kann nicht, wie der einzelne, eine ihm zufallende Erbschaft cum beneficio inventarii antreten, ein Volk muß sie annehmen, wie sie steht und liegt.

In dieser traurigen Lage befinden sich zur Zeit die gräko-italischen Völker; wir erleben das Schauspiel, wie diese Nationen die aufgetürmte Schuld ihrer Altvorderen abbüßen. Spanien hat nun aber vor seinen Schwesternationen das voraus, daß es bei dieser Schuldenzahlung eine Großartigkeit der Gesinnung und eine Opferfreudigkeit gezeigt hat, wie sie von den Griechen gar nicht, von den Italienern nur in nicht genügendem Grade bethätigt worden sind!

Die sozialistische Bewegung in Frankreich.

Von A. Hamon.
(Paris.)

Es ist sehr schwierig, wenn nicht sogar unmöglich, die genaue Anzahl der französischen Sozialisten zu berechnen. Man kann aber wenigstens eine solche Berechnung aufstellen, indem man sich dabei eines Teiles auf die Resultate der Parlamentswahlen 1893 stützt, zweitens auf die Anzahl der Arbeiter, welche in Syndikaten organisiert sind. Im Jahre 1893 wurden, wie konstatiert, mehr als sieben Millionen Stimmen abgegeben, wovon 600000 auf 400 sozialistische Kandidaten fielen. Diese Stimmen sind wieder ungefähr wie folgt zu verteilen: Paris 135,000; La Seine 50,000; Centre 50,000; Sud-Ouest 80,000; Sud und Sud-Est 135,000; Est 40,000; Nord 80,000; Ouest 30,000. Es sind jedoch diese Ziffern nicht als ganz genau zu betrachten. In vielen Distrikten wurden keine sozialistischen Kandidaten aufgestellt. Entweder die sozialistischen Wähler enthielten sich der Abstimmung, oder sie stimmten für die radikalen Kandidaten, auch selbst für die opportunistischen Republikaner, falls der Gegner nur ein Repräsentant des alten Regimes war; dann und wann selbst verirrten sich sozialistische Stimmen auf Kandidaten der republikanischen Opposition. Es ist einfach unmöglich, die Anzahl dieser sozialistischen Stimmen kennen zu lernen. Dabei ist es notwendig, mit denjenigen Sozialisten zu rechnen, die sich ihrer Prinzipien wegen der Abstimmung ganz enthalten und sich an keinen Wahlen beteiligen. Ihre Anzahl darf nicht zu gering geschätzt werden. 110 anarchistische Redner präsentierten sich, die allen die Enthaltung der Stimmenabgabe predigten. Da von Ihnen eine aktive Propaganda ausging, war die Folge eine bedeutende Anzahl Stimmenthaltungen. Andrerseits ist es gewiß eine Wahrheit, daß nicht alle Stimmen für irgend einen Kandidaten die gleiche Meinung dieses Kandidaten repräsentierten. Viele Wähler stimmen einfach deswegen, weil sie einen gewissen Kandidaten kennen und hochachten, oder weil ihre soziale Stellung es notwendig macht, daß sie ihre Stimmen abgeben, sei es nur demjenigen Kandidaten zum Nutzen, dessen politische Meinung am wenigsten von der ihrigen abweicht. Daher können wir nur von einer ungenügenden Berechnung sprechen.

Einige andere Ziffern können uns noch als Beweis dienen. Nach statistischen Angaben besteht die Arbeiterarmee Frankreichs aus:

Arbeiter der Groß-Industrie, in Minen, Fabriken, Kleinwerkstätten: Männer 703,000; Frauen 399,877.

Tagelöhner rc.: Männer 133,844; Frauen 68,896.

Arbeiter der Klein-Industrie (Künste, Kleinhandwerke): Männer 851,402; Frauen 646,284.

Tagelöhner: Männer 172,600; Weiber 175,378.

Im Ganzen Arbeiter und Tagelöhner: Ungefähr 3,151,580.

Aus diesen drei Millionen von Arbeitern rekrutiert der Sozialismus die größere Anzahl seiner Anhänger. Alle diese Arbeiter sind keine Sozialisten, sei es auch, daß ihre Interessen mit der von den Sozialisten gepredigten Idee übereinstimmen. Es giebt nur 6- bis 700,000 in Fachvereinen (Syndikaten) organisierte Arbeiter. Die größte Majorität, wenn nicht die Totalität dieser Gewerkschaftsmitglieder können wir logisch als Sozialisten betrachten. Freilich gab die „Commission parlamentaire du Travail“ 1890 einen Fragebogen aus, die Reglementierung der Arbeit betreffend. 91% der

Syndikate antworteten günstig auf diese Reglementierung, welche von allen Sozialisten unterstützt wurde. Daraus ist zu schließen, daß fast die ganze in Fachvereinen organisierte Arbeiterschaft dem Sozialismus angehört. Es kann hier aber nur von einem Minimum die Rede sein, denn unter den nicht in Gewerkschaften organisierten Arbeitern giebt es gewiß auch viele Sozialisten. Auf den Fragebogen, von dem oben die Rede ist, antworteten auch nicht in Syndikaten organisierte Arbeiter und im Seinedepartement gab es schon 74%, welche für die Reglementierung sich ausgesprochen. Anderseits machen die männlichen Landarbeiter eine Anzahl von fünf Millionen aus. Die Thatsache vorausgesetzt, daß der Sozialismus auch zum platten Lande durchgedrungen ist, kommt es uns ganz wahrscheinlich und sicher vor, daß es auch unter dieser Anzahl eine gewisse Menge Sozialisten giebt. Allein diese Menge muß eben deshalb noch als eine ziemlich minimale betrachtet werden, weil die sozialistische Propaganda auf dem Lande noch keine großen Fortschritte gemacht hat. Grade diese Thatsache macht den Sozialisten verschiedener Richtungen Besorgnisse. Wir haben weiter auch zu rechnen mit den 922,892 Beamten, Angestellten in der Industrie, Handel, Transport, mit den 225,000 Arbeitern im Transportwesen beschäftigt, und mit den 453,416 Arbeitern und Tagelöhnern im Handel beschäftigt. Auch unter denen findet man sehr viele Sozialisten, besonders unter den Beamten und Arbeitern, welche den Gewerkschaften angehören.

Endlich haben wir die kleine Bourgeoisie (Kleinhändler, Professoren, Lehrer, Ärzte, Advokaten) in Betracht zu ziehen, in deren Mitte es gleichfalls Sozialisten giebt.

Alle diese Thatsachen zusammen genommen, habe ich in einer Studie über den Sozialismus und den Londoner Kongreß die effektiv sozialistische Armee Frankreichs zwischen anderthalb und zwei Millionen geschätzt. Man rechne aber damit, daß diese Zahl ein bißchen zu hoch genommen ist. Wenn man als Sozialisten alle diejenigen betrachten will, die dem Sozialismus sympathisch gegenüber stehn, ohne auch absolut überzeugte Sozialisten zu sein, dann kommt man leicht zu einer solchen Anzahl. Allein wenn man nur diejenigen als Sozialisten zählt, die sich des Zieles des Sozialismus klar bewußt sind, diejenigen nur, die überzeugt sind von der Notwendigkeit der Sozialisation aller Produktionsmittel für die Verbesserung des Loses der Arbeiterklasse, so muß diese Anzahl unbedingt vermindert werden. Es scheint mir eine Ziffer von 7- bis 800,000 Individuen, vielleicht eine Million zu sein.

Was weiter diese effektive sozialistische Armee anbetrifft, so haben wir mit Jules Guesde, Paul Leroy Beaulieu, Arthur Desjardins und anderen zu konstatieren, daß mit jedem Tage, der vorübergeht, die Macht des Sozialismus wächst auf Kosten der Macht seiner Gegner. Schon vor sechs Jahren schrieb der Royalist M. A. Claveau: „Dann und wann kostet es den Arbeitern viele Mühe, in den Strike zu treten; aber die Arbeiter sind tapfer, weder haben sie das Gefängnis noch das Elend entmutigt. Was auch die Macht des Geldes vermag, die zwei Parteien sind nicht länger von gleicher Kraft. Die Organisation der Arbeiter ist in allen Teilen jener der Unternehmer überlegen. Jedesmal, wenn die Unternehmer, nicht vom Staate unterstützt, Widerstand zu leisten versuchen, verrät sich ihre Schwachheit; ihre Unerfahrenheit tritt hervor. Schon beim ersten Augenblick sieht man, wie die Unordnung, die Zänkerei und selbst der Abfall und die Desertion in ihren Reihen auftreten. Im Lager der Arbeiter das Gegenteil, welche Einheit, welcher Geist der Resignation und der Aufopferung: Es ist, wie es der Dichter der Misérables ausdrückt, eine Macht, die aufmarschiert! Sie wird es weit bringen“ ..... M. Claveau übertreibt gewiß ein bißchen die Organisation, die Einigkeit der Arbeiter, den Geist der Aufopferung des Proletariats.

Nichtsdestoweniger ist es aber richtig, daß der Sozialismus eine Macht ist, die aufmarschiert, eine Macht, die unaufhörlich wächst, eine Macht, die es mit der Notwendigkeit eines Naturprozesses fertig bringt, entweder auf friedlichem Wege oder gewaltsam die aktuelle kapitalistische Form der Gesellschaft zu transformieren. Der gegenwärtige Sozialismus in Frankreich zerfällt in vier mehr oder weniger stark organisierte und disziplinierte Parteien und in zwei Gruppen. Es giebt die Parti-Ouvrier Socialiste Révolutionnaire, die Fédération des Travailleurs Socialistes de France, das Comité Révolutionnaire Central, die Parti Ouvrier français. Neben diesen vier gut konstituierten Parteien stehen die Unabhängigen, sowie die kommunistisch-anarchistischen Gruppen, ohne irgend welchen intimen Zusammenhang, ganz besonders unter den Unabhängigen, unter denen es sehr verschiedene Richtungen giebt.

Die Parti Ouvrier Socialiste Révolutionnaire, mehr allgemein bekannt unter den Namen eines ihrer Leiter, M. Jean Allemane, zählt vier Föderationen und zahlreiche Gruppen von Nicht-Föderierten. Jede Föderation wird geleitet von einem Comité fédéral, zusammengesetzt aus einem Delegierten für jede Gruppe, welche zur Partei gehört. Es giebt ein General-Sekretariat der Partei, das in Paris seinen Sitz hat. Um der Partei angehören zu können, muß man Mitglied eines Syndikats sein. Die Studiengruppen (groupes d'études) können nicht weniger als fünfzehn Mitglieder zählen. Die Beiträge für jede angeschlossene Gruppe betragen 0,50 bis 1 Fr. für jeden Monat. Neben den Studiengruppen giebt es in der Partei noch Syndikate und korporative Gruppen.

Die zahlende Mitgliedschaft der Parti Ouvrier Socialiste Révolutionnaire beträgt 14,000. In den Ardennen und in Paris ist die Mitgliedschaft am zahlreichsten. Bei den Wahlen von 1893 vereinigten die „Allemanisten" in Paris und im Seinedepartement ungefähr 60,000 Stimmen auf ihren Kandidaten und im Ardennendepartement 20,000. Allein diese Wähler gehören nicht alle der Partei an, denn es besteht eine ziemlich große Anzahl von politischen Organisationen und Fachvereinen, die, ohne an die Partei angeschlossen zu sein, doch ihr Programm und ihre Politik befolgen. Die Partei hat noch eine große Macht in den Departements der Loire, Aube, Côte d'Or, Maine et Loire und Jura. Wenn die Gruppen in einer Gegend zahlreich genug sind, verbinden sie sich wieder untereinander und bilden so wichtigere Gruppen, Föderationen genannt.

Die Föderation oder Union fédérative du Centre hat ihren Sitz in Paris. Sie umfaßt fünfzig „groupes d'études Sociales" und zwanzig Syndikate und korporative Gruppen. Einzelne dieser Studiengruppen zählen 300 bis 400 Mitglieder, wie zum Beispiel die Gruppe des XI. in Paris.

Die Föderation der Ardennen hat ihren Sitz in Charlesville. Sie besteht aus sechzig Gruppen und Syndikaten. Unter diesen befindet sich die Gruppe der Maschinenheizer von Sedan, die 4000 Mitglieder zählt. Die „Fédération de l'Est" vereinigt vierzig Gruppen und Syndikate. Sie hat ihr Comité fédéral in Dyon, aber es giebt auch wichtige Gruppen in Besançon, St. Cloude, Oyonnax. Die „Fédération du Sud-Ouest" umfaßt etwa dreißig Studiengruppen und zwanzig Syndikate. Das Federalkomitee sitzt in Bordeaux. Angoulème und Cognac sind die Städte, wo die föderierten Gruppen am zahlreichsten sind. Weiter hat man noch die „Fédération du Tonnerrois" und die „Fédération de la Nièvre".

Nebst diesen Föderationen giebt es isolierte Gruppen in Algier, Oran, Constantine, Roubaix, Armentières, Saint-Quentin, Rouen, Nantes, Sabió, Amiens, Alb-

u. s. w. Das Generalsekretariat dieser Partei besteht aus sechs Delegierten für jede Föderation. Die Hälfte wird jedes Jahr neu gewählt. Alle Mitglieder können immer wieder direkt gewählt werden. Die Kammerabgeordneten, Gemeinderatsmitglieder wie die Unternehmer können daran nicht Teil nehmen.

Der Sekretär ist jetzt J. B. Lavaud. Für diese Funktion und die als Sekretär der **Fédération du Centre** bezieht er monatlich 250 Fr. Die Funktion des Generalsekretariats ist eine rein administrative und besteht darin, alle Gruppen unter sich zu verbinden, mit ihr eine Korrespondenz zu unterhalten und sich zu verständigen über die Geschäfte der Propaganda. Die Mitglieder kommen wenigstens jede Woche einmal zusammen. Jede Föderation hält jährlich einen Bezirkskongreß ab. Die ganze Partei hat auch jedes Jahr einen nationalen Kongreß. Zum Teil können auch die Delegierten der Syndikate und Gruppen, welche nicht angeschlossen sind, sich an der Arbeit dieser Kongresse beteiligen.

Die Propaganda ist eine sehr aktive, sehr tüchtig vertreten durch Journale, Versammlungen und gelegentlich durch die Parlaments- und Gemeinderatswahlen. Die Wahlagitation bietet Gelegenheit für eine stramme Aktivität, denn sie macht eine enorme Propaganda möglich mit weniger Kosten, als sonst. Die Wahlen kosten freilich fast nichts. Nach ihren Arbeitsstunden kleben die Kameraden, wie sie sich unter sich nennen, an die Mauer die Proklamationen der Kandidaten an, tragen die Cirkulare von Haus zu Haus, mit einem Worte, sie thun alle Arbeit umsonst, welche die Bourgeoiskandidaten für Geld thun lassen. Die Partei hat einzelne Vertreter im Parlament: Fabérot, Toussaint, Renou — die noch Mitglieder der Partei sind, sowie drei andere, die aus der Partei ausgeschlossen sind. Einer von ihnen, Pierre Vaux, weigerte sich, nachdem er in die Kammer gewählt war, sich der Parteidisziplin zu unterwerfen. Die Kandidaten, von den Gruppen angewiesen und unterstützt, acceptieren ein imperatives Mandat. Sie verfertigen ihr eigenes Demissionsgesuch, gezeichnet, aber ohne Datum und ohne Motivierung. Das Demissionsgesuch des Herrn P. Vaux wurde nun dem Präsidenten der Kammer der Abgeordneten zugesandt, der aber keine Notiz davon nahm, weil das Gesetz in Frankreich das imperative Mandat nicht kennt. Pierre Vaux that genau dasselbe, sodaß er noch immer als „Député" den Sitzungen beiwohnt und selbst Mitglied der sozialistischen Gruppe der Kammer ist. Ganz anders war das Betragen der Herren Groussier und Dejeante. Im Laufe der Legislaturperiode beschloß ein Nationalkongreß, daß die Abgeordneten 5000 Fr. ihres Gehaltes von 9000 Fr. und die Gemeinderatsmitglieder von Paris 2000 Fr. von den 6000 Fr. Gehalt an die Parteikasse zu zahlen hätten. Nun hatten die Abgeordneten nur während der Zeit der Wahlen die Verpflichtung auf sich genommen, an die Parteikasse 1800 Fr. zu bezahlen. Der neugefaßte Beschluß wollte den Herren Groussier und Dejeante, Abgeordnete, und Faillet und Berthaut, Gemeinderatsmitglieder, nicht gefallen und sie weigerten sich deshalb zu gehorchen. Das Demissionsgesuch der beiden ersten wurde nun dem Präsidenten der Kammer, das der beiden letzten dem Gemeinderat zugesandt, welche keine Notiz davon nahmen. Sie aber acceptierten die Demission und gaben ihr Mandat den Wählern zurück, welche sie wiederwählten — es war 1896 — nach einer Campagne, die von beiden Seiten sehr lebhaft geführt wurde, denn die Leidenschaften waren aufgeweckt. — Es giebt jetzt in Paris einige Gruppen, die, obgleich sie den Titel „**Parti Ouvrier Socialiste Révolutionnaire**" führen, nicht mehr der Fédération Union des Centres angehören. In Paris wie in der Provinz hat die Partei Gemeinderatsmitglieder, einzelne Gemeinderäte (Nouzon, Fumay u. s. w.) sind selbst ganz in ihren Händen. In dem Departement

der Ardennen giebt es fünfundzwanzig Kommunen, die sich in Händen ihrer Partei befinden, wie es auch in anderen Departements viele solcher Gemeinden giebt. Im Ardennendepartement besteht auch eine Föderation von Gemeinderatsmitgliedern. In Lyon ist der Gemeinderat gleichfalls sozialistisch. In Paris hat die Partei ein Gemeinderatsmitglied Chausse und ein Mitglied des „Conseil général" Jacquemin. Die Propaganda wird besonders durch öffentliche Versammlungen ausgeführt. Es hat sich ferner in Paris eine Gruppe aufgethan für die Ausbildung von Rednern. Es ist dies die Propagandaschule der Partei. Die Parteiredner erhalten auf der Tournee 10 Fr. pro Tag; ihre Reisekosten werden bezahlt.

Die Parti Ouvrier Socialiste Révolutionnaire hat Journale, die ihre politische Taktik verteidigen. Es besteht aber nur ein einzelnes offizielles Parteiorgan, die Parti Ouvrier mit Jean Allemane als Direktor. Seine hauptsächlichsten Redakteure sind Joindy, Maurice Charnay, Baral ꝛc. Es erscheint jede Woche einmal. Eine oder bisweilen zwei Seiten sind für den offiziellen Teil reserviert, für die Sitzungen des General-Sekretariats, die der Union Fédérative du Centre und für die Propagandareisen. In Lyon hat man den Rappel des Travailleurs, gleichfalls wöchentlich. Im Ardennendepartement den Socialiste Ardennois von M. Paulain redigiert. Weiter nennen wir noch la Banlieue Socialiste in St. Denis, den Eclaireur in Oyonnax, Le Progrès Socialiste in Havre.

Die Partei giebt keine Propagandaschriften aus, mit Ausnahme einiger Protokolle der National- und Bezirkskongresse und ein Programm, kommentiert von J. Allemane. Die Mitglieder der Partei veröffentlichen aber Broschüren, wie Arcès Sarré, Jeannin, Marpaux und andere. In ihrem Organ, dem Parti Ouvrier, empfiehlt aber die Partei eine lange Liste von Broschüren, Bücher von Sozialdemokraten und Anarchisten geschrieben, d. h. von Sozialisten verschiedener Richtung. Wir nennen die Schriften von: Argyriadès, Blanqui, Brissac, Faillet, Emile Gautier, Hamon, Jaurès, Kropotkin, Charnay u. s. w.

Neben den genannten Personen arbeiten noch viele Leute in der Parti Ouvrier Socialiste Révolutionnaire. Es sind Champy, Ranvier, Paillot, Hamelin, Eugène Guérard, die auch in der Gewerkschaftsbewegung thätig sind.

Die Parti Ouvrier Socialiste Révolutionnaire findet den Ursprung seines Programmes im manifeste des égaux 1796, im Kommunisten-Manifest von Marx (1847) und im Manifest der Internationale von 1864. Einige Sätze sind dem Programm vorausgeschickt, worin wir lesen, daß „die Befreiung der Arbeiter nur das Werk der Arbeiter selbst sein kann; — — — daß die ökonomische Emanzipation der Arbeiter das große Ziel ist, der jede politische Bewegung untergeordnet sein muß". Die Partei erklärt dann: 1. Daß das Endziel, welches sie erstrebt, ist, die allgemeine Befreiung aller menschlichen Wesen, ohne Unterschied von Geschlecht, Rasse und Nationalität; 2. daß die Befreiung nur dann möglich ist, wenn durch die Sozialisation der Produktionsmittel man zu einer kommunistischen Gesellschaft kommen wird, wo ein „jeder nach seinen Kräften gebend, empfangen wird nach seinen Bedürfnissen"; 3. daß, um diesem Weg zu folgen, es notwendig ist, durch die historischen Thatsachen der Klassenunterschiede eine abgesonderte politische Partei zu erhalten, gegenüber den verschiedenen Nuancen der politischen Bourgeoisparteien; 4. daß diese Befreiung nur hervorgehen kann aus der revolutionären Aktion, und daß Grund vorhanden ist, als Mittel und mit Rücksicht auf die Propaganda die Eroberung der öffentlichen Macht zu erstreben in den Gemeinden, den Departements und im Staate." Dies ist das theoretische Programm der Parti Ouvrier Socialiste Révolutionnaire. Das wirkliche Ziel, das sie

erstrebt, ist der libertaire Kommunismus; allein, bevor dieses Ziel zu erreichen ist, wird es noch lange Zeit dauern — so haben die Mitglieder der Partei gedacht und sie haben ein vorläufiges Programm (programme d'attente) ausgearbeitet, auf dessen Details wir hier nicht weiter eingehen können; sagen wir nur, daß in diesem Programm steht: „Die Partei verlangt die direkte Volksgesetzgebung, d. h. die Sanktion des Volkes in gesetzlichen Fragen; die Aufhebung des Budgets für Gottesdienst, die Einführung der Jury anstatt der Magistratur, die bewaffnete Nation anstatt der permanenten Armeen; die vollständige Freiheit der Assoziation, der Versammlung und der Presse; eine sehr große kommunale Dezentralisation; eine vollständige Arbeitsgesetzgebung (Achtstundentag, wöchentlicher Ruhetag, Überwachung der hygienischen Zustände in den Werkstätten und Fabriken, ausgeübt von Inspektoren, von den korporativen Gruppen gewählt, u. s. w.). Die Alten und Invaliden der Arbeit pensioniert auf Kosten der Gesellschaft, Einkommensteuer, Abschaffung der Erblassung. Wir erwähnen noch einmal, daß es sich hier um ein vorläufiges Programm handelt.

Die Propaganda unter der ländlichen Bevölkerung beschäftigt die Sozialisten sehr. Auch die Parti Ouvrier Socialiste Révolutionnaire hat ein ganzes Landarbeiterprogramm ausgearbeitet. Das gesellschaftliche Eigentum wird darin proklamiert, der Fruchtgebrauch wird aufrecht erhalten für diejenigen Eigentümer, die selbst ihr Eigentum bearbeiten, ohne bezahlte Landarbeiter zu benutzen. Man sieht, wie das sozialistische Prinzip in diesem Programm aufgestellt ist nebst einer ganzen Serie von Übergangsbestimmungen in Betreff der Lohnes u. s. w.

Die Parti Ouvrier Socialiste Révolutionnaire ist eine disziplinierte; die Leitung jedoch anstatt vom Centrum auszugehen, geht von der Masse zum Centrum nach oben. Die Mitglieder der Gruppen kommandieren ihren Delegierten und nicht umgekehrt. Also hat ein Vertreter wenigstens allen Versammlungen der Union Fédérative du Centre beizuwohnen. Diese Vertreter haben auf Befehl des General-Sekretariats als Delegierte zu gehen. Der General-Sekretär darf keine Beschlüsse fassen, ausgenommen in bestimmten Fällen: Strikes u. s. w. Die Gewählten dürfen in ihren Vorschlägen, entweder in der Kammer oder im Stadtrate, keine Maßnahmen stellen oder unterzeichnen, falls diese nicht im Programm der Partei aufgenommen sind oder weiter gehen als diese.

Die Tendenzen dieser sozialistischen Fraktion sind sehr revolutionäre. Sie verweigern jedes Kompromiß, jede Alliance mit den bürgerlichen Parteien. Die Mehrheit der Mitglieder sind warme Verteidiger der allgemeinen Arbeitseinstellung (grève générale) und absolute Gegner des Staatskollektivismus, der weit schlimmer sein sollte, als der jetzt regierende plutokratische Staat.

Die Fédération des Travailleurs de France ist öffentlich mehr bekannt unter dem Namen seines Leiters Dr. Brousse. Sie hat ungefähr dreißigtausend Mitglieder, eine Anzahl, die verdoppelt wird, falls man alle diejenigen mitrechnet, die ihrer Politik folgen. In einigen Quartieren von Paris ist der Einfluß dieser Fraktion enorm, so z. B. in Les Epinettes, wo Dr. Brousse seit 15 Jahren Gemeinderatsmitglied ist. In den Departements Indre et Loire, Loire et Cher, und in einigen Teilen des Departements Maine et Loire ist ihr Einfluß nicht geringer. Diese Fraktion besteht aus Gruppen, die sich unter sich vereinigen. Die wichtigsten sind: Les Socialistes du IIIe, les Prolétaires du Ve, Cercle d'études sociales du XIIIe, Club socialiste du XVIIe ꝛc. Im Westen zählt man 30 bis 40 Studiengruppen. Die Föderation hat zwei Abgeordnete, Generalräte, Munizipal- und Arrondissementsräte: Lavy, Brousse, Blondeau u. s. w.

Der Progrès du Loir et Cher in Blois, der Eclaireur de l'Ouest in Tours sind Organe der Partei. Diese Partei ist nur politisch thätig. Gegner der Grève générale, will sie die Eroberung der politischen Macht. Sie ist der Meinung, daß das französische Proletariat nicht genügend organisiert sei für eine gewaltthätige Revolution. Sie erstrebt deshalb als unmittelbares Ziel: Die Verbesserung der Lebensverhältnisse der Arbeiter; Reglementierung der Arbeitsverhältnisse in Betreff des Arbeitslohnes und des Arbeitstages, der hygienischen und Sicherheitsmaßregeln; weiter die Transformation der Eisenbahnen, der Minen, der Monopole und vieler kapitalistischer Einrichtungen der heutigen Gesellschaft in öffentlichem Dienst („service public") unter dem Staat oder der Kommune. Sie verlangt gratis Brot („pain gratuit") von der Kommune für alle Bürger. Diese Fraktion erstrebt zwar auch den Kommunismus, aber dies alles liegt noch weit in der Ferne für sie, sogar sehr weit. Alle revolutionäre Tendenzen sind in dieser Partei stark geschwächt, wenn nicht ganz verschwunden. Es sind „Possibilisten", die vor allem wünschen, wir wiederholen es hier noch einmal, die Eroberung der politischen und administrativen Macht in den Gemeinden, den Departements und im Staate. Im Jahre 1896, während des Besuches des Zars, fand eine leichte Spaltung in ihren Reihen statt. Es gab Mitglieder der Partei, die protestierten wider das nicht antizarisch genug gehaltene Verfahren des Herrn Brousse und sie folgten Colly, einem anderen Stadtratsmitglied, das sich energisch erklärt hatte gegen den offiziellen Empfang des Zaren durch die Stadt Paris.

(Schluß folgt.)

Frühlicht.

(Aus einem Cyklus „Der Tod".)

Von Anna Croissant-Rust.

(Ludwigshafen a. Rh.)

Grauweißer Schnee zergeht in den Straßen, fällt faul vom Nachthimmel und klebt sich an die Fenster der Kellerwohnung. Ein schläfriger Lichtstreifen aus der Laterne gegenüber kriecht durch die Scheiben; wie wenn er sich wieder fortstehlen wollte, schleicht er an der Mauer des feuchten Loches hin. Nur manchmal zuckt er widerwillig auf, wenn der Wind draußen an der Flamme zerrt.

Auf Bündeln alter Lumpen, mit Lumpen bekleidet, mit Lumpen zugedeckt, liegen zwei Kinder in der Ecke, eng aneinander gedrückt, die magern Körper von Frost geschüttelt. Im einzigen Bett schnarcht der Vater und schlägt um sich im Branntweinrausch und murmelt und flucht und drängt die kranke Frau neben sich bis zur Bettkante. Sie sitzt aufrecht, sie zittert im Fieber und in Angst, ihre glühenden Augen stieren in den Laternenschein. Denn dort sitzt er. Dort hinter dem verblichenen Vorhang, wo

der Schimmer die Mauer hinabgleitet, dem Boden zu. Dort sitzt er und wartet, regungslos. Wie lang schon?! Sind's Stunden, Tage, Jahre?

Sie weiß es nicht, sie sieht ihn dort sitzen, immer, immer. Er lauert auf sie, oh sie weiß es, lange schon. Sie hat ihn ja gerufen an den Tagen, wo sie der Mann, sinnlos vom Rausch, getreten und geschlagen, in den elenden Nächten ihrer Krankheit; sie hat ihn gerufen, die siechen Kinder im Arm, — aber da sitzt er und grinst und wartet und kommt nicht.

Nur den einen Fuß kann sie sehen und wie die beinernen Zehen baumeln, und wenn er manchmal den Kopf vorstreckt, dann grinst er und winkt mit den weißen Knochenfingern und schlägt sein Gebiß knackend auseinander. Aber er steht nicht auf. Weit lehnt sie sich vor, ihre Finger verkrampfen sich in die Decke, heiser schreit sie, die Arme weit nach ihm ausgebreitet: „Hol' mich!"

Er steht ganz auf, sie hört's, wie die Gelenke klappern und krachen, er zuckt die Achseln, daß die langen Arme schlottern, er bleibt stehen vor dem Vorhang und sieht sich um. Langsam, bedächtig. Den trunkenen Mann sieht er sich an, die Kinder, die in der Ecke kauern. Nicht sie, nicht sie.

„Hol' mich!" kreischt sie.

Da kommt er näher, immer näher. Wie sein weißer Schädel leuchtet! Wie Eis geht's von ihm aus, packt sie, ihr Atem erstarrt, ihr Herz steht still, sie muß wie gelähmt nach ihm starren — er hält etwas verborgen hinter dem Rücken! — „Nein, nein! laß mich noch!" winselt sie, sie verkriecht sich unter die Decke, sie tastet nach dem Manne neben ihr, sie umklammert ihn mit starren Fingern: „nein! nein!" Aber er ist da, sie sieht ihn, er steht neben ihr, er wartet und sie kann nimmer rufen, nimmer betteln, ihre Stimme wird leiser, sie wimmert nur noch, aber schnell, schneller, ihre gieren Augen hängen an ihm.

„Noch ein bißl, oh noch ein bißl, — die Kinder! oh! oh! —" rührt er sich? Ganz langsam zieht er ein schwarzes Tuch vor, pustet in die Hände und reibt sie. Dann hält er das schwarze Tuch ausgebreitet vor sie hin. Das kleine viereckige Stück Zeug ist zwischen ihr und dem Licht, zwischen ihr und den Kindern, zwischen ihr und ihm. Sie will es wegschieben, es kommt ihrem Gesicht immer näher, es nimmt ihr den Atem, ruckweise sinkt sie zurück, aber das weiche, schwarze Tuch klebt sich an sie, enger, dichter, wärmer — oh so heiß! — so schwül!

Da ist es eine schwüle Sommernacht und sie liegt im Heu, matt und schwer, und gebärt ihr erstes Kind. Der Brunnen rauscht und die Kühe brüllen im Stall unter ihr — und da, da schreit das Kind — —

Sie will auf, ein paar zuckende Griffe —

„Sakrament!" flucht's neben ihr schlaftrunken im Bette.

Der andere steht und gähnt und wartet. Das Tuch bläht sich leicht und wird immer straffer, immer straffer —

Der Lichtschein ist erloschen, der fahle Frühmorgen steht vor den Fenstern, da geht er schlenkernd über die Dielen, seine Hand streift die Kinder, er sieht noch einmal nach dem Mann zurück —

Das schwarze Tuch liegt ruhig.



Neue Gedichte von Hans Benzmann.

(Berlin.)

Der Frühling.

(Eisgang der Weichsel bei Thorn.)

Hört, wie der Frühling mir erschien! —
Ich stand am Strom, der Ostwind schnob;
als leis der Morgendunst sich hob,
sah ich die Schollen rastlos ziehn.

Da war's, als wenn ein Schifferknecht
im fernen Nebel kräftig sang,
ein junger Bursch, der frei und frank
nachtüber seinen Lohn verzecht.

Und näher drang der rauhe Ton —
tief unter mir das Eis prallt an —
und jetzt — bei Gott! — der Bursch begann
ein freches Lied der Revolution.

Und plötzlich ward die Ferne hell,
da sah ich ihn im Morgenrot,
kühn lenkte durch das Eis sein Boot
der lustig singende Gesell.

Er sang und schlug die Ruder ein,
vor ihm das Eis sich drängt und kracht,
doch hinter ihm in blauer Pracht
glänzt weit der Strom im Sonnenschein.

So fuhr er königlich daher,
die Marseillaise sang er laut,
was Winters Tyrannei gebaut,
sank rings in Trümmer dumpf und schwer.

Noch folgt mein Aug der goldnen Spur,
noch lauscht ich, wie das Lied verklang —
da weckte mich ein süßer Sang:
ein Finkenruf irrt durch die Flur.

Und Wunder: weithin übersonnt
glänzt vor mir blühend Reis an Reis,
und große Segel, silberweiß,
schickt mir der blaue Horizont!

Viel frohe Menschen sich ergehn
an meines Ufers grünem Bord,
sie grüßen sich mit mildem Wort — —
Nun wußt ich, wen ich heut gesehn!

Die Lauscher.

In eine Lichtung blickte tief,
ein Engelsaug, der Tag hinein,
wo zwischen braunen Erlen lief
ein wiesengrünes Wässerlein.
Durch Schilf und Dickicht kroch ich dort
und bog, um nicht die junge Brut
zu stören, Ast und Zweiglein fort, —
da seh ich unten an der Flut,
im Hemdchen nur, ein Mädchen stehn,
halb Kind und halb im ersten Traum
der Liebesreife, anzusehn
wie süße Frucht in Blütenschaum!

Zum Bad lud sie das Wässerlein,
doch zögernd noch in süßer Ruh
steht sie gebückt im Sonnenschein
und sieht dem Finkenpärchen zu,
das girrend auf- und niederfliegt
und badend sich im heißen Sand
liebkosend aneinanderschmiegt; —
sie mag den zarten Fuß vom Strand
nicht heben ... Auf dies süße Bild
fällt goldighell der Sonne Blick,
als wenn ein Vaterauge mild
still lächelt über Kinderglück.....

Die Morgenröte.

Vom sammetschwarzen Himmelbett der alten
Großmutter Nacht ein rosiges Mädchen schlüpft,
das aus der Dämmrung grauem, marmorkalten
Palast durchs Wolkenthor des Morgens hüpft.

Sie hebt des Purpurkleides goldne Säume
und schwingt sich übers weite Himmelsfeld
und streut der Hoffnung rosige Morgenträume
ins schattige Thal der schlummertrunknen Welt.

Hoch in die Lüfte wirft sie lichte Blumen,
Goldlack und Veilchen, Rosen und Jasmin,
und gießt den Tau auf schwarze Ackerkrumen,
auf Aehrengold und junges Blättergrün....

Aufwirbelnd singt die Lerche ihre Lieder,
wie Silberflocken schimmernd steigt der Rauch,
den vollen Busen schmiegt die Magd ins Mieder,
weich wellt ins Land des Flieders Blütenhauch.

Die Hochzeit zu Kana.

(Aus „den Evangelien".)

Und Rosenduft und süßer Duft von Wein
vermählten sich im goldnen Abendschein.
Das war ein Tag der Freude! Jubelnd klang
Zum Saal empor der Mägde Festgesang,
und himmelsrein das Lied der Harfe scholl.
Die Gäste lauschten, süßen Weines voll.
Auf seinem Purpurpfühl das selige Paar
in sich und seinem Glück versunken war....
Sprach Thomas, einer von den Zwölfen, leise

zu Petrus da: „Ich deut in meiner Weise
Das heilige Wunder, das wir heut gesehn, —
Gott ließ ein größres hier vor uns geschehn —
Sieh diese beiden! Wasser ward zum Wein:
zum Liebesrausch ihr ganzes Erdensein!“
Und jubelnd klang und schwamm auf Rosenduft
das Lied der Liebe durch die goldene Luft. . . . .

Indes stieg fern im Ost der Mond empor.
Und leise ging das morsche Gartenthor,
und Christus war allein. Er sah zurück:
in diesem Blick lag all sein reiches Glück!
Und leichten Schrittes ging er durch das Korn.
Leis durch die Sommernacht klang süß verworrn
der Vögel Ruf im mondbeglänzten Ried,
das Rauschen reifer Aehren und das Lied
der Sehnsucht, süß das Harfenlied der Liebe. . .
Und Christus war allein. . .

Christus und die Ehebrecherin.

(Aus „den Evangelien“.)

Wirr in den Staub floß ihr gelöstes Haar. . . .
Wie schön sie doch in ihren Thränen war! —
Daß sie sein mildes Wort nicht quälend träfe,
schwieg Christus, nur die Rechte legt' er leis
beruhigend auf ihre blonde Schläfe —
da brach es doch aus ihrem Gram so heiß:
„O Herr, rühr mich verdammtes Weib nicht an!
O Herr, hör meine arme Seele an!
O Du bist mild! Unstillbar lechzte meine Glut,
nach ungeahnten Lüsten schrie mein Blut,
nicht Mensch, ich war in meiner Brunst ein Tier, —
und war's vollbracht, dann raste Gott in mir,
dann straft' er mich für jede selige Nacht, —
er hat mich elend, ach unsagbar schlecht gemacht. . . .
Doch Herr, Du kennst ihn, — er ist gut: —
ich spürt ihn auch in meiner seligen Glut! . . .“
„Du rast!“ Entsetzt starrt sie der Heiland an, —
doch dunkel kroch es an sein Herz heran,
und qualvoll hob sein Blick sich jäh empor,
wo sich im öden Raum das Licht verlor. . . .
Sein Herz war alles milden Trostes bar,
viel ärmer er als diese Arme war. . . .
Er wandte sich, es trieb ihn fort — o weit
in seiner Berge stille Einsamkeit. . . . .

Das Weib, mit Thränen noch im Blick, sah ihn
gebeugten Hauptes schattenhaft entfliehn. . . .
Und als sie niemand sah, nur sich umgeben
von heller Sonne sah, von blühendem Leben,

verklärte sie ein Lächeln wunderbar,
wild trotzig griff sie in ihr schönes Haar —
wie eine Löwin, die so lang bewacht,
nun endlich ihrer Haft sich frei gemacht,
schritt sie in all den schwülen Duft hinein
und schlürft' mit Gier den glühenden Sonnenschein. . . .



Dehmels Lyrik.

Von Prof. Dr. Richard Maria Werner.

(Lemberg.)

Im Vorwort zu den „Erlösungen", seiner ersten Sammlung, hat Richard Dehmel eine scheinbar nur äußerliche Eigenart seiner Schreibung: das Weglassen der Majuskel am Versanfang und das Sperren einzelner Worte, damit zu begründen gesucht, daß er durch sie „sein gedrucktes Wort so schnell, so eindringlich und fließend, als wenn er selbst es sprechen würde, dem Leser zu Gemüte führen" wolle. Darin täuscht er sich aber, denn das Ungewohnte verzögert den Eindruck und zerstreut die Aufmerksamkeit. In der neuesten Sammlung „Weib und Welt" kommt noch die bildmäßige Anordnung des Drucks hinzu, um das Äußere fremdartig erscheinen zu lassen, und damit widerstreitet Dehmel seinem eigenen richtigen Gedanken, daß die Druckschrift nur den Zweck habe, die lebendige Sprache zu ersetzen. Wenn er sie zu Spielereien nach dem Geschmacke des siebzehnten Jahrhunderts benutzt, schädigt er wieder den Eindruck, den er mit seinen Gedichten machen will, weil er den Leser auf das sichtbare Äußerliche hinlenkt und vom hörbaren Wesentlichen abzieht. Der Leser muß sich erst an das unbehagliche Neue gewöhnen, ehe er Dehmels Poesie auf sich wirken lassen kann.

Und leicht ist es keineswegs, sich in dieser Lyrik zurechtzufinden; daran zweifelt wohl der Dichter selbst am allerwenigsten, was klar genug aus dem Prosageleitwort seiner „Lebensblätter" hervorgeht. Er hat aber ebenso unzweifelhaft das Recht, als Poet, als Schaffender zu verlangen, daß man ihn nimmt, wie er ist, und daß man sich ihm fügt, sobald man nur erkennt, was man sieht, sei seine Haut, nicht eine vorgehaltene Maske. Man muß das Gefühl haben, diese Dichterindividualität drücke sich so und nicht anders aus, weil sie nicht anders kann, weil sie ihr Inneres dazu treibt, unerbitt-

lich, ohne Kompromisse zu gestatten. Was uns willig findet, ist Originalität; was uns abstößt aber Originalitätshascherei. Darum möchte ich wünschen, daß Dehmel alle die unnötigen Absonderlichkeiten vermieden hätte, die ihn eines Suchens nach dem Unerwarteten, Fremdartigen verdächtigen. Das hat er nicht nötig, denn seine dichterische Physiognomie prägt sich so scharf aus, daß sie niemand mehr vergißt.

Von seiner theoretischen Programmschrift in den „Lebensblättern" sehe ich vorerst ab, denn nicht, was der Dichter will, sondern was er leistet, hat uns zu beschäftigen. An seine Lyrik also muß ich mich halten; sie drückt übrigens an einer Stelle in ihrer Art und Sprache dasselbe wie das Programm aus, Dehmel hat ja die Phantasie bei Klinger „Jesus und Psyche" geschaffen. Hier versucht er den Eindruck der zukunftbedeutenden Kunst Klingers auf seine Seele durch eine Reihe von phantastisch-mystischen Bildern und Vorgängen zu versinnbildlichen. Man kann nicht leugnen, daß er dabei mit Geschick als Rivale des bildenden Künstlers auftritt; aber was dieser in einzelnen Gestalten ausdrücken und festhalten muß, löst der Dichter zu einzelnen Rätselvorgängen auf. Bleibt auch manches dunkel, die Kraft des Dichters ist nicht zu verkennen, indem er nach einem neuen Ausdruck seiner ganz persönlichen Gefühle ringt.

Was nur in seiner Seele vorgeht, das sucht er mit den Mitteln der Lyrik auf andere zu übertragen, dabei aber nicht auf das Verständnis, sondern auf das Gefühl zu wirken. Nachfühlen sollen wir ihm, was er selbst fühlte, da er in Klingers Atelier eintrat; aber seine Gefühle sind ganz individuell, seine Gedichte darum „keine Abhandlungen", sondern „Seelenwandlungen", wie es im Zuruf an den „Verehrter Leser" (S. 30) heißt. Dieses Besondere seines Fühlens beschreibt er nicht, er giebt keine Analysen, keine Erläuterungen und Reflexionen, sondern — ich möchte sagen, Projektionen seines Innern. Da reichen nun die bisherigen Mittel der Lyrik nicht aus, so daß er genötigt ist, neue Mittel zu wählen, an die sich der Leser auch erst gewöhnen muß. Nun bildet aber einen wichtigen Faktor bei jedem ästhetischen Genuß die Gewohnheit oder die Übung, und nur allmählich wachsen die Aufnehmenden in die Kunstmittel hinein, die von den Schaffenden zum Ausdruck ihres mächtig erregten Innern ausgebildet werden. Die Schaffenden sind den Genießenden immer voran; je kräftiger eine Zeit, desto rascher eilen die Schaffenden voraus, desto schwieriger wird es ihnen, sich der geläufigen Mittel zu bedienen, weil der neue Wein sich in die alten Schläuche nicht mehr füllen lassen will, desto mehr erscheinen sie also als Neuerer. Das war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Fall, da Klopstock mit seiner Lyrik hervortrat; damals hielten es selbst Freunde und Verehrer des Dichters für notwendig, seine „dunkeln" Gedichte

dem größeren Publikum nahe zu rücken, indem sie die ungewohnten Oden in die geläufigen Formen umgossen und so unwillkürlich Parodien zustande brachten. Auch in Goethes Jugendlyrik fand sich das Publikum nicht sofort zurecht, über Schillers „Lied von der Glocke" spotteten die Romantiker, deren Ausdrucksmittel wieder anderen wirkungslos erschienen. Und wie ging es mit der Musik Richard Wagners, wie wurde sie verhöhnt, mißverstanden, als ganz unmöglicher Ausdruck zurückgewiesen — und wie ist doch allmählich das Publikum in die anfangs so fremdartigen Formen hineingewachsen!

Das ganze Rätsel liegt eben darin, ob hinter der Neuerung eine starke Persönlichkeit steht oder nicht, ob ihr jene zwingende Gewalt eigen ist, die schließlich alles mitreißt und in ihren Bann zwingt. Es ist schwer zu beurteilen, ob Richard Dehmel eine solche Persönlichkeit sein wird, denn bisher hat er wohl seinen suggestiven Einfluß auf eine Gruppe von Schaffenden ausgeübt, die Aufnehmenden, Genießenden aber noch nicht gewonnen. Freilich läßt sich die Wirkung der intimsten Kunst, das ist die Lyrik, nicht so leicht aufzeigen, wie die Verbreitung des Geschmacks an Neuerungen der anderen Künste.

Wenn man genau zusieht, so schwebt Dehmel — nicht verstandes-, sondern instinktmäßig — eine Synthese von Gefühls- und Gedankenlyrik vor; beide Möglichkeiten, die inneren Vorgänge zu gestalten, haben ihre Vorzüge; die Vorzüge beider zu vereinigen, das strebt Dehmel an. Das ewige Ineinanderspielen von Gefühlen und Gedanken, das rätselhafte Aufblitzen des Gedankens aus dem Gefühl, das nicht minder rätselhafte Erzeugen des Gefühls durch den Gedanken, das ganze reichflutende Leben in der Seele des Menschen möchte Dehmel festhalten, so getreu als nur möglich. Er will uns ein Bild dieses inneren Erlebens vorführen, nicht das Bild eines Zustands, sondern eines Prozesses, eines fortwährenden Auf- und Abwogens, einer niemals rastenden Thätigkeit, deren Reichtum der Dichter in aller Seligkeit erfaßt und darum beseligend auf andere übertragen möchte. Das aber will er nicht durch den schweren Stoff erreichen, „es gilt den Stoff zu überwinden", nein, durch das Leichteste, rasch Verhuschende, keinen Augenblick Rastende. Er will eine Ahnung des Flüchtigen und doch so Mächtigen, das seine Seele bis ins Tiefste aufwühlt, auch in der Seele des Lesers erzeugen, sie erfüllen mit der ganzen Spannkraft seines Ichs. Deshalb horcht sein erstauntes Ohr in seine tiefste Seelenstille hinab, um aussprechen zu können, was er dort erlebte.

Dabei verfährt er nun nach mannigfacher Weise, wie es dem Suchenden geziemt. In den „Erlösungen" können wir den Weg verfolgen, den seine Muse gewandelt ist; er führte vom Gewohnten über das Alter-

tümelnde zum Neuen, von der Zeichnung des erregenden Äußeren zum Aussprechen des Inneren. Dazwischen liegt Traum und Allegorie. Zuerst trieb ihn ein dunkler Drang, in ihm schrie und stöhnte es dem Licht entgegen, deshalb war sein bewußtes Streben darauf gerichtet, sich von der Mittelstraße zu entfernen, sich zu unterscheiden. Der alte Heiland der Menge starb, nach dem neuen Heiland sucht der Dichter. Sein Blut rollt unbändiger durch die Adern, siedet und glüht, wie sollte das ihm genügen, was die andern befriedigt. Und so schreitet er dahin, ziellos im Anfang, fort ins Leere, und es lockt ihn weiter, denn dort in der Ferne sieht er die Sonne tagen. Das scheinen die psychologischen Motive seines bisherigen Wirkens zu sein, das mehr in die Tiefe als in die Breite geht.

Bisher hat übrigens Dehmel meines Erachtens die bedeutendsten Wirkungen dort erreicht, wo er sie mit den Mitteln unsrer volkstümlichen Lyrik anstrebte; wie köstlich ist sein „Käferlied", das aus des Knaben Wunderhorn zu stammen scheint, wie frisch klingt das „Wiegenlied" für seinen Jungen, wie prächtig ist der Ton des Kinderliedes getroffen in mehreren Stücken von „Weib und Welt" (S. 14 f., 36, 37, 87 f.). Auch hier läßt sich eine gewisse Entwickelung nicht verkennen. Dehmel beginnt mit der Nachbildung in der Weise des Volkslieds und gelangt zur selbständigen Aussprache des Individuellen; er hebt an mit einem allgemeinen Umriß und versteht es zum Schlusse, durch das einfache Aussprechen der Seelenregungen ein lebhaftes Bild der sprechenden Personen hinzustellen.

Das dürfte nicht bloß ein Gewinn seines allmählichen Reifens, sondern auch ein Resultat seines Arbeitens an sich selbst, seines nicht rastenden Ringens mit der Poesie sein. Wenn man die verschiedenen Gedichte vergleicht, die Dehmel aus früheren Sammlungen in die späteren aufnahm, so sieht man überall sehr starke Retouchen im einzelnen, vor allem ein Streben nach plastischem Ausdruck, ein Vermeiden des Unklaren, ein Suchen nach dem bezeichnendsten Wort. „Begegnung" („Weib und Welt", S. 19 f.) stand als „Die Begegnung" schon in den „Erlösungen" (S. 98 f.); gleich der neue Titel zeigt eine glückliche Veränderung, dann aber gelingen Verbesserungen, die man mit dem Malerausdruck „Aufsetzen von Lichtern" bezeichnen könnte. Früher verschwand das Mädchen im dichten Gewühl der „silbergrauen Fichten", jetzt sind die Fichten „silbergrün", wodurch eine Farbennuance glücklich hervorgehoben ist; früher spielte die Begegnung im Sonnenschein „beim Ährenfeld", jetzt ist sinnlicher ein „Roggenfeld" daraus geworden. Früher „füllte" ein Erglühn dem Mädchen die jungen Schläfen, jetzt heißt es „beschlich"; da: „so bangend schautest du mich an — so furchtsam fast zurück nach mir", daraus wird jetzt viel wirkungsvoller: „so bang, so schwer sahst du mich an, so fast voll Angst zurück nach mir". Durch

das Häufen der einsilbigen Wörter wird deutlich das Ruckweise, Schüchtern-Zaghafte des Blickes dargestellt. Dehmel führt bei der Überarbeitung eine Stelle mit voller Berechtigung aus der logischen, also gedankenmäßigen Hypotaxe in die lyrische, gefühlsmäßigere Parataxe: „So sah ich dich, du knospend Kind, erglühn, da wir im Walde trafen uns allein", hieß es zuerst, hart in der Wortstellung, hart im Klang („knospend Kind"); nun lauten die Verse: „So sah ich dich, du knospiges Kind, erglühn, gestern im Feld am stillen Fichtenhain", wobei freilich das „knospige" Kind noch nicht den Sinn vollständig wiedergiebt; Dehmel will das Kind als Knospe darstellen, nicht als knospenvoll — das heißt knospig — sonst aber ist die Umgestaltung sehr zu rühmen. Das ließe sich noch durch zahlreiche Proben darthun, sowohl aus dem Gedicht „Begegnung", als aus anderen, aber hier kommt es nur auf Andeutung des Vorgehens an, nicht auf eine philologische Darlegung.

Gerade Dehmel mußte sich um solche Dinge bemühen, da seine Vorstellungen immer mehr ins Dunkle drangen, da er die rätselhaften Verknüpfungen von Anschauungsreihen im Traum, in Visionen und Phantasien zu gestalten suchte und durch den sinnfälligsten Ausdruck wenigstens einigermaßen das Aufnehmen erleichtern mußte. Je schwerer es wird, ihm zu folgen, desto mehr mußte sein Streben dahin gehen, wenigstens im einzelnen volle Klarheit und Plastik zu gewinnen. Das ist ihm freilich noch nicht ausnahmslos gelungen, es bleibt manches fremdartig, sogar verletzend, in manche seiner Vorstellungen vermag man sich nur sehr allmählich hineinzufinden.

Daran trägt wohl auch schuld, daß er Tiefen der Menschenseele auszuspähen sucht, die bisher verborgen geblieben waren und in ihrer entsetzlichen Wahrheit zuerst abstoßend wirken. Am deutlichsten wird dies wohl jeder Leser fühlen bei dem Monolog „Der gesunde Mann" („Lebensblätter", S. 43). Dehmel will uns das Besondere des Falles naherücken: ein gesunder Mann, der an eine kranke Frau gebunden ist; was wird in ihm vorgehen? Der Dichter will nun weder die Situation beschreiben, noch die inneren Regungen erklären, er möchte hier im kleinen „eine Erscheinung als lebendige Einheit, als Organismus erfassen" („Lebensblätter", S. 25) und durch das bezeichnende Wort, das er ihr in den Mund legt, sie lebendig machen. Hebbel hat einmal in seinen „Tagebüchern", dieser unerschöpflichen Fundgrube psychologischer Beobachtungen, folgende Thatsache festgehalten (I, S. 120): „Oft schon erzählte ich Geschichten von Menschen, die nie vorgefallen sind, legte ihnen Redensarten unter, die sie nie gebrauchten u. s. w. Dies geschieht aber nicht aus Bosheit oder aus schnöder Lust an der Lüge. Es ist vielmehr eine Äußerung meines dichterischen Vermögens; wenn ich

von Leuten spreche, die ich kenne, besonders dann, wenn ich sie anderen bekannt machen will, geht in mir derselbe Prozeß vor, wie wenn ich auf dem Papier Charaktere darstelle; es fallen mir Worte ein, die das Innerste solcher Personen bezeichnen — („aussprechen", müßte Hebbel wissenschaftlich sagen) — und an diese Worte schließt sich dann auf die natürlichste Weise sogleich eine Geschichte. So erzählte ich meinem Freunde einst: S. in W. (Wesselburen), ein sinnlicher, fast liederlicher Mensch, der während einer Todkrankheit seiner Frau seine Magd beschlief, habe, von mir befragt, wie er dies zu einer solchen Zeit doch habe thun können, geantwortet: eben, weil sie krank war. Er hat nie dergleichen gesagt, doch, wer ihn kennt, wird mir zugeben, daß schwerlich etwas Erschöpfenderes über ihn gesagt werden könnte."

Wenn man nun Dehmels „gesunden Mann" sprechen hört, so entnimmt man die ganz gleiche Methode des Gestaltens wie bei Hebbel. Dehmel legt dem Manne das charakterisierende Wort in den Mund, er will ihn möglichst klar hinstellen, ohne doch selbst zur Aufklärung etwas anderes beizutragen als den Titel, der freilich nach einem Vorgang in „Lyrik und Lyriker" (S. 504 f.) erläuternd genannt werden muß, weil er zum Verständnis unumgänglich nötig ist. Bei diesem Gedichte Dehmels stößt uns das Motiv ab, es holt aus der Tiefe der Menschenseele das Grause, Grausame, trotzdem können wir uns der Kraft dieser ganz dramatischen Charakteristik nicht entziehen.

Der Dichter erzählt nicht, er klärt nicht auf, er beschreibt nicht, seine Darstellung ist schlechthin darstellend, dramatisch wenn man will, aber doch eigentlich auch echt lyrisch. Dehmel gelang es schon ein paarmal, sich dieser seltenen Darstellungsart, über die ich in dem ebengenannten Werke (S. 519 ff.) ausführlich gehandelt habe, zu bedienen. Wo er nicht, wie hier, durch das Motiv die Wirkung schädigt, dankt er ihr den vollsten Erfolg. Aber auch dort, wo Dehmel die anderen Darstellungsweisen gebraucht, ergreift er am tiefsten, wenn er die faßbaren Anschauungen vermittelt, so in dem Scheindialog „Der Arbeitsmann" („Weib und Welt", S. 124 f.), besonders in „Vierter Klasse", das er aus den „Erlösungen" (S. 191 ff.), trefflich überarbeitet, in die „Lebensblätter (S. 81 ff.) aufgenommen hat.

Auch die Natur bot Dehmel Motive, deren sich jeder Dichter rühmen dürfte. Seine Wandlung vollzieht sich auf diesem Gebiete freilich so, vom allgemeinen zum besonderen, daß Dehmel immer mehr das Absonderliche, gewisse Kontraste, Farbeneffekte, dunkle, schwer faßbare Stimmungen festhält, wohl auch allegorisch auffaßt. Die Form wird ganz einfach, die Anschauung, das Motiv dagegen rätselhaft. Man vergleiche die beiden Gedichte „Abendgang" in den „Erlösungen" (S. 68) und „Stiller Gang" in „Weib und

Welt" (S. 41) oder noch besser aus jener Sammlung „Kahnfahrt" (S. 68) und aus dieser „Der Fluß" (S. 127), und man wird sehen, wie Dehmels Entwickelung sich vollzieht. Man könnte noch „Zuflucht" dort (S. 13) und „Ernte" hier (S. 40) nebeneinander stellen, um zu zeigen, daß der Dichter stets vom Gewohnten, mehr der Tradition Folgenden zum Ungewohnten, manchmal sogar zum Gesuchten weiterschreitet. Das aber thut er, weil alles Mystische den größten Reiz für ihn erlangt.

Damit stehen wir aber wohl bei jenem Punkte, der jetzt — wir sprechen ja von einem energisch vorwärts hastenden Dichter — das Urteil über ihn wesentlich bestimmt. Hier trennen sich die Wege; auf dem einen finden wir Dehmels begeisterte Anhänger und blinde Nachahmer, auf dem andern wohl eine Mehrzahl der Leser. Nichts freilich ist leichter, als mit einigen Phrasen und banalen Witzen, wie in einem neueren Werke geschieht, über diese Seite der Dehmel'schen Lyrik herzufallen und hinter einem lauten Absprechen seine Urteilslosigkeit, vielleicht auch seine Unkenntnis zu verbergen. Auf jeden von uns wirkt das Mystische lockend, reizend, quälend oder wohlig, je nachdem wir mehr auf das Rätselhafte, Unerklärliche oder auf das Ahnungsvolle, Tiefe zu achten vermögen. Je mehr wir in die Erscheinungen dringen, desto dunklere Abgründe scheinen uns geöffnet, desto geheimnisvoller blicken sie uns an. Nur ein ganz nüchterner Gesell wird sich des Schauers völlig erwehren können, der uns mitunter erfaßt. Thöricht wäre es daher, dem Dichter ein Verwerten dieser Thatsache versagen zu wollen. Er darf nicht an der Oberfläche haften, ihm müssen die Dinge ihres Wesens Kern verkünden; schärfer, durchdringender muß sein Auge sein. Wenn er nicht kräftiger fühlte als wir anderen, wenn sich ihm nicht, dem Ahnungsvollen, der Schleier weiter lüftete, als den übrigen, dann brauchten wir ihn nicht, denn der Dichter, wie jeder Künstler, hat die herrliche Aufgabe, uns die Augen zu öffnen für das, was uns sonst verschlossen bliebe, uns Kräfte, Geheimnisse der Dinge und Menschen zu verraten, die er mit seinen feineren Nerven gefühlt hat.

Warum soll aber der Dichter durch seine Verse nicht auch den Eindruck der rätselhaft lockenden Tiefe hervorrufen dürfen, die ihn selbst mit ihrem ganzen Zauber erfüllt hat. Es wird wohl nur darum sich handeln, ob ihm genügende Kraft innewohnt, uns in die mystische Atmosphäre zu versetzen und uns mit jenen Ahnungen zu erfüllen, die sich seiner bemächtigt haben. „Nur" („Aber die Liebe", Seite 113), „Rückkehr" (Seite 164 f.) scheinen mir solche Gedichte voll nicht ganz faßbarem, aber ahnungsreichem Zauber. Dabei bleibt Dehmel aber nicht stehen. Er will das Rätselhafte klar machen, indem er es in Allegorien einhüllt, die nun wieder nicht vom Verstande, sondern vom Gefühl aufgenommen werden sollen. Und darin

liegt ein Widerspruch. Die Allegorie, die gegenwärtig trotz Lessing so keck ihr Haupt erhebt, wendet sich immer an den Verstand und giebt ihm etwas aufzuknacken. Sie ist selber ein Rätsel, darum kaum befähigt, einem Rätselhaften zur Einkleidung zu dienen. Mag dies jetzt auch wieder modern sein, verkehrt bleibt es doch.

Dehmel kennt aber noch andere Mittel; so nimmt er den Mythus zu Hilfe, um durch ihn das Dunkle klar zu machen. Seine Kulturlegende „Das Urteil des Paris" („Erlösungen", S. 166—175, überarbeitet „Aber die Liebe", S. 193—201) nimmt zwar die Gestalten aus der antiken Sage, doch wird Paris der Jüngling schlechthin, den nicht Reichtum und Macht (Hera), eher Ruhm und Weisheit (Athene), ganz sicher aber die Liebe zu gewinnen vermag (Aphrodite). Hier deutet Dehmel also die Gestalten des Mythus allegorisch aus und gewinnt ihnen eine neue Wirkung ab. Noch ergreifender wird „Der befreite Prometheus" („Erlösungen", S. 161—166) zu einem Bilde des Menschentreibens, an dem ein Beobachter verzweifeln müßte, wenn nicht die Menschenliebe wäre. Auch in seinen „Verwandlungen der Venus" („Aber die Liebe", S. 202 ff., einzelne schon in den „Erlösungen", dazu nun „Weib und Welt", S. 119, „Venus Consolatrix"), die freilich sehr ungleich geraten sind, verwertet Dehmel die antiken Vorstellungen ganz modern, ernst oder satirisch („Venus Pandemos"), allgemein oder persönlich (so in dem besten, obwohl nicht schlackenfreien Liede „Venus Adultera"). Dabei fällt aber eines auf: Dehmel stellt in eine Linie mit dem antiken Mythus den christlichen, der nicht nur für viele ein Gegenstand heiliger Scheu ist, sondern für die meisten infolge der Erziehung einen Gefühlswert hat. Für Dehmel bildet die christliche Mythe, weil er Schönheit und Lebensgefühl für das Erstrebenswürdige hält, vielfach einen Gegensatz zum Antiken, so daß er es nicht immer geschmackvoll damit kontrastiert und durch willkürliches Ausdeuten, Umbilden und Allegorisieren zu parodieren scheint. Dehmel glaubt wohl das gleiche Recht den christlichen wie den heidnischen Vorstellungen gegenüber zu haben, und an sich ist das gewiß zuzugeben. Ich stehe durchaus nicht auf einem konfessionellen Standpunkt, wenn ich trotzdem diese Dichtungen Dehmels als künstlerisch verfehlt ansehe. Der für jeden ästhetischen Eindruck so wesentliche assoziative Faktor wird von Dehmel unbewußt oder mit Absicht vernachlässigt, und das rächt sich künstlerisch, nicht religiös. Dehmel hat ja durch andere Gedichte bewiesen, daß er den ganzen Tiefsinn biblischer Scenen zu erfassen versteht, darum wird niemand an seiner bona fides zweifeln.

Es rächt sich eben an dem Gedichte, daß Dehmels Prinzip ihm kein Halt! zuruft, sondern ihn nötigt, als ein umgekehrter Euphorion zu sagen: „Immer tiefer muß ich steigen, immer näher muß ich schaun." Er schreckt

vor keiner Kühnheit zurück, er bebt vor keinem Abgrund, er wagt es auch in der Liebe, alles zu ergründen, selbst über die Grenze zu schreiten, wenn sich ihm dadurch eine neue Seite der Menschenseele enthüllt. Wir können zwar auch ihn, „wie er strebt, begreifen“, aber wir vermögen ihm nicht immer zu folgen.

Vielleicht ist es anderen wie mir ergangen. Was ich zuerst von Dehmels Gedichten einzeln kennen lernte, beschäftigte mich, ließ aber keinen einheitlichen Eindruck in mir zurück, sondern eher eine gewisse Unruhe. Als ich mich dann eingehender mit ihm zu beschäftigen begann, mußte ich mir anfangs einigermaßen Zwang anthun; ich kam nur schwer, mit Stocken und in Pausen, seinem Wesen näher. Dann aber imponierte mir die Kraft, die entschiedene Persönlichkeit immer mehr, ich erkannte selbst in den Verzerrungen das Bedeutende eines mit sich Ringenden, der aber noch nicht zu einem Abschlusse gelangt ist. Der Lärm einer verehrenden Gefolgschaft verwirrte mir den Kopf nicht; durch die Weihrauchdämpfe, die Dehmels Gestalt qualmig und betäubend umwallen, scheint mir übrigens der Dichter selbst keineswegs angegriffen zu sein. Er geht seinen Weg, ohne sich durch die Genossen treiben, oder durch die Gegner hindern zu lassen. Das däucht mir neben der steten Arbeit an sich selbst ein Beweis, daß Dehmel wirklich nach „Selbstzucht“ strebt. Freilich hat dieses Wort einen Doppelsinn. Gewiß wird Dehmel immer mehr sein Selbst auszubilden suchen, sich aber hoffentlich auch immer mehr in die Zügel nehmen und sich von dem üppig wuchernden Unkraut befreien, das seine Dichtung vielfach noch verdeckt. Leben pulsiert in Dehmels Adern, schäumend, überschäumend, oft ohne Maß und Ziel. Vorwärtsstreben weitet seine Seele, „eigenster Gesang“ ist sein Ziel. Noch müht er sich in den Niederungen, wenn auch sein Blick nach oben gerichtet ist, noch verwirrt ihm vielfach die Theorie seine scharfen Sinne, blendet ihn das Licht; vielleicht wird er einstens zur Sonne mit offenen Augen aufschauen können, sich zur Befriedigung, uns zur Freude!

Ich halte Dehmel für einen jener deutschen Dichter der Gegenwart, die an der Bildung einer neuen Dichtersprache zum Ausdruck einer neuen Weltanschauung arbeiten, wie einstens Klopstock. Freilich hat nicht Klopstock, sondern erst Goethe die reife Frucht gepflückt.*)

*) Dieser Aufsatz wurde am 11. Februar abgeschlossen und der Redaktion übersandt, deshalb konnte die zweite Auflage der „Erlösungen“ (Berlin, 1898, Schuster u. Loeffler) noch nicht berücksichtigt werden.



Wie man ein Theater ruiniert.

Von Edwin Neruda.

(Berlin.)

Daß Herr Direktor Prasch sein „Berliner Theater im Westen" mit einem nicht unbedeutenden Defizit geschlossen hat, ist kein Geheimnis mehr. Die Thatsache ist an sich vielleicht bedauerlich. Unbillig und lächerlich aber erscheint es mir, sie, wie gewisse einseitig-verbissene Kritikaster wollen, einzig und allein auf unser theatermüdes, indolentes und kunstinteresseloses Publikum zurückzuführen, statt sie vielmehr als eine naturgemäße Folge der beinahe in jeder Hinsicht mangelhaften Leistungen der Charlottenburger Bühne hinzustellen und somit anzuerkennen, daß unser sonst so beschränktes und urteilsunfähiges Publikum in diesem Falle wenigstens durch sein Fernbleiben ein durchaus gerechtfertigtes Verdammungsvotum abgegeben hat.

Wenn einerseits freilich der Wagemut, mit dem Herr Prasch die Bühne in der Kantstraße, über der der Pleitegeier wie ein düsteres, unheildrohendes Verhängnis schwebte, übernahm, zu bewundern war, die Unerschrockenheit, mit der er das „Vestigia me terrent" achtlos in den Wind schlug und sich in die Höhle des Verderbens wagte, so erscheint andererseits wiederum gerade diese, von naivem, durchaus unbegründetem Selbstvertrauen diktierte Handlungsweise, sich für ein in jeder Beziehung unsicheres, schwankendes Unternehmen zu engagieren, ohne imstande zu sein, Gutes, Neues und Eigenartiges zu bieten, unbegreiflich und in höchstem Maße tadelnswert. Wie an Lautenburg, an Blumenthal, so rächte sich auch an Prasch der Fluch der Doppeldirektion. Ich sehe dabei augenblicklich ab von den meist unzulänglichen, oft jammerhaften Darbietungen des Goethetheaters. (Soviel Ironie hätte ich Herrn Prasch übrigens eigentlich kaum zugetraut.) Auch die Vorstellungen in der Mutterbühne, dem „Berliner Theater", das in früherer Zeit, wenn auch nie Glänzendes, so doch immerhin Annehmbares, z. T. sogar Gutes geleistet hat, begannen unter überstürzten Vorbereitungen, unter dem Mangel einer konzentrierten, einheitlichen Leitung in bedenklicher Weise zu leiden. Es muß genügen, auf einige scenische Verstöße gelegentlich der Einstudierung von Shakespeares „Wintermärchen" hinzuweisen, die, einzeln betrachtet, nicht eben belangvoll scheinen, im ganzen genommen, aber doch, weil sie typisch sind, eine Unsumme von oberflächlicher Verständnislosigkeit und Unbildung dokumentieren.

Der Zeitpunkt des Shakespeare'schen Schauspiels ist durch den Umstand gegeben, daß Leontes in bedeutungsvoller Angelegenheit das

delphische Apollonorakel um entscheidenden Rat bittet, in einer Epoche mithin, da noch die hellenisch-heidnische Weltanschauung blühte und herrschte; denn ihr Verfall mußte auch notwendig die Stellung des Orakels zu einer illusorischen machen. Statt sich nun, wie es doch gerechtfertigterweise zu verlangen wäre, in den Geist und das Wesen der Dichtung zu versenken, aus ihnen die für die Inscenierung maßgebenden Daten zusammenzustellen und so eine künstlerische Einheit zu schaffen, kompromittiert sich die Regie des „Berliner Theaters“ durch sinn- und geschmacklose Stilwidrigkeiten, indem sie den königlichen Palastraum mit einem Männerbildnis in der Hoftracht des sechzehnten Jahrhunderts (mit Sammetüberwurf und sogen. Stuartkrause!!) schmückt und Hirten und Landmädchen in dem schreiend bunten Kostüm der italienischen Oper à la Fra Diavolo und Don Juan auftreten läßt.*) Sollte der Regie etwa unbekannt sein, daß ein Werk wie die Weiß'sche „Kostümkunde“ über alle einschlägigen Fragen in ergiebigster Weise Auskunft erteilt?

Und wenn weiter Mamillius, dem Leontes sagt: „Man meint, du sähest mir ähnlich“, in allem und jedem das Gegenteil zu seinem Vater ist, so muß das als ein weiteres Belastungsmoment (so unbedeutend es an sich auch erscheinen mag) gegen die verlotterte shakespeare-unreife Regie jener Bühne vermerkt werden.

Doch nun zum Goethetheater, dem es in keiner Weise, weder in litterarischer Hinsicht noch in Bezug auf die Darstellung, gelungen ist, den Beweis seiner künstlerischen Daseinsberechtigung zu erbringen.

Bei der Gestaltung des Repertoires können bekanntlich drei verschiedene Gesichtspunkte bestimmend und ausschlaggebend sein. Entweder pflegt man das überkommene Gute, seiner Wirksamkeit und dramatischen Lebensfähigkeit nach Erprobte und gemeinhin „klassisch“ Genannte, oder man konzentriert sich auf die zeitgenössische Produktion, oder aber man sucht den Schöpfungen aller Zeiten, der grauen Vergangenheit wie der grünenden, sprossenden Gegenwart, in gleicher Weise gerecht zu werden, um einen möglichst vielgestaltigen, abwechslungsreichen Spielplan zu erzielen. Für den letzten Modus entschied sich Herr Prasch.

Die weitaus größte Mehrzahl der im Goethetheater zur Aufführung

*) Man könnte mir da freilich einwenden, daß das Gesamtkolorit des Stückes ein märchenhaft-verschwommenes, nebulös-unbestimmtes, oft geradezu widerspruchsvolles sei. — Der positiven Angaben finden sich indessen doch zu viele, als daß sie dem liebevollen, scharfsichtigen Beobachter und Nachspürer entgehen könnten. Im übrigen war ja historische Treue die Sache Shakespeares bekanntlich nicht, und kein Vernünftiger wird verlangen, daß etwa der „Julius Cäsar“ im mittelalterlichen Kostüm gespielt werde, weil in ihm die Uhr schlägt und von „Alchemie“ die Rede ist.

gelangten, einer vorsintflutlichen Litteraturepoche angehörigen Novitäten (?) durfte auf ernsthafte Beachtung kaum Anspruch erheben. Wieviel erschreckende, starrende Öde und Leere gab es da! Eine anekdotisch-aufgeputzte, mit märkisch-preußischen Patriotismen verbrämte Armseligkeit Wicherts, die eine unsäglich-platte, alltägliche Mordsgeschichte mit viel Behagen und — ach! so wenig Geist breit tritt; eine mißglückte Arbeit F. v. Schönthans, eines Schriftstellers, in dessen Stücken man einzig und allein die Kunst zu bewundern Gelegenheit hat, mit der alles irgendwie nach Esprit Schmeckende geflissentlich umgangen und vermieden wird; ein im Pompstil der sogen. „Großen Oper“ geschriebenes historisches Schauspiel mit obligatem Waffenlärm und Volksgemurmel, das nach vier Aufführungen sich stillschweigend vom Spielplan empfahl; endlich eine dilettantenhafte, makulaturverstaubte Birchpfeifferei von Sabinus! Eklatanter konnte die dramaturgische Leitung des Goethetheaters ihre gänzliche Litteraturunmündigkeit nicht beweisen. Kaum eine Arbeit von dichterischem Eigengepräge, von überzeugender künstlerischer Potenz ging über die Charlottenburger Filialbühne des Herrn Prasch. Eine schale und sentimentale Verlogenheit wie Ohnets „Hüttenbesitzer“ dagegen, die unverwüstliche, lediglich auf rohen Sensationseffekten beruhende „officielle Frau“ und einige andere, litterarische Minuswerte repräsentierende Kassenschmarren hatten die höchsten Aufführungsrekords zu verzeichnen.

Ein treffliches Seitenstück zu dem litterarischen Unwert der Goethetheaternovitäten bildeten Darstellung, Ausstattung und Regie besonders der klassischen Stücke, die oft auf einem geradezu jammerhaften, provinztheaterunwürdigen Niveau standen. Eine so unzulängliche, nahezu an Parodie streifende Aufführung, wie die jüngst stattgehabte von „Maria Stuart“, würde das Publikum des Herrn Samst, eines kleinen Vorstadttheaterdirektors im Norden Berlins, mit Entrüstung zurückgewiesen haben. In eine nicht viel höhere Rubrik ist die Aufführung von „Hero und Leander“ einzureihen. Die geradsinnige, von latenter, mählich sich entfaltender, wachsender Sinnlichkeit erfüllte naturkindliche Zurückhaltung und Schüchternheit des Leander glaubt da irgend ein hergelaufener Bühnenkuli durch ein lächerlich-plumpes, tölpelhaftes Gebahren zu interpretieren; und daß die klangstolze Verssprache Grillparzers in dem Munde des jüdelnden Herrn Löwe gewönne, vermöchte ich auch nicht eben zu behaupten. Wie kraß trat weiterhin die verständnislose Impotenz der Darstellung zu Tage in Schnitzlers geistreicher Frechheit „Abschiedssouper“. Und gerade die Wiedergabe der delikaten „Anatolscene“ verlangt doch „Grazie, Stimmung und Parfüm“. . . . . .

Für die haarsträubende, unfähige Nachlässigkeit der Regie nur einige

willkürlich aus der Fülle des Materials herausgegriffene Beispiele, die keines Kommentars bedürfen:

In „Kabale und Liebe" heißt es von Luise, sie sei das Prachtexemplar eines Blondkopfes. Das Kopfhaar der Darstellerin (eines Frl. B.) ergänzt nun aber in ebenholzigem, tiefsten — Beinschwarz, ohne daß die Regie es für nötig befunden hätte, die fragliche Stelle abzuändern. (Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß dieser Gallimathias, dem alten Satze gemäß, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt sei, schallendes Gelächter erregte!!) — Leander schwimmt im Goethetheater von Abydos nach Sestos, ohne auch nur ein Tröpfchen Wasser anzusetzen, was auf die Illusion ebenso störend einwirkt, wie der meterlange, klaffende Riß, der dieses sonderbare „Meer" in der Mitte zerteilt. — Einen Salon in dem erzkatholischen Wien (gelegentlich einer Aufführung von Schnitzlers „Liebelei") mit einem verstaubten — Lutherbildnis zu schmücken, ist auch gerade kein Genieblitz.

Das Sündenregister der Goethetheaterregie ließ sich auf diese Weise leicht mit Grazie bis ins Unendliche fortsetzen . . . . . .

Herr Prasch besaß übrigens, und das muß rühmend anerkannt werden, zu viel praktische Einsicht, um nicht zu erkennen, daß es seinem Appendix im Westen bei dem verschwindend wenig Guten (hierzu rechne ich u. a. die Aufführung „Mein Leopold"), das es bot, selbst auf die Dauer einer Spielzeit an Lebensfähigkeit ermangeln würde. Da mußte für einige einnahmeversprechende stars Sorge getragen werden. Er fand sie zunächst in den Herren Kadelburg, der sein sattsam bekanntes, verblödetes und verblödendes Gastspielrepertoire abwalzte, und Georg Engels, dem Allbeliebten, Vielgefeierten; des weiteren in der Wiener Hofburgschauspielerin Adele Sandrock, die an künstlerischer Bedeutsamkeit die jammerhafte Stammelei ihrer Umgebung überragte, wie die Edeltanne der Hochlande das verkrüppelte Knieholz einer verödeten Sandwüste.

So verdienstlich die Thatsache sein mag, daß Herr Prasch interessanten Menschendarstellern wie Engels und der Sandrock sein Theater zur Verfügung stellt, sie vermag an dem Gesamtergebnis doch nur wenig oder nichts zu ändern; und das ist eine trostlose Null.



Deutsche Lyrik.

Sonett.

Denkst du daran? — Es war zur Mittagsstunde,
Die Lande lagen regungslos und bange,
Die Stille wogte wie von Glockenklange,
Starr golden stand das Korn in weiter Runde.

Denkst du daran? — Es war zur Mittagsstunde,
Am Waldrand saßen still wir Wang' an Wange,
Das Schweigen klang in mir mit dunklem Drange,
Du schautest stillverträumt hinab zum Grunde.

Da sprach ich von dem Gift der Herbstzeitlosen,
Vom falschen Mohn, der immer noch gelogen,
Und von den schönen schlanken gelben Rosen.

Und du verstandest mich. — Die Zeit verrann;
Sacht ging durch's Korn ein leises goldnes Wogen —
Du schautest auf und sahst mich lächelnd an.

Stuttgart. Karl Gustav Vollmoeller.

Ich liebe dich nicht mehr.

Komm, gieb die Hand, hier, auf mein klopfend Herz,
Wo jeder Schlag ein banger Schrei nach dir, hier leg sie hin.
Nun sag es noch einmal: „Ich liebe dich nicht mehr!"
Sieh, deine Zunge stockt, dein Blick irrt scheu vorbei
An meinem Auge — deine Lippe zittert — und doch —
Willst du mich lassen — mich! — es kann nicht sein!
Das war ein Traum? das, was mich so entzückte,
Was meinem Leben Weihe gab, zum Gott mich hob,
Das, Weib, ein Traum, wo deine Lippe bebend
Und stammelnd an meiner hing! das, sagst du, war ein Traum?
So geh! — und keinen Laut, nicht hören will ich
Der holden Stimme Klang, die mich bethört.
Und keinen Blick! geh, wende dich, du liebst mich ja nicht mehr,
Geh deine Bahn! — Sie geht! — mein Glück geht so von mir!

Bremerhaven. Anni Diederichsen.

Galathee.

Es schreien die Freunde Zeter und Weh:
„Laß von ihr! Sie hat keine Seele!“
Ach, seelenlos war ja auch Galathee
Und doch von Leib ohn' Fehle,
Doch lockte der Künstler den Liebesbronn
Aus den marmor'nen Augenhöhlen —
Laß mich, den entzückten Pygmalion,
Tot-lebendes Lieb, dich beseelen!

Nun hat meines Flehens Meißelschlag
Dir Glut in die Glieder gegossen.
Du neigst dich herab, wie ein Maientag,
Von rosigem Reiz umflossen —
Laß mich, der dich löste vom steinernen Lug,
Auch den kalten Busen dir füllen!
Mein Herz ist sehnsuchtschwanger genug,
In deines hinüberzuquillen!

München. Franz Held.

Gebannt!

An meinen Lippen hingst du eine ganze Nacht,
An meinem Busen hast du den seligsten Traum durchwacht,
Gefesselt lagst du, in meiner Liebe Macht,
In meines Herzens Banden — eine ganze Nacht.....
Ew'gen Gedenkens glühen Kuß haucht da ich sacht
Dir auf die stolze Stirne. — Und hast du kühn gelacht
Und frech vergang'ner Gunst gespottet — Hab' acht!
Entflöhst du vor mir ans Ende der Welt — Ich halte Wacht,
Ich bin bei dir — Ich halte dich — Mein — In meiner Macht —
Vergessen kannst du nimmer — nimmer jene Nacht.....
. . . .

New-York. Washington Baruch.

Pflicht.

Vom ewigen Licht wohl war's ein blasser Strahl,
Der sich herabverlor in meine Qual;
Vom Leben draußen ein verwehter Klang,
Der mir durch meines Kerkers Thüre drang.
Und nun — gehetzt von wirren Gespenstern —
Aus ihren toten Tiefen reckt
Sich angstvoll meine Seele auf und streckt
Gekettete Arme empor zu vergitterten Fenstern.
Und gell ein heißer, verzweifelter Schrei:
O Licht, o Licht!
Doch eine dumpfe Stimme spricht:
Vorbei!
— — — Ich weiß, mein ist der Weg der Pflicht.

Berlin. Paul Bornstein.

Wunsch.

Mit stillem Herzen möcht' ich schauen
Auf euern Kampf, auf eure Not.
Ich möchte schöne Tempel bauen
Selbstherrlich mir im Morgenrot.

Im Nebel unter mir die Auen,
Wo Sorge wütet, Schmerz und Tod!
— Ich möchte schöne Tempel bauen
Selbstherrlich mir im Morgenrot!

Abend.

Ein letzter Klang, ein letzter Duft!
Golden schimmern die Weiten.
Eine große Stille! — Heimlich schwillt
Das Meer der Ewigkeiten.

Ütersen. Paul Rüthning.

Sommer.

Von Fr. von Oppeln-Bronikowski.

(Berlin.)

Wir ritten zur Besichtigung des Schwester-Regiments über Land. Es war heute der erste, wahre Sommertag,

„Wo freilich nur bei Staub und Hitze wird
Gerungen um den Preis der Männlichkeit."

Wir sahen denn auch danach aus! Dichter Staub überdeckte die neuen Uniformen, das Sattelzeug und die Pferde, deren Nüsternhaare possierlich grau aussahen; die Gesichter der Reiter waren schnell eingebrannt, denn es war eine schwebende Hitze: erbarmungslos brannte die Sonne vom ehernen Himmel herab.

Eherner Himmel! Das sagte schon Vater Homer. Und gut traf er damit den schweren, dunkelblauen Ton des südländischen Firmaments, das sich nun auch einmal über uns wölbte.

Heilige Sonne, wie groß waren die Alten, daß sie dich einen Gott nannten! Oder geschah es aus Dankbarkeit? Zeugtest du doch die Wunder ihres Landes; über allem Lebenden spanntest du dein ehernes Zelt auf; üppig schwollen unter deinen Küssen die Fluren.

Alles Schwammige, Feuchte, Neblige sogest du herauf; auf deiner Wärme ritten die schleichenden Wolken davon — ins Nordland . . . . .

Sengend und segnend lagest du über den Menschen. Trocken und geschmeidig wurden ihre Glieder, klar und dunstfrei der Geist. Zeugende

Wärme und klärendes Licht sandtest du bis in seine Höhen hinauf; bronzene Schönheit gab er dir dankbar zurück.

Edel und fremd wie Marmor waren seine Gedanken; fremd und kalt von Form ist alles Vollkommene.

Aber inwendig glüht es von verhaltenem Feuer; das bricht flammend hervor in wolkenlosem Sturm; in geklärter Luft entlädt es sich; Kunst nennen sie's.

Frei ist alle Kraft, wie im Spiel, nicht, wie bei Bibern und Nordmännern, legt sie sich in die Häuser; nicht in Werkzeugen hat der Geist Wiege und Grab.

Die Welt ist ihnen schon vollkommen; still liegt der Mittag auf allem Leben. Ruhe künden ihm Liebe und Schönheit; ihre Wehmut klagt nur über Vergänglichkeit.

Denn nur für Stunden steht die Welt stille; bald, wenn der Gipfel erreicht ist, geht es vorwärts, abwärts — der Gipfel ist der Anfang vom Ende . . . . . Fort eilt der schaffende Lenz vom Winter, aber näher kommt ihm der Sommer; jeder Tag ist ein Schritt zum Tode; kurz ist die Ewigkeit des Vollkommenen — —

Zweige streiften mich im Reiten; ich blickte auf; einige Pappeln flogen uns im Traben vorüber, bronzefarben, bronzeförmig — der Süden war um mich.

Nie noch empfand ich ihn so lebhaft jenseits der Alpen — Ach! nicht nur die Alpen trennen uns von ihm! Ausnahmen sind es, die ihn bei uns fühlen; wer ihn lebt, ist verhaßt . . . .

Weh! Nun wird es dunkler — vorbei, mein Sonnentraum! Schleichende Wolken kriechen tückisch über die Sonne hin; ihr Licht stehlen sie fort, und wie sie ziehen, zeigt auch die Landschaft wechselnde Stimmungen — Verstimmungen . . . .

Ach! Was ist hier nicht Verstimmung, Erkältung, Schnupfen — häßlich ist's, was ich sage. Komm wieder drum, Sonne: im Meere des Lichts ertrinkt das Häßliche! Komm wieder!

Farblos und ausgeblichen bleibt ohne dich die Welt, fahl und kahl das Leben. Alles lähmt, alles ist lahm. Nichts regt an, nichts ist rege. Kalt und künstlich ist selbst der Geist, feucht und gedunsen sind die Ideale — O Nebel! O Norden!

Arme, armselige Natur, so roh und kalt, oder ätherisch und geisterhaft, vergeistigt und vergeistert, ohne festes, blühendes Fleisch — ganz wie Wagners Musik — —

Ja, sage mir nur ein Lied vom Süden, singe mir ein Sonnenlied — hast du welche — —

Ein Lied, wie jenes mexikanische Volkslied, eine Taube, wie sie den unglücklichsten Kaiser auf seinem letzten Gang umflatterte — **la paloma** ...*).

„Verteufelte Hitze!“ klang es barsch an mein Ohr. „Gut, daß wir in den Wald kommen! Da ist es wenigstens kühl!“ — Er schlug uns auch schon entgegen, der luftige, duftige Waldeshauch — alles stöhnte erleichtert auf.

> „Mich umfängt ambrosische Nacht. In duftende Kühlung
> Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein“ —

So sang ja wohl der prächtige Schiller .... Es wäre so eine Gestalt, ein Gehalt aus dem Süden — nur leider — ererbt .... Nicht heimisch hier auf deutschem Boden, wie die wackren, grauschäftigen Buchen dort — an denen ist wahrlich nichts Prächtiges! Groß und einfach sind sie; frische und gesunde Luft streicht hindurch, und schlicht ist alles.

Sieh sie nur ragen, dort über der bunten Wiese, die hochgewölbten Baumgruppen. Grün umsäumt heben sie sich vom blauen Sommerduft ab und grenzen sich von einander ab; rund und markig stehen sie da — jeder Baum auf seine besondere Weise. Nun kommen wir ihnen auch näher: der Wald wird enger. Aber siehe da: je näher sie uns kommen, je näher sie einander stehen, desto mehr verlieren diese Bäume ihr eigenes Gepräge. Alles wird Baum, einer wie der andere. Stamm auf Stamm steift sich empor, säulenhaft, gleichreihig, einförmig ..... In der Höhe erst wölben sie sich zum Dache voll Mutwillen; munter singen die Vögel darin.

Aber auch zwischen den Stämmen grünt es geheimnisvoll und undurchdringlich; unerschöpflich schimmert es im Grunde. Wie zu einem großen Dome wächst alles zusammen, steigt und wölbt sich alles empor; Inbrunst der Erhebung spricht aus diesem schlichten Grün. Hinaus drängt sich alles, und hinauf; in den Himmel wachsen die Bäume — wie deutsche Sehnsucht, deutsche Musik ..... Wahrlich, du deutscher Wald, du bist das Urbild jener steingewordenen Gedanken, der Urquell jener hochfliegenden Musik. Oder ist es nicht versteinerter Wald, dessen Inbrunst dort zum Himmel starrt? Nicht erstarrte Musik, deren tausend betende Arme ihn herabziehen möchten? Eine Kette schlingt sich um alle drei — dreieinig sind sie im Großen; groß ist der Deutsche, wenn er erhaben ist. — —

Der Deutsche, ja, der das All durchwandert und ausschöpft, der das All lebt — und immer wieder steigt er in seinen Abgrund, immer tiefer lebt er sich aus ihm heraus — Aber ach! die Deutschen .... diese

*) Kaiser Max von Mexiko hat sich das Lied **la paloma** („die Taube“) als Scheidegruß vom Leben aus, als er in Queretaro seinen letzten Gang ging — er wurde erschossen.

plumpen Massen, diese wimmelnden, häßlichen, pöbelhaften Massen — diese Herde im Schlafrock — in ihrer Gemütlichkeit, ihrem Gemüt . . . .

Horch! Ein Marsch! Gleich um die Ecke, wo der Wald aufhört, werden wir sehen, woher es schallt — Richtig! Es sind die Schwadronen, die mit der Standarte zur Besichtigung ausrücken. Bald sind sie am Platze — und wir auch.

Wetter! Wie diese Töne klingen! Wie sie das Hufgetrappel überklingen! Wie sie packen und das Herz höher schlagen lassen, diese alten Armeemärsche! Es ist der Hohenfriedberger. Ein Mann, wer ihn dichtete! Und Männer, auf die er gedichtet ward!

Das ist nun der Platz! Wie sie wimmeln, die Massen; wie es blinkt und glitzert; wie lustig die Fähnlein im Winde flattern — und doch! welche Ordnung!

Die Musik bricht plötzlich ab; Kommandos und Signale ertönen; bald wird alles geordnet sein. Schon stehen die Reihen still — wie die Welt stille steht; es flimmert nur darüber, wie über der Truppe, die heute zeigen soll, daß sie fechten kann — auch ihrer Vollkommenheit kam die Stunde.

Einige kurze, straffe Bewegungen und Rufe; die Standarte senkt sich; wieder ertönt die energische Sprache des Marsches. Welche knappe Fülle in dieser Tonsprache! Und auch die Truppe, die jetzt defiliert, wie knapp und gedrungen in Form und Gestalt: alles streng in seiner Eigenart gefaßt, und doch gerade so ein rechtes Glied des Ganzen, nicht zu schwach, nicht zu mächtig — alles im Gleichgewicht . . . .

Das Exerzieren geht an; immer mehr enthüllt sich diese knappe Kraft — im Staub und Trab und Galopp flutet diese Masse durch einander, oft nur eine Staubmasse, aus der Waffen vorblitzen, — und doch ist alles pünktlich und ruhig in aller Bewegung; es klappt, wie man platt sagt. Immer schneller und flüchtiger werden Entfaltungen und Zusammenziehen, Schwenkungen und Aufmärsche dieser Reitermasse; blitzhaft schmettern Signale dazwischen. Schnell und zuckend fliegen auch mir die Gedanken durch den Kopf; immer noch klingt, immer wieder zuckt in meinem Ohre der verklungene Stolz des Hohenfriedbergers:

„Fridericus rex, unser König und Held,
Wir schlügen den Teufel für dich aus der Welt!“

Ja, ihr Nachkommen dieses Großen, die schon viermal — und öfter noch — sich mit Gott und Welt und Teufel herumschlugen: bleibt dabei! Meine Wehmut und Liebe schreien: bleibt dabei! Nimm kein Ende, Vollkommenheit . . . .

Ihr habt ja noch ein anderes Kleid, ihr Deutschen, als den Schlafrock. Mag's ererbt oder nachgeahmt oder gestohlen sein, samt der

Waffensprache und Heeresform — denn was wäre daran Eure Erfindung, außer dem Zopfe .... — so ist es doch eingebürgert auf Eurem Boden, besser als selbst im Mutterlande. So gut wie die Römer könnt ihr sagen — denn besser als sie es sagten, thatet ihr, was sie sagten:

Mit Freuden soll, im eisernen Waffendienst
Gestählt, der Jüngling Mangel und Not bestehn —
Das lern' er, und die wilden Parther
Scheuch' er zu Roß, mit der Lanze drohend.

Sein Leben fließ' ihm unter dem Himmelsdach
In Fährnis hin; wenn ihn von der Mauerburg
Die Gattin des bekriegten Königs
Und die erblühende Maid gewahr wird —

Ach! soll sie seufzen, daß nur mein fürstlicher
Verlobter, noch ein Neuling im Kriege, nicht
Den jähen Löwen reize, wenn ihn
Durch das Gemetzel der Grimm dahinreißt.

Süß ist und ruhmvoll Tod für das Vaterland;
Denn Tod setzt auch dem fliehenden Manne nach
Und schont nicht der verwöhnten Jugend
Zitterndes Knie noch des Feiglings Rücken ....

Wahrlich, ihr Römer und Romanen! Hier reichen wir Deutschen Euch die Hand — nein doch! Hier schlagen wir Euch das Schwert und den Ruhm aus der Hand. Wohl liegt Schlaf auf ganzen Zeitaltern; im Schlafrock dämmern sie hin, fern von den großen Märkten, von Tabak, Bier und kirchlichen Wiegenliedern eingelullt; aber in Stunden großer Gefahr erwachen die Horden und brechen drohend aus Hütten und Wäldern hervor, ihrer schlichten Größe bewußt. Keine Horden und Herden mehr, — zu Heeren werden sie dann; groß sind die Deutschen, wenn sie — dienen — — —

Seht nur hin, wie sie jagen, die Schwadronen! Das — vermöchtet Ihr nicht. Ein Fuhrwerk oder ein Abscheu ist Euch das Pferd — was versteht Ihr vom Kriegsreiten! Wie könntet Ihr's mitfühlen, wenn wir rufen:

„Was Rausch, was Wollust gegen dieses Tollen
Mit trunknem Herzen, Eisen in der Faust,
Das gleich dem Strahl, in Wolken angeschwollen,
Vernichtend, blendend, zuckend niedersaust“ — —

Ist's ein Zufall? Dort ballen sich dichter die Wolken. Donner grollen in der Ferne. Schon jagt ein Blitz über die jagenden Reiter hin. Nein, kein Zufall ist's! Staub und Rufe, Signale und Blitze, alles fließt zusammen, alles gehört zusammen. Die ersten schweren Tropfen fallen

hinein — wieder ein Blitz, ein Trompetenruf; die Staffeln schwenken ein; der Galopp streckt sich — Kies spritzt auf — hastige Signale und Hurrarufe ertönen, von Donner gefolgt — in rasendem Galopp läuft die Attacke aus — ein Bild von dämonischer Gewalt.

Aber im Ohre klingen mir immer noch die Fanfaren des Hohenfriedbergers; mich deucht, sie übertönen Lärm und Bewegung und ordnen sie zu einem großen, ruhenden Ganzen — — —

Maria Magdalena.

Von Eduard von Mayer.

(Charlottenburg.)

Der Abend naht ...
Vom heißen Hauch des Himmels erschlafft und matt legt sich der Tag zu Ruh.
Die weißbestäubten Bäume strecken durstig, verlangend nach dem kühlen Hauch der Nacht,
dem blauen Osten zu die knorr'gen Glieder.
Am glitzernden Gewölbe flammen leuchtend des Dankes Opfer auf ...
die Welt, erwacht aus sonnensengender Betäubung, blickt mit müdem starren Sinn ins rote Westlicht ...

*

„Sei mir gegrüßt, du stille, milde Nacht;
Ölbäume ihr — nun seid mir wieder Freunde!
Ach! wie so spärlich war mir euer Obdach, als jenes brünst'gen Mundes goldner Atem noch durch die Lüfte zitterte."
Ein Jüngling spricht's, ein Mann, und schreitet langsam am Ölberg hin, den Stecken in der Hand ...
„Wie bin ich müde! Ach! was that ich heute?
Nichts! — nichts! ... denn jener Blinde, den ich heilte,
ist er so elend nicht, als je vordem?
Und jene Lahmen, die nun rüstig, trägt zu beßrem Glücke sie ihr neuer Fuß? ...
Ach! ich that nichts, so lange nicht entzündet
mein Feuer ist, der weiten Welt zu lodern;
so lange nicht, was meine Brust erfüllt,
in tausend Menschenherzen widerhallt.
In tausend? — nein, in jedem soll er glühen,
der heil'ge Drang, der mir das Leben ist ...
Ach! ich that nichts! ... Und glaubt ich nicht, die Menschen,
sie würden jubeln bei dem ersten Worte,
sich freuen würden sie der guten Botschaft
und aus dem Thal des Leidens eilen, stürzen,
wohin ich sie zu weisen kam — zum Frieden? ...
Bist du nicht müde, Welt? Bist du nicht müde,
wie ich es bin, des unerfüllten Daseins?
Denn sieh! aus Elend zeugt sich Elend,
aus Jammer quillt nur neuer Jammer stets;
du willst — was willst du? — Frieden, Freude, Glück —
und sieh! dir wird nur Elend, Kummer, Sterben ...

Ich bin so müde — ach! wer will mich hören
und weitersagen, was ich ihm verkünde?
wer will den Weg der Liebe, des Erbarmens
an meiner Hand mit stillem Mute gehn?
wer will von seiner fürchterlichen Höhe
hinab als Kleinster steigen und in Liebe
auf seine Schultern, auf sein pochend Herz
des Lebens schwere Bürde wälzen? — Wer? . . .
Ich! — Ich? — ich schwacher, stummer Träumer?
Ich! — Ich? — ich habe nicht die Kraft.
Ach, könnt ich's thun! könnt ich mit Blut besiegeln,
die ich mit Thränen taufte, meine Hoffnung!
Ich will die lieben, teuren Menschenherzen,
die engen, dumpfen, trägen Menschensinne
mit ew'gem Sturme zwingen . . . Herzen zwingen? . . .
Oh! sie bezwingt die Liebe nur: denn Haß und Furcht
und Not und Trauer, ach! sind schlechte Diener
und raten was sie nimmer selber wissen.
Nein, nein! mit Liebe nur, mit Liebe,
die sich zerstückt, die sich mit jedem Pulsschlag
dahingiebt, hin zum einen, großen Opfer —
nur solche Liebe ist der Herzen mächtig,
nur solche Liebe zwingt das ganze Herz.
Und ist das Herz bezwungen, hört das Ohr;
und ist das Herz gewonnen, sieht das Auge
und weg ist Blindheit, weg ist jede Schranke,
die sie gekerkert . . . ja, ein Opfer! — ich? . . ."

*

Nun ward es Nacht.
Im dunklen Haine wandert
noch immer nimmermüden Schritts der Mann
und ringt und kämpft und zweifelt und verzweifelt
und die Gedanken hetzen ihn, er flieht
und eilt hinweg . . .
Der Hain liegt hinter ihm; . . die Bäume schlummern,
die kühle Luft erquickt die heiße Stirne . . .
nun bleibt er stehn und atmet tief und seufzt . . .
und schleicht nun langsam weiter seinen Pfad . . .

. . . .

Gebet schallt durch die Luft; auf fromme Söller
blickt stumm, verheißungsvoll der Himmel nieder.
Von ferne lockt mit ungewissem Funkeln
Jerusalem . . . aus dumpfen Gassen dringt's
entgegen ihm mit widrigem Geräusche.
Doch er ist taub, doch er ist blind . . . es schreitet
sein Fuß nur über Steine, Scherben, Unrat . . .
doch er hört andre Laute, er erschaut
Gesichte, die kein Auge sah; es ringt
sein Wille um die Macht der Ewigkeit.
Er schreitet hin und weiß nicht, wo er ist,
und mächtige Gedanken bannen ihn.
So hält er still . . .

*

„Willkommen, schöner Jüngling, schönster du,
den lange ich geschaut."
Er steht und sinnt
und was das Weib ihm flüstert, weiß er nicht.
„Wie bist du schön! wie bräunlich ist dein Antlitz,
wie glänzend, wie so weich sind deine Locken!
Ich liebe dich."
Er steht und höret nichts
und sieht das Weib nicht, das ihn schmeichelnd lockt.
„Komm mit! Hier nebenan, da ist mein Heim,
ist mein Gemach. Ich schmückt es heute
mit neuen Rosen. Komm! Die süße Luft
will Liebe sehn: sie zittert weich und brünstig
und löst mit ihrem Hauch die harten Sinne.

Komm mit!“
Der Jüngling steht und höret nichts
und weiß nicht, wo den Fuß er setzt; entrückt
der Wirklichkeit läßt er sich willig leiten
und geht durch Gassen, die er nie betrat,
und kehrt ins dunkle Vorhaus ein und schreitet,
von schlankem Arm umfaßt, in das Geheimste
des Hauses, in die stille, helle Kammer.
Er blickt um sich: die matten Teppichwände
sind ihm unendlich weite Himmelsräume.
Die Fackel leckt mit gierig-heißer Zunge
den schweren Blütenduft: e r schaut die Sonne
so herrlich leuchten, wie sie nie getagt...
und goldne Bahnen schreiten seine Füße...
Er setzt sich nieder. Knieend löst das Weib
die staub'gen Riemen seiner Sandeln... öffnet
die goldne Spange, die ihr langes Haar
gebändigt ... läßt die roten wirren Strähnen
den weichen Busen lockender verhüllen...
das Leinenhemde sinkt aufs Ruhebett...
in süß beklemmender Erwartung krümmt
und schmiegt sie sich ... und an den Wänden haschen
sich schlangenhafte Schatten, liebegierend.
„Mein Knabe! siehe! dein ist meine Schönheit
und deiner Lust gehört mein junger Leib.
Ich liebe dich! Sei nicht so stumm, entblöße
auch du die stolzen Glieder.“
Jener schweigt
und geisterhaft stiert in das leere Nichts sein Blick.
„Mein Knabe, einzig mein Geliebter,
versäume nicht den warmen Kuß der Wollust.“
Sie greift den Mantel, schlägt ihn leis herunter,
und faßt den Leibrock. Sieh!... darunter pocht
das Herz... in heft'gen Stößen senkt und hebt sich
die Brust... welch junges, starkes Feuer loht
in diesem Leibe!... flink die Schnallen los!
hier diese.. jene.. jene.. nur noch diese...
die Finger zittern ihr vor banger Lust...
der Leibrock fällt... die Flammen züngeln hämisch...
oh!... diese Haut!... so schön, so weich, so keusch...
Sie schmiegt sich nieder... bebend... sie umarmt
mit wildem Kuß den jungen, schlanken Leib...
Da.....................
„Was ist?... wo blieb die Sonne?... ist der Himmel
in Nacht geborsten?... würgt die Finsternis
an mir?... wo bin ich?... ha! wie kam ich her?...
Wer bist du, Weib?... Weib!... weh! was that ich!...“
In bleicher Wut, entsetzt, die nackten Glieder
vor Zorn erbebend, steht der Jüngling da.
Und Reue, Scham, Verzweiflung schnürt ihm zu
die Kehle und erstickend lasten Thränen,
die ungeweinten Thränen auf der Brust.
„Was thatst du mir! Unselige! Verruchte!
Was that ich dir, daß du mich so geschändet?...“
Und schaudernd flieht er in die finstre Ecke,
verbergen soll sie seine sünd'ge Blöße,
verschlingen sollen ihn die stummen Schatten.
Und wimmernd sinkt der Jüngling hin; er rauft
mit wildem Ungestüm die Locken, schlägt
mit harter Hand die Brust: betäuben soll ihm
des Leibes Schmerz die Qualen seiner Seele.

Umsonst! ... Die brennen furchtbar, unerlöschlich.
Da springt er auf und hascht herum: sein Mantel ...
da liegt er ... nun ist er geborgen, nun erst.
Er steht und schweigt... blickt starr hinweg, wie vordem,
und heiße, bittre Thränen rinnen, stürzen
aus seinen Augen ... schluchzend zuckt der Busen ...
und mit den Haaren deckt er zu sein Antlitz.
Der Jüngling steht und weint ...
Betroffen blickt
das Weib auf ihn ... und Wollust .. Unmut .. Neugier ..
Verachtung .. Liebe .. Haß und Mitleid kämpfen
in ihr. Verschmäht .. zurückgestoßen .. fiel
Sie liebt ihn ja — den wunderschönen Leib ..
ach! wär er ihr! .. ein weibisches Gebahren! ..
ein Kind .. kein Mann ... und doch wie schön, wie herrlich!
... und er bleibt kalt, wenn sie mit weichem Arm
ihn lockt .. wenn sie nach ihm verlangt! ..
der Schwächling! ..
und doch wie stark und männlich er! ..
„Ich lieb dich!
Du willst mich nicht? .. was that ich dir? ..
was ist dir? ..
Geh, geh! ... ich hasse dich ... doch nein! ..
ich lieb dich ...
geh nicht!"
Sie schreit's. Der Jüngling blickt sie an ...
Welch Blick ist der? Sie zuckt. Ihr loht entgegen
gebieterische Hoheit. Sie erschrickt
und wirrer kreuzt Gefühl sich mit Gefühl.
Wer ist er? welche wundersame Macht
hat dieses Auge! Wie? sie konnt ihn hassen,
der so in ihr geheimstes Herz hineinblickt?
ist's denn ein Schwert, das ihre Seele spaltet?
ein Feuerstrahl, der sengend tief hineindringt?
Er blickt so ernst, so mild, so traurighuldvoll;
und ist er stumm, sein Auge ruft gewaltig.
Sie hängt gebannt an ihm und hört und spricht:
„Ich komme, Mann, ich komme! Wer du seist,
ich thue, was du willst, ich muß dir folgen.
Wer bist du? Bist du Mensch? bist du ein Zaubrer?
Ich kann dem Blick nicht widerstehn und wollt ich's;
ich sinke, knie, ich lieg' vor deinen Füßen
und küsse deine Füße. Weh! vergieb mir,
daß ich erzürnt dich — ach! ich liebte dich
und liebe dich und wage nicht zu lieben.
Ich liebe dich, doch die Begier verging.
Dein bin ich, deine Sklavin, bin dein Nichts;
dein Wille sei vernichte, töte, schlag mich
im Zorne — gerne will von dir ich's leiden.
Ich will von dir nicht weichen, deine Schritte
sind meine Schritte, dein Weg — mein Weg. Nimmer
werd ich dir lästig. Ach! vergieb mir, Jüngling!"
... Und leise spricht der Jüngling vor sich hin:
„Ich muß ... ja, ich ... ich muß das Opfer bringen ...
ich muß den schaudervollen Zauber brechen,
der alle Menschen irreführt und blendet.
Ja, ich ... nur ich ... mein Blut soll sie erlösen,
den Zorn Jehovahs kann nur ich versöhnen;
der schwere Fluch, den Er verhängt, wird schwinden ...
kein Haß wird sein, der Liebe heißt, nur Brüder
und Schwestern kennt die Erde; fröhlich ziehn
zum Haus des Vaters sie, zum ew'gen Frieden
von keiner Lust der Welt zurückgehalten.

Ja, ich ... ich muß ... ich werde für euch sterben! ..."
... Und immer liegt am Boden noch das Weib
und netzt die rauhe Haut der Füße zitternd
mit ihren Thränen und sie trocknet zitternd
mit ihrem Haar die Haut und netzt sie wieder
und trocknet wieder sie ...
„Steh auf, o Weib!
es hat zu mir der Geist gesprochen ... Gott!
steh auf — vergeben sind dir alle Sünden! ..."

*

... Der Jüngling eilt und eilt und sieht den Weg nicht.
Ihn treibt sein volles Herz, er kann nicht ruhen,
er eilt und sieht nichts, sieht nicht, wer ihm folgt.
Das Weib ist's — seinen Schritten läuft sie nach
und wird nicht müde ... nimmer wird verlassen
den heil'gen Mann sie, der ein neues Wesen
ihr eingehaucht ... der ihr vergeben hat,
was sie gesündigt ... der ihr Herz bezwungen ...;
sie wird ... sie will ... sie muß dem Jüngling folgen!
... ihr Heiland ist's ... ihr Arzt ... ihr Herr und Retter ...
... Der Jüngling geht und geht ... sein Weg ist endlos ...
er irrt umher ... er ist aufs Feld geraten;
doch schneller als sein Fuß durchfluten ihn
Gedanken und die Lippen sagen's weiter,
was ihm sein Herz so stürmisch, lockend zuraunt ...
„Ich liebe euch, ihr Herzen. Ja, o Welt,
Ich liebe dich, weil du so krank und müde.
Und sieh! ich will dich retten, will dich zwingen
mit letzter Liebe meinem Wort zu hören.
Und hörst du mich, so bist du schon erlöst;
und folgst du mir, so bist du schon gerettet;
und glaubst du meiner Liebe, sieh! so lebst du!
Ein neues Leben! ... nicht das alte Ringen
in Zank und Brunst und Not und Elend ...
ein neues Leben! — jeder ist ein Bruder,
ein frohes Kind ein jeder, jeder glücklich!
Wer knechtet dich noch länger, lieber Mensch? ...
da ist kein Herr, der grausam dir gebietet ...
da ist kein Morgen, drauf du zitternd baust ...
da ist ein froher Tag, ist Fülle .. Liebe ...
und was dir fehlt, ist, eh du's selbst gefühlt,
schon tausendfach von Liebe dir gegeben.
Ein neues Leben, und ein schönres Leben
beginnt, wenn dieses neue Leben ward.
Bald ist kein Tod mehr, keine Thräne rinnt
die abgehärmten Wangen nieder, keine Sorge
und keine Schuld bedrückt ein liebend Herz,
und sieh! wir Kinder alle leben, lieben ... lieben! ...
Ja, ich will sterben, will der Morgen werden
des neuen, milden Tages. Sieh! nun fand ich,
was ich gesucht ..., den Weg zum Menschenherzen.
Mein Tod wird jede Wunde heilen; jedes Elend
versiegt, wenn glaubend sie mein Blut getrunken,
und ist mein Leib dahin, ich lebe ewig
im kranken Menschenherzen, das gesundet ..."
... Der Jüngling eilet weiter durch die Nacht
Und heil'ger Eifer glüht in jeder Ader
und frohe Lust schwellt Hirn und Herz und Busen ...
Gedanken stürmen vor dem hellen Auge
in lebenden Gestalten hin ... er träumt ...
und was er träumt, ist da ... und was er hofft,
geschieht ... Er sieht am Kreuze sich ... geschmäht ...
Verbrecher mit Verbrechern sich gerichtet.

Er sieht die Menschen stumpf und kalt und hart,
dann spöttisch . . neidisch . . feindlich . . hassend . . .
. . und nun . . . sie kommen . . eilen . . laufen . . werben
und küssen seinen Saum, den blutbenetzten . . .
und fassen seine Hände, Kniee, Spuren
und helle Freude leuchtet aus dem Antlitz . . .
und sie genesen . . . und sie werden Helden.
Und er ist Herrscher, er ist Gott aus Liebe
und alle Welt trägt liebend seinen Namen . . . . . .

. . . . . . Ermattet sinkt er hin . . . das Feld ist hart . . .
doch nein . . . auf weichem Schoße liegt sein Haupt . . .
er schläft . . . und eine Hand ruht sanft und kühlend
auf seiner Stirn. Das Weib ist's, das ihm dient
und ihres Herren teuren Leib behütet.
Er schläft . . . . . . und stumm am Himmel zieht dahin
die Nacht . . . und auf der Welt ruht Grabesstille . . . . .



Totentanz.

Novelle von Fritz Zilcken.

(Köln.)

Der Tod hatte eine reiche Ernte gehalten.

Auf dem Birsfelde, vor den Thoren von Basel, war die Schlacht bei St. Jakob geschlagen worden. Früh beim ersten Tagesgrauen waren die feindlichen Heere bei der Dorfschaft Pratteln zusammengestoßen, kaum fünfzehnhundert notdürftig bewaffnete Eidgenossen gegen eine zwanzigfache Übermacht rittermäßig gerüsteter Krieger, die der König Karl von Frankreich seinem lieben Vetter, dem deutschen Könige Friedrich, zur Hilfe gesandt, da dieser sich selbst in dem Streite, den er leichtsinnig gegen die Schweizer begonnen hatte, nicht zu helfen wußte. Vordem hatten diese französischen Söldner unter dem Oberbefehle des Grafen von Armagnac gestanden. Deshalb nannte man sie die Armagnaken, daraus dann später in deutschen Landen „Arme Gecken“ wurde, eine Verdrehung, die mit dem Worte auch den Sinn änderte, denn diese Bezeichnung paßte besser für die Bewohner der von ihnen heimgesuchten Lande, denn für sie selber. Jetzt aber standen sie unter dem höchsteigenen Befehle des Dauphins, der sie aus dem nördlichen Frankreich an den Rhein geführt hatte.

Ohne Besinnen hatten die Schweizer den Feind bei Pratteln angegriffen und seine Vorhut nach der Ortschaft Muttenz zurückgeworfen. Ein größerer Haufen, der hier stand, kam gleichfalls zum Weichen und flüchtete

über den Birsfluß. Mutbrünstig folgten die Schweizer Harste nach und nun begann auf dem Felde gen Gundoldingen und um das Kirchlein von St. Jakob ein ungeheures Morden; eine Schlacht war es nicht, denn der Dauphin hatte hier seine gesamten Streitkräfte zusammengezogen und focht jetzt in vielzehnfacher Übermacht. Eine Hilfe, die den Schweizern aus Basel gekommen war, obwohl diese Stadt damals dem Schweizerbunde noch nicht angehörte, aber mußte zurück, da die Baseler ihre Stadt selbst bedroht sahen.

Emsig schritt der Tod auf und nieder. Wie der Schnitter auf dem Sommerfelde hatte er Schlockenfäßchen und Wetzstein, sie hingen ihm am Riemen um die Hüfte. Aber er nahm sich nicht die Zeit, seine Sense zu wetzen, so schartig sie auch wurde. Unermüdlich streckte er in weitem Wurf die Schwaden in das zerstampfte Gras, da die weißen Gänsblümlein sich alle in rote Röslein wandelten.

Unermüdlich bei dem Hausen der Schweizer war auch ein Priester, der aus Basel in den Kampf hinausgeeilt und geblieben war, als seine Leute zum Schutze der Stadt gegen das Äschenthor rückwärts zogen. Das war Pater Blasius vom Kloster St. Alban am Rhein. Rastlos eilte er von Hausen zu Hausen und feuerte die Streitenden an und tröstete die Sterbenden.

„Eure Leiber den Feinden, Eure Seelen Gott!" rief er und gab damit die Losung des Tages.

„Unsere Leiber den Feinden, unsere Seelen Gott!" riefen auch die Schweizer und stürmten immer von neuem gegen die Schwerter und Halparten der Feinde.

„Eure Leiber mir, — was aus Euren Seelen wird, das schiert mich nicht!" höhnte der Tod und mähte fleißig weiter.

Als der Abend hereinbrach, da waren die Schweizer bis auf den letzten Mann vernichtet; was nicht tot war, das lag mit schwerer Wunde getroffen am Boden. Auch der Feinde deckten viele die Walstatt. Die Übriggebliebenen aber sammelten sich und zogen sich zurück gegen die Berge des Jura, wo der Dauphin ein Lager aufschlagen ließ.

Da stellte auch der Tod sein Mähen ein. Die Verwundeten bedurften seiner nicht; die starben jetzt ohne ihn. Er aber setzte sich auf einen Flurstein an der Straße, die nach Basel hineinführt, betrachtete seine schartige Sense und sah alles an, was er gemacht hatte. Und er sah, daß es gut war.

Unterdessen ging die Sonne rot hinter den Schwarzwaldbergen jenseits des Rheines unter und die Schatten wurden immer länger in der Richtung von Abend gen Morgen. Da kam in dem Schummer der sinkenden Dämmerung von der Walstatt her ein leichtes Leiterwägelchen und strebte der

Stadt zu. An einem zerrissenen und notdürftig mit einem Stricke wieder zusammengeknoteten Halfter führte Pater Blasius den müden Gaul, der es zog. Auf dem Wägelchen lag ein Schwerverwundeter auf einem Schäublein Stroh. Es war ein junger Hirt aus dem Urner Lande. Geharnischt war er nie gewesen, die Kleider aber waren ihm jetzt zerrissen und in der nackten Brust klaffte ihm ein breiter Lanzenstich, der mit einem Fetzen blutigen Linnens notdürftig verstopft war. Totenblässe deckte sein Antlitz und das Auge blickte halbverglast und glanzlos. Mit Hü und Hot trieb der Pater das abgeracferte Pferd zur Eile, denn er dachte, den Verwundeten, den er zuletzt, als ihm das herrenlose Fuhrwerk in den Weg gekommen, eilig aufgelesen hatte, noch in die Stadt zu retten und vielleicht am Leben zu erhalten.

Als das Fuhrwerk beim Tode vorüberzog, der immer noch auf dem Flursteine am Straßenraine rastete, da erhob sich dieser und schwang sich behende auf den Langbaum, der hinten aus dem Wagengestell hervorragte. Rittlings nahm er da Platz. Weil es ihm aber an Gesäßfleisch mangelte, saß er hart auf dem harten Holze und nicht lange dauerte es, da hüpfte er ganz hinauf auf das Wägelchen und kauerte sich neben den blutenden Krieger auf das Bündlein Stroh. Der aber sah mit Entsetzen das fleischlose Antlitz, hohläugig und mit nacktem Gebisse, und ein Schauer überlief ihn. Da erbarmte sich der Tod. Er langte in den Bettelsack, den er über der Schulter trug, und holte ein Querpfeiflein hervor. Darauf blies er, erst ganz leise, dann etwas lauter, den Kuhreigen und allerlei andere lustige Weisen, dem Urner über sein letztes Stündlein linde hinwegzuhelfen. Da schloß der Urner die Augen und lächelte; er dachte an seine heimatlichen Berge und Matten und an die gescheckten Kühe, die mit lieblichem Glockengeläute bedächtig darauf herumziehen und grasen.

So erreichten sie die Stadt und fuhren durch die schmale St. Albanspforte. Jenseits lenkte der Pater das Wägelchen die steile Uferstraße hinab bis hart an den Rhein, wo sein Kloster stand. Als er hier aber nach seinem Schützlinge sah, da war dieser sänftlich gestorben und es blieb dem Pater zu thun nichts übrig, als den Toten herabzuheben und drüben auf dem Klosterfriedhofe zu begraben. Das that er. Der Tod half ihm redlich dabei, mit Schippe und Karst. Und als die Arbeit gethan war, und der Pater ein kurzes Gebetlein sprach für die arme Seele des Hinübergegangenen, da nahm der Tod sein strohenes Schnitterhütlein ab, faltete andächtig die Hände und sagte klar und vernehmlich: „Amen!“

Dann aber merkte er, daß er von der Arbeit des Tages redlich müde war und er suchte ein Ecklein, da er ausruhen könnte. Das fand er unter einem buschigen Hollunder und dahin streckte er seine müden Knochen in das weiche Kirchhofgras, um ein wenig zu schlafen . . . .

Der nahe Rhein rauschte ein einförmiges Schlummerlied. Unten in den Weiden am Wasser schlug noch eine verspätete Nachtigall. Im Osten stieg der Mond auf und begann seine stille Wanderung um den Halbkreis des Himmels. Zuweilen kam vom Albanthor und von der Schanze, die nahe dabei liegt, ein dumpfes Getöse, wie das Fallen und Wälzen von schweren Balken und Bohlen, dazwischen ab und zu auch ein verworrenes Summen, wie von vielen Stimmen: die Baseler verrammelten das Thor und schleppten ihre plumpen Stücke auf die Bastei, denn sie vermeinten nicht anders, als der Dauphin würde andern Tages einen Sturm gegen ihre Mauern unternehmen. Sonst war eine große, friedliche Stille und der Tod that einen langen und guten Schlaf.

Als er endlich erwachte, war die Sonne längst aufgegangen. Sie glitzerte auf den schnelltreibenden Fluten des Flusses und vergoldete die jenseits sich hinziehenden Berge, auf deren einem ein Kirchlein stand, in dessen Fenstern das Licht widerleuchtete, daß es wie ein Riesendiamant über die Landschaft blitzte. In dem Holder über der Ruhstatt des Todes aber pfiff eine frühmuntere Amsel ihr Morgenliedchen. Verwundert rieb der Tod sich die Augen. Er mußte sich ein wenig besinnen, wo er wäre und wie er dahin gekommen. Als er aber den frischen Grabhügel des Urners sah, den er selbst mit geschaufelt hatte, da fiel ihm alles wieder ein, wie es gekommen und auch, was er am Tage vorher für Arbeit geleistet. Sie deuchte ihm auch jetzt noch tüchtig und aller Achtung wert. Aber, als er es recht überdachte, da meinte er, daß es, im Grunde genommen, doch ein höchst brutales Stück Arbeit gewesen, ohne allen Geist und Witz. Und als er sich erhob und langsam zwischen den Gräberreihen des Kirchhofes herumschlenderte und den schönen Tag sah, da meinte er, daß er sich heute wohl einmal ein feineres Stück gönnen dürfe, ein zierlich verschlungenes Tänzlein, an dem jeder seine Freude haben müsse.

Unter solcherlei Gedanken verließ er den Klosterkirchhof. Langsam schlenderte er den Mühlenberg hinauf und wandte sich durch die Rittergasse der Pfalz und dem Münster zu, in dessen Nähe auch der Bischofshof gelegen war. Nur die vornehmsten Geschlechter der Stadt und die Kurie hatten hier ihre Wohnsitze, auch der Papst Felix, als welchen das große Konzil, das damals in Basel tagte, den Herzog Amadeo von Savoyen gewählt hatte wider den Papst Eugen zu Rom, mit dem das Konzil im Streite lag. Während aber zu dieser Stunde auf dem Markte und in den gewerblichen Straßen der Stadt schon lebhaftes Treiben herrschte, vermehrt noch durch die Ereignisse des gestrigen Tages und die Besorgnis für den kommenden, war hier oben eine vornehme Ruhe, als ob das, was da draußen sich ereignete, die Bewohner dieser Häuser und Höfe gar nichts

angehe. Kaum einmal ein Diener oder Bote huschte eiligen Schrittes daher, um bald in einem der engen Gäßlein, die, manche mit vielen Treppenstufen, in die untere Stadt hinabführten, zu verschwinden. Um so mehr fiel ein Mann auf, der festen und gesetzten Schrittes aus einem dieser Gäßlein kam. Er trug eine schwarze Schaube von glattem Tuch, an Hals und Brustschlitz mit einem Streifen braunen Marders, wie sie in jener Zeit in deutschen Landen Magister und Doktoren zu tragen pflegten. Nicht eilig, aber auch ohne Zaudern überschritt er den Münsterplatz und wandte sich dann einem der Häuser zu, die an der Rheinseite lagen. Der Tod, der doch nichts anderes zu thun hatte, gesellte sich zu ihm. Er ging gleichmäßigen Schrittes neben ihm her und, als jener in das Haus eintrat, begleitete er ihn auch dahin.

In diesem Hause wohnte Aeneas Sylvius Bartholomäus Piccolomini, der berühmte Humanist und Doktor beider Rechte. Als Sekretär des Kardinallegaten Giuliano Cesarini, der in Vertretung des Papstes Martin das Konzil in Basel eröffnet hatte, war er vor dreizehn Jahren in diese Stadt gekommen und weilte nach mehrmaliger Abwesenheit wieder da, jetzt aber als Geheimsekretär des vor kurzem zum deutschen Könige gekürten jugendlichen Friedrich aus dem Hause Habsburg-Österreich, dessen Interessen er beim Konzile vertrat. Er galt für einen der gescheitesten, aber auch verschlagensten Staatsmänner seiner Zeit, dem zur Erreichung seiner Zwecke jedes Mittel recht und der ob seines lockeren Lebenswandels nicht zum besten beleumundet war.

(Fortsetzung folgt.)



Lyrik des Auslandes.

Jugend.

(G. A. van Goch.)

Als bunte Reih von holden Zaubersagen,
Märchen von Riesen, die in Wäldern wohnen,
Von Eispalästen, drin Kobolde thronen
Auf Sesseln von Krystall bei Trinkgelagen,

Von blauen Meeren, drin beim Mondesstrahle
Meernixen schwimmen, und durch Notentöne
Klagend herunterlocken Königssöhne
Zur tiefsten Tiefe in dem Muschelthale —

So webt sich Jugend das versprochne Leben,
Ein süßes Feenmärchen, ein Gedicht,
Ein Zauberland mit goldnem Sonnenregen —

Und hört bei seinem Zukunftsträumen nicht
Des Lebens Ton, den Angstschrei dicht daneben,
Und sieht es nicht — auf seinen Dornenwegen.

Dresden. Aus dem Holländischen von H. Phil.

Der Eidervogel.

(Henrik Ibsen.)

Der Eidervogel wohnt hoch im Nord;
Da hält er sich auf an dem bleigrauen Fjord.

Er pflückt von der Brust sich den weichen Daun,
Ein warmes, geschütztes Nest sich zu bau'n.

Des Fjordfischers Herz hat für Mitleid nicht Raum,
Er plündert das Nest bis zum letzten Flaum.

Der Vogel, voll trotziger Lebenslust,
Zerrupft sich von neuem die eigene Brust.

Der Räuber kehrt wieder, — das Tier sucht sich noch
Zum zweiten Mal ein geschütztes Loch.

Doch wenn es das Schicksal zum dritten Mal schlug,
Da hebt es die blutende Brust zum Flug

Und flieht aus dem kalten nebligen Land; —
Gen Süden, gen Süden, nach wärmerem Strand!

Berlin. Aus dem Norwegischen von Christian Morgenstern.



Kunstpolizei.

Von Ernst Hardt.

(Berlin.)

Der Staat als solcher hat es sich zur vornehmsten Aufgabe gemacht (oder ist es gar sein letzter Zweck und Sinn?), die heiligsten Güter der Nation, als da sind: die Ruhe seiner Bürger, das Leben seiner Bürger, das Eigentum, die Sittlichkeit und Tugend seiner Bürger, kraft einer Institution, welche er Polizei nennt, vor beleidigenden, verletzenden, zerstörenden Angriffen zu schützen.

Wird also auf einen seiner Bürger, sei es auf dem Spaziergange, im Bade, in einer Konditorei oder wo er sich sonst immer aufhalten mag, ein solches Attentat ausgeübt, so ruft derselbe einfach: „Schutzmann". Der so Gerufene erscheint (immer) sofort, das Angreifende wird entfernt, ein heiliges Gut der Nation ist beschützt, erhalten, gerettet!

Mich — will sagen die heiligsten Güter der Nation in mir solcherweise behütet wissend, vertraute ich mich arglos, ja frohlockend, einem Eisenbahnzuge nach Berlin an. —

Gleich am ersten Abend versuchte es ein Droschkenkutscher, mein Eigentum unrechtmäßigerweise zu vermindern, ich rief: „Schutzmann" — mein Eigentum war fünf Minuten darauf beschützt, erhalten, gerettet. Ähnlich erhielt ich mir meine Nachtruhe, welche durch betrunkene Studenten stark bedroht wurde.

Am anderen Vormittage schlenderte ich im Sonnenschein durch die Straßen, mich meiner Sicherheit, meiner Unverletzbarkeit innerlich von neuem stets und stets von neuem erfreuend . . . . . da kam ich durch die Allee, die verhängnisvolle . . . .

Ich fühlte einen starken Schmerz in der Brust, dann ein Schauern über das Rückenmark . . . mit Grausen lief ich davon . . . durch andere Alleen, über Brücken, über Plätze und Anlagen, durch Straßen und an vielen Häusern vorbei, aber das Schauern wuchs — wuchs — da ging ich Erholung und Rettung heischend in die Kunstausstellung am Lehrter-Bahnhof. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gleich im ersten Saal fiel mir ein Bild, das nur spärlich von einer Petroleum-Lampe erhellt wurde, in die Augen, daneben stand eine bekleidete Bronzefigur, die mich mit Lehm schmeißen wollte — und nun konnte ich nicht mehr, aus vollem Halse wollte ich „Schutzmann" schreien — aber eine schauerliche, eine ungeheure Erkenntnis lähmte gleichzeitig meinen

Willen —: „Die Kunst wird ja vom Staate nicht beschützt — sie ist vogelfrei — ein jeder kann sich an ihr, ungestraft und öffentlich! versündigen, sie beschmutzen, mißbrauchen — das Kunstgefühl der Bürger wird nicht beschützt. — Langsam, langsam nagt es an den Wurzeln des Staats: Wir haben keine Kunstpolizei! —

Ich schleppte mich noch durch einige Säle, dann in eine dunkle Ecke: Sie muß gegründet werden, ohne jede Frage! Hat man denn eine Ahnung, was alles ich gesehn habe auf den Brücken und in den Alleen, auf den Plätzen und in den Anlagen? — Sie muß, muß gegründet werden! —

Ich habe seither darüber nachgedacht:

Die Kunstpolizei hat vor allem zuerst alle öffentlich aufgestellten schlechten Kunstwerke und gar die vielen Kunstscheinheiligkeiten (Berlin ertrinkt darin) zu vernichten — dienen dieselben einem idealen Zweck, dem patriotischen z. B., so ist eine Schützenkette von Kunstschutzleuten um die betreffenden Werke zu stellen, welche das Herannahen von Kindern, Jungfrauen und Jünglingen zu verhindern hat. — Ja, von Erwachsenen! Ich stelle anheim, Kunstkarten an solche, die ein zu diesem Zweck einzurichtendes Kunstexamen bestanden haben, zu verteilen, als welche zur Besichtigung schlechter Kunstwerke berechtigen.

Ich glaube nämlich, daß, ehe die Kritik stark genug entwickelt und gefestigt ist, das In-sich-aufnehmen schlechter Kunst einfach verdirbt. —

Gar jene in die moderne Industrie gedrungene Kunst, der ich den Namen „verhurte Kunst“ geben möchte — was da allein an Plastik feilgeboten wird! Und Kinder wachsen in der Nähe solcher abscheulichen, ekelhaften Gebilde auf! Unsere Kaufläden — die Salons — nicht zu reden von den Familienblättern — sie reproduzieren Sichel! — — — — —

Die Gründung der Kunstpolizei wird vielleicht allmählich zu geschehen haben, sonst würde z. B. in der diesjährigen Kunstausstellung das „Schutzmann-Rufen“ zu einem fürchterlichen, ohrenbetäubenden Getöse angewachsen sein.

Die Kunstausstellung an sich kann unter die Einrichtungen fallen, welche die Kunstpolizei nicht zu verbieten, sondern lediglich zu entgefährlichen hat (wenn man mir dies Wort verzeihen will). In diesem Jahre hätte sie dieselbe am besten mit einer Rodelbahn verbinden können! — Welche Freude, an den vielen, bunten Bildern vorbei durch die hohen, lustigen Räume zu fliegen! Gar bei elektrischem Licht. An Anton von Werner'schen Bildern vorbei. — An Karl Becker'schen Bildern vorbei. Oh, an Eberlein vorbei! Wie belustigend muß das sein — wie erheiternd!

Um den van der Stappensaal hätte man ja vereinigen können, was

sich mit gutem Gewissen in solche Nähe wagen darf, und dann dort eine Tafel: „Radeln verboten“, anbringen lassen können und einen Kunstschutzmann. —

Zu Anfang wird die Kunstpolizei eine große Anzahl von Arbeitern anstellen müssen, um nur die Zieraten von den Berliner neuen Häusern abreißen zu lassen. Die sind zum Wahnsinnigwerden! In Berlin leidet man am horror vacui in der Architektur! (Auf einer ganz kleinen Fläche am neuen Dom befinden sich als Flachreliefs: wenn ich nicht irre ein Sarg, vier Fackeln, zwei Petroleum-Lampen, zwei Helme, zwei Fahnen, ein Aschenbecher, ein Adeler und zwei Paar gekreuzte Infanterie-Seitengewehre.) Vielleicht ließen sich zu diesem Zweck Soldaten beurlauben, auch Anarchisten fänden gute Verwendung, ja, man könnte dergestalt ihren unheilvollsten Trieb ausnutzen und schwächen.

In einer Pferdebahn, die am Reichstagsgebäude vorbeifuhr, hörte ich neulich folgendes Wort: „E', sieh nur die vielen Eckchen, Kapitälchen, Figürchen und Säulchen, da werden sich mal die lieben Vögelchen freuen, überall können sie ihre kleinen Nesterchen hinbauen!“ Man errät, die Dame war aus Ostpreußen. In diesem Falle hätte sich die Kunstpolizei mit dem Tierschutzverein in Verbindung zu setzen, ob derselbe die Verunzieraten des Reichstags zu solchem Zwecke erhalten will.

Die Nationalgalerie ist mit Ausnahme weniger Räume nur den mit Kunstkarten Ausgezeichneten zu öffnen. Im übrigen erhalte man sie aber sorgfältig: in anderen Ländern hat man in solche Gebäude das Maximum versammelt, bei uns bis vor kurzem das Minimum — das hat sein Interesse.

In der Siegesallee ist mit der Aufstellung einer doppelten Schützenkette von Kunstschutzleuten zu beginnen, mutmaße ich.

Ein Teil der vorhandenen Litteratur wird zu verbrennen sein. Man verstehe mich, ich meine nicht die aus sogenannten moralischen Gründen sogenannte schädliche Litteratur, sondern die kunstschädliche: Als Romane von: — Doch niemand kann die Völker, kann die Namen nennen. —

Ein Exemplar jedes Buches hat jedoch auf der königlichen Bibliothek für zeitgeschichtliche Studien zu verbleiben. —

Sie meinen, ich übertreibe? Bitte: Es hat allerdings Kulturen gegeben, in denen eine Kunstpolizei nicht von nöten war!

Da erinnere ich mich einer überlieferten Thatsache aus der Renaissance: Ein Bildhauer hatte einer Statue um ein Beträchtliches zu kurze Beine gemacht. Er bemerkte es erst nach deren Aufstellung. Er ging abseits und erhängte sich —! Zur Nachahmung empfohlen!

Den hier Frohlockenden sei nebenbei gesagt, daß Etwas zu kurze, viel

zu kurze Beine haben und doch ein heiliges Kunstwerk sein kann. Anton von Werner malt nie zu kurze Beine!

Natürlich wird die Kunstpolizei auch strafen müssen (so lange andere Polizei noch strafen muß). — Die Zeitungs-Kritiker sind erst mal zu töten, was man nachher noch mit ihren Leichen beginnen will — lasse ich vorerst unentschieden. Sonst mag die Kunstpolizei von der Todesstrafe abstehen, dafür kann Verbannung eintreten. In ferne Gegenden. In wasserarme Einöden. An menschenleere, vereinsamte Orte. Die minder verderblich wirkenden Künstler und Kunstwerke kann sie vielleicht nach Afrika schicken. Jedes Jahr ungefährlichere: So ließe sich sogar eine neue Bildungs- und Erziehungsmethode ausproben: per absurdum ad astra, zu deutsch: von Anton von Werner zur Kunst. Ihn könnte man dort unten ja zum Akademiedirektor ernennen!*) —

Gleicherweise hätte die Kunstpolizei auch im eigenen Lande positiv zu wirken. Sie soll mit allen Mitteln auf die großen Kunstwerke, die wir besitzen, hinweisen, sie ans Licht ziehen.

Wie wäre es z. B., wenn man einen Kunstschutzmann als Wegweiser in die Nähe der Tuaillon'schen Amazone stellte? — — — — — — — —
— —

So weit war ich mit dieser Skizze, die mir zur Ausarbeitung einer Reichstagsvorlage dienen sollte, gekommen. Ich dachte mir: Der Staat hat ja alles aufs Schönste zur Verfügung: Die Soldaten, die Anarchisten, das Geld! Es ist unbegreiflich, daß er das heiligste Gut der Nation so lange unbeschützt gelassen hat. Vermöge einer solchen Kunstpolizei ließe sich eine Generation heranziehen, von der nur noch große Kunst überhaupt ausgehalten wird. Kunst, in deren Nähe man seiner Seele die Schuhe auszieht und leiser spricht ....

Unter solchen Gedanken schlief ich ein, gegen Morgen kam mir ein Traum! Mir träumte, ich ginge im Sonnenschein durch Berlin spazieren. — Von ungefähr kam ich in die Nähe eines Schaufensters, in dem ein Ölgemälde ausgestellt war, ich sah es .... im selben Augenblicke hatte ich den mir eigenen Rückenmarksschauder und schrie aus Leibeskräften: „Kunstschutzmann! Kunst—schutz—maann!“ Er stand gerade in der Nähe und kam heran.

„Kunstschutzmann, ich beantrage Verhaftung des Malers dieses Bildes, er hat mein Kunstgefühl, meine Kunstsittlichkeit verletzt.“

„Kommen Sie mit mir auf die Wache,“ sagte er da, „Sie sind verhaftet.“

*) Soeben teilt mir ein Freund mit, daß die Venusneger bereits eine starkentwickelte Stil-Kunst besäßen, dadurch wird mein Vorschlag antiquiert.

Ich falle beinahe aus allen Träumen. Wie er mein Entsetzen sieht, sagt er: „Das Bild ist vom Präsidenten der Kunstpolizei selber gemalt, Sie ....“

„Um Gotteswillen, wer ist das?“ frage ich bebend.

„Nun weiß der Mensch nicht, wer Kunstpolizeigeneral ist! Anton von Werner, Sie — — — — —“

Glossen zur diesjährigen Berliner Kunst-Ausstellung.

Von Eugen Reichel.

(Berlin.)

I.

Malerei.

Wenn wir uns in Berlin an den 20 oder 30 Kunst-Ausstellungen, welche die Privat-Salons uns in den 8 Wintermonaten bescheren, übersättigt haben, so öffnet der große Ausstellungs-Palast seine breiten Thore; und die General-Abspeisung für alle, welche zur bildenden Kunst in einem guten oder auch in gar keinem Verhältnisse stehen, beginnt. Wer um diese Zeit nicht Maler oder Bildhauer ist, pflegt erregungslos die heiligen Hallen zu betreten; kaum, daß ihm ein Schauder über den Leib rieselt, wenn er daran denkt, daß er hier wieder einmal die sogenannte große Kunst ernst nehmen und sich den überfüllten Magen noch mehr beladen soll. Aber es gehört nun einmal zu den Vorurteilen der „Gebildeten“, unausgesetzt nach dem Stande der Kunst zu forschen; und diesem Vorurteile verdanken es die Künstler, daß ihre großen Jahresbörsen, die mit erschrecklicher Regelmäßigkeit in allen sogenannten Kunststädten wiederkehren, immer aufs neue sehr ernst genommen werden. Es ist eben ohne Zweifel etwas Großes, sagen wir Heiliges, um die Kunst, auch da, wo sie sich auf dem ganz gemeinen Boden des Handelsmarktes herumtreibt; und um das Haupt jedes ausstellenden Künstler-Geschäftsmannes schwebt ein mystisches Etwas, das dann am hellsten und zugleich am mystischsten leuchtet, wenn an einem seiner Geschäftsartikel das Wörtchen „Verkauft“ klebt.

Ich scheine hier zu scherzen; und es giebt ja der Gesichtspunkte genug, von denen aus diese feierlichen, entweder von der allerhöchsten Person des Landes selbst oder von Ministern und entsprechenden Persönlichkeiten protegierten und eröffneten Kunst-Ausstellungen mit Humor betrachtet werden können. Aber nicht nur das materielle Elend, das in den meisten Fällen hinter den bunten Bildern und den gespenstisch weißen Bildwerken scheu verborgen kauert, kann den nachdenklichen Besucher dieser Kunstjahrmärkte sehr ernst stimmen, auch die Kunst selbst, obschon sie mit diesen Jahrmärkten wenig zu thun hat, ist in jedem Falle eine ernste, das nationale Empfinden tief berührende Sache, vorausgesetzt, daß sie eine nationale Kunst und nicht nur eine mit allen möglichen Auslandreizen kokettierende Salondirne ist.

Wie steht es nun in diesem Jahre mit unserer deutschen Kunst, soweit sie sich in unsern Ausstellungssälen den Blicken der Eingeweihten und der Laien zeigt? Wir sind

seit langem gewöhnt, in unsern Zeitungen die bösesten Dinge über unsere Berliner Ausstellungen und unsere Berliner Kunst zu lesen — da wird für gewöhnlich in einem Tone über alles spezifisch Berlinische gesprochen, der uns schamrot machen, uns bedauern lassen könnte, daß wir in diesem von allen Musen und Grazien gemiedenen Kunststalle zu Hause sind. Ja, wenn uns von allen Wänden die Werke des Auslands entgegenleuchteten, wenn uns überall dort, wo ein deutscher Name auf dem Bild stand, etwas Schottisches, Französisches oder Holländisches entgegenschmunzelte — dann war's etwas anderes — dann stand auch das verlotterte Berlin wieder mal auf der Höhe der Kunst! Aber wenn man nach diesen Herrlichkeiten erst herumsuchen mußte, wenn es keine Kunstschweinereien à la Lesser Nöy und Konsorten zu bewundern gab — dann war's aus mit Berlin — dann verdiente diese Kunstkaserne nur noch Fußtritte der Verachtung.

Ich fürchte, die Fußtritte werden auch diesmal nicht ausbleiben. Denn man muß in diesem Jahre wieder sehr lange nach den spärlichen Auslandswerken herumsuchen; und den Kunstgenien, die mit einer an Perversität grenzenden Wollust über ihre Leinwand herzufallen pflegen, hat man diesmal fast gar keinen Raum zugestanden. Ich freue mich dieser Thatsache, und jeder, dem die Kunst, in welcher Gestalt sie sich zeige, ein Stück nationalen Lebens ist, wird sich mit mir freuen. Aber die Freude wäre nicht groß, wenn sie sich nur über das äußern dürfte, was der Ausstellung fern geblieben ist; tief und echt kann sie nur sein, wenn sie sich an dem Vorhandenen auslassen darf.

Bietet unsere diesjährige Ausstellung Grund zu dieser tiefen, echten Freude?

Ich möchte die Frage weder mit Enthusiasmus bejahen, noch kleinlaut verneinen. Die Ausstellung ist gut, in mehr als einer Beziehung sogar sehr gut. Schon allein die Fülle vortrefflicher, zum Teil sogar ausgezeichneter Landschaften macht unsere Ausstellung zu einer Sehenswürdigkeit. Wie Ludwig Dettmann den Nachmittagsonnenschein auf seinem bunten Dorfstraßenbild leuchten läßt, wie Bergmann, Canal, Dücker, Feldmann, Flickel, Frank, Frenzel, Freudemann, Gussow, Henke, Overbeck, Schweitzer, Volkmann u. a. m. uns die von ihnen geschaute Natur vor Augen stellen, das ist eine Lust zu sehen. Auch die träumerischen Stimmungsorgien unseres Hermann Hendrich lassen wir überall, wo wir ihnen begegnen, gern auf uns wirken. Nächst den Landschaften machen sich die Bildnisse bemerkbar; sie treten diesmal nicht so ordinär aufdringlich hervor wie sonst wohl; es scheint, als ob die Jury gerade in diesem Genre scharf gewütet hat; aber einige von ihnen (ich erwähne die Prachtstücke von Ferraris, Max und Sophie Koner, Herkomer, Verheyden) sind Perlen der Ausstellung. Zurück tritt diesmal das Stillleben und das Historienbild; das historische Genrebild ist (von E. v. Gebhardts schlicht empfundenem „Elias" abgesehen) wenigstens durch Anton von Werners große Leinwand (Prinz Wilhelm am Sterbebette des alten Kaisers) vornehm, wenn auch ohne tiefere Beseelung vertreten; und was an religiösen, mystischen und phantastischen Gemälden vorhanden ist, geht so ziemlich unter im Weltlichen und Gesunden, das diesmal in allen Sälen vorherrscht. Ziemlich, wo nicht ganz einsam, steht der merkwürdige Schuster-Woldan mit seinen wundersam leuchtenden, an gewisse Prachtwerke der alten venetianischen Malerei erinnernden Gemälden — seine drei Bilder sind köstliche Erfüllungen von dem, was seine vor einigen Jahren im Salon Schulte viel bemerkten Tafeln zu versprechen schienen; aber sie erwecken noch köstlichere Hoffnungen! Glück auf den Weg!

Ohne viel Namen zu nennen (ich hätte ihrer wohl einige Dutzend nennen können, denn des Trefflichen ist, wie schon gesagt, recht viel vorhanden), habe ich unserer diesjährigen Ausstellung die verdiente Huldigung dargebracht. Aber der Respekt vor dem

Guten, was geleistet worden (Berliner, Münchener, Düsseldorfer haben so ziemlich zu gleichen Teilen Gutes geliefert), soll mich nicht hindern, nun auch auszusprechen, was mir sonst noch auf dem Herzen liegt. Ich bin Deutscher; ich betrete eine deutsche Kunstausstellung mit der Empfindung eines Deutschen und erwarte deshalb von jeder deutschen Kunstausstellung, daß sie mit diesen Empfindungen übereinstimmt. Wie steht es nun damit auf unserer Ausstellung? Ich bekenne ganz offen, daß mich diese Frage etwas kleinlaut macht. Wenn ich mit der Sprache heraus soll, so muß ich sagen: ich vermisse auch an dieser deutschen Kunstausstellung den herrschenden deutschen Charakter. Nehmen wir zuerst die Landschaften. Es sind unter ihnen einige, die uns ein Stück deutschen Landes charakteristisch so wiedergeben, daß wir sie unter 1000 Schilderungen fremden Landes als deutsche Naturscenerien heraus erkennen würden; aber gerade diese Ausnahmen stehen oft in der Ausführung nicht so hoch, daß man gern bei ihnen verweilt, während uns Landschaften, die mehr oder weniger undeutschen Charakter zeigen, oft durch malerische Feinheiten lebhaft anziehen. Da giebt es deutsche Flachlandschaften, die so warm und weich, die nahezu schwül, um nicht zu sagen geil gemalt sind und bei denen man eher an jedes andere Stück Erde denkt, als gerade an unser Vaterland. Da giebt es Landschaften mit dunkelblauen Teichen, mit blauen Lüften, wie man sie kaum in Italien sieht, mit cypressenartigen Bäumen, mit gelben, grünen, blauen und roten Unmöglichkeiten, die alle den Anspruch erheben, ein Bild von deutscher Landschaft zu liefern. Was soll das alles? Wenn in Schottland die Natur so schwül und so fleckig bunt ist, wie sie uns von den schottischen Malern gezeigt wird — wenn die Natur in Norwegen so coulissenhaft bunt aussieht, wie sie auf Normanns derb hingewischten Tafeln erscheint — wenn sie in Schweden, in Holland, in Frankreich und in anderen Ländern wieder anders, das heißt so ausschaut, wie sie auf schwedischen, holländischen und französischen Gemälden zu sehen ist — dann sieht unsere deutsche Natur weder so aus, wie die Natur auf den Bildern der Schotten, Norweger, Schweden, Holländer und Franzosen, noch hat sie denselben Stimmungscharakter. Nun ist es ganz offenbar das Unglück unserer talentvollen Landschaftsmaler, daß sie ihre heimatliche Natur immer nur durch irgend eine ausländische Schablone sehen können; und so kommt es, daß unsere Landschaftsmalerei kaum irgendwo auf dem festen Boden der Heimat steht. Das ist sehr bedauernswert, wird sich aber nicht eher ändern, bis unsere Landschaftsmaler daran denken werden, nur auf dem Boden zu ackern, auf dem sie erwachsen sind und nur mit den Augen zu sehen, die sich an der sie umgebenden Natur, nicht an Bildern, die so und so lange Mode sind oder gewesen sind, entwickelt haben. Der Maler und zumal der Landschaftsmaler kann sich den Begriff Heimat gar nicht eng genug denken; aber dann muß es auch wirklich seine Heimat sein. Und so spreche ich es hier aus, was ich schon früher an anderer Stelle des öftern ausgesprochen habe: die deutsche Landschaftsmalerei muß eine Heimatsmalerei werden, wenn sie gesunden soll. Wer in Baden geboren und groß geworden ist, soll nicht märkische, wer in Pommern geboren ist, nicht schlesische Natur malen, denn nur die Landschaft kennt man genau, in der man aufgewachsen ist. Was helfen uns Phantasielandschaften, und wenn sie so schön sind wie etwa Heinrich Vogelers Frühlingsbild — aus der harmonisch in sich ruhenden Natur muß die Wirkung hervorgehen — alles andere ist unecht und gemacht, mag es noch so schön gemacht sein, noch so fein wirken. Es giebt vielleicht nur einen Landschaftsmaler bei uns, der sein heimatliches Stück Erde ganz echt wiedergegeben hat — Karl Scherres, der eigentliche Schöpfer der ostpreußischen Landschaft. In den Gemälden dieses Meisters steht wirklich die ostpreußische Natur mit ihrem ganz eigenartigen Stimmungszauber vor uns;

und es ist ganz unwesentlich, ob die Technik, in der diese Bilder gemalt sind, nachahmungswert ist oder nicht. Mögen jüngere Meister anders malen — wenn sie nur imstande sind, uns ein Stück deutscher Erde genau so überzeugend, genau so naturecht vor Augen zu führen.

Mit dem Genrebild sieht es ähnlich, wenn auch etwas besser aus. Hier kennen wir alle eine Reihe von Künstlern, welche uns für verschiedene deutsche Stämme Typisches geschaffen haben; aber von diesen Ausnahmen abgesehen, herrscht auch in der Genremalerei die Physiognomielosigkeit vor, obwohl es doch jedermann klar sein muß, daß ein ostpreußischer Bauer und Kleinbürger, ja selbst ein ostpreußischer Bourgeois, eine ostpreußische Frau sich sehr wesentlich von einem Bauern, einem Bourgeois, einer Frau des Rheinlands unterscheiden.

In der Historienmalerei herrscht noch fast überall die sogenannte „Idealität" vor. Arthur Kampf hat einmal eine That vollführt — sie ist ziemlich vereinzelt geblieben. Auch von Prell kennen wir echt deutsche Werke; und hier und dort taucht gelegentlich etwas gesundes Volkstümliches auf. Aber das gestellte Idealbild ist immer noch Trumpf.

Und nun gar die eigentliche Idealmalerei, das, was man die große Kunst zu nennen pflegt! Wie selten ist da eine Spur deutschen Geistes, deutschen Empfindens — wie selten ist da deutsche Art zu finden! Immer wieder begegnen wir da den Austreibungen des ersten jüdischen Menschenpaares, der aus dem Meere auftauchenden hellenischen Venus und anderen Vorgängen, zu denen wir weder als Deutsche noch als moderne Menschen in irgend ein Verhältnis kommen können; und weil die Maler zu diesen veralteten Stoffen natürlich auch kein richtiges, naives Verhältnis haben, so werden diese Bilder entweder theatralisch oder kalt manieriert. Kein Mensch hat eine rechte Freude an ihnen — wenn die Kritik sie lobt, so staunt die Menge sie wohl empfindungslos an; aber eine Wirkung wird nicht erreicht. Das Kunstwerk wird für keinen Beschauer zum Erlebnis. Geht nun gar ein Maler ganz über jeden begreifbaren Vorgang hinaus, wie diesmal etwa der begadte Exter in dem sinn- und geschmacklosen Triptichon, so rächt sich die Heimatlosigkeit am schwersten: Zeit und Begabung werden dann für ein Nichts in bedauernswerter Weise vergeudet.

Soll uns Deutschen eine volkstümliche Idealmalerei erstehen, so ist es vor allen Dingen nötig, daß unsere Maler an die alten deutschen Sagen und Märchen anknüpfen. Hier sind die herrlichsten Schätze noch erst zu heben; denn in diesen Sagen und Märchen hat unser Volk, d. h. haben die alten Sänger und Weisen unseres Volkes ihr Bestes, ihr Nationalstes gegeben. Wie Richard Wagner sich aus diesem nationalen Born Lebenskraft für seine Kunst schöpfte, so ist sie dort für jeden Künstler und zumal für den Maler, den Bildhauer zu schöpfen. Freilich — hier zum Neuschöpfer zu werden, ist nicht leicht. Adam und Eva, den Gekreuzigten, die Venus und andere verbrauchte Typen zu verarbeiten, ist ein Kinderspiel dagegen. Aber die Kunst soll auch nicht leicht sein; und wem diese nationale Idealmalerei zu schwer ist, der soll scherzende Mädchen oder saufende Bauern malen, aber die lieben „Eltern des Menschengeschlechts" und die Götter Griechenlands schlafen lassen. An Versuchen, unsere Idealmalerei und durch sie auch das Genre auf nationalen Boden zu stellen, hat es in den letzten Jahren nicht gefehlt. Einige Maler und Bildhauer hatten sich vor einiger Zeit sogar mit mir zusammengethan und einen Verein „Edda" gegründet, der auf recht klägliche Weise zu Grunde ging. Aber allen diesen Versuchen fehlte bisher der große Zug; ja, wie ein auf der diesjährigen Ausstellung zu sehendes Gemälde „Heldenlieder" von Karl Hartmann beweist, sie streiften oft genug haarscharf die Grenze, wo das Ernstgemeinte

ins Lächerliche umschlägt. Aber trotzdem sind alle diese Versuche sehr ehrenwert; sie bereiten den Boden für den Genius und die großen Talente, die uns hoffentlich recht bald erstehen und endlich eine große nationale Kunst schaffen werden. Dann wird auch die bildende Kunst wieder sein, was sie von rechtswegen sein soll: ein allgemeines nationales Bedürfnis. Dann wird das Publikum sich nicht mehr an den großen Gegenständen der Kunst befangen vorbeidrücken und sich mit den Geschichtchen und Scherzchen begnügen, die ihm geschickte Handwerker auf die Leinwand werfen.

Möchte es doch recht bald dazu kommen!



Auch ein Hoftheater.

Kaiser Wilhelm II. hat seinen Berliner Bühnen Worte herrlichster Anerkennung gezollt. Sie haben beredte Widersprecher gefunden. Es ist nun aufgefallen, daß er in seiner Rede an die Mitglieder der Berliner Hofbühnen vergessen hat, die drei anderen Theater zu erwähnen, die sein Wille beherrscht: die Hofbühnen zu Wiesbaden, Hannover und Cassel. Vom Wiesbadener Theater spricht und hört man viel. Weniger vom Hannoverschen, am wenigsten vom Casseler.

Mehr freilich redet man vom Casseler Königskuchen und Casseler Rippspeer. Und nicht so mit Unrecht. Das sind höchst realistische Dinge, aber appetitlich und nahrhaft. Was man von der Casseler Hofbühne nicht sagen kann.

Das Publikum dort ist ziemlich kühl und spröde. Es hat keinen Teufel im Leibe. Es erwärmt sich höchstens mal auf dem Olymp, wenn „Wilhelm Tell" herunter gedonnert wird. Freilich thut das Hoftheater nichts, um das Publikum zu erziehen; es will weder eine „Waffe" sein, wozu die Berliner Hoftheater nach kaiserlichem Wunsche dienen sollen — sonst könnte es nur als Holzschwert in Knabenspielen dienen —, noch kann es das Publikum „heranbilden" — sonst käme die Bildung eines Peter Simpel heraus. Es ist nichts als eine triviale Unterhaltungsbühne vom Range eines mittleren Stadttheaters.

Daran ist freilich die Leitung schuld. Weniger der Intendant Freih. von und zu Gilsa. Ein alter Herr in den Sechzigern, ehemaliger Offizier, von dessen Tapferkeit schneidige Kopfnarben rühmlich Zeugnis ablegen, ist er in eine Stellung gekommen, die er nicht auszufüllen vermag. Man kann den Kopf mutig dem feindlichen Kavalleriesäbel entgegen strecken, und doch nicht befähigt sein, ein Theater zu leiten. Das ist gewiß billige, aber richtige Weisheit. Und so überläßt der sehr beliebte alte Herr die gesamte Leitung dem Hofrat Zulauf. Das ist der Typus der strebsamen Beamtenseele. Einst diätarisch beschäftigter Bureauschreiber und Rendant, der mit $22\frac{1}{2}$ Silbergroschen angestellt war, der treulich alle Monate die Gagen auszuzahlen hatte, hat er sich nach und nach durch seine subalternen Fähigkeiten zum eigentlichen Herrn der Casseler Hofbühne heraufgeschwungen. Er entscheidet alles, er weiß alles, er kennt alles und alles besser, als andere Menschen; geistig eine vollkommene Null, steht er in ewigem Kampfe mit allem, was Schauspieler, Regisseure u. s. f. an Neuerungen einführen wollen.

Dieser Mann hat den Niedergang des Casseler Hoftheaters auf dem Gewissen. Von neuen Stücken wird immer das flotteste und thörichteste Zeug angenommen; kaum

daß einmal der Name Hauptmann und Sudermann aufgetaucht ist. Aber Schönthan und Kadelburg, Benedix und L. Fulda, Victor Neßler und Blumenthal, v. d. Pfordten und Koppel-Ellfeld, dieser Stumpfsinn wird dem Casseler Publikum mit Behagen vorgesetzt. Nur einmal öffnete sich die Bühne dem Schaffen eines neuen Namens. Ein Frl. Mathilde Paar konnte mit zwei Stücken debütieren, weil sie praktisch genug war, als Casselanerin geboren zu werden. Und von einer Langweiligkeit W. Henzens „Savitri" möchte ich lieber ganz schweigen.

Die Art der Rollenverteilung wird niemand begreifen, höchstens vielleicht Herr Zulauf. Von einer Ausnutzung der wirklich vorhandenen Talente ist keine Rede. Dafür könnten viele Belege beigebracht werden; vor Gastspielen weiß man sich nicht zu retten, und engagiert wird niemand. Wie es vor zwanzig Jahren war, so muß es noch heute sein. Tradition ist alles, Talent ist nichts.

Hätten wir nicht in Cassel die Abonnements-Konzerte des kgl. Theater-Orchesters, man könnte von einem künstlerischen Leben in diesem Hoftheater überhaupt nicht reden. Leider thut die Casseler Presse in keiner Weise ihre Pflicht. Wohl aus Unfähigkeit nicht. Zu einem schneidigen Donnerwetter fehlt ihnen der Mut und das Können. Und dann . . . Herr Zulauf, Hofrat und sonst was, erlaubt es ja nicht.

So sieht ein Hoftheater aus, das einzige einer großen Residenzstadt! Wird kein Privatunternehmer den Mut haben, dem Hoftheater zu zeigen, was Kunst ist?

Cassel. Mucius Mornus.



Kritik.

Deutsche Litteratur im Auslande.

In der „Revue de Paris" (15. Juni) veröffentlicht Edgard Milhaud eine kenntnisreiche Studie über die sozialistische Propaganda in Deutschland. Zum Schluß spricht er auch von der Volksbühnenbewegung in Berlin. Unrecht hat der Verfasser mit der Behauptung, daß die ursprüngliche „Freie Volksbühne" Dr. Bruno Willes im Dienste der sozialistischen Propaganda stand. Erst als sich aus der „Freien Volksbühne" eine „Neue Fr. V." abzweigte — jetzt geleitet von Bruno Wille und Ludwig Jacobowski — die nur dem Grundsatz „Die Kunst dem Volke" huldigte, wurde die alte „Fr. V." — geleitet von F. Mehring und K. Schmidt — rein sozialdemokratisch. -o-

„Das Bild des Signorelli" von R. Jaffé, das auf vielen deutschen Bühnen mit größtem Erfolge aufgeführt worden ist, wurde in Venedig entschieden abgelehnt; nur wegen der vorzüglichen Leistung Zaeconis konnte das Stück zu Ende gespielt werden. -o-

Im Verlage der Zeitschrift „Litteraturno naukowny Wistnik" (London) ist soeben eine Übertragung von Gerhart Hauptmanns „Webern" von Michajlo Pawlik erschienen. Der Übersetzer hat seine Aufgabe trefflich und würdig gelöst. So kommen u. a. das Weberlied, das Gebet des alten Hilse unbeeinträchtigt zu ihrer vollen packenden Wirkung, und wohl mancher ruthenische Bauer, wenn er dies liest oder hört, mag mit dem alten Baumert ausrufen: „jedes Wort — da is alls a so richtig, wie in dr Bibel". Die Sprache

des kleinrussischen Volkes ist ja auch trefflich geeignet, die Äußerungen der Seele dieser schlichten, armen und gequälten Menschenkinder wiederzugeben. Angefügt ist der Übersetzung ein kurzer Abriß von Hauptmanns Leben und Werken von Iwan Franko in Anlehnung an die Schlenther'sche Hauptmann-Biographie. Georg Adam.

Lyrik.

Gisberte Freiligrath hat Übersetzungen („Englische Dichter". Halle a. S., Otto Hendel. 1 Mk.) nach Shelley, Moore, Keats, Swinburne u. a. herausgegeben. Leider war der Wille stärker, als das Können. Den Ansprüchen, die wir heute an die Übersetzungskunst stellen, ist die Verfasserin fast nie gerecht geworden. Wer ein Gedicht wie „Non dolet" von Swinburne so holprig und reizlos wiedergiebt, sollte die Dichter ungeschoren lassen. Dichter übersetzen heißt nicht, sie wie Hühner rupfen. —i.

Konrad Telmann: Von jenseits des Grabes. Lebenslieder eines Toten. Dresden, E. Reißner.

Hermione von Preuschen: Noch Einmal „Mors Imperator". Ein Requiem für Konrad Telmann. Dresden, E. Reißner.

Ich weiß und unterschreibe alles, was heute und zu allen Zeiten in der künstlerischen Kritik als unverrückbare Norm gilt. Ich weiß aber auch, daß unter uns Kunstrichter hantieren, die die Toga unerbittlicher Gerechtigkeit nur anlegen, um zugleich ihrer persönlichen Rachsucht und ihrer unmenschlichen Gemeinheit zu fröhnen. Aus reiner Liebe zur dreimalheiligen Kunst würden sie keinen Finger rühren. Telmann und die Preuschen wüßten wohl ein Lied davon zu singen, von der Bosheit in der künstlerischen Rechtspflege, von der Niedertracht im Namen der litterarischen Gerechtigkeit. Aber das edle Liebespaar sang dieses Lied nicht. Und was heute „von jenseits des Grabes" von Konrad Telmann zu uns dringt, stammt aus totwunder Brust zwar, aber aus der heiteren Seele des Künstlers, des Weisen, erhaben über zeitgenössische Würdelosigkeit. Mancher stolze Sang ist darunter, von dem nur eingeweihte Freunde wissen, wie tiefem Leid und körperlichem Elend er abgerungen wurde von dem heldenhaften Geiste des edlen Dichters. Und schwerer noch als der Dichter scheint uns die Genossin seiner Liebe und seiner Kunst in der Heimsuchung des herbsten Schicksals zu stehen — und wie ergreifend ist ihr zartes Bild als heroische Kämpferin in einem Leben voller Widerlichkeiten und Fehlschläge. Wie stiehlt sich oft die Verzweiflung in die mutigen Worte, wie droht ihr das Herz zu brechen unter dem jubelnden Liebesschrei. Aber erschütternd wirken selbst die künstlerisch schwachen Seiten ihres Requiems, denn das Weh ist echt, die Not ist empfunden, die Resignation ein endgültiger Verzicht. M. G. C.

„Liederborn." Gedichte von Emma Croon-Mayer. 3. Aufl. Leipzig. G. Körner.

„In Dur und Moll." Gedichte von Clemens Drache. Bautzen. E. Hübner. 1897.

„Traum und Rausch". Gedichte von R. Wagner. Leipzig. W. Friedrich.

„Poetische Stichproben" von Schejtan-ul-Alei. Zürich. J. Schabelitz. 1897.

„Husarenlieder" v. E. H. Straßburger. Straßburg i. E. Fr. Engelhardt. 1898.

Emerson sagt: „Es ist nicht das Metrum, sondern ein Metrum schaffender Stoff, der ein Gedicht macht." Davon ausgehend, meine ich, daß es bei der Poesie nicht mit ein bißchen Versmaß, Wohllaut und Klang abgethan ist, und daß man der Dichtung daher nur einen schlechten Dienst erweisen würde, wenn man Versbehandlung für poetische Intuition ausgeben wollte, wie es so oft geschehen ist und noch jetzt geschieht. Es gehört ein bißchen mehr dazu, ein bißchen mehr sogar als Emerson andeutet — näm-

lich: „Wie ich in der Musik hören und **empfinden**, in den bildenden Künsten schauen und **empfinden** will, so will ich in der Poesie, wo möglich, alles drei zugleich.“ (Th. Storm.)

Von dem formbrechenden Stoffe ganz abgesehen, habe ich bei Durchsicht der zweihundert so und so viel Gedichte zwar etwas gehört und gesehen — aber **empfunden** habe ich nichts — es müßte denn Langeweile gewesen sein.

Damit wäre ich bei **Emma Croon-Mayers** „Liederborn“ angelangt. Wie das Buch drei Auflagen erleben konnte, ist unbegreiflich. Man müßte denn Versgewandtheit für Poesie ansehen und Gedichte wie „Die deutsche Eiche“ (S. 197) „Aus alter Zeit“ (S. 187) u. a. der guten Meinung halber für gut nehmen. Ich kann es nicht.

Ebenso ergeht es mir bei **C. Draches** „In Dur und Moll“. Wieder diese abstrakten — moralisierenden Gedanken in abgetragenen Versformen und nebenbei noch Banalitäten wie „Heimliche Liebe“ (S. 65), „Das Veilchen“ (S. 73) und „Die Wasserfee“ (S. 82), wo es zum Schluß vom unglücklichen Bayernkönig heißt:

— Der König sinkt
An ihre Schwanenbrust
Und ihre kühlen Küsse trinkt (?)
In nie geahnter Lust.
Es freut sich ihrer Beute
Die schöne Wasserfee,
Es schweigt das Pfingstgeläute . . .
Still ruht der See —

Nun von den besseren Dilettanten zu den schlechteren, bei denen es des öftern noch mit der Form und der Sprache hapert. Da wäre vorallererst **R. Wagner**, der sich in „Traum und Rausch“ in den unmöglichsten Apostrophierungen, wie: „zack'ge“ — „ruh'g“ — „dionis'sche“, „neck'sche“ gefällt — um schließlich Zola anzurempeln. (S. 68).

„Wenn eure Hoheit Branntweindichtung lieben,
Könnt ich euch Zolas assomoir empfehlen.“

Und nun einige „Stichproben“ von **Schejtan-ul-Ali**. Die werden wohl ohne Kommentar genügen, wenn ich sage, daß es noch nicht die schlechtesten sind:

?

„Die Nacht durchwacht — 's ging schrecklich zu;
Nun heult (?) wa eine Katz' —
Zur Arbeit der Tag, die Nacht zur Ruh';
Fürwahr ein weiser Satz . . . . (S. 92.)

Frühlingsahnen.

Warum das Herze höher schlägt —
Waher das seltsame Gemahnen?
Wenn man den Pelz ins Leihhaus trägt,
So ist es doch ein Frühlingsahnen! (S. 23.)

. . . .

E. H. Straßburgers „Husarenlieder“ aber haben mir nur gezeigt, daß es außer guten Soldatenliedern, wie sie Herwegh, Mosen, Liliencron &c. gedichtet, auch sehr schlechte giebt. **Josef Stibitz.**

Dramen.

Der Bärenhäuter. Teufelsmärchen von **Hermann Wette**. (Berlin, Köln, Leipzig. Albert Ahn. 1897.)

Totentanz. Eine Aschermittwochsdichtung von **Marx Moeller**. Mit Bildschmuck von **Fidus**. (Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr). Leipzig 1898.)

Als einen Gegenschlag gegen den Naturalismus, welcher seit der Mitte der achtziger Jahre gegen die Kunst für Backfische mit ihrer Prüderie, Schönfärberei und Verlogenheit energisch Front machte und mit starker Einseitigkeit das gesellschaftliche Leben in seinem vollen Umfange zur Darstellung brachte, muß man die in den neunziger Jahren auftauchende und an Bedeutung gewinnende Märchendichtung bezeichnen, die ihren größten Bühnentriumph in Engelbert Humperdincks „Hänsel und Gretel“ feierte. Man war der Welt, wie sie der Naturalismus schilderte, überdrüssig; man fühlte sich in ihr nicht mehr recht wohl; man hatte die Empfindung, daß es außerhalb der harten, traumlosen Wirklichkeit noch etwas gäbe, was bisher nicht zum Ausdruck gekommen war und im Innern des Menschen, nach Äußerung und künstlerischer Gestaltung förmlich verlangend, verborgen ruhte: das See-

liche. Und in dem naiven Volksmärchen, dieser schlichten, aus dem tiefsten Volksgemüt entsprossenen Schöpfung, fand man das wieder, was einem das Leben und die Litteratur der Gegenwart nicht bot. Hieraus erklärt sich auch der Beifall, den die Märchenspiele bei ihrem Erscheinen gefunden haben. Zu derselben Dichtungsgattung nun gehört auch das vorliegende Teufelsmärchen: „Der Bärenhäuter“, das als Oper mit der Musik von Arnold Mendelssohn bereits an der Darmstädter Hofbühne aufgeführt worden ist — mit welchem Erfolg, ist mir unbekannt. Den Text des Werkes vermag ich nicht sehr hoch zu stellen. Der Verfasser ist auf dem Gebiete der Theaterdichtung kein Neuling mehr; es sind schon zwei dramatische Arbeiten von ihm zur scenischen Darstellung gelangt, und es ist ihm gelungen, aus dem bekannten Märchen vom Bärenhäuter, das fast gleichzeitig und nach eigener Versicherung unabhängig auch Siegfried Wagner zum Vorwurf einer Oper genommen hat, eine sehr bühnenwirksame Dichtung zu schreiben — soweit ich nach dem Lesen zu urteilen vermag. Durch die eingehende Schilderung des Höllenlebens und das Hereinziehen von allen möglichen allegorischen Gestalten sucht der Dichter seinem Werk einen breitern Hintergrund zu geben, doch verfällt er dabei zu sehr ins rein Äußerliche und Theatralische. Zudem ist die zu Grunde liegende Liebesgeschichte nicht originell und mit wirklich innerlicher Wärme, sondern in konventioneller und oft uninteressanter Weise gestaltet worden. Der eigentliche, echte Märchenton fehlt so ziemlich ganz. Nur eine einzige Scene, die erste, in der das Liebespaar auftritt, möchte ich wegen der darin zum Ausdruck kommenden muntern, gemütlichen Volkstümlichkeit anerkennend hervorheben.

Als eine Schöpfung, die auf die Bezeichnung „Kunstwerk“ thatsächlich Anspruch erheben kann, muß ich hingegen das zweite vorliegende Drama, den „Totentanz“ bezeichnen. Es ist eine mystische, symbolische, von einem gewissen märchenhaften Schleier umwobene Dichtung, welche das plötzliche, geheimnisvolle Nahen des Todes schildert. Mitten in den Festjubel eines Schlosses tritt er hinein; um die edle, hoheitsvolle, glücklos lebende Königin, die von ihrem elenden Gatten beim Eintritt der Pest schnöde verlassen worden ist, wirbt er voll Teilnahme und erlöst sie durch seinen Kuß vom Leben, während er dem fühllosen, charakterlosen Schranzenvolk gegenüber ohne Erbarmen das Schwert braucht. Diese von Fidus mit echt künstlerischem Feinsinn illustrierte „Aschermittwochsdichtung“ enthält viel wahre, tief innerlich ergreifende poetische Stimmung, die ihren schönsten Ausdruck in der Scene vor dem Todeskuß findet. Auf die Erzeugung dieser Stimmung ist das Hauptbestreben des Dichters gerichtet, weniger auf die Charakteristik der einzelnen Gestalten, welche im ganzen etwas schemenhaft erscheinen. Bedauern muß ich nur, daß das Werk an einem in der Anlage beruhenden Kompositionsfehler leidet, der sich nicht beseitigen läßt. Marx Moeller hat nämlich in die Haupthandlung mit ihrer ernsten, ahnungsvollen Stimmung einige mit dem Ganzen innig und organisch verbundene komische und satirische Elemente eingefügt, und diese, die noch dazu etwas breit ausgeführt sind, zerreißen für jeden feiner Empfindenden die Dichtung ganz jäh und störend in zwei Teile und beeinträchtigen dadurch stark den Gesamteindruck. Paul Sszymank.

Tote Zeit. Drama von Ernst Hardt. (Berlin, S. Fischer, 1898.)

Priester des Todes. Dreizehn Novellen von Ernst Hardt. (Berlin, S. Fischer, 1898.)

Ein neues, eigenartiges Talent ist es, das aus diesen beiden Büchern spricht und auf das ich heute nur mit wenigen Worten aufmerksam machen will.

Zuerst das der Tragödin Eleonore Duse gewidmete Drama „Tote Zeit“. Ich möchte dieses Drama eigentlich ein Gedicht nennen, zu dessen rein lyrischer Grundstimmung der

Autor das dramatische Gewand benützte, vielleicht, um die Stimmung nicht zu trüben. Der Mangel an Handlung ist daher auch zunächst nicht fühlbar und man wird beim Lesen unwillkürlich in den Bannkreis gezogen, mit dem der Künstler seine Menschen umgiebt. Auf diesen lyrischen Grundton sind auch die Dialoge abgestimmt, etwa in der Art, wie Ibsen seine Menschen in eine Stimmung kleidet, die den Leser oder Zuschauer fesseln muß. Aber hier geschieht es zu einem andern Zwecke. Nicht um mittelst der schweren, lastenden Stimmung den Zuschauer zu hypnotisieren, damit er hernach um so williger für die Lehren ist, die ihm der nordische Erzieher beibringen will, — sondern um des Hypnotisieren selbst willen. Es soll keine Lehre mitgeteilt werden, sondern eben nur eine Stimmung. Dies wäre es, was Ernst Hardt in der Technik mit Ibsen gemein hat und was ihn von ihm unterscheidet.

Die Fabel des Stückes ist sehr einfach und ohne Zwang. Irgendwo an einem stillen, kleinen See, der von dunklen Bergen umgeben ist, draußen in der Einsamkeit wohnen sie: Günther Vollmar, ein Dichter, ein verinnerlichter, verträumter Mensch ohne große Kraft, aber mit der stillen Beschaulichkeit eines, der das Schöne und Tiefe im Menschenleben sucht; Estelle Vollmar, sein Weib, eine zarte, kränkelnde, sehnsüchtige Natur, die trotz aller Liebe zu ihrem Gatten langsam dahinsiecht aus Mangel an Leben und Wirklichkeit; und Fräulein Dora Gordon, die reiche Mühlenbesitzerin, die einst Günther nahe stand, aber von ihm nicht geliebt wurde und nun zu ihnen zog, um ganz für die beiden und deren Kind zu leben. Sie ist es, die Leben in die öde, traurige Einsamkeit bringt. Sieben Jahre leben sie so dort oben am See, „in heiliger Dreieinsamkeit“. Da setzt die Handlung ein. Alexander Wiegand, der einst Estelle geliebt, aber um des Freundes Willen verzichtet hatte, kommt nun zu Besuch und will teilnehmen an ihrem Glück und sich seiner großen That der Vergangenheit freuen. Aber er findet kein Glück dort oben: ein verkümmertes Weib findet er und einen weltentfremdeten Träumer. Wieder lodert die alte Liebe empor. Und er entschließt sich, alles zur Aussprache kommen zu lassen. Aber die Wirkung ist anders, als er es gewollt. Günther erkennt das Wertlose, Sinnlose dieses ganzen Lebens, der toten Zeit; er erkennt, daß er Estelle diese Liebe nicht geben kann, die sie braucht, um nicht in Gram und Vereinsamung zu Grunde zu gehen. Da geht er in den See. Diese letzten Scenen gehören zu den stimmungsfeinsten des ganzen Werkes.

Weniger ausgereift als dieses Drama ist das Novellenbuch Ernst Hardts, wenngleich sich darin gerade die ersten Elemente einer ursprünglicheren, robusteren Kraft finden, die nicht bloß stillen, grübierischen Seelenproblemen nachspürt, sondern auch der vollen, mannigfachen Wirklichkeit. So hat die zweite Novelle „Gardinenwäsche“ ein packendes soziales Moment zum Vorwurf, das in knapper, plastischer Sprache behandelt wird. Viel Phantasie verraten die eigenartigen Novellen „Priester des Todes“ und „das Galgenbruch“. Dort ist es der Wahnsinn, der sich langsam an dem Anblick grausiger, sündhafter Schönheit verzehrt, hier sind es die Hingerichteten, die in einer schauerlichen Nacht zusammentreten, um Rache an denen zu nehmen, die sie langsam und mit Überlegung gemordet haben, an den grausamen Lebenden, die den Opfern ihrer Gerechtigkeitsliebe tausendfältige Qualen bereiteten, wo jene nur dem Zwang des Augenblickes gehorcht hatten. — Diese, sowie auch die anderen Novellen (der arme Pepe, das Faltenhemd, Vom Leben ꝛc.) sind ausnahmslos wertvolle, mit großer Innigkeit und feinem Verständnis vorgetragene psychologische Studien, die die Begabung Hardts bekunden und auf eine reiche Zukunft hinweisen. Es ist darum auch nicht zu bezweifeln, daß Ernst Hardt

aus seiner jetzigen Stimmungsatmosphäre heraustreten und den schroffen Ernst des gegenwärtigen Lebens seiner künstlerischen Gestaltung unterjochen wird. Denn die Gestaltung der Kraft, der hoffnungsfreudigen, am Leben und an der Zukunft formenden Kraft vermisse ich noch zum größten Teil. Sie ist ja aber auch nur das Produkt einer langsamen Reife.

G. Macasy.

Romane und Novellen.

Die Dekadenten. Psychologischer Roman von Gerhard Ouckama. (München 1898. Piloty u. Loehle.)

Das Erfreuliche an dem Buch ist nicht, was der Titel, noch was der Untertitel verspricht. Die Dekadenten — nicht eine breite Milieuschilderung ist es, die Typen, die uns vorgeführt werden, die hysterische Tier- und Menschenfreundin, die zur fanatischen Sozialistin wird und gegen ihre eigenen Familienangehörigen die wütenden Instinkte der Masse anstachelt, der brutale Lüstling, der feige Genußmensch, der schwächliche, übersensitive Offizier, den ein alltägliches Liebesabenteuer in die Klauen eines Erpressers bringt, der allmählich ein begüterter und geachteter Bürger wird — diese Figuren und ihre Erlebnisse erinnern recht sehr an Romane aus jener älteren Zeit, in der die Dekadenz noch nicht erfunden war. Und was die Psychologie des Buches angeht, so beschränkt sie sich im ganzen und großen auf Gedanken und Einfälle, die den Personen des Romans, vor allem einem gewissen Devoge, dem Raisonneur des Verfassers, in den Mund gelegt sind. Diese Psychologie giebt sich als allerhand Mystik, Spiritismus und Fernseherei. Es wird uns eine moderne Lenormand vorgeführt, eine höchst rätselhafte Frauensperson, äußerst sensibel und hysterisch, die sieht, was sich in der Vergangenheit und an fernen Orten ereignet. Der Roman, auch der psychologische, scheint mir freilich nicht der rechte Ort, um solche Erzählungen von so furchtbar wichtigen Dingen anzubringen. Es ist von jeher das Recht des Dichters, zu erfinden. Herr Ouckama aber macht offenbar den Anspruch, daß wir an diese Dinge glauben sollen, glauben, nicht in dem künstlerischen Sinne, daß seine wenn auch ersonnene Welt lebendig und konkret durch die Schöpferkraft seiner Phantasie vor uns ersteht, sondern in dem wissenschaftlichen Sinne, daß er ein nüchterner Berichterstatter ist, der Wahrhaftes berichtet. Verlangt er solches von uns, dann darf er nicht mehr erfinden: er sprengt selbst den Rahmen der Kunstwerke und ist verpflichtet, für seine Behauptungen Beweise und Gewährsmänner beizubringen. Dies that er indessen nicht im mindesten. Es ist gefährlich und vermessen, auf diesen dunklen Grenzgebieten das Halbwissen und den Aberglauben des gewöhnlichen Lesepublikums mit der Autorität des Poeten zu verführen und zu verwirren. Überdies ist die Weltanschauung, die dem Roman zu Grunde liegt, selbst verworren und widerspruchsvoll. Ouckama predigt oder läßt vielmehr durch seinen Raisonneur predigen die unendliche Verfeinerung der Sensibilität, die Abnahme der „geringeren Gaben“, als die er unter anderen physischen Mut, Wachsamkeit, Lebendigkeit des Instinkts bezeichnet, und behauptet, diese Dekadenz des Körpers in Verbindung mit dem Triumph des Spirituellen, Unsinnlichen, Übersinnlichen werde dazu führen, die Menschheit auf den Gipfel der Vollendung zu führen und zwar — durch die Arbeit. Da scheinen mir vielerlei Gedankensätze und Ausläufer noch unklar durcheinander zu wogen, und vielleicht ist die Lehre des Raisonneurs darum so mit Geheimnis umsponnen, weil es dem Verfasser selbst bisher nicht geglückt ist, seine ein bißchen sozialistisch, ein bißchen spiritistisch schillernden Ideen zu fassen und zu vereinbaren. Vor allem aber ist es ihm nicht geglückt, diese seine Tendenzen künstlerisch zu gestalten: wir müßten in

Gestalten **sehen**, was wir jetzt nur in **Worten** zu hören bekommen.

Recht erfreulich aber ist das Buch trotzdem: als Verheißung. Es offenbart ein starkes Talent, vor allem eine erquickliche Sprachbegabung. Schon jetzt versteht es Oudama, mit Fremdartigem, oft Seltsamem zu fesseln. Ich wünsche dem mir unbekannten Verfasser, er möchte noch jung sein. Jedenfalls werden wir uns den Namen Oudama merken dürfen.

G. Landauer.

Gleichheit von **Edward Bellamy**. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.)

In stillen Stunden einer gewissen Verstimmtheit, wie sie dem hart um seine Existenz ringenden geistigen und körperlichen Arbeiter sowohl wie dem wohlsituierten, für fremdes Leid aber empfänglichen Menschenfreunde des öfteren beschieden sind, ist uns der Gedanke einer allgemeinen Vermögensgleichheit gewiß sehr sympathisch und Bellamys vorliegendes Buch, das nur die Fortsetzung seines „Rückblicks aus dem Jahre 2000" darstellt, scheint in der That das Bild eines wahren Musterstaates zu geben, in welchem gleichmäßig Glück und Lebensgenuß einem jeden Bürger sich darbieten; aus dessen Grenzen die Gespenster der Sorge, des Hungers, des Elends auf ewig verbannt sind. Das ganze Land ist eine einzige große Genossenschaft; alle Produkte werden ohne Gewinn für den Unternehmer hergestellt und fließen in gewaltige öffentliche Warenhäuser, aus denen jeder zu billigsten Preisen seine Bedürfnisse deckt. Jeder Bürger hat einen für jedes Jahr festzusetzenden Anteil an der Nationalproduktion und leistet nur der Allgemeinheit seine Dienste. Das Geld ist thatsächlich abgeschafft und existiert nur noch als Wortbegriff: den Wert seiner Jahreseinnahme von ca. 4000 Dollars trägt jeder Staatsbürger in seiner Kreditkarte bei sich. Diese ist nur für seine Person gültig, verliert nach Ablauf des betr. Jahres ihre Geltung, sodaß auch der geizigste Sparer niemals zu einer noch so geringen Kapitalansammlung gelangen kann. Alles Privateigentum ist verschwunden, kein Mensch kann mehr Mangel leiden — mit einem Worte, ein idealer Zustand, wie ihn nur ein Träumer sich aussinnen kann. Das Schlimme an der Sache ist nur, daß Bellamy seine Phantasien in eine zu langweilige, gründlich und wissenschaftlich **sein** sollende Form gebracht hat, als daß man sie einfach als Dichtungen behandeln und sich an ihnen erfreuen könnte. Nein, er will ernst genommen werden; und das ist schade. Denn der unbefangene Leser muß zu der Gewißheit kommen, daß das anfangs so verlockend erscheinende Leben in dem Zukunftsstaate der „Gleichheit" aller der Reize entbehrt, welche es lebenswert machen könnten. Der Mensch hört eben auf, Persönlichkeit zu sein, wird zum kleinen Rädchen in einem gewaltigen Mechanismus. Ich bezweifle sehr, daß in dem Staate des Herrn Bellamy irgend welche Erfindungen gemacht, vor allem irgend welche künstlerische Thaten vollbracht werden dürften, denn gerade für die letzteren muß die kasernenmäßige Ordnung der einzelnen Individuen geradezu ertötend sein. Die Mietkasernen beseitigt Bellamy, aber er setzt an ihre Stelle ein einziges großes Kasernensystem für ein ganzes Reich. Für das ganze System ist folgender Satz bezeichnend, den der fürchterlich redselige Dr. Leete über die farbige Rasse ausspricht: „Die Bevölkerung von erst kürzlich befreiten Sklaven bedurfte einer wirtschaftlichen Lebensordnung unter zwar wohlwollenden, aber festen Bedingungen. Dafür war das neue System geradezu wie geschaffen." Man kann kein treffenderes, wenn auch vernichtenderes Urteil über das Buch und das von ihm empfohlene System fällen. Fürwahr, für befreite Sklaven mag solch eine Gesellschaftsordnung heilsam sein, aber für freie Menschen nimmermehr. Mag sein, daß wir Menschen — wie manche Weise sagen — keinen freien Willen haben; aber wer uns die Fiktion von der Selbstbestimmung

raubt, wer den Schleier von der Zukunft reißt und uns in ihr ein zwar sehr anständiges aber bewegungsloses ewiges Einerlei zeigt, das zu verändern wir keine Macht haben — der ist nicht unser Wohlthäter. Daß Bellamys neues Buch hunderterlei Gedanken im Leser anregt, daß es ihn fesselt und hypnotisiert, ist zweifellos: es ist, als ob man einem geschickten Zauberkünstler zusähe, dessen Kunst uns im Moment des Schauens frappiert, während wir doch im tiefsten Innern die lächelnde Empfindung haben, daß alles nur eine liebenswürdige Täuschung sei. Aber „mundus vult decipi“ dachte Bellamy, als er sein Buch schrieb.

Th. Geißler.

Walther Siegfried: Um der Heimat willen. (Berlin, Schuster und Löffler.) W. Siegfrieds erstes Buch, die Künstlergeschichte „Tino Morait“, hat einiges Aufsehen erregt, und einige Hoffnungen wachgerufen. Weniger der zweite Teil des Buches, die von Erich Schmidt etwas bombastisch erhobene pathologische Psychologie, als der erste Teil, eine zwar farblos und stillos geschriebene, aber ehrlich beobachtete Schilderung aus dem Treiben einzelner Münchener Künstler, konnte als Versprechung gelten. Siegfried hat diese Hoffnung nicht erfüllt. Das allzureich gespendete Lob einzelner Beurteiler ließ ihn sich ganz einseitig im Sinne des zweiten Teils seines Buches entwickeln. Das folgende Werk, „Fermont“, ist ein beträchtlicher Rückschritt. Das neueste, mit dem wir uns hier zu befassen haben, zeigt den Verfasser um ein gutes Stück weiter auf dem Wege zu einer gut bürgerlichen und herzlich unbedeutenden Abgeklärtheit. Ihn mit Keller oder Meyer zu vergleichen, wie es unerhörterweise von einigen Kritikern geschah, ist entweder eine unverständige Geschmacklosigkeit oder eine unverschämte Reklame. Ich gebe gern zu, daß der Verfasser offenbar sich geplagt hat, ein gutes Buch zu schreiben, aber angesichts der Versuche, ihn zu einem Dichter emporzufälschen, ist es mir unmöglich, über sein gutgemeintes Buch schweigend zur Tagesordnung überzugehen, und kein Urteil erscheint mir scharf genug gegenüber solchen Halbtalenten, die höchstens ein grammatikalisch nicht anfechtbares Deutsch schreiben. Kein Hauch echt dichterischen Geistes ist in dem farblosen und pedantischen Buch zu finden. Eine recht harmlose Familienblatthistorie, ein wenig rührend, ein wenig nach Größe und Weltanschauung schielend, als Ganzes eine unfreiwillige Parodie auf Männer, Stimmungen, Gedanken höhern Ranges: Der Herr Wasserbauinspektor Heinrich Faust ins Modern-Technische und Schweizerisch-Tüchtige übersetzt, lädt eine imaginäre Schuld auf sich; sich hierfür zu strafen, lebt er mit dem Mädchen seiner Liebe in platonisch wilder Ehe (man denkt vielleicht an ein ähnliches Motiv in Kellers Romeo und Julie; aber wie genial ist das Motiv bei Keller gewendet, gegenüber der Nüchternheit seines „legitimen Erben!“). Ein rachsüchtiger Kollege bringt die ganze Geschichte an den Tag und der Held entschließt sich, nachdem er doch nicht anders kann, seine That in ihrer erdrückenden Harmlosigkeit dem Staatsanwalt zu bekennen; er wird verurteilt, das Volk wird unruhig und er bringt sich um „um der Heimat willen“. Wenn ein großer Stoff groß behandelt wird, entsteht ein großes Werk. Ein neutraler Stoff von einem echten Dichter behandelt, wird ein sehr gutes und interessantes Werk geben (vergleiche vieles bei Keller, Storm, Meyer, Turgenjew, Daudet; zwei Drittel unsrer guten Litteratur gehören hierher!). Ein großer Vorwurf von einem kleinen Dichter behandelt, giebt eine schmähliche Mißgeburt (nomina sunt multa, sed odiosa). Ein pedantisch-kleinlicher Stoff von einem gutmütigen, aber schwachen Dichter ausgeführt, giebt — „Um der Heimat willen“, Novelle von Walter Siegfried.

Josef Hofmiller.

Doktor Jx. Ein Roman von Karl Larsen. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe von E. Brausewetter. Mit einer

Einleitung von Arne Garborg. (Berlin, Schuster und Löffler.)

Ich habe das Buch von der ersten bis zur letzten (168.) Seite sehr sorgfältig gelesen. Keinen Augenblick verließ mich die Spannung: Jetzt kommt's! Es kam aber nur bruchstückweise, in langen Abständen — und schließlich fühlte ich mich fast geprellt. Die Herren Übersetzer und Einleiter haben auf wohlgezählten 14 Seiten einfach Wunder von dem in Deutschland noch wenig bekannten dänischen Autor versprochen. Sie ließen ein litterarisches Phänomen vermuten, nach dem wir uns die Finger lecken müßten, so erstaunlich an Süße der Überreife, an hypermoderner künstlerischer Verwegenheit sollte sich dieser nordische Leckerbissen uns auf die raffinierteste Zunge legen. Ich bin begierig zu hören, was andere Feinschmecker darüber aussagen, nicht die Spezialisten in nordischer Litteratur, sondern die unbefangenen, geübten Lesekünstler aus allerlei Volk.

M. G. Conrad.

Helene Pawlowna. Roman von Wilhelm Wolters. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.) Preis 4 Mk.

Schlimme Flitterwochen. Novellen von Helene Böhlau. (Berlin, F. Fontane & Co.) Preis 3 Mk.

Sonnige Tage. Roman von Wilhelm Hegeler. (Berlin, F. Fontane & Co.)

Fangen wir mit dem Mindestwertigen an! Leider kann ich mir denken, daß dies Produkt von W. Wolters so rechtes Herzensfutter für allerlei unbefriedigte deutsche Jungfrauen ist. Es ist ja so furchtbar interessant, man höre! Russische Gräfin, Witwe nicht ohne Vergangenheit, bleich, glühend. Klaviervirtuose, dämonisch (selbstverständlich!), mit unheimlich bestrickenden Augen, vor denen jedem Weibe bebend die Kniee schwach werden. Ferner der Sohn jener Gräfin, idealer junger Mann mit guter Gesinnung, Freund und Mäcen jenes Künstlers, weltweit gereist. Und endlich die Titeldame, durchaus Jungfrau, ungeheuer gemütvoll (heißt eigentlich Helene Schubart, wird aber von der Gräfin nach dem Vornamen ihres Vaters, des Komponisten Paul Schubart, Helene Pawlowna genannt), sentimental sehnsüchtelnd, etwas sonderbare Heilige, erst dem Andenken ihres verstorbenen Vaters mit ganzer Seele hingegeben, dann in Freundschaft mit der Gräfin, für die ihr Vater mal entbrannte, aufs Innigste verbunden, bald aber von dem genialischen Klavierhelden, übrigens einem Schüler ihres Vaters, nach allen billigen Kunstregeln der Erotik in Liebe bethört (natürlich nur bis zu einer gewissen Grenze), dadurch in Konflikt mit der eifersüchtigen Gräfin, die der satanische Tastengreifer in längerer Einquartierung eindrücklichst genossen, — wird schließlich Krankenpflegerin bei der „Südafrikanischen Gesellschaft" und lehnt einen Heiratsantrag des Sohnes der Gräfin, welcher ihr bis zum Lazareth in Neu-Ulmtali nachgereist ist, mit der altjungferlichen Begründung ab: „Mir hat Gott beschieden, daß ich nicht für Einen leben soll . . . für die Menschheit zu leben, wird mein Glück sein ... keiner, der mich lieb hat, wird mir dieses Glück nehmen wollen . . . und nun leben Sie wohl ... mich ruft meine Pflicht."

Nach dieser „Helene Pawlowna" liest man die beiden Novellen der Böhlau mit Vergnügen. Man saß in dicker Stubenluft und nun geht das Fenster auf. Frische und Helligkeit strömte herein. Man hat eine hübsche Aussicht und guckt auf amusante Menschen herab. Die Novellen sind flott geschrieben und zeigen den feinen Humor und die psychologische Kunst der Verfasserin. Sie erzählt und schildert in einem leichten, graziösen, oft neckischen, aber nicht oberflächlichen Feuilletonstil die „schlimmen Flitterwochen" eines Münchener Künstlers und seiner jungen, schon mal verheiratet gewesenen, aber wieder geschiedenen Frau. Er gehört zu den Modernen, und gerade in diese Zeit seiner jungen Ehe fällt eine Krisis seines Schaffens und ver-

gällt ihnen die Honigwochen. Die zweite Novelle des Bandes „Glory, Glory, Hallelujah!“ ist ein köstliches Ding. Da wird ein ganzer Stammtisch in der Sommerfrische, lauter gewichtige, würdige, weise Herren mit Gemeinplätzen und schweren Theorieen über das Weib, plötzlich durch das Erscheinen eines kleinen, lieben, netten Mädchens in eine gelinde Revolution versetzt. Wirklich köstlich dieser feine, maitiöse Hohn in der harmlosen Geschichte!

Hegelers „Sonnige Tage“ sind voll Poesie. Er bedarf keines großen, komplizierten Apparates, um die Geschichte in Gang zu bringen. Der Aufbau des Romans ist einfach und klar. Ein junger Oldenburger, ein braver Kerl, geht, um sich von den Strapazen des Referendarexamens zu erholen, nach Genf, macht dort, in dieser wundervollen Landschaft, eine heftige sinnliche Liebe durch, die ihn außer Rand und Band seiner engen Oldenburger Natur zu bringen droht (er denkt sogar daran, Künstler zu werden); aber sein guter Genius verläßt ihn nicht ganz, er kommt zur Besinnung (es war allerdings die höchste Zeit) und kehrt in aller Ruhe zu seiner heimatlichen Braut zurück und wird ein tüchtiger Beamter, d. h. ein Philister, der sich aber zu Zeiten nicht ganz wohl in seiner Haut fühlt und davon träumt, ob er doch nicht am Ende besser gethan hätte, wenn er Künstler geworden wäre — was wir bezweifeln. — Wilhelm Hegeler ist ein talentvoller Künstler; da es ihm aber an Tiefe und Wucht gebricht, muß er sich vor der Gefahr hüten, zu glatt und seicht zu werden. W. Lentrodt.

Klosterjungen. Humoresken von F. Gräfin zu Reventlow und O. E. Tossan. (Leipzig, Kollektion Wigand.)

Nur etwa 30 Seiten von den 190 des Buches entfallen auf die Beiträge der Frau Gräfin Reventlow: „Das gräfliche Milchgeschäft“ und „Christus“ (ein Interview). Allein sie geben so kräftig aus, daß das Buch dadurch erst Gewicht und Bedeutung bekommt und entschieden moderne künstlerische Physiognomie. Tossan tritt trotz seiner räumlichen Ausdehnung neben dieser glänzenden Partnerin so sehr in den Hintergrund, daß einem der Verfasser des prächtigen Buches „Beim Kommiß“ diesmal ordentlich leid thut. Es wäre falsch, den Tossanschen Humoresken, den Unterhaltungswert als Zeittotschlaglektüre abzusprechen, aber es wäre ebenso falsch, sie in die lebendige Litteratur, in die vollblütige moderne Kunst einzureihen. Sie enthalten allzuviel papiernes Gefüllsel, allzuviel konventionelle Spaßhaftigkeiten. Sie wollen zum Lachen zwingen. Sie sind mit einem Wort nicht naiv. Wie anders springt da alles bei der Reventlow heraus, wie knapp sitzt da jedes Wort. Und man hat bei ihr nicht bloß das Gefühl: Die kann etwas! sondern auch das andere: Die kann noch sehr viel mehr, als sie hier giebt. Hier verbirgt sich mehr als sich enthüllt: eine dämonische Kraft. Eine neue Größe ist im Aufgang.

M. G. Conrad.

Dänische Novellen von Hermann Bang, Sophus Schandorph, Erna Juel-Hansen u. a. Übersetzt von Marie Kurella. (Leipzig, Verlag von Georg H. Wigand.)

Merkwürdige Geschichten von B. Brandes. (Berlin, Verlag von Carl Duncker.)

Abschied, Novellen von Heinz Tovote. (Berlin, Verlag v. F. Fontane & Co.)

In den „Dänischen Novellen“ hat Marie Kurella eine Auswahl getroffen, die ihrem Geschmack entschieden Ehre macht. Es hält schwer, die einzelnen Geschichten der vorliegenden Sammlung in die üblichen Prädikate „Gut“ oder „Minderwertig“ unterzubringen; man kann bei genauerer Durchsicht getrost das letztere streichen. — Jede der einzelnen Novellen erobert nicht nur durch die Vornehmheit des Stils, sondern auch durch das Eigenartige und doch so Natürliche des Motivs. Wer diese Novellen liest und in der modernen deutschen Litteratur nur ein ganz

klein wenig bewandert ist, muß unwillkürlich an Arno Holz denken, der in seinem „Papa Hamlet", „Der erste Schultag" u. s. w. nur zu lebhaft an diese Auswahl dänischer Novellen erinnert. — Was Charakteristik der handelnden Personen und Schilderung des Milieus anbetrifft, so hat Hermann Bang in „Ein schöner Tag" wohl das beste der ganzen Sammlung geleistet; ihm ebenbürtig an die Seite zu stellen ist Berndt Lie, dessen Novellen „Matje Kajsa", „Rinderpest" und „Madame Larsen und ihr Mittelkind" den nationalen Charakter am meisten wahren, sowie gesättigt von einem feinen, fast an Ironie grenzenden Humor sind. — Die Übersetzung ist eine ganz vorzügliche, und erweckt nirgends das bedauernde Verlangen, das Original vermissen zu müssen. — Jedenfalls darf das deutsche Publikum Marie Kurella Dank wissen, daß sie namhafte Autoren Dänemarks in dieser Auswahl ins Deutsche übertragen hat.

In den „Merkwürdigen Geschichten" des Herrn B. Brandies macht sich wieder einmal jene fade Mittelmäßigkeit breit, die alles andere lieber thun sollte, als langweilige Bücher von 263 Seiten Inhalt zu schreiben. — Die erste Novelle des Bandes „Wie man in Spanien einen Heiligen feiert" kann, wenn auch keinen künstlerischen, so doch wenigstens einen ethnologischen Wert für sich in Anspruch nehmen; es handelt sich darin um eine harmlose Madrider Straßenscene. Die anderen Novellen dagegen sind seichte und alberne Kindereien, Hundegeschichten, Altjungfernleiden u. s. w. Wie aus der Reklame im Anfang des Buches ersichtlich, ist der Verfasser kein Neuling mehr, sondern hat bereits sechs derartige Dilettantenkinder in die Welt geschickt. Hoffentlich läßt er es mit diesem siebenten Bande genug sein. —

Heinz Tovote hat nach Jahren des Schweigens wieder einen neuen Novellenband veröffentlicht, den er „Abschied" genannt hat. Der Titel rührt von der ersten Novelle der Sammlung her, welche auch zugleich die längste, wenn auch gerade nicht die beste ist. Auch in dem vorliegenden Bande ist Tovote jener pikante Salonplauderer aus Berlin W. geblieben, als welcher er sich vor Jahren mit seinen Liebestragödien „Im Liebesrausch", „Frühlingssturm" u. s. w. eingeführt hat. Seine Milieuschilderung, die Charakteristik seiner Personen sind stets reich nuanciert und entbehren niemals eines intimen, prickelnden Reizes, der lebhaft an die französische Schule erinnert. Nur Naturschilderungen gelingen ihm nicht immer, weil seine Feder mehr für das kleine und zierliche des Salons, als für die großen und gewaltigen Offenbarungen der Natur geschaffen zu sein scheint. — In dem vorliegenden Bande ist der Autor dort am glücklichsten, wo er das spezielle Leben der Berliner Mittelschichten anfaßt. „Mutterglück", „Meta", „Anfang und Ende" sind Erzählungen und Skizzen, welche einen köstlichen, lebenswahren Humor atmen.

Ludwig Lessen.

Vermischtes.

Ganser, Dr., Deutscher Dichterhain. (Leipzig, A. Lesimple. 0,60 Mk.)

Wenn ich einem zwölfjährigen Schüler die Aufgabe stelle, ein Schulheft mit Biographien deutscher Dichter zu füllen, so läuft er zum Konversations-Lexikon und schreibt sich ein paar Daten, Namen, Buchtitel ab und in 8 Tagen ist die Arbeit fertig. Dr. Ganser, Regierungsrat und Schulrat (!) hat die Naivetät, so eine Schülerarbeit herauszugeben, und auf 59 Seiten ca. 140 Biographien aneinanderzukleben. Für wen dieses kindische Büchlein bestimmt ist, weiß ich nicht. Ich vermute, für Seifensieder. L. J.

Jens Peter Jacobsens Gesammelte Werke erscheinen jetzt bei Eugen Diederichs in Leipzig (18 Lfrgn. à 0,50 Mk.). Das ist eine Freude für die große Jacobsen-Gemeinde, eine doppelte, wenn man sieht, wie hier feinster Verlegergeschmack eigenartige Typen gewählt und dem Worpsweder Heinrich Vogeler und dem Berliner Mueller-Schoenefeld den bildnerischen Schmuck übertragen hat. Wer seiner Seele Weihe spenden

will, der kaufe in den nächsten Buchladen. Julius Hart schreibt die Einleitung und Marie Herzfeld übersetzt den genialen Dänen. So kann man gewiß sein, daß hier ein schönes Werk von guten Händen dargeboten wird. Und so bereite man ihm guten und festlichen Empfang. — Wir kommen noch oft auf das Unternehmen zurück. L. J.

Sophie Pataky's „Lexikon deutscher Frauen der Feder", Bd. II, ist soeben erschienen (Berlin, Karl Pataky, geb. 10 Mk.). Dieses fleißige Werk wird bald unentbehrlich sein. Es steckt eine Unsumme von Ausdauer und Arbeitsamkeit darin. Die autobiographischen Skizzen machen das Werk ungemein pikant. Vermißt habe ich Frl. Theo Schücking, die Tochter Levin Schückings, die die Briefe der Annette Droste herausgegeben hat und fein abgetönte Novellen schreibt. Und daß unser Hans Merian eine Dame namens Sibylla Rebe (S. 5) sein soll, dürfte seine Männlichkeit am meisten überraschen. L. J.

Bluterneuerung, der Weg zur Gesundheit. Physiologische Beiträge zur Lehre von der Krankheitsentstehung und Krankheitsheilung von Dr. med. H. Hartung, prakt. Arzt. (Leipzig, Oskar Gottwald. 48 S. 8. 1 Mk. 20 Pf.)

H. Hartung ist ein Schüler Julius Hensels. Er sucht in dieser geistreichen Schrift nachzuweisen, daß es in der That möglich ist, durch Bluterneuerung nicht nur Krankheiten zu verhüten, sondern auch zur Heilung zu dringen, ohne daß es nötig wäre, zu den unsichern Kunstprodukten und toxischen Substanzen des alten „Arzneischatzes" zu greifen.

Der Verfasser sucht uns in seinen sachgemäßen, jedem Gebildeten leicht verständlichen Schilderungen davon zu überzeugen, daß mit der Zeit seine von ihm allein für wahr erkannten Heilungslehren allseitig von den Ärzten in ergiebige Nutzanwendung gezogen werden.

Richard Degen.

Französische Litteratur.

Napoleonkultus. In Zeiten politischer und sozialer Unzufriedenheit pflegen Nationen an historischen Größen sich aufzurichten. So blicken auch schon seit einer Reihe von Jahren die Franzosen trostsuchend auf den großen Feldherrn, Gesetzgeber und Herrscher Napoleon zurück. In ihrer Gesamtheit kann man diese fast überirdische Größe kaum fassen; deshalb trachtet man ihr im einzelnen näher zu treten, und so ist über Napoleon schon des Wahren und Unwahren, Historischen und Sogenhaften in Menge geschrieben worden. Es haben sich Verehrer wie Verkleinerer seines Ruhmes in gleicher Anzahl eingefunden, und viele Werke, auch wenn sie den Stempel dokumentierter Glaubwürdigkeit tragen, sind mit Vorsicht aufzunehmen und auf ihren Parteistandpunkt zu prüfen. So sehr jedoch die Verkleinerer, wie Barras in seinen Memoiren, pochen und prahlen mögen, so viel auch an der Person Napoleons auszusetzen sein mag, so wird doch seine Heldengröße nie schwinden. Bei einem Genie, wie Alexander, Cäsar, Napoleon, Goethe zerrinnen die kleinen menschlichen Schwächen gegenüber der genialen weltbewegenden und weltbeherrschenden Idee in ein Nichts. Wie sähe jetzt der Kulturzustand, die staatliche Lage Europas ohne die flammende Erscheinung Napoleons aus? So ist es erklärlich, daß seit einiger Zeit der Napoleonkultus in Frankreich im Schwunge ist und kaum ein Monat verstreicht, ohne daß entweder der Roman, die Memoiren oder die Bühne durch irgend ein Napoleonwerk bereichert wird. Es seien Theaterwerke wie Sardou's Mme. Sans-Gêne, Moreau-Depréś Le Capitaine Floréal und zahlreiche Romane beiseite gelassen und nur einige neueste charakteristische Werke für Napoleons Privat- und Liebesleben und politische Thätigkeit aus der Menge herausgegriffen.

Wie er im ganzen ein Rätsel ist, so auch in seinem Verhältnisse zur Frau. Da suchen die Werke Massons, Napoléon et les femmes, Napoléon chez lui und Turquans Napoléon Amoureux (Librairie Illustrée) aufzuklären. Turquan geht den geheimsten Falten von Napoleons Liebesleben besonders zu leibe: von dessen erstem Auftreten als schmucker Lieutenant in Valence bis zu den einsamen

Stunden auf St. Helena. Dem Leser tritt da eine ganze Blumenlese von Liebesabenteuern zweideutigster Art entgegen, die alle, dem südländischen Blute entsprechend, etwas Pikantes, oft allzu Frivoles an sich tragen. Dabei hatte Bonaparte gegen ehelich geschiebene Frauen Abneigung, aber für Frauen lockeren Lebenswandels eine gewisse Vorliebe; deshalb war ihm auch der Kreis des „Königs der Wüstlinge“, Barras, willkommen, wo er auch Josephine kennen lernte, von der der Autor sagt, sie habe weder Geist und Tugend noch Vermögen besessen, wohl aber Schulden. In Paris suchte Napoleon seine außerehelichen Zerstreuungen aus Schicklichkeitsrücksichten manchmal etwas zu bemänteln und der kaiserliche Hof hatte durchaus nicht den Ruf „großer Ehrbarkeit“, man denke nur an die „Demoiselles d'annonce“. Wenn Napoleon sich sonst gerne über alle menschlichen Gebrechen für erhaben hielt, unterlag er doch mehr als andere in Hinsicht sinnlicher Liebe; die Tugend der Frau war ihm ein leerer Schall. So sehen wir den großen Kaiser während seines ganzen Lebens, im Lagerzelte wie in Versailles und Paris, dem freien Liebesleben ergeben. Verschiedene Momente mögen dazu beigetragen haben: Erstlich das feurige südliche Blut, das unglückliche Altersverhältnis zu Josephine, und endlich der unwiderstehliche Drang, die Anschuldigungen wegen Sterilität zu widerlegen und seinem großen Werke eine Dynastie zu geben. — Das zügellose Liebesleben in Paris zur Zeit des Konsulats und des ersten Kaiserreiches führt uns Turquan in dem Werke Le Monde et le Demi-Monde sous le consulat et l'Empire (Librairie Illustrée) vor. Die blutigen Ereignisse der Revolution hatten ein neues Geschlecht herangebildet und mit diesem sollte die Wiedergeburt eines gesünderen sozialen Lebens angebahnt werden. Napoleon wollte eine Fusion aller Klassen herbeiführen; die gute Sitte zog sich aber in die engsten gelehrten und altadeligen Kreise zurück, und so herrschten bald am Hofe und in den einflußreichen Bürgerkreisen nur mehr die „Veuves des émigrés vivant“, sowie „Nudités gazées“ und ähnliches Gelichter. Dies Bild sozialer Zustände suchen Werke wie Turquans Soeurs de Napoléon und Une financée de Napoléon (Desirée Clary) von D'Armaillé (Paris, Librairie Illustrée) zu ergänzen. Nach zahlreichen bisher ungedruckten Dokumenten gewährt D'Armaillé einen interessanten Einblick in das Verhältnis Napoleons zu dieser durch körperliche und geistige Eigenschaften ausgezeichneten Kaufmannstochter Désirée Clary, die auch auf dem schwedischen Throne nicht strauchelte, ihren ersten Liebesbeteuerungen treu blieb und für den, der sie verlassen hatte, noch die Worte fand: „Wenn ich schon Ihre Liebe verloren habe, so schenken Sie mir doch Ihre Achtung und Freundschaft“; und sie hat diese freundschaftliche Achtung gehalten, denn wäre sie nicht der gute Engel des gegen Napoleon von Haß und Neid erfüllten Bernadotte gewesen, so wäre dieser wie so viele andere weniger schuldige Konspiratoren der Zeit verschwunden.

Trotz all dieser eingehenden Studien wird der große Korse noch lange in Hinsicht der Liebesneigung ein psychologisches Rätsel bleiben, und dies um so mehr, als bei seinem reichen Liebesleben doch die Frauen nur geringen direkten Einfluß auf Staatsgeschäfte übten, und er die Frau stets als inferior zu betrachten pflegte.

Von den zahlreichen Werken, die Napoleon als Herrscher behandeln, führt uns Grandmaison in Napoléon et les Cardinaux Noirs (vergl. auch Napoléon et ses récents historiens, Paris, Perrin) die schon so oft verschieden beurteilte Scheidung des großen Franzosenkaisers von seiner ersten Gemahlin und das Schicksal der dreizehn Kardinäle vor, welche den Mut hatten, durch ihr Fernbleiben von der kirchlichen Trauung (am 2. April 1810) mit Erz-

herzogin Marie Louise ihrer Mißbilligung Ausdruck zu geben. Der Kaiser konfiszierte ihre Güter, sistierte ihre Einkünfte, und untersagte ihnen die Kardinalsabzeichen; sie durften nur schwarze Kleider tragen, daher ihr Name Cardinaux Noirs. Dies Ereignis ist eines der charakteristischesten Momente in der antireligiösen Politik des ersten Kaiserreiches. Der große Korse hatte Königreiche gestürzt, den Willen von ganz Europa unter sich gebeugt, ein mächtiges Reich geschaffen, und wer sollte das große Erbe antreten? — Sich überleben, heißt zweimal leben; die Zukunft sichern, ist klug. — Dieser Gedanke erinnerte ihn an das Schicksal von Alexanders Riesenreiche, und damit war das Los Josephinens besiegelt, auch gegen die Einsprache des Papstes und der Kardinäle. Der ersehnte Erbe sollte vom Vater das Genie und den Ruhm, von der Mutter den souveränen Adel empfangen. — Wie dieses Genie seinen Zwecken alles, selbst die Kirche unterordnete, ersehen wir auch in den dreibändigen Mémoires pour servir à l'histoire de Napoléon Ier depuis 1802—1815 von Méneval (Paris, Dentu), dem Geheimsekretär Napoleons. Dieses Werk ist eine unschätzbare und zuverläßliche Fundgrube für die Geschichtsforschung der angegebenen Zeit, und Ménevals schlichte Darstellung flößt Zutrauen ein; bezeichnete ihn ja selbst Thiers einst in der französischen Kammer als den Mann, über dessen Lippen nie eine Lüge gekommen ist.

Napoleon, von der Vorsehung mit so außerordentlichen Gaben bedacht, ging mit seinen Plänen weit über Europa hinaus, und da stand ihm die Weltmacht Englands im Wege. Um diese zu vernichten, mußte aber das übrige Europa in Schach gehalten werden; dazu sollte Rußland dienen, und daher die russische Alliance unter dem ersten Kaiserreiche. Wie nun diese geworden, in sich selbst schon den Kern des Verfalls barg und so aus den beiden großen Verbündeten zwei Gegner auf Leben und Tod wurden, zeigt uns das Werk des Akademikers Vandal, Napoléon et Alexandre Ier, l'Alliance russe sous le premier Empire (Paris, Plon). Die ganze Tragödie von Tilsit bis Moskau wird vor unseren Augen mit der eines Gelehrten würdigen Objektivität auf Grund authentischer Quellen entrollt. Es standen sich zwei gewaltige Größen gegenüber: Alexander, der Herrscher von Gottes Gnaden, mit nordisch-schwärmendem Geiste und Napoleon, der tyrannische Usurpator, mit seinem „Génie latin".

Diese historische Arbeit, die von hoher Auffassung der politischen Ereignisse zeugt und den Gedanken verfolgt, die Geschichte als Lehrmeisterin der Menschheit anzusehen, klingt in einen wohlthuenden friedlichen Ton für die Zukunft aus, denn die jetzige französisch-russische Freundschaft beruhe auf soliderer Basis, auf dem Streben, den gegenwärtigen Stand der staatlichen Lage zu wahren und den europäischen Frieden zum Wohle aller Nationen zu erhalten. —

Mit den erwähnten Werken ist gewiß die Forschung über Napoleons Person und Zeit nicht abgeschlossen, manches Neue wird noch zu Tage befördert werden, Vorteilhaftes und Unvorteilhaftes, aber das Charakterbild des großen Napoleon wird kaum mehr eine wesentliche Änderung erfahren. M. Mayr.

Büchertisch.

Vom 25. Juni bis 10. Juli liefen bei der Redaktion nachstehende Bücher ein (Besprechung bleibt vorbehalten):

Allais, Henri, Histoires pénales. Paris, Calman Levy. 8. 297 S. 3,50 fres.

Bendler, Georg, Das starke Geschlecht. 2 Nov. Berlin, F. Fontane u. Co. 8. 262 S. 3 Mk.

Fischer, Wilhelm, Grazer Novellen. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 8. 2 Bde. 223 u. 159 S. à 2 Mk.

Fontane, Theodor, Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. Berlin, F. Fontane u. Co. 8. 679 S. 8 Mk.

Graf, Max, Deutsche Musik im 19.

Jahrhundert. Berlin, S. Cronbach. 8. 198 S. 1,50 Mk.

Greinz, Hugo, Ein Gruß nach Tirol. Adolf Pichler u. s. Werke. Lpz., G. H. Meyer. 8. 16 S. Gratis.

Hermann, Georg, Die Zukunftsfrohen. Skizzen. Berlin, F. Fontane u. Co. 8. 179 S. 2 Mk.

Holm, Korfiz, Schloß Übermut. Novelle. München, Albert Langen. 8. 157 S. 1 Mk.

Jokai, Moriz, Durch alle Höllen. Histor. Roman. 2. Aufl. Breslau, S. Schottlaender. 8. 275 S. 3 Mk.

Koegel, Fritz, Gedichte. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 8. 208 S., eleg. geb. 4,50 Mk.

Lorentzen, Th., Arbeiter-Partei oder Revolutions-Partei? Wer hat Recht, Naumann oder ich? Kiel, Lipsius u. Tischer. 8. 100 S. 0,50 Mk.

Martens, Kurt, Roman aus den Décadence. Berlin, F. Fontane u. Co. 286 S. 8. 3,50 Mk.

Maupassant, Guy de, Gesammelte Werke. Bd. III. Dtsch. v. Georg Freih. v. Ompteda. Berlin, F. Fontane u. Co. 8. 271 S. 2 Mk.

Derselbe, Das Brillanthalsband und andere Novellen. München, Albert Langen. 8. 154 S. 1 Mk.

Meyer-Förster, Wilhelm, Derby. Sportrennen. Stuttgart, Dtsche. Verlagsanstalt. Geb. 4 Mk.

Ompteda, Genz Freih. v., Weibliche Menschen. Novellen. Berlin, F. Fontane u. Co. 8. 323 S. 3,50 Mk.

Orschildt, Prof. H., Aus der Werkstätte der Natur. Berlin, Schall u. Grund. 8. 364 S. 5 Mk.

Ossip-Lourié, Pensées de Tolstoi. Paris, Felix Alcan. 12. 2,50 frcs.

Pichler, Adolf. Letzte Alpenrosen. Erzählungen a. d. Bergen. Lpz., Georg Heinrich Meyer. 2 Bde. 165 u. 168 S. 8. 4 Mk.

Derselbe, In Liebe und Haß. Elegien und Epigramme a. d. Alpen. 2. verm. Aufl. Ebenda. 8. 102 S. 2 Mk.

Derselbe, Die Tarquinier. Trspl. in 5 A. 2. Aufl. Ebenda. 8. 120 S. 2 Mk.

Derselbe, Marksteine. Dichtungen. 2. verm. Aufl. Ebenda. 8. 208 S. 3 Mk.

Polko, Elise, Getrennt, Roman. Breslau, S. Schottlaender. 8. 173 S. 3 Mk.

Rosner, Karl, Dekorative Kunst im 19. Jahrhundert. Berlin, S. Cronbach. 8. 198 S. 1,50 Mk.

Schen, Robert u. Otto Stoeßl, Ware. Wiener Stück in 3 A. Leipzig, Robert Friese. 127 S. 8.

Schröder, E., Kaiser Friedrich im eigenen Wort. Breslau, S. Schottlaender. 8. 91 S. 1 Mk.

Straßel, Alfred, Das Haus der Leiden. Novellen. Lpz., Robert Friese. 8. 155 S. 2. Aufl.

Studemund, P., Die Stellung des Christen zum Luxus. Stuttgart, Chr. Belser. 8. 38 S. 0,60 Mk.

Tannenberg, Heinrich, Die Religionsforschung u. d. histor. Prinzip. Friedrichshagen-Berlin, E. Teistler u. Co. 8. 22 S. 0,50 Mk.

Derselbe, Was ist Religion? Ebenda. 8. 45 S. 1 Mk.

Tschechoff, Anton, Starker Tabak und andere Novellen. München, Albert Langen. 8. 150 S. 1 Mk.

Wörner, Birger, Allerhöchst Plaisir. Ein Barock-Interieur. A. d. Schwed. v. F. Marr. Berlin, S. Fischer. 8. 96 S. 1 Mk.

Zorrilla, Don José, Don Juan Tenorio. Deutsch von Johannes Fastenrath. Dresden u. Lpz., Carl Reißner.

Wir bitten, sämtliche Manuskript-, Bücher- rc. Sendungen ausschließlich an

Dr. Ludwig Jacobowski, „Schriftleitung der Gesellschaft"

Berlin S.W. 48, Wilhelmstr. 141

zu senden. Unverlangten Manuskript-Sendungen ist stets Rückporto beizufügen.

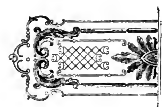
Leipzig, Querstraße 23.

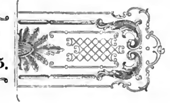
Verlag der „Gesellschaft".
Hermann Haacke.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin.
Verlag der „Gesellschaft": Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Carl Otto in Meerane.



Hm de Regnier



1898
—
Heft 15.


Majestät.

Improvisation von Michael Georg Conrad.

(München.)

(Fortsetzung.)

Einige Monate später machte der König die Probe auf Selbstbewußtsein bei dem geringeren Versuchstier. Lakaienseele, vor!

Es waren ja an sich prächtige Leute, die ihren Beruf keineswegs verfehlt hatten. Majestät wollte sie gar nicht kränken, indem er mit ihnen experimentierte. Nur ihr Feingehalt an Individualität sollte festgestellt werden.

„Morgen in schwarzer Maske, verstanden?"

„Majestät befehlen: in schwarzer Kleidung, wenn ich recht verstehe?"

„Nein, in schwarzer Maske. Eine schwarze Larve vor dem Gesicht, deutlicher gesagt. Ich habe lange genug die nackte Visage gesehen."

Der König dachte bei sich: „Der Kerl wird tödlich gekränkt sein. Er wird in die Berge desertieren und lieber als Wildschütz sich durchschlagen, als jetzt mit der Narrenlarve Fasching spielen. Das ist ja eine unerhörte Zumutung. Der arme Bursch dauert mich förmlich."

Und zum andern Lakaien: „Du trägst fortan ein Siegel auf der Stirn. Ein dickes rotes Siegel. Meinetwegen kannst du dein Stammwappen draufdrücken oder einen Reichsthaler oder deinen heiligen Schutzpatron: Ich habe lange genug deine Dummheit ungesiegelt ertragen."

Der König dachte bei sich: „Der Mensch ist ja nicht einmal dumm, er ist in seinem Fache sogar geschickter und zuverlässiger als mancher Minister. Ich kann ihm jedoch nicht helfen, er muß seiner Menschenwürde auf den Zahn fühlen lassen. Die Physiologen und Irrenärzte erlauben sich im Namen der Wissenschaft noch viel schauderhaftere Dinge mit Hunden,

Kaninchen, Fröschen, Narren und anderen beliebten Tieren. Das Siegel thut ja nicht weh. Und wenn's ihm zuwider ist, braucht er mir nur Trotz zu bieten. Ich wünsche nichts sehnlicher."

Und zum dritten Lakaien: „Hereinkriechen künftig! Nicht mehr aufrecht auf den Füßen. Ich weiß deine Gestalt auswendig. Ich will sie neu sehen."

Und zum vierten Lakaien: „Nicht mehr anklopfen, sondern kratzen an der Thür. Ich bin des Klopfens müde. Ich liebe Abwechslung im Geräusch. Ich will sehen, ob du gesunde Nägel hast. Also kratzen, mit aller Kraft, und wenn das Blut von den Fingern läuft!"

Und der König dachte wieder bei sich: „Nun habe ich vier treue Diener gekränkt. Sie werden mir den Laufpaß geben. Hätten sie eine Ahnung von meiner Absicht, würden sie mich auslachen. In jedem Falle werde ich den Kürzeren ziehen. Ich werde mir morgen frische Leute kommen lassen und mich an sie gewöhnen müssen."

Weit gefehlt!

Am nächsten Morgen, als sich der König nach einer arbeitsamen Nacht zu Bett begab, bedienten ihn vier bekannte Menschen: der eine mit einer schwarzen Maske vor dem Gesicht, der andere mit einem dicken roten Siegel auf der Stirn, der dritte auf allen Vieren kriechend, der vierte wie ein Krallentier mit allen zehn Fingern an der Thür kratzend — zum Erbarmen.

Der König war sehr traurig über dieses Ergebnis seines Seelen-Experimentes. Aber schließlich kam ihm doch das Lachen. Die herrlichen Verse des Sophokles fielen ihm ein: „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch." Und er fügte bei: „Ja, edler Sänger, so ferne der Mensch kein Hundsfott ist."

Die Biedermänner jedoch dachten in ihrem Lakaiensinn: „Der König ist verrückt, sonst könnte er nicht solche Dinge von uns fordern. Solche Possen kann nur einer verlangen, dem's im Oberstübchen rappelt."

Daß sie solche Possen willig ausführten, fanden sie vernünftig und vollkommen in der Ordnung. Und in die Nachbarschaft hinein bliesen sie die loyale Bemerkung: „Es ist nicht mehr geheuer im Kopf eines gewissen allerhöchsten Herrn" und machten dabei eine sehr überlegene Miene.

— — —

Plötzlich fühlte der König das Verlangen, eine seiner geliebten großen Theater-Aufführungen zu sehen. Dazu mußte er in die Residenzstadt, die ihm so unleidlich geworden.

„Aber ich werde die Aufführung für mich allein haben, ganz allein? Kein Mensch wird außer mir und dem ausübenden Personal im Hause

sein?" befahl er seinem Intendanten. „Und die Vorstellung wird eine Stunde vor Mitternacht beginnen, da ich zu einer andern Zeit nicht in Stimmung bin?"

Der Intendant lächelte, als trüge man ihm einen schlechten Spaß auf.

„Wohlgemerkt: Separatvorstellung der größten und herrlichsten Werke, ganz nach meiner Wahl, als wären sie allein für mich gedichtet, als einzigem Kenner und höchstem Würdiger!" Und des Königs Auge blitzte.

Er faßte den Intendanten am Frackknopf: „Sie werden mir doch nicht zutrauen, daß ich jemals eine Aufführung der Opern meines Meisters gemeinsam mit jenem Residenzstadtvolke anhören könnte, das meinen Liebling mit Spott und Hohn vertrieben und mich mit ihm in der pöbelhaftesten Weise beschimpft hat? Ich danke für die Nachbarschaft solcher Kunstfreunde in meinem Hoftheater. Niemals will ich sie mehr um mich haben — niemals!"

„Zu Befehl, Majestät," stotterte der Intendant mit einem tiefen Bückling.

Der König machte eine gnädige Handbewegung. Gedrückt trippelte der Intendant davon. Er kratzte sich hinter den Ohren.

„Er verlangt Unmögliches. Schreckliche Arbeit. Aber wozu bin ich oberste Hofcharge? Ich muß ja wohl. Gerechter Himmel, diese wahnsinnige Anstrengung, so was fertig zu bringen, die Theatermaschine dabei nicht aus dem Geleise zu werfen. Und was das kosten wird! Einen einzigen zahlenden Zuschauer, der am Ende gar nicht ans Zahlen denkt —"

Aber er wagte nicht zu mucksen, geschweige einen ernsthaften Einwand zu machen.

Der König ordnete an, daß man ihn mit dem alten Theaterschlendrian und der konventionellen Coulissenmalerei verschone. Er will die Landschaften und die Architekturen in den großen Dramen unserer Klassiker ebenso wie in den großen Musikdramen in höchsterreichbarer Treue haben. Geeignete Künstler werden nach der Schweiz für das Tell-Drama, nach Reims, Paris, Orleans und England für das Jungfrau- und Maria Stuart-Drama gesendet. Alles getreu nach der Natur!

Der Intendant knickte zusammen: „O dieser scheußliche Naturalismus — und was das wieder kost't! Der König hat ja keine Ahnung —"

* *

In heißer Arbeit stellte der König die Entwürfe zu seinem Bergschloß her. Neuschwanstein! Von der ersten keimenden Idee bis zur vollen Entfaltung dieser Wunderblüte architektonischer Kunst war der gesamte Plan des Königs eigenstes Werk. Er war der Meister und der Bauherr im

höchsten Sinne. Und kaum war das erste Werk zu Ende gedacht, so stand das zweite vor seiner Seele und der neue Schöpfungsprozeß begann. Hunderte, Tausende heischende Geister zog er in seine gewaltige Wirkungssphäre, um Burg und Schloß, Königs-Hütten und Paläste auf die Höhen zu zaubern. Er berief die tüchtigsten Baumeister und Kunstgewerbler, die im Lande aufzutreiben waren. Vom Fundament bis zur Zinne, durch alle Säle, Hallen, Türme, Anbauten hindurch, war nicht eine Linie, die der König nicht im Geiste erwogen, nirgends eine Ausschmückung, ein Bild, ein Zierrat, ein Einrichtungs- und Gebrauchsstück, das er nicht auf seine Wirkung geprüft. Das Unscheinbarste sollte zum höchsten ästhetischen Werte getrieben werden. Nichts durfte in der großen Harmonie unbedeutend oder mißtönend sein. Und wie das Einzelne zum Ganzen, so mußte das Bauwerk zu der grandiosen Landschaft im Verhältnisse vollendeter Schönheit stehen. Die nackten Felskolosse, der ungeheure Hochwald, die Wasserfälle und Seen und Schluchten wie der Kranz der Firnen, die am Himmel hinaufleuchteten; sie sollten wirken wie eine einzige Dichtung aus seiner Seele. Alle Reiche und alle Zeiten der Kunst umspannte seine Phantasie. Von der Herrlichkeit des deutschen Mittelalters mit seiner Ritterlichkeit und Sängerfestspiellust ausgehend, durchmaß sie Abendland und Morgenland. Wie er in seinem Theater in bisher auf keiner Bühne der Welt geschauten Folgerichtigkeit Treue, Schönheit und Kostbarkeit der Allkunst des Wagnerischen Genius und dem Schauspiele der deutschen Klassiker eine heilige Stätte bereitete, so wollte er in seinen eigenen Bauschöpfungen das Herrlichste und Erlesenste nachschaffen und vereinen, was der Menschengeist in hehren Werken ersann. So kam zu dem Altdeutschen das Byzantinische, zu dem Maurischen die Renaissance; zu der roh gefügten Hundinghütte der Kiosk mit goldnen Kuppeln; wie er zur Eiche die Palme stellte, so gesellte er zu seinem ersten Wappentier den Schwan, den Falken und den Pfau.

Ein Jahrzehnt und darüber verging, bevor der König wie Wotan in den „Nibelungen" ausrufen konnte: „Vollendet steht der Bau." Und er ließ die Posaunen das Walhall-Motiv in die Lüfte schmettern, daß die Felswände dröhnten und die Adler in ihren Horsten die Hälse streckten und die Leute im Thale vor unfaßlichen Wundern starrten.

Damit die Schaffenslust nicht erlahme und immer neue Probleme der Schönheit zur Erforschung und Gestaltung kamen, war das zweite Werk schon in Angriff genommen. Ein Schloß im Wald. Nicht ritterlich-romantisch wie die Schwanenburg, die in hehrer Monumentalität vom Berggrat in den Himmel wuchs. Ein architektonisches Poëm voll intimer heiterer Pracht in jedem Zug. Linderhof!

Das Kunstgewerbe im Lande jubelte. Nie hatte ihm ein Herrscher

diese Fülle edelster Aufgaben gestellt, nie so fürstlich die Arbeit gelohnt. Bibliotheken wurden durchforscht, Museen durchgemustert, die besten Modelle aus Heimat und Fremde herbeigeschleppt, um das Seltenste in neuer Schönheit erstehen zu lassen. Die Arbeiter wurden geschult, die Werkstätten erweitert, neue Ateliers begründet.

Nachdenklich trat eines Winterabends der Schatzmeister vor den König: „Das Volk fängt an, sich um die Baukosten zu kümmern. Die Zeitungen stellen Rechnungen auf."

„Ah!" rief der König und streckte seine gewaltige Figur. „Können die Leute nicht bei ihren eigenen Geschäften bleiben, statt sich in fremde zu mischen? Was hört man sonst?"

„Beim Gottesdienst an Seiner Majestät jüngstem Geburtstag soll ein Hetzkaplan als Predigttext den Spruch genommen haben: ‚Wehe dem Land, dessen König ein Kind ist.'"

„Das ist ein Stümper. Über dieses Thema hat mal schon einer vor zehn Jahren eine schauerliche Kapuzinade geredet — und ich lebe und herrsche heute noch. Was die Kirchenleute dichten und trachten, kränkt mich nicht. Anders steht's mit dem sogenannten Volk und den Zeitungen. Also die fangen wieder an, mir auffässig zu werden?"

„Ein Blatt meinte sogar, Majestät, ob es nicht an der Zeit wäre, das Volk veranlasse den Landtag dahin zu wirken, daß der Bauwut des Königs Einhalt geschehe —"

„Wer veranlaßt, wer regiert —?" rief der König mit zornbebender Stimme.

„Das bekannte ultramontane Blatt brachte neulich einen Leitartikel mit der Überschrift: ‚Unsere königliche Minister-Republik in Bayern' und fand damit den weitesten Beifall."

„Genug der Gemeinheit!"

Dann ließ er sofort seinen Schlitten anspannen und die Reiter aufsitzen und die Laternenträger, und wie die wilde Jagd raste der königliche Zug durch die eiskrachende Welt, bergauf, bergab, an erstarrten Wasserfällen vorbei, an verschneiten Wäldern und Gehöften vorüber zum fernen See in der Ebene.

Dort fühlte der König endlich seine Aufregung sich legen und wurde seiner tobenden Nerven Herr.

Er ließ den Schatzmeister verwarnen, ihm je wieder mit dem kleinen Einmaleins der Zeitungsschreiber und mit den Anmaßungen des Volkes zu kommen. Übrigens: wer ist hier Volk? Kraft welchen Titels will dieser anonyme Haufen von Erwerbs- und Ehrsüchtigen, von Nachahmern und Nachsprechern — ah, nein, nichts mehr davon!

„Gut, daß ich mich so konzentriert, daß ich wie in einem eisernen

Panzer lebe. Überhaupt, man komme mir nur! Schatzmeister, wenn ich nicht so glücklich sein sollte, Ihre volle Zufriedenheit zu ernten, so können Sie sich einen angenehmeren Posten suchen. Ich nehme Ihnen gern die Bürde ab. Adieu."

In heller Vorfrühlingsnacht trat der neue Schatzmeister vor den König: „Das Festspielhaus erfordert neue Zuschüsse. Der Meister von Bayreuth ist in Not, das deutsche Volk hat ihn im Stich gelassen, der Patronatverein ist verkracht."

„Zahlen!" rief der König.

Der Schatzmeister legte ein Folioblatt vor mit langen Zifferreihen: „Hier, Majestät!"

Der König nahm's, zerriß es heftig: „Nicht Ziffern, nicht Zahlen! Bezahlen sollen Sie!"

„Zu Befehl, Majestät. Womit?"

An jenem Tage schloß der König kein Auge. Diese Leute, wem dienten sie denn? Einem Pfennigfuchser, einem Dütendreher, einem Plusmacher? Dazu das Gekrächze der anderen, und die Dummheit der Vielzuvielen, die sich zu allem abrichten lassen, besonders dazu, den großen, unabhängigen Geistern Prügel zwischen die Beine zu werfen?

In seinem Ärger schrieb er an einen alten Gelehrten: „Damit Sie mir auch zu etwas nütze sind, mein lieber Staatsrat, reisen Sie sofort ins Morgenland und kundschaften für mich eine kleine Insel aus, wo ein deutscher Fürst, der Geschmack hat und auf anständige Umgebung hält, seine Tage in Ruhe und Schönheit beschließen kann. Brechen Sie schleunigst auf. Ich erwarte Ihre Berichte mit Ungeduld. Grüßen Sie mir Ihre Frau Gemahlin, die hoffentlich zu Hause bleibt und sich wohl befindet, damit die Sache keinen Aufschub erfährt. Lassen Sie nichts in die Zeitungen drucken, was ich nicht zuvor gelesen habe."

Bald hörte er dies: Die Presse des In- und Auslandes meldet, daß sie aus bester Quelle die Absicht des Königs erfahren, sein angestammtes Land gegen eine orientalische Insel zu vertauschen. Und der König wütete gegen die Presse und ihre Zuträger:

„Diese lächerlichen Ungeheuer mit den langen Ohren und unendlichen Schöpfrüsseln für ‚beste Quellen', die von Paris bis München reichen — ist es nicht möglich, diesen Tintenfischen einmal gründlich auf die Flossen zu treten?"

Bald hörte er in neuer Lesart: Die Presse des In- und Auslandes hält es für ihre Aufgabe, systematisch mit den königlichen Bauten im Gebirge, die jährlich Millionen verschlingen, und deren finanziellen Hintergründen sich zu beschäftigen. Der König stöhnte:

„Das ist die heilige und unverletzliche Majestät im neumodischen Staate: Jeder Stegreifritter kann sie aus dem Busche anfallen."

Schmerzliches Sinnen nahm ihn nächtelang gefangen. Er hielt Rückschau auf sein Schaffen, seit er sich und seine Krone den höchsten Aufgaben der Kunst geweiht. Und voll Bitterkeit klagte er: Wo war Kaiser und Reich, wo waren Parlamente und Volk, als es galt, den größten lebenden deutschen Künstler, der die Götter Germaniens und die nationalen Heiligtümer, die wahrhaften Reichskleinodien der Dichtung in unsterblichen Werken auferstehen ließ, vor Verzweiflung und dem sicheren Untergange zu retten? Keinen Pfennig hatten sie für ihn — ich habe ihm Bayreuth geschenkt. Ja, ihre Schulmeister nach Griechenland zu schicken, daß sie ihnen Olympia ausgrüben, das war ihre große künstlerische Reichsthat. Ich habe der lebendigen Kunst meine Millionen gespendet, ich habe dem vaterländischen Theater und der Oper neue Ideale gewiesen, ich habe als Protektor der Ausstellungen München zur ersten deutschen Kunststadt gemacht und dem Volke seiner Väter Werke gezeigt, dem daniederliegenden Kunstgewerbe Blühen und Gedeihen gesichert — nun kommt man mir so?

(Fortsetzung folgt.)



Die Berliner Siegesallee.

Von Helene von Schweinitz.

(Berlin).

Gewachsenes giebt Freude. Sei es ein Felsblock in Götterhöhe und Einsamkeit, ein Baum im Wald mit eisenharter, rissiger Borke und hundert süßen Vogelkehlen in den Zweigen oder ein Unkraut am Wege.

Freilich nicht dem bornierten Bettlerstolz eines Herrgöttle en miniature, das sich für den Nabel der Welt hält und jedes Kräutlein schnüffelnd betastet, ob's auch in seine Suppe passe? Auch nicht den blaßblütigen Verneinern und Verhimmlern, denen das rotsaftige Geschenk des Lebens zu Unrecht in den unfruchtbaren Schoß fiel.

Wir aber, wir gesunden, fröhlichen Menschen der Arbeit, die wir uns aller wassersüchtigen Illusionen auf ein verlogenes Jenseits lustig entschlagen haben und uns hier unten daheim fühlen wollen, bewußtes Sinnen- und Geistesleben führend, — wir haben eine strömende Freude am Leben und

seinen Gebilden, wenn sie in unerschütterter Eigenart und Naturnotwendigkeit sie selber sind, eine souveräne Bethätigung des Willens. Wir nicken in guter Kameradschaft dem Gewachsenen zu: So recht. So soll's bei uns auch sein. Und wir haben eine Ehrfurcht vor ihm.

Wie im Garten Eden, so auch in der Kunst, verkörpern sie sich in Klang, Wort, Farbe oder Stein. Dem purpurnen Gottstrom des Genies, der aus dem Brunnen tiefer, starker Individualität bricht, rufen wir ein jauchzendes Evoe. Unbekümmert um Richtung und Richtschnur. Klassisch, romantisch, modern. Ist's nicht wesenloser Hauch? Faltenwurf oder freie Nacktheit, Gott oder Tier, mystische Ekstase, frohfreches Genießen — was kümmert's uns? Wir sind die Etikettelosen. Wenn's nur strömt, unversieglich Leben gebend wie eine Mutterbrust. Wenn's nur gewachsen ist, wie's mußte, ohne Scham und Gram, ein freies Kind befruchtenden und zeugenden Geistes.

Unerträglich wirkt auf unsere offenen Augen das Angewöhnte, das Gemachte, irgend einem Zweck zur Coulisse gemacht. Unerträglich, unkünstlerisch, entehrend wie Notzucht oder ein Verbrechen am keimenden Leben.

Unser raschlebiges Geschlecht hat einen ausgesprochenen Hang, sich selbst zu eternisieren. Alles, was besteht, ist wert, ausgehauen zu werden, scheint jetzt eine berüchtigte Variante. Ein merkwürdig überhebender Zug, ein kühnes Unterfangen, der stetig fortschreitenden Zeit in den Arm fallen und der kommenden Menschheit das eigene Gedächtnis aufdrücken zu wollen. Auf jede Gefahr hin. Auch auf die Gefahr, daß der oft mit so gewaltigem Aufwand von Ernst und Brimborium Ausgehauene, der immer irgend einen sittlichen Maßstab ausdrückt, dem Kommenden seine Norm, — die seine Berechtigung hatte — als die Norm schlechthin aufdrückt, sie also erblich belastet, oder daß er von einem keckeren, frischblütigeren Geschlecht, dem der Begriff Pietät durch ein junges Wunder abhanden gekommen ist, lächelnd in bewußter Verneinung in die Ecke geschoben wird, als Zubuße etwaiger, von späteren Jahrhunderten zu entdeckender Kjökenmöddings. Konserven für die Ewigkeit? Das ist eine riskante Sache.

Das Bild eines tüchtigen Menschen, der sich gewaltig aus der Masse hervorhob, in Stein zu prägen, ihm zur Ehrung, anderen zum Nacheifern, hat seine verständliche Berechtigung. Man schaut darauf: So willst du's machen und womöglich besser. Ein Vorbild zu haben ist gut. Das reckt, und das nach aufwärts gerichtete Auge gewöhnt sich an sonnige Bläue. Nur um Gotteswillen sich nicht aus der Größe eines großen Menschen eine Zwangsjacke schneiden und sich überstülpen! Das giebt Affengröße. Nach oben wie er, aber nicht in jämmerlich ängstlicher Nachtreterei. Auf eigenen Pfaden. Dann wird's immer was anderes, aber dem Einsatz nach was rechtes.

Weil das Bildwerk einen hohen erzieherischen Wert hat, sollte man nur das kostbarste Menschenmaterial dazu verwenden und einen unerbittlichen Maßstab an seine Ausführung legen. Jedes freistehende Monument ist ein Geschenk an die, die Augen haben zu sehen. Oft blöde, oft unbarmherzig kühne Augen. Es soll immer Bestes sein, damit's die Blöden ausschließe und die Kühnen mit Freude fülle. Es soll den Herzschlag beschleunigen und andererseits diesem Herzschlag entsprechen. Nur ein dem Volksverlangen entwachsenes Standbild wird seine Pflicht und Schuldigkeit am Volke thun. Bietet man ihm Fremdes, bleibt's gleichgültig oder wird spöttisch. Beides ein gleich unfruchtbarer Gemütszustand. Was ihm fremd ist oder geworden ist, läßt sich schlecht durch Zeitabschnitte festlegen. Der alte Fritz, Goethe zum Beispiel, die sind gang und gäbe im Volksbewußtsein. Die sind uns etwas, die strecken ihre Fühlfäden tief hinein in unser Fühlen und Denken. Der zeitüberdauernde Einfluß eines Menschen liegt in ausgesprochener Persönlichkeit. Fest umrissene Charaktere, von denen weitkreisende Bewegung ausging, waren immer selten. Hie und da ragen sie auf, hervorgegangen aus dem beweglichen ewigen Urgrund des Volkes, ihr Leben lang frischen Erdgeruch nicht verleugnend, oder geboren von den Mächtigen dieser Erde. Unnachweisbar wie sie werden mußten, was sie waren. Unsere Sonde reicht nicht bis zum Mutterstock der Menschheit. Reich aber scheint uns die Zeit, die ihren Tritt über die Erde hallen hörte.

Gottesgnadentum! Das ist ein kindlich schöner Ausdruck für die Fülle, die sich an einem Menschenkinde offenbart. Eine tief zurückdämmernde Ahnung unmittelbarer Kindschaft, die aus der Quelle schöpft. Dabei ein hochfliegender Ehrgeiz, ein Verachten des Natürlichen. Alles was ist, schleppt eine unendliche Kette Vergangenheit nach sich, ist ein Glied, an das sich andere reihen werden. Nichts, was in und von sich selber wäre. Das Heimsuchen an den Kindern ist keine leere Form, sondern bitterster Ernst. Der Väter Saat, ob gut oder schlecht, geht auf in starrer Folgerichtigkeit. Damit haben wir zu rechnen. Wir thun's auch. Die erbliche Belastung spielt ihre Rolle, wenn's uns in den Kram paßt, eine Verantwortung abzuwälzen. Das Gute, das Herrliche, was die besondere Blut- und Geistesmischung der Alten uns verschafft, verdankten wir lieber uns selbst. Fehlt uns der napoleonische Griff der Selbstkrönung, so setzen wir den Herrgott in Unkosten. Die Beschattung durch den Geist. Darin liegt ein unirdisch gestimmter Klang wollüstiger Mystik. Das hebt über die gemeine Menschheit hinaus.

Mit der Gnade Gottes wird viel Mißbrauch getrieben. Sie ist Deckmantel selbstischer Triebe und Errungenschaften, bestimmt, Öl auf die Wogen revolutionärer Kritik zu gießen. Ein Gottesgnadentum, auf das gar zu beharrlich und Geschlechter hindurch gepocht wird, braucht sich ab. Der

immer gleiche Ton ermüdet. Drum wird das Instrument von Zeit zu Zeit neu gestimmt. Nur scheint mir, giebt das moderne Ohr einen schlechten Resonanzboden dafür ab. Wir verlangen mächtige Harmonieen, die die Stimmen der Menschheit vereinen, die dumpfen, die jubelnden Schreie der Verzweiflung, Töne erlösender Liebe. Wer überlaut in die Ichtrompete stößt, versündigt sich am Vollklang. Er vergißt, daß er rechts und links gestützt wird. Er wähnt sich unmittelbar, freischwebend. Ein Ikarusschweben.

Ich bin kein systematischer Reflexionsmensch, der sich eine Leitschnur zurechtdreht. Ich gebe nicht von vornherein die Beweglichkeit meiner Beine dran und meine, ein Ungebornes, ob Ding oder Gedanke müsse so oder so ausfallen. Ebensowenig passe ich mich dem in die Erscheinung Getretenen einfach an. Auch wenn kaiserliche Gnade im Spiel ist. Die Erscheinung läuft einem zuweilen so patzig in den Weg. Unversehens hat man ein Loch im Kopf. Thät die Sonne das ihrige dazu, wurzelt allerlei zu Tage. Ein Mußergebnis.

Ich bin die Siegesallee zu Berlin hinaufgeschritten im ehrlichen Vornehmen, Fühlung mit den Marmorbildern zu finden. Fühlung so oder so. Das kann man mit jeder Form des Lebens. Wie aber, wenn etwas tot ist an sich selber?

Es war heller Mittag. Ein Haufen Leute stand herum, Mund und Nasen auf. Und schauten. Wie sie auf Jahrmärkten stehen und vor den Tierbuden gaffen. Ein merkwürdig ungeschlachtes und dickhäutiges Publikum. Es ging ihnen nicht ein. Es ging ihnen aber auch nicht auf. Daß nämlich diese Masseníllustration des Hohenzollern'schen Hauskalenders ihnen im Grunde gleichgültig sein muß und nicht dazu angethan ist, die Fäden schlummernden Verständnisses aus dem Alltagsgespinst ihrer Seelen zu lösen. Albrecht der Bär, die Ottonen u. s. w. Was sind die? Eine ausgerechnete Ziffer. Abgelöst ein für allemal. Daß ihre Namen überhaupt noch vorhanden sind, verdanken sie ihrer exponierten Stellung. Was ihnen als individuell angehängt wird, ist eine ausgedachte Maske, oder was von ihrer Zeit sich als typisch herausgestellt hat. Das Fürstenschild fängt das auf wie ein Hohlspiegel die Strahlen. Man hat's den Leuten auch wenig mundrecht gemacht. In der Ausführung ist gar so viel Konventionelles, Schablonenhaftes. Und diese ermüdende Gleichheit der Aufstellung! Das Halbrund der Bänke, rechts und links die Greisen. Mit offenen und geschlossenen Schnäbeln, mit aneinandergezogenen und gespreizten Fängen. Oben auf den Seitenlehnen die Krone auf einem Kissen. Einmal flacher, einmal höher, mit einem Kreuz oder gar einem Knopf. Im Vordergrund auf erhöhtem Postament der Fürst und aus der Bank hinter ihm un-

motiviert hervorkommend zwei durchgeschnittne Männer, die ihrer Zeit ein Merkmal aufgedrückt haben. Wenn's doch schon ganze Männer waren, warum ihren Beinen weniger Ehre anthun, als den fürstlichen Lenden? Hinauf und hinab die Allee wird der gethane Wurf in der Hauptsache unweigerlich wiederholt werden. Unweigerlich. Wenn nicht ein rechter Künstler, ein Starker gewaltsam aus dem Gleise bricht. Und wer wäre das? Und wenn nun der Auftrag nicht weitherzig genug gefaßt ist, und die Flügel künstlerischer Freiheit zu Flederwischen gestutzt sind? Da flieg einer! Daß die Künstler, durch welches Mittel sie ihr Gnadentum auch erweisen, die Volksehre sind, die an der Spitze Stürmenden, deren goldne Schilde einen Lichtstreifen zurückblitzen, der unserer Stumpfheit ein Wegweiser sein soll? Wer will davon etwas wissen im reaktionären Deutschland?

In der Hand Schwert und Kelle ist der Künstler Tempelhüter. Und wenn der schöpferische Gottfunke den Stein beseelt, das Lebendige, das Schöne im Tageslicht jauchzt, wenn im Marmorleib das Blut pulsiert und hinter dem Schanzwerk der Stirne der lebendige Gedanke arbeitet, — hinaus damit unter die grünen Bäume, und tempelhaft wird das Werk wirken. Auf höchste Töne stimmt es die Seele. Nach der Musik seines Gedankens lockt's lustig-liebliche Schalmeienklänge, wie eine fröhliche, junge Waldgottheit das Echo, oder wie erschütternder Posaunenstoß weckt's flammende Begeisterung, tiefste Ehrfurcht. Vereinzelt, einsam ragen die Tempel, die Symbole höchster Gedanken, die verkörperte Sehnsucht nach freier Höhe. Das niedrige, dumpfe Hüttenwerk der Menschlein drängt sich unter dem stickigen Brodem der Abhängigkeit, der Schwäche, der Banalität. Das Köstliche ist immer einzeln. Es existiert nicht in Masse und würde als Masse seinen Zweck verfehlen. Anstatt fröhlicher Befruchtung im Geist ein Verblöden im Flachland des Stumpfsinns. In einem Museum schaut man sich mürbe. Wer hat nicht seiner Begrenztheit dort das erlösende Wort gefunden: Nur bestes und wenig zur Zeit! Mir ist bange vor der Häufung! Ich denke an die Sphinxalleen Alt-Ägyptens.

Die Beschreibung der Gruppen stellte ich mir nicht als Aufgabe, also auch nicht das Hervorzerren der Tüchtigkeit und Schwäche der einen und der andern. Ein Wort über den Gedankengang des ersten Standbildes in der Allee rechter Hand, wenn man den ungeschlachten Riesenspargel der Siegessäule im Rücken hat. Durch ein Versehen kam Albrecht der Bär um die Erstoffenbarung. Nicht nur chronologisch mit Recht nimmt dieses Bild die erste Stelle ein. Zum Eingang sind zwei Töne angeschlagen, die als Grundaccord durch die Geschichte aller gekrönter Häuser gehen. Unverhüllt erscheinen zwei Faktoren, die einander stützen und klug benutzen, die genau wissen, was sie aneinander haben: das Kreuz und sein Träger,

der Schwertarm des Herrschers. Die Entsagungstheorie des Kreuzes muß sich wie ein erstickender Pilz auf alle Triebe eines frei auswachsenden Menschentums legen. Sie will unsere Kraft in himmlische Kanäle einwässern, die zu unserm Fahrwasser nicht taugen. Sie tragen unser grobgezimmertes Schifflein nicht. Sie lähmt die Energie durch nicht zu erfüllende Forderungen, um dann — das beschämendste, unlogischste und schwächendste — die Theorie der Gnade als würdigen Schlußstein dem windschiefen Gebäude einzufügen. — Ein freies Menschentum mit seinen Forderungen und Ansprüchen ist nicht bequem für einen Herrscher von der gewöhnlichen Gnade Gottes, dem das liebevolle und anerkennende Verständnis für Eigenart und verschiedenes Wachstum fehlt, der nicht ahnt, wie gerade in der überreichen Mannigfaltigkeit die Ergänzung zum Ganzen liegt, dem die Seele seines Volkes in ihrer urwüchsigen, sich selbst bejahenden Sprudelkraft, ihrem paradiesisch üppigen Fruchtboden, ihrem Unkraut und Gestrüpp ein Buch mit sieben Siegeln ist. Da braucht's ein Auge mit konzentrierter Sehkraft, eine starke aber keine brutale Hand. Sonst giebt's Waldbrände oder Knospenfrevel. Mit theatralisch eingeübter Gebärde hält Albrecht das Kreuz in die Höhe. Dieses Symbol des Glaubens warfen „freche Bubenhände" bald nach der Enthüllung herab, doch drückte man es ihm in erneuter Auflage in die Hand. Wozu nur dieser umschreibende Kram, dieser Ballast? Ist's denn ersprießlich und verdienstvoll, mit schwerem Tritt, die Augen unter sich, den Karren zu ziehen, unmittelbares Schauen und Genießen verlernt zu haben und vor dem festen Griff ins gesunde, frische Leben zurückzuschrecken wie vor der Todsünde? Muß man dem ohnehin schwerblütigen Deutschen die Gewinnung der Lebensfreundschaft so sauer machen, die ihm eine unvergleichliche Elastizität geben würde, daß er frei und leicht, jeder einzelne ein Sicheigener, die Erde beschritte, immer neue Kraft aus der Berührung der einzigen Mutter saugend?

Träume sind das. Uns hängt der Zopf noch eine gute Weile hinten. Damit die Bäume nicht in den Himmel wachsen, buckelt man uns auf nach Kräften: Theorien, Allegorieen, Symbole, neue Gesetzbücher, Siegesalleen und was weiß ich?



Die sozialistische Bewegung in Frankreich.

Von A. Hamon.

(Paris.)

(Schluß.)

Das „Comité Revolutionnaire Central", bekannt unter dem Namen „Blanquistische Partei", ist gut organisiert. Diese Partei besteht aus Komitees. Für je zehn Mitglieder oder weniger ernennen die Komitees von Paris und der Baulieue Delegierte, deren Vereinigung ein „Comité Revolutionnaire Central" bildet. Diese Art der Organisation besteht auch bei dem Departementskomitee. Eine administrative Kommission wird für ein Jahr gewählt und zu ihr haben auch die Abgeordneten und Stadträte von Paris Zutritt; dieses leitet das Revolutionäre Centralkomitee. Sie ist sein „agent d'execution". Sie allein hat die Befugnis, im Namen des Centralkomitees alle Beschlüsse zu fassen und ist für jenes Komitee verantwortlich. In den Departements und verschiedenen Städten giebt es solche Komitees; diese bilden eine Art departementaler oder städtlicher Föderation, die in regelmäßiger Verbindung steht mit dem Centralkomitee der Partei. Das revolutionäre Centralkomitee zählt 40000 Mitglieder, allein diese Anzahl wird verdoppelt, wenn man die mitrechnet, die der Politik dieser Partei sympathisch gegenüber stehen. Paris, die Seine-, Cher- und Allier-departements sind die Centren dieser Partei. In Paris befinden sich die stärksten Gruppen in dem XV., XIX. und XX. Arrondissement. Im Cherdepartement giebt es Föderationen, gebildet aus Komitees in Bourges, Vierzon, Mehun, St. Amand u. s. w. Auch die Föderation der Allier ist stark. Die sechs Komitees zählen mehr als 9000 Mitglieder. In Aveyron giebt es die drei Komitees von Decazeville, Czonsac und Aubin federiert. In Toulouse, Cahors, Carmaux, Tulle, Angers, Reims u. s. w. giebt es ebenfalls Komitees, die dem revolutionären Centralkomitee angeschlossen sind.

Die Partei hat folgende Abgeordnete: Baudin, Chauvière, Vaillant, Walter; Gemeinderatsmitglieder von Paris: Landrin, Moreau. Im Cher- und im Allier-departement haben etwa fünfzig Gemeinden einen blanquistischen Gemeinderat. Neben den Abgeordneten und Gemeinderatsmitgliedern gehören noch der administrativen Kommission u. a. an: Argyriadès, Breton, Goullé, Turot, Degay, Dubreuille u. s. w. Die Propaganda wird insbesondere durch Vorlesungen und öffentliche Versammlungen veranstaltet. In Paris giebt es kein Organ dieser Partei. Die Parti Socialiste, ihr Pariser Organ, ging im Jahre 1894 ein. Mehrmals wurde versucht, ein wöchentlich erscheinendes Organ zu gründen. Im Centrum (Allier und Cher) giebt es ein paar Organe, so die Tocsin populaire in Commentry. Eines ihrer Mitglieder, Argyriadès, giebt eine kleine, monatlich erscheinende Revue heraus: La Question sociale, an der Sozialisten verschiedener Richtung mitarbeiten. Er redigiert auch den seit acht Jahren erscheinenden Aimanach de la Question Sociale, ein sehr interessantes, illustriertes, sozialistisches Werk von wahrhaft encyklopädischer Bedeutung.

In seinem Programm erklärt sich das revolutionäre Centralkomitee für atheistisch, materialistisch, transformistisch, republikanisch, kommunistisch, revolutionär und international. Als aktive Partei läßt sie alle aktiven Mittel, ökonomische, politische und revolutionäre, gelten. Für das revolutionäre Centralkomitee ist die politische Aktion die wichtigste, aber andere sind nicht ausgeschlossen. Es verlangt, daß das Proletariat sich

organisiere in Gewerkschaften, Föderationen von Gewerkschaften und Arbeiterbörsen, in Studienabteilungen und Komitees. Die Partei verlangt von den Gewerkschaften, daß sie sich keiner politischen Partei anschließen, damit sie besser alle Arbeiter in sich aufnehmen können. Sie verlangt von den politischen Gruppen, die zum Teil aus den Syndikaten rekrutiert sind, daß sie ganz und gar politisch sind.

Das revolutionäre Centralkomitee ist also eine wichtige politische Organisation, mit sehr stark gemischten revolutionären Tendenzen. Die Organisation selbst ist jakobinistisch gefärbt, autoritär angehaucht und arbeitet dabei ganz im klassisch revolutionären Geist. Die sozialistische Aktion muß, so meint sie, alle Verhältnisse des Milieus und andere Umstände berücksichtigen, indem sie auch den geringfügigsten Fortschritt erstrebt, wenn es nicht anders möglich ist, oder, indem sie direkt revolutionär arbeitet, wo sie dazu in der Lage ist. Das revolutionäre Centralkomitee erkennt also die „Grève Générale“ als Kampfmittel an gegen die kapitalistische Gesellschaft. Das Ideal der Partei ist der freie Kommunismus. Wie es Vaillant ausführte, ist die Disziplin in der Partei eine ganz moralische: „Sie kennt kein höheres Gut als die individuelle Freiheit, gewährleistet durch die allgemeine Solidarität der Bürger.“ Die Partei hat vor etwa zwei oder drei Jahren eine Ligue Socialiste revolutionnaire gebildet, die danach getrachtet hat, eine Vereinigung aller sozialistischen Fraktionen in Frankreich zu Stande zu bringen. Diese Vereinigung war bis jetzt unmöglich.

Außer dem revolutionären Centralkomitee giebt es Sozialisten, die sich nennen: Blanquisten, Rochefortisten oder Boulangisten. Zur Zeit der boulangistischen Bewegung unterstützten sie den General.

Es scheint, daß mit der Zeit die verschiedenen Spaltungen ganz verschwinden werden; jetzt schon sind sie so gut wie nicht mehr vorhanden. Die Blanquisten haben einen Abgeordneten Ernest Roche, und Stadträte in Paris: Archain, Breuillé, Daniel u. s. w.

Die Parti Ouvrier Français hat föderierte Gruppen in jeder Gegend und eine „Conseil nationale“ in Paris. Sie zählt siebzehn Föderationen; die bedeutendsten sind: Fédération du Nord, Sitz Lille; Fédération girondine, Sitz Bordeaux; l'Allier in Montluçon; l'Aube in Troyes; le Gard in Nimes; l'Isère in Grenoble; le Rhône in Lyon; la Basse Normandie in Caen; la région parisienne in Paris; Seine und Seine et Oise in Versailles u. s. w. Nach der Erklärung der Mme Alina Valette, der Sekretärin der Partei, umfaßt diese bis jetzt 1200 politische Gruppen und Gewerkschaften, dazu noch eine gewisse Anzahl von Gruppen, die nicht angeschlossen sind. (Sa. 280.) Unter diesen sind zu erwähnen: die der Loire inférieure (Nantes), der Loire (Roannes und Saint Etienne), der Haute Garonne (Toulouse), der Aude (Narbonne) u. s. w.

Der Nationalrat dieser Partei wird jährlich vom Kongreß gewählt. Für 1897—98 besteht er aus den Männern: Carnaud, René Chauvin, G. Farjat, Ferroul, Fortin, Jules Guesde, Paul Lafargue, Maussang, Pedron, Prévost, Roussel, Sauvanet, A. Zevais und Mme Aline Valette. Er überwacht die Ausführung der Kongreßbeschlüsse und faßt alle Maßnahmen, welche die Umstände verlangen, dafür ist er verantwortlich vor dem Kongresse, der jährlich abgehalten wird und der in letzter Instanz zu beschließen hat. Seine Beschlüsse sind Gesetz. Jedes Mitglied, das sich den Beschlüssen widersetzt, schließt sich damit von selbst aus. Die „Parti Ouvrier Français“ nimmt nicht nur Studiengruppen, sondern auch Gewerkschaften auf. In dieser Hinsicht handelt sie wie die Parti Ouvrier Socialiste Révolutionnaire und wie die Fédération des Travailleurs Socialistes de France. Jedenfalls aber zählt sie in ihren Reihen wenige Gewerkschaften und keine einzige der Gewerkschafts-

föderationen. Keine der größeren Gewerkschaften mit ihren zahlreichen Mitgliedern gehört ihr an. Sie ist zumeist zusammengesetzt aus Studiengruppen, die sich nennen: La sentinelle Socialiste, la Revanche de Femmes, les défenseurs de l'Humanité. Eine Vorschrift, wieviel für die Errichtung einer solchen Gruppe nötig sind, besteht nicht. Die Folge davon ist, daß es Gruppen giebt, die nur aus wenigen Personen bestehen und die mehr problematischer Natur sind.

Die Parti Ouvrier Français hat während der Gemeinderatswahlen von 1892 fast überall gekämpft und 160000 Stimmen auf ihre Kandidaten vereinigt. 736 Kandidaten wurden gewählt und die Partei erhielt die Majorität in achtzehn Gemeinderäten, darunter in Roubaix, Montluçon, Narbonne und Marseille. Im Jahre 1893 vereinigte sie auf ihre Kandidaten 250000 Stimmen. Im Jahre 1895 waren bei den Kantonalwahlen nur Kandidaten in 137 Kantonen aufgestellt und die Partei erhielt 166000 Stimmen.

Aus dem Vorstehenden ersieht man, daß die Parti Ouvrier Français von allen sozialistischen Gruppen Frankreichs am meisten Mitglieder zählt. Man muß aber immer vor Augen halten, daß die Stimmen, die dieser oder jener sozialistische Kandidat erhält, nicht immer von den Mitgliedern der betreffenden Partei herrühren. Auch rechnet diese Partei die Stimmen, die sich auf Kandidaten vereinigt haben, welche ihrer Partei nicht angehörten, gern als die ihrigen mit. Im Almanach du Parti Ouvrier für 1893 findet man z. B. Thivrier bezeichnet als gewählt von der Parti Ouvrier Français, obgleich dieser Abgeordnete Mitglied des revolutionären Centralkomitees war. Dennoch bleibt diese Partei der Zahl nach die wichtigste unter den verschiedenen Arbeitergruppen Frankreichs. Ihr Hauptsitz ist der Norden, obgleich dort die Gewerkschaft der Bergwerker ihr nicht angehört. Weiter umfaßt sie die Gironde und den Centre, die Hérault, die Dauphiné und die Bouches du Rhone. Es giebt einzelne Gruppen dieser Partei auch im Westen: in Nantes, Lorient, Brest, Saint Nazaire; im Osten: in Troyens u. s. w.

Die Propaganda der Parti Ouvrier Français wird besonders durch Vorträge und öffentliche Versammlungen betrieben. Sie sendet ihre Redner in die Provinz, um das Heil ihrer Partei zu predigen. Sie giebt auch Flugschriften heraus, jedoch nur wenige: In der Bibliothek der Partei giebt es Broschüren von Jules Guesde, wie Le Collectivisme, und einige der Reden, die er in der Kammer gehalten, ferner Schriften von Paul Lafargue, wie Le Droit à la Paresse (Das Recht auf Faulheit) von Gabriel Deville, wie La Philosophie du Socialisme, außerdem Protokolle der Kongresse, einen Kommentar des Programms, einige Almanache u. s. w.

Die Partei besitzt in Paris kein Organ, aber sie hat zwei Tageblätter: Le Réveil du Nord in Lille und L'Egalité in Roubaix. Unter den Wochenblättern nennen wir Le Réveil Social in Bordeaux, Le Combat Social in Nimes, Le Socialiste de l'Allier in Montluçon, Le Réveil des Travailleurs de l'Aube in Troyen, L'Avant Garde in Roanne, Le Socialiste du XVII in Paris u. s. w. In Caen erscheint ein monatliches Parteiorgan, Le Socialiste de l'Ouest. Einzelne Organe erscheinen unregelmäßig, wie Le Socialiste Cettois.

Weiter existiert eine monatliche Revue Le Devenir Social, die, ohne Organ der Partei zu sein, die Doktrin Marx'schen Geistes oder die sozialdemokratische Doktrin befolgt, wie die Partei selbst. An dieser Revue, deren Sekretär Alfred Bonnet ist, arbeiten die Herren Lafargue, Bonnier, Sorel und viele ausländische Marxisten mit.

Die stärkste Agitation entwickelt aber die Partei in der Wahlcampagne. Sie hat einige Stadt-Verwaltungen ganz in ihrer Macht. Die Sozialdemokraten Carrette,

Delory, Flaissière, Jean Dormoy, Ferroul, Roussel, Tazet u. s. w. sind Bürgermeister von Roubaix, Lille, Marseille, Montluçon, Narbonne, Ivry sur Seine, Cette. Sie hat sechs Abgeordnete in die Kammer geschickt: Jules Guesde, Deputierter von Roubaix, „die heilige Stadt“ (La ville Sainte) wie er sie genannt hat; Chauvin, Carnaud, Jourde, Coutourier und Sauvault. In diesem Jahre hat es eine kleine Spaltung in der Partei zu Calais gegeben, wo Salembier, der Bürgermeister, und ein Teil des Stadtrates mit einer ganzen Gruppe von Anhängern die Parti Ouvrier Français verlassen haben.

Das Programm der Partei betrachtet die kollektive Aneignung der Produktionsmittel (Grund und Boden, Fabriken, Schiffe, Banken, Kredit u. s. w.) als notwendig. Diese kollektive Aneignung kann nur ermöglicht werden durch eine revolutionäre Aktion des Proletariats, das als eine selbständige politische Partei organisiert ist. Diese Organisation des Proletariats als selbständige politische Partei muß mit allen dem Proletariat zu Gebote stehenden Mitteln erstrebt werden, auch durch das allgemeine Wahlrecht. Die Partei hat als Kampfesmittel auch ein sogenanntes Minimalprogramm für die Wahlen ausgearbeitet: Freiheit der Presse, des Vereins- und Versammlungsrechts, Aufhebung des Budgets für religiöse Zwecke, der Staatsschuld, der stehenden Armeen; die Zentralisation für die Gemeinden; Arbeitsgesetzgebung; Achtstundentag; Einkommensteuer; Aufhebung des Erbrechts über 20000 Frc. u. s. w. Wie man sieht, gleicht dieses Minimalprogramm in mancher Hinsicht dem vorläufigen Programm der Partie Ouvrier Socialiste Révolutionnaire. Weiter ist ein Landbauprogramm ausgearbeitet, das durchaus nicht von der Sozialisation der Erde spricht. Nur von kleinen Reformen ist da die Rede: Feststellung eines Minimallohnes, Alterspensionskasse u. s. w. Diesem Agrarprogramm sind Bemerkungen vorausgeschickt, worin wir lesen, daß „es die Pflicht des Sozialismus ist, den selbstwirtschaftenden Kleinbauer im Besitz seiner Scholle zu erhalten wider den Fiskus, den Wucherer und wider den Raub der heutigen Großgrundbesitzer“. Wie man sieht, ist hier das sozialistische Prinzip der Sozialisation von Grund und Boden ganz und gar verlassen.

Die Grève Générale wird von der Parti Ouvrier Français energisch bekämpft, deren ausschließliches Ziel die gesetzliche Eroberung der politischen Macht ist. Überzeugt davon, daß Revolutionen von selbst entstehen und nicht gemacht werden können, verwerfen die Mitglieder dieser Partei die revolutionäre Propaganda der That. Die Eroberung der ökonomischen Macht wird, wie sie es nennen, die notwendige Konsequenz der Eroberung der politischen Macht sein. Die Heftigkeit des ehemaligen Programms ist sehr gemildert, die Leiter der Bewegung sind anständiger und klüger geworden, wenn es nämlich klug ist, die gewaltthätigen Formen der Revolution aufzugeben und nur an die Gesetzlichkeit zu appellieren. Vor mehr als zehn Jahren hielt die Partie Ouvrier (wie Dormoy meinte) es für Verrat, die Idee schon zu parlamentarisieren und das Heil des Proletariats von der friedlichen und allmählichen Eroberung der munizipalen und legislativen Macht abhängig zu machen. Was die Parti Ouvrier Français jetzt erstrebt, ist: „den Kampf zu übertragen auf das Gebiet der Politik, wo der Sieg unvermeidlich ist, weil der Arbeiter dem Arbeitgeber gleichgestellt, ja sogar durch die Anzahl überlegen ist, ein Kampf, der nur eine Niederlage auf ökonomischem Terrain sein kann“. Das ist „das Ziel, das einzige Ziel des Sozialismus“, wie sie es ausdrücken. Die „Parti Ouvrier Français“ zeigt sehr stark betonte autoritäre Tendenzen. Die Masse ihrer Mitglieder steht unter dem Einflusse einiger hervorragender Persönlichkeiten und zeigt militärischen Gehorsam. So wurde jüngst auf einem Kongreß der Mitglieder von der Basse Normandie beschlossen, daß kein Mitglied

für die nächsten Wahlen Kandidat der Partei sein könnte in dieser Gegend, wenn er nicht einem Syndikat angehöre.

Diese Partei ist sehr bekannt unter den Sozialisten im Auslande, das wohl der Meinung ist, als ob sie die einzige sozialistische Organisation Frankreichs sei. Dies kommt von ihren intimen Beziehungen zur deutschen Sozialdemokratie. Sie befolgt ungefähr die gleiche Taktik und ihr Programm ist ziemlich dasselbe. Sie stellt das sozialdemokratische Frankreich dar. Bisweilen ändert sie selbst soweit ihre Prinzipien, daß sogar eine Kritik seitens der deutschen Sozialdemokratie nicht ausbleibt, wie es in der Frage des Agrarprogramms der Fall war.

Neben diesen vier größeren sozialistischen Parteien giebt es in Frankreich verschiedene Gruppen und zahlreiche Individuen, bekannt als „Unabhängige Sozialisten“. Viele dieser Sozialisten haben sich zu Gruppen, Komitees genannt, vereinigt. In Paris erwähnen wir im IV. Arrondissement das Komitee Chassaing, im V. das Komitee Viviani, im XIII. die Komitees Gérault Richard und Paulin Méry, im XVI. das Komitee Astier, im XVIII. die Komitees Marcel Sembat und Rouanet u. s. w. In den Departements der Seine und Seine-et-Oise finden wir die Komitees Constant, Groussot, Pierre Richard. Weitere Komitees in Puteaux, Versailles, Rueil, Corbeil u. s. w. Auch in Marseille, Toulon, St. Etienne, Limoges giebt es mehr oder weniger zahlreiche und immer sehr thätige Komitees. In den „Pyrénées Orientales“ haben die Komitees der unabhängigen Sozialisten einen ziemlich starken Bund gebildet. Die Föderation der unabhängigen Sozialisten in Paris ist in der Hauptstadt nächst der Parti Socialiste Revolutionnaire die stärkste Gruppe.

Man wird schon die Beobachtung gemacht haben, daß die meisten dieser Komitees den Namen eines Kandidaten oder eines Vertreters der Kammer oder des Gemeinderats tragen: Komitee Gusini, Komitee Giron, Komitee John Labusquière, Komitee Clovis Hugues u. s. w. Es sind Komitees, gerade wie die anderen republikanischen, radikalen oder opportunistischen, die royalistischen oder imperialistischen Komitees.

Außerhalb dieser Wohlkomitees giebt es noch andere Gruppen, wie z. B. die Ligue Intransigeante Socialiste, die Union Révolutionnaire du VIe arrondissement. Die „Ligue“ bestand einst aus boulangistischen Elementen. Sie stellt sehr radikale Forderungen auf und hat stark ausgesprochene revolutionäre Tendenzen. Die „Union“ ist eine sehr merkwürdige Gruppe; aus mehr als zweihundert Mitgliedern bestehend, die regelmäßig ihre Beiträge zahlen, findet sie außerdem große Sympathie in dem Arrondissement. Sozialisten verschiedener Richtung gehören ihr an. Sie erklärt sich für die Grève Générale, die direkte Volksgesetzgebung, den Internationalismus u. s. w. Wir finden weiter noch in Paris die Ligue démocratique für die Schulen in den Vierteln, wo Sozialdemokraten und revolutionäre Sozialisten oder auch Anarchisten wohnen.

Die Gruppe der Etudiants Socialistes révolutionnaires internationalistes ist nicht sehr zahlreich. Sie besteht aus Kommunisten, die mit den Anarchisten und mit der Parti Ouvrier Socialiste Révolutionnaire in Verbindung stehen.

Unter den Sozialisten, die sich keiner Partei angeschlossen und nicht selbständig organisiert haben, befinden sich Männer von großer Bedeutung, wie die Professoren Letourneau, Manouvrier, Giard, Galiment, Elisée Reclus, Regnard, die Herren A. Chirac und Geffroy, Mme Sévérine und viele andere Soziologen, Historiker, Nationalökonomen, Künstler und Schriftsteller.

Die unabhängigen Sozialisten üben durch ihre eigenartige Stellung in der Wissenschaft, in Litteratur und Kunst, im Parlament und in der Presse einen wichtigen Ein-

fluß auf das große Publikum aus. Die eigentliche Arbeiterbewegung beeinflussen sie jedoch wenig. Von den 50 sozialistischen Abgeordneten, die in der französischen Kammer sitzen, sind 35 Mann unabhängige Sozialisten. Sie nehmen dort eine wichtige Stellung ein, z. B. Jaurès als Redner, Millerand als Debatter, Rouanet als Kenner des Finanzwesens, Viviani, Gérault Richard, Sembat u. s. w. Im Gemeinderat von Paris sind sie nicht weniger zahlreich und einflußreich. Wir nennen da: André Lefèvre, Fournière, Adrien Veber u. s. w. Da der Wahlkampf die Hauptsorge der meisten unabhängigen Sozialisten ist, so erklärt es sich, daß so viele ihrer Kandidaten gewählt worden sind. Sie geben sich aber nicht mit dieser Propaganda zufrieden. Sie halten viele Konferenzen ab; sie veranlassen öffentliche Versammlungen in allen Gegenden Frankreichs. Mit dieser Propaganda durch das Wort geht die Propagonda durch Flugschriften, Journale und Revuen Hand in Hand. So ist u. a. die Gruppe der internationalen revolutionären sozialistischen Studenten sehr thätig; sie hat sechs Broschüren veröffentlicht, die sehr gut geschrieben und in großer Menge verteilt worden sind; ferner giebt es noch viele Schriften von unabhängigen Sozialisten, wie Adolphe Tabarant, Mauriee Charnay, G. Lefrançais, Ch. Barbier, Henri Brissac, Désiré Descamps, G. Renard u. s. w.

Georges Renard war bis vor einigen Monaten Redakteur der monatlich erscheinenden **Revue Socialiste**. Da er aber in der Schweiz (Lausanne) wohnt, hat Rouanet die Leitung übernommen. Besonders arbeiten die Schüler des Benoit Malon und sogenannte Reformer unter den Sozialisten an dieser Monatschrift mit.

Der Wunsch, die Bauern zu gewinnen, um mit ihrer Hilfe viele sozialistische Kandidaten gewählt zu bekommen, bringt viele französische Sozialisten dazu, ihre sozialistischen Prinzipien zu vergessen. So sagte vor einigen Monaten Gabrielle Deville in der Kammer: „Wir wollen nicht das Eigentum als Privilegium konstituieren; wir wollen es denen zurückgeben, die es verloren haben, es behalten für die, die es noch haben, es denen geben, die es noch nicht haben, indem wir jedem einen Teil zusichern, der seiner Arbeit entspricht.“ Der radikale Abgeordnete Goblet machte die Bemerkung, daß man einen Unterschied konstruiere zwischen **individuellem** und **kapitalistischem** Eigentum. Deville gab das Wort „individuelles Eigentum“ für diejenigen Grundstücke zu, die vom Kleineigentümer selbst ausgebeutet werden und die seine Bedürfnisse genügend befriedigen können, ohne darüber weit hinaus zu gehen. Aber er nannte mit demselben Namen dasjenige „Eigentum, das genügt, um Lohnarbeiter zu besolden, doch nicht genügt, um den Besitzer davon zu entheben selbst zu arbeiten“. Man sieht, daß die sozialistischen Prinzipien in der That sehr gemildert worden sind, nur um, wir wiederholen es hier, recht viele Abgeordnete zu bekommen.

Unter die unabhängigen Zeitschriften gehört noch die **Humanité Nouvelle***), welche die **Société Nouvelle** fortsetzt. Diese Revue zählt unter ihren Mitarbeitern Sozialisten sehr verschiedener Richtung, Schüler von Marx, wie Sorel, Anarchisten, wie Elisée Reclus, Jean Grave, Krapotkin, Unabhängige, wie A. Chirac, M. Charnay, F. Pellontier, Anhänger des **Comité Revolutionnaire Central**, wie J. L. Breton, Henri Place, Mitglieder des **Parti Ouvrier Français**, wie Ch. Brunellière, abgesehen von den belgischen, holländischen, englischen, deutschen, italienischen Sozialisten verschiedener Fraktionen. Nennen wir noch weiter die **Revue Blanche** und **l'Art et la Vie**, die mit dem Sozialismus sympathisieren, ohne ausgesprochen sozialistisch zu sein. Ferner **La Philosophie de l'Avenir**, eine Zeitschrift, die alle zwei Monate er-

*) Verfasser dieser Studie ist Herausgeber dieser Zeitschrift. Die Red.

scheint und ganz dem Sozialismus des Colins gewidmet ist. Es giebt in der That in Frankreich noch einige Personen, die den Kollektivismus des Colins verteidigen, wie es noch einige wenige Saint-Simonisten und Fourieristen giebt. Es sind dies entweder Individuen oder Gruppen von wenig Bedeutung und ohne wirklichen Einfluß.

Eins der wichtigsten Propagandamittel der unabhängigen Sozialisten stellt die Zeitung La petite République dar, das einzige in Paris existierende Tageblatt mit sozialistischen Tendenzen. Ihr Direktor ist Gérault Richard und sie zählt zu ihren Mitarbeitern Jaurès, Millerand, Rouanet, Renard, Brousse Vaillant u. s. w. Nicht ein einziges Mitglied der Parti Ouvrier Socialiste Revolutionnaire oder der Parti Ouvrier Français schreibt für dieses Organ, ebenso kein einziger Anarchist. In Lyon erscheint auch ein Tageblatt Le Peuple, dessen Spalten Sozialisten aller Fraktionen zur Verfügung stehen, doch schreiben hierfür hauptsächlich die Herren Dadreuille und Aulhelme Simon. In den verschiedenen Departements Frankreichs bestehen noch viele sozialistische Organe, die einmal oder zweimal wöchentlich erscheinen; sie leben, sterben und werden wiedergeboren. Wir nennen z. B. Le Progrès Socialiste in Havre, l'Echo des Montagnes in Savoye.

Die unabhängigen Sozialisten haben noch ein Propagandamittel im Theater. Dem Beispiel des Herren Gabrielle De La Salle und seines Théâtre d'Art Social folgend (errichtet im Jahre 1893), eröffneten sie ein Théâtre Social, das einige Vorstellungen im Maison du Peuple in der Rue Romay (Montmartre) gab. Klubs mit künstlerischen Zielen wurden gleichfalls gegründet, allein sie gingen bald ein. Jetzt besteht noch eine Gruppe „La Montagne“ im Quartier Latin, wo Vorträge von Barrucaud, Fournière gehalten und Dichtungen von Jehan Rictus vorgetragen werden, und die wahrscheinlich ein längeres Leben führen wird.

Dem Sozialismus, insbesondere dem anarchistischen Sozialismus sympathisch gegenüber steht das Théâtre Antoine und l'Oeuvre. Man findet in den Artikeln bekannter Journale dieselben Sympathie-Publizisten, wie Lucien Descaves, Henry Fèvre, Henri Leyret u. s. w., die für die bürgerlichen Zeitungen L'Intransigeant, La Lanterne u. s. w. schreiben, zuweilen sogar im Libre Parole, obgleich die ersten radikal sind und dieses antisemitisch ist. Unter den unabhängigen Sozialisten giebt es solche verschiedenster Richtungen: Autoritäre Kollektivisten und libertäre Kommunisten, Parlamentarier und Anti-Parlamentarier, Reformer und Revolutionäre. Auf dem Londoner Internationalen Kongreß gehörten z. B. die Herren Millerand, Viviani, Jaurès, G. Renard u. s. w. der freien französischen Sektion an, genannt „de Navarre“; dagegen war Sembat von der Föderation der unabhängigen Sozialisten gesandt; Museux war Delegierter der Union socialiste révolutionnaire du VI[e] arrondissement, Boicevoise von der Ligue Intransigeante Socialiste und alle waren Mitglieder der eigentlichen französischen Sektion. Die Meinungen sind sehr verschieden; die einen bewegen sich mehr in die Richtung der Sozialdemokratie, die anderen neigen dem Anarchismus zu, wieder andere wenden sich wider dem Radikalismus zu, aus dem sie hervorgegangen. Werden doch besonders unter den Unabhängigen sehr viele als Sozialisten betrachtet, die in Wirklichkeit nicht Sozialisten, sondern Radikale sind und nicht als Verteidiger der Sozialisation der Produktionsmittel auftreten. Gleichfalls giebt es im sozialistischen Kammerklub Abgeordnete, z. B. ehemalige Boulangisten, die nicht zu den Sozialisten hin zu rechnen sind, obgleich sehr viele, von denen sie gewählt wurden, Sozialisten waren.

Die anarchistischen Sozialisten bilden in ganz Frankreich besondere unabhängige Gruppen. Sie sind aber nicht centralisiert wie die Sozialdemokraten oder die Anhänger

des revolutionären Centralkomitees, und eben so wenig vereinigt wie die Mitglieder der Parti Ouvrier Socialiste révolutionnaire. Sie sind am zahlreichsten in Paris, dem Seinedepartement und im Süden Frankreichs; ihre Anzahl wächst im Osten, Süd-Osten, Süd-Westen und endlich im Norden des Landes. Einzelne Städte im Westen, wie Angers, Cherbourg, Brest haben bedeutende Gruppen von kommunistischen Anarchisten. Diese aparten Gruppen haben keine Verbindung unter sich. Sie sind autonom, unabhängig und gehen nur dann und wann zusammen im Interesse ihres gemeinschaftlichen Ideals. Dieses Ideal ist für die anarchistischen Sozialisten Frankreichs: der anarchistische oder freie Kommunismus, ohne konstituierte Autorität, ohne Regierung. Die meisten unter ihnen sind Revolutionäre und wollen Tabula rasa machen mit der heutigen Gesellschaft, um dann den Kommunismus zu gründen.

Die anarchistischen Sozialisten treiben eine lebhafte Propaganda durch Konferenzen, öffentliche Versammlungen, Journale, Revuen, Flugblätter, Bücher und sogar durch die Gewalt des Schreckens. Einzelne von ihnen reisen durch ganz Frankreich, um Vorträge zu halten, wie Sébastien Faure und Louise Michel. Denn die anarchistischen Sozialisten halten viele öffentliche Versammlungen ab, jedoch keine nationalen oder Bezirkskongresse. Wohl aber haben sie verschiedene internationale Kongresse besucht. Ihre Journale erscheinen meist wöchentlich. Drei davon allein in Paris. Erstens: Le Père Peinard, redigiert von Pouget in einer französischen Sprache, die eine Art „argot d'atelier“ genannt werden kann, anderenteils ein Französisch aus dem XVI. Jahrhundert ist. Jede Nummer enthält ein Bild, künstlerisch gezeichnet, und eine bittere soziale Kritik. Dieses Organ gefällt den Arbeitern sehr, wie der Schriftsteller Henri Seyet in seinem interessanten Buch: „En Plein Faubourg“ beweist. Etwa vierzehntausend Exemplare dieses scharf redigierten Organes werden verkauft. Zweitens: Les Temps Nouveaux, redigiert von Jean Grave, durch Mitarbeit unterstützt von Krapotkin, Reclus, A. Girard u. s. w. Eine Merkwürdigkeit ist die litterarische Beilage der Temps Nouveaux. Es entnimmt den Werken bekannter Litteraten und Gelehrten, gleichgültig ob tot oder noch am Leben, alles, was in anarchistischem und kommunistischem Geist geschrieben ist. Die Ernte ist sehr reichhaltig. Die Temps Nouveaux ist das Journal des Débats des anarchistischen Kommunismus. Drittens: der Libertaire, wofür Sébastien Faure, Constant Martin, Ferrière u. s. w. schreiben; weiter giebt es noch anarchistische Blätter, die ein paar Wochen erscheinen und dann eingehen. Es ist unmöglich, auch nur eine Liste oder die Anzahl dieser Organe festzustellen. — Es besteht keine Revue, die speziell dem Anarchismus gewidmet ist. Die anarchistischen Theorien aber finden eine Tribüne in der Humanité Nouvelle und auch in der Revue Blanche. Die Propaganda durch Flugblätter ist außerordentlich lebhaft unter den Anarchisten. Die Zahl der Schriften, welche die Temps Nouveaux publiziert, ist groß. Es sind Schriften von Krapotkin, Saurin, Grave, A. Girard, A. Hamon, Malatesta, Tscherkesoff, Etiévant, E. Reclus u. s. w. Eine jetzt aufgehobene Gruppe „l'Art Social“ hat Broschüren herausgegeben von Pelloutier, Charles Albert u. s. w. Die Anarchisten rufen auch in mancher Hinsicht die Kunst zu Hilfe bei ihrer Propaganda. Der Père Peinard hat ein Album herausgegeben mit Zeichnungen von Luce nach dem Bildhauer Constantin Meunier. Die Temps Nouveaux läßt eine Serie von 30 Lithographien erscheinen, von welchen bereits 8 erschienen sind. Sie tragen die Namen von Camille und Lucien Pisarro, Signac, Willaume, van Rysselberghe. Emile Pouget publiziert weiter noch den Almanach der Père Peinards illustré. Unter den ziemlich zahlreichen Büchern, welche die kommunistisch-anarchistischen Ideen weiter verbreiten, giebt es außer den schon genannten Autoren auch andere von Malato, Tolstoi, Domela Nieuwenhuis u. s. w.

Da die anarchistischen Sozialisten nicht vereinigt sind und nur in autonomen Gruppen oder individuell arbeiten, giebt es unter ihnen keine einheitliche Taktik. Die Tendenzen sind, relativ genommen, verschieden. Die einen, und es ist dies besonders die Taktik der Temps Nouveaux, bleiben quasi in der Abstraktion stecken und nehmen fast keine Notiz von den sozialen Zufälligkeiten; sie behalten das Ziel im Auge und wollen nur als einziges Mittel die Kritik des Bestehenden, und die Hinweisung auf das Ziel. Andere, und dies ist die Taktik des Père Peinard, wollen in täglicher Berührung mit den Arbeitern leben und streben eine Einmischung und Einwirkung der Anarchisten in den Gewerkschaften an. Sie predigen die Teilnahme am ökonomischen Kampf wider die Unternehmer durch Arbeitseinstellungen u. s. w. und verteidigen die Bildung neuer Gewerkschaften und die Stärkung der bereits bestehenden. Sie sind sogar gewissermaßen Verteidiger der Kooperation.

Der Terrorismus war unter den Anarchisten nur die Taktik einiger Individuen, ohne eine allgemeine Taktik zu sein. Für den Augenblick scheint sie aufgegeben zu sein. Die anarchistischen Sozialisten rekrutieren sich besonders aus den Arbeitermilieus. Ihre Theorien finden dort viel Sympathie, wie man es auf dem internationalen Kongreß in London sehen konnte. Von der Parti Ouvrier Socialiste Révolutionnaire unterscheiden sie sich übrigens nur in der Taktik, denn bis jetzt acceptieren sie nicht den Parlamentarismus als Agitationsmittel.

In der litterarischen Welt war es einen Augenblick üblich, sich Anarchist zu nennen. Es war eine Mode, wie es eine Mode war, eine gewisse Sorte Krawatte zu tragen. Gewisse sensitiv angehauchte Litteraten fanden den Anarchismus schön, riefen es laut aus und glaubten vielleicht selbst Anarchisten zu sein. Sie waren es aber nicht und ihr Anarchismus ist jetzt vorüber.

*

Bei den letzten Maiwahlen 1898 wurden 8,214,000 Stimmen abgegeben, von denen 788,000 den sozialistischen Kandidaten zugewendet wurden, wenn man die von der Petite République gegebenen Ziffern addiert. Da aber die eingeschriebenen Stimmen an Zahl immer geringer sind als die abgegebenen, so betrug das Verhältnis der sozialistischen Wähler zur Gesamtzahl der Wähler etwa 10%. Wenn man dieses Verhältnis auf die Gesamtheit der eingeschriebenen Wähler anwendet — es sind 24,6% Wahlenthaltung bei den letzten Wahlen — so kann man die Menge der französischen Sozialisten auf eine Ziffer, die zwischen 1,000,000 und 1,100,000 schwankt, abschätzen. Bei dieser Schätzung muß auf die für die Wahlen von 1893 gemachten Bemerkungen Rücksicht genommen werden. Gleichwohl kann es von niemandem in Zweifel gezogen werden, daß ein sehr bemerkenswerter Gewinn der Sozialisten vorliegt.

Eine uns vorliegende graphische Karte zeigt deutlich die Verteilung der Sozialisten in Frankreich. An sich haben die absoluten Ziffern, welche die Sozialisten bei den Wahlen erlangt haben, keinen großen Wert. Es giebt zu viele Ursachen für ihre Veränderung: Milderung des spezifischen Programms des Sozialismus, um Stimmen anzulocken, persönliche Motive, die in der Stellung der Kandidaten liegen u. s. w. Hingegen haben diese Ziffern eine große Beweiskraft, und man kann die Verteilung der französischen Sozialisten, wie sie durch jene Karte angezeigt wird, als genau ansehen. Die einfache Prüfung zeigt, daß die sozialen Centren mit den städtischen und industriellen Centren zusammenfallen (Nord, Seine, Rhône, Bouches du Rhône). Dieses Ergebnis würde noch weit offenbarer sein, wenn es eine graphische Tafel für die Arrondissements statt für die Departements gäbe. Wenn es in einem ackerbautreibenden Departement

ein industrielles oder bergmännisches Centrum giebt, so findet man in diesem Centrum sicher einen sozialistischen Kern.

Die 788,000 sozialistischen Wähler haben eine gewisse Zahl von sozialistischen Deputierten gewählt, deren Zahl nach verschiedenen Journalen schwankt. Die Petite République, das sozialistische Organ, schätzt sie auf 46. Der Temps, ein sehr gemäßigtes republikanisches Organ, setzt ihre Zahl auf 54 fest, und das Ministerium des Innern schreibt ihnen 57 Sitze zu. Ein Vergleich der von dem Temps und der Petite République gegebenen Ziffern zeigt, daß der Unterschied von der Zuweisung zu den Sozialisten oder den sozialistischen Radikalen herrührt. Wir glauben, daß der Temps der Wahrheit näher kommt, denn unter den gewählten Antisemiten oder Nationalisten — einer bei diesen Wahlen neu erschienenen Kategorie — giebt es zwei oder drei, welche als Sozialisten betrachtet werden können. Man darf diesen Ziffern jedoch nur einen ziemlich relativen Wert beimessen, denn es ist sehr schwer, diesen oder jenen mit Sicherheit unter die Sozialisten oder die sozialistischen Radikalen zu rechnen.

Einige 1893 gewählte Sozialisten sind 1898 nicht wieder gewählt worden. Jean Jaurès und Jules Guesde müssen angeführt werden. Ihre Niederlage ist eine Folge des thatkräftigen Feldzuges, welchen seit fünf Jahren in Roubaix und Carmaux die kapitalistischen Besitzer der Hütten und Minen dieser Gegenden geführt haben. Toul ist ins Gefecht geführt worden, um die beiden Sozialisten unterliegen zu lassen. In Paris sind Faberot, Toussaint, Chaudin, Lary, Deville auf dem Platze geblieben; auch Gérault Richard. Dieser ist infolge des thätigen Feldzuges, den der Intransigeant und Henri Rochefort gegen ihn geführt haben, unterlegen. Die Haltung Gérault Richards in der Affaire Dreyfus-Zola war für Rochefort der Vorwand, um sich für den Feldzug Gérault Richards in der Bataille vor zehn Jahren zur Zeit des Boulangismus zu rächen. Bekanntlich teilt Gérault Richards die Meinung Jaurès' in der Affaire Dreyfus. Rouanet, jetzt Direktor der Revue Socialiste, Clovis Hugues, Boyer, Sauvanel, Pierre Vaux, Jourde rc. sind wiedergewählt. Unter den Neugewählten führen wir Breton, Fournière, Poulain, Zévaès rc. an. — Es ist uns nicht möglich gewesen, die Verteilung der Stimmen nach den sozialistischen Fraktionen zu erkennen. Es sind zumeist die Gewählten der französischen Arbeiterpartei, welche am meisten Stimmen erhalten haben, aber wir müssen uns erinnern, daß keineswegs alle Wähler der sozialistischen Fraktion der Kandidaten angehören, für welchen sie stimmen. Es treten da Personalfragen, örtliche Motive rc. hinzu. Die Kandidaten der revolutionären sozialen Arbeiterpartei haben zahlreiche Niederlagen erlitten, und diese Partei scheint Stimmen verloren zu haben. Das revolutionäre Centralkomité dürfte dagegen Stimmen gewonnen haben.

Um zusammenzufassen: die Wahlen von 1898 haben unbestritten den Fortschritt des Sozialismus in Frankreich gefördert. Wenn einige angesehene Sozialisten wie Jaurès, Guesde, Deville während dieser Legislaturperiode nicht in der Kammer erscheinen, so giebt es doch unter den sozialistischen Abgeordneten solche Persönlichkeiten, daß die sozialistische Gruppe einen hervorragenden Platz im parlamentarischen Leben Frankreichs einnehmen wird.



Wie die „Bewegungsweiber“ sich zum Manne stellen.*)

Von Thekla Skorra.

(Berlin.)

Jawohl, der Mann! und ach! die Frau! doch beide, zuerst und vor allen Dingen: der Mensch! Und dieser Mensch ist nicht, wie man nach den Ausführungen der Fr. Gräfin Reventlow vermuten könnte, ein Geschöpf, das in jedem Exemplar frisch aus dem Schoße der Natur in einen Urwald gesetzt wird, — wo es ihm allerdings unbenommen bliebe, seine tierischen Triebe nach jeder Richtung hin völlig zu befriedigen, — der daher nur Pflichten gegen diese Natur haben kann, nur Rechte, die sie ihm verleiht, beanspruchen darf: sondern er ist ein Produkt aus Natur und Geschichte, aus Vererbung und Erziehung, der unter unendlich komplizierten Lebensbedingungen auf die Gesellschaft Rücksichten zu nehmen und Pflichten zu erfüllen hat, auch wenn diese das Ausleben seiner Individualität beeinträchtigen sollten, weil er täglich und stündlich von dieser Gesellschaft Wohlthaten empfängt und die Annehmlichkeiten, ohne die der Kulturmensch wohl heute nicht mehr leben möchte, garantiert erhält. Will er das nicht, nun — so steht ihm ja der australische Urwald auch heute noch offen. Das Nietzsche'sche Ideal der blonden Bestie wird nie und nimmer der Mensch der Zukunft sein; dieser Mensch gehört einer fernen Vergangenheit an. Unsere ganze Artentwicklung hat uns durch Verringerung der Körperkräfte zu Gunsten der Intelligenz von diesem Ideal stets weiter und weiter entfernt, und sie kann auf natürlichem Wege nie zu ihm zurückkehren.

Bei denjenigen Völkern, die heute noch dem Urmenschen, dem reinen Naturwesen am nächsten stehen, wie etwa die Neuseeländer, trotzdem ja auch sie bereits eine nur unendlich langsame geschichtliche Entwickelung hinter sich haben, hat die Frau allerdings ihren Lebenszweck erfüllt, wenn sie Mutter und zwar möglichst oft Mutter geworden ist; wenn sie hierzu untauglich, darf sie sogar ohne weiteres getötet werden. Die europäische Frau der Gegenwart und absehbaren Zukunft jedoch, welche einzig für uns in Frage kommt, hat neben diesem natürlichen auch noch einen kulturellen Beruf, und ihr diesen zu erleichtern, überhaupt zu ermöglichen, derjenigen Hälfte des Menschengeschlechts, der von der Natur bereits unüberwindliche Schranken gesetzt sind, wenigstens die Hindernisse hinweg zu räumen, die

*) Die Züricher Diskussionen Nr. 6: „Das Männerphantom der Frau“ von Gräfin Reventlow. Vergl. auch den Aufsatz von Marie Stona in Heft 10 der „Gesellschaft“.

ihr künstlich in den Weg gebaut sind: Das vor allem ist das Ziel der „Bewegungsweiber".

„Dieser verzweifelte Kampf um die Gleichberechtigung, das Suchen nach Beweisen, daß man es ihm gleichthun kann —", er entspringt wohl zu allerletzt dem Eitelkeitstriebe der Frau, dieser läßt sich im Salon und im Boudoir entschieden leichter, sicherlich angenehmer befriedigen! Nein, er ist zur praktischen Notwendigkeit geworden gegenüber der Entwickelung, die unsere ganzen sozialen Verhältnisse genommen haben, und die vorläufig weder Mann noch Weib zu ändern vermögen. Es ist der Kampf ums Dasein überhaupt, der harte, bittere Kampf, den alle Wesen zu kämpfen haben vom ersten Schrei bis zum letzten Atemzuge. Und da sollten wir den Wert der Frau nur danach bemessen, daß sie durch größte Fruchtbarkeit möglichst Vielen zu diesem zweifelhaften Glücke verholfen habe? Es sollte der Sinn des Lebens einzig und allein in der Fortpflanzung liegen? Der religiöse Mensch, der da glaubt, daß der Vater im Himmel, der die Lilien auf dem Felde kleidet, auch für uns sorgt und wacht, der mag sich über jedes neugeborene Kindlein, wie über ein besonderes Gnadengeschenk des Himmels freuen; wir anderen aber, die wir die unendliche Härte und Grausamkeit dieses ewigen Werdens und Vergehens erkannt haben, wir können nur zu dem Resultat kommen: „Wohl denen, die nicht geboren werden"! Aber mit denen, die da sind, müssen wir uns abfinden und beim Manne wie beim Weibe fragen: „Was vermögen sie neben der Fortpflanzung der eigenen Gattung für die Fortentwicklung des ganzen Menschengeschlechts, für die Ernährung der Gesamtheit, für das mögliche und erreichbare Glücksgefühl der Gesellschaft zu leisten?" Und wenn in dieser Gesellschaft auch vieles, sehr vieles faul und krankhaft ist und der Verbesserung bedarf, so braucht man ihr doch nicht gleich den Kopf abhacken, damit ihr der Zahn nicht mehr weh thue. Und wenn die Welt sich's angewöhnt haben sollte, sich verkehrt herum zu drehen (was ich nicht glaube), so scheinen mir die Heilmittel, welche die Verfasserin von „Das Männerphantom der Frau" vorschlägt, auch nicht gerade geeignet, dieser Welt den nötigen Schwung nach der richtigen Seite zu geben.

„Wenn wir Frauen alle es früher oder später erfahren müssen, daß — eben alle Männer so sind," so folgt daraus noch lange nicht, daß sie nun auch für immer so bleiben müssen. Dann muß nur jede Frau mit allen erreichbaren Mitteln danach streben, im Interesse ihrer Nachkommen, daß die Männer auch mal wieder anders werden. Sind doch wir Frauen gerade zu Erzieherinnen des Menschengeschlechts berufen, sowohl von der Natur, wie von der Geschichte; ist doch der Mann vom ersten Keim seines Entstehens an in die Fürsorge und Obhut der Frau gegeben.

„Der Moment, wo der Mann nicht mehr hinwegzuleugnen ist aus dem Leben der Frau?“ Ja, ist er denn nicht von Anfang an darin? Erst als liebender und geliebter Vater, als Brüderchen, das wir pflegen, dann als Gatte, dem wir uns hingeben, als Söhnchen, dem wir selbst das Leben schenken? Haben nicht Brüderchen und Schwesterchen im gleichen Mutterschoße geruht, an demselben Busen ihre Nahrung gesäugt? Warum sollte uns denn dieser Mann da ein so fremdes, rätselhaftes, gar noch unheimliches Wesen sein? Wir kennen und lieben ihn ja doch vom Anfang bis zum Ende mit all seinen Fehlern und Tugenden. Ja, wenn die Knaben nur von Männern auf die Welt gebracht, die Frauen nur Mädchen gebären würden, dann allerdings müßten beide Geschlechter sich ewig fremd und verständnislos gegenüberstehen. Hat denn der Knabe all seine Eigenschaften vom Vater ererbt, das Mädchen nur die der Mutter? Spüren wir nicht in unserem eigenen Blute die Tugenden und Laster des Vaters genau so, wie auch der Mann diejenigen der Mutter? Warum sollte er uns da ein so unfaßbarer, zu bekämpfender Gegner oder anzustaunender Gott sein? Und jeder echte Mann sollte uns solchen heiligen Respekt einflößen, daß wir ihn nur mit feierlichstem Ernst zu behandeln vermögen? Selbst der echteste Mann kann einer überhaupt zur Fröhlichkeit veranlagten Frau dieselbe nicht rauben, so lange er ihr nicht ihre Ehre geraubt hat. Der Humor vergeht gewöhnlich erst, dann aber meist bei beiden, wenn der Fehltritt begonnen hat. Und bittersüß sollte das Lächeln sein, selbst wenn, wie die Verfasserin richtig bemerkt, sich oft genug ein ernster Kampf dahinter verbirgt? Ja, kennt sie denn so wenig von dem Wesen des echten Humors? Es ist kein spöttisches, auch kein hysterisches, wie das der Marholm'schen Frauen, es ist das herzbefreiende Lachen, das uns über die schwersten Momente im Leben spielend hinweghilft. Der, wie die Klassiker sagen würden „Götterfunke Humor“ ist ja doch das Köstlichste, was dem Menschen zu teil wurde, das einzige, was dem tiefer denkenden Menschen das Leben überhaupt erträglich macht. Jede Stunde, die wir verlacht haben, ist ein Gewinn. Wie auf einer himmlischen Rosenwolke trägt der Humor seine Günstlinge, gerade dann, wenn das Leben es am schlechtesten mit einem vorhat, über schwindelnde Abgründe hinweg in die freie Sonnenluft; daß man, übermütig sich über das Schicksal schwingend, ihm zurufen darf: „Hussah, nur heran, du dunkle Macht, und thu' mir was!“

Daß wir den Mann in vielen Dingen zu der uns richtiger erscheinenden Einsicht bekehren, daß wir seine willkürlichen sexuellen und wirtschaftlichen Übergriffe hemmen wollen, damit neue Generationen neue und bessere Lebensverhältnisse vorfinden als wir, — das ist unser Recht und unsere Pflicht. Und, „daß wir ihn als Kameraden betrachten,“ das sollte „eine so

schwere Verkennung der männlichen Natur" sein? Jawohl, die Frau ist von der Natur auf einen Mann hingewiesen, der Mann dagegen kann vielen Frauen ohne Schranken seine Liebe widmen. Aber wir sind eben keine Naturmenschen mehr, und wir wollen auch keine sein. Die Kultur hat diesen traurigen Konflikt zu mildern und zu lösen versucht. Und die Erfahrung hat gelehrt, daß es für das allgemeine Wohl am besten ist, wenn ein Mann und eine Frau sich fürs ganze Leben verbinden, um sich gegenseitig zu schützen, zu fördern und zu ergänzen und gemeinsam ihre Nachkommen aufzuziehen. Die Natur kennt bei den übrigen Wesen den Vater nur als Erzeuger, die Kultur aber hat ihn auch zum Ernährer und Erhalter seiner Familie gemacht. Wir sehen, daß diese Kulturgewohnheit im Laufe der Jahrhunderte die Kraft eines Naturtriebs gewonnen hat; denn übertrifft nicht mancher Vater an zärtlicher Fürsorge selbst viele Mütter? Und weil der Mann als Kulturmensch diese Bedeutung der Vaterschaft kennt und kennen muß, so übernimmt er in dem Moment, da er ein Mädchen zur Mutter macht, auch für dieses uneheliche Kind die Pflicht des Ernährers, und jeder Kulturstaat muß ihn gesetzlich zur vollen Verantwortung heranziehen, wenn er den Namen eines solchen überhaupt verdienen soll. Bis jetzt aber ist es um dieses gesetzliche Recht eines Mädchens in solchem Falle sehr trübe bestellt. Darum ist der Mann ein Schurke und ein Feigling, wenn er die Verführte verläßt und verleugnet. Und wenn es zehnmal wahr wäre, daß das Weib erst durch die Mutterschaft in den Vollbesitz ihrer physischen und geistigen Kräfte gelangt (in Wirklichkeit steht solch eine arme mère-fille meist körperlich leidend fürs Leben und seelisch gebrochen für lange Zeit von ihrem Kindbett auf!), so hat der betreffende Mann doch an diese neueste theoretische Entdeckung zu allerletzt gedacht; und selbst wenn die Gesellschaft verpflichtet wäre, für uneheliche Kinder zu sorgen, so hat der Mann gewußt, daß sie es bis heute nicht thut, sondern die arme Verratene mit Steinen bewirft und ihr jeder Erwerb des Lebensunterhalts durch die Sorge für das Kind und die Vorurteile der Gesellschaft doppelt und dreifach schwierig, oft ganz unmöglich gemacht wird: trotzdem hat er ohne Bedenken seine Lust befriedigt und ist frech davon gelaufen. Jedes Mädchen hat daher in solchem Falle das natürliche Recht und im Interesse der andern die Pflicht, hinzugehen und den Verräter einfach niederzuschießen, und jeder menschlich fühlende Geschworene muß sie freisprechen.

Damit nun auch der Mann sich gewöhne, im Weibe nicht immer nur das Geschlecht zu sehen, sondern es als Kameradin betrachten lerne, darum wollen wir die Knaben mit den Mädchen aufziehen, als fröhliche Gefährten. Sie sollen miteinander spielen, mit einander lernen, damit sie eben dereinst mit einander zu leben verstehen. Nicht, weil wir beide Geschlechter für

gleichgeartete Wesen halten, sondern weil durch die Verschiedenartigkeit ihrer Natur eins die notwendige Ergänzung des andern bildet. Was hilft uns das kunstvollste Schloß, wenn wir nicht den richtigen Schlüssel dazu finden können? Das ist das traurige Schicksal so vieler ungleicher Ehen, weil beide Geschlechter infolge eines blödsinnigen Absperrungs- und Vertuschungssystems einander und ihre eigene Natur nicht kennen lernen. Wir wollen nicht das stumpfsinnige Gretchen aufziehen, dessen Unschuld nur Unkenntnis der Gefahr ist, und die daher am leichtesten dem ersten, besten Verführer zur Beute wird; wir wollen ebensowenig die beiden Geschlechter vor einander warnen: wir wollen sie aufklären auf wissenschaftlichem, naturgeschichtlichem Wege. Sobald ihre körperliche Reife weit genug vorgeschritten ist, wollen wir dem Mädchen, das den Fortpflanzungsprozeß in der übrigen Natur ja doch schon aus dem Schulunterrichte kennt, sagen: „Wie die Erde das Samenkorn aus der Hand des Sämanns empfängt und in ihrem Schoße birgt und ernährt bis seine Zeit gekommen, und der Keim sich losringt und sein Köpfchen ans Tageslicht streckt, so auch der Mensch.“ Alles ohne Mystik und ohne Sinnlichkeit. „Und ihr, meine Töchter, sollt es einmal der Mutter Erde gleichthun und sollt auch Mutter werden, das ist euer natürlicher Beruf. Darum müßt ihr euren Körper und eure Seele rein erhalten, damit ihr dereinst, wenn der rechte Mann sich findet, eure Mutterpflichten voll und ganz erfüllen könnt. Weil wir aber nicht wissen können, ob und wann dieser rechte Mann kommt, darum müssen wir euch auch noch zu einem bürgerlichen Berufe erziehen, damit ihr auch ohne Mutterschaft kein unnützes und darum unbefriedigtes Mitglied der Gesellschaft seid; damit nicht etwa die Notwendigkeit einer pekuniären Versorgung euch zwingt, dem lasterhaften oder ungeeigneten Manne die Hand zu reichen. Treibt dagegen die Liebe euch einem sittlich verkommenen Manne in die Arme, nun so wißt ihr, nach eurer Erziehung, was ihr von einem solchen zu erwarten habt.“

Auch die Prostitution bekämpfen wir nur so weit, als wir verhindern wollen, daß so und so viele Mädchen durch materielle Notlage zu diesem demütigendsten Erwerb gezwungen und nachher durch empörende staatliche Einrichtungen darin festgehalten werden. Jene andern, die ihre eigenen erotischen Leidenschaften auf diesen Weg führen, denen gegenüber wäre unsere Teilnahme wahrlich übel angebracht; sie fühlen sich wohl und zufrieden in ihrer Erbärmlichkeit und so mögen sie dabei bleiben.

Wenn ferner behauptet wird, „daß ein Weib durch Eifersucht zu allem imstande sei, zur gefühllosen Grausamkeit, zur größten Gemeinheit“, so hätte es wohl richtiger heißen sollen: infolge der Eifersucht kommt beim Weibe erst der wahre Charakter, die innerste Natur zum Vorschein, weil dieser

höchste Affekt, dessen sie fähig, selbst der raffinierten Komödiantin die Maske herabreißt; aber dann wird eben nur **das** Weib in der Eifersucht gemein handeln, das im tiefen Innern stets gemein gewesen ist. Wir haben ebenso viele Beweise aus allen Ständen und Zeiten, daß Frauen großherzig und edel gegen eine Nebenbuhlerin gehandelt haben. Erdichtete Gestalten aus Ibsen ꝛc. als Beweise anführen zu wollen, ist ohne Wert.

Ob die Eifersucht oder der Zorn des Mannes sich mehr gegen den Verführer oder das treulose Weib richtet, das kommt ganz und gar auf die individuelle Veranlagung an; die Kriminalstatistik hat ebenso viele Belege für den einen Fall, wie für den andern.

Also nur Frauen gebrauchen so viele Künste der Lüge oder Verstellung im Leben! Alle die Strebernaturen, die sich durch Bücken und Kriechen oder Heuchelei bis in die höchsten Ämter und Würden hinaufschwindeln, sind doch wohl Männer, oder nicht? Alle die bewunderten Diplomaten, die sich einbilden, die Weltgeschichte zu machen, worin besteht denn ihre Kunst? Kleinliche Naturen werden bei beiden Geschlechtern kleine und niedrige Mittel gebrauchen, größere Charaktere sind zu stolz, um zu lügen.

Das sind im Wesentlichen die Ziele und Anschauungen „der Bewegungsweiberei", von denen Gräfin Reventlow mit Recht meint, daß nur die wenigsten durch eigene schlimme Erfahrungen zu ihrem Vorgehen bewogen worden sind. Nein, kein persönlicher Haß oder Rachegefühl leitet uns; uns haben die Männer noch nichts angethan, darum stehen wir der Sache auch gerechter und vorurteilsloser gegenüber und mit weiterem Blick. Und Frauen sollten keiner reinen Freundschaft fähig sein? Ja, was ist es denn, das uns in den Kampf treibt: Freundschaft, aufrichtige und warme Freundschaft für unsere leidenden Schwestern!



Zur Dichtkunst Henri's de Régnier.*)

Von Fr. von Oppeln-Bronikowski.

(Berlin.)

. . . Drüben ertönt wohl auch einmal eine Klage — über zerbrochene Schmetterlingsflügel klagt sie — aber keine Hölle rächt sich am Dasein. Diese und jene Welt sind ihnen nicht entzweit; sie haben „den Himmel auf Erden". Der Erde zartestes und Feinstes, murmelnde Kieselbäche mit keuschen Jünglingen und himmelentstiegenen Jungfrauen, stille Meere mit weißen Schwänen — das sind ihre Zufluchtsstätten.

Ein mattes, sattes Lächeln ist ihr Abschied vom Leben; weihrauchschlürfend stillen sie ihren Erlösungsdurst. Die Fackel ihres Lebens verflackert still; in geklärter Luft verlöschen die Funken ihres Willens . . .

Aus dem „Herbst" meiner Jahreszeiten im Sattel.

Sehr geschmackvoll, nicht wahr, und bescheiden dazu, daß ich mich selbst zitiere, wenn ich über einen andern schreiben will, der am Ende besseres schrieb als ich! Mag sein, aber dieses Motto paßt auf den Protagonisten der französischen Dekadenz, als wär' es ihm auf den Leib geschrieben. Régnier ist der Dichter des Herbstes par excellence; er hat das fröhliche und auch „das zweite Gesicht des Herbstes, das trauervolle, das nie zurückblicken kann über die Fülle des Gewordenen, das immer dem Tod in die Zähne sehen muß und immer nur ihn erblickt, und das graue Nichts der Künftigen, Kommenden hinter ihm, durch ihn . . ." Régnier sagt dies am besten selbst in der „Weinlese":

„Die Trauben liegen in geflocht'nen Körben;
Sie, die den Mund uns röten, wiegen schwer
In unsrer Hand — wie's Leben, wie das Schicksal . . .
 Der Flötenton ist, eh' er noch verstummt,
Schon fern und traurig, schon Erinnerung.
Man ist gealtert, wenn man hinter sich
Schon Rebenhang und Land und Berge fühlt . . . .

---

*) H. de Régnier, 1864 zu Honfleur geboren, edierte folgende Werke: 1885 Lendemains; 1886 Apaisement; 1887 Sites; 1888 Episodes; 1891 Episodes, Sites et Sonnets zusammen; vorher, 1890, noch die Poèmes anciens et romanesqnes; 1892 Tel qu'en songe; 1893 Contes à soi-même (Symbolistische Prosageschichten); 1894 le bosquet de Psyché und das erfolglos aufgeführte Versdrama la Gardienne; 1895 Aréthuse und le Trèfle noir, letzteres gleichfalls aus symbolistischen Prosadichtungen bestehend; 1896 die Gedichte von 1887—92 (4. Aufl.), worin auch Tel qn'en songe, la Gardienne und die Poèmes anciens et romanesques ihren Platz fanden; 1897 les jeux rustiques et divins (2. Aufl.), worin Aréthuse, und la Canne de Jaspe, ein symbolistisches Prosawerk, worin le Trèfle noir und des contes à soi-même aufgenommen sind. Die gesperrt gedruckten drei Werke sind als Hauptwerke zu bezeichnen.

Und doch ist dieser Abend schön; es tanzen
Durch unsern Geist vielleicht die Götter nackt.
Schön ist die Lese in geflochtnen Körben —
Und dennoch weinst du, daß der Sommer floh . . .

„Régnier," sagt ein französischer Kritiker von ihm, „lebt in einem alten italienischen Schlosse, dessen Wände Sinnbilder und Figuren schmücken. Er träumt und geht von Saal zu Saal; er steigt gen Abend die Marmortreppen hinab, ergeht sich in den Gärten und Höfen, die mit Steinfliesen gepflastert sind, und verbringt sein Leben zwischen Wassern und Steinbecken; derweilen schwarze Schwäne sich an ihrem Neste zu thun machen und ein Pfau, einsam wie ein König, den sterbenden Stolz des Abends pomphaft einschlürft. Régnier ist ein melancholischer und pomphafter Dichter; die zwei Worte, die am öftesten in seinen Werken wiederkehren, sind Gold und Tod, und es giebt Gedichte, in denen diese herbstlichen und königlichen Reime*) bis zum Überdruß wiederkehren. In einer Blütenlese seiner letzten Werke könnte man ohne Zweifel mehr als fünfzig solcher Verse finden. Das ist sehr sonderbar und bezeichnend; es hat allerdings nicht in Wortarmut seinen Grund, sondern in ausgesprochener Liebe zu reicher Farbengebung und einem Reichtum, der so traurig ist wie ein Sonnenuntergang, einem Reichtum, der Nacht werden will . . ."

Man könnte diese Beobachtung noch vollenden, indem man auf die ewige Wiederkunft von Wendungen wie une à une, peu à peu, hinweist, die so gleichmäßig und monoton fallen, wie die verwitterten Ziegel, die einer nach dem andern in das weiche Gras sinken, die buntgesprenkelten Blätter, die nach und nach die Silberfläche eines Wasserbeckens bestreuen, und die goldigen Früchte, die hier und dort der Wind vom Baume löst...

„Wie sich ihm Worte anbieten, wenn er Eindruck und Farbe seiner Träume schildern will, so drängen sie sich auch dem auf, der ihn schildern will, vor allem das Eine, schon gesagte und doch unbesieglich wiederkehrende: Reichtum. Régnier ist der reiche Dichter par excellence; er hat Kasten und Keller voll Bilder; unaufhörlich bringt ihm eine Sklavenreihe üppige Körbe davon, die er geringschätzig auf die marmornen Stufen der Treppe ausschüttet, — Verskaskaden, die kochend herabschießen, dann stiller werden und schließlich in Seen und Teichen enden. Verhaeren zieht den angebrachtesten und schönsten Metaphern der Vorzeit die selbstgeschaffenen vor, auch wenn sie ungeschickt und formlos sind. Régnier dagegen liebt die älteren Wendungen, stellt sie wieder her und bringt sie uns näher, indem er ihre Umgebung verwandelt, ihnen neue Nachbarschaft und noch unbekannte Beziehungen giebt; und oft befindet sich unter diesen nachgearbeiteten

*) Or und mort reimen sich auf französisch.

Bildern eines von jungfräulicher Neuheit. So schaffend entgeht er dem Bizarren und Dunklen; der Leser wird nicht kurzweg in einen Irrwald gestoßen; er findet seinen Weg wieder und freut sich doppelt der neuen Blumen, die er pflückt, wenn er auch vertraute pflücken kann."

Und das ist, wie man zugeben muß, klassisch französische Kunst par excellence. Die Achtung vor der Konvention, das Weitererben vom Vater auf den Sohn, von Zeit zu Zeit, ist das, was die Antike mit der klassischen Kultur Frankreichs gemein hat. Und was ist denn überhaupt Kultur, als ein Aufspeichern und Weiterreichen von Kulturmitteln, die dem Menschen tausend Dinge ersparen und ihn auf eine gewisse Höhe setzen, ehe er noch ins Leben getreten ist? Gewiß ist das eine zweischneidige Waffe, ein Janusbild mit zwei Gesichtern; nach den Spitzen giebt es nur noch Spitzchen, wie Nietzsche sagt, und die Kultur erstickt schließlich an ihren eigenen Mitteln. Man ist zuletzt nur noch Erbe; man geht völlig in der Verwaltung — oder in dem Verthun des Angeerbten auf, ohne etwas neues dazu schaffen zu können. Man sieht den erdrückenden Reichtum hinter sich und den Tod vor sich, wie Henri de Régnier . . .

* * *

Zwischen Romantik, der älteren Schule der Dekadenz und der jüngeren, deren Hauptvertreter Régnier ist, besteht etwa das gleiche Zeitverhältnis, wie zwischen den drei Generationen der griechischen Tragiker. Die ältere Schule hat noch mit den Romantikern gelebt, sie vielleicht noch auf der Höhe ihres Ruhmes erlebt und steht darum selbst noch mit einem Fuße im alten romantischen Lande. Die junge Generation, die wohl noch jene ältere Dekadenz, nicht aber mehr die Romantik erlebt hat, zieht auch den anderen Fuß nach sich und kommt dahin, wohin Schopenhauer wollte, aber, weil er noch wollte, nicht kommen konnte — zur Nirwana. . . .

Dennoch besteht eine gewisse Verwandtschaft aller drei Generationen. Ihre gemeinsame Voraussetzung ist der Niedergang des Glaubens an den christlichen Gott und seine kategorischen Imperative, und als Folge davon die Befreiung des Individuums. Freilich hat dieses Individuum noch seine „mataphysischen Bedürfnisse" im Leibe und möchte sie befriedigen; seine moralischen Gravitationszentren liegen noch in „jener Welt", die der Intellekt ihm verbot, und seine Befreiung gleicht der von Vögeln, die, im Käfig geboren, an Gefangenschaft gewöhnt sind. Sie kennen die Freiheit nicht; sie wissen darum mit ihr nichts anzufangen, irren ziel-, halt- und ruhelos umher, fallen allerhand ungeahnten Gefahren zum Opfer und sehnen sich zuletzt wieder nach ihrem sicheren Kerker und gewohnten Futter zurück. Das ist wohl mehr oder minder das Los aller Romantiker gewesen; nur

wenige, wie Nietzsche, haben sich neue Ideale gezimmert, oder sind im Kampfe verblieben, ohne zu einem Resultate zu kommen. Dabei haben die jüngeren Generationen — im Verhältnis ihres Abstandes — das Drama in kürzerer Zeit durchlebt und den Standpunkt der Vorfahren eher erreicht; was sie dann thun, ist eigentlich erst ihr Leben aus eigenen Mitteln.

Es ist sogar erstaunlich, wie schnell die Rekapitulation früherer Phasen bei den Neuesten sich vollzieht, wie bald sie — zu Greisen werden. Die Romantik, die jene Kämpfe, Überwindungen und Rückfälle als erste zu bestehen gehabt und voll ausgekostet hat, besaß noch die mächtigen Antriebe und Bedürfnisse, die großen Leidenschaften und Leiden der Voreltern; sie wird noch herumgerissen zwischen Skepsis und Glauben, Kampflust und Friedfertigkeit. Bei der nächsten Generation hält das Pendel schon mehr die Mitte; es kommt schon zur Problemstellung: Was nun? Und zum Wunsche nach dem Nirwana. Man hofft nicht mehr, man hat keine Ideale mehr, „macht sich keine Illusionen mehr", man will nur das Eine: los von diesem unsinnigen Leiden, von der Leidenschaft, vom Willen . . . und will dies mit jener eigenen Leidenschaft, die uns aus Schopenhauer Zeile für Zeile entgegenschlägt. Oder man kehrt, wie gesagt, in plötzlichem Umschlage zu den alten Idolen zurück, und müßte man sie sich selbst vom Rost und Schmutz der Zeiten erst reinigen, wie Schopenhauer oder sein russischer Vetter Tolstoi. Die junge Generation dagegen — jung ist hier fast ein Hohnwort — verzichtet auch auf diese Leidenschaft, die sie ja dem Ziel noch fern hält. Raschlebiger und kurzlebiger als die Vorfahren, lebt und denkt sie alles zu Ende und ist mit dem Leben fertig, ehe sie noch ins Leben tritt und ihr Leben lebt.

Régnier ist mehr als andere prädestiniert dazu, wie er selbst am besten weiß; sein destin ist der ewige Stoff seiner Gesänge. In „Le seuil" giebt er wichtige Aufschlüsse über seine Jugend, aus denen einige Bruchstücke lauten:

„In meiner Eltern Hause lachte nichts.
Schwer ruhte dichtes, langes Schweigen drauf . . . .
Aus Gold- und Schildpattrahmen blickten Bilder
Von müden Frau'n und freudelosen Männern . . .
Vergangenheit der Dinge, die vergeht.
Die Weiber — such' ich wohl
Den Grund darin zu meinen eignen Träumen? —
Und diese Männer . . .
Sie mußten meines Wesens Grund ja sein.
Tot hingen an der langen Fensterflucht
Gardinen; Leuchter brannten abends lange
Und unbeweglich in den Spiegeln . . .
Nichts hatten Nacht und Schweigen sich zu sagen,
So senkte müde selbst die Zeit die Schwingen . . ."

Und weiter beschreibt er dort die langen Saalfluchten, die verödeten Gänge und Treppenhäuser, all diese wohl seit hundert Jahren verstaubte Pracht, in der er als Knabe gespielt. Ewig kehren diese Reminiscenzen in seinen Versen wieder; alte Schlösser, verwilderte Parks, Wasserbecken, dann wieder Sanduhren und Wasseruhren, die träg ihre Stunden abweinen — und last not least auch das Meer, dem sein elterliches Schloß nahe stand. Die Nähe des Meeres macht sich überall in seinen Werken bemerkbar; Meernymphen und Tritonen bilden einen wesentlichen Bestandteil seiner Fabelwesen; immer wieder kehrt das Bild von dem schönen Weibe, das im warmen, weißen Dünensande schläft; die Tritonen blasen auf den Muscheln des Strandes und drehen sich Peitschen aus Seegras, und der frische Salzwind atmet uns an, wie er uns aus Homers Odyssee entgegenweht. Diese Mischung von Erdgeruch und Salzgeruch, eine Seltenheit in der Litteratur, verleiht den Dichtungen Régniers einen eigenen, prickelnden Reiz. —

Seine Eltern, zu einem bürgerlichen Leben zu stolz und wohl auch nicht fähig, führten das resignierte Dasein des französischen Adels von heute, jenes Frankreichs des guten Geschmacks, von dem Nietzsche spricht, das man zu finden wissen müßte, da es sich vor dem lärmenden Wesen der Demokratie scheu zurückhielte. Sie lebten still dahin,

„Bis daß sie ruhig Seit' an Seite lagen,
Und eines schlief, das andere nicht zu wecken.“

Dann trat der Sohn ins Leben, müde, melancholisch, ehe er es noch kannte, ein junger Greis.

„Vom Morgen her den Weg vom alten Eden,
Das er verlor, zur unbekannten Welt
Der Jüngling schritt, voll Liebe, voller Bangen
Vor dem Exil und unbekannten Straßen.“

Dann ergreifen ihn die Stürme des Lebens und treiben ihn auf das hohe Meer hinaus.

„Sie pochen wie Keulen mit starken Händen
An Thüren und Wetterwänden;
Und fort mit ihnen auf's Meer
Ziehen die Jünglinge sorgenschwer . . .“

heißt es in Tel qu'en songe.

Zuerst ist es der Ruhm, der ihn entflammt; dem Sprößling einer alten Adelsfamilie erscheint er natürlich als Kriegsruhm.

„In Haß und Wut erstickten meine Träume,
Als ich, ein Jüngling noch, an's nackte Schwert
Wie an die Reize spröder Schönen dachte . . .
Ruhm fand im Schlaf den Weg zu meinem Herzen . . .
— Ruhm, der im Dunkeln irrt und Wunder kündet.

Bis Morgen kam, den düstren Traum zerblasend,
Und ich das Schwert in's Wasser warf zur Seite,
Und diese Seele schwand, die nichts mehr weiß
Vom schnöden Zorn, der sie erfüllt so heiß . . ."

Dann lockt ihn die Liebe.

„Sie sprach vom süßen Traum des lauen Sommers,
Vom Traum, zu zweit zu teilen dieses Leben,
Von Freuden, schöner lächelnd als die andren . . .
Und aus dem Kelch, dem heißen Wunsch gereicht,
Trank ich mir heißen Rausch, mein Traum ward purpurn . . ."

Aber die Becher der Liebe haben ihn nicht erfrischt; er hat sich nicht gesund geküßt. Die Grillen des grauen Hauptes machen ihm auch das Weib zum Gespenst.

„Bist Straße du von Gold, bist Pfad voll Kot?
Verhängnisvolle Nacht wiegt uns in Träume.
Mich treibt ein Traum durch Jahre, Welträume,
Durch seltsam Dunkel und der Sonnen Tod . . .
Sie denkt im Schlaf, was ich nicht wissen kann . . .
— Doch durch ihr Antlitz schau'n verwischte Züge,
Die, scheint es, lächeln hinter ihrem Lächeln,
Und andre Lippen locken hinter ihren.
Und blick ich ihr in's Antlitz, glaub' ich nicht,
Daß drinnen etwas lebt, als mein Gedanke."

Die Geschichte von Eustasius und Humbeline, die dieses Heft enthält, giebt den weiteren Kommentar zu diesem „Gedanken"; Régnier sucht, um es kurz zu machen, nicht das Weib, das Geschlechtswesen, sondern das Ewig-Weibliche, das hinanzieht und erlöst, die schwache Persönlichkeit von den zersplitternden Einzelerscheinungen erlöst und „die abgekürzte Formel des gesamten Weltalls ist". Er kann sogar recht unangenehm werden, wenn das Weib ihn zum Genuß reizt, wie in dem symbolischen Drama L'homme et la Sirène die Sirene den Mann, wenn sie verführerisch singt:

„Es lacht die Welt und singt. Es träuft herab
Vom Blätterdach auf Moos und Blüten.
Der ganze Wald ist feucht.
Demanten sprüht der spiegelhelle Bach.
O koste meiner Lippen Süße, schlürfe
In meinem Hauch des ganzen Waldes Duft."

Dann braust er auf und schmäht „das Tier, das sich immer auszieht und nackt ist". Die Sirene soll Kleider anziehen, zum Weibe werden und mit ihm auf sein Schloß kommen, als Gefährtin seiner Langeweile und müßigen Träume. Er will sie peitschen und von sich jagen, wenn sie diese Brunst nicht abthut — und wirklich demütigt sich das Weib und scheint willig ihm zu folgen. Aber damit lockt er den Zorn des Himmels herab;

in düstrer Nacht trifft ihn der Blitz. „Sie war Natur, er hat das Weib gewollt," sagt die älteste der mystischen Weberinnen. Und nachdem sein Held an so tragischer Schuld unterging, entsagt der Dichter der Liebe. Erleichtert stöhnt er auf:

„Den Becher warf ich fort, gleich wie den Stahl.
Geht, geht mir fort mit Ruhm und Liebesqual."

Auch die Freundschaft wird bald ad acta gelegt, denn auch im Freunde, wie im Weibe, sieht der Pessimist nur sich; was also kann der Freund ihm bieten? Aber was nun? Er ist enttäuscht, er ist fertig. Gleichwohl ist er noch nicht ganz resigniert; er möchte noch leben. Wunderbare, rührende Mollaccorde sind es, die in der „Ankunft" im Land des Schweigens und der Einsamkeit erklingen. Ein wunderbares Unterhalb des Gedankens durchrauscht sie, wie der Herbstwind fallende Blätter durchrauscht . . .

„Im rauhen Wind verstoben Blatt und Blüten.
Nacht naht. Hin rauscht die Zeit. Mein Fuß erreicht
Das Land des Schweigens und der Einsamkeit . . .
Wer sieht noch ihn, der dieses Land erstrebt
Im Dämmerschatten und im herben Winde?
Wer träumt wohl ewiglich allein wie du
Von seinem Land der Einsamkeit, des Schweigens . . .
Ruhm, wisch von seinem Fuß den Staub des Weges.
Tod, wisch von seiner Stirn des Grabes Schweiß . . .
O stünd' er auf, erwacht von seinem Schmerz;
Der in dir schläft, durchbräch er doch die Nacht . . .
Und schüfe so, wie ihn dein Traum gebildet,
Dein inneres Gesetz, das du nicht lebtest . . ."

Es ist Zarathustras Weg zur Einsamkeit. Aber die Einsamkeit zeitigt ihm nicht die Früchte Zarathustras. Eine starke Persönlichkeit ist nötig, wenn man die Einsamkeit ertragen und von ihr Früchte tragen soll. Aber der Dekadent flieht die Menschen aus Mangel an Persönlichkeit, aus Furcht, sich ganz zu verlieren in dem Geschwätz und ablenkenden, zersplitternden Getriebe der Menschen — wie Hermokrates sich fast verliert und seine schöne Unbekannte sich fast verliert, die er an der Quelle trifft. Es ist prächtig, was Régnier diesem Weibe über die große Stadt in den Mund legt, ebenso treffend, wie die entsprechenden Worte des „schäumenden Narren" im Zarathustra; aber wie es dort die Rachsucht, so ist es hier die schwache Persönlichkeit, die so hellsichtig macht . . . Die Einsamkeit ist nicht die Flucht vor dem Kranken, sondern die Flucht des Kranken. Und in der Einsamkeit wird er mit Notwendigkeit noch schwächer. Ihm fehlt jede Gelegenheit, sich zu bethätigen, zusammenzufassen, hervorzuthun, an andern abzuheben, kurz, sich als Ich zu fühlen im Gegensatz zu den andern. In der Einsamkeit muß die schwache Persönlichkeit erst recht zerfallen. Un-

heimlich deutlich ist dies langsame Abbröckeln in der Canne de Jaspe geschildert. „Die Lampe brennt in einem Winkel des weiten, hochfensterigen Saales; ich stehe am Fenster, das Antlitz an die beschlagenen Scheiben drückend. Die Blätter sehe ich nicht mehr fallen; aber jetzt fühle ich in mir etwas sich ablösen und langsam abbröckeln. Mir scheint, ich höre im Schweigen das Fallen meiner Gedanken . . . Sie fallen von hoch herab, einer nach dem andern, in langsamer Auflösung und ich begleite sie mit allem Ernst, der in mir ist. Ihr toter, leichter Fall hat nichts mehr von der Schwere dessen, was sie im Leben wollten. Der Stolz entblättert sich; der Ruhm verblüht." Er leistet Verzicht! Es ist greisenhaft, aber wunderbar poetisch . . .

„Du Narr des alten Traums, der Seel' auf Seele
Durchläuft und welkt,
Von Hand zu Händen geht und Zeit auf Zeit
Zu Asche brennt . . .
— Nun endlich blickt dein Abend dir ins Auge.
Die Hoffnung schwand,
Die vor dir herlief über Stock und Stein.
Für ewig schweigt sie; marmorn blickt ihr Antlitz . . ."

Von nun an geht ihn die Gegenwart nichts mehr an und die Zukunft ist ihm nichts wert, da er keine Hoffnung, keine Kraft zum Hoffen mehr hat, der Glaube ist ihm benommen, denn er hat keine Kraft mehr zum Leiden. Aber da der Mensch doch irgend etwas sein eigen nennen muß, bleibt ihm nur noch die Vergangenheit; in ihr lebt er. Das Auge, das nicht mehr vorwärts kann, blickt zurück; das ist das Los aller Enttäuschten, wie es im „Songe de la forêt" geschildert ist.

„Sie kehrten heim, von totem Traum erwachend,
Als wären sie verirrt im Wald gewesen.
Den Rückweg wies ihr Schatten ganz allein.
Und lieblich bis zur Dämmerung irrten sie
Und saßen abends auf vernutzten Schwellen,
Beim weichen Flötenton . . .
Mit toten Sternen spielten ihre Seelen . . ."

Und da er auch zur Verzweiflung zu müde ist, söhnt er sich thränenden Auges mit seinem Schicksal aus.

„Wind, Vögel, Himmelsgold und Dunkel, alles,
Was Abends lebte, wo die Augen lebten,
In später Nacht, wo düster weint das Meer,
Im Göttermorgenlicht, am frohen Mittag —
Verrauschtes Schicksal all, mit seinem Duft
Von Traubenles' und Sommerernt' berauschend,
In ew'ger Wehmut nun des Überlebens,
Klagt es den toten Ruhm, daß einst es war . . ."

So lebt er denn in Traum, Zwielicht und Herbst. Diese „Scènes au crépuscule“ sind mit die schönsten seiner Lieder, weil die tiefst-empfundenen.

„Die Dämmerung ist so trüb, der Festesabend
So baar des Frohsinns, alter Träume voll ....
Und die da spielen in verblichnen Kleidern,
Den Mund vergess'nen Rollen widerspänstig,
Sie fühlen ihrer Sterne Glanz verlöschen.
Die Maske fällt, zerbricht zu ihren Füßen.
Im Dunkeln zitternd, wie Nachtschatten zittert,
So lauschen auf des Todes Frösteln sie . . .“

Es ist Abend geworden und wird immer nächtlicher und kälter; so soll denn wenigstens der Abend genossen werden. „Am Abend schätzt man erst das Haus,“ heißt es ja wohl im Faust. Und „Jemand, der von Abend und Hoffnung träumt“, sagt bei Régnier:

„Lösch' aus am Fuß die Fackel deines Stolzes,
Mit ihrer Glut zünd' an die kleine Lampe
Und überschreite nie die Schwelle mehr
Des Hauses, dessen Herd in Asche sinkt.
Mach' zu die Thür; der Abendfrieden komme
Mit seinen Schatten über deinen Schatten . . . .“

Und „Jemand, der von Dunkel und Vergessen träumt“, fährt fort:

„Schlaf' denn und träume, Bruder, deinen Traum . . .
Sei Schweigen um dich her, auf ewig einsam.
Bei eines Spiegels Ebenholz und Gold,
Aufrecht vor deinem Traum im Schoß der Zeit
Schlaf', Träumer, träume, Schläfer.
O schön in sich, wer träumt. O schön, wer schläft . . .“

Und diese Stimmung und Verstimmung, dieser Willenszustand und Zustand von Willenslosigkeit ist das Ziel, der Zweck und die Dauer. Über seiner Hausthür steht:

„Mein Haus steht jedem offen, der entsagt
Und seine Hand in die des Schicksals legt.“

So lebt der Entsagende nur noch der Vergangenheit; sie folgt ihm wie sein Schatten, als sein Schatten. Ein Lied an diesen „Begleiter“ schließt der Vers:

„Vergessen hat er nichts, das dich erinnere.
Im Spiegel doppelt, drin du dich erkennst,
Steht hinter deinem Antlitz und Geschick
Ein ew'ges Heute, die Vergangenheit . .“

Diese luftige Begleitung ermuntert ihn sogar zum Schaffen; in den „poèmes anciens et romanesques“ sagt sie:

„Träum' uns von deinen Schlössern, Gärten, Brunnen,
Träum' uns von deiner toten Frauen Reiz,
Die teilend deiner Seele Grab, dein Trauern,
Dein Frösteln sind und deine späte Liebe . . .
Sei jener Geist, der ätzt und reizt zum Leben,
Siegreiche Liebe, die bewahrt vor'm Tod . . ."

Auf diese Weise entsteht dann wirklich so etwas wie Widerstand gegen den Tod, wie Leben. Man sollte sich nie verloren haben, heißt es im Hermokrates. Das Ich, wie geschwächt es auch sei, ist doch der ruhende Pol; wenn es zu schwach ist, soll man ihm aufhelfen: es ist wirklich so etwas wie Genesung. Im Hermokrates gehen die Weisen der großen Stadt mit einem Spiegel herum, um sich niemals zu verlieren: der Mensch soll „sich selbst gegenüber" leben. Hermokrates empfindet eine Art von Befriedigung, indem er sich und seine Vergangenheit in der Unbekannten verkörpert sieht; er wäre noch glücklicher, hätte er sich nie verloren. Daher die fortwährende Neigung zu Spiegeln, die alle Personen der späteren Prosawerke haben; sie gehen an die Quellen, um sich darin zu sehen und immer wieder kehrt die Wendung von der Natur, dem Walde, dem Sonnenuntergang, die sich im Spiegel abbilden, abgekühlt, verkleinert, abgekürzt, „frei von dem zu großen Pathos da draußen". Régnier empfindet es als Wohlthat, auch die Welt im Spiegel sehen zu können. In „Eustasius und Humbeline", eine Geschichte, die das Lied vom Menschen und der Sirene noch einmal ist, nur mit glücklichem Ausgang, ist der Philosoph dem jungen Weibe ewig treu und dankbar, weil es ihm die abgekürzte Formel der Welt ist, und das Weib liebt ihn, weil Eustasius es wie keiner versteht, Humbeline ihr selbst auszulegen. Daher auch die Liebe zu Symbolen, das Verlangen nach abgeklärten, reduzierten und ein wenig verflüchtigten Bildern der Realität; man will die Welt als Ganzes sehen und doch ohne ihre scharfen Ecken und Kanten, denn man ist sehr empfindlich.

Und man liebt die Schönheit. Ihre „Schwermut will in den Verstecken und Abgründen der Vollkommenheit ausruhen", wie Nietzsche sagt; man will einen wohlklingenden, zusammenklingenden Accord, der wie Honig auf die überfeinerte Zunge träuft. Man will Rosenwolken, Nebel, Sonnenzauber und andere Schleier und Verschönerungsmittel, um die allzubekannte Wirklichkeit verkennen und vertragen zu können. Die symbolistische Kunst wird zum Lebensmittel . . . Gewiß soll das alte, echte Kunst werden; es beweist dies nur, daß Régnier für seine Franzosen die rechte Speise fand. Wenn er bald zu den „Unsterblichen" der Akademie einziehen sollte, wie es ja scheint, wäre es nicht zu verwundern. Natürlich deckt sich sein Schönheitsideal nicht mit dem der Renaissance oder Antike. Es ist weder titanische Kunst, wie dort, noch olympische Kunst, wie hier, sondern

senile Kunst, der er zum Worte verhilft. Festes, blühendes, nacktes Fleisch, scharf umrissene Formen, kurz, alles was aufregt oder „verletzt“, sind hier ausgeschlossen. Er spürt wohl auch einmal Michelangelos Meißeldurst in den Gliedern und möchte das rote, saftige, volle Leben meistern, wie er es auf der „Vase“ des gleichnamigen Gedichtes thut. Aber das bacchantisch dahinbrausende Leben der Naturwesen in ihrer wilden Unschuld und ihrem dionysischen Übermute, wie er es dort im Traum erschaut und auf seiner Vase nachbildet, ist bei ihm ein seltenes Gebilde; es ist ein Nachklang und Atavismus aus leidenschaftlicherer, stärkerer Vergangenheit. Geist und Natur sind Gegensätze, und er ist zu sehr vergeistigt, vergeistert, als daß er in der Natur aufgehen könnte, mit jener Instinktruhe, wie sie Meister Böcklin hat. Böcklins Kunst ist durchaus monistisch, Régniers leise dualistisch. Er bevölkert sie zwar auch auf dessen Weise mit Fabelwesen, und auf den ersten Blick scheint sogar eine greifbare Analogie vorzuliegen; aber tiefer gesehen, stehen die Faunen und Satyren des Schweizers doch in ganz anderem Verhältnis zum All und zum Menschen, als bei Régnier. Böcklin wird nicht satt, ihre panische Natur, ihr Eins sein mit dem All zu schildern; sie verknüpfen ihm auch den Menschen mit der Natur. „Régniers Poesie ist zart und weich,“ sagt ein französischer Kritiker über ihn, „aber nie einfach lyrisch. Er schließt immer einen Gedanken in den umkränzten Kreis seiner Bilder ein; und so allgemein und flüchtig dieser Gedanke auch sein mag, so genügt er doch, die Perlenschnur, wenn auch unsichtbar, zusammenzuhalten ...“ Wir können diesen Gedanken noch weiter denken und sagen, weil er so zart und weich, so empfindsam ist, giebt er in seinem Wesen immer etwas Zusammengekrampftes, Spitzes, Krystallinisches, Gedankliches, das einen Gegensatz zur Natur bildet. Es giebt schmerzhafte Stellen genug in seinen Werken, wo der Dichter mit einer schönen Unbekannten nach Tränken aus ist, welche den Satyren, diesen Symbolen der Naturkräfte, Seelen einflößen, oder gleich dem Manne, der die Sirene, das Tier, das sich immer auszieht und nackt ist, zum Weibe, d. i. zum Menschen umschaffen will, vom Blitze der Unmöglichkeit zerschmettert wird. Vielfach sind seine Fabelwesen auch nur ganz harmlose Staffagen zur idyllischen Schäferlandschaft; man darf nie vergessen, daß Régnier ein Erbe des klassischen Frankreich ist, das sich die Antike auf seine besondere Weise in's Schäferliche ummodelte. Régnier hat einen starken Zug zur idyllischen Landschaft, wie wir sie auf alten Gobelins oder Bildern von Claude Lorrain finden; insbesondere fordern die Abendlandschaften dieses Meisters den Vergleich geradezu heraus. Der süße Ton der untergehenden Sonne, die noch einmal die Welt vergoldet und verschönt, ehe sie in blutigem Schmerz verscheidet, ist auch der Unterton Régnier'scher Poesie. Er durchklingt sie

mit wehmütig süßen Accorden wie die müde Flur und den Baumschlag, der sich mit feingezähnten Umrissen vom reinen Abendhimmel abzeichnet, wie Silhouetten von ihrem lichten Grunde ... Im Vordergrunde, von Gold umsäumt, treibt ein Hirt die blökende Herde heim; über Stock und Stein stolpert das müde Wollvieh, leichten Staub aufwirbelnd, in dem wieder das Abendgold spielt — und in der Ferne öffnen sich zwischen durchsichtigen, blauen Bergen unendliche Perspektiven ...

Diese sanfte, harmonische, idyllische Landschaft ist das „Land seines Schweigens, seiner Einsamkeit"; von ihr gilt, was Schiller sagt:

> „Die Welt ist vollkommen überall,
> Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual ..."

Und diese Landschaft, „wo sich das ausweitet oder verengt, was unsre Gefühle von ihrem Bilde dort wiederfinden", durchgeistigt Régnier in zarter, liebevoller Weise. Seine Naturbeobachtungen sind in diesem Sinne einzig in ihrer Feinheit. Wie die feuchten Perlen, wenn es sich ausgeregnet hat, noch von Blatt und Blüten tropfen, wie ein Blatt in den Teich fällt und dort vom Winde umhergefahren wird wie ein Schiffchen, bis es endlich feucht wird und schwer herab sinkt, wie die Schwäne dort schlafen, den schlanken Hals unter dem warmen Fittich bergend, oder die Bäume abends, nur noch in ihrer oberen Hälfte von der sinkenden Sonne vergoldet, halb schon mit blauen Schatten bedeckt sind, die immer höher steigen, je tiefer der Feuerball sinkt — das alles ist feinste Naturbeobachtung und Eins sein mit der Natur. Daß die Herbststimmungen dabei bevorzugt werden, ist nicht erstaunlich.

> „Die trübe Zeit verblüht in toten Blüten.
> Das Jahr verrauscht, vergilbt in roten Blättern.
> Das blasse Frührot blickt in düstre Flut.
> Und rot verblutet von geheimen Pfeilen
> Des Winds, der lacht und schluchzt, des Abends Antlitz ..."

„Régnier weiß alles in Verse zu bringen, was er will," sagt R. de Gourmond von ihm. „Seine Freiheit ist unbegrenzt; er bannt die unbestimmtesten Schattierungen des Traums und die Schönheit in ihrer flüchtigsten Erscheinung. Eine etwas runzelige Hand, die sich auf einen Marmortisch stützt, eine Frucht, die im Winde bebt und fällt, ein verlorener Teich — dies Nichts genügt ihm und das Gedicht ist da, rein und vollkommen. Sein Vers ist fascinierend. Mit ein paar Silben zwingt er uns seine Gefühle auf. Auch hierin ganz verschieden von Verhaeren, ist er absoluter Meister der Sprache. Mögen seine Gedichte das Resultat einer langen oder kurzen Arbeit sein, sie tragen keine Spur von Anstrengung." —

Zuletzt noch ein paar Zauberklänge aus dem „Waldestraume“.

„Jenseits der Eb'nen, Wiesen und des Flusses,
Obstgärten, rot von alter Sonnen Glut,
Die güldner Früchte Überfluß gereift,
Jenseits der marmorreichen Rosengärten,
Wo Kinder Trauben an Weingittern pflücken,
Steigt auf, ein Traum, die Stadt in Rosennebeln . . .
Süß ist die Stadt, gleichwie im Morgenland,
Umrahmt, umduftet rings von bunten Gärten . . .
Dort unten tief, in Dämmrung eingetaucht,
In veilchenfarb'nen Wolken und umschimmert
Geheimnisvoll von Schweigen und von Dämmrung,
Verschwimmt in Nebeln sie, von Gold umsäumt,
Im hyacinthnen, aschgrau'n Himmelsdom.
Ernst liegt die Stadt des Abends, heilig fast . . .“

Man könnte dazu Wagner'sche Musik machen; diese Kunst spricht wie bei Wagner die Sprache übersinnlicher Sinnlichkeit; sie ist ein ewiges Klingen und Schweben und Beben von süßen Tönen und einlullenden Rhythmen, ein Suchen und Finden wohlklingender, bezaubernder Worte, und insofern auch, aber nur in dieser Technik, eine Annäherung an die römische Dichtkunst des Horaz. Auch hier wird durch Zusammenstellung kontrastierender Formen und Trennung zusammengehöriger Wörter der Zauber der schönen Oberfläche und das „artistische Entzücken“ daran gemehrt. Auch hier ist der Warnruf Nietzsches am Platze:

„Erwägt, noch steht Ihr an der Pforte.
Denn was Ihr hört, ist Rom, Roms Glauben ohne Worte . . .“



Gedichte von Henri de Régnier.

(Paris.)

Deutsch von Otto Reuter (Köln a. Rh.).

Aus „Le songe de la forêt“.

I.

Auf unser Lager fallen Rosen nieder,
Und deine Brüste leuchten rot und voll.
— Ein Morgenstrahl löst die verstrickten Glieder.
— O weich ein Traum war's, der so purpurn quoll!

Beutst goldene Wege du, vermessene Steige?
Die schwerste Nacht hat unsern Schlaf gewiegt,
Mir war's, als ob ein Traum das All uns zeige
Weit bis zu fremdem Schatten, totem Licht.

Tief wie ein finsterer Wald ist deine Liebe,
Ob Rosen blühn, ob lacht dein Vogelsang,
Ob rauscht dein Kleid, — des Einhorns Hungertriebe
Spüren Rubinen auf, bis es gelang.

Süßer wie Trauben im Herbst sind deine Küsse
Und reif vom ewigen Harren, und dein Blick
Sah der Geschlechter wirbelreiche Flüsse
Und schwankt zum Phönix aufwärts und zurück.

Entblößt sind deine mutterstraffen Brüste,
Die Seidenhülle sank, entblößt dein Leib;
Der Vorhang riß vielleicht bei dem Gelüste
Und das Geheimnis schwand beim nackten Weib . . .

II.

In meinem Traum bewegt sich
Eines seltsamen Waldes Rauschen,
Das drängt zu mir her und regt sich,
Will mich bethören, berauschen . . .

Das will mich wirren und locken
Mit schimmernden Laubguirlanden,
Schmerz soll ich und Haldeglocken
Vergessen in seinen Banden . . .

Und schweifte sie sonst in die Ferne,
Meine Seele kommt still zu lauschen,
So mag ein Weib sie gerne
Mit Lächeln und Liebe berauschen . . .

Aus „Tel qu'en songe".

Das Totenzimmer.

Heut sah ich Rosen blühn in deiner Hand,
Und dennoch ist sie leer, bleichübergossen.
Mir ist, ich hör' dich schreiten auf dem Sand,
Doch du liegst still, die Thür ist abgeschlossen.

Ich hör' dich sprechen, Bruder — du bist stumm.
Die Uhr schlägt Stunden seltsam und ich höre
Sie zittern und sie stehn um mich herum —
Aus andern Zeiten klingen solche Chöre.

Wohl schlug kein Uhrenschlag in diesem Jammer,
Und doch, ich hört' ihn und ich hör' dein Lachen,
Und nun, je tiefer dunkelt deine Kammer,
Seh' mehr ich dich zu Glanz und Licht erwachen.

Die Dämmerung legt den Finger auf die Lippen; —
Ich seh' die Rosen blühn in deiner Hand,
Seh' Sonnen lohn breit über fernen Klippen
Und dein Geschick in diesem Himmelsbrand.

Aus „Scènes au Crépuscule".

I.

Das bleibt des Frühlings Liebesherrscherkraft,
Wenn doppelte Begehr zwei Herzen teilen
Mit jenem Traum, zu dem sie alle eilen:
Der Brautzeit wunderbarer Frühlingshaft.

Und wie seit alten Zeiten sie's geschafft:
Ein Bienenstich der Blick mit seinen Pfeilen,
Drängender Wein will das Gestäb zerteilen,
Und klingend Lachen hat sich aufgerafft.

Der Abend glüht violett am Wald, das Meer
Verhaucht mit herbem Ruch Schaumdiamanten.
Groß war die Liebe und die Flammen brannten.

Die Nacht ist trüb und weint wie Wunden fluten,
Alles ist tot und fremd klingt zu dir her
Das alte Lied, wie wir im Wald verbluten.

II.

Wir gingen zur Stadt, wo breite Terrassen
Mit buschüberblühten Linden sich kränzen,
Wir gingen zur Stadt, wo die steinernen Gassen
Im Abendblut zittern nach glühenden Tänzen,
Landmädchen trafen wir, heiße Wangen,
Sie wollten wohl zur Quelle gehn,
Es sollte der Wind sie frisch umwehn —
Wir sind vorübergegangen.

Aus trüben Augen brach des Himmels Reinheit,
In ihren Stimmen sangen Morgenvögel,
So sanft mit ihren guten Wandereraugen,
So zart mit ihren Stimmen gleich den Tauben,
Sie blieben stehn und sahn uns nach klugtraurig,
Der Hände Kette schloß ihr Herz in Fesseln.

Ballmädchen kreuzten unseren Weg.
Wir folgten dem Lachen auf gleißendem, schwindelndem Steg,
Ein trüber Abend kam,
Wir standen allein am Scheideweg.

Wir gingen zur Stadt, wo sich breite Terrassen
Mit buschüberblühten Liedern umflittern,
Glückselige Glocken in schweigenden Gassen,
Wie schwankende Blumen die Türme zittern!

Durch offene Thore die Sehnsucht schreitet
Mit Schmetterlings leichtem und schwankendem Flug,
Wie die Schwalbe gleitet
Müde genug
Nach weitem Wandern über das Meer.
Es flieht über glänzende Straßen her
Die Sehnsucht, in dunklen Winkeln zu hocken
Nach leuchtendem Tag — gleich seltsamen Blütenflocken,
Vom Frühlingsabend geweint auf dunkler Spinnerin Locken.

III.

Die Falter haben sich im Garn verfangen,
Die Stadt ist dumpf und Elend lastend schwer
Ist träumend, frierend drüberhin gegangen;
Der Wiesenwind treibt Eintagsfliegen her . . .

Spinnräder schnurren ruhlos auf den Schwellen
Zitternd und süß und kleinen Bienen gleich,
Ich seh' des Falters weißen Flug zerschellen
In dieser Seide glänzendem Bereich.

Der Wind schrickt auf und lacht mit kalten Wangen,
Das Leben lastet krank auf uns und schwer;
Und wie die Falter sich im Garn verfangen,
Zieht warm und hell der Abend schon einher.

Und stirbt ein Falter in des Spinnrads Garnen,
— Die Sterne zittern scheu im Brunnenglanz —
Was spinnt ihr noch? für wen? Ich möcht' euch warnen.
Das Fleisch ist morsch; in Fetzen hängt es ganz.

IV.

Das macht den Wanderer trüber Sehnsucht voll,
Wenn an den Fenstern sich die Mädchen zeigen,
Da wirr um seinen Fuß das Herbstlaub scholl,
Sein Stab erklang auf hohen Bürgersteigen.

Spinnmädchen lachten sommers an der Thür,
Nun hängt der Hanf an dunklen Herdgestängen,
Und Lämmer scheinen diese Mädchen mir,
Die mutterlos des Hirten Rock umdrängen.

Und Frost und Nebel ziehn am Fenster her,
Gleich kleinen Vögeln wirbeln schon die Blätter,
Ein wundes Herz ist dieses Häusermeer,
Die Mädchen starren trüb ins Regenwetter.

Das ist ein fremd und wundersam Gedicht —
Wie ganz von einem tiefen Traum umschlungen
Erhebt ihr Schatten sich im Fensterlicht
Vom Boden zum Gebälk hinaufgezwungen.

Ein Wald in eines Sees Krystall gefaßt,
So blüht der Reif in Farnen und Lianen,
Aus Dämmerzauber fern im Dämmerglast
Sehn sie den Wandrer auf verirrten Bahnen.

O ihr gebt Frieden seiner Lippen Saum,
Streut Schlummer in sein Haar mit blühenden Kränzen,
Und bettet weich des Kranken wirren Traum,
Und laßt des Abends Ruh ihn sanft umglänzen.

V.

Wo fern die Ströme verwehen
In fremdem Märchenland,
In blühenden Gärten ergehen
Sich Masken in Spiel und Tand.

Galante Fächer und Degen,
Grüße und Redeschwung,
Ein lustiger Liederregen
In blasser Dämmerung,

An fremden Uferhängen
In jenem Gartenbild,
Wo jauchzend nach Maienklängen
Der Thyrsos sich enthüllt,

In närrischen Blumengewändern
Geschmückt wie ein bunter Traum —
Es sterben mit Lichtern und Blendern
Diamanten im Blütenschaum —

Die Bilder verrauschen, verwehen
In lautlos fernem Gang,
Ein Märchen hab' ich gesehen,
Es weinte und verklang …

Eustasius und Humbeline.

Von Henri de Régnier.

Verdeutscht von Fr. von Oppeln-Bronikowski.

Von allen, welche getrachtet hatten, die schöne Humbeline zu lieben, blieb ihr nur ein einziger treu. Wenigstens schien er es zu sein, nicht sowohl irgend eines Lohnes wegen, der ihm dafür geworden wäre, als durch die Dauerhaftigkeit seiner Neigung; und da nichts dazwischen gekommen war, was sie hätte vermindern können, war sie die gleiche geblieben, denn es ist weniger die Zeit, welche unsere Gefühle abnutzt, als vielmehr der Glauben, den man ihnen schenkt, und wenn die Gründe zur Liebe in uns

liegen, so stammen die, welche uns nicht mehr lieben machen, von wo anders her.

Humbeline hatte ohne Zweifel die Gegenwart des Philosophen Eustasius zu hoch geschätzt, um nicht die besten Mittel anzuwenden, sie sich zu erhalten.

Eustasius verstand es wie keiner, Humbeline ihr selbst auszulegen; sie war ihm die abgekürzte Formel des gesamten Weltalls; dafür waren sie einander dankbar. Von dort rührte ein dankbarer Austausch zwischen ihnen her; und in dem Maße, wie sie gegen ihn aufmerksam und wohlgesinnt war, wurde er in ihrer Nähe beharrlich und umsichtig.

Einige waren es mehr oder weniger gewesen, als Eustasius. Sie versuchten, Humbeline mit ihrem eigenen Geschmack zu unterhalten, zu Gunsten dessen, den sie selbst dabei hatten. Die Unfruchtbarkeit dieses Unterfangens und die Zurückweisung ihrer Ansprüche machten sie sehr empfindlich für die Niederlage ihres Verlangens.

Eustasius machte sich das Vergnügen, seine Nebenbuhler zu trösten, indem er ihnen durch seine Worte zu beweisen versuchte und durch Beispiele zeigte, wie krankhaft es wäre, die schönsten Dinge anders besitzen zu wollen, als durch Empfindung ihrer Schönheit; und da er sich in Anspielungen gefiel, machte er von diesem Mittel Gebrauch, um ihnen ihre Thorheit klar zu machen.

Wenn sie kamen, um ihn in seiner Behausung zu besuchen und über ihren Verdruß zu befragen, so zeigte er ihnen lächelnd und mit köstlicher Entsagungsgebärde ein wunderbares Glasgefäß, das auf dem totenfarbenen Unterbau eines Sockels von Ebenholz seine sichtbare Macht an der Wand des Zimmers kund gab.

Es war eine gebrechliche Vase, künstlich und schweigsam, von rätselhaftem kaltem Krystall.

Sie schien einen Liebestrank von ungemeiner Stärke zu enthalten, denn ihre schwellende, und gleichsam ehrfürchtige Ausbauchung war zerfressen; zweigartige Verglasungen verästelten sich im Innern der dämmerhaft durchsichtigen Wände gleich Baumachaten; unberührt schien das Gefäß und unberührbar in seiner Schlankheit, zerbrechlich in seiner eisigen Härte und so schön, daß sein bloßer Anblick die Seele mit Freude erfüllte, daß es da war, und mit Wehmut über seine heilige Einsamkeit.

Und wer die Gebärde und das Gleichnis nicht verstand, dem sagte Eustasius: „Ich fand es in der Herrschaft Arnheim; Psyche und Ulalume hielten es in ihren Wunderhänden.“ Und leiser fügte er hinzu: „Ich trinke nie daraus. Es ist nur dazu gemacht, daß die Lippen der Einsamkeit und des Schweigens allein und ewig daraus trinken.“

Die Dämmerung drang in das geräumige Gemach des Einsiedlers.

Durch die klaren Scheiben sah man die Sonne verbluten. Sie schien doppelt, draußen, ganz nahe bei ihren armen, blutigen Wolken, die sich langsam vernarbten, und auch ganz fern davon in einem schrägen Spiegel, der dem Fenster gegenüber hing und sie widerstrahlte. Die Abendglut brannte kalt in seinem Krystall, sie verkleinerte sich darin winzig, geheilt von dem allzugroßen Pathos, das sie draußen gehabt hatte, verkleinert auf einen eisigen metallischen Glanz.

Dies war die Stunde, wo Eustasius jeden Tag ausging, Humbeline zu besuchen. Sie verweilte abwechselnd, der Jahreszeit gemäß, in ihrem Garten oder Wohngemach. Dieses, so groß wie ein Garten, und der Garten so klein wie ein Zimmer, ähnelten einander. Der holde Rasenplatz wirkte samtartig wie ein Teppich. Das Wasser des Beckens spiegelte sich geklärt in dem Spiegel des Gemaches, und die Tapeten drinnen wiederholten in Arabesken das schattige Blattwerk draußen an den Wänden der Villa.

Jeden Abend kam Eustasius wie die Dämmerung dorthin, und der Reiz der Unterhaltung, die sich zwischen dem jungen Weibe und dem Philosophen entspann, bestand in dem arglos redlichen Austausch des beiderseitigen Nutzens, den sie für einander hatten. Humbeline machte es dem Eustasius unnötig, sich in die Welt einzumischen. Dessen gedrängter Anblick, mit allem, was daran widerspruchsvoll und mannigfach ist, verkörperte sich für ihn in der lehrreichen Dame. Dieses kostbare Weib war einzig und allein voll ausgesuchter Bewegung. Die ganze Zusammenhangslosigkeit der Leidenschaften lebte in ihren Geschmacksrichtungen, beschränkt auf ein Mindestmaß, und auf ganz winzige, aber entsprechende Bewegungen. Zudem gemahnte sie Eustasius an alle Landschaften, wo sich das ausweitet oder verengt, was unsre Gefühle dort von ihrem Bilde wiederfinden. Ihre Kleider selbst stellten ihm für ihr Teil die Schattierungen der Jahreszeiten vor, und ihr ganzer Haarwuchs war ihm Herbst und alle Wälder zugleich. Das Echo des Meeres brach sich sicherlich in ihren einfachen Ohrmuscheln. Ihre Hände berührten den Horizont, dessen biegsame Linien ihre Gebärden umzogen.

Diese Ähnlichkeiten legte Eustasius ihr aus; er zerlegte ihr deren unendlich verkleinerte Ähnlichkeiten und bereitete ihr das Vergnügen, jeden Augenblick zu wissen, was sie war, hinzugerechnet, was sie zu sein schien. So berührte sie die Welt mit jeder Pore ihrer reizenden Haut, wie mit jedem Punkte ihrer feuchten, bröckelnden und gleichsam schwammigen Selbstsucht, die sie im All nichts lieben hieß, als sich selbst, wenn auch auf eine mitteilsame und verbindliche Art.

So lebten sie glücklich; sie, indem sie nichts von allem außen sah,

als was sie ausmachte und was sie daraus machte, und er, indem er es einzig und allein in ihr sah. Zu Zeiten vereinigten sie ihre Schritte zu einem Spaziergange, wenn es ihr zufällig einfiel, an einem Frühlingsabend, in einer Sommernacht, in der Herbstdämmerung oder mittags im Winter. Überall ging sie nur durch sich selbst. Eustasius lustwandelte weniger mit ihr als in ihr. Er machte dort köstliche Spaziergänge und sagte ihr bei der Rückkehr gerne: „Der Untergang Eures Haares, Humbeline, war heute Abend von tragischem Golde!" oder er gab ihr zu verstehen, daß eine Schlange da schlief, gewunden wie die starre Flechte ihres Schlangenhaares. Sie lachte, und auch was ihr ein wenig rätselhaft blieb in den Auseinandersetzungen des Eustasius, zog sie nicht minder den allzuklaren Unterhaltungen vor, die ihr die Freunde, mit denen sie gebrochen, aufgedrungen hatten.

Die rächten sich aber für ihre Beurlaubung und schwärzten ihre Wahl an, die sie ersetzt hatte. Und indem sie es aus Laune oder Eifersucht für besser hielten, den Grundsatz wechselseitiger Zurückhaltung, der sich die beiden Geistesgefährten gegenseitig befleißigten, gleichfalls anzuwenden, statt dieser Vertrautheit jedes andere Verhältnis unterzuschieben, führten sie ins Feld, gleich als wäre dies ein Vorwurf gewesen, der dessen Dauer hätte beeinträchtigen können, daß Eustasius früher nie so gewesen wäre. Sicherlich war er sogar ganz anders gewesen. Ich weiß es, denn ich kannte ihn in einer Zeit, wo er zu leben meinte. Gleich den andern hatte er gehofft, gesehen und besessen, und dann hatte er, müde, in seine Wünsche zersplittert zu werden, ihren Gegenständen nahe gebracht, bewuchert von allem, was er zu besitzen wähnte, aus allem Träume gemacht, in denen vielleicht die Bitternis des Nachgeschmacks zurück blieb, daß sie mehr dem entsprächen, was sie ergänzten, als eben dem, was sie gewesen waren.

Das Leben hatte sich in ihm abgekühlt und geklärt, wie der Himmel in einem Spiegel.

Seinem Leiden, ein Zwitterding zwischen sich und der Natur zu sein, war Humbeline als Arzt gekommen! Und auf dies alles spielte der Spiegel im Zimmer des Eustasius an, und auf dem Unterbau von totenfarbenem Ebenholz das rätselhafte Glasgefäß, dessen verglaster Stoff täuschend das Wasser darstellte, das nicht darinnen war; darauf bezog sich auch, was Eustasius in der Dämmerung von der Herrschaft Arnheim, von Psyche und Ulalume sagte, und von den Lippen der Einsamkeit und des Schweigens.



Totentanz.

Novelle von Fritz Zilcken.

(Köln.)

(Fortsetzung.)

Als der Tod und sein Begleiter in das Haus eintraten, fanden sie in dem geräumigen Flure einen Diener, der mit dem Packen und Schnallen einiger Felleisen und Reisesäcke beschäftigt war. Auf Befragen erfuhr der Gekommene, daß der Herr des Hauses sich in seiner Schreibstube befinde. Da stieg er, vom Tode begleitet, die Treppe zum ersten Stock hinauf. Hier klopfte er mit starkem Finger einen kräftigen Daktylus auf eine der Thüren, die aus den verschiedenen Gemächern nach der Treppe führten.

„Introite," rief eine helle Stimme von innen.

Die beiden traten ein.

An dem sehr geräumigen Tische, in der Mitte des rundum mit Holztäfelung bekleideten Zimmers, saß jemand, der einen talarartigen Doktormantel trug, wie sie in italischen Landen üblich waren. Auf dem Haupte hatte er ein kapuzenartiges Hausmützlein aus weißen Linnen, das tief in die Stirne reichte und an den Wangen mit ein Paar flügelartigen Bändern herabhing; auch dieses deutete auf einen Ursprung von jenseits der Alpen, auf Florenz oder Bologna. Der Sitzende war mit Schreiben beschäftigt. Er hatte einen längeren Brief soeben beendet und setzte noch mit einigen Schnörkeln seinen Namen darunter, ehe er sein Gesicht aus der gebückten Stellung emporhob.

„Gregorius," rief er dann aufblickend, „Du besuchst mich früh am Tage." Jedoch er erhob sich nicht, sondern begann den geschriebenen Brief sorgsam in Falten zu legen.

„Zweimal suchte ich Dich gestern vergeblich," erwiderte der Angeredete, „Du warst beide Male nicht zu Hause, Aeneas."

„Ich verbrachte den Tag mit Lugen auf dem Münster," antwortete Piccolomini und schob die Falten seines Briefes ineinander.

„Dann hast Du gesehen, was den Kampf an den Thermopylen, für den wir uns als Knaben begeisterten, da wir zum erstenmale den Xenophon lasen, tief in den Schatten stellt," sagte Gregorius mit zitternder Stimme. In unverkennbarer Erregung trat er bis dicht an den Schreibtisch heran.

„Oder einen Stier, der wie schallig gegen einen roten Lappen rennt und dabei von der sichern Matte in den Abgrund stürzt," erwiderte der andere leichthin.

„Aeneas Sylvius!“ wehrte Gregorius entsetzt und machte eine Bewegung mit der Hand.

„Quod est?“ fragte dieser aufblickend. Dann suchte er auf dem Tische nach Siegelwachs und Petschaft.

Eine kleine Pause trat ein.

„Ich will nicht mit Dir rechten,“ hub Gregorius wieder an, „aber es schmerzt mich, Dich solcher Art reden zu hören. Du hast den wenigsten Anlaß dazu, denn dieser Strom von Blut, der gestern geflossen ist, schreit gen Himmel — wider Dich.“

Der Piccolomini zuckte die Achsel, als ob er etwas abschüttele. Bedächtig träufelte er den an der Flamme eines entzündeten Wachsstockes erweichten Siegellack auf den Brief und drückte das Petschaft auf.

„Du wirst nicht in Abrede stellen,“ fing Gregorius wieder an, „daß Du es gewesen bist, der dem Könige Friedrich den Rat gegeben, Frankreich gegen die Schweizer um Hilfe anzurufen.“

„Und wenn!“ antwortete Piccolomini, den geschlossenen Brief gerecht zum Schreiben der Adresse vor sich hinlegend, — „warum geben die helvetischen Bauern dem Kaiser nicht, was des Kaisers ist? — Was ihnen geschehen, haben sie selbst verschuldet.“

„Sie kämpften für ihr Recht und ihre Freiheit,“ sagte Gregorius warm, „und der Mut und die Begeisterung, mit der sie es thaten, erfüllt mich mit höchster Bewunderung, auch wenn sie unterlagen: sie fielen, müde vom Siegen. — Doch das beiseite. — Eine neue Gefahr ersteht dem Könige und dem Reiche. Der Franzose, den Du gerufen, schielt nach deutschem Lande. König Karl hat in Paris das Wort gesprochen, alles Land links vom Rheine gehöre von rechtswegen zu Frankreich. — Glaubst Du, er habe statt der erbetenen sechstausend Soldaten deren dreißigtausend gesandt, nur um die — wie Du sie nennst — helvetischen Bauern zu bekriegen?“

Aeneas Sylvius tauchte die Feder in das Inktfaß, das vor ihm stand. Einen Augenblick noch hielt er inne, ehe er die Feder ansetzte, einen schnellen halben Blick auf seinen Besuch werfend. Dann schrieb er bedächtig die Aufschrift auf den fertigen Brief. Das Auge des andern folgte unwillkürlich den Zügen, die die Feder auf das Papier zeichnete. Er las: „An Seine Heiligkeit den Papst Eugen in Rom.“ Der Piccolomini betrachtete die Aufschrift mit einem feinen Lächeln. Dann erhob er sich.

„Was geht das mich an?“ sagte er.

„Wie,“ rief Gregorius und wich einen Schritt zurück, — „bist Du nicht des deutschen Königs Kanzler?“

„Nein,“ sagte der Piccolomini, „ich bin des Erzherzogs von Österreich Schreiber.“

Gregorius strich sich mit der flachen Hand über die Stirne, als wolle er einen häßlichen Gedanken wegwischen.

„Wehe dem Reiche," rief er, „wenn sein Herrscher nicht in erster Linie deutsch ist! — Aeneas Sylvius," sagte er dann weich, „ich bin Dein Freund gewesen; ich glaube, ich habe einmal Dein Vertrauen gehabt und meine, ich habe Dich verstanden. Seit einiger Zeit werde ich irre an Dir. Ich verstehe Dich nicht mehr. Du suchtest den König auf in Frankfurt und seitdem bist Du sein Ratgeber, seine rechte Hand geworden. Sage nichts dagegen: Die ganze Welt weiß es. Du gehst beim Papste Felix aus und ein. Du bist auch dessen rechte Hand: Du stehst an der Spitze der Opposition gegen Rom. Und dennoch schreibst Du Briefe an den Condolmieri, an Seine Heiligkeit, den Papst Eugen."

Er legte einen besonderen Nachdruck auf das Wort Heiligkeit, ein Titel, der Gabrielo Condolmieri, als das Konzil ihn absetzte, aberkannt worden war.

„Aeneas Sylvius", fuhr er fort, — „ich fürchte . . ."

„Was fürchtest Du?" fragte der Piccolomini freundlich.

„Ich fürchte," fuhr der andere fort, — „Aeneas, — Du trachtest selbst nach der dreifachen Krone."

Da war er ausgesprochen, der Verdacht, den der gerade Deutsche schon lange gegen den listigen Italiener hegte.

Aeneas Sylvius zuckte ein Unmerkliches zusammen. Seine geheimste Absicht, ein Gedanke, der auf der tiefsten Tiefe seiner Seele ruhte, und den er selbst sich nur in den siegessichersten Augenblicken seiner verwegenen Verknüpfungen eingestand, war von dem andern schonungslos an das Licht gezerrt. Er hatte sich verraten, er hatte einen Mitwisser dieses Geheimnisses. Das durfte nicht sein, so weit wollte, so weit durfte er nicht gehen, in dem, was er den andern wissen ließ. Um keinen Preis.

Einen Augenblick irrte sein Blick wie hilfesuchend durch das Gemach. Da sah er den Tod, der bescheiden und still am Fenster stand. Auf dem Hintergrunde des dichten Gerankes von Weinlaub, das, von der leuchtenden Sonne beschienen, wie ein grüner Vorhang draußen vor dem Fenster hing, hie und da schon ein gelbes oder rötliches Blatt, das eine feine Farbenmusterung gab, hob er sich bräunlich ab, nicht grell und hart, sondern weich und mollig, in verzitternden Umrissen. Ganz deutlich sah er ihn. Aber gar nicht erschrocken oder auch nur erstaunt war er darob. Es war ja so natürlich, daß er jenen jetzt sah, er mußte ihn ja sehen; fast hätte er ihm freundlich zugenickt. So fand er das nur für einen Augenblick verlorene Gleichgewicht wieder.

„Mein Freund ist gut aufgeräumt heute," sagte er lächelnd und legte

Gregorius seine Hand auf die Schulter. — „Noch ein Schisma zu dem, das wir schon haben," scherzte er, „das wollen wir nicht! Was soll die Christenheit mit drei Päpsten? Sie hat an den zweien, mit denen sie jetzt gesegnet ist, schon einen zu viel!"

Er lachte jetzt laut, den Versuch machend, den andern ebenfalls zum Lachen zu bringen.

Aber Gregorius blieb ernst und antwortete nicht. Daraus erkannte jener die Tiefe der Verstimmung und des Mißtrauens, die den andern erfaßt hatten, und schnell entschlossen ging er an die Ausführung der That, die ihm jetzt als eine Notwendigkeit erschien.

„Ich werde heute noch Basel verlassen," schnitt er ein anderes Thema an, „der König ruft mich. Was er von mir will, das weiß ich nicht. Vielleicht macht er mich zu dem, das zu sein Du schon von mir voraussetzest. Videbimus. Wenn ich dann etwas bei ihm vermag, so gelingt es mir vielleicht ihn zu bestimmen, Frankreich zu bitten, die Hilfe, die es ihm so überreichlich gesandt, zurückzurufen. Ich will es versuchen, — Dir zu Liebe, Gregorius. Ehe wir aber scheiden, Gregorius, als Freunde, wie ich hoffe, die wir stets gewesen sind, trinke zur Letze noch ein Glas Wein mit mir, wie es ja bei Euch Deutschen Sitte ist."

So scherzend näherte er sich einem Wandschränkchen und suchte in der Ledertasche, die ihm am Gürtelbande hing, ein Schlüsselchen, jenes zu öffnen.

Aus dem Mauergelasse langte er eine bauchige, strohumflochtene Flasche und stellte sie auf den Tisch. Dann wählte er aus mehreren Gläsern, die daneben standen, zwei ganz gleiche venetianische Kelche, jedoch hatte der eine davon am Fuße einen roten, der andere einen goldbraunen Zierat, so nebensächlich, daß er nur dem sehr aufmerksamen Beschauer auffallen konnte. Der Italiener stellte die Gläser so, daß das rotgezeichnete dem Deutschen zunächst stand. Dann schenkte er ein.

„Es ist alter Syrakuser," sagte er, „Du hast ihn schon einmal versucht und geschätzt."

Er ergriff das gelbgezeichnete Glas, der Deutsche nahm das andere.

„Auf Deine Gesundheit, Gregorius," sagte er, und blickte seinem Gaste freundlich in die Augen.

Dann tranken sie beide, der Italiener mäßig, kaum mehr als nippend. Der Deutsche that einen herzhaften Zug, den Kelch fast bis zur Neige leerend.

„Dein Wein ist gut, Aeneas," sagte Gregorius.

„Euge, — bonum et purum!" rief der Italiener.

Der Tod, der dabei stand, schenkte das Glas des Deutschen dienstbeflissen wieder voll bis zum Rande.

„Zumal des Morgens," plauderte der Piccolomini, indem er sich be-

quem auf die Kante eines Ruhebettes setzte, das im Hintergrunde des Gemaches stand. Dabei betrachtete er aufmerksam den zierlich gestickten Schuh, der unter seinem schwarzen Gewande sichtbar wurde. — „Zumal des Morgens ziehe ich ihn jedem andern vor. — Die nächste Zeit zwar werde ich ihn entbehren und mich mit den kältern Weinen des Rheines begnügen müssen."

„Auch diese sind gut," meinte der biedere Deutsche treuherzig.

Der Piccolomini lachte.

„Bewahre mir Deine Freundschaft, Gregorius," sagte er warm und erhob sein Glas, dadurch den anderen ebenfalls zum Trinken ermunternd.

„Von Herzen," antwortete der Deutsche. Und wieder leerte er das Glas fast bis zur Neige. Und wieder schenkte der Tod es voll bis zum Rande.

„Auf Wiedersehen also," rief der Italiener und erhob sich, sein Glas in der Hand, um nochmals mit dem andern anzustoßen.

„Auf Wiedersehen!" sagte der Deutsche.

Beide leerten jetzt ihre Gläser bis auf den Grund. Dann reichten sie sich die Hände und Gregorius verabschiedete sich.

Als er das Gemach verließ, ging der Tod neben ihm her und begleitete ihn aus dem Hause hinaus auf die Straße, wie er auch mit ihm hineingekommen war.

Nicht ganz so fest und sicher, wie er gekommen, überschritt Gregorius den Münsterplatz. Es war seltsam, trotz des hellen Sonnenscheins flimmerte es ihm dunkel vor den Augen wie hereinbrechende Dämmerung, und als er in das Sträßlein einbog, das nach dem Markte hinabführt, da strauchelte er ein wenig; fast wäre er über seine eigenen Füße gestolpert, die ihm schwer wurden wie Blei. Als er aber die Treppenstufen hinabstieg, da überkam ihn plötzlich ein Schwindel, und wäre der Tod, der neben ihm ging, ihm nicht hilfreich beigesprungen, er wäre wirklich gestürzt. Der aber fing ihn liebreich auf in seinen Armen. Da er aber sah, daß jenem die Sinne gänzlich schwanden, ergriff er den eisernen Klopfer auf der Thür des schmalen und hohen Hauses, vor dem sie sich gerade befanden, und schlug drei kräftige Schläge auf das Holz, daß es weithin tönte.

Nicht lange dauerte es, da wurde die Thür geöffnet und eine Magd fragte in italischer Sprache, was es gäbe.

„Dem wohledlen und hochgelehrten Doktor ward es schlecht," sagte der Tod in gleicher Sprache, die er meisterlich zu handhaben wußte, „um Christi Barmherzigkeit, Jungfer, bringt ihm einen Trunk Wasser."

Damit aber trug er den Doktor von der Straße in das Haus und ließ ihn auf ein Bänklein gleiten, das im Flure stand. Während dann

die Magd eilte, das Verlangte zu holen, kam die Herrin des Hauses herbei. Das war Donna Giulia Todeschini, eine Tochter von Piccolominis Schwester Laudomia, die jener sich aus Siena hatte kommen lassen, um in Basel seinem Haushalte vorzustehen. Da sie aber jung und von üppiger Schönheit war, so hatte die böse Welt, die das Reinste in den Schmutz zu ziehen liebt, allerlei Schlimmes über das Zusammenwohnen der zwei gemunkelt, also, daß die Base das Haus ihres Oheims verließ. Jedoch wohnte sie nicht allzu weit von ihm entfernt und es bestand — in allen Ehren — eine herzliche Freundschaft zwischen den beiden, die nicht zum wenigsten auch darin ihre Nahrung fand, daß Donna Giulia ein volles Verständnis für die großen Pläne des staatsklugen Oheims hatte und von deren Verwirklichung eine Verbesserung des etwas heruntergekommenen Ansehens und der sehr mäßigen Glücksgüter der Piccolomini erhoffte.

Nicht alsbald hatte die Donna gesehen, um was es sich handele, als sie den immer noch Bewußtlosen, den sie sehr wohl kannte, in ein nahes Gemach tragen und auf eine weiche Lagerstatt betten ließ. Aber alle Versuche, durch Besprengen mit kaltem Wasser und durch scharf riechende Essenzen den Doktor wieder zu sich zu bringen, erwiesen sich als fruchtlos.

„Corpo di dio, er stirbt uns unter den Händen," jammerte die Donna, „ungebeichtet und ohne die heilige Wegzehrung." Denn sie war fromm und hielt viel auf diese Stücke.

„Ich wüßte wohl einen Priester hier in der Nähe — wenn ich den riefe?" sagte der Tod bescheiden.

„Thut das, guter Mann," rief die Donna eifrig, „Gott wird es Euch lohnen."

Da lief der Tod was er laufen konnte, daß seine Knöchlein klippten und klappten, über den Mühlenberg hinab nach dem Kloster am Rheine und suchte den Pater Blasius, damit er komme und dem sterbenden Doktor beistehe in seinem letzten Stündlein. Pater Blasius war sofort bereit. Er legte Albe und Stole an und nahm die heilige Ölung und eine geweihte Hostie aus dem Tabernakel. Der Tod aber hatte unterdessen in der Sakristei ein weißes Chorhemd angezogen und schritt nun, in der linken Hand eine Laterne mit einem brennenden Lichtlein darin, in der rechten Hand ein Glöcklein tragend, vor dem Priester her, der inneren Stadt zu. Jedoch nahm er jetzt seinen Weg durch die Freie Straße.

Da war es zu dieser Zeit sehr lebhaft und viel Volk in der Gasse. Es war ein Laufen und Drängen, ein Gaffen und Geschrei und von nichts hörte man, denn von der gestrigen Schlacht und davon, daß der Dauphin sich anschicke zum Sturme gegen die Stadt. Ein Flickschuster, der seine armselige Werkstatt in einem Gadem an der Barfüßerkirche hatte, aber stand

an einem Prellsteine und wiegelte das Volk auf mit landesverräterischer Rede. Ganz dumm sei es und thöricht, schrie er, sich wegen der Händel der Großen totschlagen zu lassen, denn um nichts anderes handele es sich, und die Reden von Freiheiten, Recht und Gerechtsamen, das sei alles Flunkerei. Es achtete jedoch niemand auf ihn. Alle aber horchten auf, als sie das Glöcklein hörten, das der Tod ohne Unterlaß erklingen ließ und ehrerbietig machten sie Platz, als sie den Pater Blasius mit seinem Sakristan daher kommen sahen. Ja, sie knieten nieder und bekreuzten sich, gerade so, wie sie zu thun pflegten, wenn der heilige Papst Felix durch die Straßen der Stadt kam. Sogar ein Fähnlein Gewaffneter, das im Laufschritt zur Verstärkung der Besatzung des Steinenthores eilte, machte Halt und kniete nieder, um den Leib des Herrn, den der Pater trug, vorbeizulassen, ehe es weiter zog. Der Tod wußte recht wohl, daß diese Ehrung nicht ihm galt, aber es war ihm doch eine Labe, sich die Leute so bücken zu sehen; er fühlte sich in seiner Macht und daß er der Herr und Meister aller Welt, dem einst sogar Gewalt gegeben war über den, der jetzt hinter ihm getragen wurde. Darum klingelte er ohne Unterlaß mit seinem Glöcklein, daß es fast lustig klang.

Als sie aber in das Haus der Donna Giulia kamen, da hatte sich dort nichts geändert. Der Doktor lag noch immer in der Begebung seiner Sinne. Er hörte nicht, wie Pater Blasius ihm tröstlich zusprach. Erst als er ihm die heilige Ölung erteilte, öffnete er die Augen und bewegte ein wenig die Lippen, als ob er reden wollte. Der Pater, der vermeinte, daß jener wohl die Beichte wünsche, neigte sein Ohr seinem Munde zu und Donna Giulia, die, neugierig wie die Frauen sind, auch zu hören begehrte, was jener noch zu sagen habe, bückte sich gleichfalls zu ihm. Aber sie vernahmen nur wenige Worte.

„Gift — Aeneas Sylvius hat mich vergiftet,“ hauchte der Doktor. Dann schloß er die Augen, schüttelte sich ein wenig und starb.

Der fromme Pater sprach die üblichen Gebete, wobei ihm der Tod fleißig ministrierte.

„Dona eo requiem aeternam, domine,“ betete der Priester zuletzt.

„Et lux perpetua luceat eo in aeternam, Amen,“ antwortete der Tod; er hatte das in seinem langen Leben so oft gehört, daß er es ganz gut wußte.

Dann verließen die beiden das Haus.

Donna Giulia aber floh aus dem Gemache. Was sie gehört hatte, erfüllte sie nicht sowohl mit Entsetzen, als vielmehr mit schreckhafter Besorgnis. Sie war eine Tochter ihrer Zeit und ihres Landes und hatte so viel Geschichte gelernt und in die Staatsgeschäfte der Gegenwart so

manchen Blick gethan, daß sie wohl wußte, daß die Staatsklugheit auch vor einer solchen Ultima ratio nicht zurückschreckte, zumal in ihrem Heimatlande nicht, wo Gift und Dolch damals nicht ungebräuchliche Werkzeuge der Politik waren, die zu Zeiten mehr erreichten, als die spitzfindigsten diplomatischen Schach- und Winkelzüge. Aber sie wußte auch, daß eine solche Ultima ratio eines undurchsichtigen Schleiers bedürfe, wenn ihr Zweck nicht vereitelt oder wenn sie nicht gar ihre Spitze gegen ihren Urheber kehren solle. Hier aber war der Schleier gelüftet über eine That, die auch in ihrem Interesse geschehen war, denn alles was ihr großer Oheim unternahm, das wußte sie genau, geschah in der Verfolgung eines hohen Zieles, dessen Mittelpunkt der Glanz und die Macht des einen Mannes und mit diesem ihre eigene und die ihrer ganzen Familie war.

(Schluß folgt.)



Deutsche Lyrik.

Kampflied.

Feinde ringsum —
Was scher' ich mich drum!
Ob Löwe, ob Drache,
Ich reck' mich und lache
Und stell meinen Mann:
Greift an!

Feinde ringsum?
Herrgott, so ein Trumm
Von einem Berserker
Aus slavischem Kerker.
Ich hau's in die Pfann'.
Greift an!

Feinde ringsum!
Das wär' mir zu dumm,
Zu parlamentieren,
Viel Wort' zu verlieren:
Die That gilt dem Mann!
Greift an!

Feinde ringsum —
Der Tod macht sie stumm.
Sie wollten's so haben,
Nun laßt sie begraben —
Verzeihe, wer kann.
Greift an!

Feinde ringsum,
Kein Mensch nimmt's uns krumm,
Daß auf deutsch wir uns wehrten,
Die Rotte verheerten
Mit Stich, Hieb und Keil.
Heil! Heil!

München. Michael Georg Conrad.

Warnung.

Du, den ich nicht mit Namen nennen muß,
Noch nennen mag, du deiner Gilde Zier,
Du nasweis ohrennasser Kritikus,
Ich warne dich: nimm dich in acht vor mir!

Verhöhne mich und spotte meine Kunst,
Schilt mich modern, nenn', macht dir's Spaß, mich alt;
Ich pfeife ehrfurchtsvoll auf deine Gunst:
Nur eins wag' nicht mehr! Nenn' mich nicht mehr „kalt"!

Mag sein, daß bloß das Wort mir nicht behagt,
Nur um des Wortes willen, mag ja sein,
So wie man auch vom Wallensteiner sagt,
Daß er nicht hören konnt' die Hähne schrein.

Vielleicht auch find' ich's frech, daß du es sagst
Mir, der ich mühsam meine Gluten dämpf',
Daß du, ein feiger Wadenschnapper, wagst
Und nennst mich kalt, da ich mich niederkämpf':

Ich schlag' dich tot und freu' mich deiner Qual,
Wenn du es wiederholst! Das sag ich dir!
Ich bin ein Jähzorn; wag's kein zweites Mal!
Ich mach dich kalt! Nimm dich in acht vor mir!

Prag. Hugo Salus

Wiegenlied.

(An Beatrice-Isabelle.)

I.

Nicht dir, nur uns zum Glücke
Kommst du, wehrloses Kind,
In diese Welt voll Tücke,
Wo wir nie glücklich sind.

Du trittst ins Weltgetriebe
So nackt und waffenlos,
Als ob nur Fried' und Liebe
Dir schmiedeten dein Los.

Als ahntest du die Sorgen,
Hast du, kaum warst du frei,
Begrüßt den Lebensmorgen
Mit heißem Schmerzensschrei?

Du weißt noch nichts vom Leben
Und kennst noch nicht das Land,
Doch ballst du schon mit Beben
Zur Faust die kleine Hand.

Es steigt wie stumme Klage
Aus deiner Augen Grau,
Ach! Kind, nicht alle Tage
Ist unser Himmel blau.

So zart wie Rosenblätter,
Zu winzig ist dein Fuß,
Wenn er durch Sturm und Wetter
In Dornen wandeln muß.

II.

Doch droh'n Gefahr und Leiden,
Gott weiß es wohl, mein Kind,
Wo seine Schäfchen weiden
Und wohin bläst der Wind.

Will Er sich Kämpfer schaffen
Zum heil'gen Lebensstreit,
So giebt er auch die Waffen:
Geduld und Tapferkeit.

O daß Er dich behüte,
Wenn dich der Feind ereilt:
Dein Panzer sei die Güte,
Die alle Wunden heilt.

Im wilden Kampfgetriebe
Ist auch das Siegen schwer,
Die reine, hohe Liebe
Ist noch der beste Speer!

Und reißt in Sturmestosen
Der Hag den Fuß dir wund,
So trägt der Dornbusch Rosen
Noch in derselben Stund'.

Zürich. Isabelle Kaiser.

Am Morgen.

Ich bin erwacht nach langer Nacht
Verfluchter Fieberfratzen,
Verzerrt Getier in wilder Gier
Fletschte und zeigte Tatzen.

Ein toller Trug, ein wüster Zug —
Den Wahnsinn hört' ich bellen!
Ein Teufel vorn das Banner trug
Durch Nacht und Sturmesgellen. —

Nun ward es Tag, im grauen Hag
Will matter Morgen werden,
Die Helle droht wie fahler Tod —
Was soll's noch auf der Erden?

Verlorner Mann, dem längst zerrann
Der letzte Traum in Trübe —
Was soll's, daß er aufs neue hier
Nach Regenwürmern grübe? —

Da drang herein — wie Sonnenschein
Und Glanz durch Herbstgraus dringen —
Ein ferner Klang. — Ein Vogel sang,
Geduckt in Traumesschwingen. —

Von Lenzeszeit, die, ach, so weit —
Von Sonnenglück und Bläue.
Und jäh durchrann verlor'nen Mann
Ein Gottestrost aufs neue. —

Hin will ich gehn, wo Säulen stehn
Und Menschen Andacht fühlen. —
Gottvater soll die heiße Stirn
Mit Altarfliesen kühlen.

Verirrter Sohn der irren Zeit
Lernt steifen Nacken bücken,
Und zum Gebet und im Gebet
Die starren Finger knicken.

Berlin. Erich Schlaikjer.

Tragödie der Ohnmacht.

Unerschöpfliche Bronnen
Sollten im Herzen des Menschen strömen
Unverwüstliche Kräfte
Sollten die stählernen Glieder füllen,
Ewige Rosen
Vom Angesicht leuchten,
Flügel des Windes
Die Sohlen beschwingen,
Aufwärts, aufwärts dringen und nie zur Tiefe
Sinken der Geist, ein Kind der Sonne!

Wer tauchte je
Den erschaudernden Blick
Voll trunkener Lust
In die Welten jenseits der Sterne?

Wer ließ je,
Vom Schmerz nie gebeugt,
Von alternder Schwäche verschont
Und frei aller Schranken,
Des Lebens gewaltige Flut
Von den Enden der Welt
In die Seele sich strömen
Und konnte sagen:
So weit der Gestirne
Flimmernde Scharen ziehn,
So hoch des Wissens
Denkbarer Sturmflug reicht,
Und mehr! Wo der Glaube
Maßlose Wunder enthüllt,
Schuldet das Leben
Mir nichts?

Alle Tage
Verwelken Blumen
Den Pfad entlang;
Matter täglich
Wird unser Flug,
Und endlich gebrochen
Sinkt uns der Flügel;
Auf brauner Scholle,
Fern dem Ziele,
Haucht unsre Lippe
Den letzten Seufzer
Nach Licht, nach Leben, nach Lust;
Aber kaum bewegen
Der öden Heide
Nächste Gräser
Sich unter dem Hauch —
Und elfig strahlen
Die ewigen Lampen
Vom Himmel herab.

Gemacht, zu ersehnen
Der Welten Besitz für sein Herz,
Gemacht, zu sterben
Der Mücke gleich,
Nicht stark genug
Für die ärmlichste Flamme —
Das ist der Mensch!

Wien. Wolfgang Madjera.

Wiedersehn.

Die Lampe wob geheimnisvolle Schimmer,
Ein kühler Abschied und ein Druck der Hand.
Nun bist du fern, und ahnst es nie und immer,
Was ich in jenem Augenblick empfand,

Wie schlug mein Herz in raschen, bangen Schlägen:
War doch der Frühlingstag noch nicht so weit,
Da ich gehofft, in deine Hand zu legen
Einst meines ganzen Lebens Seligkeit.

Posen. Nosch.



Glossen zur diesjährigen Berliner Kunst-Ausstellung.

Von Eugen Reichel.

(Berlin.)

II.

Plastik.

Es ist kein Zufall, daß in den großen Berliner Kunst-Ausstellungen fast immer die Plastik und insbesondere die aus der Kunstprovinz Berlin stammende Plastik eine herrschende, wenn auch selten recht gewürdigte Rolle spielt; und es ist ebensowenig ein Zufall, daß gerade in der durch strenge Zucht und Selbstzucht groß gewordenen Hauptstadt Preußens die vornehmste, an den Körpern haftende Kunst seit mehr als hundert Jahren blüht und alle Aussicht hat, noch zu ganz anderer, schönerer Blüte zu gelangen. Wenn gewisse heimatlose Schwätzer der Kunst Berlins alles mögliche Schlechte nachsagen und sie fast nur in jenen Ausartungen loben, deren Urheber sich epigonenhaft mit den vielfachen Abfällen des Auslandes gefüttert haben, so vergessen diese Leute, daß die Malerei in Berlin noch nie eine rechte Heimat gehabt hat, obwohl Künstler allerersten Ranges (ich nenne in der Eile nur Adolf Menzel und Ludwig Knaus) hier thätig sind; daß man über das Kunstleben Berlins noch sehr wenig gesagt hat, wenn man nur über die reichshauptstädtische Malerei gesprochen hat. Berlin, als deutsche Kunststadt, kann nur dann richtig gewürdigt werden, wenn man sie als die Stadt der Bildhauer betrachtet; und es wäre wohl an der Zeit, diese Betrachtung einmal mit ernster Gründlichkeit anzustellen.

Hier, wo nur von einer zeitlich begrenzten Episode des hauptstädtischen Kunstlebens gesprochen werden soll, kann selbstverständlich von einer weit ausholenden Betrachtung keine Rede sein; es genügt, wenn der Gesichtspunkt angedeutet worden ist, von dem aus nicht nur die Berliner Kunst, sondern auch jede Berliner Kunstausstellung beurteilt werden sollte.

Wer da weiß und empfindet, wie hoch die Plastik in ihrer vornehmen Geschlossenheit, in ihrer formfesten Körperlichkeit über der Malerei steht, die, ähnlich wie die heutigentags schier gesetzlose Wortkunst, allen Winden geneigt ist und nur in ihren großen und größten Vertretern jenes Formgefühl, jene Herrschaft über die Form erkennen läßt, welche den Künstler, die Kunst ausmacht — der wird nicht ohne Stolz und innerlichste Befriedigung daran denken, daß die moderne deutsche Plastik seit nahezu zwei Jahrhunderten in Berlin ihre vornehmste Heimstätte hat, der gegenüber auch München in die zweite Stelle rücken muß.

So gipfelt denn auch diesmal unsere Ausstellungskunst in der Berliner Plastik; und selbst die vortrefflichen, vielfach geistreichen Arbeiten des Belgiers van der Stappen stellen unsere heimischen Werke nicht in den Schatten. Im Vordergrunde stehen die kleinen Sonderausstellungen von Eberlein und Kruse, neben denen noch die Sammlung des leider schon gestorbenen Nikolaus Geiger genannt zu werden verdient. Kruse, von dem man glaubte, daß er sich mit dem Marathonläufer erschöpft hätte, tritt hier mit einer stattlichen Reihe von Arbeiten (Adam und Eva, Pietà, Porträts u. a.) hervor, die für ein tüchtiges Können zeugen. Eberlein hat sich diesmal, anscheinend durch die naturalistischen Werke des Belgiers Meunier beeinflußt, auf den Adam- und Eva-Mythus beschränkt; und der vielseitige Künstler, dem es bei

aller glänzenden Äußerlichkeit nicht an Tiefe, nur zuweilen an der rechten Vertiefung fehlt, weiß uns mit jeder Gruppe etwas zu sagen. Was ich von meinem persönlichen Standpunkt aus über den von Eberlein und Anderen behandelten Gegenstand zu sagen habe, werde ich später aussprechen. Zu den hervorragenden Werken gehören ferner die prächtig geschaute Eva des jungen Hundrieser und die Moltke-Statue von E. Seeger, der zugleich mit einem entzückenden weiblichen Akt vertreten ist. Die Leda mit dem Schwan von Otto Riesch ist mir, trotz des ausgezeichnet zur Darstellung gebrachten Frauenleibes, als nicht recht gelungen erschienen, weil der Schwan zu Bedenken Veranlassung giebt; die energische, auf Aktion deutende Ausbreitung der Schwingen paßt jedenfalls nicht zu der anschmiegsamen, ruhenden Haltung des Tieres; auch fehlt der Linienfläche des Ganzen der rechte Rhythmus. Dagegen sind zwei stehende weibliche Gestalten desselben Künstlers von feinstem Reize. Das „verlorne Paradies" von Jacoby ist eine sehr gediegene Arbeit; und von nicht gewöhnlichem Können zeigt die Kolossalgruppe „Achill mit der Leiche des Hektor", welche Hans Everding aus Kassel geliefert hat. Der Gegenstand ist mit Größe behandelt. Wenn wir diesen riesenhaften Achilles betrachten, der mit unheimlicher Ruhe dem gefallenen Hektor den Riemen durch die Hacke zieht, so überläuft es uns mit allen Schauern des Grausens, das nur durch die Bewunderung für die Kunst des Schöpfers gemildert wird. Zu den Hauptwerken müssen noch gezählt werden das große Relief „Krönung der Maria" von Hidding, die große Kreuzigungsgruppe (Relief) von Vordermayer, die „Danaïde" von Schilling und die Beethovenbüste von Floßmann. Aber ich könnte noch eine ganze Reihe von sehr bemerkenswerten Arbeiten aufzählen, wenn es mir in den mir gestellten engen Raumgrenzen nicht mehr auf eine allgemeine Betrachtung, denn auf ein Eingehen ins einzelne zu thun sein müßte. Also genug der Namen — wenden wir uns der Betrachtung zu.

Ich hatte schon, als ich über die Gemälde sprach, darüber zu klagen, daß unserer Malerei der rechte deutsche Nationalcharakter fehle — dieselbe Klage, nur noch sehr viel entschiedener, entringt sich mir seit Jahren, wenn ich mich auf dem Gebiete unserer Plastik umsehe. Freilich, die Zeit sorgt augenblicklich dafür, daß kein Jahr ohne ein Dutzend Bismarck- oder Kaiserdenkmäler vorübergeht; auch an Moltkestatuen fehlt es nie; und hin und wieder giebt's auch noch ein Krieger-, ein Gelehrten- oder Künstlerdenkmal; und wem das für eine „nationale Plastik" genügt, der mag allerdings in unserem zeitgenössischen Bildhauer das Wehen des nationalen Geistes recht laut vernehmen. Nun muß aber einerseits bekannt werden, daß gerade unsere „nationale" Monumentalplastik selten auf der Höhe steht; und andererseits darf man nicht vergessen, daß diese Denkmalplastik nur einen, wenn auch zur Zeit sehr beträchtlichen, Teil des ganzen Kunstgebietes ausmacht. Wohl befinden wir uns auf deutschem Boden, wenn wir vor einem Bismarck-, Moltke- oder Kaiserdenkmal stehen; aber selbst auf diesem Boden werden wir oft genug weit vom modernen Leben fortgeführt; denn was haben die Viktorien, die Löwen, die römischen Kriegerfiguren u. a. m. mit unserem modernen Leben zu schaffen? Das sind überkommene, veraltete Schemen, die fast wie ein Hohn auf unsere Zeit, auf unsere ganz umgewandelten Anschauungen wirken. Aber nun die eigentliche, die intime Plastik! Wo spürt man hier deutschen oder auch nur modernen Geist? Allerdings, statt der mittelalterlichen Madonnen sehen wir meistens einfache Frauen mit ihrem Säugling; dort und hier begegnet uns die Gestalt eines Bauers, eines Arbeiters, eine Soldatengruppe, eine anmutige Mädchengestalt; aber einenteils sind diese Arbeiten selten, anderenteils meist unbedeutend. Wenn uns jedoch ein Künstler etwas besonderes geben will, so giebt er uns eine Kreuzigung, oder eine Grablegung Christi, oder Adam

und Eva nach dem Sündenfall, oder eine Venus, eine Danaïde, eine Kirke, einen Achilles, einen Merkur, einen Marathonläufer oder eine Phryne. Ja, wir machen in diesem Jahre sogar die Bekanntschaft eines in ziemlich alberner Haltung dastehenden Bronze-Jünglings, in welchem wir den Narcissus zu erblicken haben, wie er „Echo hört“!

Ich frage nun, was haben diese griechischen, römischen und althebräischen Stoffgebiete mit unserem modernen deutschen Leben zu thun? Kann es ein größeres Armutszeugnis für unsere Bildhauer geben, als daß sie aus diesen veralteten, durch und durch undeutschen Geschichten nicht herauskommen können?

Um nur das gerade in den letzten Jahren bis zum Überdruß uns vorgeführte Sündenfall-Motiv zu erwähnen: Was hat dieser ganze „Sündenfall“ für uns, die wir deutsche und moderne Menschen sind, zu bedeuten? Steht er nicht im grellsten Gegensatz zu unserm modernen Wissen und Empfinden? Zwei Tendenzen, die so altjüdisch sind wie nur möglich, kommen in jenem Mythus zur Darstellung: Die Abneigung gegen die gesunde, natürliche Sinnlichkeit (als Kasteiungs-Gegensatz zu der wüsten, am Ende wie ein Fluch wirkenden Sinnlichkeit des Orientalen) und das Grauen vor der Arbeit. Wir, die wir im Liebesleben das Natürlichste und Höchste erblicken, können uns ebensowenig darein finden, daß die „ersten Menschen“ dadurch, daß sie ihrer natürlichsten Daseinspflicht nachlebten, um das „Paradies“ gebracht wurden, wie wir, die wir die Arbeit für den größten Segen des Lebens halten, in dem Worte: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen“, einen Fluch erblicken können, vor dem diese „ersten Menschen“ zusammenbrechen müssen. Wenn wir nicht so oberflächlich auch im Kunstgenießen wären, so müßten uns diese Adam- und Eva-Gruppen mit ihrem trostlos dreinschauenden Adam und der angstvoll zusammengekauerten Eva geradezu komisch erscheinen. Und nun gar ein Gott-Vater, der dem Adam den Lebensodem einbläst! Wir sehen so eine Gruppe auf unserer Ausstellung; und Meister Eberlein hat ohne Zweifel geglaubt, etwas recht Großes damit zu bringen. Ist dieser Greis nicht geradezu eine Verhöhnung der Gottesvorstellung, die wir modernen Menschen uns von dem unbegreiflichen, allem Menschlich-Körperlichen entrückten Urgrunde des Alls machen können? Ist dieser „geschaffene“ und „angeblasene“ Adam nicht ebenfalls ein Hohn auf alles, was wir modernen, wissenschaftlich gebildeten Erdbewohner vom „ersten Menschen“, von der „Schöpfung des Menschen“ wissen? Wozu warten uns unsre Künstler denn immer wieder mit diesem veralteten Zeuge auf? Sind sie wirklich nicht imstande, dem Anschauungskreise, dem die gebildete Menschheit nachgerade entwachsen ist, zu entfliehen? Im Liebesleben zwischen Mann und Weib giebt es und wird es in alle Ewigkeit ergreifende, ja tragische Momente geben. Aber muß denn immer die kindlichste und kindischste Form dieser Tragik, die obenein für uns gar nichts Tragisches mehr hat und haben kann, zumal sie gar nicht aus dem deutschen Empfindungsleben geschöpft ist, gewählt werden? Wissen unsre Künstler nicht, daß sie geradezu hemmend, bildungsfeindlich wirken, wenn sie uns unausgesetzt die abgeschmackte Märchenwelt des Paradieses, der Menschenerschaffung, des Sündenfalles und der „Fall“-Bestrafung vor Augen führen. Wie reich baut sich auch die Menschheitsvergangenheit vor uns auf, wenn wir sie mit einem durch die Wissenschaft geklärten Blick betrachten! Wie modern im besten Sinne könnte hier auch eine rückwärtsgewandte Kunst sein — und wie altmodisch ist sie so, wie sie uns Jahr aus, Jahr ein entgegentritt. Und wie es um Adam und Eva und Gott Vater steht, so steht es um den mythischen Gott Sohn. Was sollen uns diese altmodisch gedachten Kreuzigungs- und Grablegungsgruppen? Gewiß, der Gekreuzigte wird voraussichtlich in alle Zukunft als ein Symbol der Tragik, in der das Leben jedes wahrhaft großen Menschen am

Ende gipfelt, zu gelten haben — aber auch dieses Symbol wird eine andere Form annehmen müssen; denn so, wie es uns durch die kirchliche Überlieferung gegeben wird, ist es ganz unkünstlerisch und vor allen Dingen veraltet. Wenn wir uns bei diesem gekreuzigten Heiland etwas denken sollen, so müssen wir alles vergessen, was unsre moderne Weltanschauung von dieser kirchlichen Weltanschauung trennt — d. h. wir müssen vergessen, daß wir eigentlich längst über die mittelalterlichen Tiefen des Kirchenglaubens emporgestiegen sind — „wir", die wir auf der Höhe unsrer Zeit stehen und am Kunstleben teilnehmen. Denn für die Massen, welche noch gedankenlos in den alten Anschauungen weiterleben, giebt es doch eigentlich keine Kunst — sie haben ihre „Religion" und brauchen die Kunst nicht. Wir aber, die wir sie brauchen, wir wollen, daß die Kunst in unsrer Sprache zu uns redet; und sie redet wohl in zehn, zwanzig Sprachen zu uns, nur selten oder nie in unserer eigenen. Oder ist es nicht eine maßlose Abgeschmacktheit, wenn uns in unsren deutschen Ausstellungen neben Gott Vater, Gott Sohn, Gott Mutter, Adam und Eva, Kain und Abel unausgesetzt auch die alten griechischen und römischen Helden, Götter, Göttinnen, Faunen, Satyre und sonstige Fabelgeschöpfe vor Augen geführt werden? Leichter mag es ja sein, diese tausendmal dagewesenen Gestalten noch einige tausendmal zu wiederholen, als aus eigner Schöpferkraft neue Typen zu bilden, als den Inhalt unsrer Zeit in neugeschaffnen Gestalten lebendig werden zu lassen. Aber in der Kunst ist nur das Schwere wert, geschaffen zu werden; und nur der ist Künstler, der wirklich schöpferisch zu arbeiten weiß. Doch es scheint, daß unsre Künstler das Leichte dem Schweren, die Nachahmung der Neuschaffung vorziehen; und wie die meisten unserer Autoren sich darin gefallen, die hunderttausendmal dagewesenen Unzucht- und Ehebruchsgeschichten zu wiederholen, weil sie dadurch am leichtesten zu Ansehen und zu dem Rufe eines „modernen Autors" gelangen; so werden wohl auch unsere Künstler noch lange an den alten, ausgeleibten Typen festhalten, bis ein schöpferisches Genie einmal den ganzen Plunder beiseite schaffen und neue, unserm Volke und unsrer Zeit gemäße Typen aufstellen wird.

Und hier kann ich auch nur wieder auf unsere deutschen Götter- und Heldensagen hinweisen, als auf den Quell, aus dem unsere Künstler sich Verjüngung trinken müssen. Was ist uns Achill! Was sind uns Antigone, Helena und all die anderen alten Gestalten. Aber was könnte uns ein Siegfried, ein Hagen, eine Kriemhild, eine Brunhild, ein Baldur sein! Versucht's doch! Zwar, es ist dann und wann bereits versucht worden. Engelhardt gab uns den herrlichen Kampf der Riesen und Asen, Piper den Hermann; Rusche den im sausenden Flug den Abhang hinabfahrenden Cimbern, den „Germanen auf der Wacht" und eine Freya. Aber dieser für eine deutsch-nationale Kunst begeisterte Künstler muß seine Kraft in Tierstücken ausgeben, die zwar zum besten gehören, was wir auf diesem Gebiete besitzen, die aber doch kaum das beste sind, was der Künstler schaffen könnte, wenn er dürfte. Und da liegt's! Das Publikum hat noch zu wenig Sinn für eine wirklich deutsche Kunst — trotz Wagner! Eine Venus, ein Adam, ein Merkur — sie verkaufen sich leichter als eine Freya, ein Baldur, ein Tuiscon u. dgl. m. Oder irrt man sich? Käme es vielleicht nur auf einen ernstlichen Versuch an? Ich möchte fast glauben, daß ein solcher, von unseren besten Künstlern unternommener und immer wieder unternommener Versuch, wenn er von seiten der Kritik die nötige Unterstützung fände, zum Siege führen müßte. Die deutschen Götter- und Heldensagen sind heute Gemeingut des Volkes, wenigstens der gebildeten Teile desselben — die Künstler würden also nicht über Gleichgültigkeit zu klagen haben, wenn sie ernstlich nach neuen, nach nationalen Zielen strebten, vorausgesetzt natürlich, daß die Kritik ihnen zur Seite stände; denn wie die Dinge nun einmal geworden sind, läßt sich

heute nichts ohne die laute, selbst vorlaute Zustimmung der Presse erreichen. Auf sie nicht zum wenigsten wird es ankommen, wenn unsere nationale Kunst im besten Sinne des Wortes populär werden soll.

Und nicht etwa nur für die große Idealkunst wäre die Ausbeutung des nationalen Sagenschatzes segensreich; auch das Genre könnte reichen Gewinn aus ihm ziehen, wenn auch hier der einfache Griff ins reale Leben immer den größten Vorteil gewähren wird. Wir haben gesehen, wie Meunier die ganz unschönen Gestalten armseliger Arbeiter zu monumental wirkenden Typen auszuprägen versteht. — Warum wollen unsere Künstler nicht von ihm lernen und von seinem Landsmanne van der Stappen, der zur Zeit unser Gast ist? Man sehe sich dieses Meisters ergreifende Gruppe an, in welcher einige Bergarbeiter einen verunglückten Genossen ans Licht heben, während oben Mutter und Weib des Opfers in wortlosem Schmerz dem Umsinken nahe sind. Wann hat je eine sogenannte „Beweinung Christi“ auf uns moderne Menschen auch nur annähernd so tief gewirkt, wie diese schlichte Wiedergebung einer ganz gemeinen, nahezu alltäglichen Episode? Wenn doch unsere Künstler auch hier lernen möchten! Wenn —!!



Kritik.

Lyrik.

Georg Bachmann, Gestalten und Töne. Gedichte. (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, 1897.)

Seit einer Reihe von Jahren habe ich in den verschiedensten Zeitschriften Gedichte von Georg Bachmann gelesen. Fast immer frappierten mich die seltsamen Titel; in den Gedichten selbst überraschte mich hier und da ein eigenartiges mystisches Empfinden, ein volksliedartiger Rhythmenklang, ein balladenähnliches Versgebilde, aber nie verspürte ich ein warmes, ursprüngliches Empfinden und ich merkte auch bald, daß die geringe Eigenart in der Form das Resultat einer eifrigen Lektüre fremder Dichter, namentlich Tennysons war. Echt dilettantenhaft muten mich die „Gestalten und Töne“ an. Die sich emporringende Phantasie erstickt immer wieder im konventionellen Empfinden. Hier ist in der That ein heiliges Streben, aber kein Können vorhanden. So sehr mich diese Tragödie ergreift, — der Wahrheit und der wahren Kunst die Ehre! Gelungen sind ein paar Strophen („Kirchhofsrhapsodie“), anscheinend aber ist hier Tennyson, der ähnliche Gedichte wie die „Klage des einsamen Mägdleins“ geschrieben hat, vorbildlich gewesen, wie denn auch von den beigegebenen Übersetzungen einiges annähernd gelungen ist.

Dieselbe Tragödie erlebte ich noch einmal bei der Lektüre von Deils Gedichten. Durch zwei dicke Bände und ein Büchlein mußte ich mich durcharbeiten .... Eine Sintflut konventionellster Poesieen!

Gedichte von Eugen Deil (Manuskript). (Kaschau. Druck von Ludwig Ries.) — Sängers Tagbuch (dito). — Letzter Lenz (dito). 1897.

Das ist das Werk eines Lebens! Ein tüchtiges braves Menschenherz spricht aus jeder Zeile. Ein alltägliches Schicksal! Viele, viele heitere und trübe Tage gleiten an uns vorüber, Liebesfreuden, Vaterfreuden, Dichterfreuden — daß ich die letzteren dem Dichter nun nehmen muß! Aber ich glaube und — hoffe, er läßt sie sich nicht nehmen ......

Der Deutsch-Amerikaner Carlos

Viajero zeigt in seinen „Gedichten" (Libreria Alemana. Buenos Aires, 1898) einige Begabung für epische Darstellung. Die epischen Gedichte des zweiten Teiles (z. B. „Die Hochzeit", „Die Gauchoslieder", „Der Johanniter") sind mit vieler Phantasie und mit einem feinen Verständnis für epische Spannung und dramatische Steigerung und für das Effektvolle komponiert. Allein den modernen Anforderungen genügen sie nicht, weil ihnen das Reinpoetische, die schöne Plastik, Anschaulichkeit, Stimmungstiefe und Lebenswahrheit fehlt. Sie sind die Erzeugnisse eines Epigonen, keines modernen oder selbständigen Geistes. Die lyrischen Gedichte Viajeros verraten erst recht den Nachempfinder.

Viel mehr bietet uns der deutsche Nordamerikaner Kara Giorg in seinem Gedichtbande „Abendglocken" Kommissions-Verlag von Koelling & Klappenbach, Chicago).

„Kara Giorg (Dr. Gustav Brühl), geboren 1828 zu Herdorf in Rheinpreußen, studierte in Halle und München Medizin und wanderte 1848 nach den Vereinigten Staaten aus, wo er sich als praktischer Arzt in Cincinnati niederließ. Daneben beschäftigte er sich viel mit geschichtlichen und ethnologischen Forschungen, redigierte 1869 den „Deutschen Pionier", machte behufs kulturgeschichtlicher Studien ausgedehnte Reisen nach Mexiko und Central-Amerika und lebt noch heute als hochgeachteter Arzt und Gelehrter in Cincinnati." Dies berichtet Dr. G. A. Zimmermann in „Deutsch in Amerika". Kara Giorg hat verschiedene Bände, Gedichte und litterarische und ethnologische Studien, herausgegeben. Er gehört zu den begabtesten deutschen Dichtern Nordamerikas. Er ist, wie Viajero, mehr Epiker als Lyriker und pflegt auf diesem Gebiete wiederum mehr die Erzählung als die Ballade. Die Stoffe entnimmt er meist der amerikanischen Geschichte, den Freiheitskämpfen und Indianerkriegen und dem nordamerikanischen und mexikanischen Volksleben. Er schreibt mit einer wahren dichterischen Begeisterung. Sein Stil ist kräftig und wuchtig, urwüchsig und dennoch geschliffen, glatt und funkelnd. Er liebt die vollen, tönenden Reime. Seine Meister sind wohl Chamisso, Nicolaus Lenau und Anastasius Grün gewesen. Sehr interessant sind die Dichtungen, in denen er mit feinem Verständnis indianische Sagen behandelt. Kurz, er ist ein ganzer prächtiger Mensch und Dichter! Die „Abendglocken" bieten viel, viel ernste Poesie, sie führen uns in eine ferne fremde Welt und sie sind doch Geist von unserem Geist.

Hans Benzmann.

Dramen.

Besprochen von Theodor Lessing.

Es giebt Rosen, Veilchen, Hundskamillen, Kuhblumen und Disteln. Weil du die Rose anbetest, mußt du nicht blind für die Veilchen sein. Hundskamillen wandern in die Apotheke, Kuhblumen pflücken die Kinder und Disteln sind für den Esel gesund. So ist die liebe Gotteswelt vortrefflich eingerichtet. Schön ist der Nachtigallen Gesang in warmen Nächten; herrlicher packt uns das Rollen des Donners. Doch das Quaken der Frösche möchte man auch nicht missen. Es ist gar so lustig und aufgeblasen. — Das muß man festhalten, wenn man Bücher recensieren will.

Auch die Mistkäfer sind existenzberechtigt, wenn sie nur die Rose nicht belästigen. Die Flöhe sind allerliebste geschickte Springer und wenn sie uns nicht stechen, so mögen sie in drei Teufelsnamen herumhüpfen und meinen, sie kämen gerade so hoch, wie der Adler — fliegt!

Beim Botanisieren der Geister fanden wir auch dieses Mal nichts als unverfälschte Kuhblumen. Welch eine Aufgabe, diesen Wust heillos mißbrauchten Papieres durchzuarbeiten! — Was ist Herkules dagegen, der den Augiasstall ausmistete! Lauter geblähte Frösche, die der Nachtigall nacheifern, lauter kleine Litteraturflöhe, die ihr Springen für Aufstieg und Adleraus-

schwung ausgeben. Nehmen wir sie in willkürlicher Folge unter das Mikroskop. Apollo, eine kleine Hekatombe deutscher Dichterlinge sei dir dargebracht, gleich wie die homerischen Helden schwarze Hämmel dir schlachteten und die krummbeinigen, schleppfüßigen Rinder.

Da ist zunächst Curt Michaelis mit einer Tragödie in fünf Akten und einem Vorspiel „Um eine Königskrone" (Erlangen 1898, Kommissionsverlag von Fr. Junge). Die Verlagsbuchhandlung war so freundlich, anzunehmen, daß kein Kritiker das Buch lesen könne und gab ihm daher eine separat gedruckte Kritik mit der Aufschrift „zur gefl. Benutzung" bei. Leider haben wir das Buch doch gelesen und benutzen nun ein paar Sätze der Kritik, indem wir bescheiden unsere eigene Ansicht in Klammern beifügen, wo sie von der des Herrn Verlegers abweicht. — „Diese Tragödie zeichnet sich aus durch edle formvollendete Sprache (triviales abgebrauchtes Litteraturdeutsch), meisterhaft gezeichnete Charaktere (ödeste Schablone), packende Situationen (schreckliche Langweiligkeit), wodurch die Lektüre dieses Dramas zu einer ungemein fesselnden wird (d. h. den geduldigsten Menschen rabiat macht)." — — Requiescat in pace.

Kuhblume Nr. 2! „Ideal und Leben." Schauspiel in 5 Akten nebst einem Prolog von Fritz Bauer. (Stahel'scher Verlag in Würzburg, 1898.) Der Verlag wurde auf der bayerischen Landesausstellung 1896 preisgekrönt „für hervorragende Verlagsthätigkeit". Himmel! Herrgott! Sakradi! Wie viel hat Fritze Bauer denn bezahlt? — Eine Märtyrerkrone für den Genuß seiner 153 Seiten! An dem Trauerspiel ist vor allem die Lektüre ein tragisches Ereignis. — Freilich allerlei Idealismus steckt darin. Der Idealismus des sehr jungen, gut bezahlten deutschen Jünglings, der die Eierschalen des Philistertumes auf dem Rücken kleben hat. Sehr schön, lieber Bauer — aber nicht wieder „dichten". —

Kuhblume, Nummer 3. — „Die Komödie des Gewissens." Ein Schauspiel in drei Akten von Freiherrn Alexander von Gleichen-Rußwurm (ebenfalls bei Stahel, Würzburg, 1897). Herr von Wolfmünster, verschuldeter Lebemann und Spieler, geistert mit seiner schönen Tochter Gabriele, genannt Jella, in den fashionablen Badeorten herum, um für Jella eine „gute Partie" und somit für sich Befreiung vom Schuldturm zu ergattern. In Homburg schließt die ennuyierte Jella eine schwärmerische Freundschaft mit dem bettelarmen jungen Lieutenant von Setlitz, verdreht ihm den Kopf und läßt ihn endlich laufen, als sich die ersehnte „Partie" in Gestalt des Freiherrn von Rotenberg findet, eines „interessanten Mannes", der ein Buch gegen Duelle schreibt und im Reichstag die konservative Partei vertritt. Etzliche Jährchen später treffen sich Jella und der nunmehrige Rittmeister Setlitz auf Schloß Rotenberg wieder. Setlitz pocht auf das Recht der alten Liebe. Sie hat sein Leben zerstört; er will eine Genugthuung. Jella giebt ihm Gehör und begeht Ehebruch aus Schuldgefühl, denn in Wahrheit hat ihr Gatte sie gegen ihr Erwarten in der Ehe völlig erobert und sie liebt jetzt nur ihn. Sobald sie Geliebte des anderen wurde, wendet sie sich wieder von ihm, wendet sich stürmisch ihrem Gatten zu und gesteht ihm reuig, daß sie ehemals nicht ihn, sondern Setlitz geliebt habe. Rotenberg, der sich herzlich klein benimmt, will sich trotz seines Duellbuches mit Setlitz schießen. Der verschmähte Setlitz aber erschießt sich zuvor aus Verzweiflung. Das Eheglück ist gerettet. — Das Problem des Ehebruches aus Mitleid ist interessant; wenn die Ausführung oft schleppend, oft ungeschickt ist, so kann man das vielleicht als Spiegelung der Fadesse jener Kreise hinnehmen, in denen das Stück spielt. —

Litteraturfrosch, Nummer 4. — „Mädchentraum von Max Bernstein. Spiel in 3 Akten. (Berlin, S. Fischer, 1898.) Max

Bernstein ist der bekannte Münchener Anwalt, Kunstkritiker und Essayist, der Gatte Ernst Rosmers. Einem sein gebildeten, mit scharfer Kritik und Dialektik begabtem, sehr belesenem Manne ist es heute gewiß nicht schwer, gute Poesiegedichte zu fabrizieren. — Wenn ein Rechtsanwalt plötzlich Medizinkuren ausüben oder ein Altphilologe das Gerichtswesen verbessern wollte, so würde der Ring der Fachleute den Bönhasen und Dilettanten in Grund und Boden schreien. Auf dem olympischen Gefilde der Dichtung aber, wo die seltensten und feinsten Fähigkeiten des Menschen sich erproben, da meint ein jeder etwas Rares sagen zu können und keiner findet schlimmes dabei, wenn ein Referendar Sonntags den Pegasus reitet oder ein Hauptmann Feiertags die Kamönen exerziert. Aber diese Nebendeipoeten sind das schlimmste Bleigewicht unserer Kunst. Sie sind in unserem Handwerk oder Kopfswerk genau dasselbe, was Winkelkonsulenten für die Juristen oder Quacksalber für die Mediziner sind. Kunstthätigkeit ist eine Form der Lebensentäußerung, keine Luxusbeschäftigung. Es kommt gar nichts darauf an, daß man Gesetze der Poetik erfüllen kann, wenn man nicht selber die künstlerische Regel in sich trägt. — Daß Dr. Bernstein ein aufgeklärter und künstlerisch gebildeter Kopf ist, ändert nichts an der Thatsache, daß es geschmacklos ist, wenn hochbegabte und geistvolle Männer in der Poesie dilettieren. Und dies Stück ist dilettantisch. Wie seine Idee ein Einfall ist, so ist jede hübsche Wendung in ihm ein Witz. Damit ist sein Urteil erledigt. —

Ganz ähnlich müßte das Urteil über das Lustspiel „Jugendfreunde“ von Ludwig Fulda (Cotta, Stuttgart, 1898) lauten, wenn man den Verfasser durch Anwenden ernster, schwerer Maße zu ehren wünscht. — Gewißlich sind alle Fabrikate des fleißigen und sauberen Fulda hübsche, recht angenehme Beiträge zur Unterhaltungslitteratur. Das sind die Stücke von Moser oder Benedix auch. Goethe würde dabei lächeln und nach Hause gehen und „artig, sehr artig“ sagen und sehr gut schlafen. Will man aber solche Herren Fulda für ernste Vertreter der gegenwärtigen deutschen Bühnenkunst ausgeben, so thut man ebenso unrecht, wie wenn man nach üblicher Weise über ihre Erfolge einfach schimpft. Fulda ist ein gewandter und adretter Schriftsteller. Das Motto seiner gesammelten Werke lautet „so reinlich und so zweifelsohne“. Seine Schönheit kommt auf dem Wege des Reinemachens, Putzens und Bürstens zustande. Er ist ein dicker, netter Litteraturfloh. Springt und sticht und meint, das sei Fliegen und Kämpfen. Er entstammt der Schule Paul Heyses, ohne die feine, vornehme, akademische Linie seines Meisters zu besitzen. Er ist der jüngste unserer ästhetischen Harmoniegreise. Jedes Wort, das er sagt, jeder Atemzug, den er thut, ist „Litteratur“. Er besitzt die Kunst, alles, was er sagt (und das ist ja oft ganz nett), mit dem verwaschensten, abgegriffensten und floskelreichsten Ausdruck zu sagen. Er läßt die Sprache für sich dichten. Er hat poetische Einfälle, ohne jemals irgend einen nennenswerten poetischen Gehalt entäußert zu haben. Er unterscheidet sich darin in nichts von unseren anderen Tagesschriftstellern, als deren geschicktesten und kraftreichsten wir Sudermann schätzen. — Der Unterschied dieser Geister vom Dilettanten liegt in der Stärke, niemals im Wesen der Begabungen.

Endlich liegt uns noch das Drama „Sturm“ (Martha) von H. O. Ravzh vor. (Leipzig, August Schulze, 1898.) Das Sujet ist immerhin nicht gewöhnlich, eine Variante von Hauptmanns „Der Sonnenaufgang“.

Ein junges Mädchen verkümmert, halb totgequält, in dem bäurischen Protzenhause ihrer Eltern; ein fader Herr von Feldheim macht ihr die Cour, sie hat den wütenden Wunsch, hinaus zu kommen. Ihr Bruder, ein gewöhnlicher, ungeschlachter aber guter Kerl, kommt in den Ferien von der Universität zu Besuch und bringt einen ver-

hungerten Litteraten namens Heller mit, den er aus Mitleid aufgelesen hat, einen vom Leben zerbrochenen, halb verrückten Menschen. Dieser hat vor Zeiten ein Stück: „Die Gesunden", geschrieben, das die Seelenquaien eines Menschen schildert, dem die Nase abgebissen wurde und in welchem die junge Martha ihre eigene Seele findet. Im Protzenhause wird nun dieser Heller allgemeiner Hanswurst, über dessen Sitte und Rede alles lacht, den man halb aus Erbarmen mästet, halb verachtet und tritt. Martha dagegen sieht in ihm ihren Heiland und setzt sich in den Kopf, mit ihm durchzugehen und ihn aus den Krallen seiner Frau, einer zweifelhaften Dirne, die ihn aussaugt, zu befreien. Er läßt sich wochenlang füttern und als sich das heldenhafte Mädchen, um ihm aufzuhelfen, ihm hingiebt, nimmt er das seelenruhig an. Endlich kommt Nachricht, daß er eine gute Stelle gefunden hat. Sie denkt, er werde sie heiraten und entführen. Er hat weder den Mut, sie zu erlösen, noch den, ihre Liebe abzuweisen. Sobald er seine Stelle hat, geht er, und als sie mit ihm will, schüttelt er sie brutal und roh ab und sie erschießt sich in grenzenloser Verachtung aller Welt, während nebenan in der Küche ein Huhn abgestochen und gebraten wird. Dieser gute, eines Dramatikers würdige Rohstoff, ist primitiv und schlecht bearbeitet, doch nicht ohne dramatisches Talent. — — — —

Möge das deutsche Drama weniger Blätter und mehr Blüten ansetzen.

Romane und Novellen.

Liebesbeichte. Von Marcel Prévost. A. d. Franz. von F. Gräfin zu Reventlow. (München, A. Langen.)

Das Buch setzt mit einem kraftvollen Accord ein, mit einem Brief des Verfassers an Alexander Dumas und dessen schmeichelhafter Antwort. Voll Interesse gehen wir daran, diese „schwerste Krise einer Leidenschaft" kennen zu lernen. Wir werden bald enttäuscht. Die Schicksale eines „sentimentalen Schwächlings" werden uns vorgeführt. Fred ist in ländlicher Stille zwischen zwei alten Frauen aufgewachsen; es haftet ihm eine fast weibliche Keuschheit an. Da kommt er nach Paris und erliegt den Verführungskünsten der Jugendfreundin seiner Mutter. Ihre Küsse flößen ihm Abscheu ein. Die Scenen, in denen der Abscheu sich zur Liebe klärt, wenn das sündige Weib um Vergebung flehend zu seinen Füßen liegt, sind meisterhaft geschildert. Nach drei Jahren wird Fred gezwungen, das Verhältnis zu lösen. Er kehrt auf sein Landgut zurück. Und abermals müssen wir die Langeweile seines Stillebens mit ihm teilen. Kirchenglocken klingen hin und wieder . . . Wir können uns nicht helfen, auf uns Deutsche, die wir einen tiefen Ernst kennen, machen diese sentimentalen Naturschilderungen einen unwahren, beinahe scheinheiligen Eindruck. Es hängt ihnen so viel Gewolltes und so wenig Empfundenes an. — Eine junge, leidende, in ihrer Ehe enttäuschte Nachbarin vervollständigt das Bild der kränklichen Einsamkeit. Die beiden Schiffbrüchigen schließen sich an einander an. Allein, ehe es zu einem Bruch der platonischen Beziehungen kommt, findet Fred die Kraft, sich einer Expedition zur Befreiung Irlands anzuschließen — um seiner Geliebten die Reinheit zu bewahren und sein müßiges Leben durch die Arbeit zu adeln. — Man könnte diese „Liebesbeichte" das Buch der ungesunden Liebe nennen. In der ersten Hälfte zeigt uns der Verfasser Sinnlichkeit ohne Liebe; in der zweiten Liebe ohne Sinnlichkeit. Schuldig bleibt er uns die Liebe als völlige Hingabe der Seele wie des Leibes mit der natürlichen Befriedigung des ganzen Menschen, die wahre Vollendung des Lebens. — Der Roman ist gut durchgeführt, obwohl von naiver, fast primitiver Einfachheit der Handlung. Allein, er wird starke Naturen wenig interessieren. Man hat unwillürlich Lust, Mörike zu folgen, der nach dem Durchlesen eines Manuskriptes

weicher Gedichte mit einem wahren Hochgenuß — nach einem Rettig griff.

M. Stona.

Timm Kröger: Schuld? Novelle. (Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer.)

Heinz Tovote: Abschied. (Berlin, Fontane & Co.)

Ernst Muellenbach: Die Hansebrüder. (Dresden u. Leipzig, C. Reißner.)

Adolf Wilbrandt: Schleichendes Gift. (Stuttgart, Cotta Nachf.)

Alfred Friedmann: Gallier und Hellenin. Drei Novellen. (Leipzig, Reclam.)

„Schuld?“ ist die zweite umgearbeitete Auflage eines Buches aus den litterarischen Anfängen des Justizrates Timm Kröger: „Der Schulmeister von Handewitt.“ Die dichterische Gewissenhaftigkeit des Verfassers spricht sich nicht weniger deutlich in dieser Titeländerung aus wie seine juristische Strenge in der Abwägung des sachlich zutreffendsten Ausdrucks. Jurist wie Dichter sind auch gleich beteiligt an der Umarbeitung des novellistischen Stoffes. Die Frage nach der Verschuldung hat jetzt erst das rechte Gewicht und das Kunstwerk seine feste Grundlage erhalten. Ich habe mich jüngst wiederholt, bei Besprechung der unglaublich schönen und ergreifenden „Wohnung des Glücks“, über Krögers herrliche Dichternatur ausführlicher geäußert. Ich beschränke mich heute darauf, zu bekennen, daß ich nach der Lektüre der „Schuld“ Timm Kröger als lyrischen Stimmungsmaler neben J. P. Jacobsen, als poetischen Heimatsschilderer neben unsere vielberühmten Anzengruber und Rosegger stelle, und ich bin sogar der Zuversicht, daß er sie noch alle drei überholen werde.

Heinz Tovote spricht mich neben diesem urgesunden und ureinfachen Kröger als recht verkünstelter Effektdichter in seinem „Abschied“ an. Da kommt mir alles zu sehr aus dem Kopf, viel zu wenig aus dem Gemüte, aus dem ewigen Untergrunde des Unbewußten. Wie gesucht und zurechtgemacht muß ich all die pikanten Wirkungen dieser Geschichten empfinden, ich mag mich wehren wie ich will! Das fließt nicht aus natürlichen Quellen, das ist Pumpwerk. Täusche ich mich? —

Wiederum verliert Ernst Muellenbach neben Heinz Tovote. Muellenbach ist mir zu wenig Künstler, zu sehr geschickter Schreiber. Seine poetischen Elemente liegen alle auf der Oberfläche. Und ihre Zahl ist erschreckend gering. In seinem neuen Romane bläht er sich auf, um durch Fülle zu täuschen. Obendrein möchte er sich nach dem trübseligen Beispiel von Heyse an den Modernen reiben und insonderheit Maria Janitschek lächerlich machen. Aber der vermag er nicht einmal das Wasser zu reichen; die ist in ihren Flüchtigkeiten noch bedeutender und interessanter, als er in all seinem Handwerksernst und Eifer.

Adolf Wilbrandt zwingt uns noch Hochachtung ab, auch wo er uns nicht zusagt. Er ist als Künstler und Denker von einer imponierenden Strebsamkeit. Mit zäher Ausdauer folgt er dem Schritt der Zeit und widmet ihren neuen Problemen herzliche Teilnahme. Wie weit hat er den Paul Heyse hinter sich gelassen, diesen vergrämten Verneiner und impotenten Nörgler aller stolzen Entwicklungskraft! Wildrandts neuer Roman ist stofflich kein wertvoller Griff, die Menschen und Vorgänge vermögen uns nur ein mäßiges Interesse abzugewinnen. Dafür ist die Feinheit der Milieuschilderung so köstlich, die Ausarbeitung der Charakterzeichnung so genußreich wie in kaum einem anderen seiner früheren Werke.

Von den drei neuen Novellen Alfred Friedmanns darf „Inez de Castro“ mit Auszeichnung genannt werden. Die riecht am wenigsten nach Studierstuben- und Museumsluft. Auch fallen die beliebten geistreichen Feuilleton-Mätzchen angenehm durch ihre Abwesenheit auf. Der Dichter, nähme er sich einmal ordentlich in Zucht und ließe das Kokettieren mit den leidigen berühmten Mustern, könnte nach dieser

Probe wirklich eine schlichte, kräftige Novelle schreiben, an der selbst wir unerbittlichen Modernen unsere volle Freude hätten. Auch in „Inez de Castro“ stören mich noch historisierende und poetisierende Überflüssigkeiten. M. G. Conrad.

Litteraturgeschichte.

Edgar Steiger: Das Werden des neuen Dramas. — I. Band: Henrik Ibsen und die dramatische Gesellschaftskritik. II. Band: Von Hauptmann bis Maeterlinck. (F. Fontane & Co., Berlin. — 10 Mk.)

Man legt das Buch aus der Hand, mit dem Gefühl, in dem Verfasser einen scharfsinnigen, feinfühligen Menschen kennen gelernt zu haben.

Dieses kritische Werk ist ein abgeschlossenes Kunstwerk in sich selbst; mit Bewunderung und hoher Freude hat es mich erfüllt, daß so viel Lebenskraft und treffende Beobachtung, des wirklichen Lebens und des Bühnenlebens, aus der einsamen Gefängniszelle hervorbringen konnte. Ich glaube, der Verfasser hat in seinem Vorwort recht, der Staatsanwalt und der Richter haben hier wider Willen gutes gestiftet, aber nur eine poetische Kraftnatur wie Steiger konnte in solcher Lage noch ein solches Werk schaffen. (Nur in Seite 20—21 zeigt sich der Verfasser doch etwas von der Gefängnisluft angekränkelt, er wird bitter.) — Eine Analyse der Charaktere, der Empfindungen, der Handlung, wie bei St. habe ich noch in keinem kritischen Werk gefunden! Wahrlich, hier könnte mancher lernen, wie man es anfangen muß, die Intentionen eines Dichters zu ergründen. Ja, auch neue Gesichtspunkte bringt uns St. in seiner Besprechung der modernen Dramen, z. B. welchen Einfluß Darwin auf unsere modernen Dichter ausgeübt hat. Was mancher wohl instinktiv gefühlt, wird uns hier detailliert und klar bewiesen. Sehr scharfsinnig zeigt uns St., wie Ibsen und Hauptmann auch unserer Schauspielkunst ganz neue Wege gewiesen. Der Regisseur von heute legt Wert auf eine feine Ausarbeitung des Milieus. Der Darsteller, seitdem er wirkliche Menschen wiederzugeben hat, versucht mit viel einfacheren Mitteln zu wirken als früher. Wo sonst eine große, bombastische Rede notwendig war, erzielen unsere Künstler von heute oft mit einem Blick, einem Laut, eine große Wirkung. Man sehe nur, mit wie einfachen Mitteln ein Kainz, Reicher, eine Sorma, jede beliebige Wirkung zu erzielen wissen. — Aber St. hat recht, dahin sind wir doch erst gekommen, seit uns die Ibsen'schen und Hauptmann'schen Menschen in Fleisch und Blut übergegangen sind. Für den Darwin'schen Einfluß auf unsere Dichter führt St. mit großer Beweisschärfe: Zola (Therese Raquin), Ibsen (Nora), Hauptmann (die Menschen in „Vor Sonnenaufgang“) an.

Und je weiter man eindringt in dies Werk, um so mehr kommen wir mit St. zur Erkenntnis, daß durch die vorher angeführten gottbegnadeten Dichter die Welt des Häßlichen schwindet, und die Welt des Schönen sich immer mehr erweitert. Aber der Verfasser zeigt uns nicht nur die Vorzüge und Vollkommenheiten unserer modernen Dichter, sondern er beweist uns auch haarscharf ihre Fehler und Unvollkommenheiten, so bei Ibsen und Zola.

Im zweiten Band macht der Verfasser einen Abstecher zu Sudermann.

Wenn ich auch sonst seine Ansichten gern und mit voller Überzeugung unterschreibe, so kann ich doch seine Meinung über Sudermann nicht teilen. Denn Sudermann hat uns in Morituri („Teja“, „Fritzchen“) bewiesen, daß er noch etwas anderes kann, als „mit den Franzosen liebäugelnd“ nach billigen Effekten suchen.

Sehr gefreut hat es mich, bei St., diesem gründlichen Ibsenkenner, es endlich einmal klar und energisch ausgedrückt zu finden, daß einige Verehrer Ibsens diesem durchaus keinen Gefallen damit

thun, wenn sie den „Oswald“ in „Gespenster“ zum „Helden“ oder Mittelpunkt der Tragödie machen. Auch nach meiner Meinung ist Frau Alving der Mittelpunkt, um den sich alles dreht. „Oswald“ ist das treibende Schicksal. Wie fein gegliedert führt er uns auch die anderen Ibsen'schen Charaktere vor. Die Kritik dieser geschieht mit einer Vertiefung, wie wir sie nur in desselben Verfassers Abhandlung über Hauptmann im zweiten Band wiederfinden, sonst nirgends. Die feinsinnige Besprechung der Personen und Stücke Hauptmanns hat in mir den lebhaften Wunsch erweckt, den Verfasser selbst auf dramatischen Wegen wandeln zu sehen. Denn so einen Dichter erkennen und wiederzugeben, wie St. hier thut, zeigt eigene dichterische Begabung im besten Sinn. Ich empfehle das Buch allen Bühnenkünstlern, denn abgesehen von manch' anderer Belehrung und Unterhaltung, ist die Art, wie der Verfasser das Werk zergliedert, um die Intentionen des Dichters zu erfassen, sehr lehrreich. —

„Gefühl ist alles,
Nam' ist Rauch und Schall“ — —

Diese Goethe'schen Worte setzt St. als Motto vor den letzten Abschnitt seines zweiten Bandes, vor seine Abhandlung über Maeterlinck. Jawohl, ganz recht; Gefühl ist alles, und das Gefühl übermannt auch unseren Verfasser; inmitten seiner scharfsinnigen Zergliederung bricht doch fast wider seinen Willen der Theologe bei ihm durch. Er meint (Seite 180), die Maeterlinck'sche Kunst „zeige uns die Müdigkeit einer nervös überreizten Zeit, und die Rückkehr zu allerlei religiösen Tröstungen, sie sei das Vorzeichen des nahenden Endes, wir stehen am Sterbebett einer Welt, die in den letzten Zuckungen noch einmal in religiösen Delirien fiebert.“ Ja, und auch hier möchte ich ihm vollständig recht geben, denn, wenn man Maeterlincks „L'Intruse“ zum erstenmal liest, wird man sich eines andächtigen Gruselns kaum erwehren können. Man darf Maeterlinck eben nicht nach dem beurteilen, was er gedichtet, sondern wie er gedichtet, und es ist nicht zu verwundern, wenn eine so sensible Natur, wie Edgar Steiger, bei der kritischen Beleuchtung eines Maeterlinck unwillkürlich unter dessen Bann gerät und selbst in seiner Besprechung, etwas in Maeterlinck'sche Stimmung verfällt.

Jedenfalls wird uns hier der junge Genter Dichter ganz anders geschildert, als es so oft der Fall war; auch hier zeigt St. wieder volles Eingehen und Verstehen. Ich glaube, man kann ohne jede Übertreibung Steigers Werk die erste Dramaturgie der Modernen nennen.

Cord Hachmann.

Vermischtes.

Mißbrauchte Frauenkraft von Ellen Key. A. d. Schwed. von Therese Krüger. (Albert Langens Verlag, München. 1 Mk.) — Die Schrift ist lesenswert für alle, die sich mit der Frauenfrage ernsthaft beschäftigen. Vieles Richtige steht darin; wiederum aber wird anderes nicht gesagt, das auch richtig ist, und das um der Vollständigkeit und Klarheit willen nicht fehlen dürfte. Die Verfasserin fürchtet, wie so manche und so mancher, von der erhöhten intellektuellen Ausbildung der Frau eine Schädigung ihrer weiblich-mütterlichen Aufgabe. Recht hat sie wohl nur zur Hälfte, nämlich insofern, als starke geistige Produktivität und mütterliche häusliche Arbeiten häufig praktisch unvereinbar sind. In den Ausführungen der Schrift ist aber nicht genügend unterschieden: leidet die soziale weibliche Berufserfüllung unter geistiger Arbeit nur insofern, als die durch sie erforderte Zeit- und Kraft-Ausgabe die mütterlich-häuslichen Arbeiten gefährdet? — oder leidet durch sorgfältige intellektuelle Ausbildung die Gemütsentwickelung der Frau an und für sich unter allen Umständen? Sind also lediglich aus äußeren praktischen Gründen der geistigen Frauenarbeit Schranken gezogen, oder wären ihr solche auch aus inneren Gründen zu ziehen? — Das letztere schwerlich.

Die groben herkömmlichen Gedankenlosigkeiten über Liebe, Gemütsleben 2c. fehlen in der Schrift erfreulicherweise; aber

die unbestimmten Anschauungen auf diesem Gebiete werden auch nicht wesentlich geklärt. Auch für den Mann ist ein Leben ohne Liebe unzweifelhaft halbwertig und unvollkommen; und das gleiche gilt von einem Frauenleben ohne ernste, vertiefende Arbeit. Beide brauchen beides. —

Das Buch enthält schöne und gute Gedanken. Auch die Verfasserin betont, — was übrigens in der deutschen Frauenbewegung ebenfalls mehr und mehr erkannt und hervorgehoben wird: daß nur die harmonische Ausbildung der weiblichen Natur, nicht aber das Gleichheits-Ideal zu erstreben sei. — Die Wesensverschiedenheit der Geschlechter sollte niemals verleugnet werden; aber über den Charakter der Verschiedenheit gehen die Meinungen eben auseinander. —

In dem Wesentlichen, in jenem Streben nach dem Besseren und Höheren für die Frau und durch die Frau, in dem Verlangen nach Freiheit für die Entwickelung der weiblichen Persönlichkeit begegnet sich die Verfasserin mit den Strebenden verschiedenster Richtungen auf dem Gebiete des Frauenproblems. Das Problem ist ungelöst; hüben und drüben Körner der Wahrheit in einer Fülle des Irrtums. Kein ehrlicher Versuch, kein ernster Gedanke, der sich dem Erforschen jener Frage zuwendet, dürfte — welcher Richtung wir auch angehören — abgelehnt werden. Deshalb sei das Buch nochmals zum Studium der Frage empfohlen, um so mehr, als es sich von andern unerquicklichen Erzeugnissen ähnlicher Richtung durch Feinheit und Wärme erfreulich unterscheidet.

Die Schrift würde vielleicht mehr Freunde noch finden, wenn ihre Gedanken in knapperer und gedrängterer Form entwickelt wären.

Anna Bernau.

Büchertisch.

Vom 10. Juli bis 25. Juli liefen bei der Redaktion nachstehende Bücher ein (Besprechung bleibt vorbehalten):

Brandis, Dr. jur. Werner, Rechtsschutz der Zeitungs- und Büchertitel. Berlin, Franz Lipperheide. 8. 88 S.

Christomanos, Constantin, Die graue Frau. E. hellen. Drama. Wien, Carl Konegen. 8. 72 S. 3 Mk.

Dewall, Johannes von, Dr. Enrique de Ramiro. 2. Aufl. Breslau, S. Schottlaender. 8. 323 S. 3 Mk.

Gottschalk, Paul, Sündige Menschen. Roman. Berlin, T. Trautwein (L. Wendriner). 8. 194 S.

Günther, Dr. Reinhold, Weib und Sittlichkeit. Berlin, Carl Duncker. 8. 261 S. 4 Mk.

Heiberg, Hermann, Grevinde. Roman. Berlin, Schall u. Grund. 8. 290 S. 3 Mk.

Janus, Natalis, Lieder und Sprüche. Wien, Carl Konegen. 8. 127 S. 2 Mk.

Löser, Ludwig, Der Heidenacker. Sittenstück in 3 A. Berlin, Eugen Kundt. 8. 91 S. 1 Mk.

Rascher, Eduard, Geschichte der Weltlitteratur. Lfrg. 1. Berlin, Fischer u. Franke (in 11 Lfrg.), à 0,50 Mk. 40 S.

Orzolkowski, Helene, Einsame Straße. Gedichte. Berlin, Verlag für Lyrik, Zehdenickerstr. 11. 8. 47 S.

Schlossar, Dr. Anton, Briefwechsel zw. Erzherzog Johann Baptist v. Österreich u. Anton Graf v. Prokesch-Osten. Stuttgart, Adolph Bonz u. Co. 8. 440 S. 6 Mk.

Zeitschriften: Die Umschau, Nr. 29. — Internationale Litteratur-Berichte, Nr. 14. — L'Humanité Nouvelle, Mai-Juni. — Blätter für litterarische Unterhaltung, Nr. 27—28. — Leipziger Hochschulzeitung, Nr. 6. — Deutsches Dichterheim, Nr. 14. — Wiener Rundschau, Nr. 17.

Wir bitten, sämtliche Manuskript-, Bücher- ꝛc. Sendungen ausschließlich an

Dr. Ludwig Jacobowski, „Schriftleitung der Gesellschaft“

Berlin S.W. 48, Wilhelmstr. 141

zu senden. Unverlangten Manuskript-Sendungen ist stets Rückporto beizufügen.
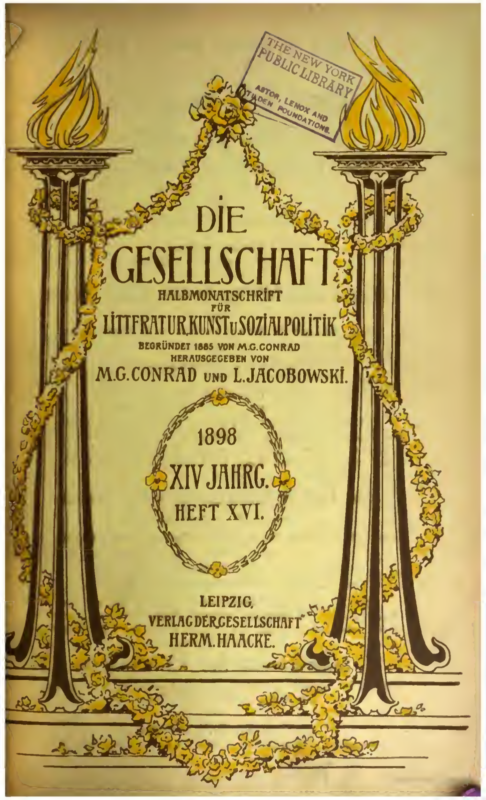
Leipzig, Querstraße 23.

Verlag der „Gesellschaft“.

Hermann Haacke.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin.

Verlag der „Gesellschaft“: Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Carl Otto in Meerane.


DIE
GESELLSCHAFT
HALBMONATSCHRIFT
FÜR
LITTERATUR, KUNST u. SOZIALPOLITIK
BEGRÜNDET 1885 VON M.G. CONRAD
HERAUSGEGEBEN VON
M.G. CONRAD UND L. JACOBOWSKI.
1898
XIV JAHRG.
HEFT XVI.
LEIPZIG,
VERLAG DER „GESELLSCHAFT"
HERM. HAACKE.



1898
Heft 16.

Majestät.

Improvisation von Michael Georg Conrad.

(München.)

(Fortsetzung.)

Endlich stand ein Plan fest, der alles Vorausgegangene überbieten und der gemeinen Welt der Kritik einen Faustschlag versetzen sollte. Wer war der letzte große König in Europa, der in der Fülle unantastbarer Majestät wahrhaft in Schönheit lebte? Der Sonnenkönig von Frankreich, le roi soleil, der glanzvolle Louis in Versailles. Das unzerstörbare Dokument aus Stein, das er hinterlassen und worin alle Ruhmesthaten seiner Größe verzeichnet stehen, sein Schloß mit den Wundern seiner Spiegelgalerie, seiner Prunkmuseen und unbeschreiblichen Park- und Wasserkünsten — das soll jetzt in Europa zum zweitenmal erstehen, ein Schaustück königlicher Macht und Herrlichkeit, ein Protest wider den plebejischen Geist des Jahrhunderts.

„Ich will dieser kleinen perfiden Krämerwelt ein Versailles vor die Nase setzen, daß sie endlich merkt, was Majestät bedeutet. Und dem großen Ludwig von Frankreich und der anmutigen Marie Antoinette soll es ein Gruß in die Ewigkeit sein. So huldigen sich die Könige!

Wieder begann eine Zeit fieberhafter Forschungen und Entwürfe, die jeden Nerv anspannten. Denn jeder Gedanke ging zielweisend vom Könige aus und kehrte zu ihm zurück, fachmännisch durchgearbeitet.

„Eine Apotheose der Majestät — die gewesen, aber in der Kunst ewig leben wird."

Er war ganz Entzücken, wenn er sich dieses Riesenwerk in der Vollendung dachte. Oft überkam ihn eine seltsame Angst: „Eilig, eilig, daß ich's erlebe, ich habe noch so schrecklich viel zu thun! Wenn ich vor der Zeit dahin müßte —?"

Und er klagte seinem fernen Freunde: „Ich vergehe vor Arbeit, die sich berghoch vor mir auftürmt."

„Staatsgeschäfte?" herrschte er die Minister an, wenn sie mit dicken Bündeln erschienen. „Ach, ich kenne ja euren Kleinkram. Summiert ihn zusammen und belästigt mich nicht jede Stunde damit. Ihr habt ja die große politische Thätigkeit meinem Hause entwinden lassen. Die hat jetzt der — andere, dank eurer klugen Verträge, ihr aufmerksamen Bundesgenossen. Selbst wenn ich die Machtgaukeleien des Militarismus liebte, wie ich sie verachte: Krieg und Friede stehen nicht mehr in meiner Hand. Ihr habt mir diese Hand auf den Rücken gebunden. Ihr habt meinem Hause die politische Selbstherrlichkeit genommen, irgend ein anderes Haus in die Schranken zu fordern. ‚Reizt mir den Löwen nicht!' konnte noch mein großer Ahne sagen. Kann ich's noch? Kann ich noch mein Verhältnis zu fremden Staaten regeln wie mir's beliebt? Kann ich als politischer Machthaber ersten Ranges meinen Willen den andern diktieren? Und — zweiter Rang ist nie mein Ehrgeiz gewesen. Was habt ihr da Welterschütterndes in euren Mappen? So geht mir doch mit euren Lappalien! Und Gott sei Dank ist mir noch größeres zu leisten übrig geblieben, als ihr in euren Ministerpalästen nd Amtsstuben ahnt — und Bedeutungsvolleres, als euch lieb wäre, wenn ihr's ahntet. Geht!"

Dreimal in einem Monat, es war um die Jahreswende, verlegte der König sein Hoflager. Eine peinigende Unruhe verwehrte ihm längeres Bleiben an einem Ort. Unangenehme Nachrichten von allen Seiten. Stockungen der Geschäfte, ungeahnte Schwierigkeiten in allen Unternehmungen.

Plötzlich eine Todesdepesche aus dem Süden. Der Meister! Sein einziger großer Freund.

Der König wunderte sich, daß ihn diese Nachricht doch nicht tiefer erschütterte. Als er beim Einschlafen diesen Fall überdachte, sagte er: „Warum auch? In Glanz und Wonnen ist er gegangen. Nun er mich verlassen, stehe ich in der Welt allein auf der Hochwacht der Schönheit — und die Welt soll mich spüren!"

Wieder trat der Schatzmeister vor ihn hin voller Bekümmernis: „Majestät" —

„Ich weiß, ich weiß. Kümmert euch nicht. Es wird weitergebaut."

„Majestät, die Bankiers haben sich erlaubt, bei der hohen Verwandtschaft Schritte zu thun, um gegebenenfalls Garantien —"

„Garantien?" fuhr ihm der König in die Rede. „Ich garantiere euch, daß ich nach meinem Versailles noch ein chinesisches Schloß bauen werde, eine wahrhaftige Drachenburg auf dem Falkenstein. Da lasse ich alle Bankiers und alles bezopfte Geldgesindel hineinsperren. Im Ernst:

Giebt es nicht andere Leute, die Geld haben? Warum wendet ihr euch ausschließlich an die gewerbsmäßigen Händler? Übrigens: das ist nicht meine Sache. Ich bin nicht mein eigener Schatzmeister. Thut, was eures Amtes ist. Ruhe jetzt!" Und er vergrub sich trotzig in seine Pläne.

Aber mit der Ruhe war's vorbei. Den König überfielen oft düstere Stimmungen. Dann redete er sich ein, daß er früher herrliche Jahre gehabt habe, wo alles wie auf Rädern ging. Jetzt erst habe sich alles wider ihn verschworen.

Seiner Traurigkeit zu wehren, schrieb er an den Kriegsminister: „Schicken Sie mir für die Schloßwache eine Abteilung auserlesen schöner Leute, junge, schlanke Reiter. Ich kann die häßlichen Infanteristen mit ihrem plumpen Wesen nicht mehr leiden." Da kam ein Bericht:

„Majestät, das Land gährt. Das Volk steckt eine böse Miene auf. Die Zeiten sind schlecht, überall wachsen die Schulden. Man muß alles Aufreizende vermeiden."

„Ah, das alte Staarenlied. Ab vom Posten! Nein, halt, ich will zu meiner Wirtin zum Steinbock fahren, die weiß mehr als ihr alle."

„Majestät, es ist furchtbares Unwetter, die Wege unpassierbar —"

„Desto besser, so erfindet ihr mir neue. Vorwärts!"

* *

Die brave alte Wirtin zum Steinbock war überglücklich, den gütigen Monarchen wieder bei sich zu sehen. Er erkundigte sich nach der Familie, nach dem Viehstand, nach allem.

„O da fehlt nix. Majestät schauen auch gut. Wieder a bißl dicker worden —"

Warum Majestät ihr so selten die Ehre schenke? — Er habe immer so viel zu thun.

„Immer noch die Freude am Bauen, Majestät? Nun ja, eine Freud' muß der Mensch haben, wenn er sonst nix hat."

Der König lächelte. Er erzählte ihr, daß er in den letzten Monaten wieder alle Nachbarländer in der Runde durchfahren habe, um neue Werke zu sehen, alte traute Freunde zu begrüßen.

„Und wieder meist bei Nacht, kann ich mir denken. Wenn die Leut' nur nicht gleich so schlimmes redeten."

„Ach, liebe Frau Wirtin, das werden wir den Leuten wohl nimmer abgewöhnen."

„Schrecklich ist's doch," sagte die Wirtin.

„Man muß sich nur nicht fürchten."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage wurde dem König vom Schatzmeister ein fremder Mann vorgestellt, der mächtige Hilfsquellen im Auslande habe und mit allen Rothschilden der Welt auf du und du stehe.

„So. Sie sind nicht selbst Bankier?"

„Nationalökonom meines Zeichens, Majestät," antwortete der Fremde.

„Jawohl, das kann man auch sein. Und in Ihrem Lande herrscht großer Reichtum?"

„Auf einer Landfläche, halb so groß wie Ihr Königreich, Majestät, arbeitet unter permanentem Hochdruck eine Volksmenge von über zehn Millionen. Überall höchste ökonomische Ausbildung und Organisation. Millionen Maschinenspindeln surren, zehntausend Webstühle rasseln, die Landschaft ist mit Kohlengruben und Eisenhütten wie gepfeffert —"

„Gut, gut. Das hab' ich schon einmal gelesen. Rauchgeschwängerte Atmosphäre, daß man weder Sonne noch Sterne sieht, kommerzielle Schlauköpfe, dumm-energische Drauflosgänger, gierige Glücksjäger, Industrialismus in verwegenster Form, Menschheit als Maschinentier, und so weiter mit Grazie."

„Genehmigen Majestät, so wird jenes merkwürdige nationalökonomische Produkt erzeugt, das die Sozialisten Mehr-Wert nennen."

„Nennen, ja. Aber niemals bekommen. Sehen Sie zu, daß Sie die Sache mit meinen Beamten zum Abschluß bringen. Ich liebe schnelles Tempo."

„Ganz mein Tempo, Majestät."

Der König war voll Vertrauen, daß die Verhandlung mit der fremden Finanzmacht sich ohne Schwierigkeiten abwickeln und ihm im Handumdrehen die notwendigen Millionen zur Verfügung stellen werde.

Er blickte seinen Schatzmeister forschend an: „Na?"

„Majestät, der Mann hat sich Bedenkzeit ausgebeten."

„Bedenkzeit? Wozu?"

„Wegen der Garantien."

„Garantien? Ich verpfände ihm was er will. Krämerpack! Will sich wohl eine Provinz als Pfand aussuchen? Ich erwarte Vorschläge. Ab!"

„Wegen der Provinz wünschte ich doch Genaueres —"

„Zum Teufel! Ich verpfände ihm das ganze Königreich. Vorschläge! Ab!"

Ein Mephisto-Grinsen lief über die Züge des Schatzmeisters, als er die Thür hinter sich schloß. Er wußte wohl, daß die Verpfändung des Königreichs ein Wort ohne Inhalt war, ein Knall, in welchem sich der königliche Ärger entlud. Aber das Wort war gefallen, buchstäblich. Es war nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Rasch chiffrierte er eine Depesche. Alles ist nun auf dem besten Wege. Der König hat keine Ahnung, daß der letzte Unterhändler, der englische Nationalökonom, nur eine fingierte Per-

sönlichkeit war, um den geldbedürftigen Bauherrn hinzuhalten und durch das Hinhalten ihn zu wer weiß welchen Exzessen und Abenteuern zu reizen. Jetzt war der König selbst das unbewußte Versuchstier —

Die Hoffnung hatte des Königs Stimmung gebessert. Einige bizarr geistvolle französische Bücher waren ihm unter die Hand gekommen, die verwandte Gedankengänge in ihm anregten.

Er saß an seinem Arbeitstisch. Sein Blick ging durch das hohe Fenster. Wieder war Vollmondpracht, die über den dunklen Bergen webte. Langsam griff er zur Feder und machte in großer, bedächtiger Schrift Einträge in sein Merkbuch. Ein warmes Frohgefühl durchströmte ihn für einige Augenblicke, als er die Worte schrieb:

„Schönheit ohne Reinheit ist unvollständig. Reinheit ist Aufgehen in sich selbst und Wiederblühen aus sich selbst. Enthaltsamkeit vom Nächsten, das ist das Problem. Es ist gelöst, wenn du das Fernste liebst und der Einzige bleibst, der du von Ewigkeit gewesen. Das Einzigsein ist deine Art, nicht Entartung. Die Vermischung in der Umfassung eines Nächsten erzeugt kein Empfinden von der Kraft jener Seligkeit, welche das unvermischte Sichselbstgenießen gewährt, mit oder ohne was ich den Fernsten nenne. Das Gehirn entzündet sich in der Extase in dem Grade, als das Licht der Augen für das Körperliche erlischt. Eine andere Reihe: Die jungfräuliche Erde ist der Reinigungstraum des Himmels. Säfte, die aus eigenen Lebensquellen steigen. In der materiellen Welt wird die Größe aus der Verschlingung der Kräfte geboren, in der geistigen Welt aus der Läuterung der Kräfte durch Isolierung. Wer der Welt entflieht, findet sich in der Schönheit wieder. — Geheimnis der Einsamkeit, wer alle deine Schlupfwinkel wüßte, dich ganz zu ergründen! Gesang der Stille, wer deinen tiefsten, leisesten Ton vernähme! Nur dem einzig Auserwählten, der von sich sagen kann:

> Mon âme s'est fermée et limitée à soi,
> Et n'ayant pas voulu se mêler à la vie,
> S'en épure et de plus en plus se clarifie —

wird die gemeine Wirklichkeit mit ihren Schrecken — der Schauder der Thatsachen! — ferne bleiben.

> Ainsi mon âme, seule, et que rien n'influence!
> Elle est, comme en du verre, enclose en du silence.

Die Elemente kreisen in mir gleich goldenen Leuchtkugeln, die Elemente göttlicher Schöpferkraft. Meine Majestät soll sein, wie eine reine Feuerwolke über dem Lande zu schweben, eine Offenbarung.

Der Schauder der Thatsachen — —“

Er tauchte hastig die Feder ein und hielt sie eine Weile hoch. Ein schwarzer Tropfen löste sich und schlug mit weichem Klatschen auf das blütenweiße Blatt.

Es durchrieselte ihn kalt. Der Klecks grinste ihn an wie ein schwarzer Totenkopf.

Mit einem Ruck sprang er auf, alarmierte seinen Leiblakaien: „In dieser Stunde noch alles bereit zum Aufbruch!“

Am nächsten Abend, als die ersten Sterne über den weiten See leuchteten, landete der König vor seinem Neu-Versailles. Zweitausend Kerzen wurden entzündet, ihm die noch unfertige Pracht der Spiegelgalerie zu zeigen. In den Nischen standen statt der Marmorbilder die Gipsmodelle. Träumerisch schritt er zwischen den funkelnden Spiegeln, den Kopf zurückgelegt, das Gehirn erhitzt wie in Flammen von Purpur. Nachdem er die Diener verscheucht, trat er in das Schlafgemach und betrachtete das Prunkbett, über dessen Baldachin eine Sonne flammte. Um das Auge von dem gleißenden Goldglanz zu erholen, ging er ans Fenster, öffnete einen Flügel und lehnte sich hinaus. Wie Leichenblässe lag das Mondlicht auf dem See. Drüben die Klosterinsel — wie ein dunkler Zierrat, der auf dem Wasser schwamm. Oder wie ein Riesen-Katafalk? — Gesänge? Was klingt da herüber? Was singen die Nonnen? Sterbelieder in der Klosterkirche?

Nur jetzt keinen sentimentalen Spuk! Auf sein stürmisches Zeichen rannten die Diener herbei, atemlos. Nach einer halben Stunde war der König wieder auf dem Wege zu seinem fernsten Bergschloß. Neu-Versailles versank in den Schatten der Nacht.

(Schluß folgt.)

Max Stirner, sein Leben und sein Werk.

Von Arthur Goldschmidt.

(Berlin.)

Eine prüde Engländerin soll einmal, vom Anblick der Kolossalstatue eines splitternackten Herkules überwältigt, ausgerufen haben: In solchen Dimensionen hört das Unanständige auf, unanständig zu sein. Man kann dies Wort auf Stirners weltumstürzenden Radikalismus anwenden: In solchen Dimensionen hört das Revolutionäre auf, revolutionär zu sein. Dieses Gefühl hatte wohl auch das sächsische Ministerium, das sein be-

schlagnahmtes Werk „Der Einzige und sein Eigentum“ mit der Motivierung freigab, es sei zu absurd, um gefährlich zu sein. Die weise Behörde hat recht behalten: Stirner ist nicht staatsgefährlich geworden.

Max Stirner war nach kurzer Berühmtheit Jahrzehnte lang mitsamt seinem Lebenswerk so gut wie vergessen; die Zunftphilosophie hat ihn ignoriert oder mit wenigen Worten abgethan. Erst seit die Nietzsche'sche Philosophie, auch keine zünftige, ihren Triumphzug durch die Welt gehalten, taucht der Name Stirners als seines Vorgängers auf — in falscher Perspektive. Stirner ist viel zu groß, zu gewaltig, um Nietzsche als Piedestal zu dienen. Der Dichter John Henry Mackay hat sich ein außerordentliches, nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst erworben, indem er die Gestalt des theoretischen Herkules der Revolution, der sich mit dem Augiasstall der Kulturwelt zu schaffen machte, in den Gesichtskreis der Gegenwart rückte. Es ist Mackay nach jahrelanger, mühsamer, hingebendster Forschung gelungen, das tiefe Dunkel, das über dem Stirnerschen Leben lag, aufzuhellen; er hat ferner die verschollenen bedeutsamen Aufsätze Stirner's, die dieser als Korrespondent für vormärzliche Zeitungen und Zeitschriften schrieb, in einem Neudruck gesammelt erscheinen lassen.*) Gerade für unsere Zeit wäre Stirner als Erzieher nicht übel; er ist zum Staunen modern, ja aktuell; aber unsere Zeit ist nicht frei genug dafür. Es mag sich ein jeder selbst ausmalen, wie die Gegenwart, vor das Tribunal eines wahrhaft freien Geistes gestellt, sich ausnimmt . . . ! Nach wie vor gilt das Citat Stirners, natürlich nicht nur für Preußen: „Jeder Preuße trägt seinen Gendarmen in der Brust.“ Er tröstet sich mit der Zukunft: Die Menschen der Nachwelt werden noch manche Freiheit erkämpfen, die wir nicht einmal entbehren.

Stirners Schicksal ist nicht sonnig gewesen, doch es war ihm wenigstens vergönnt, sein geistiges Lebenswerk zu vollenden und als Vermächtnis zu hinterlassen. Sein eigentlicher Name ist Johann Kaspar Schmidt, Stirner wurde er seiner auffallend hohen Stirn wegen von Bekannten genannt und er bediente sich selbst gern dieses Pseudonyms. Er wurde am 25. Oktober 1806 in Bayreuth geboren, besuchte dort das berühmte Gymnasium und war allezeit ein guter, fleißiger Schüler. Seine akademische Bildung war umfassend und tief; u. a. hörte er Hegel, Schleiermacher, Michelet, Neander, Böckh und Lachmann. Stirner bereitete sich auf die Gymnasialkarriere, als Altphilologe, vor. Sein Staatsexamen fiel jedoch nicht glänzend aus, nicht einmal in der Philosophie; er hatte sich zu viel zugemutet, sich zu

*) Max Stirner, sein Leben und sein Werk. Max Stirners kleinere Schriften. Beide im Verlag von Schuster u. Löffler, Berlin.

allen Fächern, teils für die oberen, teils die unteren Klassen gemeldet. Seine Begabung und spekulative Fähigkeit wurde erkannt und anerkannt, aber der Mangel positiver Kenntnisse fiel als ausschlaggebend ungünstig ins Gewicht. So wurde ihm nur die bedingte facultas docendi erteilt. Er absolvierte sein Probejahr, das er freiwillig „aus Liebe zur Anstalt und zur Sache" verlängerte, trieb noch eifrig nach seinem Abgange Privatstudien, „um die Lücken, welche bei seinem Examen noch in philologischer und philosophischer Bildung sichtbar waren, mit möglichster Gewissenhaftigkeit auszufüllen," und bewarb sich mit dieser Motivierung und dem Versprechen weiteren ernsten wissenschaftlichen Strebens um die Anstellung bei einer staatlichen Schule, da seine Mittel es ihm nicht erlaubten, noch länger auszusetzen. Er wurde abschläglich beschieden! Er hat niemals ein staatliches Amt bekleidet, sein Doktorexamen hat er, obwohl er sich Dr. phil. unterzeichnete, niemals gemacht. Seine einzige, erste und letzte öffentliche Stellung war die eines Lehrers an einer höheren Töchterschule, die er fünf Jahre in allen Ehren gewissenhaft ausfüllte; er gab sie auf, um die letzte Hand an sein Werk zu legen, dessen Veröffentlichung sein Verbleiben auch wohl unmöglich gemacht hätte.

Im Familienleben hat er das Glück auch nicht gefunden; seine erste Frau starb bald an einer zu frühen Entbindung, mit ihr das Kind. Eine von Mackay mitgeteilte Äußerung Stirners beweist, daß derselbe von einer fast pathologischen sinnlichen Feinfühligkeit war; es ist nützlich, dies denen gegenüber hervorzuheben, die aus einer Theorie, die sie grundfalsch verstehen, so gern Waffen gegen ihren Schöpfer schmieden, um dann jene wieder zu diskreditieren. Die Trennung seiner zweiten Ehe, die auch kinderlos blieb, erfolgte schon nach drei Jahren. Die formlose, wenig feierliche Trauung erregte damals viel Aufsehen und Spott; es ist darüber, wie Mackay sagt, weit mehr geredet und geschrieben worden, als über Stirners ganzes Leben zusammengenommen. Sie fand auf dem Zimmer des Bräutigams inmitten eines Kreises lustiger junger Leute statt; die Braut erschien ohne Myrtenkranz und Schleier, eine Bibel war nicht da und sogar die Ringe fehlten; sie wurden schließlich durch die Messingringe einer Geldbörse ersetzt. Seine Gattin, Marie Dähnhardt, „das Liebchen", dem er sein titanisches Werk „Der Einzige und sein Eigenthum" gewidmet hat, war sehr frei und emancipiert, was die damalige Zeitströmung begünstigte. Sie folgte ungebunden ihrer Natur, und Stirner war nicht der Mann, sie in ihrer Eigenart zu hindern. Sie lebt noch jetzt als 80jährige Frau in London, „auf den Tod vorbereitet", aber trotzdem noch immer von tiefem, unversöhnlichem Haß gegen ihren ehemaligen Mann erfüllt. Das wenige, was Mackay durch sie über Stirner erfahren, sind schlimme Anklagen. Es wäre ebenso unberechtigt,

Stirner danach beurteilen zu wollen, wie etwa Goethe nach der bitterbösen Charakteristik, die — Frau von Stein, nach dem Bruche, von ihm in ihrem Drama Dido entworfen hat. Marie Dähnhardt hat, was ihr gewiß nicht zum Vorwurf zu machen ist, seine Größe nie erfaßt; zudem wird ein Frauenherz von der Größe allein nicht satt; wahrscheinlich aber hat sie auch seinen Charakter und seine Natur nicht verstanden. Ihr Leben ist übrigens sehr bewegt und wechselreich verlaufen; es bildet einen förmlichen Roman und zwar einen sehr traurigen; das erklärt viel von ihrer Bitterkeit und Ungerechtigkeit. Nach der Trennung von Stirner ging sie nach London; sie ließ sich dort später in ein Verhältnis mit dem aus dem Zeughaussturm bekannten Lieutenant Techow ein, das jedoch nicht von langer Dauer war. Dann wanderte sie nach Australien aus und verfiel der bittersten Not, sie wurde Waschfrau und soll einen Arbeiter geheiratet haben. Schließlich kehrte sie, durch eine Erbschaft dazu in den Stand gesetzt, nach London zurück; sie ist katholisch und bigott fromm geworden und bereut ihre Jugendsünden bitterlich. Sie kann es ihrem Gatten nicht verzeihen, was man ihr zu gute halten muß, daß er mit dem Pfunde, das sie ihm als Heiratsgut zugebracht, nicht gewuchert hat; nach ihrer Ansicht hat er es verschlendert, noch heute macht es ihr Blut kochen, zu denken, „daß ein Mann von Bildung und Erziehung Vorteil aus der Lage eines schwachen Weibes ziehen konnte, indem er ihr Vertrauen betrog, mit dem sie ihm alle ihre Mittel anvertraut hatte". Der arme Stirner war freilich kein Finanzgenie, das wird wohl seine Hauptschuld gewesen sein; nach der Schilderung seines Biographen war er von größter Bedürfnislosigkeit. Er selbst hat bitter genug unter seiner kaufmännischen Inferiorität leiden müssen; das wichtigste Lebenstalent, das Talent zum Praktischsein, ging ihm ab. Von dem Martyrium einer proletarischen Existenz ist ihm nichts erspart geblieben. Seine schriftstellerische Thätigkeit — er gab zuletzt Sammelwerke heraus — reichte nicht hin, sein Leben zu fristen. Der Ausgang seines Lebens ist von erschütternder Tragik. Stirner erließ mit voller Namensnennung ein Inserat in der Vossischen Zeitung um ein Darlehn von 600 Thalern — es wird sich wohl niemand gemeldet haben. Er verfiel in seiner Not auf abenteuerliche Projekte, die kläglich scheiterten, so die Idee, die Milchlieferungen für Berlin besser zu organisieren. Er trug sich mit der Absicht, an der Börse sein Glück zu versuchen; ob er es gethan hat, ist nicht bekannt. Schließlich ernährt er sich kümmerlich als Kommissionär von Vermittelungsgeschäften. An die Reaktion hat er sich aber nicht, wie andere unglückliche Geisteskämpfer jener Zeit, verkauft. Das Jahr 1853 scheint der Höhepunkt seines Elends gewesen zu sein, er wird wie ein Hund herumgehetzt von seinen Gläubigern, denen er durch häufigen Wohnungs-

wechsel vergebens zu entgehen sucht. Zweimal muß er wochenlang im Schuldarrest sitzen, das eine Mal muß er seine Haft gerade am Sylvestertage antreten! Am 25. (nicht 26.) Juni 1856, dem Todesjahr Heines, starb Stirner an den Folgen eines Fliegenstiches; vielleicht rettete diese Fliege Deutschland vor der Schmach, daß einer seiner großartigsten Denker buchstäblich Hungers gestorben ist. Er erhielt ein Grab II. Klasse, das einen Thaler und 10 Silbergroschen kostete; beerdigt ist er auf dem Kirchhofe der Sophiengemeinde an der Bergstraße. Durch Mackays Fürsorge und Hans von Bülows Mithilfe, eines leidenschaftlichen Bewunderers Stirners, den er noch persönlich gekannt, ist es 1892 ermöglicht worden, sein Grab, das schon der Erde gleich war, zu restaurieren.

Stirners Werk, „Der Einzige und sein Eigenthum", — das ursprünglich den Titel: „Ich" tragen sollte — ist 1844 erschienen; es war die kühnste und freiste Geistesthat jener kühnen und freien, revolutionären Epoche. Die Entgegnung auf den „Einzigen", die für unsere Zeit am interessantesten gewesen wäre, eine Schrift von Marx und Engels „gegen die Ausläufer der Hegel'schen Schule" — nach einer Mitteilung von Engels so dick wie der Einzige selbst — ist leider nie veröffentlicht worden. Es ist ein großer Irrtum, Stirner für einen grundsätzlichen Antisozialisten zu halten, wenn er die Sozialisten auch, wegen der Eigentumslosigkeit der einzelnen, Lumpe nennt. Er ist überhaupt kein irgend einer Partei oder Strömung verschriebener Systematiker oder Theoretiker, er nimmt das Gute, wo er es findet. So acceptiert er kommunistische und sozialistische Prinzipien, kommunistische Expropriationen und freie Assoziationen, um eventuell den Sonderbesitz und die schädliche, zweckwidrige Konkurrenz zu beseitigen. Aber er ist der Todfeind eines sozialistischen Staates, einer kommunistischen Gesellschaft, weil er ein Todfeind jedes Staates, jeder Gesellschaft ist. Denn jeder Staat, gleichviel ob autokratisch, aristokratisch oder demokratisch, ist eine Despotie, muß eine Despotie sein, die das Individuum knechtet und um das Recht seiner Eigenheit und Selbstbestimmung bringt. Der individualistische Anarchist Stirner ist mit seinem staatsnegierenden Radikalismus in bester moderner Gesellschaft. Es ist angebracht, darauf hinzuweisen, daß der hoffähig gewordene Henrik Ibsen ganz auf den Bahnen Stirners wandelt. Er schrieb in einem Briefe an Georg Brandes: „Der Staat ist der Fluch des Individuums. Womit ist Preußens Staatsstärke erkauft? Mit dem Aufgehen des einzelnen im politischen und geographischen Begriff. Der Kellner ist der beste Soldat. — Der Staat muß fort! Bei dieser Revolution werde ich sein. Man untergrabe den Staatsbegriff, man stelle die Freiwilligkeit und das geistig Verwandte als das einzig Entscheidende für eine Vereinigung auf, das ist der Beginn zu einer Freiheit, die etwas

wert ist.“ Ganz im Geiste Stirners sagte er ferner: „Die Menschen wollen nur Sonderrevolutionen, nur Revolutionen im Äußerlichen, im Politischen. Aber das sind lauter Lappalien. Um was es sich handelt, ist eine Revolution des Menschengeistes.“ Diese Worte könnte Stirner buchstäblich geschrieben haben. Auch er erwartet von freien Vereinigungen und zwar Vereinen von Egoisten, von denen jeder das seine sucht, das Heil. „Immer fern davon, sich zur vollen Entwicklung und Geltung kommen zu lassen, haben die Menschen bisher auch die Gesellschaft nicht auf sich gründen können.“ Stirner weiß, daß die Sachen im Raum sich hart stoßen; er spottet über den radikalen Liberalismus seiner Zeit, der eine absolute Freiheit für möglich hält. Der Mensch als soziales Wesen — und „die Gesellschaft ist der Naturzustand des Menschen“ — sieht seine Willkür, seine Freiheit unabwendbar beschränkt. Stirner hebt es selbst hervor, daß das auch naturgemäß in den von ihm als Ideal hingestellten, rein auf das persönliche Interesse gegründeten freien Vereinigungen der Fall sein würde. Aber die Eigenheit, auf die der Staat es gerade abgesehen habe, bleibe in ihnen gewahrt, weil eben sie die Grundlage der jeden Augenblick lösbaren Verbindungen zu bilden habe; der Eigene garantiert sich seine Freiheit zur Eigenheit selbst. Der Staat duldet nicht, daß eine freie Persönlichkeit zu ihm sagt: „Geh' mir aus der Sonne, Staat.“ Der Staat will nur sich, seinen Bestand und seine Zwecke, und nur als Staatsbürger, nicht als Mensch gilt ihm der einzelne etwas; das Ich ist der Todfeind jedes Staates, der Staat der Todfeind jedes Ichs. Der Staat, die Gesellschaft sind dem einzelnen gegenüber so furchtbare Gewalten, weil sie unfaßbare Begriffe, keine leibhaftigen Gegner sind; sie herrschen als gespenstische moralische Personen, die sich und ihre geschriebenen und ungeschriebenen Dekrete, ihre idealen Güter heilig sprechen und als unverletzlich proklamieren — und doch beruht ihre Gewalt nur auf der Resignation der einzelnen. Die Individuen sind nur so lange unfrei, als sie sich einer Tyrannei, dem Autoritäts- oder Majoritätsprinzip, unterwerfen.

Stirners Individualismus empört sich gegen den Milieuzwang, den Kollektivgeist, die Kollektivpsyche, Produkte des Staates, der Gesellschaft, der Volksgemeinschaft. Hier liegt auch der tiefe Grund seiner Vereinstheorie: dieser übermächtige Gesamtgeist soll gebrochen, diese mystische Einheit zerstört werden. Die freien Vereine sollen seine Bildung entweder ganz hindern oder dezentralisierend, auflösend wirken.

Stirner führt einen Riesenkampf um die Befreiung des Ichs von aller und jeder Autorität, die als absolut und heilig, mit dem Anspruch, für jeden verbindlich zu sein, auftritt. Mit dem Heiligen fällt die Sünde, mit dem Heiligenbewußtsein das Sündenbewußtsein. Die praktische Konsequenz ist

natürlich ungeheuer. Stirner sieht es auf eine Verweltlichung des Gegensatzes zwischen dem Ich und der Autorität ab. Er will die Institutionen und die geistigen Mächte ihres Gottesgnadentumcharakters entkleiden; er will die Majestätsbeleidigung, in jeder Form, und die Sünde gegen den heiligen Geist aus der Welt schaffen. Als eine heilige negiert er jede Macht: Gott und Menschen, Staat, Recht, Sittlichkeit, Religion, Vernunft, selbst die Wahrheit. Er unternimmt damit die letzte Revolution, die überhaupt möglich ist: „Die Wahrheit gilt länger als alle Götter, denn nur in ihrem Dienste und ihr zu Liebe hat man die Götter und zuletzt selbst den Gott gestürzt. Den Untergang der Götterwelt überdauert die Wahrheit, denn sie ist die unsterbliche Seele dieser vergänglichen Götterwelt, sie ist die Gottheit selber." Alles Heilige, d. h. Absolute, das dem Ich seine Souveränität wie einen rocher de bronze stabiliert, ist ihm ein Gespenst, ein Spuk, der nur für Gespenstergläubige existiert. Das Stabilitätsprinzip, das mehr oder minder ewige Wahrheiten unverrückbar hinstellt, ist der eigentliche Feind der Persönlichkeit.

Dem Dogmatischen, Heiligen gegenüber verficht Stirner das Recht des Ichs, das weltgeschichtlich denkt und handelt. In der Weltgeschichte wechselt der Gegenstand der Heiligkeit beständig, alles Heilige wird einmal gestürzt, aber der Begriff der Heiligkeit bleibt als weltgeschichtliches Gespenst. Über dem Heiligen, nicht unter ihm steht das Werte schaffende und vernichtende, selbstherrliche, egoistische Ich. Im Namen dieses Ichs ist das Buch geschrieben. „Ich bin zu allem berechtigt, dessen Ich Mich ermächtige. Ich bin berechtigt, Zeus, Jehova, Gott u. s. w. zu stürzen, wenn Ich's kann. Kann Ich's nicht, so werden diese Götter gegen Mich im Rechte und in der Macht bleiben."

Wie tief und grandios faßt Stirner das Ich als Schöpfer gegenüber den Geschöpfen, den gebundenen, bloß legalen Geistern, die nach starren Maximen, nach fixen, festen Ideen, nach Dogmen handeln! Die freie Persönlichkeit, wie er sie meint, ist das Genie, das der Welt künstlerisch gegenübersteht. Er will Menschen herangebildet wissen, „in denen die Totalität ihres Denkens und Handelns in steter Bewegung und Verjüngung wogt — ...... ewige Charaktere, in welchen die Festigkeit nur in dem unablässigen Fluten ihrer stündlichen Selbstschöpfung besteht". So fordert er auch eine Erziehung, die die schöpferische Anlage entwickelt; eine Erziehung, die Freiheit läßt, die auf der Anregung, nicht der Bindung und Fesselung des Geistes beruht. Stirner predigt eine Herrenmoral, von der niemand ausgeschlossen ist; er treibt keinen Heroen-, keinen Übermenschenkultus; die Menschheit ist ihm nicht bloß ein Umweg, um zu ein paar großen Männern zu kommen. Im Gegenteil stellt er seine Persönlichkeitslehre auf

die denkbar breiteste Basis. Persönlichkeit als solche ist keine Forderung, sondern die reale Voraussetzung, die jeder Mensch, jeder ohne Ausnahme, erfüllt. Jedes Ich ist einzig, unvergleichlich, undefinierbar, unsagbar, Hinz und Kunz so gut wie Goethe und Napoleon; und die Welt, in der es lebt, sein Eigentum, ist die Welt keines andern. Jedes Ich kann von sich sagen, daß man nimmer seinesgleichen sehen wird; das Ich wird nicht etwa als etwas Besonderes, sondern als schlechthin einzig gefaßt. Keine Idee bezeichnet und erschöpft das Mysterium des leibhaftigen Ichs; für seine Einzigkeit giebt es keinen fremden Maßstab. In diesem Sinne kommt Stirner zu der Folgerung: „Hierdurch bist Du prädikatlos, damit aber zugleich bestimmungslos, beruflos, gesetzlos u. s. w." Daher stammt seine Leugnung einer objektiven Normalpflicht, sein glühender Protest, den inkommensurablen Einzigen, der jeder ist, in das Prokustesbett von Begriffen und Gesetzen zu stecken, von fremdem Recht, fremder Sittlichkeit, fremden Idealen.

Auf dieser Hervorhebung der Einzigkeit der Individualität, der tiefen Wesensgeschiedenheit, beruht die Stirner'sche Negation der Moral. Sie bedeutet nicht Nihilismus, nicht gesetzlose Willkür, sondern Subjektivismus. Hier setzt sein Kampf gegen jede Macht ein, führe sie einen Rechtstitel, welchen sie wolle, die nicht das Ich und die Ichheit respektiert und sich als absolut, gesetzgebend darüber stellt. Er kämpft, in Konsequenz davon, gegen die Tendenz, einen wie immer auch gearteten, wie immer auch idealen allgemeinen „Beruf" des Menschen aus seinem „Wesen" herzuleiten, da Beruf wie Wesen nur Abstraktionen und Fiktionen sind. Stirner will den „Beruf" als kategorischen Imperativ ekrasieren. „Ich lebe so wenig nach einem Berufe, als die Blume nach einem solchen wächst und duftet." Stirner wendet sich hier besonders gegen Feuerbach. Dieser hatte proklamiert: „Alle Theologie ist Anthropologie . . . . Der Mensch ist dem Menschen das höchste Wesen . . . . das höchste und erste Gesetz muß die Liebe des Menschen zum Menschen sein. Homo homini deus est — dies ist der oberste praktische Grundsatz — dies der Wendepunkt der Weltgeschichte." Die Feuerbach'sche Humanität greift Stirner immer wieder und wieder an, weil er in dieser Anthropologie, dieser menschlichen Religion nur die letzte verhängnisvolle Metamorphose der christlichen Religion erblickt; weil die Vergöttlichung des Menschen wieder etwas Heiliges konstruiere, ein neues höchstes Wesen, ein neues Jenseits in uns schaffe, ein mysteriöses, unpersönliches Gattungswesen uns vor Augen stelle, eine bloße trügerische ideale Denkbarkeit, die der Wirkliche, der Einzige, der Egoistische nie und nimmer realisieren könne.

In der „idealen Forderung" — die Ibsen in einem Einzelfalle

im der „Wildente“ beleuchtet — sieht Stirner den weltgeschichtlichen Fluch des Menschen, die Grundillusion, die um den Selbst- und Weltgenuß, um die Lebensfreude betrügt. Die ideale Forderung macht den Menschen und die Menschen nicht besser und glücklicher, sondern unglücklich und schlecht; sie hat im Verlauf der Geschichte unzählige Menschenopfer gefordert. Als kategorischer Imperativ in der Menschenbrust selbst führt sie zur qualvollen Entzweiung des Individuums mit sich, als herrschendes, oder nach Herrschaft ringendes, religiöses, moralisches Vernunftgesetz zur Entzweiung mit anderen, zum Fanatismus, zur Intoleranz — zur Inquisition und zur Guillotine. „Wer aber voll heiliger (religiöser, sittlicher, humaner) Liebe ist, der liebt nur den Spuk, „den wahren Menschen“, und verfolgt mit dumpfer Unbarmherzigkeit den einzelnen, den wirklichen Menschen . . . Die pfäffischen Geister sind die „Aufopfernden“. . . . Weil die revolutionären Pfaffen oder Schulmeister (Robespierre, St. Just u. s. w.) dem Menschen dienten, schnitten sie den Menschen die Hälse ab.“ Stirner wendet sich gegen das Pfaffen- und Schulmeistertum dieser Idealen, gegen die Tyrannei der Idee. Den Denk- und Ideengläubigen gilt sein berühmtes Wort: Unsere Atheisten sind fromme Leute.

Alle Revolutionen sind bisher nur auf einen Herrenwechsel hinausgelaufen, die geistigen so gut wie die politischen; der Herr selbst ist in Form irgend eines herrschenden Gedankens, einer „fixen Idee“ geblieben. Stirner will den Herrn überhaupt absetzen. Sein Kampf gilt der Despotie und Hierarchie des Geistes, als der letzten und tiefsten Konsequenz des Christentums, der Religion des Geistes. So kommt er — in dem Zeitalter des Hegeltums begreiflich genug — zu der Äußerung: „Die Versuchsgeschichte spielt jetzt nicht mehr der Satan, sondern der Geist und dieser verführt nicht durch die Dinge dieser Welt, sondern durch die Gedanken derselben, durch den Glanz der Idee“. Hier liegt der Centralpunkt der Stirner'schen Polemik. Auch Ibsen, der so vielfach mit Stirner übereinstimmt, weil er denselben Kampf in demselben großen Stil wie dieser kämpft, hat in seinem „weltgeschichtlichen“ Schauspiel „Kaiser und Galiläer“ das tiefste aller Probleme, das Verhältnis zwischen Sinnlichkeit und Geistigkeit in gleichem Sinne beleuchtet. Stirner will die Geschichtsperiode des geistigen Menschen, wohlverstanden des bloß geistigen, einseitig geistigen Menschen, die das Christentum inauguriert hat, brechen. Stirner befehdet daher nicht nur das Dogma, sondern auch die alles auflösende, „kritische“ souveräne absolute Kritik (die Bruno Bauer proklamiert hatte) als Dogma, die „reine“ Kritik, die doch immer von einem dogmatischen Prinzip, einem Allgemeinen, einer Idee, sei es auch nur der Gedanke der Wahrheit oder des Denkens, ausgeht. Stirner verwirft das abstrakte Denken, das stets

theoretisch ist, als letzte entscheidende Macht, als höhere Macht über dem Ich. Er setzt der reinen Kritik die interessierte, das egoistische Denken entgegen, das nicht von einer Idee ausgeht, sondern vom Ich, vom Interesse des Ichs und seiner Eigenheit, und zwar von dem fröhlichen Tagesinteresse des sterblichen, vergänglichen Ichs — nicht dem absoluten heiligen Interesse des „wahren Ichs". Er weist — ein echter Philosoph! — auf den gesunden Instinkt des Leichtsinns hin und die Tiefe der Gedankenlosigkeit, d. h. des Unbewußten als ewiger Quelle des in der Sprache, dem Denkmaterial, erstarrten Geistes. „Ich bin das Kriterium der Wahrheit, Ich bin keine Idee, sondern mehr als Idee, unaussprechlich". Das Ich ist mehr als Fleisch — diese Erkenntnis hat das Christentum gebracht und Stirner will keinen Geschichtsgewinn verloren gehen lassen — aber es ist auch mehr als Geist und dem wird das Christentum nicht gerecht. Es ist das dritte Reich, nach dem Stirner wie Ibsen ausschaut — und dieses dritte Reich hat sich erfüllt in jedem ganzen Menschen, d. h. im Einzigen, der seine Naivetät wiedergewonnen hat, im Egoisten, der seiner selbst bewußt geworden ist; da löst sich der dualistische Zwiespalt, soweit er überhaupt lösbar ist.

Stirner erhofft die Erlösung der Welt durch den prinzipiellen, zielbewußten, gewissensruhigen Egoismus als Sozialpraxis, nachdem das Liebesprinzip des Christentums als Sozialtheorie versagt habe. „Eine Appellation an die aufopfernde Gesinnung und die selbstverleugnende Liebe der Menschen sollte endlich ihren trügerischen Schein verloren haben, nachdem sie hinter einer Wirksamkeit von Jahrtausenden nichts zurückgelassen als die heutige — Misere." Fast mit denselben Worten, wenn auch von einem anderen Standpunkt aus, spricht Zola von dem Scheitern der sozialen Mission des Christentums; er sagt in seinem neuen Roman „Paris": „Das Experiment ist gemacht; das Heil der Menschen läßt sich durch die Nächstenliebe nicht erringen . . . . Seit nahezu zwei Jahrtausenden scheitert das Evangelium."

Stirner proklamiert den Egoismus auch als Moralprinzip, d. h. er konstatiert das Naturgesetz der Moral und zieht die Folgerungen daraus, ohne sich um die schönen Namen von Prinzipien zu kümmern, die bloß auf dem Papier stehen. Er kehrt sich auch nicht an die obligate moralische Entrüstung. Den Egoismus des rohen Triebs „entwickelungsloser" Naturen, Roué- und Yankee-Egoismus, meint Stirner nicht; er denkt sich den bewußten Egoisten als Herrn, nicht als Sklaven seines Egoismus. Man halte die Goethe'schen Worte an Frau von Stein: „daß so viel Selbstisches in der Liebe ist — und doch, was wäre sie ohne das!" mit der Stirner'schen Äußerung zusammen, daß wir in der Liebe zu einem anderen Wesen

einen höheren Selbstgenuß erfahren — und man wird begreifen, daß ein Gegensatz zwischen diesem Egoismus und Altruismus wahrhaftig nicht besteht! Die wahre Lebenskunst ist nur auf den „aufgeschlossenen" hellsichtigen Egoismus als das Fundament aller Seelenkenntnis zu gründen; nur der Egoist kann ein echter Lebenskünstler, ein praktischer Altruist sein. An die Stelle des Moralisten, des theoretisch-philantropischen Shylocks, der auf dem Scheine seiner — seiner — idealen Forderung besteht, tritt der Psychologe, dem nichts Menschliches fremd ist, der Realist, der die Menschen nimmt, wie sie sind, und die Welt, wie sie ist. Mit dem edlen Wesen des Stirner'schen Egoismus ist jede Herzensschönheit und -Größe vereinbar: „Soll Ich etwa an der Person des andern keine lebendige Teilnahme haben, soll seine Freude und sein Wohl Mir nicht am Herzen liegen, soll der Genuß, den Ich ihm bereite, Mir nicht über andere eigene Genüsse gehen? Im Gegenteil, unzählige Genüsse kann Ich ihm mit Freuden opfern, Unzähliges kann Ich mir zur Erhöhung seiner Lust versagen, und was Mir ohne ihn das Teuerste wäre, das kann Ich für ihn in die Schanze schlagen, mein Leben, meine Wohlfahrt, meine Freiheit. Es macht ja Meine Lust und Mein Glück aus, Mich an seinem Glücke und seiner Lust zu laben."

Aber der Stirner'sche Egoismus ist auch ein Revolutionär, der vor keinem Heiligen eine heilige Scheu hat, der seine Sache auf nichts gestellt hat als auf sich, der keine Schranke kennt als seine Kraft; der darüber spottet, daß man einen freien Willen haben, aber den sittlichen beileibe nicht missen wolle; der stolz erklärt: wer sich selbst bindet, ist gebunden, wer sich selbst löst, ist gelöst. Dem Pöbel verkündet er das Evangelium der Usurpation; die Welt sei Eigentum der Erobernden. Der Sittlichkeit und Tugend schlägt er ins Gesicht: „Eine freie Grisette gegen 1000 in der Tugend grau gewordene Jungfern." Den theoretischen Philantropen schleudert er entgegen: „Geh mir vom Leibe mit Deiner „Menschenliebe". . . . Du hast den Sünder im Kopfe mitgebracht, darum fandest Du ihn, darum schobst Du ihn überall unter . . . . Du, der Du die Menschen zu lieben wähnst, Du gerade wirfst sie in den Kot der Sünde . . . . Ich aber sage Dir, Du hast niemals einen Sünder gesehen, Du hast ihn nur — geträumt." Dem christlichen Pessimismus „Wir sind allzumal Sünder" begegnet er mit dem Trutzwort: Wir sind allzumal vollkommen!

Eine unendliche Menschenliebe durchflammt das Buch dieses Apostels des Egoismus, dieses furchtbaren Zertrümmerers. Seine ganze revolutionäre Weltanschauung, seine radikale Negation des Heiligen ruht auf dem Grunde eines großartigen Optimismus, ohne dessen Würdigung sein Standpunkt nicht zu verstehen ist und als entsetzliche Renommisterei eines entgötterten

Ichs erscheint. Was das Heilige bei Stirner verliert, gewinnt der Mensch. Er glaubt an den **freien** Entwicklungstrieb der Menschen ohne die Bevormundung eines rigoristischen, fanatisierenden kategorischen Imperativs. „Weckt man in den Menschen die Idee der Freiheit, so werden die Freien sich auch unablässig wieder selbst befreien." Er glaubt, im Gegensatz zu der Erbsündenhypothese, an die Aristokratie der Menschennatur von Naturs Gnaden, an ihren natürlichen Vernunftinstinkt, an die Fähigkeit des Menschen, sich selbst Hüter des Menschlichen zu sein. „Aber man braucht Euch nur an Euch zu mahnen, um Euch gleich zur Verzweiflung zu bringen. „Was bin Ich?" so fragt sich jeder von Euch. Ein Abgrund von regel- und gesetzlosen Trieben, Begierden, Wünschen, Leidenschaften, ein Chaos ohne Licht und Leitstern! Wie soll Ich, wenn Ich ohne Rücksicht auf Gottes Gebote oder auf die Pflichten, welche die Moral vorschreibt, ohne Rücksicht auf die Stimme der Vernunft, welche im Laufe der Geschichte nach bitteren Erfahrungen das Beste und Vernünftigste zum Gesetze erhoben hat, lediglich Mich frage, eine richtige Antwort erhalten? Meine Leidenschaft würde Mir gerade zum Unsinnigsten raten. So hält sich jeder selbst für den — Teufel; denn hielte er sich, sofern er um Religion u. s. w. unbekümmert ist, nur für ein Tier, so fände er leicht, daß das Tier, das doch nur **seinem** Antriebe (gleichsam seinem Rate) folgt, sich nicht zum „Unsinnigsten" rät und treibt, sondern sehr richtige Schritte thut. Allein die Gewohnheit religiöser Denkungsart hat Unsern Geist so arg befangen, daß Wir vor Uns in Unserer Nacktheit und Natürlichkeit — erschrecken; sie hat Uns so erniedrigt, daß Wir Uns für erbsündlich, für geborene Teufel halten."

Nach der Charakteristik des Stirner'schen Werkes wird man den Bescheid des königlich-sächsischen Ministeriums wohl verstehen: es ist zu **absurd**, um gefährlich zu sein. Der „Einzige" stört die Kreise des Staates nicht; die Stirner'sche Kritik hat weltgeschichtlichen Charakter, sie betrachtet die Dinge unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit des Wechsels, des πάντα ῥεῖ; das Bestehende ist ihr gleichgültig, sie rechnet mit ganz anderen Faktoren als die Realpolitik. Stirner ist kein zeitlicher, sondern ein ewiger Revolutionär; demgemäß hat er sich auch nicht an der Revolution des Jahres 1848 beteiligt.

Das Buch ist nicht dazu geschaffen, populär zu werden; es ist zu tief und zu frei, folglich zu extrem; zudem ist es direkt **herausfordernd**-pietät- und rücksichtslos geschrieben. Stirner hebt es selbst hervor, daß er es auch anders hätte abfassen können, so, daß niemand daran Anstoß genommen hätte. Aber er wollte nicht in sentimentaler Weise mißverstanden werden, und daran hat er recht gethan, sentimentale Bücher giebt es genug. A la guerre comme à la guerre! Freilich bringt er sich dadurch um den

moralischen Kredit, aber er legt auch keinen Wert darauf; das ist das Schicksal aller selbständigen, schöpferischen Geister. Auch zahlreichen Mißdeutungen setzt er sich aus; er ist, nicht ohne eigene Schuld, grotesk mißverstanden worden; man darf sich nicht an den Buchstaben halten. Es ist ein Buch des Kampfes und Trotzes, und der Kampf berauscht, zumal einer, der es mit der ganzen Welt aufnimmt, und er lockt, den Teufel zu spielen. Stirner setzt häufig dem Terrorismus der Autorität den Terrorismus des Ichs entgegen; er spielt u. a. mit dem Worte Unmensch in einer anderen Bedeutung als der gewöhnlichen; er versteht darunter nicht die bête humaine, sondern die wahre Realität des leeren Begriffes Mensch. Seltsam berührt auch Stirners teilweise etwas konstruierte Terminologie und vor allem seine Methode, die Welt als vom Heiligen beherrscht, als unsichtbare Kirche hinzustellen, an dem Heiligen als Heiligem zu rütteln, den Geist und die ideale Forderung als Grundübel hinzustellen; aber wenn man sich erst damit vertraut gemacht hat, begreift man, ein wie meisterhafter Stratege und Taktiker er ist, wie genial er das Problem in seinem Kerne erfaßt. Stirner ist ein Entheiliger, aber nur ein Entheiliger von bankerotten Traditionen, von Fiktionen und Namen, teuren, großen und holden Namen, aber words, words, words! — zu Gunsten der Sache. Er will das Heilige nicht auflösen, sondern erfüllen; auf die Konsequenzen der Dinge kommt es ihm an, nicht auf Illusionen und ideale Legitimation. Auf diesem Wege ist er zur Schilderhebung des Profanen, des Egoismus gekommen.

„Der Einzige und sein Eigenthum" ist ein königliches Buch, nach dem schönen Worte eines Franzosen ein Buch, von dem man als Monarch aufsteht — und zwar nicht als ein Monarch wie Milan. Feuerbach, den er so unerbittlich bekämpft, hat im Hinblick auf sein Werk gesagt: „Er ist gleichwohl der genialste und freieste Schriftsteller, den ich kennen gelernt." Niemals ist für die Unabhängigkeit und Mündigkeit des Individuums glänzender gestritten worden; niemals sind die Menschenrechte so individuell gefaßt und so ganz auf die Persönlichkeit allein gegründet worden, auf die Persönlichkeit ohne Rücksicht auf die Größendifferenz. Dieser Geist macht das Buch zu einer wahrhaften Bibel der Toleranz, oder vielmehr Stirner überwindet selbst den Begriff der Toleranz. Stirner ist durchaus Realist, wenn auch seine Anschauung als Grundlage einer allgemeinen prinzipiellen Weltanschauung und eines sozialen Systems Pessimisten als Utopie erscheinen muß. Stirner geht von der Wirklichkeit, dem Menschen und der Weltpraxis aus, die revolutionärer ist, als alle Philosophie der Revolution zusammengenommen. Wie Stirner mit der Anerkennung und Respektierung der Einzigkeit des Individuums den Begriff der Toleranz überwindet, so antiquiert er auch mit der Verwerfung einer heiligen

höheren Macht den Begriff der Revolution; das Stigma des Revolutionären wird von der Persönlichkeit genommen, die sich „emporrichtet“, die sich zum Ausdruck bringt und ihren eigenen Gang geht. Was Lessings Nathan der Weise für seine Zeit bedeutete — das könnte Stirners „Einziger“ für unsere und jede Zeit bedeuten!

Aus „Cyrano de Bergerac“.

Von Edmond Rostand.*)

(Paris.)

Deutsch von Otto Reuter, Köln (Rhein).

Dritter Aufzug.

Kleiner Platz, alte Häuser. Straßen. Rechts Roxanens Haus und die Mauer ihres Gartens, über die Laubwerk breit herabhängt. Über der Thüre Fenster und Balkon. Bank vor der Schwelle. Epheu klettert an der Mauer empor, Jasmin umrankt den Balkon und schauert hin und her.

5. Scene.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

(Alle grüßen Roxane, entfernen sich auf verschiedenen Wegen. Roxane erblickt Christian.)

Christian, Roxane.

Roxane: Ihr seid's? (Geht auf ihn zu.) Der Abend sinkt.
Kommt. Sie sind fern. Still ist die Luft und weich.
Setzt Euch. Und sprecht. Ich horch.

Christian (setzt sich neben sie auf die Bank; ein Augenblick Schweigen):
Ich liebe Euch.

Roxane (die Augen schließend):
Ja, sprecht von Liebe.

Christian: Ich liebe Dich!

Roxane: Ach so.
Und weiter, weiter!

Christian: Ich . . .

*) Da dieses Stück, der größte Theatererfolg in Frankreich seit vielen Jahren — die Buchausgabe hat jetzt ca. 90 Auflagen erlebt —, demnächst in einer Übersetzung L. Fuldas am Wiener „Burgtheater“ und am Berliner „Deutschen Theater“ (Josef Kainz in der Hauptrolle) zur Aufführung gelangt, wird dieses kleine Bruchstück des talentvollen Übersetzers der „Gesellschaft“ gewiß willkommen sein. L. J.

Roxane: Nur weiter!
Christian: O!
Wie lieb' ich Dich!
Roxane: Nun ja, und dann?
Christian: Und dann?
Sagt, liebt Ihr mich? — Wie wär' das schön, Roxane!
Roxane (mit einem Mäulchen):
Ich hoffte Crème, Ihr bietet Brot mir an!
Sprecht doch, wie Ihr mich liebt? . . .
Christian: Nun ja doch — sehr!
Roxane:
Wißt Ihr sonst gar nichts oder fällt's Euch schwer?
Christian:
Ich küss' den Hals Dir!
Roxane: Christian!
Christian: Ja, ich lieb' Dich!
Roxane (will sich erheben): Mann!
Christian (lebhaft, sie zurückhaltend):
Nein, nein, ich lieb' Dich nicht!
Roxane (sich wieder setzend): Dein Glück!
Christian: Ich bet' Dich an!
Roxane (erhebt sich und geht):
Oh!
Christian: Ja — ein Tölpel werd' ich!
Roxane: Das mag ich nicht!
Auch möcht' ich kaum ein häßliches Gesicht!
Christian:
Doch . . .
Roxane: Holt erst die Beredtsamkeit zurück!
Christian:
Ich . . .
Roxane: Schön, Ihr liebt mich. Lebt denn wohl.
(Sie geht zum Hause.)
Christian: Ein Blick!
Ich sag' . . .
Roxane (die Thüre öffnend):
Ihr betet mich an? — O solch
Beredtes Wort! — Geht nur!
Christian: Ich lie . . .
(Sie schließt ihm die Thür vor der Nase zu.)

Cyrano (der gleich darauf, ohne gesehen zu werden, hinzugekommen ist):
's war ein Erfolg!

6. Scene.

Christian, Cyrano, die Pagen.

Christian:
Helft doch!
Cyrano: Nein, Herr!
Christian: Ich sterb', wenn sie nicht mehr
Mich hört, sofort . . .
Cyrano: Was soll denn ich dabei?
Soll ich's Euch lehren? Wie?
Christian (faßt ihn am Arm): O da — seht her!
(Hinter dem Balkonfenster wird Licht.)
Cyrano (bewegt):
Ihr Fenster!
Christian: Ach, ich sterb'!
Cyrano: Laßt das Geschrei!
Christian (dumpf):
O Tod! . . .
Cyrano: Schwarz ist die Nacht . . .
Christian: Nun?
Cyrano: 's ist zu bessern,
Wenn wir den Wein diesmal ein wenig wässern.
Ihr geht vor den Balkon, ich drunter! — Und Ihr geigt
Nach meinem Takt. Ich sprech' Euch vor.
Christian: Doch . . .
Cyrano: Schweigt!
Die Pagen (erscheinen im Hintergrunde, zu Cyrano):
He!
Cyrano: Pst! (Er macht ihnen ein Zeichen, leise zu sprechen.)
Erster Page (leise):
Wir spielen dem Montfleury
Die Serenade! . . .
Cyrano (leise, schnell): Steckt Euch nur hin
Ins Gebüsch, Ihr hier, die andern dort;
Kommt einer uns stören an diesem Ort,
Dann spielt!
Zweiter Page: Ein Lied, und welcher Art?

Cyrano:
Lustig, ist's ein Weib, und trüb, ist's ein Bart!
(Die Pagen verschwinden. — Zu Christian):
Ruf sie!
Christian: Roxane!
Cyrano (hebt einige Kieselsteine auf und wirft sie gegen die Scheiben):
Wart! Hier ein Kieselstein!
Roxane (das Fenster öffnend):
Wer ruft?
Christian: Ich.
Roxane: Wer ich?
Christian: Christian.
Roxane (mißmutig): Nein!
Christian:
Euch sprechen möcht' ich.
Cyrano (unter dem Balkon, zu Christian):
Gut. Ihr sprecht zu leise noch!
Roxane:
Nein, nein, Ihr sprecht zu schlecht! Geht nur.
Christian: Ich bitt' Euch doch! . . .
Roxane:
Ihr liebt nicht mehr!
Christian (dem Cyrano die Worte zuflüstert):
Beschuldigt mich doch nicht,
Nicht mehr zu lieben, wenn ich mehr Euch liebe . . .
Roxane (die das Fenster wieder schließen wollte, einhaltend):
Schau, schau!
Christian (ebenso):
Die Liebe wächst in stürmischer Brust gewiegt . . .
Denn . . . Wiege ward sie dem . . . grausamsten Triebe!
Roxane (auf den Balkon hinaustretend):
Schau, schau! — Doch ist er grausam, war't Ihr dumm,
Daß Ihr ihn nicht erstícktet, wie ich meine!
Christian (ebenso):
Versucht hab ich's. Doch ach, was nützt es drum!
Ich brachte nur den Herkules auf die Beine!
Roxane:
Sieh doch!
Christian: Und so, daß er erwürgte wie zum Spaß
Die Schlangen Zweifel, Stolz . . .

Roxane (sich auf den Balkon stützend): Vorzüglich das!
— Ihr sprecht so langsam, aber wie sonst nie?
Heut', scheint's, hat Gicht bei Euch die Phantasie?

Cyrano (zieht Christian unter den Balkon und gleitet an dessen Stelle):
Pst! Das wird doch zu schwierig!

Roxane: Und so sacht
Sprecht Ihr ja heut! — Warum?

Cyrano (leise wie Christian): Das macht die Nacht.
Im Schatten, im Dunkel sucht das Wort Euer Ohr.

Roxane:
Und doch, bei meinem kommt mir's nicht so vor.

Cyrano:
Das Eure kommt gleich an, wie könnt' es anders sein.
Es fällt in mein Herz ja doch bald hinein.
Mein Herz ist groß und Euer Ohr ist klein.
Und außerdem, schnell fällt ein Kieselstein,
Langsamer steigt er und reicht kaum so weit.

Roxane:
Doch besser steigt er schon seit einiger Zeit.

Cyrano:
Er übt sich und Gewohnheit bringt's ihm bei.

Roxane:
's ist wahr, ich steh' hier wohl sehr hoch und frei?

Cyrano:
Gewiß, und fiel ein hartes Wort herab,
Es wandelte die Brust mir in ein Grab.

Roxane (mit einer Bewegung):
Ich komme.

Cyrano (lebhaft): Nein!

Roxane (auf die Bank zeigend, die unter dem Balkon steht):
Steigt schnell dann auf die Bank.

Cyrano (erschreckt zurückweichend in die Nacht):
Nein!

Roxane: Wie denn, nein?

Cyrano (den die Bewegung mehr und mehr übermannt):
Verpflichtet mich zu Dank:
Die Worte sollen flüsternd uns umwehn,
Wir wollen sprechen, aber nicht uns sehn.

Roxane:
Nicht sehn?

Cyrano: O herrlich so! Man merkt sich kaum.
Ihr seht des dunklen Mantels langen Saum.
Ein weißes Sommerkleid streift mein Gesicht:
Ein Schatten bin ich nur, Ihr seid ein Licht.
Ihr wißt ja nicht, was mir die paar Sekunden!
Wenn je beredt ich war . . .

Roxane: Ich hab's gefunden.

Cyrano:
Aus meinem Herzen sprach ich niemals wahr.
Bis heut —

Roxane: Warum?

Cyrano: Weil ich für Euch stets war.

Roxane:
Wie so denn?

Cyrano: Weil ein Taumel den ergreift,
Der Euren Augen trotzt! . . . Heut' Abend drängt und reift,
Was ungesprochen noch bis heut' geblieben!

Roxane:
's ist wahr, Ihr sprecht mit anderer Stimme heut!

Cyrano: (sich nähernd, mit Fieber):
Ganz anders, ja! Denn in die Nacht vertrieben
Darf endlich selbst ich sein, ich darf . . .
(Hält an, verwirrt):
Geh' ich zu weit?
Ich weiß nicht, all dies — o verzeiht, wenn ich
So tobe — 's ist so süß — und ist so neu für mich!

Roxane:
So neu?

Cyrano (ganz verstört, sucht immer seine Worte wieder zu finden):
So neu . . . nun ja . . . nur einmal wahr zu sein:
Die Furcht vor Spott schlug stets mein Herz mit Pein . . .

Roxane:
Von wem denn Spott?

Cyrano: Das ist ein Elend hier.
Denn immer zankt Verstand und Herz sich mir:
Die Sterne riss' ich gern vom Himmel nieder,
Ein Lächeln fürcht' ich, und ich pflücke Flieder.

Roxane:
Schön ist der Flieder.

Cyrano: Heut' Abend nicht!

Roxane:
Wie Euer Herz aus Eurer Rede spricht!
Cyrano:
Hinweg von Köcher, von Losung und Pfeil,
Bei süßeren Dingen ich gerne verweil!
Nicht Tropfen für Tropfen aus zierlichem Gold
Getrunken, der schwach in die Kehle rollt,
Wenn die Seele, die dürstend niedersinkt,
Vom Strome in tiefen Zügen trinkt!
Roxane:
Der Verstand?
Cyrano: Ja, gelten ließ ich ihn,
Doch nun, nun reißt mich die Nacht dahin,
Dieser Duft, die Natur, diese Stunde dazu
Reden nicht wie ein Billetdoux!
— Doch laß, des Himmels Sternenblick
Reißt unsere Seele hinauf und zurück,
Wenn wir aus der Kunst den Weg nicht finden,
Wird das wahre Gefühl uns bald entschwinden!
In solcher Kurzweil kann nichts gedeihn,
Das Feinste soll nicht das Letzte sein!
Roxane:
Der Verstand?
Cyrano: Hinweg! Aus der Liebe fort!
Den Kampf zu verlängern, scheint ein Mord!
Und es kommt die Stunde, Du merkst es gewiß,
— Die jeden herab in die Tiefe riß! —
Du fühlst, eine Liebe ist in Dir erwacht,
Die nicht Worte verträgt, die nur schluchzt, die nur lacht!
Roxane:
Und kam nun die Stunde für uns allhie,
Was für Worte hast du?
Cyrano: All' die, all' die, all' die,
Die mir kommen, ich werf' sie Dir zu, ich flicke
Nicht erst ein Bouquet draus, — ich lieb', ich ersticke,
Ich lieb' Dich, ich rase, mich hält's nicht, zuviel!
Eine Glocke Dein Name zertönt mein Gefühl,
Und ich beb' und ich zitt're und ich weiß nichts mehr,
Alle Zeit tönt die Glocke Dein Name so schwer!
Und ich weiß, und ich weiß, Dich liebte mein Schrei:

Und ich weiß, letztes Jahr, ein Tag, zwölften Mai,
Des Morgens, Du kämmtest zum Ausgehn Dein Haar!
Deine Locken schienen wie Gold so klar,
Wenn in die Sonne zu lang man gesehn,
Vor den Augen tanzende Lichter gehn,
Als Dein Haar mich mit Feuer so überglänzt,
Überall schien die Welt mir mit Gold gekränzt!

Roxane (erregt):

Ihr liebt mich sehr ...

Cyrano: O ja, und ich weiß,

Sie drängt, überstürzt, überfällt mich so heiß,
's ist Liebe, mit Schmerzen packt sie mich —
's ist Liebe — und doch will sie nichts für sich!
O gäb' ich mein Glück für das Deine dahin
Ohn' daß es ahnte Dein heiterer Sinn,
Wenn einmal ich hörte von ferne nur
Deines klingenden Glückes lachende Spur!
— Und blickst Du mich an nur, Tugend und Kraft
Wachsen und wachsen mit Leidenschaft!
Weißt Du, was Du thust? Weißt Du, wie das geht?
Fühlst Du, wer sehnend im Schatten steht? ...
Doch gewiß ... dieser Abend ... zu schön, zu weich!
All das sag' ich und werde gehört von Euch!
Zuviel! Wenn ich träumte, dies träumt' ich kaum,
Nun ist's wie ein großer, bethörender Traum.
O sterben! Und wie ich red', ich glaub',
Sie zittert dort unter dem blauen Laub!
Ja, ... Ihr zittert ... ein Blatt unter Blättern spricht!
Du zitterst! Ich fühl's, magst wollen ob nicht,
Ich fühl's, Deine Hand zu zittern schien,
Nun zittert hier unten der weiße Jasmin!

(Er küßt sinnverloren das Ende eines herabhängenden Zweiges.)

Roxane:

Ja, ich zitt're, ich wein', Dich lieb' ich, bin Dein,
Du hast mich berauscht ...

Cyrano: Dann stürz' alles ein!

Ich hab' Dich berauscht, ich, ich — und ich muß
Nur eins Dich noch bitten, nur eins ...

Christian (unter dem Balkon): Einen Kuß!

Roxane (zurückgeworfen):
Wie?
Cyrano: O!
Roxane: Ihr bittet?
Cyrano: Ja ... ich ...
(zu Christian, leise):
... nicht so schnell!
Christian:
Ist sie verwirrt, nun gut, ich bin zur Stell!
Cyrano (zu Roxane):
Ja, ich ... ich bat, gerechter Gott, 's ist wahr.
Ich fühl' es schon, daß ich zu kühn wohl war.
Roxane (ein wenig enttäuscht):
Und Ihr besteht nicht mehr darauf?
Cyrano: Ja, doch, gewiß!
Und wieder nicht ... ja, ja ... 's ist Euch ein Ärgernis.
Nun ... gut! — Doch, diesen Kuß ... gewährt ihn nicht!
Christian (zu Cyrano, ihn am Mantel ziehend):
Warum?
Cyrano: Schweig, Christian!
Roxane (sich hinabneigend): Was Er wohl spricht?
Cyrano:
Ich schelte selbst mein thöricht Ungeschick;
Ich sagt': Schweig, Christian! ...
(Die Lauten ertönen.)
Einen Augenblick! ...
Man kommt!
(Roxane schließt das Fenster. Cyrano horcht auf die Lauten, von denen die eine ein sehr lustiges, die andere ein sehr trauriges Lied spielt.)
Traurig? Da lustig? Wer ist der bessere Diener?
Ein Mann, ein Weib? — Aha, ein Kapuziner!
(Ein Kapuziner; er geht von Haus zu Haus, eine Laterne in der Hand, betrachtet die Thüren.)

7. Scene.

Cyrano, Christian, ein Kapuziner.

Cyrano (zum Kapuziner):
Was spielt Ihr, Mensch, hier den Diogenes?
Kapuziner:
Ich such' das Haus von Frau ...

Christian: Was schert's uns, wes.
Kapuziner:
Magdalene Robin . . .
Christian: Was will er?
Cyrano (zeigt ihm eine angrenzende Straße): Immer so . . .
Ganz rechts . . . immer ganz rechts . . .
Kapuziner: Ich bet' Euch, o!
Den Rosenkranz wohl bis zum Kugelstück.
(Ab.)
Cyrano:
Und meine Wünsche folgen Euch. Viel Glück!
(Kehrt zu Christian zurück.)

8. Scene.

Cyrano. Christian.

Christian:
Den Kuß krieg' ich!
Cyrano: Nein!
Christian: Gleich oder dann!
Cyrano: 's ist wahr!
Die Stunde kommt, da Euer Lippenpaar
Berauschten Taumels ihren Mund umloht;
Blond ist Dein Bart und ihre Lippen rot!
(Zu sich selbst):
Nicht darum lieb' ich sie . . .
(Geräusch von Fensterflügeln, die sich öffnen; Christian verbirgt sich unter dem Balkon.)

9. Scene.

Cyrano. Christian. Roxane.

Roxane (auf den Balkon hinaustretend):
Seid Ihr noch da?
Wir sprachen wohl von, von . . .
Cyrano: Von einem Kuß, o ja!
Das Wort ist sanft. Fällt's Eurer Lippe schwer?
Brennt schon das Wort? Er selbst brennt wohl noch mehr.
Doch diesen Kuß, o fürchtet ihn nicht:
Schon schwand Euch des Scherzes heitres Gesicht,
Ihr merktet es kaum, und glitt nicht das Spiel
Vom Lächeln zum Ach! bis die Thräne fiel?
Da lockt eine stille, lodernde Spur:
Von Thränen zum Kuß ist ein Schauer nur!

Roxane:
O schweigt!

Cyrano: Und was ist denn auch ein Kuß?
Ein Eid, der sich selber halten muß,
Versprechen, Geständnis, Du kennst nicht das Wie,
Ein rosiger Punkt auf des Liebesworts i;
Ein Geheimnis, dem Munde vertraut, nicht dem Ohr;
Unendlichkeit summt wie ein Bienenchor,
Ein Abendmahl wie Blütenduft,
Als füllte das Herz sich mit köstlicher Luft,
Als tränkst mit den Lippen die Seele Du ein . . .

Roxane:
O schweigt!

Cyrano: Ein Kuß kann so vornehm sein,
Daß die Königin Frankreichs dem glücklichsten Mann
Einen Kuß gewährte, die Kön'gin! —

Roxane: Ja, dann!

Cyrano (verzückt):
Wie Buckingham still trug ich Leid im Sinn,
Wie er bet' ich an eine Königin,
Wie er bin ich traurig und treu . . .

Roxane: Und Du bist
Wie er so schön!

Cyrano (beiseite, ernüchtert):
Daß man das auch vergißt!

Roxane:
Nun wohl, so pflücke die Blüte Dir . . .

Cyrano (stößt Christian zum Balkon):
'rauf!

Roxane: Dieser Seelenduft! . . .

Cyrano: 'rauf!

Roxane: Das Bienengeschwirr . .

Cyrano:
'rauf!

Christian (zögernd):
Aber scheint es jetzt angebracht?

Roxane:
Unendlichkeit! . . .

Cyrano (stößt ihn): 'rauf doch, Du Ungeschlacht!

(Christian stürzt vor, und über die Bank, durch das Blätterwerk, die Pfeiler erreicht er das Geländer, das er übersteigt.)

Christian:
Ah! Roxane! . . .
(Er umfängt sie und neigt sich über ihre Lippen.)

Cyrano: — In der Brust, wie das engt, wie das sticht!
— O Kuß, . . . vor der Thüre Dein Lazarus liegt!
Im Dunkel hier spür' ich von Deinem Hauch,
In meinem Herzen erzitterst Du auch, . . .
Roxane, die schauernd in Dir versinkt,
Meine Worte von seinen Lippen trinkt!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Fünfter Aufzug.

5. Scene.

(Herbstgarten, fallende Blätter.)

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Cyrano. Roxane.

Cyrano — — — — (er schließt die Augen. Sein Haupt fällt herab. Schweigen).

Roxane (von dem plötzlichen Schweigen überrascht, wendet sich, erblickt ihn, erhebt sich erschrocken): Ohnmächtig ist er!
(Sie läuft zu ihm, schreiend):
Cyrano!

Cyrano (öffnet wieder die Augen, mit tonloser Stimme):
Was ist? . . . was? . . .
(Er erblickt Roxane, die sich über ihn neigt, drückt schnell den Hut in die Stirn und drängt sich erschrocken in den Sessel zurück):
Nein, nein, ich schwöre,
's ist nichts! Laßt mich!

Roxane: Aber . . .

Cyrano: 's ist meine Wunde
Von Arras . . ., die . . . manchmal — Ihr wißt . . .

Roxane: Ja, Lieber!

Cyrano:
Doch thut das nichts! Das geht vorüber! (Lächelt mit Mühe)
Ist vorüber!

Roxane (aufrecht vor ihm):
Wir tragen jeder seine Wunde: ja, auch ich!
Immer lebendig, ist sie da, wühlt sich in mich,
(legt die Hand auf die Brust)
Hier unter dem halb vergilbten Papier
Sprechen Thränen und Blut ihre Sprache mir.
(Die Dämmerung beginnt.)

Cyrano:
Sein Brief! — Ihr sagtet mir einst, ich sollt'
Ihn lesen vielleicht —
Roxane: Seinen Brief? — Ihr wollt?
Cyrano:
Ja, ich will ... heut' ...
Roxane (giebt ihm das Täschchen, das sie am Halse hängen hat):
Da!
Cyrano (nimmt es): Ob ich öffnen soll?
Roxane:
Ja ... lest! ...
(Sie geht zu ihrer Arbeit zurück, nimmt sie auf, ordnet die Wolle.)
Cyrano (lesend): „Roxane, ich sterbe, so leb' wohl!“ ...
Roxane (aufmerkend, ob seiner Stimme erstaunt):
Ihr lest ...
Cyrano (lesend): „Ich weiß nicht, Lieb, ob das der Abend thut!
Schwer ist mein Herz von fast erstickter Glut.
Ich sterbe. Nie mehr, nie mehr sollen schaun
Die trunkenen Augen ...“
Roxane: Seltsam traun
Lest Ihr den Brief!
Cyrano: „ ..., die mit Glut sie umwallt,
Nie mehr küssen im Fluge Deine Gestalt;
Mein Kind allein wird segnen Dich,
Segnen, segnen ... aufschreien möcht' ich ...“
Roxane:
Wie Ihr ihn lest, seinen Brief!
Cyrano: „Und ich schrei:
Leb' wohl! ...“
Roxane: Ihr lest ihn ...
Cyrano: „Meines Elends Schrei,
Mein Ein ...“
Roxane: Ihr sprecht ...
Cyrano: „Und mein Alles ...“
Roxane: Ihr sprecht ..
Aber ... ehedem verstand ich Euch schlecht!
(Sie nähert sich ganz leise, ohne daß er es merkt, tritt hinter den Sessel, neigt sich darauf und betrachtet den Brief. — Das Dunkel wächst.)
Cyrano:
„Mein Herz verließ Dich nicht in Glück und Not,

Ich bin und bleib', bleibe bis in den Tod,
Der Euch geliebt hat ohne Maß und Acht ...“

Roxane (ihm die Hand auf die Schulter legend):
Wie könnt Ihr lesen jetzt ... Es ist ja Nacht.

(Er zittert, wendet sich, sieht sie nahe, macht eine Bewegung des Erschreckens, senkt das Haupt. Langes Schweigen. Dann, in der Dunkelheit, die mählich ganz herabgesunken ist, sagt sie ganz langsam, indem sie die Hände faltet):

Und vierzehn Jahr lang hat er so gespielt
Den alten Freund, der lächelt und nicht fühlt.

Cyrano:
Roxane!

Roxane: Das war't Ihr!

Cyrano: Nein, nein, Roxane, nein!

Roxane:
Als den Namen er sprach, warum fiel's mir nicht ein!

Cyrano:
Nein, nein, ich war's nicht!

Roxane: Ihr wart's!

Cyrano: Nein, ich schwör's ..

Roxane:
Der ganze Betrug, der edle . . ja, ich hör's:
Die Briefe, Ihr wart's . . .

Cyrano: Nein!

Roxane: Die Worte so wirr!
Ihr wart's!

Cyrano: Nein!

Roxane: Die Stimm' in der Nacht, das war't Ihr.

Cyrano:
Ich schwör's Euch, ich nicht!

Roxane: Die Seele war Dein!

Cyrano:
Ich liebte Euch nicht!

Roxane: Ihr liebtet mich!

Cyrano: Nein!

Roxane:
Ihr liebtet mich!

Cyrano: Nein!

Roxane: Euer Widerstand bricht!

Cyrano:
Mein Lieb, mein Alles, ich liebte Euch nicht!

Was ist Ehre?

Von Aurélien Scholl.

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Alfred Götze.

Martin, der schöne Martin, der Sohn des Schmiedes von Blanquefort, war weit und breit als unverbesserlicher Schürzenjäger und gewissenloser Verführer berüchtigt. Seinen teuflischen Künsten hatte bisher noch kein weibliches Wesen zu widerstehen vermocht, und mit zwanzig Jahren schon durfte er sich schmunzelnd rühmen, daß zwischen Peybois und Saint-Médard kein junger Ehemann atme, der ihm nicht einen prächtigen Hörnerschmuck zu verdanken habe. Unter diesen Umständen betrachtete es jede Mutter als ihre erste und heiligste Pflicht, den heranwachsenden Töchtern den tugendmordenden Verführer in den schwärzesten Farben als eine Art verkommenen Scheusals zu schildern, vor dem man sich wie vor dem leibhaftigen Gottseibeiuns selbst zu hüten habe; aber in den Köpfen des jungen Volks malt sich nun einmal die Welt anders als in denen der lebenserfahrenen Alten, und deshalb ist es auch gar nicht zu verwundern, daß die mütterlichen Verwarnungen nur dazu beitrugen, die Neugierde der jungen Dinger zu reizen und bei ihnen den Wunsch rege werden zu lassen, den gefährlichen Menschen näher kennen zu lernen. Wenn Martin mit nackter Brust und entblößten Armen am Amboß stand und mit dem schweren Hammer auf das rotglühende Eisen losschlug, daß die Funken stoben, so drängte sich denn auch stets am Eingange zur Schmiedewerkstatt eine Schar junger Mädchen, die mit glänzenden Augen und wogender Brust dem schmucken Burschen zusahen. Eine oder die andere, die besonders mutig war, wagte wohl auch irgend eine Bemerkung laut werden zu lassen, die lediglich den Zweck verfolgte, die Aufmerksamkeit des Schmiedes auf die Sprecherin zu lenken.

„Nun, Herr Martin, wie geht's?“

„Ei, sieh da! Du bist's, Seconde? Ich habe Dich, weiß Gott, im Augenblick ja gar nicht wieder erkannt. Du wirst aber auch von Tag zu Tag hübscher!“

Seconde wurde rot wie eine Kirsche.

„Ach, Herr Martin, daß Sie die Leute auch immer zum besten haben müssen!“

„Fällt mir ja gar nicht ein! Aber Spaß bei Seite, Du stehst wirklich so üppig im Safte, wie ein junger Apfelbaum im April!“

Seconde fühlte sich ob dieser Auszeichnung vor den anderen nicht wenig geschmeichelt und schenkte in der Freude ihres Herzens den glatten

Reden des listigen Verführers so willig Gehör, daß sie sich am Abend zum verabredeten Stelldichein an der Ruine der Dura-Burg pünktlich einfand, um dort Ruf und Ehre zu verlieren, wo früher eisenbewehrte Ritter für die Ehre ihrer Liebsten gekämpft und geblutet hatten. Von der Duras-Burg, dem dereinstigen Sitz des schwarzen Raubgrafen, waren nur wenige Mauertrümmer, ein armseliger Rest des Hauptturms und ein paar Wendeltreppen übrig geblieben, die in ein Labyrinth von unterirdischen Gängen hinabführten. Der breite Wallgraben war längst trocken gelegt und wie die Berglehne mit stattlichen Bäumen bepflanzt, zwischen denen sich das krystallhelle Wasser der Zolle wie eine silberglänzende Schlange hindurchwand. Der üppige Laubwald, in dessen dichten Schatten das murmelnde Bächlein dahinplätscherte, barg eine Menge lauschiger Plätzchen, die der schöne Martin zur Abhaltung seiner zahlreichen Schäferstunden fleißig benutzte.

Jahre waren darüber hingegangen. Unser Dorf-Don Juan hatte weiter wie bisher gelebt und geliebt und war darüber dreißig Jahre geworden. Da wollte es das Schicksal, daß sich der schöne Martin wie toll in ein blutjunges Ding von fünfzehn Jahren verliebte, das den sieggewohnten Verführer einfach auslachte und mit einem regelrechten Korbe nach Hause schickte. Die Kleine fand nämlich, daß der Schmied viel zu alt für sie wäre, sie nahm keinen Anstand, ihm das gerade heraus zu sagen und rächte so, freilich unbewußt, ihre unglücklichen Schwestern, die der hartgesottene Sünder in Schande und Elend gebracht hatte.

Martin lernte jetzt alle Qualen verschmähter Liebe gründlichst kennen. Den größten Teil seiner Nächte brachte er unter dem Kammerfenster seiner Geliebten zu, die er tagsüber auf Schritt und Tritt verfolgte, um ihr glühende Liebesbeteuerungen ins Ohr zu flüstern, die der übermütigen Kleinen nur ein lustiges Lachen entlockten. Kurz, der verliebte Schmied wurde seines Lebens keine Stunde mehr froh, und die ständige Herzensqual und Liebesnot brachten den rücksichtslosen Schwerenöter, der bis hierher jeglicher Gefühlsregung unzugänglich geblieben war, schließlich so weit herunter, daß er sich eines Abends der Thränen nicht mehr zu erwehren vermochte. Ja, der rohe Patron, der Jeanette, die mit ihrem Kinde auf dem Arm um Hilfe und Erbarmen flehte, lachend den Rücken wandte, er, der der weinenden Cadichonne, der Tochter des Baron Pichon'schen Forstaufsehers, höhnisch zugerufen hatte: „Scher Dich zum Teufel! Du hast's ja nicht anders haben wollen!" heulte und schluchzte jetzt wie ein Kind. Und wie alle wehleidigen Leute ihren letzten Trost in der Religion suchen, so fand auch Martin in seinem Jammer den halbvergessenen Weg zur Kirche zurück und ermannte sich nach kurzem Schwanken selbst so weit, in die Sakristei zu treten, um mit dem Pfarrer geistliche Rücksprache zu pflegen.

„Ich sehe erst jetzt ein, wie schwer ich gesündigt habe," begann der schöne Martin zerknirschten Herzens. „Ich bereue aufrichtig, was ich böses gethan habe und möchte gern ein neues, gottgefälliges Leben beginnen."

„Ich sehe, wo Du hinauswillst, mein Sohn," erwiderte der Pfarrer, „Du bist in Liese Barnac verliebt und möchtest sie für Dein Leben gern zur Frau haben."

„Ja, freilich, Herr Pfarrer, Sie haben's erraten, wo mich der Schuh drückt," seufzte der verschmähte Brautwerber.

„Nun, da muß ich Dir leider offen erklären, daß Du Dir in dieser Beziehung gar keine Hoffnungen machen darfst. Der alte Barnac weiß nur zu gut, daß Du beständig hinter seiner Liese her bist, und just aus diesem Grunde hat er das Mädel auch nach Lesparre zu seinem Bruder geschickt. Dort wird Liese auch in nächster Zeit schon Hochzeit mit ihrem Vetter Bernard halten, und da Du es eben nicht hindern kannst, daß die beiden ein Paar werden, so thust Du am besten, Dir die Sache aus dem Kopf zu schlagen. Im übrigen hast Du ja auch an die Erfüllung ganz anderer Pflichten zu denken. Was ist denn aus all denen geworden, die Du schon unglücklich gemacht hast?"

„Ach Gott, Herr Pfarrer, wenn ich's nicht gethan hätte, dann hätte das ganz gewiß ein anderer besorgt!"

„Das ist keine Antwort auf meine Frage! Wer war denn die erste?"

„Die erste? Ich war damals fünfzehn Jahre alt, und meine Geliebte zweiundzwanzig!"

„Na, die zählt also nicht. Nun, und die zweite?"

„Cadette Beaujean. Sie war später Amme in Bordeaux und ist auch dort gestorben."

„Und die dritte?"

„Die dritte war Julie Virelade, die Tochter des Böttchers."

„Was ist aus dem Mädchen geworden?"

„Das weiß ich wirklich nicht, Herr Pfarrer!"

„Nun, dann geh und erkundige Dich nach ihm."

Der Aufforderung seines Seelsorgers folgend, stolperte Martin zur Sakristei heraus und begab sich entblößten Hauptes, den Hut verlegen in der Hand haltend, zu dem alten Virelade, um diesem zu erklären, daß er nunmehr willens sei, seine Tochter, die er vor Jahren verführt hatte, zu heiraten.

„Du kommst einen Posttag zu spät, mein Junge," erwiderte Vater Virelade. „Julie hatte sich seiner Zeit zu einem Schankwirt nach Libourne vermietet. Die hat sich dort so anstellig gezeigt und wußte sich in der Wirtschaft so unentbehrlich zu machen, daß sie ihr Herr, nachdem er Witwer geworden, geheiratet hat."

Martin wanderte wieder zum Pfarrer zurück, um ihm über den Erfolg seiner Bemühungen zu berichten.

„Schön, mein Sohn, dann ist da eben nichts weiter zu machen," sagte der Pfarrer. „Wer war denn die vierte!"

„Die vierte? Da muß ich mich wirklich erst besinnen! Halt — ich hab's. — — Ja, richtig, das war ja doch Geneviève Labourie, die jetzt in Paris ist."

„Dann wirst Du Dich also unverzüglich auf den Weg machen und sie dort aufsuchen."

„Ja, aber so viel ich gehört habe, hat sie sich inzwischen auch einen neuen Namen zugelegt."

„Na, das wird ja hier leicht zu erfragen sein. Und wenn Du erst heraus hast, wie Geneviève jetzt heißt, wirst Du ja auch in Paris erfahren, wo sie wohnt. Du wirst Dich ihr also, so bald Du irgend kannst, vorstellen und ihr sagen, daß Du gekommen bist, Dein Unrecht wieder gut zu machen und sie wieder zu Ehren zu bringen. Verstanden?"

Martin zog die notwendigen Erkundigungen ein, kaufte sich eine Fahrkarte dritter Klasse und reiste nach Paris. Geneviève Labourie erfreute sich unter dem Namen Liane de Beaugency in der Pariser Lebewelt einer ausgebreiteten Bekanntschaft. Sie bewohnte ein kleines, kokettes Hotel in der Rue Vézelay.

„Alle Wetter!" dachte Martin, als er vor dem stattlichen Portal des Beaugency'schen Palais stand, „die scheint ja in einem recht vornehmen Hause zu dienen!"

Kurz entschlossen drückte er auf den Knopf der elektrischen Hausglocke, ein schrilles, gellendes Läuten, das Thor öffnete sich geräuschlos, und Martin stand ratlos und unschlüssig in der hochgewölbten Halle vor der hohen Gestalt eines reichgalonnierten Portiers, den er im ersten Schrecken für einen General in Paradeuniform hielt.

„Was wünschen Sie?" herrschte ihn der Mann in der goldstrotzenden Livree an. „Können Sie nicht lesen? Es steht doch deutlich genug angeschrieben, daß Boten und Dienstleute den Nebeneingang zu benützen haben."

Völlig verwirrt und eingeschüchtert stotterte Martin erschrocken: „Nehmen Sie's nur nicht übel, Herr, könnte ich vielleicht Fräulein de Beaugency sprechen? Sagen Sie ihr nur, daß der Martin, der Martin aus Blanquefort da ist. Wir sind nämlich Landsleute, und ich habe dem Fräulein etwas Wichtiges mitzuteilen."

Der Portier musterte den seltsamen Besuch kopfschüttelnd von oben bis unten: „Na schön, ich werde einmal nachsehen. Warten Sie hier einen Augenblick, ich bin gleich wieder da."

Nach wenigen Minuten schon stand der Gewaltige wieder vor dem Schmiede und überbrachte ihm die erfreuliche Nachricht, daß er sich hinauf in die herrschaftlichen Gemächer begeben solle. Martin stieg also die Treppe hinauf und wurde oben von einer Kammerzofe in Empfang genommen, die ihn mit den Worten: „Treten Sie nur einstweilen hier herein, die gnädige Frau ist noch bei der Toilette beschäftigt, sie wird aber gleich erscheinen," in einen kleinen Empfangssalon führte.

Mit großen, erstaunten Augen sah Martin auf all die Herrlichkeiten, die ihn umgaben. In seinem ganzen Leben hatte er auch nicht annähernd so etwas Schönes gesehen, wie den Raum, in dem er sich befand. Überall, wohin er blickte, kostbare Vasen, Bilder und Statuen. In der Mitte ein großer Tisch, auf dem eine prächtige, mit glitzernden Goldfransen besetzte Decke prunkte, rings herum hochlehnige Fauteuils, in deren schweren Damastbezug Bäume, nackte Frauengestalten, Engelsköpfe und allerlei andere wunderliche Dinge eingewebt waren. Martin wußte nicht mehr recht, ob er träume oder wache.

Erst das knisternde Geräusch der seidenen Schleppe Liane de Baugencys, die nach Verlauf einer Viertelstunde den das Zimmer abschließenden Vorhang zur Seite schob, riß ihn aus seinen Träumen und ließ ihn auf die elegante, in einen blauseidenen Schlafrock gekleidete Dame blicken, die langsam und würdevoll auf ihn zugeschritten kam. War das wirklich Geneviève Labourie, seine willfährige Geliebte von ehedem? Auf den ersten Blick hätte er sie, weiß Gott, nicht wieder erkannt! Wer konnte aber auch denken, daß sich das unscheinbare Ding zu der blendenden Schönheit entfalten würde, deren üppige Reize der Don Juan von Blanquefort jetzt mit trunkenen Blicken betrachtete.

„Ja, ist's denn möglich, Geneviève? Bist Du's wirlich?" rief Martin endlich in der Freude seines Herzens.

Die junge Dame maß den frechen Menschen, der sie so vertraulich zu begrüßen wagte, mit dem strengen Blicke einer beleidigten Göttin und zischte wütend: „Wie kommen Sie eigentlich dazu, mich zu dutzen? So viel ich weiß, haben wir beide nie und nirgends zusammen die Kühe gehütet — — —"

„Freilich haben wir das gethan!" fiel ihr Martin in die Rede.

„Du bist wohl verrückt? Wo denn?"

„Na, wo denn sonst als auf den Weiden von Peybois und auf den Wiesen unten am Schloßberg. Streng Dein Gedächtnis nur ein wenig an! Allerdings, es ist schon ein paar Jahre her, Du warst damals noch ziemlich jung und ich desgleichen."

Liane de Beaugency sah wohl ein, daß sie den unbequemen Jugend-

freund auf die Dauer nicht würde verleugnen können, sie hielt es jetzt deshalb für angezeigt, klugerweise einzulenken und im Tone freudigen Erstaunens zu rufen: „Dann bist Du wohl gar der schöne Martin, der Sohn des Dorfschmiedes?"

„Der bin ich allerdings und zwar in eigener Person," rief der liebenswürdige Schwerenöter geschmeichelt und warf sich stolz in die Brust.

„Ja, aber was willst Du eigentlich von mir? Ich muß Dir zu meinem Bedauern gestehen, daß augenblicklich in meinem Haushalt keine Stelle frei ist. Ich bin mit allen meinen Leuten durchaus zufrieden und wüßte beim besten Willen nicht, wo ich Dich unterbringen könnte. Im übrigen fehlt Dir wohl auch die erforderliche Gewandtheit, um eine Stelle in einem vornehmen Pariser Hause halbwegs zur Zufriedenheit auszufüllen."

„Ich suche ja gar keinen Dienst!" wandte Martin ein.

„Dann weiß ich aber wirklich nicht, was Du hier zu thun gedenkst!"

„Je nun, ich bin gekommen, um mein Unrecht wieder gut zu machen."

„Das verstehe wer will! Drück Dich gefälligst etwas deutlicher aus!"

Martin richtete sich zu seiner vollen Höhe auf, trat einen Schritt vor und erklärte feierlich:

„Ich will Dich wieder zu Ehren bringen, Geneviève!"

Liane de Beaugency lachte aus vollem Halse und ließ sich höchlichst vergnügt auf den Divan nieder: „Du willst mich also wieder zu Ehren bringen? Das ist ja einfach köstbar!"

„Ja, Geneviève, das ist allerdings mein fester Wille," bekräftigte Martin mit dem schlichten Biedermannstone edelmütiger Überzeugungstreue.

„Aber, mein Gott, was soll ich denn mit der Ehre anfangen?" kicherte Liane, „von der kann ich doch eben nicht leben! Begreifst Du denn nicht, daß ich es gerade diesem Mangel an Ehre zu verdanken habe, daß ich mich in leidlich guten Verhältnissen befinde?"

„Ja, dann willst Du am Ende wohl gar nicht?" stammelte Martin, der ob dieser Eröffnung nicht wenig erschrocken war.

„Was soll ich denn wollen?"

„Daß ich Dich heirate!"

„Nein, nein, um alles in der Welt nicht! Wie kann nur ein Mensch auf solch einen närrischen Einfall kommen?" schrie Liane, die sich, von einem wahren Lachkrampf geschüttelt, in den Kissen wälzte. „Na, das wird ja heute Abend unbändige Heiterkeit erregen, wenn ich mein Abenteuer zum besten gebe!"

Martin, der wohl fühlte, daß er hier nichts mehr zu suchen hatte, hegte den sehnlichsten Wunsch, schon wieder draußen auf der Straße zu sein, ohne recht zu wissen, wie er den geplanten Rückzug bewerkstelligen

sollte. Glücklicherweise griff Liane zu rechter Zeit nach der Klingel und half ihrem ratlosen Jugendfreund so aus der peinlichen Verlegenheit.

„Führen Sie diesen braven Mann hier nach der Küche,“ befahl sie der eintretenden Zofe, „und sorgen Sie dafür, daß er ordentlich zu essen bekommt!“

„Sehr wohl, gnädige Frau!“

„Lassen Sie ihm auch eine Flasche Champagner geben!“

„Und wenn ich gegessen habe, was habe ich denn dann zu thun?“ fragte Martin, der recht kleinlaut geworden war.

„Wenn Du Dich satt gegessen hast, wirst Du hübsch wieder Deiner Wege gehen!“

„Ohne Sie vorher noch einmal zu sehen?“ kam es ängstlich von Martins Lippen, der seine Freundin jetzt nicht mehr zu duzen wagte.

„Nein, gewiß nicht! Wozu denn auch?“

Martin wandte sich schweren Herzens der Thüre zu, an der Schwelle kehrte er indessen noch einmal um und stotterte verlegen: „Darf ich Sie dann wenigstens noch um eine Auskunft bitten?“

„Na los dafür!“ ermutigte Liane, gut gelaunt.

„Ich möchte nämlich gern heraus bekommen, wo Therese Labat, die damals auch nach Paris gegangen ist, wohnt. Sie wissen schon, die kleine Labat, mit der Sie in Blanquefort immer zusammen steckten!“

„Mein Gott,“ erwiderte Liane, „die Arme hat leider nicht viel Glück gehabt! Sie ist immer weiter heruntergekommen und trieb sich schließlich als Straßendirne in der Rue de Berlin und Rue Vintimille herum — — Na, kurz und gut, sie wurde eines Tages von der Polizei aufgegriffen und unter Sitte gestellt. Jetzt triffst Du sie in der Rue Saint-Marc, zwischen der Rue Richelieu und dem großen Platz, auf dem das Theater stand, das kürzlich niedergebrannt ist. — — — Ich kann Dir zwar die Nummer des Hauses, in dem sie Unterkommen gefunden hat, nicht angeben, Du wirst es trotzdem aber leicht herausfinden, wenn Du darauf achtest, daß es eine viel größere Hausnummer hat als die anderen Häuser der Straße.“

„Schönen Dank auch!“

„Willst Du die etwa auch wieder zu Ehren bringen?“

„Ja, freilich, wenn es sich irgendwie machen läßt — — —.“

Liane de Beaugency lachte aufs neue laut auf.

„Na, dann wünsche ich Dir viel Glück auf den Weg!“ rief sie dem Davonschreitenden nach, ehe sie kichernd hinter dem Thürvorhang verschwand.



Gedichte von Peter Baum.

(Friedenau.)

Früh bin ich meinem Heim entwichen.

Früh bin ich meinem Heim entwichen;
Da nachts mich Sehnsuchtsträume narrten.
Ich steh' vor deinem Haus und Garten,
Wo meine Sterne blaß verblichen.

Purpurn, als ob er aus den Thoren
Des Morgenrots — die schönheitstolle
Und glutensprühende Welle rolle,
Seh' ich den Strom — berauscht, verloren!

Ein Schweigen träumt auf allen Wegen. —
Die dunklen Tulpenbeete leuchten;
Und die Fontäne wirft den feuchten
Hellgoldnen Silberfunkenregen.

In leichter Hängematte liegend, —
Seh' ich — das Auge schönheitstrunken,
Ihr Lockenhaupt zurückgesunken,
Sich in die weichen Hände schmiegend

Mein Lieb — im Morgenduftgewande, —
Als sei sie selbst gewebt aus Sonne,
Ein Kind der Sommermorgenwonne —
Ein Wunderkind aus Sonnenlande.

Wenn ich mit lautem Gruß sie riefe,
Würd' jäh mein Traumgesicht zerschlagen. —
Fort schleich ich, es davon zu tragen
In meiner Seele blauen Tiefe. —

In mir wohnt Glut .....

In mir wohnt Glut, die aus der Hölle flammt! —
Ich weiß, daß ich verloren und verdammt.
Unstät und flüchtig schweift mein Geist umher. —
Und auf der Seele — eingekrallt — liegt schwer
Der gierige Vampyr: brünst'ge, kranke Sucht. —
Bin immer vor mir selber auf der Flucht. —
Führ' immer mit mir blutig heißen Streit
Und sieg' doch nie in alle Ewigkeit. —
Tief in mir fühlend der Verdammten Qualen,
Schau ich vergebens aus nach Hoffnungsstrahlen. —
— — — — — — — — — — — — —

Aus Kindertagen rauscht's oft zu mir her. —
Dann schaue ich ein blutig rollend Meer. —
Darüber schwebt: ans Kreuzesholz geschlagen
Der Mann, der aller Welten Weh getragen:
Im Dornenschmuck — die Stirne schmerzverloren. —
Gramvolle Augen sich in meine bohren,
Gramvollen Lippen Worte sich entrangen:
„Jahrhunderte bin ich dir nachgegangen, —
„Zu retten dich mit starken Liebesarmen. —
„Doch wolltst du nie an meiner Brust erwarmen.
„Ich wollte dich aus meinem Bronnen tränken
„Und dir das höchste Glück: — die Reinheit — schenken.

„Unsel'ger Frevler! Feind von allem Licht!
„Tief in dir trägst du Hölle und Gericht!
„Unsel'ger, den, der liebt die eignen Ketten,
„Kann selbst der Arm der Liebe nicht erretten!
„Und magst du tausend neue Formen suchen,
„Du wirst mich immer fliehen und verfluchen!"
— — — — — — — — — — — —
In mir wohnt Glut, die aus der Hölle flammt!
Ich weiß, daß ich verloren und verdammt. —

Warnung.

Versunkne Träume werden wach
Und fluten durch mein Schlafgemach.—
Ein Licht durch Purpurnebel blinkt —
Ein Mädchenhaupt mir nickt und winkt;
Und durch die dumpfe Stille drang
Ein Kinderwimmern — klagend bang. —
Ich hörte zitternd es verbeben:
Es klang wie Ahnungsgraun vorm Leben.

Vision.

Und wieder war aus totenstiller Nacht
Ich jäh erwacht; —
Sah grell und kalt den Mond durchs Fenster scheinen,
Und in den Lüften klang's wie Sturm und Weinen,
Und meine Seele klagte durch die Nacht.
— — — — — — — — — — — —
Die Nacht lag um mich dumpf und kirchhofstill. —
Nur gell und schrill
Klang meiner Seele Schrei: Warum, warum
Stießt ihr mich in des Lebens öde Nacht?
Ich komm' aus Blütenpracht,
Mein Leib war Sonne und mein Lied war Feuer!
Ich war ein scheuer,
Verträumter Fremdling in der Menschen Reich; —
Zu stolz und weich
Für eure schwieligen, beschmutzten Hände! —
Ich wollt' euch streuen reichen Liebes Spende,
Wollt' Sonnensehnsucht tief in euch entfachen! —
Was schrecktet ihr mich auf mit rohem Lachen?
Nun bin gesunken ich in Sünd' und Schmach; —
Und war doch voll vom lichten Sonnentag!
Was zerrtet ihr an meinen weißen Schwingen,
Bis ich in eurem Staube lag!
Was that ich euch, war euch zu rein mein Singen?
Daß ihr mich nieder zogt,
Mich um die Sehnsucht trogt,
Was that ich euch!?



Totentanz.

Novelle von Fritz Zilcken.

(Köln.)

(Fortsetzung.)

Sie stampfte mit dem Fuße und ballte ihre Hände zu Fäusten im Zorne über sich selbst, denn sie, sie selbst hatte durch ihr thörichtes Mitleid den Pater zum Mitwisser einer That gemacht, die dieser, uninteressiert wie er war, und in tölpelhafter Ehrlichkeit ausplaudern und an die Glocke hängen konnte. Zwar empfangen hatte jener seine Wissenschaft quasi sub sigillum confessionis. — Quasi, überlegte sie, denn ob der tote Doktor seine schwere Anschuldigung unter diese Bedingung hatte stellen wollen oder nicht, und ob der Pater die Sache so ansah oder nicht, das waren immerhin offene Fragen. Und dann hatte sie persönlich auch eine so geringe Meinung von der Verschwiegenheit und wußte so manches Beispiel von der Schwatzhaftigkeit der Priester, daß sie sich damit unmöglich beruhigen konnte. Auf alle Fälle mußte deshalb etwas geschehen, den Pater unschädlich zu machen. Das stand ihr fest. Und wenn solches geschehen konnte ohne die Hilfe und Mitwissenschaft des Oheims, so deuchte dieser Weg ihr der besonders empfehlenswerte, denn sie selbst kannte den Oheim zu gut, um ihm selbst für ihre eigene Person zu trauen. Anders aber bekam sie durch ihr Wissen gegen jenen eine Waffe in die Hand, die ihr gelegener Zeit vielleicht einmal willkommen war. In schnellem Tanze wirbelten alle diese Erwägungen durch ihre Seele und sie strengte ihren Verstand an, einen Ausweg zu finden, einen schnellen Entschluß zu fassen.

So grübelnd war sie an das schmale Fenster ihres Gemaches getreten und blickte in das Sträßlein hinaus. Da gewahrte sie einen jungen Herrn, der, von der Freien Straße kommend, eilig ihrem Hause zuschritt. Das war Junker Rudi von Arlesheim, ihr feuriger Anbeter und heimlicher Geliebter. Nicht so bald hatte sie ihn gesehen, als ein triumphierendes Lächeln ihr Antlitz überglitt. Ihr Entschluß war gefaßt. Mit einer schnellen Bewegung wandte sie sich und warf sich mit der Gebärde einer Verzweifelnden auf ein Polsterbett, ihr Antlitz in ihr Tuch und in die Kissen bergend.

Als dann wenig später der Junker, dem die alte Magd mit listigem Lächeln das Gemach ihrer Herrin geöffnet hatte, in dieses eintrat, da kam ihm ein so herzbrechendes Schluchzen entgegen, daß er erschrocken an der Schwelle stehen blieb. Dann aber schritt er rasch näher und legte seine Rechte sanft auf die Schulter der Weinenden.

„Madonna,“ sagte er leise.

Jählings fuhr Donna Giulia in die Höhe.

„Rühre mich nicht an,“ schrie sie und wich, die Hände wie zur Abwehr gegen ihn streckend, vor ihm zurück.

„Theuerste Donna,“ begann er wieder, sich ihr von neuem nähernd.

„Nein, nein,“ rief sie aber, „ich sage Dir ja, bleibe mir ferne. O, ich Unglückselige! Ich bin eine Entweihte, eine so tief, so grenzenlos tief Beleidigte, daß Du Dich verunehrst, wenn Du mich nur anrührest, ehe denn ich gerächt bin. — Ha, Rache, Rache!“

Plötzlich versiegten ihre Thränen, ihre Augen blitzten und ihre Finger zuckten, als ob sie etwas zerdrücke und zerreiße.

Dann duldete sie doch, daß jener sich zärtlich beschwichtigend neben sie setzte. Immer wieder von jämmerlichem Schluchzen oder den Ausbrüchen ihrer Wut unterbrochen, erzählte sie ihm das Märchen, das sie schnell ersonnen hatte. Ein Priester, den sie für einen einfältigen Mann Gottes gehalten, und den sie zu sich gebeten, um geistliche Zwiesprache mit ihm zu pflegen zur Auferbauung ihrer Seele, hatte ihr frommes Vertrauen so schmählich mißbraucht, daß er ihr einen Antrag gestellt, so schmachvoll, daß sie vor Scham sterben müsse, solle sie ihn wiederholen. Dieser Scheinheilige aber sei kein anderer, als dieser Pater Blasius vom Kloster Sanct Alban.

Der Junker, der durch ihren erheuchelten Schmerz und ihre große Erregung selbst in Wallung gekommen und ganz fortgerissen war, wurde nun doch fast stutzig.

„Dieser?“ fragte er, „Madonna, ist es kein Irrtum? Man verehrt ihn ja wirklich wie einen Heiligen und die Frauen küssen ihm den Saum seines Kleides.“

„Dieser Wolf im Schafkleide,“ aber rief sie, „der Schändliche! — Und Du, Rudi! O heilige Einfalt! Lebst Du deshalb in der Stadt des großen Konzils und bist ein Neffe des Bischofs, um nicht zu wissen, daß sie alle, Haupt wie Glieder, räudig sind und insgesamt nach dem Bocke riechen? — Aber Rache, Rache! — Du, Rudi, wirst mich rächen!“

Aufspringend riß sie ein Kästchen vom Simse und wühlte einen Dolch aus seinem Innern hervor.

„Da nimm, Rudi, nimm! Diesen Dienst mußt Du mir und unserer Liebe thun. — Und siehe, ich schwöre es,“ — feierlich erhob sie die Rechte zum Schwur, — „nicht eher werden meine Lippen mehr die Deinigen berühren, bis dieses Ungeheuer vertilgt ist vor dem Angesichte Gottes!“

Damit drückte sie ihm die Waffe in die Hand und drängte ihn, halb zärtlich, halb hastig, aus dem Gemache hinaus . . . .

Da stand nun der Junker mit dem Eisen, das in einer zierlichen Scheide von rotem Sammet steckte. Es war ein gefährliches Eisen, denn

seine Spitze war gesalbt und wessen Haut sie ritzte, daß nur ein winziges Tröpflein Blutes floß, der war des Todes. Das wußte der Junker zwar nicht und so hätte es ihm selbst leicht verhängnisvoll werden können, wenn er etwa die Spitze auf ihre Schärfe prüfte und sich nur ein weniges daran verletzte. Auch daran hatte Donna Giulia in weitgehender Erwägung gedacht und auch an die Wahrscheinlichkeit, daß solches geschehe. Da stand er und suchte sich klar zu werden über das, was von ihm verlangt wurde. Der Handel widerstrebte seiner Natur. Ein offenes Dreinschlagen wäre ihm genehm gewesen; das würde er mit Freuden und ohne das geringste Bedenken gethan haben. Das Denken war überhaupt seine Sache nicht. Darin war er etwas schwerfällig und konnte nicht wohl damit zurecht kommen. Und hier erst gar nicht, da er noch unter der Einwirkung dieser wilden Leidenschaftlichkeit stand, von deren Ausbruch er Zeuge gewesen und nicht minder auch unter der Wirkung der berückenden Schönheit Giulias, die sich ihm in seligen Stunden hingab als liebendes Weib und die zu verlieren ihm drohte, wenn er nicht that, was sie von ihm verlangte.

Wie unter einem eisernen Zwange und fremden Willen schlug er die Richtung nach dem Albankloster ein. Je näher er dem Ziele kam, je mehr beschleunigte er den Schritt, als wolle er dem heimlich sich immer wieder in ihm aufbäumenden Widerstreben entfliehen.

Es war jetzt Mittag. Die Sonne stand hoch und heiß am Himmel, die Mönche hielten Siesta und waren in ihren Zellen bis auf den einen, der allstündlich mit einem andern abwechselnd, den Dienst in der Kirche hatte, wo er in ewigem Gebete vor dem Altare kniete. Deshalb sah der Junker niemand, als er am Klosterkirchhofe vorüber und in den Vorhof trat. Als er aber in den Kreuzgang schritt, der ebenso still und leer dalag, gewahrte er zwischen den Säulen der alten Rundbogen hindurch im inneren Gärtchen, das die Brüder da angelegt hatten, den Tod, der da herumhantierte. Dieser hatte, als er mit dem Pater Blasius von seinem Ministrantengange zurückgekommen war, das Kloster nicht wieder verlassen. Er war erst aus der Sakristei in die Kirche gegangen. Dann war er in allen Gängen und Zellen des Klosters herumgewandelt, um die Gelegenheiten kennen zu lernen, für den Fall, daß ihn sein Geschäft einmal hierhin führe. Endlich war er in den Kreuzgang gekommen und in das Gärtchen getreten. Der Tod liebte die Blumen, und mit dem Spaten zu hantieren war nach gethaner Arbeit eine seiner liebsten Erholungen. Jetzt hatte er sich ein blutrotes Röslein abgebrochen, das er an langem Stiele zwischen die Zähne geklemmt hielt, so, daß es samt zwei grünen Blättlein über das spitze Knochenkinn herabhing und ihm ein freundliches, beinahe lustiges Aussehen gab. Er war gerade damit beschäftigt, eine üppig in Blüte stehende Staude

Clematis aufzubinden, die der Wind von dem stützenden Blumenstabe losgelöst hatte. Deshalb nahm der Junker ihn für einen Gärtner.

„He, Freund,“ rief er ihn an, „könnt Ihr mir sagen, wo ich den Pater Blasius finde?“

Der Tod blickte auf von seiner Arbeit und deutete über die Schulter nach der Kirche.

Dahin begab sich der Junker.

Der Tod aber folgte ihm auf dem Fuße und als der Junker nun hinter den Pater trat, der in frommem Gebete vor dem Altare kniete, da wies ihm der Tod, gefällig wie er war, und kundig in diesen Dingen, die Stelle, wohin jener stoßen solle.

Schnell war die That geschehen. Bis zum Hefte bohrte der Junker das scharfe Eisen dem Pater zwischen den Schultern in den Rücken, daß dieser jählings vornüber auf die Fliesen des Chores stürzte.

Ohne Besinnen wandte der Mörder sich dann zur Flucht und enteilte ins Freie. Grausen saß ihm im Nacken und eine plötzliche Angst peitschte ihn, denn, wie er auch eilte, immerfort vernahm er neben sich den Tritt eines andern, der gleichen Schritt mit ihm hielt. Das war der Tod, der ihm auf dem Fuße folgte und ihn zurückbegleitete nach dem Hause, wo die That ersonnen war.

Hier aber erwies es sich, daß Donna Giulia nicht daheim war. Sie sei hinübergegangen zu Excellentia, dem Ohm Doktor, berichtete die Magd, der heute noch verreisen wolle, da Majestät der deutsche König, dessen Minister er ja sei, ihn gerufen habe. Unten in der Herberge zum Storchen am Fischmarkte liege ein ganzes Fähnlein Gewaffneter, die ihn über den Rhein und weiter durch Schwaben bis nach Wien geleiten sollten. Das sei wohl weit, meinte sie, und noch weiter denn bis Siena, von wo sie selbst hergekommen sei über die ungeheuren Berge, — am Ende gar so weit denn bis Rom. —

Noch vieles anderes hätte die Geschwätzige gesagt, aber der Junker hörte nicht auf sie. Ohne ein Wort zu erwidern, drehte er sich um, verließ das Haus und stieg die Stufen hinan, die zum Münsterplatze führten. Hier trat er in das ihm bekannte Haus des Piccolomini und, da er niemand im Flure fand, stieg er die Treppe hinauf in den ersten Stock, wo er die Wohnung des Oheims seiner Geliebten wußte. Der Tod aber, der mit ihm gekommen war, begab sich durch die hintere Thür des Erdgeschosses in das Gärtchen, das hier auf schmaler Terrasse hoch über dem Rheine lag.

Es war ein zierliches Gärtchen, das in kleinen Verhältnissen ein Stück italischen Landes täuschte. Dunkler Buchs und Lorbeer, schlanke Cypressen und feuerrotblühende Granatbüsche wuchsen darin, sogar, in Kübeln in die

Erde gepflanzt, daß sie eine Überwinterung an wärmerem Orte gestatteten, ein paar fruchttragende Sinaapfelbäume; diese waren damals selbst in Italien noch selten, wohin venetianische und genuesische Seefahrer sie aus südlicheren Ländern gebracht hatten. Ein plätschernder Brunnen verbreitete eine angenehme Kühle und ein marmorenes Bildwerk diente zur künstlerischen Ausschmückung des lieblichen Aufenthaltes. Dieses erregte die Teilnahme des Todes ganz besonders. Es war eine gute römische Antike, die jüngst in den Trümmerfeldern des nahen Augusta Rauracorum ausgegraben worden. Von da war sie hierher gekommen. Sie stellte einen Mann in faltenreichem Gewande mit verhülltem Hinterhaupte dar, der in der einen Hand eine Sichel trug. Kaum, daß der Tod dieses Bild gesehen, so erkannte er darin seinen heidnischen Vetter Saturnus, der mit seiner Gemahlin Ops, die als hilfreiche Mutter der neugeborenen Kinder galt, der Gott der Fruchtbarkeit war. Der Tod hatte seine helle Freude an dem künstlerischen Werke und betrachtete es mit Kennermiene von allen Seiten. Dann nickte er dem Vetter freundlich zu, denn er stand auf gutem Fuße mit seiner Verwandtschaft, mit der er in ewigem Wechsel von Werden und Vergehen den Kreislauf der Dinge wob, der alles, was ist, in seinem Banne hält; noch niemals, so lange die Welt steht, war es zwischen ihnen zum kleinsten Familienzwiste gekommen.

Nachdem der Tod das alles beäugt und betrachtet und auch hier alle Gelegenheit erkundet hatte, setzte er sich auf das Mäuerchen, das nach der Rheinseite jäh und tief in den unten treibenden Fluß hinabreichte. Da saß er und wartete und schlenkerte in behaglichem Nichtsthun mit seinen langen Beinen. Dabei blickte er hinab in den Strom und hinüber zu den blauen Bergen jenseits der minderen Stadt, wie man den rechtsuferigen Teil von Basel nannte, und auf die lange Brücke, die die beiden Stadtteile mit einander verband. Da drängten und stauten sich oft die Menschen in Knäueln, denn alles war auf den Beinen und war in großer Unruhe und lief hin und her und begriff nicht, warum der Dauphin mit seinem Heere immer noch thatlos hinten in seinem Lager an der Birs verharrte und nicht das Rennen gegen die Stadt beginne, das man doch sicher erwartet hatte nach den Ereignissen des gestrigen Tages. Und seltsam, wie die Menschen sind, das, was man am Morgen gefürchtet, das konnte man jetzt kaum abwarten. Der Tod aber lächelte dazu. Er allein wußte, weshalb es nicht geschah. Das war, weil er sich einmal einen guten Tag machen wollte. Auch war er den Baselern nicht übel gewogen, denn sie hielten etwas von ihm und anerkannten seine Macht und sein Ansehen, zumal seit dem großen Sterben, das hundert Jahre früher in ihrem Weichbilde heerte, wasmaßen ihre Maler ihn später nicht wenig berühmt ge-

macht haben. Deshalb hätte er ihnen gern eine Gutthat erwiesen und er überlegte, wie er ein neues Blutvergießen und ödes Massenmorden von ihnen wenden könne.

So sinnierte er. Dann bemerkte er drüben am andern Ufer einen Mann, der da ziellos herumstrolchte. Den kannte er wohl. Es war ein armer Tropf, der seine Sinne nicht ganz beieinander hatte. Drüben in den Langen Erlen bei der Wiese hauste er in einer Lehmhütte, die halb in der Erde steckte und nicht viel besser war, als die gegrabene Höhle eines Tieres. Erst vor wenigen Tagen hatte der Tod ihm die Frau und seine zwei Kinder geholt; eines davon hatte einen Wasserkopf, das andere war taub und stumm. Die Frau aber war immer siech gewesen. So verkamen sie alle miteinander im Elend. Da hatte der Tod sich ihrer endlich erbarmt, um sie von dem Jammer zu erlösen. Jetzt aber verwunderte er sich baß, daß der Mann selbst noch am Leben und nicht bereits ohne ihn Hungers gestorben, denn er wußte, daß jener nicht eine Krume Brot mehr im Hause hatte. Der Hunger mochte ihn wohl auch aus seiner Hütte herausgetrieben haben, daß er jetzt an dem steinigen Ufer herumlungerte, wo einige Fischernachen mit Netzen am Lande lagen. Und nicht lange dauerte es, da stieg er in eines der Dreiborde, das an seiner schwarz und weißen Bemalung als Eigentum des Rates erkenntlich war. Damit fuhr er ein kleines Stückchen in den Strom hinein; dann machte er sich mit den Netzen zu schaffen.

„Aha," dachte der Tod, der ihn nicht aus den Augen verlor, „er will sich ein Gericht Fische für das Abendessen fangen."

Und richtig, es dauerte nicht lange, da warf jener das Senknetz aus. Er wartete ein Weilchen, dann zog er es vorsichtig auf. Aber das Netz war leer. Noch zweimal, dreimal wiederholte er die nämliche Hantierung, aber immer mit demselben Erfolge; nur ein paar Steine hatte er einmal gefischt, die Löcher in das Netz rissen . . . .

Unterdessen hatte der Junker oben an einer Thür angeklopft. Was er hier sollte, das wußte er eigentlich selbst nicht; vor dem Oheim seiner Geliebten aber hatte er immer eine heimliche Scheu gehabt, die aus Ehrfurcht vor dessen unbändiger Gelehrsamkeit und aus einer hieraus entspringenden gewissen wirklichen Furcht gemischt war, denn im Geheimen hielt er jenen der Zauberei für kundig. Da ihm dieses gerade einfiel, so wurde das Klopfen etwas zaghaft. Als aber ein Ruf von innen, auf den er ein Weilchen wartete, nicht erfolgte, öffnete er behutsam die Thür.

Ein überraschender Anblick bot sich ihm dar. Auf dem Polsterbett an der Rückwand des Gemaches saß der Piccolomini und hielt seine Nichte auf dem Schoße. Zärtlich hatte sie mit ihren Armen seinen Nacken umschlungen und küßte ihn gerade auf den Mund. Aeneas Sylvius und

Donna Giulia schickten sich zur Letze vor der langen Trennung, die ihnen bevorstand.

Wie angewurzelt stand der Junker. Ein rauher Ton entgurgelte sich seiner Brust.

„Teufelin!" schrie er und stürzte mit krampfenden Händen auf die beiden an.

Aber ehe er noch um den großen Schreibtisch herum gekommen war, der zwischen ihm und jenen stand, war der Piccolomini aufgesprungen. Seinen langen, schwarzen Talar schlug er um das Weib, das darin verschwand wie in einer dunklen Wolke. Dann knarrte etwas leise. Das Getäfel der Wand schob sich auseinander und schloß sich wieder. Blitzschnell. Und als der Junker vor dem Pfühle stand, war dieser leer. Wie ein Spuk war, was er gesehen, vor seinen Augen verschwunden und er befand sich allein in dem Gemache.

Entsetzen und Grausen packten den Junker; es ward ihm zur Gewißheit, daß der Piccolomini mit dem Bösen im Bunde war und über übernatürliche Kräfte Gewalt hatte. In Hast entfloh er der Stätte. Unten an der Treppe aber verfehlte er den Weg und statt auf die Straße, flüchtete er hinaus in das Gärtchen und bis hart an die Mauer, die nach dem Rheine hinabfällt.

Da saß noch immer der Tod und wartete.

Als der den anderen da stehen sah, brennenden Schmerz im Herzen, wilde Verzweiflung in der Seele, da erbarmte er sich seiner. Leise trat er neben ihn und legte ihm liebreich seinen Knochenarm um den Nacken.

„Was quälst Du Dich noch mit dem bißchen Leben," raunte er ihm zu, „das Dir doch zerbrochen und vergällt ist. Blutschuld hast Du auf Dich geladen, Sacrilegium, und keine frohe Stunde mehr wirst Du haben. Wirf es von Dir wie einen Bettel, der Dir zur Last ist, und komme zu mir, der ich doch Deine einzige Zuflucht bin. — Siehe, wie kühl unten die Welle fließt. Auf, thue den Sprung und lege Deinen heißen Schmerz an ihre verschwiegene, treue Brust!"

Und der Junker that ihn. Im Nu war es geschehen und die Welle schlug klatschend über ihn zusammen.

(Schluß folgt.)



Deutsche Lyrik.

Vom „Handlanger“ Bismarck.

Geschrieben 28. März 1897 nach dem Kaiserwort.

Viel Thränen düngen die deutsche Erd',
Drum blüht sie täglich herrlicher,
reiner.
Millionen fielen für Weib und Herd —
Handlanger war da keiner!
Nicht einer der hunderttausend Mann,
Die lagen in Welschland mit seligem Blute.
Wofür, wofür? .. Denk' ich daran,
Wird bitterweh mir zu Mute.

Handlanger Bismarck,
ich grüße Dich!
Du hast eine grobe Pommerhand.

Denn wenn sie über Europa strich,
Da zitterten Szepter und Land.
Die grobe Hand am rechten Ort,
Die schlug in Trümmer den welschen
Thron,
Die fand den verlorenen Siegfriedshort:
Die güldene Kaiserkron!

O käm ein Handlanger so wie Du! —

Silentium, habt Ihr die Gläser bereit?
Merk auf, Du Alter von Friedrichsruh,
Ganz Deutschland thut Dir Bescheid!

Bismarck ist tot.

30. Juli.

Ich les' es stumm, und weiß doch nicht mehr wo,
Denn auf die Zeitung sinken schlaff die Hände. —
Die Jungen auf der Gasse schreien so,
Heut' thut mir's weh, dies Lärmen ohne Ende.

Da, lest! — Welch Ringen um das bißchen Gruft!
Vor Jammer will das Herz sich einem spalten. —
Die Arme streck' ich aus in leere Luft,
Um irgendwo mich hilflos festzuhalten.

Und so wie Kinder thun, die furchtsam sind,
Wenn sie im Donner Gott zu hören meinen,
— Ich bin ein Kind, ganz Deutschland ist ein Kind —
Lehnt eure Stirnen an, um laut zu weinen!

Z. Zt. Dahrn, Südtirol, 2. August 1898. Ludwig Jacobowski.

Gedichte.

I.

Am Abend.

Stille und Frieden
Decket hienieden
Schlafende Wälder,
Schlummernde Felder.

Mondenschein leuchtet,
Leise wehn Träume,
Abendtau feuchtet
Blumen und Bäume.

Und in der Ferne
Glänzen die Sterne,
Tröstende, milde
Himmelsgebilde.

Und auf der Nächte
Heimliches Weben,
Höherer Mächte
Dunkeles Leben

Lausche ich immer —
Und hör' doch nimmer,
Wo sie entsprungen,
Wo sie verklungen.

Ach, und mein Herze —
Daß ich es fühle! —
Kommt, mir zum Schmerze,
Nimmer zum Ziele.



II.

Am Sterbebett.

Nun bist Du müde, willst zur Ruhe gehn
Nach hoffnungslosen, schmerzensbangen Tagen,
Sprichst lächelnd von dem schönen Wiedersehn,
Und doch erstickt das Wort in heißen Klagen.

Du gehst zur Ruhe, — meine Ruh' ist hin,
Die Ruhe, die bei Dir nur Ruh gewesen!
Jetzt bring' ich nimmer, nimmer aus dem Sinn,
Was ich in Deinem letzten Blick gelesen.

Berlin. Anni Homann.*)

Ich.

Gleich dem Bussard und der Drossel
hause ich im Fichtenwalde.
Möglichst meide ich wie diese
schales Menschenungezieser.

Mürrisch bin ich ein Geselle
wie der braune Bussard, doch ich
singe immer wieder Lieder
wie die frühlingsfrohe Drossel.

Partenstein. Hugo Vogt.

*) Geb. den 7. November 1881, gest. den 13. Januar 1898.



Ibsen und das Burgtheater.

Von Baronesse Falke.

(Wien.)

Es hat lange gedauert, bis die beiden Größen zusammenkamen. Sie haben sich von der Ferne gemessen, in scheuer, zögernder Zurückhaltung die Kräfte verglichen, fühlend, daß sie zu einander gehören und doch mißtrauisch sich meidend.

Lange nachdem der Eisbär des Nordens schon überall siegreich durchgedrungen, nachdem er hier selbst an anderer Stätte mit schwankendem Erfolg eingeführt war, existierte er für die Wiener noch nicht, denn für die Wiener wird — oder wurde der Dramatiker erst im Burgtheater geboren. Und das Burgtheater wollte nicht — oder wagte nicht. Sehr kluge und verständnisvolle Leute haben gesagt: Ibsen ist nicht für Wien. Er ist uns zu kalt, zu nüchtern. Er arbeitet nur mit dem Kopf und der Wiener muß was fürs Herz haben.

Wir sind die kalten, klaren Striche nicht gewohnt, die großen Probleme, wo man Schritt für Schritt mitgehen muß, um endlich in die tiefste Meinung zu gelangen und nichts da ist, das mit fortreißt und mühelos stromab trägt, wie laues Flußwasser. Was aussieht wie ein Rechenexempel, das schieben wir gerne mit einem Scherz bei Seite, ohne die Größe darin zu suchen, die uns schwindeln machen würde vor Staunen und Ehrfurcht. Unsere Philosophen der Bühne, Grillparzer, Raimund, Nestroy — denn auch dieser gehört hierher — sind alle im allegorischen Gewand gekommen, vielleicht aus kluger Berechnung, vielleicht weil sie selber Wiener waren und den Drang nach dem Gleichnis statt dem Beispiel in sich trugen. Sie alle waren erfüllt von tiefen, rätselvollen Gedanken, die sie aussprechen mußten, aber sie wußten, oder ahnten, daß wenige diese Gedanken ergründen wollen und daß diese ein buntes Kleid anlegen und Sprünge machen müssen, um die Leute zu amüsieren, denen der Kern gleichgültig ist.

So verbargen sie ihre leidvolle Weisheit in bunte Flitter. Grillparzer hüllte seinen Grüblergeist in die hohe Tragödie, so daß die Menge das letzte Wort gesprochen zu haben glaubte, indem sie den großen Dichter pries, lange, ehe einer entdeckte, daß da ein großer Denker sprach. Raimund, der Unglückliche, Wahnsinngeweihte, dessen gequältes, zerrissenes Gemüt, ein Abgrund von Selbstqual und finsterer Verlorenheit sich in seinen Briefen ausspricht, schrieb seine tiefsinnigen, bedeutsamen Allegorien, in denen es sprudelt und zischt im Wasserfall mannigfaltiger Gedanken, jeder ein Samenkorn zu Weltproblemen und daneben eine närrische, kindliche Lustig-

keit, der gar nicht zu widerstehen ist. Da schüttelten sich die Leute vor Lachen, unterhielten sich königlich und nahmen Raimund für einen Humoristen. Endlich Nestroy, der essigscharfe, höhnische Menschenverächter, der die tollsten Narrheiten schrieb, sie in tollster Narrheit spielte und ein ingrimmiges Vergnügen darin fand, die Herde zu verhöhnen, die glaubte, er wolle sie nur belustigen. Vielleicht war er der Gründer der Reihe großer Komiker, mit dem bittern, giftigen Gemüt, die alle die Menschen verachten, aber keinen mehr als den, der da unten sitzt, ihren Grimassen und Mätzchen zujauchzt und sich vor Entzücken nicht zu fassen weiß.

So sind die Denker bisher auf der Wiener Bühne erschienen, bis zu Anzengruber herab, der sich das Bauerngewand wählte, um seine Menschheitsfragen unmerklich seinen Landsleuten einschmuggeln zu können. Immer war etwas außer dem Inhalt da, eine bergende Hülle, niemals sah sich der Wiener gezwungen, zuzugeben, daß es sich hier nicht um ein Spiel, sondern wirklich um Gedanken handelt. Wo diese gar zu unbequem hervortraten, wie bei Friedrich Hebbel, ließ er unumwunden seine Abneigung merken.

Nun trat die Frage, Ibsen aufzuführen, an die Direktoren des Burgtheaters heran — ein früherer, rasch vergessener Versuch zählt eigentlich nicht mit. Sie betrachteten die Sache von allen Seiten, bedachten die Situation und ihre Forderungen und kamen immer wieder zu dem Schluß: Ibsen ist nicht für Wien.

Sie waren kluge Leute, die ihr Metier kannten, sie sahen sich die einzelnen Stoffe einzeln an, meinten, das könne keine Mischung geben, weil die Elemente sich nicht verbinden würden und ließen das Experiment sein.

Endlich fiel einem ein, daß vor Ibsen, dem Grübler, noch ein Dramatiker da war, der auch allegorisch sein konnte, daß es mit diesem zu wagen wäre, und nach langem, schwerem Entschlusse wurden die „Kronprätendenten“ zur Aufführung bestimmt. Damit war die Sache für eine Weile erledigt, die Besetzung bot große Schwierigkeiten und Streitigkeiten und es wurde wieder still über dem Projekt, welches das Gefühl einer kaum zu umgehenden Anstandspflicht, der Abneigung gegen das angewohnte, abgerungen hatte.

Auf einmal kam eine von jeder Vorkenntnis unberührte Hand ans Ruder, die warf nun alles durcheinander, zertrümmerte die kostbarsten Phiolen, übergoß alles mit wertlosen Tränklein und wütete seelenvergnügt in der alten Ordnung umher, wie Kinder ihre Freude daran haben, alles auf den Kopf zu stellen. In diesem wüsten Durcheinander berührten sich zufällig die immer ängstlich geschiedenen Stoffe und was der Verstand der Verständigen nicht sah, führte hier ein Ungefähr planlosen Herumtappens herbei. Ibsen kam aufs Burgtheater.

Die „Kronprätendenten“ sollten unter den Augen des Dichters diesen so recht eigentlich erst den Wienern vorstellen, doch zogen sich die Vorbereitungen in die Länge und es ging als Herold „Der Volksfeind“ voran, der mit Sonnenthals hinreißendem Dr. Stockmann einen Schlages das Feld eroberte. Die „Kronprätendenten“, durch die Anwesenheit des Dichters noch verklärt, fanden eine enthusiastische Aufnahme, wie sie an dieser Stelle wenigen geboten wird. Die Aufführung, trotz der falschen Besetzung aller weiblichen Rollen, bis auf die wundervolle Ingeborg der Frau Hartmann, trotz der absoluten Unzulänglichkeit des Königs, eine Großthat des Burgtheaters, brachte die gewaltige Schönheit des grandiosen Werkes zu vollster Wirkung und damals wurde von einem der ersten Kritiker das schöne Wort gefunden, von „Ibsen Shakespeareson“. Selten hat das Burgtheater solche Beifallsstürme erlebt, wie an diesem Abend, wenn endlich, nach langem Zögern, der weiße buschige Kopf an der Seitenspalte des Vorhangs sichtbar wurde und mit einem zagenden Schritt nach vor, mit einer Handbewegung, als wollte er sich an den Vorhang festklammern, der „Eisbär“ sich rasch und unbehaglich dem Publikum dankend zeigte. Es war ein so gewinnender Gegensatz, das erschütternde Riesenwerk und der scheue Autor, der sich nur widerwillig der Sitte fügte, selbst vors Publikum zu treten, daß dieses zu immer neuem Enthusiasmus hingerissen wurde, und mir trat plötzlich das herrliche Alpennest Gossensaß vor die Erinnerung und ein Gespräch über diesen bevorstehenden Abend, in welchem der Dichter da oben die Bemerkung, er werde natürlich anläßlich seines Einzuges ins Burgtheater nach Wien kommen, erst mit Ausflüchten beantwortete und endlich in seinem lieben fremdartigen Deutsch ganz hilflos ausrief: „Aber ich kann doch nicht kommen, wenn mein Stück aufgeführt wird, das sieht ja aus, als ob ich mich feiern lassen wollte!“ Mir scheint, in diesem Ausspruch liegt ein Schlüssel zu dem Menschen in Ibsen, wie man ihn nicht in seinen unerbittlichen Werken und nicht bei seinen Kommentatoren findet.

Die beiden Dramen blieben auf dem Repertoire, es gesellte sich noch das „Fest auf Solhang“ dazu, das an der verfehlten Besetzung scheiterte und schnell wieder verschwand, aber es dauerte noch lange, bis der neue, der wahre Ibsen kam — der „Volksfeind“ ist so dramatisch wirksam, daß er immer noch über die Tiefe seines Gehaltes wegtäuscht. Erst als Mitterwurzer erschien und, ein Meteor, für kurze Zeit alles um sich her verdrängte und verdunkelte, da erst öffnete sich das Burgtheater wirklich dem nordischen Grübler. Mitterwurzer wollte Ibsen spielen und das Mitterwurzer-Theater — wie es eine Weile hieß — mußte Ibsen aufführen.

Zuerst kamen „Die Stützen der Gesellschaft“, in einer sehr ungenügenden

Aufführung. Das Verwüstungssystem war schon ziemlich weit vorgedrungen, es machte sich eine Lockerung des Ensembles fühlbar, welche das alte Burgtheater, die stolze alte Kultur kaum mehr erkennen ließ, die Rollen des Johann und der Dina waren gänzlich verpfuscht, nirgends eine Einheit, nirgends eine Verschmelzung der Darstellung. Trotzdem gefiel das Stück, wenn auch weniger als im Volkstheater, wo mit bescheideneren Mitteln einheitlicher gespielt worden war, selbst Mitterwurzers Leistung war dort abgerundeter und innerlicher erschienen. Dem folgte das große Wagnis, „Klein Eyolf", das ein wahres Wutgeheul der Wiener Philister hervorrief. Die wundervolle Tragödie zu großer Liebe fand gar kein Verständnis, als bei den wenigen Eingeweihten, auf welche die große Kunst der Lebenden ja wohl überall beschränkt ist. Sie schrien über albernes, verworrenes Zeug, machten die geschmackvollsten Witze über die menschliche Verantwortung und ärgerten sich, wie die Kinder, wenn sie etwas Glänzendes herabreißen wollen und es hängt zu hoch. Die Kritik hielt zum Dichter, aber nicht immer ganz tapfer und nicht immer aufrichtig. Man drückte sich um das Werk herum und warf sich auf die Aufführung, um dort das Lob zu vergeuden, das man dem Dichter schuldig geblieben war. Man sang Lobeshymnen ohne Ende auf die großartige Kunst Mitterwurzers und der Sandrock, die über die Bühnenunwirksamkeit des Stückes wegtrug, die diesen zerflatternden, marklosen unnatürlichen Gestalten Fleisch und Blut einhauchte. Der Enthusiasmus überschlug sich förmlich vor Mitterwurzers Leistung in einem so lebensunfähigen Stück — dabei war dieser Große nie so hilflos klein gewesen, hat nie einen Charakter so ohne alles Verständnis zerrissen und verkrüppelt, wie diesen Alfred Allmers, mit dem er durchaus nichts anzufangen wußte. Den ersten Akt, mit den tausend zarten, tiefbewegten Regungen in der Seele dieses Mannes, spielte er durchgehends mit den Händen in den Hosentaschen, im Tone eines erwachsenen Menschen, der eine Schullektion herableiert. Die Sandrock, welche in Beziehung auf die „verzehrende Schönheit" an die Phantasie des Publikums etwas starke Anforderungen stellte, ließ ebenso die unverstandene Pracht des ersten Aktes gänzlich fallen und erhob sich erst in den folgenden Scenen zu einer schlichten Tragik, wie sie an dieser Stelle noch nicht oft gesehen worden war. Über dem unberechtigten Lob dieser beiden vergaß die Kritik die schuldige Anerkennung der zarten Asta der Hohenfels, die in ihrer reichen Galerie herrlicher Gestalten kaum eine Innigere, Süßere hat. Was an Schönheit, an Innerlichkeit und Seele in diesem Mädchen liegt, holte sie mühelos heraus und streute es als einen Blumenteppich um sich her, echte Künstlergabe ersten Ranges, in welche ihre schmale, blonde Weiblichkeit mit den knappen, etwas eckigen Gesten und der gebrochenen Stimme hinein-

paßte, wie wenn der Rahmen für sie gemacht wäre und nicht sie sich den Dimensionen anzupassen hätte.

Von der Campagne des „Klein Eyolf“ mußte man sich zwei Jahre erholen, bis wieder so viel Mut gesammelt war, ein neues Experiment zu wagen. Diesmal fast das Bedenklichste — die „Wildente“. Mitterwurzer wollte diese seine Lieblingsrolle seinem Repertoire als Beherrscher des Burgtheaters einverleiben und mit Zittern und Zagen beugte man sich dem schrecklichen Willen. Es war dasselbe Ereignis wie vor zwei Jahren, nur milder in der Gegnerschaft, weil man vorbereitet war und stärker in dem künstlerischen Erfolg. Derselbe wütende Enthusiasmus über die künstlerische Leistung, dieselbe verlegene Achtung der Kritik und dieselbe grimmige Empörung der Herde, die sich nun statt der „menschlichen Verantwortung“ auf die „ideale Forderung“ stürzte — von deren Vorhandensein sie bisher nie etwas bemerkt hat.

Man hat vielfach Hjalmar Ekdal für Mitterwurzers beste Rolle erklärt. Das heißt seiner genialen Unerschöpflichkeit unrecht thun, er hat viele vollendetere gehabt. Er hat es verstanden, wie vielleicht keiner, den Goethe'schen Satz: „Wo Ihr es packt, da ist es interessant“, ins Schauspielerische zu übersetzen; was er anpackte, das wurde interessant, so war auch sein Hjalmar. Aber selten ist er bis auf den allertiefsten, versteckten Grund einer Dichtung gelangt und das letzte Wort zur Lösung dieses erstaunlichen Charakters hat ihm auch gefehlt. Er spielte ihn meisterhaft, aber er machte ihn zur Karikatur und das hat der Dichter nicht beabsichtigt. Der Mensch ist ganz ehrlich in seiner Unverständlichkeit, Trägheit und Selbstsucht, er hat keine Ahnung, daß er ein ganz inhaltsloses, wertloses Drohnenleben repräsentiert und was er sagt, das glaubt er. Er ist keine komische Figur, sondern eine Satire und die bringt man nicht mit Komikerkniffen zum Ausdruck. Was komisch an ihm ist, muß unwillkürlich sein, dafür war Mitterwurzer nie eingenommen. Trotz der überwiegenden Gegenansicht kann man wohl behaupten, er war überhaupt kein Ibsenspieler. Durch sein selbstherrliches Gottesgnadentum hat er die Rollen an sich gerissen, sie dem leise murrenden Zuseher aufgezwungen und dieser schob dann was ihm nicht gefiel, auf den Dichter. Eigentlich aber lagen seiner Natur mit dem frohgemuten, überschäumenden Temperamente diese scheuen, grüblerischen, trüben Charaktere durchaus ferne, er hat sie mit der Riesenkraft seines Könnens unterworfen — in sich aufgenommen hat er sie nie.

Ich glaube es giebt überhaupt nur einen Schauspieler deutscher Zunge, der Ibsen zu spielen nicht nur berufen, sondern auserwählt ist — und diesen habe ich nie in einer Ibsenrolle gesehen. Ich meine Emanuel Reicher.

Bei jeder Ibsen-Gestalt steht Reicher vor mir, ich höre die Worte von seiner Stimme, in seiner Art ausgesprochen und dann scheint es mir, das sei dasjenige, so hat sich's der Dichter gedacht. Er hat dieses unbewußt Leidvolle in seiner Haltung, in seinen Zügen und Gesten, er hat die erschütternde Nüchternheit, die ganz alltäglich aussieht und doch immer zittert, von einer verhaltenen Tragik und er hat — nicht zu viel Temperament. Auch ihm ist diese Fähigkeit zu eigen, alles, oder das meiste interessant zu machen, aber nicht, indem er darüber herfällt und es durcheinanderschüttelt. Er schiebt sich ganz still und sachte hinein, hebt es langsam mit seinen Händen, mit der klaren, scharfen Aussprache seiner vollentwickelten Stimme immer weiter empor, bis es dasteht in einer Höhe, von der man früher keine Ahnung hatte. Und gerade das wird für die kranken, traurigen Helden Ibsens wohl das richtige sein.

Mitterwurzer ist tot, ein furchtbarer, schmerzlicher Verlust für seine neue Heimat, die er kaum mehr verlassen hätte, fing er doch an, sich ihr anzupassen, seine Virtuosenunsitten abzustreifen und einen neuen Aufschwung zu nehmen, dessen erreichbare Höhe nie mehr ermessen werden kann. Mit ihm war der dominierende Vertreter Ibsens verschwunden. Man sprach von Hartmann als Hjalmar — eine Idee von verblüffender Richtigkeit, was die Anlagen anbetrifft, die aber durch den Weg, auf den diese gedrängt wurden, schwerlich zu einem Erfolg werden dürfte — vielleicht wird es geschehen, vielleicht auch nicht. Der fulminante Mißerfolg Hartmanns in der für ihn ganz unmöglichen Rolle des Meisters Heinrich, wodurch eine planlose Direktion die „Versunkene Glocke" um ihren Bühnenerfolg brachte, mochte dieser vor dem Versuche bange machen. Denn wenn man einen Schauspieler mit einer Rolle blamiert hat, von der jedes Kind voraus wußte, daß er sie nicht spielen könne, wagt man natürlich nie, ihn mit einem hoffnungsvollen Experiment wieder herauszureißen.

Nach dem Tode Mitterwurzers schienen die Beziehungen zwischen den beiden Größen jedenfalls abgerissen, denen die Hochburg deutscher Schauspielkunst eine Reihe glänzender Vorstellungen verdankte. Die „Wildente" gehörte zu dem besten, was das Burgtheater in den letzten Jahren geboten hat, obwohl man zum drittenmale denselben Schauspieler die Träger der idealen Idee der Ibsenwerke lächerlich machen und aus dem Gregers Werle eine höchst langweilige, ärgerliche Karikatur gestalten ließ. Der Dichter aber ist erst durch diese Verbindung den Wienern so eigentlich vorgestellt worden und wenn diese ihn auch selten durchdringen und nicht immer nach ihrem Geschmack finden — sie kennen ihn doch jetzt und das ist der erste Schritt zur Schätzung.

Der einschneidende Wechsel in der Leitung des Burgtheaters verändert

die nächsten Zukunftsaussichten bedeutend und es ist anzunehmen, daß Ibsen in dem Repertoire einen hervorragenden Platz einnehmen wird. Die erste That des „neuen Mannes" war ja gleich die Aufführung des „Baumeister Solneß", mit einer Besetzung, welche der Fähigkeit des jungen Direktors, die rechten Leute für den rechten Platz zu finden, das glänzendste Zeugnis ausstellte. Das große Wagnis — vielleicht ist dies das befremdlichste und am schwersten aufzunehmende Stück Ibsens — muß denn auch als gelungen bezeichnet werden. Der weihevolle Ernst, der von den Darstellern ausging, pflanzte sich auf die Zuschauer fort und wenn sie auch nicht ganz mitgingen, so standen sie doch respektvoll an der Seite.

Ob wir „John Gabriel Borkmann" über das Burgtheater gehen sehen werden, ist fraglich. Es ist schwer zu besetzen und jedenfalls nur ein litterarischer Erfolg — für diese ist bisher nur der unlitterarische Mitterwurzer eingetreten. Aber gerade in dieser Richtung kann ja jetzt viel Unerwartetes wahr werden und vielleicht wird die neue Leitung es zu Stande bringen, daß das Burgtheater die Wiener den großen Dichter, den sie einstweilen ein wenig kennen, auch lieben lehrt — die Wiener in ihrer Allgemeinheit, nicht nur die kleine Schar der „Andern", die ihn schon lange, Schritt für Schritt, mit ehrfürchtiger Liebe verfolgt und verehrt.

Es wäre ein Ziel, das wohl der Mühe lohnte.

Von Hamburger Kunst.

Im Herbst vorigen Jahres erging aus der Redaktion einer neuen Hamburger Zeitung an eine ganze Reihe angesehener Schriftsteller ein vielverheißend Rund-Schreiben, des Inhalts: man wolle den Versuch machen, aktuelle kunstpolitische Themata in Leitartikeln aus ersten Federn nach dem Vorbilde französischer Großblätter (wie z. B. des „Figaro" u. a.) auch über dem Striche, am Kopf des Blattes, zu bringen, und erbitte sich hierzu gegebenen Falls je nach Laune und Anlaß die geschätzte Mitarbeit. Das klang sehr hoch nach etwas, und es war in der That eine Lust, dieses Schriftstück auslaufen lassen zu dürfen. Allein, da es zum Klappen bezügl. des eigentlichen Nervus rerum der Sache kam und man die in solchem Falle durchaus berechtigten Honorarforderungen der eingeladenen angesehenen Schriftsteller erst ein wenig näher kennen lernte, da wich man überaus tapfer hübsch zurück und das Ganze verpuffte wieder — die Sache verlief sich so etwa, wie der bekannte Sandhase beim Kegelschieben. Und doch hätte gerade dieses Blatt bei richtiger Erkenntnis der Sachlage und schneidiger Wahrnehmung der gegebenen günstigen Konjunktur seinen eigentlichen Beruf darin suchen müssen, mit der Zeit sich zu einer Sammelstätte für alle dort neu sich regenden, frischtreibenden Ideen zu machen; hätte es eine ganz besonders dankbare Aufgabe darin finden können — da es sich seine Abonnenten doch erst zu gewinnen, seinen eigentlichen Leserkreis erst noch zu schaffen und zu erziehen hatte — in solchen

neuzeitlichen Dingen mit einer energischen Initiative beherzt voranzugehen, welche sich die alteingebürgerten Hamburger Blätter mit ihrem älteren, von Natur aus konservativen Stammpublikum nun einmal doch nicht mehr leisten konnten!

Es war dasselbe Blatt, das den Schreiber dieses kurz zuvor aus Dresden feierlichst zur „Feuilleton-Oberleitung“ berufen hatte — mit allerlei hochtrabenden Versprechungen und verheißungsvollen Perspektiven, die zwar keine besonders goldenen Berge einstweilen noch in Aussicht stellten, aber neben angelegentlicher Würdigung litterarischer Persönlichkeit zum mindesten eine wirksame Position zu eröffnen, dabei geistiger Arbeit ein warmes Verständnis entgegen zu bringen schienen, welches im Gegensatz zu dem in unserer Presse so weit verbreiteten Tintenkuli-Standpunkt doppelt angenehm berühren mußte. Aber freilich, das waren eben nur die Präliminarien! In Wirklichkeit kam's wesentlich anders. Ganz wie dort beim Rundschreiben, so auch hier, — es fehlte eigentlich im entscheidenden Moment an dem guten Willen, Stich und Stand zu halten, die Farbe der herausgesteckten Fahne auch konsequent zu bekennen. Nach wenig Wochen schon sah ich mich physisch wie moralisch gezwungen, dem Verlag meine Entlassung einzureichen. Schon aus Gründen der Standeswürde ging ich wieder ab und — war um eine sehr interessante Lebenserfahrung reicher. Immerhin verblieb ich den Winter noch in der alten, großen Hansa-Stadt und hatte so, als freier Schriftsteller, vielleicht mehr, als es mir sonst beschieden gewesen wäre, reiche Gelegenheit, Hamburger Kunstleben aufmerksam zu studieren. Und ich fand zu meiner Überraschung etwas ganz anderes, als jene geschäftige „Pollinopolis“ oder jene einträgliche Reisestation der „Berliner Wolff-Konzerte“, von der man draußen günstigen Falles bisher immer nur las und hörte, weil diese eben den Kunstruf „Hammonias“ in Waschzettelform an sich zu reißen wußten und sich zum Mittelpunkt der Preßerörterungen zu machen verstanden. Ich erkor es mir nun grundsätzlich zur Aufgabe, von diesem anderen Sachverhalte durch systematische Korrespondenz an auswärtige Zeitungen gewissenhaft Kunde zu geben, und folge daher gern der freundlichen Aufforderung des geschätzten Schriftleiters dieser Blätter, auch an dieser Stelle einmal meine Beobachtungen mitzuteilen und jene so lang verdunkelte Wahrheit einigermaßen ins rechte Licht zu stellen. Nur freilich darf man von mir nicht erwarten, daß ich nun die Leser der „Gesellschaft“ mit einem zusammenfassenden, peinlich genauen Bericht über die einzelnen Vorgänge der eben abgelaufenen Saison langweilen werde. Namen, nichts als Namen! Nein, vielmehr eine Art geistiger „Nachlese“ gedenke ich hier zu halten und Dinge will ich nur zur Sprache bringen, die ich in meinen anderen Berichten entweder noch völlig vergessen, oder doch noch nicht so klar herausgearbeitet habe, wie ich wohl gewollt hätte und wie es mir hoffentlich diesmal noch gelingen soll.

Also: in der bestimmten Absicht und mit dem festen Willen, den Kampf gegen Pollinis Theatermißwirtschaft und seinen monopolistischen Kunst-Großbetrieb praktisch wie taktisch aufzunehmen, war ich nach Hamburg gekommen.*) Was ich dort vorfand, war — ein auf den Tod kranker, schon bei meiner Ankunft nahezu aufzugebender

*) Anmerkung: Der Herr Hofrat, der mich von früher her in dieser meiner gegnerischen Eigenschaft gegen sein System schon kennen und entsprechend „schätzen“ konnte, schien das auch alsbald sehr wohl herausgefühlt zu haben, denn mit schlecht verhehltem Triumphe erkundigte er sich in der Hauptprobe zum Bungert'schen „Odysseus“ bei einem meiner Herren Kollegen angelegentlichst, ob es sich denn bewahrheite, daß ich als Kritiker mein Amt wieder niedergelegt habe. Thatsächlich war ich schon mehrere Tage zuvor zurückgetreten, so daß also auch die —l— und nicht etwa —dl oder dgl. gezeichnete Kritik des bez. Blattes über die Bungert-Première schon nicht mehr von mir herrühren konnte; ein Umstand, den ich hier gerne ausdrücklich hervorhebe, um der weitverbreiteten Ansicht ein für allemal entgegen zu treten, wie wenn ich als Musikkritiker dort über den „Odysseus“ gestolpert, gestrauchelt und — gestürzt wäre.

Mann, so daß sich, wenn man ihn sah, das natürliche Mitgefühl einstellen und menschliche Teilnahme regen mußte. Gar bald darauf war es denn auch schon so weit gekommen, daß man ihm den Nachruf über das kühle Grab hinweg zu schreiben hatte. Und hier geschah etwas Merkwürdiges, Seltsames, das mich noch heute als unheimlich waltende Nemesis seiner fragwürdigen Lebensthaten mit Grauen erschauern macht, so oft ich daran zurückdenke. Anfang November noch hatte er anläßlich der tausendsten Wagner-Aufführung unter seiner Hamburger Theater-Leitung seine „hohe Kulturmission" in allen Tonarten, statistisch wie feuilletonistisch, laut besingen lassen, die er mit der Verbreitung Wagner'scher Kunst in Hamburg angeblich erfüllt hatte. Die allerletzte Opern-Aufführung aber seines (auf die Einführung der unkünstlerischen „Gesellschaftsabende" en grande toilette bekanntlich sich etwas besonderes zu gute thuenden) Regimes, am 26. November, war eine bemerkenswert schlechte, geradezu schaudervoll idealose Wiedergabe der herrlichen „Meistersinger", mit denen der an seinem Theater übliche Opernschlendrian bis dahin schon so verheerend gewütet hatte, daß die Vorstellung von Ferd. Pfohl rund und nett nun als eine „Verwahrlosung" des Werkes in öffentlicher Kritik unwidersprochen bezeichnet werden konnte. Zwei Stunden nach Schluß eben dieser Vorstellung war der hauptverantwortliche Teil eine Leiche, und so standen denn am anderen Abend scharf kontrastierend im Feuilleton der „Hamburger Nachrichten" zuerst der mild-versöhnlich ausklingende Nekrolog auf ihn, und dicht daneben, ungekürzt und ohne Retouche, aus anderer Feder wieder, das betreffende Referat mit der schneidend aufrichtigen Charakteristik seines ganzen Bühnen-Systems. Das war der Abschluß einer mehr merkantilen wie ästhetischen Lebensführung — „denn alle Schuld rächt sich auf Erden!" . . . . .

Die beiden Herren Bittong und Bachur, welche nach langwierigen Schildbürgereien des „Herrn Senators" (bei denen Direktor Pierson in Berlin den „Till Eulenspiegel" gespielt zu haben scheint) endlich doch zu dem saueren Amt berufen wurden, von der „rechten Hand" (demnach mußte Pollini zwei rechte Hände besessen haben) zum Nachfolger des Verstorbenen zu avancieren — sie sind zweifellos sehr liebenswürdige und coulante Leute; vor allem sollen sie das Vertrauen der Künstlerschar genießen, und ersichtlich haben sie auch den besten Willen, nicht nur die natürlichen Schwierigkeiten einer solchen Erbschaft bald zu überwinden, sondern auch geordnete Zustände im Personal-Derangement nach Kräften wieder herzustellen. Ja, vor kurzem wußten sie in offiziösen Preßnotizen mit einer gewissen Emphase sogar zu künden, daß die von der neuen Direktion aufgelegte Subskription für das nächste Spieljahr bereits um mehr als 100000 Mark den um dieselbe Zeit des Vorjahrs erreichten Abonnement-Betrag überschritten habe. Hierin kann ja immer noch ein kleines Sophisma liegen, dahinter noch etwas wie ein artiger „Pferdefuß" stecken, denn Pollini war bekanntlich ein ausgezeichneter Geschäftsmann, von dessen kniffllicher Geriebenheit selbst eine Künstlerin wie Frau Schumann-Heinck nach ihrem eigenen Bekenntnis im Dienste mehrerer Jahre so manches hatte lernen können. Man kann hier also die Frage aufwerfen: Was heißt da „um dieselbe Zeit des Vorjahres"? Jedenfalls haben die Genannten noch ganz vergessen, gleichzeitig mit anzuführen, daß das Tempo der Einstudierung von Neuheiten unter der neuen Leitung um ein Erkleckliches hinter dem von ihrem Vorgänger beibehaltenen aus „derselben Zeit des Vorjahres" zurückgeblieben war.*)

*) Anmerkung: Und auch das haben sie wohlweislich verschwiegen, daß selbst bei ihnen nach wie vor die Kapellmeister gewisse Opern (darunter den „Fliegenden Holländer") nach dem Klavierauszug, statt nach der Partitur, zu dirigieren sich verurteilt sehen. Man denke, an einem Stadt-Theater vom Range der Hamburger Opernbühne! So das am grünen Tische sich zuträgt, was soll man da noch von sogenannten „Schmieren" gewärtigen?

Ein neues Theaterprojekt für den Holstenplatz, das unlängst viel von sich reden machte, hat daher für auswärtige Kunstfreunde kaum besonderes Interesse. Denn, obgleich es sich anspruchsvoll „Hammonia- oder (!) Hamburger Theater“ nennen will, gedenkt es noch dem neuerdings bekannt gewordenen Plane doch nur wieder ein gänzlich unhamburgisches Wesen zur Schau zu tragen und höchst zweifelhafte Kunst ohne jede lokale Eigenart zu pflegen — die Zahl der örtlichen Bühnen noch der statistischen Bedürfnisfrage hin lediglich vermehrend; der Operettenvater Direktor Ferenczy soll zudem ausersehen sein, als Pächter segnend seine Hände darüber auszubreiten. Das internationale Mischmosch-Genre, höheres Großstadt-Tingeltangel, günstigen Falls wieder Schwank und Posse, wird also sehr vermutlich dabei nur herauskommen, die „klassische“ Muse, die im Spielplan als Anhängsel ganz „klassisch“ nur eben noch mit figuriert, ihr Haupt wohl oder übel scheu verhüllen müssen. Und da überdies noch die einstweilige rechnerische Aufmachung über die Rentabilität dieser Millionen-Anlage stark optimistisch sich anläßt und schon jetzt von dem „Monumentalprachtbau“ besagter Bühne, einer „architektonischen Zierde unserer Vaterstadt ersten Ranges“, die Rede umgeht, darf man vielleicht noch froh sein, wenn das Ganze nicht am Ende — wie das Münchener „Deutsche Theater“ wenig rühmlichen Angedenkens — in einen solennen Krach ausläuft! Bleibt somit als einziger, höchst relativer Vorzug der Gründung lediglich der Trost noch übrig: daß es das alleinige Theater in Hamburg sein wird, welches auch den Sommer hindurch dem starken Hamburger Fremdenbesuche seine Pforten offen hält.

Indessen, ich wollte eigentlich gar nicht vom Theater sprechen; oder doch, ich wollte — nur nicht in dieser Art! Etwas ganz neues hat nämlich gerade Hamburg diesen Winter auf dem Theatergebiete aufgestellt, das über die beteiligten Kreise hinaus im Lande allenthalben Aufsehen erregt hat — mit einem weithin leuchtenden Beispiel ist es in der Theatergeschichte vorangegangen, zu welchem es einmal Stellung zu nehmen gilt. Und hier ist zugleich auch der Ort, der neuen Direktion Bittong-Bachur noch ein besonderes Kompliment zu machen dafür, daß sie da ein gemeinsinniges Entgegenkommen bewiesen hat, welches den großen Industriellen Pollini in solchem Falle wohl gar niemals angewandelt hätte! Ich spreche von den wohlorganisierten, durch sechs Wochen hindurch, unter großen persönlichen Opfern der Lehrer und vor allem der Schauspieler, immer an den Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittagen veranstalteten Schülervorstellungen im Stadt-Theater. Um diese Bestrebungen voll zu würdigen, muß man freilich ihren Nährboden, die segensreiche „Lehrer-Vereinigung zur Pflege künstlerischer Bildung“, kennen — eine ganz eigenartige, in Sonderausschüssen für „ästhetische Auswahl der Jugend- und Volksschriften“, „Reform des Zeichen-Unterrichts“, „künstlerischen Bilderschmuck in der Schule“, „Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken“ u. dgl. ungemein praktisch wirksame Hamburger Institution, die in der bekannten dortigen modern-„litterarischen Gesellschaft“ ihren geistigen Rückhalt findet, in einem so vielseitig anregenden Manne, wie dem unermüdlichen Direktor Professor Alfr. Lichtwark, ihren eigentlichen Spiritus rector oder doch Mentor erkennt. Um diese Tendenzen wiederum ganz zu begreifen, darf man aber zugleich auch nicht vergessen, daß Hamburgs Gemeinsinn schon ehedem in den „Gesellschaften der Kunst- und der Musikfreunde“ (mit staatlicher Subvention!) ihren klaren, volkstümlichen Ausdruck gefunden hatte — Vereinigungen, welche z. B. den künstlerischen Dilettantismus zu förderfamer Aktion auf die Beine gebracht, den Privatbesitz an den permanenten und den erfolgreich neu aufgenommenen Frühjahrs-Ausstellungen 2c. interessiert und für den Mittelstand nun schon im

zweiten Jahre eine Reihe großer und guter Volks-Konzerte zum Preise von nur 50 Pfennigen (einschließlich Garderobe und Programm) veranstaltet haben.

Das also waren die grundlegenden Voraussetzungen, auf deren Basis der Gedanke regelmäßiger Schüler-Vorstellungen, sowie — als diese so gut anschlugen und sich bewährten — auch noch von ernsten Schüler-Konzerten sich organisch entwickeln konnte. Die obersten, reiferen Klassen der Volksschule sollten dabei natürlich allein nur in Betracht, auf den einzelnen Kopf ein Eintrittsgeld nicht höher als 25 Pfennige (alles in allem) in Anrechnung kommen; für diejenigen Unbemittelten, denen selbst diese Steuer noch unerschwinglich oder doch sehr drückend war, wurde sogar vorher in der betreffenden Klasse unter den Kameraden aus Sparpfennigen emsig gesammelt, um sie nicht am Ende von der gemeinsamen Freude ausschließen zu müssen. Wie jedoch nach dem wohlgelungenen Verlauf der allerersten Vorstellungen bereits ein ungenannter Wohlthäter für diese sämtlichen Ausnahmefälle persönlich aufzukommen sich entschlossen, so trug man sich in zuständigen Kreisen nach dem Eindruck, den der Fortgang bei einer vom Senat eigens dazu abgeordneten Persönlichkeit hinterlassen, auch mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß der Staat im nächsten Jahre die Mittel bereit stellen würde, um diese Aufführungen überhaupt für alle vollkommen unentgeltlich zu machen; so daß also in der zeitweiligen Ausschließung von dieser Wohlthat des Vergnügens ein neues und vielleicht sehr positives pädagogisches Zuchtmittel in die Hand des Lehrers gelegt wäre. Das Arrangement war nun folgendes: Nachdem die Statistik Schillers „Tell“, „Die Jungfrau von Orleans“ und Lessings „Minna von Barnhelm“ als die in den betreffenden Kreisen am allermeisten gelesenen Klassiker-Dramen ergeben hatte, galt es, jedes derselben so oftmal hintereinander aufzuführen, bis alle in Betracht kommenden ca. achttausend Schüler und Schülerinnen in das Theater, dessen Räume nur immer gegen zweitausend zu fassen vermochten, hineingegangen waren: also je viermal. Überdies mußte der volkswidrigen Schwierigkeit unseres geistreichen modernen Opernbaues mit seiner „klassischen“ Ranglogen-Ordnung auf sinnreiche Weise dadurch besonders beigekommen werden, daß in den späteren Dramen diejenigen, welche beim ersten Mal die untersten Plätze eingenommen hatten, nun die obersten bezw. später wieder mehr die mittleren zugewiesen erhielten, während die Waisenkinder der Stadt stets die vordersten Parkettreihen inne behalten durften u. s. w. Die Freude der Jugend soll sehr groß, der Anblick für die erwachsenen Leiter sehr erhebend, der Beifall selbst für verwöhnte Darsteller in seiner Neuheit sehr anspornend gewesen sein. Ähnlich wurde es bald darauf auch mit den Schülerkonzerten in der großen städtischen Konzerthalle gehalten, von denen sich bei dem größeren Fassungsvermögen der Räumlichkeiten allerdings nur mehr zwei nötig machten.

Und somit wäre also alles in denkbar bester Ordnung und ohne jeden Mißklang bereits geregelt, schienen uns nicht doch diese an sich, in ihrer Absicht, überaus anerkennenswerten Maßnahmen eine sehr ernste Kehrseite der Medaille schon jetzt gezeitigt zu haben, die nicht mehr ganz übersehen werden sollte. Man wird sich nämlich doch wohl davor zu hüten haben, die Wohlthätigkeit der „Volkskultur“ als eine andere Art von spleen zu betreiben, und es besteht immerhin eine gewisse Gefahr, daß Gemeinnützigkeit sozusagen ein Sport der Begüterten wie andere mehr bei uns werden könnte. Wenn man bedenkt, daß diese Kinder, die bisher dem öffentlichen Kunstleben und Bewußtsein doch sehr ferne gestanden haben, jetzt mit einem Male innerhalb weniger Wochen, also in nur ganz geringen Abständen, drei Theater- und eine Konzert-Aufführung zu sehen und zu hören bekamen, dabei leider gleichzeitig auch von dem Wesen

öffentlicher kritischer Besprechung ihrer eigenen Angelegenheiten in den Tageblättern ein wenig schon schmecken konnten, so wird man sich der Befürchtung nicht wohl verschließen mögen, daß — zumal in solch rascher Aufeinanderfolge — eine leidige Gewöhnung an den Geist des Theaters und des öffentlichen Kunstbetriebes schon wieder erfolgt, die alsbald zur Blasiertheit unsrer „Hyperkultur" mit Notwendigkeit erst recht führen muß, sonach genau das Gegenteil der angestrebten Wirkung dann erreicht: statt eine ideale ästhetische „Menschenkultur" zu erzielen, eine hohl-opportunistische „Civilisation" heraufzubeschwören. Ein noch weit bedenklicher Übelstand hat sich sodann vollends auf dem musikalischen Gebiete unverzüglich herausgestellt. Schon bei den allgemeinen Volks-Orchesterkonzerten mußten ja die zahlreichen „Sprechsaal"-Erörterungen und -Klagen in der Lokalpresse über allzu frühzeitige Vergriffenheit der Eintrittskarten bei den mit ihrem Vertrieb betrauten Krämern denjenigen stutzig machen, der schon als Generalsekretär des „Vereins zur Massenverbreitung guter Schriften" in Weimar die verblüffende Beobachtung zu machen hatte, daß diese vielgerühmten „Volksschriften", statt durch den allein zuständigen und kundenvertrauten Kolportage-Handel an die rechte Adresse zu gehen, vielmehr auf dem Wege des Vereinsversandes fast immer nur in die Hände der ohnedies schon ihren Beitrag leistenden, also unbedürftigen Vereinsmitglieder wanderten. Bei den Schüler-Konzerten war dies ja nicht eben der Fall, hier konnte ein Manko bezüglich der rechten Beteiligung nicht wohl eintreten. Wohl aber konnte hier selbst der beste Wille nicht verhüten, daß auf Grund eines — sagen wir ruhig: unvernünftigen — Programms das Ganze mit einem vollständigen Fiasko endete. Es ist ein altes, elementares Gesetz, daß Gleiches nur von Gleichem erkannt werde. Und auch die exakte Psychologie lehrt, daß wir Kunstformen nur dann wirklich verstehen, wenn wir sie auf dem Wege der Assimilation oder Assoziation anthropomorphisieren, z. B. die Architektursprache in körperliche Gliederung, Musik in natürliche Ausdrucksbewegung uns umsetzen können. Reine Instrumentalmusik dürfte für Kinder doch höchstens in primitiver Klavier-Solistik oder einfacher, leichtester Kammermusik-Form (soweit sie selbst ein Instrument eben technisch erlernen), und zwar womöglich nur mit künstlerisch anregender, technisch vollendeter Wiedergabe lediglich der ihnen naheliegenden Vortragsstücke, durchaus aber nicht etwa schon in komplizierter symphonischer Orchesterform geboten werden; das Verständlichste und unmittelbar ihrer Phantasie Eingänglichste wird zuversichtlich immer noch die Vereinigung der Tonkunst mit dem poetisch-erhebenden Worte, also der Gesang sein. Oder, will man denn einen musikalischen Götzenkult, jenen heuchlerischen Kunst-Enthusiasmus bei unsrer Jugend planmäßig großziehen, über den sich der wahre Kunstfreund beim Bildungsphilister doch schon oft genug zu ärgern hat, wenn er da sieht, wie dieser eine — sei es Klassiker- oder Romantiker- — Mode urteilslos, ohne sich etwas Rechtes dabei zu denken, wenn auch oft mit stillem Seufzen, gezwungen nur eben mitmacht?!

Arthur Seidl.

(Schluß folgt.)



Kritik.

Lyrik.

Leonhard Wetzlar, „Aus meiner Welt". (Berlin, Gustav Buschhardt. 1897.) gr. 8°. 66 S.

Hoijeh, wie sich der Most absurd gebärdet! Das ist so ein rechtes Erstlingsbuch mit unendlich vielen Schwächen und noch nichts künstlerisch Wertvollem, — das einem aber trotzdem Freude macht. Knabensünden wohl zumeist. Viel rasches jugendliches Flackerfeuer ist in diesem Buche, Feuer, das die Welt entflammen möchte; aber dann auch wieder unfruchtbare Müdigkeiten und völlige, erfahrunggezeugte (?) Idealosigkeit (!), als habe das ein weltmüder Alter geschrieben —: Pubertätspoesie nennt man derlei. — Sehr viel wird Wetzlar noch lernen müssen: Banalitäten wie „Das Gerippe" und „Die Herrscherin", zum Überdruß abgebrauchte Stoffe, denen er auch nicht einen neuen Zug abzugewinnen weiß, wird er uns hoffentlich schon in seinem zweiten Buche nicht mehr auftischen, auch nicht so wertlose, nur ihm persönlich vielleicht interessante Prosa wie „Andenken". Auch beherrscht natürlich seine Sprache noch nicht den Rhythmus, sondern der Rhythmus beherrscht seine Sprache, die darunter oft arg zu leiden hat und bisweilen undeutlich wird; z. B.: „Doch bin ich allein, die Menschen mir fehlen" — heißt das: „Doch ich bin allein; die Menschen fehlen mir" oder: „Doch wenn ich allein bin, fehlen mir die Menschen" — ? — Ich glaube, wohl die Hälfte der Gedichte bilden Programmdichtungen und gereimte Predigten über das viele Verkehrte in der Welt, das anders werden soll. Aber alles das werfe ich ihm nicht vor, und nichts davon kann mich gegen ihn einnehmen. Jedes Füllen muß erst gründlich austoben ..... Aber da lacht Wetzlar mich an und erzählt mir eine Parabel:

„Der Frühling kam zum Kritikaster
und bat um sein Urteil. — Der sann und sann,
endlich an seine Brille faßt' er,
rückte sie, räuspert' sich und begann:

Ihr seid noch jung .. der Mut ist zu loben ..
die Form .. hm .. nicht übel ... die Leidenschaft glüht ...
nur seid ihr zu .. wild, müßt zu Ende erst laden:
vielleicht, daß dann euch der Lorbeer blüht ..!

— Ich dank' euch, mein lieber Herr Magister,
doch das will mir garnicht in den Sinn!
Ihr macht mich wahrhaftig nicht zum Philister —
dann bleib ich der Stümper, der ich bin!"

Und auch das nehme ich Wetzlar nicht übel; er glaubt's ja selber nicht, daß er „der Stümper" bleiben, daß er nicht empor will zur Reife und künstlerischen Vollendung. Hoffentlich tritt er erst nach geraumer Zeit wieder mit einem Gedichtbande an die Öffentlichkeit: ein wesentlich anderer dann, ein Könnender — und dennoch kein Philister!! Max Bruns.

Pädagogik.

Ernst Bernheim, o. ö. Prof. a. d. Universität in Greifswald: Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart. (Berlin, 1898, S. Calvary & Co.) 76 S. gr. 8°. Mk. 1. —.

L. Ramann, Allgemeine musikalische Erzieh- und Unterrichtslehre. Der Klavierunterricht. Ein theoretisch-praktisches Lehrbuch für Musik-Lehranstalten zur Heranbildung von Musiklehrern und -Lehrerinnen, sowie zum Selbstunterricht. Neubearbeitete zweite Auflage. (Leipzig, Verlag von Schmidt & Günther, 1898.) 264 S. gr. 8°. Mk. 3,60.

Zwei Werke, die scheinbar kaum etwas mit einander zu thun haben, und die doch nicht bloß das kunterbunte Schicksal der „Recensionsexemplare" in der Hand des Referenten zusammengeführt hat. Denn sie legen beide Zeugnis davon ab, daß die bisherige Pädagogik sich unberechtigter Weise

mehr den Schulfächern, also eigenen Auszügen aus bestimmten Wissenschaften und Künsten zugewendet hat, als diesen schlechtweg und in vollem Umfang, und daß eine Pädagogik oder wenigstens Unterrichtslehre (Didaktik) von Wissenschaft und Kunst überhaupt doch endlich einmal im Werden ist. Grenzt man diesen Teil der Pädagogik etwas anders ab, nämlich gemäß dem bestehenden System der Schulen im weitesten Sinn, so erhält man das Gebiet der Hochschulpädagogik. In diese Abgrenzung fällt allerdings das zweitgenannte Werk direkt weniger hinein; das erste um so mehr.

Professor Bernheim hatte sich schon vorher durch Pflege eines abermals vernachlässigten Gebiets, der speziellen wissenschaftlichen Methodenlehre, hervorgethan: seine „Geschichtsforschung und Geschichtsphilosophie" (1880) und sein „Lehrbuch der historischen Methode" (1889, 2. Auflage 1894) werden hierin rühmend genannt. Jetzt hat er die volle Frische des von theoretischen Überlieferungen unabhängigen Praktikers jenem jungen pädagogischen Gebiet zugewendet und Warnungs- und Reformrufe erhoben, denen mehr zuteil werden sollte als die ihm — bezeichnender Weise besonders aus studentischen Kreisen — zugekommenen Zustimmungen; unter diesen ist besonders wertvoll die von dem Juristen Prof. Stammler in Halle, der in der Einleitung zu seinen „Praktischen Institutionenübungen für Anfänger" (1896) mit Bernheim zusammentrifft und danach seinen dortigen Unterricht eingerichtet hat. Manche Polemik gegen einzelnes in Bernheims Ausführungen würde vielleicht manches zur Sache beitragen, ist aber nicht eben hier am Platz. Vielmehr sei an dieser Stelle um so nachdrücklicher auf seine Hauptgedanken verwiesen. Für ihn kommt es beim akademischen Unterricht in erster Linie nicht darauf an, „Fachkenntnisse und praktische Routine einzupauken, sondern richtig beobachten und denken, sowie das Beobachtete und Gedachte entsprechend formulieren zu lehren." Die Universitäten seien in ihrer pädagogischen Entwickelung zurückgeblieben. „Überall sonst sieht man in unserem Unterrichtswesen die Ansichten der großen Pädagogen dieses Jahrhunderts in die Praxis der Lehrmethoden übergeführt, deren Quintessenz ist, die eigene Denkthätigkeit und das selbständige Anschauungsvermögen der Schüler zu wecken und groß zu ziehen."

Was Bernheim im Konkreten will, ist hauptsächlich folgendes: „Vom ersten Semester an sollten die Anfänger allgemein praktische Übungen in der Art der Proseminare mitmachen . . . zunächst lediglich um des didaktischen Selbstzweckes willen." Da werden sie „in medias res geführt und brauchen nicht in den ersten Semestern wie vor verschlossenen Thüren dazustehen, in einem Zustand der Rat- und Hilflosigkeit, der manchem von uns aus seiner Jugend erinnerlich ist und uns immer wieder von älteren Studenten in seiner ganzen Unbehaglichkeit geschildert wird". Sehr richtig! Nun gelte es aber nicht, wie meistens geschieht, in die darstellenden Vorlesungen kritische Erörterungen einzubeziehen, was wieder andere Schäden nach sich zieht, sondern die Übungen überall mit größerer Stundenzahl und von Anfang an in den Vordergrund des Lehrplans treten zu lassen. Auch eine „Kombination von darstellender Systematik und analytisch-kritischer Veranschaulichung" hält der Verfasser für sehr fruchtbar. Noch besonders beherzigenswert sind seine Worte über Fach- und Allgemeinbildung; hier fordert er namentlich den „Zusammenhang des fachmäßigen Wissens mit dem konkreten praktischen Leben". Schließlich faßt er das Dargelegte übersichtlich in einigen Thesen zusammen, mit Anweisung dessen, was an die Stelle der meisten bisherigen sogen. Privatvorlesungen treten soll. —

Lina Ramann ist seit langem in gutem

Ansehen ob ihrer Werke über Musik, namentlich ihres dreibändigen „Liszt" (1880—1893). Nachdem sie schon 1868 über „Musik als Gegenstand des Unterrichts" geschrieben, kam im Jahre 1870 die erste Auflage des vorliegenden Buches; ihre Aufnahme und die seither veränderten Verhältnisse kennzeichnet das neue Vorwort in einer für die Lage des Kunstunterrichts interessanten Weise. Der Hochschulpädagogik gehört das Buch insofern weniger an, als es sich hauptsächlich mit dem Anfangsunterricht auf dem Klavier für Kinder beschäftigt. Es läßt sich allerdings auch in etwas langwierige pädagogisch-psychologische Auseinandersetzungen ein; unter diesen finden sich zwar manche dankenswerte Einzelheiten, namentlich zu dem leider ebenfalls noch so wenig bebauten Gebiet der seelischen Entwickelung im späteren Kindesalter, aber ihr allgemeiner Charakter macht sie mindestens nicht unentbehrlich. Die einseitige Liebhaberlektüre, der sie entstammen, genügt doch nicht zu ihrer Berechtigung. Um so wertvoller ist der rein praktische Teil. Wir werden hier auf den Boden des anscheinend selbstverständlichen Satzes, der aber gerade am allerwenigsten verstanden zu werden pflegt, gestellt, daß Musik eine Sache des Hörens ist. So soll sich der Klavierunterricht zunächst auf Grund einer Gehörsbildung entwickeln. Wer immer an der Sache Interesse hat, wird die Durchführung dieses Prinzips bei Ramann mit Freuden verfolgen, wird wohl auch das Berechtigte in ihrer Forderung eines Gesamtunterrichts statt eines Einzelunterrichts anerkennen und wird im allgemeinen wohl nur bedauern, daß diese Unterrichtskunst hier nicht über die Schulkindstufe hinaus fortgesetzt erscheint. Um noch ein einzelnes Beispiel dieser Unterrichtskunst zu zeigen, sei hingewiesen auf die genauen Vorschriften über Anpassung des häuslichen Übens und Aufgabenmachens an die jeweiligen Kräfte des Kindes. — Wenn die Verfasserin ihre praktischen Weisungen nicht in engem Anschluß an ihre eigenen Werke, „Elementarstufe des Klavierspiels" und „Grundriß der Technik des Klavierspiels (Elementarschule)", gehalten hätte, so würde sie den Wert ihrer Leistung wohl nur noch erhöht haben. Aber jedenfalls kann man von Herzen wünschen, daß ihre Bemühungen, gegenüber dem fast unfaßbar niedrigen Stand des meisten Musikunterrichts von heute, sowohl Erfolg finden als auch eine weitere Pflege dieses didaktischen Gebiets anregen mögen.

Hans Schmidkunz.

Vermischtes.

Marthas Briefe an Maria. Ein Beitrag zur Frauenbewegung, mit einem Vor- und Nachwort herausgegeben von Paul Heyse. 2. Auflage. (Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.) 80 S. 1 Mk.

Anna Bernau. (A. Beruna.) Ungereimtes aus dem Frauenleben. (Berlin, Ferd. Dümmler.) 42 S. 60 Pf.

Diese beiden beachtenswerten Schriften beschäftigen sich jede in ihrer Weise und dadurch einander ergänzend mit der traurigen Lage der Frau aus der sogenannten gebildeten Gesellschaft. Die erstere, deren Ertrag für das in München zu gründende Mädchengymnasium bestimmt ist, schildert in elf Briefen, welche von der Frau eines vielbeschäftigten Arztes an eine frühere Jugendfreundin und jetzige Ärztin in England gerichtet sind, mit schlichten, aber ergreifenden Worten das seelische Leiden der modernen gebildeten Frau, deren „Herz an voller Tafel sitzt, aber deren Geist nach wie vor hungert". Besser als alle theoretischen Erörterungen werden diese, von der Wahrheit des Lebens getragenen, klar und hinreißend geschriebenen Briefe weite Kreise, und nicht zuletzt weibliche, von der Berechtigung einer vollkommeneren Frauenbildung und von ihrer Wohlvereinbarkeit mit dem natürlichen Berufe des Weibes überzeugen. Gegen das männliche Monopol auf dem Gebiete des Wissens wendet sich mit besonderer Rücksicht auf die gesellschaftlichen Zustände unserer Zeit auch der erste Abschnitt: „Verbotenes Wissen — verbotene Waffen" der Bernau'schen Schrift, während der zweite: „Jugend und Alter" mit Recht „die Wertmessung der Frau mit einem anderen als dem gewohnten Maßstabe" der Jugend und der Schönheit verlangt. „Die Hebung der sozialen Stellung der

unverheirateten Frau" allein vermag, wie die Verfasserin im dritten und letzten Abschnitte: „Stellung zur Ehe, Angebot und Nachfrage", überzeugend ausführt, jene unschönen Erscheinungen, welche das Weib zu einer „Marktware" herabdrücken, zu beseitigen und der Frau überhaupt jene Stellung anzuweisen, welche ihr von rechts- und naturwegen gebührt. Wegen ihres gediegenen Inhaltes bei vornehmer Form und niedrigem Preise eignen sich beide Schriften ganz vortrefflich zu einer Massenverbreitung zu Gunsten der Frauenbewegung, die wir ihnen von Herzen wünschen.

P. Grosse.

Ein paar Hiebe.

Herr Max Nordau-Südfeld, der berüchtigte Verfasser der „Entartung", hat einst vor vielen Jahren uns allen durch seine „Lügen" entschieden imponiert. Er hatte jenen Mut zur Wahrheit, der der Jugend gefällt, die inmitten von Kulturlügen dahinlebte, und so kam es wohl, daß er selbst als moderner Geist — nie als Führer — angesehen wurde. Aber der betriebsame Herr hatte den Ehrgeiz, auch Dichter sein zu wollen, und da die junge Generation seine konstruierten Machwerke mit gebührender Heiterkeit ablehnte, rächte er sich, indem er sich auf seine ärztliche Kunst berief und jeden Gegner für verrückt erklärte. In ihm ist jener widerliche Typus hochmütiger Ärzte am schärfsten ausgeprägt, der aus bornierter Gottähnlichkeit heraus nur seine eigene Schnecken-Meinung für richtig erklärt. Der Mann von der Seine kann sich nicht genug thun in frechen Angriffen auf deutsche Dichter, denen die Schuhriemen zu lösen er nicht wert ist. Er spricht von „albernen Klapphornreimen Dehmels", von dem „annehmbaren Epigonen-Lyriker Detlev von Liliencron", von den „Faseleien D'Annunzios" u. s. f. (N. fr. Presse, 5. Juli) und hat dagegen die bodenlose Frechheit, eine Harmlosigkeit eines italienischen Dichters Levi in Parallele zu stellen mit Jesaias, Spinoza u. a. m. Es ist die höchste Zeit, daß diesem Kerl auf das ungewaschene Maul geschlagen wird.

Ein Zweiter: Herr Franz Mehring, dessen chamäleonartiges Wesen ihn durch alle möglichen Parteien und Zeitungen gejagt hat und der schließlich an der sozialdemokratischen Krippe — auf wie lange? — sein Futter gefunden hat. Dieser Herr leistet sich in seiner eben erschienenen „Gesch. d. deutschen Sozialdemokratie" (II, S. 544 f.) ein paar Angriffe auf die zeitgenössische junge Litteratur, deren Unverfrorenheit nur von ihrer Unwissenheit übertroffen wird. Gelten läßt er „ein paar große Lyriker, wie Liliencron und namentlich Arno Holz, die im Kampfe für ihre künstlerischen Ideale mannhaft dem Hunger trotzten". Auch Hauptmann und Halbe läßt er passieren, die Masse sei aber abhängig gewesen von größeren Meistern des Auslandes und litt „an überstiegenem Größenwahn, widerlicher Reklamewirtschaft, politischer Gesinnungslosigkeit", „Bismärckische Pack- und Preßknechte des gewöhnlichsten Schlages", sie „feierten die russische Knute", „härteten ihre Hand durch Begrüßung mit dem schlimmsten Polizeigesindel des Sozialistengesetzes".

Beweise für diese schändlichen Verleumdungen fehlen, wie bei Mehrings dummdreisten Urteilen immer, so auch hier. Der sozialdemokratische Hochmut, der sich in solchen Schmutzgüssen erbricht, wird einem immer widerlicher. Auch politische Moralprotzerei — Herr Mehring und „politische Moral"! — kann wie Unanständigkeit wirken. Dieser Kerl spricht dann von der „Freien Volksbühne" und charakterisiert die aufopferungsfreudige Thätigkeit Bruno Willes u. a. m. mit den Worten: „Die Berliner schüttelten sich die heitere Vormundschaft ab"! Das ist eine bodenlose Lüge. Wille hatte es satt, ins Horn der Partei zu stoßen und ging selbst, um die „N. fr. Volksbühne" zu gründen. Und — wenn Bruno Wille gewollt und es dem p. p. Mehring nachgemacht hätte, säße er nicht längst am reich besetzten Tisch?

Preßpack von der Sorte der Mehring sind immer mehr dazu angethan, den Rest von Sympathien, den die junge Dichtergeneration einst für die sozialdemokratische Partei bewahrte, zu vernichten.

Dr. Ludwig Jacobowski.

Russische Litteratur.

L. J. Metschnikow: Die Civilisation und die großen historischen Flüsse, eine geographische Theorie der Entwicklung der modernen Gesellschaften. (St. Petersburg, 1898.) (Russisch.)

Das Werk gehört der Feder eines der im Auslande populärsten russischen Gelehrten an. In den romanischen Ländern

mehr als aktiver Kämpe für soziale Ideale bekannt, ist er in den außerdeutschen Litteratur-Centren in seiner Eigenschaft als Geograph, Anthropologe, Soziologe und Journalist gerne gelesen und sehr geschätzt. Das Buch erschien zuerst unter dem Titel „La Civilisation et les grandes fleuves historiques“ und wurde erst neuerdings in des Verfassers Muttersprache aus seinem litterarischen Nachlasse übertragen. Angesichts des fehlerhaften Verfahrens, welches sich bei verschiedenen Soziologen unserer Zeit geltend macht, indem sie die gesamte soziale Entwicklung gewaltsam zu Gunsten des angeblichen Monismus auf einen einzigen Faktor zurückzuführen suchen, bietet das Werk eine wissenschaftliche Musterleistung, wie man mit der Erforschung der einzelnen Faktoren der geschichtlichen Entwicklung sich zu befassen hat. Nachdem der Verfasser in den ersten Kapiteln seines Werkes den Begriff der Civilisation und des gesellschaftlichen Fortschritts als eine Entfaltung des Prinzips der Kooperation und der sozialen Solidarität definiert hatte, ist er im weiteren Laufe seines Gedankenganges bestrebt, „den latenten inneren Zusammenhang zwischen den verschiedenen historischen Entwicklungsphasen und der streng bestimmten Gesamtheit der topographischen und geographischen Bedingungen verschiedener civilisierter Völker“ aufzudecken. Indem er ein seltenes Beispiel wissenschaftlicher Weite bietet, weist er jeden Vorwurf des Fatalismus von sich ab. „Ich bin kein Verteidiger des geographischen Fatalismus“, erklärt er, welcher trotz allen Thatsachen zum Grundsatze macht, daß eine gegebene physische Bedingtheit überall dieselbe unveränderliche Rolle spielen kann und muß. Meiner Ansicht nach muß das raison d'être der primitiven Institutionen und deren historischen Veränderungen nicht in der Umgebung selbst gesucht werden, sondern in denjenigen Beziehungen, welche zwischen der Umgebung und den natürlichen Fähigkeiten ihrer Bewohner zur Kooperation und solidarischen gesellschaftlichen Arbeit entstehen. Der Verfasser verbreitet sich über die vier großen Kulturen der ersten Periode der menschlichen Geschichte, die ägyptische, indische, assyrische und chinesische. Alle diese gediehen und entwickelten sich innerhalb bestimmter Flußgebiete (Hoango und Yangsekian, Hindus und Ganges, Tiger, Euphrates und Nil). Der Untersuchung des Zusammenhanges zwischen den Eigenschaften der aufgezählten Flüsse und den von ihnen ins Leben gerufenen Civilisationen sind die letzten Kapitel des Werkes gewidmet. Der Verfasser kommt jedoch zum Schluß, daß als „der eigentliche Schöpfer der Geschichte die Umgebung anzusehen ist, während der Fluß seine Bedeutung dadurch erhält, daß er als Synthese zahlreicher geographischer Bedingungen erscheint“.

Die Periode „der primitiven kulturellen Gebilde innerhalb der großen Flußgebiete“, wie sich Metschnikow ausdrückt, erscheint als die erste Etappe der Geschichte der Menschheit. Da konnten die Kulturen sich nur äußerst isoliert und primitiv gestalten, gewinnen hingegen einen anderen Charakter, werden ausdehnungs- und entwicklungsfähig, sobald sie in das Gebiet der Binnenmeere dringen und verschiedene Gegenden und Völker umfassen. Die Entwicklungsfähigkeit der Kultur, welche sich ganz bedeutend bereits am Anfange der Mittelmeerperiode geltend macht, nimmt immer größere Dimensionen an in dem Maße, wie die Geschichte die Küsten der Binnenmeere verläßt, um sich auf eine noch weitere Umgebung, über die Küste des Oceans auszubreiten. Demgemäß teilt Metschnikow die Geschichte der Menschheit in drei Perioden ein, von denen jede durch eine gewiße geographische Bedingtheit gekennzeichnet ist:

I. Das Altertum, die Flußperiode, welche die Geschichte der vier großen Kulturen, Ägypten, Mesopotanien, Indien und China einschließt.

II. Mittelalter, die Mittelmeerperiode.

III. Die Neuzeit, die oceanische Periode.

Das besprochene Werk behandelt nur die erste Periode. Die Lektüre setzt voraus: ein gewisses Vertrautsein mit der Geschichte der ältesten Staaten. Aber abgesehen von der Beleuchtung des Hauptthemas ist das Werk reich an scharfsinnigen Betrachtungen, originellen Gedanken und Hypothesen. Dr. G. Polonsky.

Büchertisch.

Vom 25. Juli bis 10. August liefen bei der Redaktion nachstehende Bücher ein (Besprechung bleibt vorbehalten):

Burkhardt, C. A. H., Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller. 2. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nfl. 8. 273 S. 4,50 Mk.

Carlyle, Thomas, Über Helden, Heldenverehrung u. d. Heldentum in der Geschichte. Halle a. S., O. Hendel. 8. 288 S. 1,25 Mk.

Corelli, Marie, Thelma. Eine norwegische Fürstin. A. d. Engl. v. M. Beck. Höchst a. M., W. Graf. 2 Bde. 8. 421 u. 505 S. Geb. 10 Mk.

Fernandes, Georg, Frauenrecht. Drama in 3 A. Berlin, E. Ebering. 8. 65 S. 2 Mk.

Goette, Rudolf, Deutscher Volksgeist. 3 Abhandlgn. Altenburg, Stephan Geibel. 8. 107 S. 1,20 Mk.

Heuse, Dr. Erwin, Zur Lösung des Hamlet-Problems. Elberfeld, Baedeker. 8. 32 S. 0,75 Mk.

Kitir, Josef, u. Klob, Carl Maria, Poetische Flugblätter. 1. Martin Greif. 2. Richard Dehmel. Je 4 S. Mit Porträt. 8. Wien I, Kärtnerstr. 31. à 0,20 Mk.

Krüger, F. C. Theo, Was ich ersonnen, was ich erlebt. Gedichte. New-York, Selbstverlag; 207 East 15th Street. 8. 235 S.

Mehring, Franz, Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. 2. Teil. Stuttgart, J. H. W. Dietz. 1898. 568 S.

Nationalfeste, Die deutschen. Bd. 1. 6. Heft. München, A. Oldenbourg. 8. 0,70 Mk.

Ortmann, Reinhold, Unter dem Schwerte der Themis. Roman. 2 Bde. 8. 190 und 182 S. 2 Mk.

Passorolle, Das Modell. Eine Studie in drei Teilen. Wien, Carl Konegen. 8. 247 S. 3 Mk.

Ritter, Anna, Gedichte. Leipzig, A. Liebeskind. 8. 229 S. Geb. 4 Mk.

Ruhland, Philipp, Der Karolinger Ausgang. Vaterl. Trsp. in 5 A. Leipzig-Berlin, Eugen Kundt. 8. 120 S. 1 Mk.

Tainach, Wolf von, Die Maikönigin. Roman. Dresden, E. Pierson. 8. 285 S. 3 Mk.

Zahn, G., Erni Behaim. Schweizer Roman. Stuttgart, Dtsche. Verlagsanstalt. Geb. 5 Mk.

Zeitschriften. Die Holland'sche Revue, 25. Juli. — Jugend, Nr. 28—33. — The Literary World, London 1497—1501. — Die Zeit, Nr. 196 bis 201. — Die Gegenwart, Nr. 30—32. — Ethische Kultur, Nr. 28—33. — Allgemeine Konservative Monatsschrift, Juli-August. — Bürgel's Industrie- und Handelsblatt, 15. Juli. — Rheinländ. Moderne Monatsblätter. Heft 7. — Convorbiri Literare, Bukarest, 15. Juli. — Die Waffen nieder, Juni-Juli. — Deutsches Wochenblatt, Nr. 26. — Neue deutsche Rundschau, Juli-August. — La Revue de Paris, 1. Juli. — Rivista Politica e Letteraria, Rom, 1. Juli. — Rivista da Brazil, St. Paulo, Nr. 11. — Revue des deux Mondes, 1. August. — Preußische Jahrbücher, August. — Kunstwart, 1. u. 15. Juli. — Alpenhein, Juli. — Review of Reviews, 15. Juli, London. — L'Oeuvre, Juli, Paris. — Hochschulzeitung, Nr. 8, Leipzig. — Simplicissimus, Nr. 19. — Die Grazien, Nr. 1 u. 2, Berlin. — Dresdener Kunst, Nr. 43. — Wiener Rundschau, Nr. 18 u. 19. — Revue des Revues, Nr. 15. — L'Rumanite Nauvelle, Paris, Juli. — Deutsches Dichterheim, Nr. 15.

Wir bitten, sämtliche Manuskript-, Bücher- ꝛc. Sendungen ausschließlich an

Dr. Ludwig Jacobowski, „Schriftleitung der Gesellschaft“

Berlin S.W. 48, Wilhelmstr. 141

zu senden. Unverlangten Manuskript-Sendungen ist stets Rückporto beizufügen.

Leipzig, Querstraße 23.

Verlag der „Gesellschaft“. **Hermann Haacke.**

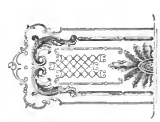
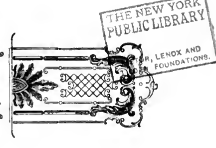
Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin.
Verlag der „Gesellschaft“: Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Carl Otto in Meerane.



Professor Dr. Karl Lamprecht.



DIE
GESELLSCHAFT
HALBMONATSCHRIFT
FÜR
LITTERATUR, KUNST u. SOZIALPOLITIK
BEGRÜNDET 1885 VON M. G. CONRAD
HERAUSGEGEBEN VON
M. G. CONRAD UND L. JACOBOWSKI.
1898
XIV JAHRG.
HEFT XVII.
LEIPZIG.
VERLAG DER GESELLSCHAFT
HERM. HAACKE.


1898
—o—
Heft 17.


Majestät.

Improvisation von Michael Georg Conrad.

(München.)

(Schluß.)

In Frühlingsprangen lagen Wiese und Wald entschlummert. Die dunklen Bergesriesen im weiten Kreise standen wie Wächter des schlafenden Paradieses im Graswangthal.

Der König hatte sich für diese Maiennacht, die traumesselig seinen Geist umspann, in einen leibhaftigen Märchenfürsten verzaubert. Harun al Nurah nannte er sich, eine Erscheinung voll orientalischer Poesie. Er war gekleidet in weißseidene Gewänder, geschmückt mit dem goldgelben Turban und den edelsteinfunkelnden Abzeichen seiner hohen Würde.

Harun al Nurah saß mit seinen Gästen im maurischen Kiosk, umzittert von buntflutendem Licht, selbst eine hehre Lichtgestalt, und seine Sinne labten sich am herrlichen Schauspiel. Schüchtern kam die Frühstunde über die Berge und überhauchte mit der Morgenröte zartem Glanz Thal und Hain.

Harun al Nurah zog die Uhr. Fünf!

„Meine lieben Gäste, der Wirt empfiehlt sich.“

Die als arabische Fürsten täuschend verkleideten Soldaten erhoben sich von den schwellenden Polstern und verneigten sich würdevoll.

„Im ganzen Morgenland habt ihr nie Sorbet geschlürft, so kühl und süßduftend, wie das meine. Keine Scheherezade erzählt euch je mehr so liebliche Märchen, wie ich sie euch erzählt. Aller Glanz Syriens, alle Wohlgerüche Arabiens haben euch hier umschmeichelt. Ich glaube, ich habe euch eine glückliche Stunde bereitet. Und da ich selbst wohl der Glücklichste gewesen, so danke ich euch, fürstliche Gäste. Merkt euch meinen Namen, daß er stets ein angenehmer Klang eurem Ohre bleibe: Harun al Nurah —

denn kein anderer war's, als Harun al Nurah in Person, der euch bewirtet. Bleibt ihm gewogen."

Und sich an den schlanksten und anmutigsten der Gäste wendend: „Scheikh Ben Hansei, begleite mich zum Bade."

Der Jüngling verneigte sich.

„Du schwimmst? Zuverlässig?"

Ben Hansei nickte, seine blauen Augen funkelten.

Sie schritten durch einen magisch erhellten unterirdischen Gang in eine hohe, weite Grotte, erfüllt von blaugrünem Lichtschein, wohlig durchwärmt von Wasserdämpfen. Nach einer Seite erweiterte sich die Grotte zu einer mächtigen Halle über einem künstlichen See, mit Wasserstürzen von den Wänden und Springbrunnen aus der Tiefe.

Ben Hansei ging zögernden Schrittes. Das hat er sich auf seinem Dorfe als schlichter Hansl nicht träumen lassen, daß ihm in einem orientalischen Königsmärchen eine solche Rolle zufalle.

„Dulde, daß ich Dich geleite," sagte Harun al Nurah und legte seinen Arm um Schulter und Nacken des jugendlichen Kriegers. Er führte ihn mit sanftem Druck in eine Nische, von phantastischen Blumengehängen überrankt.

„Gewähr' mir die Freude, Ben Hansei, daß ich mit eigener Hand Dich zum Bade rüste." Und er nahm ihm den Mantel und die Oberkleider ab. Dann ließ er sich von ihm ein gleiches thun. Ein feiner warmer Duftsprühregen rieselte durch die Blätter auf die entkleideten Gestalten.

„Du bist schön gebaut wie Narziß. Hier —!" Und er wies ihm den Platz an seiner Seite auf weichem Lager, dann drückte er auf einen Knopf und sofort begannen die Brunnen und Stürze heftiger zu strudeln. Nählich stieg der Spiegel des Sees, höher und höher, und bald erfüllte das heranschlürfende Gewoge die Nische bis zu halber Leibeshöhe.

„Siehst Du, Ben Hansei, wir brauchen uns nicht zu bemühen, das Bad kommt zu uns. Gieb acht und lausche!"

In das Getöse des Wassers mischten sich ferne Töne, die näher schwebten, sich harmonisch vervielfältigten, bis alles Geräusch ringsum in lieblichste Musik verwandelt schien.

„Dich belästigt das? Du möchtest alles ruhiger und dunkler haben?"

Mit einer Handbewegung löschte Harun al Nurah das Licht, stellte die Springbrunnen und Wasserfälle still, ließ die Musik verstummen — nichts blieb als träumerischer Dämmerschein und sanftes Rauschen.

„Nun rühre Dich, Scheik Ben Hansei, mutiger Mann, sprich mit mir, oder flüstere wie ich. Hörst Du mich? Fühlst Du meine Nähe? Harun al Nurah ist Dein Freund, auch in tiefster Einsamkeit, wo kein

Mensch um uns weiß — noch jemals etwas von uns wissen soll. Verstehst Du das?"

Harun al Nurah fühlte an seiner Schulter, daß Ben Hansei zustimmend mit dem Kopfe nickte.

„Fürwahr, schön bist Du gebaut. Schön wie Narziß. Kennst Du das Wort?"

„Ja."

„Erklär' mir's," bat Harun al Nurah mit kosender Stimme.

„Bei uns heißt's halt Narzissen und wachst im Garten — weiße Bleamln sind's mit gelbem Stern."

Harun al Nurah schwieg. Diese Art von ländlicher Einfalt war nicht die Naivetät, die er in dieser Stunde suchte und liebte.

Er schob Ben Hansei nach vorn: „Hier wird's tief, zeig' Deine Kunst."

Ben Hansei machte einige kühne Stöße, dann zog er sich wieder in die Nähe der Nische zurück. Das Dunkel war ihm nicht geheuer. Dagegen wuchtete Harun al Nurah in weitem Bogen durch das mystische Wasserreich, als kunstfertiger Schwimmer. Als er Ben Hansei nahe kam, umschlang er seinen Leib und zog ihn zu sich zur Rast.

„Woran denkst Du jetzt, Ben Hansei."

„Ans Dahoam."

„Daheim? Was ist da heute, das Dich lockt?"

„Kirta is."

„Kirchweih? Und da denkst Du wohl an Deine Leibspeise, an das, was Dir am liebsten —"

„Ja," fiel Ben Hansei rasch ein, „an d' Lenei."

„Lene, das ist Deine Liebste? Nun, meinetwegen. Ich fragte nach Deiner Leibspeise, verstehst Du, was Du am liebsten essen magst."

„Ich versteh' schon."

„Nun, was ist das?"

„O mei — Blutwurst mit Kartoffelsalat."

Harun al Nurah nach kurzem Schweigen, mit verändertem Ton: „Hast Du sonst einen Wunsch?"

„Viel Geld wann i hätt', i pfeifet auf alles," rief der Bursche plötzlich resolut.

Harun al Nurah, fast streng: „Wie heißt Du?"

„Hans Huber."

„So schreibst Du Dich, daheim. Wie Du jetzt heißt, klingt anders. Und wer bin ich?"

„Der König."

„Das bildest Du Dir ein. Harun al Nurah bin ich, nie ein anderer.

Merk' Dir das!" Die Stimme klang düster, sie bebte von verhaltenem Ärger.

Er stieß eine verborgene Wandthür auf, die in ein behagliches Ankleidegemach führte: „Da steig' hinein, Ben Hansei, und nimm Dich in Acht, daß der Hans Huber keinen Unsinn schwatzt. Das wäre Schande für Dich, einen so tüchtigen Menschen."

Harun al Nurah verschwand wie ein grollender Gott.

Im Ankleidegemach fand Hans Huber seine militärische Kleidung und einen schweigsamen Diener, der ihm an die Hand ging, als handelte sich's um einen großen Herrn. Hansl aber zog jetzt den vertraulichen Ton vor. Nach einem tiefen Seufzer der Erleichterung lachte er heraus: „Aber an Hunger hab' i, an sakrisch'n Hunger." Und sich in seiner Uniform betrachtend: „Da schau, der Rock des Königs is halt doch 's schönste G'wand!"

Der Diener führte ihn an eine geheime Lade: „Nimm Dir ein Andenken!"

„Herrgottsakra!" rief er erstaunt. Aber er merkte, daß jetzt keine Zeit zum Staunen und Besinnen war. Resolut griff er zu und steckte sich eine faustgroße goldne Uhr mit Brillanten in die Tasche.

Zwar war's ihm halb noch wie ein Traum, doch die handgreifliche Deutlichkeit der Dinge gab ihm Sicherheit und Haltung. Er folgte mit militärischem Schritt dem Diener in die Küche zum Frühstück.

Harun al Nurah hatte sich inzwischen in den König zurückverwandelt. Er war verstimmt, in tiefster Seele verstimmt. Das Experiment, mit diesen bäuerlichen Leuten lebendige Schönheit zu gestalten und in Fleisch und Blut zu übersetzen, was in romantischen Träumen so lockend anspricht, hat ihn nicht befriedigt, die letzte Szene, von der er sich die beste Wirkung versprochen, weil sie dem Natürlichen am nächsten kam, war vollständig mißlungen.

„Diese Tölpel!" grollte der König. „Mit den Kleidern ziehen sie auch den Geist aus. Als nackte Menschen haben sie nur noch die Form, aber nicht mehr die Seele der Schönheit. Ihr Fleisch ist stark, ihr Wille schwach — und Phantasie hat weder ihr Fleisch noch ihr Wille. Da läßt sich nichts improvisieren. Da müßte alles durch Drill entwickelt werden, wie bei talentlosen Komödianten. Und dann wär's danach —"

Er ließ die Speisen unberührt und schloß sich in sein Schlafgemach ein. Er fühlte sich körperlich und geistig so unbehaglich wie nie. Schlimme Ahnungen quälten ihn. Wie wird die nächste Sitzung mit dem Schatzmeister ausfallen? Er mochte nicht daran denken.

Richtig, da kam der Unglücksmensch mit einer Miene, die nichts Gutes verhieß.

„Nun, mein großmächtigster Hofbankier?“

„Es ist nahezu aussichtslos, einen Schritt weiter zu thun, falls sich Majestät nicht zur Unterzeichnung eines gewissen Schriftstücks verstehn —“

„Nicht weiter! Ich werde mich hüten, mich so bösen Mißdeutungen auszuliefern. Die Sache ist verdächtig.“

„Ganz meine Auffassung, Majestät. Ich finde das auch. Trotzdem — trotzdem —“

„Weiter, mein Finanzgenie, nicht so stocken!“

„Trotzdem fühlte ich einen unwiderstehlichen Reiz, einmal das Spiel zu wagen. Wer wagt, gewinnt —“

„Sie haben nichts zu verlieren, Mensch — als meine Gnade.“ Und er betrachtete den Schatzmeister mit durchbohrendem Blick.

„Euer Majestät Gnade ist mein Alles.“

„Gut. Jetzt keinen Austausch von Höflichkeiten. Zur Sache! Das Volk — der Landtag — nun?“

„Wenn man einen gangbaren Weg dahin wüßte. Das ist sehr langwierig, Majestät. Und alles drückt und drängt.“

„Der Staat — hat der nicht noch Organe, die handlicher sind, als der Landtag, der Staat, na?“

„Wer ist der Staat?“ fragte der Beamte mit rabulistischer Shylok-Miene. „Das sind die paar Leute, die das Heft in der Hand haben. Die haben zwar die Mittel und die Minister auf ihrer Seite — und die, scheint mir, wollen nicht mehr.“

Der König schäumte auf: „Die wollen nicht mehr? Ist es so weit gekommen? Dann nimmt man einfach andere Minister! Wer ist der Staat, ihr Schurken? Der Staat bin ich! L'état c'est moi.“

Nach diesen in höchster Erregung herausgeschleuderten Worten brach der König in seinem Sessel zusammen.

Der Schatzmeister duckte sich, ging einige Schritte zurück und verschwand in der Thürfüllung — lauernd auf seine Beute.

Nach einer halben Stunde hatte er das Schriftstück mit des Königs Siegel und Unterschrift.

Der König seufzte auf, fast weinend: „Heilige Schönheit, wenn du wüßtest, was du mich kostest!“

* *

Was hatte das zu bedeuten? Die Lieferungsfristen waren um, die stipulierten Mittel kamen nicht. Die Beamten starrten ihn mit verzweifelten Gesichtern an und gaben ausweichenden Bescheid auf jede Frage. Seit Wochen ging das so. Der Himmel selbst schien in fragwürdigster Ver-

fassung, er hatte sich mit grauen, trägen Wolken verhängt, und unabläßig fiel seiner kalter Regen. Die Berge glichen einer schmutzig verwaschenen Masse ohne bestimmte Konturen, und kam einmal ein flüchtiger, lichter Moment, so war's als schnitten sie höhnische Fratzen. Die Ebene lag stumpf in mißfarbigen Nebeldünsten. Und Pfingsten, das „liebliche Fest", sollte kommen?

Der König raste von Schloß zu Schloß. Überall das nämliche Bild. Wie Götterdämmerung überall. Da faßte seine Seele dumpfe Verzweiflung. O, jetzt eine Aufrüttlung, ein unerhört Gewaltsames! Die Schönheit einer weltstürmenden That, ein Epos von Greueln, ein Heldenstück in einem Chaos von Blut — und dann das Ende.

Und der König riß das zierlich geschriebene Manuskript seines Leibpoeten in Fetzen: „Armseliger Fasler!" und er trat die Modelle seiner Drachenburg mit den Füßen: „Stümper! Filzige Tröpfe!" und er schleuderte eine kostbare Vase gegen die Wand. „Wo bist du: Größe — ungeheure Größe, die ich einst sah. Meine Seele verschmachtet mir in der Hand — alles narrt mich." Und er schlug sich mit der Faust wider die Stirn.

Er warf sich in den Kleidern aufs Bett. Seit Wochen floh ihn der Schlaf, jedes Schlummermittel versagte.

Kaum die Augen geschlossen, springt er auf, bleich, entsetzt. Eine Vision, — er hat sich im Kerker gesehen. Seine strahlenden Burgen versunken, seine wundervollen Schlösser verschrumpft — alles ein schwarzes Gefängnis, gemauerte Finsternis, und er in Haft! Was er seit Jahrzehnten gebaut: sein eigener Kerker! Er, der Herrscher auf der Hochwacht lichtester Ideale, gefangen, gebunden und in den Abgrund geschleudert!

Angstschweiß steht auf seiner Stirn. Er ruft, er brüllt nach seinen Dienern. Niemand erscheint.

Er stürzt an die Thür, die zum Turme führt, reißt sie auf. Er prallt zurück. Ein fremder Mann steht vor ihm, klein von Gestalt, aber teuflisch überlegenen Blicks, daneben zwei handfeste Gesellen, Riesen, wie aus dem Boden gewachsen.

„Was wollt Ihr?"

„Majestät," sprach der Kleine mit erzener Stimme, „ich bin der Obermediziner des Staates, ich bin der Heiler kranker Gehirne, Sie sind meiner Pflege verfallen."

„Woher kennen Sie mich? Sie haben mich nie gesehen!"

„Majestät, das steht alles in den Akten. Ergeben Sie sich ruhig in meine Hand, jeder Widerstand ist unnütz."

Ehe der König eine Bewegung machen konnte, hatten ihn die Riesen links und rechts an den Armen gefaßt.

Er schüttelte sie mit einem heroischen Ruck ab: „Ich gehe frei!"

Am Fuß der Treppe angekommen, rief er, daß es wie Angstschrei eines zu Tod Getroffenen durch den Hof hallte: „Schildwache! Euer König — herbei! Euer —"

Da trat ihm stracks ein anderer Mann entgegen, der oberste Stallmeister, ein Bändiger edler Rosse, derselbe, der ihm einst die Verträge nach dem Kriege abgerungen, und schrie: „Der König hat hier nichts mehr zu sagen!"

Barhaupt, das weiße Taschentuch vor dem Gesicht, innerlich vernichtet, wie vom Blitz versengt, saß der König im geschlossenen Wagen, gefolgt von fremden Knechten und Reisigen. Ein Gefangener, zog er die Straße, die er gestern noch im sausenden Galopp als Herrscher gefahren.

Und die Folter geheim organisierter Staatsübermacht hatte vierundzwanzig Stunden Gewalt über den gestürzten Titanen der Schönheit.

Als der traurigste Tag zur Rüste ging, flammte es noch einmal auf wie weltüberwindende Majestät in der Seele des entthronten Königs: „Schönheit ist Freiheit, die jede Fessel bricht!" Er stürzte sich in den See, schwimmend an das Gestade der Freiheit sich zu retten. Sein Kerkermeister, der Heiler kranker Gehirne, ihm nach, ihn zu fassen. Ein kurzes Ringen. Der König war Sieger. Mit gewaltiger Faust duckte er den Gegner nieder in die Flut. Wie eine Katze ward der gelehrte Peiniger ertränkt, als die schwarzen Wasser über ihm zusammenschlugen.

„Ach! Ach!" entwand sich's wie Sehnsuchtsschrei und Jubelruf zugleich der königlichen Brust. Und in die Nacht hinaus schwamm der Herrscher. Und plötzlich schimmerte es wie Gold und Purpur in und über dem Wasser — singende Schwäne zogen ihm entgegen, klingende Roseninseln, und all' die heroischen Gestalten, die er in den unsterblichen Schöpfungen seines Meister-Freundes so sehr geliebt, tauchten leuchtend auf und umringten ihn grüßend und gaben ihm das Geleite, und die Wolken öffneten sich und zeigten ihm in unversehrter Schönheit seine Wunderbauten, und in göttlicher Gloria erschien die Nacht selbst, die strahlende Königin, ihren Liebling zu empfangen.

„Gloria in Excelsis!" Da stand sein Herz still.

Die Wellen betteten den Leib des Erlösten auf weichen Sand im Schatten tropfenschwerer, duftiger Blütenzweige.

Der Vollmond stand über dem Hochgebirge, und mit der Mitternacht brach Pfingsten an.

* *

Und war's gestern oder vor tausend Jahren, die flammenden Herzen sterben nicht aus, die dem Kronenträger der Schönheit ewige Liebe weihen. Keinem wird die Erinnerung daran schwinden. Jeder weiß es, in alter und neuer Welt. Und wenn das Neueste das Alte und Neue verschlungen hat, wird es jeder noch in seiner Weise nacherleben, vom freiesten Übermenschen bis zum gebundensten Tagelöhner, denn es war ein wahrhaft majestätisches Stück deutschen Schönheitslebens, voll Glanz und Trauer, voll Herrlichkeit und Elend, königlich echtes Menschenleben.

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch —
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.



Karl Lamprecht.

Von Georg Winter.

(Stettin.)

Jede echte und wahre nationale Litteratur muß notwendig aus dem ureigenen Geiste des Volkes und der Zeit ihrer Entstehung hervorgegangen sein und wird daher ebenso notwendig stets ein mehr oder minder getreues Spiegelbild der großen, das Volksleben bewegenden und beherrschenden geistigen Strömungen sein, welche als die eigentümlichen Äußerungen der Volksseele betrachtet werden dürfen. Und je gewaltiger und gährender diese Strömungen sind, je mehr sie das gesamte Leben des Volkes bestimmend beeinflussen, je größer und zahlreicher die Probleme sind, welche durch sie aufgeworfen werden, um so mehr wird alles das seinen Ausdruck und seinen Brennpunkt in der nationalen Litteratur, wenn diese ihre hohe Aufgabe recht begreift, finden. Eine solche Gährung des Volkslebens kann aber nur dann entstehen, wenn mit scheinbar unvermittelter Plötzlichkeit neue und mächtige, das Denken und Schaffen der Menschen in hohem Maße beschäftigende Probleme auftauchen und im Verlaufe der Versuche ihrer Lösung einander entgegengesetzte geistige Bewegungen hervorrufen, welche, die Lösung auf verschiedenen Wegen erstrebend, mit einander ringen und kämpfen und so das gesamte Volksleben in eine das Maß des Alltäglichen überschreitende unruhige Bewegung bringen.

Es kann kein Zweifel sein, daß seit den Tagen der Renaissance und Reformation des 15. und 16. Jahrhunderts keine andere Zeit so zahlreiche Symptome unruhiger und gährender Bewegung hervorgerufen hat, wie die unsrige. Die einzige andere, die sich damit vergleichen ließe, die der französischen Revolution, war zwar an äußeren gewaltsamen Ereignissen ungleich reicher, aber doch an Fülle der neu auftauchenden Gedanken und Probleme, an den Vorzeichen einer neuen, nach Erfüllung ringenden Weltanschauung, kurzum an schöpferischen Ideen doch nicht so reich, als die unsrige. Mögen viele in unserer Zeit unruhig und besorgt den neuen Ideen ratlos gegenüberstehen, klar ist doch, daß, wenn im Geistesleben der Völker träge Ruhe Stillstand, und lebhafte Bewegung Fortschritt bedeutet, wir in einer Zeit des Fortschritts leben, mit der wenige Perioden der Vergangenheit sich messen können. Die gewaltige Sphinx der sozialen Frage, die im Mittelpunkt dieser Bewegung steht, wird nicht eher wieder verschwinden, als bis es der Menschheit gelungen sein wird, eine Form der Lösung auf dem Boden der durch Jahrtausende geschaffenen Kultur zu finden. Und die Art, wie jedes Volk diesen neuen großen Problemen gegenübersteht, wird naturgemäß ihren zutreffendsten Ausdruck in seiner nationalen Litteratur finden.

Im letzten Grunde stehen alle die großen Strömungen unserer gegenwärtigen Litteratur, die Richtungen der Alten, Jungen und Jüngsten oder wie wir sie sonst nennen wollen, mit den durch diese soziale Frage hervorgerufenen Bewegungen des Volkslebens in untrennbarem Zusammenhange. Denn auch die Litteratur ist und bleibt stets ein historisches Produkt und den wechselnden Entwickelungsphasen der Gesamtkultur unterworfen. Und zwar trifft das nicht etwa nur auf die Nationallitteratur im engeren Sinne, auf die belletristische Litteratur zu, in der dieser Zusammenhang am augenfälligsten zu Tage tritt, sondern auch auf die wissenschaftliche. Die geschichtliche Bewegung des Volkes selbst beeinflußt ganz ebenso die Litteratur, wie sie ihrerseits von dieser beeinflußt wird.

In der wissenschaftlichen Litteratur tritt dieser enge Zusammenhang mit den sozialen, geistigen und politischen Strömungen besonders deutlich bei der Geschichtsschreibung zu Tage, die ja stets in engen Beziehungen nicht bloß zur Vergangenheit, sondern auch zur Gegenwart zu stehen pflegt. Denn wie die Vergangenheit durch unzählige unsichtbare Fäden mit der gegenwärtigen geistigen, sittlichen und politischen Welt verbunden ist, wie diese letztere mit Recht als das Produkt einer unendlichen Reihe von Faktoren der Vergangenheit bezeichnet wird, so wirkt umgekehrt die Gegenwart und die in ihr herrschende Weltanschauung auch mehr oder weniger direkt nicht zwar auf die geschichtliche Vergangenheit, wohl aber auf deren Erforschung und Erkenntnis,

d. h. nicht zwar auf die Geschichte selbst, wohl aber auf die Geschichtsschreibung in hervorragender Weise ein. Man kann daher ganz allgemein die Beobachtung machen, daß diejenigen Probleme der uns umgebenden sittlichen, politischen und sozialen Welt, welche in der Gegenwart die Aufmerksamkeit in besonders hohem Grade in Anspruch nehmen, alsbald auch in ihren verwandten Erscheinungen der Vergangenheit die geschichtliche Forschung zu energischer Thätigkeit anregen. So lange die Begründung des nationalen Staates in Deutschland im Vordergrund des Denkens und Handelns aller politischen Köpfe stand, so lange wendete sich auch die geschichtliche Forschung mit besonderer Vorliebe, ja so gut wie ausschließlich der Erforschung der Vergangenheit dieses Staatslebens zu: neben der rein politischen war die Verfassungsgeschichte die herrschende Richtung innerhalb der deutschen Geschichtsschreibung. Mit je größerer Mächtigkeit aber in unserer Zeit die Massenerscheinungen und Probleme des sozialen Lebens sich geltend machten, um so dringender und unabweisbarer trat auch das Bedürfnis hervor, die verwandten Erscheinungen der Vergangenheit, an denen man bisher fast achtlos vorübergegangen war, in den Kreis der Forschung zu ziehen: Die Geburtsstunde der neuen historischen Disziplin der Wirtschaftsgeschichte hatte geschlagen. Nationalökonomen und Historiker forschten mit großem Eifer in den freilich für diese Zwecke sehr spröden und lückenhaften Zeugnissen der Vergangenheit, um ein Bild von dem allmählichen Wachsen und Werden der sozialen Erscheinungen des Völkerlebens zu gewinnen. Da aber diese in stillem und langsamem organischem Wachstum sich gestaltenden sozialen Erscheinungen weit weniger als die bisher vorzugsweise behandelten politischen Haupt- und Staatsaktionen von dem Wirken und Schaffen einzelner Persönlichkeiten, in denen man bisher die hauptsächlichsten Träger der geschichtlichen Entwickelung gesehen hatte, abhängig sind, so war für die Erforschung dieser sozialen Erscheinungen auch eine ganz andere Methode und ein ganz anderes und anders zu bearbeitendes Quellenmaterial erforderlich, als für die mehr individualistische rein politische Geschichte. Denn ein ganz anderes ist es doch, aus den Zeugnissen der Vergangenheit ein klares Bild von dem Wirken und Schaffen einzelner großer Persönlichkeiten zu entwerfen — das war die eigentliche Aufgabe der älteren Richtung der Geschichtsschreibung gewesen — ein anderes, den langsamen, oft erst nach Jahrhunderten erkennbaren Wirkungen der sozialpsychischen Kräfte des eigentlichen Volkslebens nachzugehen. Zu dieser letzteren, offenbar weit schwierigeren Aufgabe war eine Vereinigung der nationalökonomisch-statistischen mit der historischen Methode im engeren Sinne gleichsam erst zu entdecken, waren die Wege erst zu bahnen, auf denen die junge Wissenschaft der Wirtschaftsgeschichte zu gesicherten

Resultaten gelangen konnte. Als bahnbrechend in dieser Richtung kann unter den Historikern Karl Wilhelm Nitzsch, unter den Nationalökonomen Karl Knies betrachtet werden. Als der unmittelbare geistesverwandte Fortsetzer, methodische Begründer und Vollender der von diesen großen Forschern und einer Reihe minder hervorragender Gelehrter angebahnten Richtung darf ein jüngerer, durchaus originaler und genialer und zugleich unvergleichlich fruchtbarer und schöpferischer Gelehrter angesehen werden, dessen große grundlegende Werke die gesamte deutsche Historikerwelt in zwei scharf getrennte Lager getrennt haben, die sich mit stets wachsender Heftigkeit bekämpfen und so das Ringen alter und neuer Richtungen mit einander auch auf das bisher ruhigere und stillere Gebiet der Geschichtsschreibung übertragen haben. Es ist der Leipziger Professor der Geschichte Karl Lamprecht, um dessen eine völlig neue historische Weltanschauung begründende Werke es sich handelt. Die durch dieselben hervorgerufene Polemik zwischen dem Begründer der neuen wissenschaftlichen Richtung einerseits und einigen besonders heißspornigen Vertretern der älteren Richtung andererseits hat eine Schärfe angenommen, welche auch außerhalb der Kreise der Fachgenossen Aufmerksamkeit und Erstaunen erregt hat, auch da, wo man nicht mit voller Klarheit wußte, um was es sich in diesem Streite im letzten Grunde handle. Über diesen Kernpunkt des so lebhaft geführten Streites sich völlig klar zu werden, ist aber für jeden, der sich für historische Dinge interessiert, um so wünschenswerter, ja notwendiger, als es sich bei dieser Polemik nicht etwa um ein Gelehrtengezänk über Kleinlichkeiten, sondern um die entscheidenden Grundfragen der historischen Wissenschaft überhaupt handelt, welche, wenn die Lamprecht'schen Ideen zum Siege gelangen — woran schon jetzt kaum noch ein Zweifel obwalten kann — an einem Wendepunkt ihrer gesamten Entwickelung angelangt ist.

Auf eine möglichst einfache Formel gebracht, würde die zwischen Lamprecht und seinen Gegnern mit so großer Leidenschaftlichkeit verhandelte Streitfrage etwa so zu formulieren sein: Sind im geschichtlichen Leben der Völker die äußeren Ereignisse, die von einzelnen, großen, „eminenten" Persönlichkeiten herbeigeführten Vorgänge das Entscheidende (Standpunkt der älteren, rein individualistischen Richtung) oder sind es die großen Massenerscheinungen im Volksleben selbst und die sozialpsychischen Kräfte, durch welche diese Massenerscheinungen hervorgerufen werden? Oder mit anderen Worten: ist die Individualpsychologie oder die Sozial- bezw. Völkerpsychologie als die Grundlage der historischen Wissenschaft anzusehen? Natürlich ist aber der Gegensatz der beiden Richtungen kein so absoluter, wie es diese nur auf das entscheidende Merkmal zugespitzte Formulierung

der Streitfrage erscheinen lassen könnte. Weder hat es unter der älteren Richtung wirklich hervorragende Männer gegeben, welche ernstlich behauptet hätten, daß nur dem Wirken der einzelnen großen welthistorischen Persönlichkeiten historischer Wert beizumessen sei, noch behauptet die von Lamprecht begründete neuere Richtung, daß diesen großen geschichtlichen Persönlichkeiten überhaupt keine Bedeutung für die Erkenntnis des geschichtlichen Lebens zukomme. Bis zu dem letzteren, ohne alle Frage falschen Extrem ist nur die Sozialdemokratie vorgeschritten, deren Anschauung auf historischem Gebiete aber eine selbständige wissenschaftliche Bedeutung nicht zukommt. Der Unterschied zwischen den beiden wissenschaftlich in Betracht kommenden Richtungen würde also näher dahin zu präzisieren sein, daß die ältere Richtung, als deren größten und universalsten Vertreter wir Leopold von Ranke zu betrachten hätten, in den möglichst genau zu erforschenden und „pragmatisch" mit einander zu verbindenden Handlungen der einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten, in dem Singulären, von dem Typischen Abweichenden und über dasselbe Hervorragenden das Wesentliche, in dem mehr oder minder unabhängig von den großen Persönlichkeiten organisch und typisch sich Gestaltenden das Sekundäre, gleichsam die Folie sähen, von der sich die großen Persönlichkeiten wirkungsvoll abheben, während die neuere Richtung gerade in dem Typischen, in langsamem, organischem Werdegange Entstehenden, in den Zuständen des Volkslebens den eigentlichen Gegenstand der historischen Forschung sieht und den großen über dieses Typische hinausragenden Persönlichkeiten nur insoweit eine wirklich wissenschaftlich geschichtliche Bedeutung zugesteht, als sie hemmend oder fördernd auf jenen organischen Werdegang der Kultur und des sich in bestimmten Phasen und Typen entwickelnden Volkslebens eingewirkt haben. Mit einem kurzen, freilich das Wesen der Sache keineswegs völlig erschöpfenden Schlagworte würde also die ältere Richtung als die politische, die neuere als die Kultur-Geschichtsschreibung zu bezeichnen sein.

Da kann nun kein Zweifel sein, daß dem Endzweck und Ziel aller menschlichen Wissenschaft die Kulturgeschichte in höherem Grade zu entsprechen und sich anzunähern vermag als die politische. Als dieses Endziel aller wissenschaftlichen Forschungsthätigkeit wird man wohl ohne Widerspruch die auf Gründen beruhende Erkenntnis der uns umgebenden Welt bezeichnen dürfen. Und wenn es innerhalb dieses allgemeinen Rahmens die Aufgabe der Naturwissenschaften sein muß, die natürliche Welt zu erkennen und verständlich zu machen, so ist es die Aufgabe aller Geisteswissenschaften und insbesondere der historischen, die uns umgebende geistige, sittliche, politische und soziale Welt aus ihrer Genesis zu begreifen. Eine solche genetische Erklärung, welche als das eigentlich Charakteristische jeder

historischen Erkenntnis zu bezeichnen wäre, kann aber niemals durch eine noch so detaillierte Erforschung und Darstellung einzelner singulärer Handlungen, Vorgänge und Ereignisse gewonnen werden, sondern nur durch ein Zusammenfassen des Einzelnen zu allgemeineren Erkenntnissen, durch vergleichende Beobachtung massenhafter Einzelvorgänge und ihre Verbindung zu allgemeinen Typen, durch die allein man zu der Vorstellung einer einheitlich aus sich heraus sich gestaltenden Entwickelung gelangen kann. Das gänzliche Fehlen dieses gesetzmäßigen, typischen Elements in der älteren Richtung der Geschichtsschreibung hat dieser, so hervorragende und großartige Leistungen sie auch aufzuweisen hat, von seiten anderer Wissenszweige den Vorwurf eingetragen, daß sie im Grunde keine strenge Wissenschaft, sondern eher eine Kunst sei, da ihr das eigentlich Charakteristische jeder wissenschaftlichen Erkenntnis, die Zusammenfassung der Einzelbeobachtungen zu allgemeinen Begriffen, fehle. Dieses Erfordernis trifft nicht etwa bloß, wie man von seiten der Historiker wohl behauptet hat, auf die Naturwissenschaften zu, es gilt ganz ebenso von allen Geisteswissenschaften. Von der Philosophie, die es mit den Gesetzen und Normen des Denkens selbst zu thun hat, bedarf es hierfür keines näheren Nachweises. Aber auch die der Geschichte methodisch wohl am nächsten stehende Philologie hat es nicht mit einzelnen Worten und Sätzen, sondern mit den Regeln und Gesetzen zu thun, nach denen die Sprache sich organisch entwickelt hat. Zu solchen Normen und Gesetzen aber, welche, auf das Historische übertragen, als Typen und Entwickelungsphasen der menschlichen Kultur induktiv und genetisch zu gewinnen sind, vermag nur eine wissenschaftlich klar erfaßte und methodisch sicher gehandhabte kulturgeschichtliche Forschung zu gelangen, während eine auf die mehr oder minder willkürlich charakterisierten Handlungen einzelner hervorragender Menschen sich beschränkende Geschichtsdarstellung notwendig auf dem Standpunkt der rein deskriptiven Wissenschaft stehen zu bleiben gezwungen ist und zu einer erschöpfenden genetischen Erklärung der Gegenwart aus der Vergangenheit gar nicht gelingen kann.

Nun ist ja natürlich die Kulturgeschichte keineswegs etwas absolut Neues, etwa durch Lamprecht plötzlich Geschaffenes. Vielmehr hat es neben der politischen Geschichte schon seit langer Zeit Anfänge einer kulturgeschichtlichen Richtung gegeben, welcher sich kein wirklich hervorragender Forscher völlig entschlagen hat. Sie alle, und allen voran Ranke, haben natürlich sehr wohl erkannt und oft in durchdachter und philosophischer Form hervorgehoben, daß das Wirken der einzelnen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten in jedem Augenblicke der geschichtlichen Bewegung von den allgemeinen Kulturzuständen, in welchen diese Persönlichkeiten lebten, abhängig

gewesen ist. Auf einen trivialen Ausspruch gebracht: Alle hervorragenderen Historiker der älteren Richtung haben sehr wohl gewußt, daß jede, auch die größte welthistorische Persönlichkeit schließlich doch ein Kind ihrer Zeit ist, durch deren allgemeinen Zustand in ihrer Wirksamkeit bedingt und begrenzt wird und aus deren Schranken nicht heraus kann. Auch daß diese Zustände einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Volkes nicht von großen Persönlichkeiten geschaffen sind, sondern ein mehr oder weniger von ihnen unabhängiges Leben haben und mit einer gewissen inneren Notwendigkeit sich entwickeln, ist den Vertretern der älteren Richtung der Geschichtsschreibung keineswegs verborgen geblieben. Ranke hat es vielmehr in den ebenso einfachen, als tiefsinnigen Worten ausgesprochen: „Auch in der Geschichte bekämpfen und durchdringen sich Freiheit und Notwendigkeit. Die Freiheit erscheint mehr in den Persönlichkeiten, die Notwendigkeit in dem Leben des Gemeinwesens." Auch er also erkannte in dem Leben des Gemeinwesens eine Notwendigkeit, d. h. eine gesetzmäßige Entwickelung an, deren Wesen er sich durch seine mystisch-transcendente, tiefsinnige Ideenlehre verständlich zu machen, aus ihrem eigenen immanenten Wesen heraus aber gar nicht zu erklären versuchte. Da er vielmehr gleich der ganzen älteren Richtung der Geschichtsschreibung nach wie vor in dem mehr in der „Freiheit" sich entfaltenden Walten der großen Persönlichkeiten das eigentliche Objekt der historischen Forschung sah, so erschien ihm jenes, der Notwendigkeit unterworfene Leben des Gemeinwesens als das Nebensächliche, als der zum Verständnis der großen Persönlichkeiten eben unentbehrliche Hintergrund. Von diesem Gesichtspunkte aus hat er in seinen großartigen, für die größere erste Hälfte unseres Jahrhunderts geradezu epochemachenden Werken da, wo es ihm notwendig erschien, oft hervorragende Schilderungen des jeweiligen Standes jenes Lebens des Gemeinwesens gegeben, die aber eben infolge seines grundsätzlichen und für die damalige Entwicklungsphase der Geschichtsschreibung durchaus richtigen Standpunktes wesentlich deskriptiv blieben, d. h. auf eine wissenschaftlich genetische Erklärung, die er wohl überhaupt nicht für die Aufgabe der historischen Wissenschaft ansah, von vornherein verzichteten. Auch bei ihm, dem Hervorragendsten der älteren Richtung, blieben also diese Schilderungen der Massenerscheinungen des Volkslebens, der jeweiligen Kulturzustände im wesentlichen dekoratives Beiwerk, Hintergrund und Voraussetzung für das freie Walten der geschichtlichen Persönlichkeiten. Aber nimmermehr würde er die Forderung aufgestellt haben, daß dieser grundsätzliche Standpunkt nun für alle Zeiten festgehalten werden müsse, wie dies seine kleineren Nachfolger mit Vorliebe gegenüber der auf einem anderen Standpunkte stehenden neueren Richtung thun: vielmehr hat er den ersten, eine durch-

aus originale neue Auffassung bekundenden Arbeiten Lamprechts rege Teilnahme und intensives Interesse entgegengebracht. Der hohe Standpunkt seines universalen, die Gesamtheit des historischen Lebens umfassenden Wissens behütete ihn vor dem Irrtum, als ob der Standpunkt, von dem aus er die geschichtliche Entwickelung betrachtet hatte, nun ein für alle mal der einzig mögliche sei. Wie er sich des Relativen alles historischen Erkennens wohl bewußt war, so würde er ohne Frage ohne weiteres zugegeben haben, daß die von ihm zur höchsten Höhe der Vollendung gebrachte historische Auffassung eben auch nur eine einzelne Phase der Entwickelung der historischen Wissenschaft bedeute. Das bis zum Äußersten des persönlichen Kampfes gehässige „Anathema sit", welches einige besonders fanatische Anhänger der älteren Richtung gegen Lamprecht schleudern, weil er neue Bahnen für seine Wissenschaft zu suchen bestrebt und zu finden so glücklich ist, würde Ranke gewiß nicht gebilligt haben.

Worin liegt nun aber dieses absolut Neue der von Lamprecht eingeschlagenen Bahnen? Etwa nur darin, daß er dem kulturgeschichtlichen Element einen etwas weiteren Raum in seiner Darstellung einräumt, als seine Vorgänger? Dann würde seine Auffassung wohl quantitativ, aber nicht ihrem innersten Wesen nach von der seiner Vorgänger verschieden sein. Der Unterschied, ja Gegensatz liegt vielmehr darin, daß er die Gesamtheit des historischen Lebens eines Volkes als eine sich organisch entwickelnde Einheit zu begreifen sucht, deren in bestimmten und klar erkennbaren Phasen sich gestaltender Werdegang sich in den von dem Volksganzen in langsamer Entwickelung geschaffenen Massenbewegungen und Zuständen wiederspiegelt und von dem Wirken und Handeln einzelner Persönlichkeiten wohl im Einzelnen gelenkt, gefördert oder gehemmt, aber weder geschaffen noch willkürlich abgeändert werden kann. Und je nachdem die große Persönlichkeit hemmend oder schöpferisch auf diese Gesamtzustände einwirkt oder nicht, schreibt Lamprecht ihr neben den aus der typischen Gesamtschaffenskraft hervorgehenden Zuständen eine große oder geringe geschichtliche Bedeutung zu. Man sieht, daß damit die Wirkung der großen Persönlichkeiten keineswegs geleugnet, in vielen Fällen sogar nicht einmal abgeschwächt, sondern nur in richtiger Beleuchtung in den Gesamtrahmen des historischen Lebens organisch eingegliedert wird. Die als Produkte der intensiven und unausgesetzten Kulturarbeit der Massen oder, um mit Ranke zu reden, der Gemeinwesen sich ergebenden Kulturzustände treten aus ihrer Isoliertheit und Passivität heraus und werden aus reinen Möglichkeits-Bedingungen für das Schaffen der einzelnen „eminenten" Persönlichkeiten zu Verursachungen des historischen Lebens; aus dem mehr zufälligen Nebeneinander der beiden konstitutiven Kräfte des historischen Lebens,

der Handlungen einzelner großer Persönlichkeiten einerseits und der allgemeinen Zustände andererseits, wird ein Kausalitätsverhältnis, welches die Auffassung des historischen Lebens als einer wissenschaftlich erkennbaren Entwicklungsreihe erst ermöglicht, während aus der reinen Nebeneinanderreihung noch so vieler, nur nach ihren subjektiven Beweggründen erkennbarer, oft aber auch nicht erkennbarer Einzelhandlungen niemals eine einheitliche Entwicklungsreihe werden kann. Um zur Erkenntnis dieser einheitlichen Entwicklungsreihe zu gelangen, muß aber das Gesamtleben eines Volkes und einer Zeit erfaßt, muß daher das Verständnis und die Darlegung von unten her, nicht von der Spitze her gewonnen werden. Dann erst, wenn man den kulturellen Standpunkt eines Volkes und einer Zeit in allen seinen Auswirkungen sich klar gemacht hat, vermag man den auf dieser Grundlage sich erhebenden Einzelhandlungen hervorragender Persönlichkeiten ganz und voll gerecht zu werden. Die Politik der Könige wird erst verständlich, wenn man die Zustände ihrer Völker kennt. Um zu einer wirklich klaren Erkenntnis der letzteren zu gelangen, bedarf es aber ausgedehnter Massenbeobachtungen nach Art der statistischen Feststellungen der Gegenwart. Da nun die früheren Jahrhunderte eine Statistik in unserem Sinne nicht gekannt haben, so mußte sich der Begründer der neuen Richtung eine solche erst schaffen. Dazu bedurfte es einer anderen Behandlung der vorhandenen Quellen und einer massenhaften Heranziehung neuer, bisher minder beachteter Quellen, aus denen solche statistische Beobachtungen geschöpft werden konnten. Eben in der Begründung einer neuen und systematischen Methode der Quellenverwertung, auf welche hier nicht näher eingegangen werden kann, liegt einer der größten wissenschaftlichen Fortschritte, welche Lamprecht gemacht und durch welche er der Geschichtswissenschaft ganz neue Gebiete eröffnet und neue Aufgaben gestellt hat.

Aus dem Gesagten erhellt deutlich, wie verkehrt es ist, wenn man den Gegensatz zwischen der älteren und der Lamprecht'schen Richtung kurz auf die Formel bringen zu können geglaubt hat, daß die ältere wesentlich idealistischer, die neue materialistischer Art sei, wobei man dann nicht verfehlt, darauf hinzuweisen, daß die Lamprecht'sche Auffassung sich bedenklich der gleichfalls materialistischen der Sozialdemokratie nähere. Die Veranlassung dazu hat ohne Zweifel die Thatsache gegeben, daß in der Lamprecht'schen Auffassung unter den verschiedenen Kräften, unter deren Zusammenwirken nach ihm die historische Bewegung entsteht, dem wirtschaftlich-sozialen Element eine sehr hervorragende Stelle eingeräumt wird. Der Trugschluß, daß eine Geschichtsauffassung, die sich mit den „materiellen" Grundlagen und Grundbedingungen des historischen Lebens besonders eingehend beschäftigt, materialistisch sei, liegt ja in der That ziemlich nahe, ist aber darum nicht

minder ein Trugschluß. Denn bei der von Lamprecht mit Recht sehr stark betonten, bisher von der Geschichtsschreibung über Gebühr vernachlässigten wirtschaftlich-sozialen Entwicklung handelt es sich gar nicht um etwas rein Materielles, etwa um die äußeren Naturbedingungen des menschlichen Daseins, sondern vielmehr gerade um die Formen und Entwicklungsstufen, in denen sich der Menschengeist in den natürlichen und historisch erwachsenen sozialen Organisationen, denen Lamprecht mit besonderer Vorliebe nachgeht, die materiellen Grundbedingungen des Lebens begründet und geschaffen hat; d. h. es handelt sich auch hier, nicht, wie die Gegner glauben machen möchten, um einfache naturgesetzliche Vorgänge, auf die Lamprecht alle menschliche Wirksamkeit zurückzuführen bestrebt wäre, sondern um diese menschliche Wirksamkeit selbst, insofern sie sich auf die materiellen Güter erstreckt, deren Besitz doch nun einmal die notwendige Voraussetzung auch aller höheren menschlichen Kultur, welche Lamprecht ebenso wie die materielle zum Gegenstand eingehendster Forschung macht, ist. Und welcher Widersinn würde doch darin liegen, wenn man die Darstellung der auf gegenseitige Bekämpfung und Zerstörung gerichteten kriegerischen Thätigkeit des Menschen, welche doch die ältere Richtung sehr häufig zum Mittelpunkte ihrer Darstellung macht, als „idealistisch", die auf Schaffung wirtschaftlicher Werte gerichtete aber als „materialistisch" bezeichnen wollte. Thatsächlich ist die Gegensatz-Stellung von idealistischer und materialistischer Geschichtsschreibung gänzlich irrig und hat mit dem Wesen der Sache gar nichts zu thun. Ein Anhänger der neuen Richtung kann von einer im höchsten Maße idealistischen, ein Anhänger der alten Richtung von konsequent materialistischer philosophischer Weltanschauung erfüllt sein. Will man beide Richtungen mit einem kurzen Kennwort bezeichnen, so würde die ältere als die individualistische, die neuere als kollektivistische oder sozialpsychische zu bezeichnen sein. Der Gegensatz würde also auf philosophischem Gebiete nicht dem zwischen idealistischer und materialistischer Weltanschauung, sondern dem zwischen der älteren Individual- und der neueren Völker-Psychologie entsprechen. Diese Gegensätze aber, um die es sich bei den beiden verschiedenen Richtungen handelt, sind demgemäß nicht diametrale, sich gegenseitig ausschließende, sondern sich ergänzende. Mit anderen, auf die Hauptfrage angewandten Worten: weder die Handlungen einzelner hervorragender Männer, noch die typisch durch die Zusammenwirkung der Massen sich ergebenden und ständig abwandelnden Zustände sind das einzig Entscheidende in der historischen Bewegung, sondern diese geht aus einem beständigen Nebeneinanderwirken oder vielmehr aus einer unausgesetzten Wechselwirkung dieser beiden konstitutiven Kräfte alles geschichtlichen Lebens hervor. Dementsprechend hat Lamprecht praktisch in seiner großen „deutschen Geschichte",

von der bis jetzt sechs Bände erschienen sind, die einzelnen Persönlichkeiten zwar liebevoll geschildert, aber auch in ihrer kausalen Abhängigkeit von den kollektivistischen Zuständen nachgewiesen. Sehr charakteristisch hierfür ist die konkrete Fassung, die er diesem Grundgedanken seiner Auffassung in einer seiner Streitschriften gegeben hat: Karl der Große hätte niemals eine Reichsbank gründen, Bismarck niemals das deutsche Volk in die Zustände der Nomadenzeit zurückführen können. In der That vollziehen sich gerade die großen Hervorbringungen der menschlichen Kulturthätigkeit, Recht, Sitte, Wirtschaft rc. in normalen Zeiten fast ohne jedes erkennbare Zuthun einzelner großer Persönlichkeiten rein durch die typische Gesamtarbeit der Völker, die selbst da deutlich zu Tage tritt, wo dem freien individualistischen Schaffen des Einzelnen der scheinbar freieste Spielraum gelassen ist, wie in der Malerei, der Bau- und Bildhauerkunst in den Stilarten. Diese Thatsache, welche das A und das O der großartig einheitlichen historischen Weltanschauung Lamprechts ist, liegt gerade für uns Kinder des neunzehnten Jahrhunderts gegenüber den großen Massenerscheinungen, die wir unter dem Namen der „sozialen Frage" zusammenfassen, so deutlich zu Tage, daß sie kaum eines Beweises bedarf. Alle diese Massenerscheinungen sind — in der Vergangenheit wie in der Gegenwart — völlig unabhängig von dem Willen und Wirken einzelner Menschen als Produkt unserer wirtschaftlichen Entwicklung erwachsen und vom Standpunkte einer rein individualistischen Geschichtsauffassung einfach unbegreiflich, während sie vom kollektivistisch-sozialpsychologischen Standpunkte aus sehr wohl erklärlich sind. Von diesem aus würde der Historiker keineswegs etwa in Abrede stellen, daß auch diesen großen Massenerscheinungen gegenüber eine große und erfolgreiche Wirksamkeit eines einzelnen „eminenten" Mannes möglich sei. Im Gegenteil, auch jeder denkende kollektivistische Historiker würde einem Bismarck der sozialen Frage die größte Bewunderung zollen. Nur darin weicht Lamprecht und mit ihm die kollektivistische Richtung der Geschichtswissenschaft von der individualistischen ab, daß er mit Nachdruck die unleugbare Thatsache betonen würde, daß eben erst eine soziale Frage da sein muß, bevor eine große Persönlichkeit auftreten kann, die ihre Lösung in die Hand nimmt, ebenso wie erst die große nationale Einheitsbewegung im Volke vorhanden sein mußte, ehe ein Bismarck kam, um sie zur Verwirklichung zu bringen. Mit anderen Worten: auch die Thätigkeit der genialsten Einzelpersönlichkeit ist kausal bedingt von dem Gesamtzustande, den ihr Volk und ihre Zeit erreicht hat. Nicht darauf beruht demnach die schöpferische Kraft einer welthistorischen Persönlichkeit, daß sie aus sich heraus in wirklicher oder scheinbarer Willkür neue Formen für die, vielmehr organisch erwachsenden Gesamtzustände ihres Volkes und ihrer Zeit erfindet oder

schafft, sondern gerade darauf, daß sie die unabhängig von ihr vorhandenen historischen Kräfte richtig erkennt und zu lenken und zu beeinflussen versteht. Erst unter Berücksichtigung dieser, von Lamprecht mit bewundernswerter Klarheit und Konsequenz in seiner ganzen deutschen Geschichte zur Darstellung gebrachten Sachlage wird man dem historischen Wirken auch der einzelnen Persönlichkeit ganz und voll gerecht, und aus diesem Grunde würde vielleicht unter allen Lebenden kein Historiker in höherem Grade befähigt sein, uns eine wirklich wissenschaftliche Gesamtwürdigung des großen uns soeben entrissenen Kanzlers zu entwerfen, als eben Lamprecht. Sie würde erfüllt sein von der großartigen und einheitlichen Auffassung und Vergegenständlichung aller der großen historischen Kräfte, welche die Vorbedingung von Bismarcks Schaffen gewesen sind. Biographie und Geschichte würden hier zu einer untrennbaren Einheit verbunden erscheinen.

Doch ich halte inne. Denn wie sollte es möglich sein, in dem knappen Rahmen eines Zeitschrift-Aufsatzes das Wirken und Schaffen und die wissenschaftliche Bedeutung eines unvergleichlich schöpferischen und von einer Fülle neuer Gedanken getragenen Forschers wiederzugeben, der zu seiner durchaus neuen und originalen Auffassung recht eigentlich im Kampf und Gegensatz zu der bisher herrschenden Richtung gelangt ist? Daß er so Hervorragendes, wie seine umfassenden Werke „Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter" (vier Bände) und „Deutsche Geschichte" (sechs Bände) neben einer Fülle geistvoller Essays in so jungen Jahren schon zu schaffen vermochte, findet seine Erklärung vor allem in der genialen Folgerichtigkeit, mit der er vom Beginn seiner wissenschaftlichen Thätigkeit an alle seine reichen Geisteskräfte in wunderbar vielseitiger Einseitigkeit auf dies eine große Ziel, eine „deutsche Geschichte" im Lichte der neuen von ihm begründeten Auffassung gerichtet hielt. Es wird daher im Hinblick auf das große und berechtigte Aufsehen, welches seine Arbeiten in den weitesten Kreisen gemacht haben, zum größeren Verständnis dieses eigenartigen Gelehrten beitragen und vielen unserer Leser gewiß nicht unwillkommen sein, wenn wir am Schlusse unserer wissenschaftlichen Würdigung Lamprechts uns kurz auch die Hauptphasen seiner persönlichen Entwickelung vergegenwärtigen.*)

Karl Lamprecht ist am 25. Februar 1856 als Sohn des Oberpfarrers Lamprecht in Jessen bei Wittenberg geboren, also jetzt 42 Jahre alt. Er besuchte in Wittenberg erst das Gymnasium und nahm in dieser altehrwürdigen Lutherstadt die ersten historischen Eindrücke in sich auf, die sich, wie meist bei Knaben, an bestimmte historische Persönlichkeiten knüpften:

*) Der nachfolgende biographische Abriß beruht zum größten Teil auf Mitteilungen Lamprechts selbst.

neben dem Reformator selbst, für dessen Lebensgang Wittenberg so hochbedeutsam war, zogen ihn namentlich damals die großen Preußenkönige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große an. In Bezug auf Luther blieb ihm namentlich der Eindruck lebendig, welchen einige Cranach'sche Bilder auf ihn machten, die in einer Wittenberger Buchhandlung, bei deren Besitzer er in Pension war, zu sehen waren. Es war die alte Lufft'sche Buchhandlung, die Verlegerin der Schriften Martin Luthers. Sie befand sich noch in einem jener anheimelnden altertümlichen Häuser mit schweren Deckbalken, welche auf den von Jugend auf für historische Dinge verständnisvollen Knaben ihren Eindruck nicht verfehlten. Das sechzehnte Jahrhundert trat ihm hier gleichsam verkörpert entgegen. Und historisch interessant blieb seine Umgebung, als er dann zur weiteren Ausbildung der alten hochberühmten Schule in Pforta übergeben wurde, die der deutschen historischen Wissenschaft den größten ihrer bisherigen Meister, Leopold von Ranke, geschenkt hat. Während ihm hier die notwendige klassische Grundlage seiner späteren historischen Bildung in mustergültiger Weise vermittelt wurde, hatte er durch Wanderungen in der an historischen Erinnerungen reichen Umgebung mannigfache Gelegenheit, seinem ausgeprägten geschichtlichen Sinn reichliche Nahrung zuzuführen. Die Rudelsburg und Goseck, Pforta selbst und Naumburg mit seinem herrlichen Dom führten ihm Bischofssitz, Rittersitz und Kloster des Mittelalters greifbar vor Augen, und namentlich in Pforta benutzte er diese Gelegenheit, um sich gründlich, bis zum Herumkriechen auf allen alten Böden, umzusehen. Daneben fröhnte er noch alten naturgeschichtlichen Neigungen, indem er in den Wäldern herum tapfer botanisierte.

So waren die sehr vielseitigen Fähigkeiten, die in ihm schlummerten und die er später in straffer Konzentration auf sein großes Ziel richten sollte, schon in vorteilhafter Weise entwickelt, als er die Universität beziehen konnte. Es geschah unter traurigen Begleitumständen. Fast während der ganzen Jahre seiner Universitätsstudien lag sein Vater halb im Sterben, so daß er niemals wußte, ob er nicht im nächsten Semester aus Mangel an Mitteln das Studium würde abbrechen müssen. Trotzdem wurde ihm völlig freie Studienwahl gelassen, so daß er seinen wissenschaftlichen Weg ganz allein gehen konnte, freilich auch ohne jeden Führer. Gleichwohl kam er infolge seiner sehr bestimmt ausgesprochenen Neigungen, aus einem gewissen inneren Drange heraus, im ganzen ohne Ummege vorwärts, obwohl er bei den meisten seiner Lehrer wenig Verständnis für seine individuelle Eigenart fand. Zunächst zog ihn Georg Waitz's großer Name nach Göttingen. Aber Waitz ging, als Lamprecht ihn nach Absolvierung seines Militärjahres hören wollte, nach Berlin, und so war er auf dessen Nach-

folger Weizsäcker gewiesen, dem er damals und später als Person und als Forscher große Verehrung zollte; doch fand er in seiner wissenschaftlichen Richtung und Auffassung nicht, was er suchte. Vielmehr trat ihm hier Bernheim viel näher. Seine feine Art, auf die litterargeschichtliche, überhaupt auf die psychologische Seite der mittelalterlichen Quellenkunde einzugehen, sagte ihm außerordentlich zu, weil sie seiner Auffassung von dem nahen Zusammenhange und der Wechselwirkung des speziell geistigen mit dem allgemeinen geschichtlichen Leben entsprach, aus welcher heraus er später sich auch sehr eingehend mit kunstgeschichtlichen Studien beschäftigte, um die Einheit in der Vielheit des geschichtlichen Lebens auch von dieser Seite her zu erfassen. Aber im ganzen hatte er doch in Göttingen den Eindruck, am unrechten Orte zu sein, und ging, mehr einer dunklen Ahnung, als klarer Information folgend, nach Leipzig. Vor allem war es Roschers Name, der ihn anzog, den er, mehr unbewußt als sicher informiert, für seinen Mann hielt. Von den eigentlichen Fachhistorikern zog ihn Nöorden sehr an sich heran, konnte indes infolge seiner rein auf das Politische gerichteten Auffassung keinen Einfluß auf ihn gewinnen, den vielmehr in stets wachsendem Maße Roscher auf ihn ausübte. Noorden gegenüber zeigte sich die Unvereinbarkeit der beiderseitigen historischen Auffassung bald klar, so daß Noorden ihn schließlich mit ehrlichem Wohlwollen von sich abwies. Als er ihm einen Aufsatz über die Geschichte der Persönlichkeit im Mittelalter überbrachte, den Lamprecht selbst als ersten Anfang seiner deutschen Geschichte betrachtet, sagte Noorden ihm direkt, er könne bei ihm nichts lernen, und wies ihn, seinen Wünschen entsprechend, an den Kunsthistoriker Springer. Lamprecht selbst, der bereits in der Ausarbeitung seiner Dissertation über französisches Wirtschaftsleben begriffen war, hatte die Empfindung, daß er, um nicht einseitig zu werden, auch Geistesgeschichte aufnehmen, vor allem Kunstgeschichte treiben müsse, um aus den gemeinsamen Zügen aller Wirkungskreise des menschlichen Schaffens ein einheitliches Bild des Charakters einer Epoche bezw. eines Volkes zu gewinnen. Da ihm aber auf diesem kunsthistorischen Gebiete Anschauung wichtiger erschien als Lehre ohne diese, und er Anschauung in Leipzig nicht genügend zu finden glaubte, so beschloß er, nach Abschluß seiner Dissertation nach München zu gehen. Bezeichnend für die damalige absolute Herrschaft der rein politischen Geschichte ist es nun, daß Noorden sich weigerte, bei Lamprechts Promotion das erste Referat zu übernehmen. So ungewöhnlich war es damals (1878/79), daß ein Historiker eine wirtschaftsgeschichtliche Dissertation schrieb. An Noordens Stelle trat Roscher, und so hat der Begründer einer neuen Richtung der Geschichtswissenschaft eigentlich als Nationalökonom promoviert.

In München fand Lamprecht an Denkmälern, was er suchte. Er hat

damals namentlich wesentliche Teile der kunstgeschichtlich wichtigen Handschriften der Hofbibliothek durchgesehen und schon Material zu seiner Geschichte der Initialornamentik des Mittelalters, d. h. zu einer Darstellung des ornamentalen Zeitalters der deutschen Kunst, die später (1882) erschienen ist, gesammelt. Im übrigen lebte er sehr still; von den eigentlichen Historikern hat keiner erheblichen Einfluß auf ihn gewonnen; Giesebrecht lernte er nur oberflächlich, den ihm in mancher Hinsicht geistesverwandten Kulturhistoriker Riehl gar nicht kennen.

Inzwischen war der Zustand seines Vaters derart geworden, daß er rasch an das Staatsexamen denken mußte, um nicht eines Tages verlassen dazustehen. Er ging zu diesem Zweck nach Leipzig zurück. Während des Examens (Winter 1879) starb sein Vater. Lamprecht erhielt alsbald nach dem Examen vom Geheimen Rat Vogel, jetzt in Dresden, damals Rektor der Nikolaischule in Leipzig, das Anerbieten, an dieser Schule als Lehrer einzutreten, gleichzeitig aber durch einen Freund die Aussicht auf eine Hauslehrerstelle in Köln, die ihm die gleichzeitige Absolvierung des Probejahres unter Oskar Jäger, dem verdienten Direktor des Kölner Friedrich Wilhelm-Gymnasiums, gestattete. Er entschied sich für die letztere Stellung und hat im Hause des Bankiers Th. Deichmann, in dem früher Büchsler in Bonn, dann Wilhelm Herbst in gleicher Stellung gewesen waren, ein überaus glückliches Jahr verlebt.

Von entscheidender Bedeutung für sein späteres Leben und Wirken wurde es dann, daß er in Köln gelegentlich eines Abendessens mit dem hochherzigen Förderer rheinischer Geschichtsforschung, Geheimen Kommerzienrat von Mevissen, bekannt wurde. Ein Gespräch, in welchem Lamprecht seine wirtschaftsgeschichtlichen Ideen entwickelte, veranlaßte den trefflichen Menschenkenner Mevissen am anderen Morgen zu der Anfrage, ob Lamprecht, auf drei Jahre von ihm unterstützt, sich in Bonn habilitieren und in rheinischer Geschichte arbeiten wolle. Dieser von Lamprecht natürlich freudig angenommene Antrag hatte nicht nur für diesen selbst, sondern auch für die weitere Entwickelung der rheinischen Geschichtsforschung, welche sich schon bisher der sachkundigsten und opferwilligsten Unterstützung Mevissens zu erfreuen gehabt hatte, die erfreulichsten Folgen.

Mevissen war bei dem Lamprecht gemachten Anerbieten ebenso sehr besonderen eigenen Neigungen wie bestimmten politischen Ansichten gefolgt. In Mevissen steckte viel von einer Gelehrtennatur. Lamprecht selbst bekennt, daß er außerordentlich viel von ihm gelernt habe und ihn mindestens neben, wenn nicht über seine Universitätslehrer stelle. Es lag daher in ihm, den das Schicksal ganz andere Bahnen geführt hatte, der im Alter immer stärker hervortretende Drang, auch dieser Seite seiner Natur gerecht

zu werden. Außerdem aber vermißte Mevissen, in gewissem Zusammenhang mit dieser wissenschaftlichen Anlage, in Köln schmerzlich tiefere Strömungen geistigen Lebens und glaubte dem am besten durch intensiveren, womöglich in einem späteren Stadium an das Kölner Archiv geknüpften Betrieb der rheinischen Geschichte abhelfen zu können. Darüber hinaus glaubte er, daß nach Gründung des Reiches die Pflege eines verständnisvollen, jedem das Seine lassenden Partikularismus politisch notwendig sei, um das neue deutsche Leben mit seiner Vergangenheit in organischem Kontakt zu erhalten.

Lamprecht ging also nach Bonn und begann, anfangs in schwerem Gegensatz gegen die ordentlichen Professoren der geschichtlichen Fächer, für rheinische Geschichte zu wirken. Es entstanden damals, von Lamprecht im Verein mit Hettner und auf dessen schon bestehende Anregung begründet, die Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, in der Lamprecht dann viele seiner neuen Ideen teils andeutend und vorbereitend, teils weiter ausgeführt, niedergelegt hat, und ferner, durchaus von Lamprecht begründet, die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde, die recht eigentlich der wissenschaftliche Sammel- und Mittelpunkt für die intensive quellenmäßige Erforschung der rheinischen Geschichte geworden ist und namentlich auch, auf Lamprechts Anregung, die Sammlung und Herausgabe der wirtschaftsgeschichtlich so interessanten bäuerlichen Rechtsaufzeichnungen, der Weistümer und Urbare, sich eifrig angelegen sein läßt. Hand in Hand damit gingen Lamprechts eigene Arbeiten, die in stets wachsendem Maße alle Seiten des historischen Lebens in ihrem inneren Zusammenhange und ihrer Wechselwirkung zur Darstellung brachten. Lamprecht war sich damals bereits über das, was von seinem Standpunkte aus zu thun sei, völlig klar, im Gegensatze zu allen seinen Oberkollegen, die ihn als Phantasten ansahen und, mit unverkennbarem Wohlwollen, freilich bisweilen nicht ohne leisen Zwang, von seinem verkehrten Wege ablenken und auf den richtigen altbetretenen Weg bringen wollten. Der einzige, der ihn gewähren ließ und in diesen Kämpfen zeitweise tröstete, war Arnold Schäfer.

Lamprecht erkannte nun bald, daß seine Auffassung sich bei der ungeheuren Masse kulturgeschichtlichen Materials in vollster Erforschung des Details einstweilen nur landesgeschichtlich über gewisse Zeiträume hin durchführen ließ. Dies mußte also versucht werden, und dadurch wurde er noch mehr an die Landesgeschichte des Rheins gefesselt. Darüber hinaus aber kam es darauf an, organische geschichtliche Entwickelung in einem Programmwerk auf Grund der vorhandenen Detailforschungen, wie gestützt auf die eigenen bis ins letzte Detail der Denkmäler herabgreifenden Erfahrungen an einer Volksgeschichte im ganzen darzustellen: die letztere Aufgabe zu

lösen, war die „deutsche Geschichte" bestimmt; die Lösung der ersteren wurde in dem mit staunenswerter Gelehrsamkeit geschriebenen Werke „Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter" (4 Bände groß 8°. 1886) versucht. Und zwar wurde die Arbeit so begonnen, daß Lamprecht von der rheinischen Wirtschaftsgeschichte die des platten Landes auf sich nahm. Gleichzeitig sollte durch Professor Höniger an dem Beispiel Kölns die städtische Seite der rheinischen Wirtschaftsgeschichte bearbeitet werden. Höniger wurde dazu, wie Lamprecht, von Herrn von Mevissen mit einem Stipendium auf mehrere Jahre ausgestattet. Außer diesen wirtschaftsgeschichtlichen Studien, deren Ergebnis eben das „Deutsche Wirtschaftsleben im Mittelalter" war, wurden aber von Lamprecht auch die kunstgeschichtlichen wieder aufgenommen und brachten als erste Frucht die Geschichte der Initialornamentik auf Grund wesentlich rheinischer Denkmäler.

In jener Zeit (1881) war es, daß ich, damals Archivbeamter in Düsseldorf und zugleich an der dortigen Landesbibliothek beschäftigt, Lamprecht persönlich kennen lernte und in häufigem und längerem Beisammensein einen tiefen Blick in seine Ideenwelt thun konnte, der mich damals schon sicher ahnen ließ, daß ich es mit einer geistigen Individualität von ganz hervorragender Art zu thun hatte. Er sammelte aus den alten Handschriften der Landesbibliothek, die ich ihm vorlegte, noch weiteres Material zu seiner Initialornamentik und entwickelte mir dabei in langen Gesprächen seinen Ideengang, der als das Wesentliche der historischen Erkenntnis eben das Erfassen der Einheit alles geschichtlichen Lebens forderte. Er entwickelte mir seine Gedanken über den innigen Zusammenhang des künstlerischen Wirkens mit dem übrigen geistigen wie mit dem gesamten wirtschaftlich-sozialen Leben und wies mit Nachdruck darauf hin, daß alle Seiten dieses geschichtlichen Lebens, jede in ihrer Art, den Charakter ihrer Zeit wiederspiegeln, der daher in seiner Gesamtheit nur zu erkennen sei, wenn man alle Seiten der Kulturthätigkeit eines Volkes und einer Zeit in Betracht ziehe. Erst wenn man diese sämtlich beherrsche, vermöge man auch das äußere Leben des Volkes und die Politik seiner Herrscher zu verstehen, die erst begreiflich werde, wenn man den Untergrund der Zustände kenne, aus denen sie sich gleichsam als äußeres Symptom erhebe. Die italienische Politik der Hohenstaufen z. B. sei gar nicht zu begreifen, müsse als ziellose Abenteurerpolitik angesehen werden, wenn man sie nicht als Produkt der wirtschaftlich-sozialen Zustände, des wesentlich naturalwirtschaftlichen Charakters der deutschen Verwaltung betrachte, welcher dem Kaisertum das Streben nach den geldwirtschaftlich organisierten italienischen Städten gleichsam zur Notwendigkeit gemacht habe. Inmitten der gewaltigen, auf wohl Hunderttausend von Urkunden sich erstreckenden Detailarbeit, in der er lebte

und webte, hatte er sich bereits zu jener durchaus einheitlichen, folgerichtig aufgebauten historischen Weltanschauung durchgerungen, welche wir jetzt an seiner „deutschen Geschichte“ bewundern. Von dieser hatte er in Bonn bereits den ersten Band im Manuskript fertig, publizierte ihn aber damals noch nicht, weil er, auf eine öffentliche Professur für seinen Lebensunterhalt angewiesen, bei der Abneigung, mit der ihm die Mehrzahl seiner zünftlerisch gesinnten Kollegen gegenübertrat, fürchtete, niemals ein Ordinariat zu erhalten, wenn er dies Buch veröffentlicht habe. Erst als er als Ordinarius nach Marburg gekommen war, begann er mit der Veröffentlichung seiner „deutschen Geschichte“. Inzwischen wurde er dann, noch ehe die zu erwartende Wirkung des Werkes auf die Zunftgeister unter den Fachgenossen eingetreten war, nach Leipzig berufen, wo er noch heute wirkt, und zwar mit ebenso großem Erfolge als Lehrer, wie als Gelehrter. In ersterer Eigenschaft hat er in den pädagogischen Einrichtungen der Universität manche Neuerung angeregt und durchgesetzt, welche eine systematischere Vorbildung der Studierenden im Sinne seiner historischen Auffassung ermöglichen soll und wird. Das Charakteristische an diesen Neuerungen, welche sich im wesentlichen auf das historische Seminar erstreckten, ist eine Staffelung der Lehrkurse, welche dem Bildungsgange eine systematische und einheitliche Entwickelung sichert. Das Seminar beschäftigt die Studierenden erst mit Quellenkunde und Quellenlektüre des Mittelalters und mit den einfachsten Fragen der politischen Geschichte, leitet sie dann zur Verfassungs- und Rechtsgeschichte des Mittelalters und dann erst zur Wirtschafts-, Sozial- und Verwaltungsgeschichte des vierzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts, um endlich mit der politischen Geschichte der Neuzeit abzuschließen. Diese Kurse macht jetzt jeder junge Historiker in Leipzig durch, und zwar ist Leipzig bisher die einzige Universität in Deutschland, welche eine solche Staffelung eingeführt hat, während sonst meist, selbst in den sonst trefflichst geleiteten Seminaren, ein unsystematisches Durcheinander von Übungen herrscht. Und das so organisierte Seminar wies in diesem Sommer die kolossale Frequenz von neunzig Studierenden auf. Außerdem werden die letzteren mit Nachdruck auf die kulturgeschichtlichen Disziplinen: historische Geographie, Kunstgeschichte, Litteraturgeschichte 2c. hingewiesen.

Natürlich aber ist auch für ihn als Universitätslehrer von der größten Bedeutung der persönliche Einfluß, den er als Gelehrter auf seine Schüler ausübt. In dieser Eigenschaft aber giebt er der Wissenschaft unausgesetzt nach den verschiedensten Richtungen die mannigfachsten Anregungen; nicht bloß durch seine eigenen Werke, welche durch die philosophischen Kontroversen, die sich daran knüpfen, Freund und Feind in Atem halten und immer neue Probleme zur Erörterung stellen, sondern auch durch die ge-

schickte Organisationskraft, mit der er wissenschaftliche Unternehmungen ins Werk zu setzen versteht. Einen wesentlichen Fortschritt in seiner Richtung bezeichnet es z. B., daß neuerdings das landesgeschichtliche, zum großen Teil auf die Kulturgeschichte sich richtende Studium rapide wächst und in vielen historischen Kommissionen wissenschaftliche Mittelpunkte erhalten hat, von denen mehrere sich mit besonderer Vorliebe der Erforschung der Verwaltungsgeschichte widmen. Sie können schließlich gar nicht anders, als das vergleichende Studium der Geschichte aufnehmen. Diese Kommissionen sind mit Ausnahme der badischen sämtlich nach der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde entstanden. Mit ihrer zahlreichen Bildung war auch ihre Zusammenfassung nötig, wenn gerade die vergleichenden Studien gefördert werden sollten. Diese Zusammenfassung ist durch einen Antrag erreicht worden, den Lamprecht auf dem Leipziger Historikertage (1894) gestellt und durchgesetzt hat und der jetzt schon Früchte der gemeinsamen Thätigkeit der verschiedenen Kommissionen zu tragen beginnt.

Mit unvergleichlicher Vielseitigkeit und Schaffenskraft hat Lamprecht so von den verschiedensten Seiten her der historischen Wissenschaft Anregung und Förderung gebracht, an deren Früchten willig oder unwillig auch diejenigen teilnehmen, welche gegenwärtig noch in schroffer Feindschaft ihm gegenüberstehen. Aber immer größer wird in den Kreisen der Fachgenossen und außerhalb derselben der Kreis derer, welche seine Wirksamkeit mit Bewunderung verfolgen und in ihm einen jener Bahnbrecher sehen, welche der Wissenschaft neben den bisher betretenen Bahnen, die darum keineswegs verlassen zu werden brauchen, neue eröffnen und sie zu neuen Zielen führen. Die neuen Gedanken aber, die von ihm zu einem großen einheitlichen System verbunden worden sind, werden ihren Weg gehen trotz aller scharfen Angriffe der Gegner, die eben darum oft persönlich so gehässig geworden sind, weil sie ihn sachlich nicht widerlegen konnten. Ohne Zweifel fehlt es in seinen Werken, eben weil sie für große Gebiete der Forschung eine neue Auffassung erst begründen wollen, im einzelnen nicht an zahlreichen Fehlern und Versehen, die niemals völlig zu vermeiden sind, wenn eine umfassende große wissenschaftliche Arbeit in Angriff genommen wird. Die Lamprecht'sche Auffassung der geschichtlichen Entwickelung im ganzen aber hat so sehr die Gewalt der Wahrheit für sich, daß auch der leidenschaftlichste Widerspruch der Gegner sie in ihrem Siegeszuge nicht aufhalten können wird.



Totentanz.

Novelle von Fritz Zilcken.

(Köln.)

(Schluß.)

Der Tod aber sprang auf das Mäuerchen und stieß einen lauten Ruf aus.
„Ahoi!“

Dann schwang er sich mit einem gewaltigen Schwunge hinüber in das Dreibord des fischenden Mannes. Solches konnte er. Hier ergriff er, grätschbeinig im Hinterteile des Fahrzeuges stehend, den breitschaufeligen Riemen und trieb den Nachen mit kräftigen Streichen bis weit in die Mitte des Stromes. Pfeilschnell schoß er zwischen den Jochen unter der Brücke hindurch.

„Was murkst Du am Ufer,“ rief er dem blödsinnig aufstaunenden Manne zu, „und quälst Dich, einen elenden Gründling zu haschen! Im tiefen Wasser schwimmen die großen. Holla, das Garn hinaus!“

Der Mann gehorchte und warf das Netz. Der Tod stoppte, er drehte auf und fesselte den Kahn durch kräftiges Rühren gegen den Strom auf der Stelle. Langsam holte der Mann das Netz ein. Es war schwer und fast brachte die ziehende Last das schwankende Dreibord zum Kippen. Nach vielem Mühen gelang es, das Netz und den schweren Fang aufzuholen. Klatschend in Nässe und prasselnd mit den vielen Bleikugeln, die sie beschwerten, stürzten sie auf den Boden des Nachens. Aber statt der erwarteten Fische umgarnte das Netz die Leiche des ertrunkenen Junkers.

Mit einem Wehlaute fuhr der unglückliche Fischer sich in das spärliche Grauhaar; wieder war ihm die Hoffnung vereitelt.

„Thörichter Thor,“ raunte der Tod ihm zu, „siehst Du nicht den Karfunkel an seinem Halse? Der ist mehr wert als eine ganze Butte der fettesten Salme.“

Des Mannes getrübte Augen leuchteten ein wenig auf. Gierig griff er nach dem Kleinod und nahm es. Der Nachen aber trieb zu Thal und der Tod steuerte ihn gegen das Ufer. Beim Johannisthore landeten sie.

Von der Brücke und vom Ufer her hatte man den seltsamen Vorgang beobachtet. Die Leute kamen gelaufen und von der Wache am Thore die Gewaffneten, die auf den Dauphin warteten. Nicht alsbald erblickten diese im Kahne den toten Junker, da schrieen sie den Mann an, er habe jenen ermordet. Als sie aber gar den Karfunkel in seiner Hand sahen, da riefen sie alle, das sei ja ganz klar und offenkundig, er habe ihn des Kleinods

wegen getötet. Und alsbald faßten sie ihn und schleppten ihn unter lautem Geschrei und Gejohle in die innere Stadt.

Einige andere, die den Junker erkannt hatten, richteten aus ein paar Ruderstangen, über die sie die nassen Netze breiteten, eine Bahre. Darauf legten sie den Toten und trugen ihn in die Stadtburg der Herren von Arlesheim. Zu diesen gesellte sich der Tod, der ihnen voraneilte, um das breite Thor zu öffnen, damit sie mit ihrer Last hineinkonnten in den inneren Hof, in dessen Mitte sie die Bahre im Schatten einer alten Linde niedersetzten. Diese Linde hatte ein Ahnherr des Junkers gepflanzt, als er den Grundstein zu diesem Burghause legte und wie der Baum selbst gewachsen und groß und stark geworden war, so hatte er auch das Geschlecht groß und stark werden sehen. Aber wie ihn selbst dann der Blitz die Krone zerspellte und die besten seiner Äste abgerissen, hatte er auch mit erlebt, wie die edelsten Reiser des Geschlechtes, in dessen Hut er stand, vor der Zeit in die Grube fuhren. In seinem Schatten hatte einst Rudi als Knabe mit seinem einzigen Geschwister, der lieblichen Gundel, gespielt. Auch sie war früh und vor der Zeit dahin gegangen, von dannen nimmer Wiederkehr ist. Gerade am Tage vor ihrer Hochzeit war sie als eine blühende Jungfrau gestorben. Jetzt lag auch der letzte Sproß des Geschlechts zu seinen Füßen.

Es war, als ob der Baum es empfinde; ein weicher Windhauch zog säuselnd durch seine Blätter wie ein Seufzen, leise und verhalten. Ein Paar Rüden aber, die des Junkers Lieblingshunde gewesen, die lose im Hofe herumliefen, erhoben, als sie den Toten schnuppernd erkannten, ein lautes und jämmerliches Klagegeheul; sie leckten ihm das bleiche Antlitz und die eine Hand, die mit dem Arme von der Bahre heruntergeglitten war und naß und kalt an der Erde ruhte. Auch die Hausmägde kamen und die Diener, die nicht mit den übrigen Mannen draußen auf der Mauer oder bei den Thoren der Stadt waren. Alle erhoben ein lautes Weinen und Klagen, und das vordem so stille und friedliche Haus erschütterte in allen seinen Fugen von dem Jammer, der so unvermutet seinen Einzug gehalten hatte.

Davon erwachte die Herrin von ihrem Nachmittagsschläfchen oben in der Sommerlaube. Geängstigt stieg sie die Treppe hinab und kam in den Hof. Als sie aber sah, was trauriges sich begeben hatte, da sank sie mit lautem Klagen über die Leiche des Junkers.

„Mein Sohn, mein Sohn, mein einziges Kind!“

Der Tod, der zu Häupten der Bahre stand, strich ihr mit seiner langen Knochenhand linde über das Weißhaar.

„Was willst Du jetzt, die letzte Deines Hauses, allein und einsam, in

der öden Halle?“ sagte er zärtlich. „Siehe, Deine Zeit ist um. Gehe auch Du ein zur ewigen Ruhe.“

Da verstummte sie. Die Mägde aber, die ihre Herrin aufzurichten strebten, erkannten, daß der jähe Schrecken die Mutter des Junkers getötet hatte. Da erfüllte ein neuer und stärkerer Ausbruch des Jammers die Halle.

Der Tod, der sah, daß hier nichts mehr für ihn zu thun war, aber stahl sich hinaus auf die Straße und eilte der Rotte nach, die den Fischer gepackt von dannen führte. Geraden Wegs schleppten sie ihn zum Rathause.

Hier saß schon seit dem frühen Morgen der große Rat in Permanenz und beriet das Wohl und die Verteidigung der Stadt. Da sich aber gar nichts ereignete, und er endlich nichts mehr zu beraten hatte, kam ihm der Fall ganz gelegen und er bildete sofort ein Gericht, den Mann zu verhören. Der aber war so verbastelt und verdummt von all dem, was mit ihm geschehen war, dabei schielte er nur immer so sehnsüchtig nach dem Karfunkel, den man ihm abgenommen und als Corpus delicti auf den Tisch gelegt hatte, daß er keine einzige gescheite Antwort zu geben fähig war und nur zu allem, was man ihn fragte, ja sagte.

Da kam das Gericht zu der Erkenntnis, daß die Anklage begründet sei und verurteilte ihn wegen offenkundigen Raubes und Totschlags zum Tode auf dem Block. Das widerrechtliche Fischen mit des Rates eigenem Nachen wurde dabei gnädig übersehen, sonst wäre die Strafe noch schwerer ausgefallen. Der Tod, der sich unter die Büttel gestellt hatte, brach das Stäbchen entzwei. Knacks! Da war das Leben des Mannes verwirkt. Und alsbald nahmen sie ihn und führten ihn hinaus, das Urteil ohne Versäumnis zu vollstrecken. Eine große Menschenmenge hatte sich unterdessen auf dem Marktplatze vor dem Rathause gesammelt. Zwar die tüchtigen und wehrhaften Männer und die Zünfte befanden sich alle auf den Mauern und bei den Thoren und die biedern Bürgerfrauen saßen in Sorgen daheim und verwahrten ihre Töchter. Da war für die gaffende Gasse nichts übrig geblieben als der Abschaum von Gesindel, Kuppler, Bettler und hergelaufenes Volk, alte Vetteln und gelüstige Fräulein, die aus dem Frauenhause kamen, da ihnen heute die Kundschaft ausblieb. Solchem Gelichter war das bevorstehende Hochgericht ein gefundenes Fressen; so hatten sie doch etwas für ihre Schaulust nach dem langen Herumlungern und Warten. Sie standen in Klumpen und begleiteten die Errichtung der Blutbühne mit gröblichen Witzen.

Ehe aber das Gericht vollzogen wurde, ereignete sich noch etwas anderes.

Die Freie Straße herab kam ein Zug Gewaffneter. Sie trugen die Farben des deutschen Königs, Pfauenfedern am Eisenhut und den schwarzen Adler im goldenen Schilde. Stolz saßen sie auf ihren Rossen. In ihrer Mitte ritt der Piccolomini auf einem starken Maultiere, das in italischer

Weise aufgeschirrt war, mit roten Trobbeln an Kopf und Widerrist. Ein leerer Reisewagen und ein anderes Fuhrwerk, mit einem Bamberger Linnen überspannt, schloß sich, von einigen Fußknechten begleitet, hinten an. Langsam zogen sie vorüber. Der Piccolomini sah ernst und sehr bleich aus. Keinen Blick hatte er für das, was auf dem Markte vorging und für das Volk, das ihm bereitwillig Platz machte; einige rissen die Kappen vom Kopfe und ein paar alte Weiber, die keinen Unterschied kannten, bückten sich gar und bekreuzten sich. Auch dieses beachtete der Piccolomini nicht, obwohl er es bemerkte. Sein Auge blickte unbeweglich, gerade aus, in weite Fernen; da glänzte goldstrahlend eine Tiara . . . .

Als er in der Eisengasse, die nach der Rheinbrücke führt, verschwunden war, schlug der Flickschuster von der Barfüßerkirche, der auch da herum lungerte, eine laute Lache auf. „Ist das nicht eine verkehrte Welt!" schrie er. „Draußen vor den Thoren liegen die Armenjäken, die des Königs Bundesgenossen sind, und seinen Ratgeber, der sie uns auf den Hals gehetzt hat, läßt man entwischen und macht ihm ehrfürchtig Platz, als wenn er der Papst selber wäre."

„Der Schuster hat recht," meinten einige.

„Redet nicht so damlig," mischten sich andere darein, „er hat freies Geleit, denn er gehört zum großen Konzil."

„Was," schrie wieder der Schuster, „zu des Teufels Auserwählten gehört er. Totschlagen sollte man ihn, — den Chaib!"

Da aber der Tod zu der Gruppe trat, der noch des Rates schwarz und weiß gestreifte Tracht der Büttel trug, nahmen sie ihn für einen von diesen und verkrümelten sich sacht im Gedränge.

Der Tod aber grinste dem Piccolomini nach.

„Reite nur," dachte er, „reite sicher inmitten Deiner Reisige. Noch bist Du mir nicht reif. Aber entgehen wirst Du mir nicht und kommen mußt Du mir, wann ich es will, — Du und Dein König, — und wenn ihr auch werdet, was ihr ersehnet: römischer Kaiser und römischer Papst!" —

Unterdessen war das Blutgerüst fertig geworden. Der Henker in roter Kapuze, die ihm auch das Gesicht bedeckte und nur für die Augen ein Paar kreisrunde Ausschnitte hatte, stand auf seinem ragenden Platze, das entblößte Beil auf den Block gestützt und wartete des Delinquenten. Diesen führte man nun herbei. Stumpfsinnig nahte er dem Schafott, stumpfsinnig stieg er die Stufen hinauf; er wußte kaum, was mit ihm vorging. Der Tod aber schritt mitleidig neben ihm und sprach ihm tröstlich zu auf seinem letzten Gange.

„Es ist nur ein Übergang," sagte er, „weh thut es gar nicht. Und

dann, was hast Du von dem bißchen Leben gehabt? Nichts als Mühseligkeit, Krankheit und Hunger. Da ist das Sterben ja eine Wohlthat."

So redete er ihm immer noch zu, als der andere schon vor dem Blocke kniete.

Und dann war es geschehen.

Die Menge, die den Atem angehalten hatte, stieß einen einzigen Schrei aus. Was sie gesehen, erfüllte sie mit Grausen, aber der Geruch des Blutes schnob ihr doch wollüstig in die Nase und kitzelte die Sinne. Dann wogte sie wirr durcheinander und drängte nach der Gerbergasse. Da war der Schuster wieder auf einen Prellstein gestiegen und hielt eine seiner Predigten.

„Heisa," schrie er, „lustig, lustig! So geht es in der Welt. Die kleinen Diebe köpft man, die großen läßt man laufen. Kann auch nicht gut anders sein, so lange der arme Mann sich nicht wehrt, sich schinden und placken und sich geduldig das Fell über die Ohren ziehen läßt mit Zehnten und Frohnden. Alldieweil prassen und schwelgen die Großen von seinem sauren Schweiße. Die Pfaffen, die Dickwänste, wissen nicht wohin mit ihren Schmerbäuchen und die Ritterbärtigen und Fürsten sind baß noch schlimmer. Mit Kleinigkeiten geben sie sich nicht ab. Sie stehlen kein Brot aus dem Bäckerladen oder ein Fischlein aus dem Rheine, ihren Hunger zu stillen. Sie thun es im großen. Sie rauben gleich das ganze Land, auf dem das Korn wächst und den ganzen Rhein mit allen Fischen, die darin sind. Das wäre von Rechts wegen, sagen sie, indessen von Vernunft wegen das Land und der Fluß doch Allmende und Gemeingut sind."

Immer mehr Hörer rotteten sich um ihn, die ihm, da sie alle nichts besaßen, an Zehnten aber nicht einen Deut aufbrachten und an den Frohnden sich herumdrückten, sehr bereitwillig recht gaben und seiner Lehre vom Allgemeingute lauten Beifall grölten. Die Weiber, die am wenigsten oder gar nichts davon verstanden, waren am lautesten; sie schrien am meisten. Das ward endlich so arg, daß niemand den Schuster, der immer noch weiter redete, mehr verstand noch hörte. Das war ihnen allen aber wieder ganz recht, denn im Grunde genommen war ihnen das, was der Mann verkündete, ganz gleichgültig; die Freude an dem Lärm und das Geschrei, das sie selbst vollführten, war ihnen die Hauptsache. Diese fanden jetzt noch weitere Nahrung in einem Gerüchte, das die Freie Straße herunterkam. Der fromme Pater Blasius sei im Albankloster ermordet worden, hieß es. In der Kirche sei es geschehen, vor dem Altare, während er betete. Die Weiber kreischten hell auf, als sie es hörten. Sie vergaßen, daß sie eben noch auf die Pfaffen weidlich geschimpft hatten, auf alle, ohne die geringste Ausnahme. Sie erinnerten sich, daß der Pater fast für einen

Heiligen galt, seines Wohlthuns und der Liebe wegen für die, so mühselig und beladen sind. Gestern, auf dem Schlachtfelde an der Birs, was hatte er da nicht geleistet, wie man gehört hatte, riefen die Mannsbilder, die nicht mit dabei gewesen waren. Wunder, wahrhaftige Wunder! Einer wußte noch mehr davon als der andere.

Und dann ging die einzige Frage durch die Menge: „Wer war der Thäter?"

Das wußte man nicht. Meuchlings war der Mord geschehen, von hinten war der Pater erdolcht worden. Das Messer stak ihm noch im Rücken, als man ihn tot auf den Fliesen der Kirche gefunden hatte. Bis an das Heft war es hineingestoßen. Aber das Messer wurde zum Verräter. Man hatte es erkannt. Es trug ein Wappen, das Wappen der Todeschini.

Wieder kreischten die Weiber laut auf.

„Das hochmütige italische Fräulein," schrien sie, „die Base der Piccolomini."

Auf die hatten sie jetzt auf einmal schon lange einen Haß. Und dem Piccolomini waren sie auch nicht grün, der eben noch so stolz an ihnen vorübergeritten war und sie keines Blickes gewürdigt hatte, so sehr sie sich vor ihm bückten. Die hatten es gethan, das stand nun bald fest, und wenn sie es nicht selbst gethan, dann hatten sie es doch zum mindesten veranlaßt. Woher sonst das Messer?

Wie einer geheimen Gewalt gehorchend, wälzte sich der ganze Troß in die Freie Straße hinein und in das Sträßlein, wo Donna Giulia wohnte.

Das Haus lag ganz still. Thür und Fenster waren geschlossen, denn der Tag war bereits dem Abende gewichen; es war stark schummerig und die Dunkelheit nicht mehr ferne. Donna Giulia saß in ihrem Gemache und sann, wie sie die Leiche des deutschen Doktors, die immer noch im Hause war, ohne Aufsehen könne hinausbringen lassen, denn sie fürchtete, daß man diese vielleicht mit der Ermordung des Paters und mit dem Ertrinken des Junkers, die ihr beide schon bekannt geworden waren, durch irgend einen Zufall könne in Verbindung bringen und einen Verdacht auf sie und ihren Oheim lenken. Das mußte vermieden werden. Als sie dann das Lärmen und Johlen hörte, war sie besorgt an das Fenster getreten, zu sehen, was es draußen gäbe. Da sie aber alsbald merkte, daß es ihrem Hause und gar ihr selbst galt, wich sie zurück. Die Rotte aber, die sie gesehen hatte, geriet dadurch vollends in Wut; sie empfand, als habe man ihr etwas, das ihr schon rechtlich verfallen war, schnöde wieder genommen.

„Greift sie, schlagt die Thüre ein," rief man von hinten und spornte so die Vorderen.

Nicht lange dauerte es, da flogen Steine und dann ging die Thür

wirklich in Trümmer, durch deren klaffenden Spalt die Meute in das Haus drang. Das erste, was sie fand, war die Leiche des Doktors, die noch in dem vorderen Gemache lag. Den kannten sie alle und wollten ihm wohl, um so mehr, da er jetzt tot war, denn es war auch bis zu ihnen gesickert, daß er ein gar biederer Herr gewesen, der stets tapfer für das Deutschtum eingetreten war gegen wälsche Tücke und gegen die Anmaßung des römischen Papstes für die Heiligkeit, die in ihrer eigenen Stadt zu haben sie doch stolz waren.

„Den hat sie auch gemordet," schrieen sie, und die Hintenstehenden stießen, als sie es hörten, ein neues Wutgeheul aus und spornten wiederum die Vorderen, daß sie das ganze Haus durchsuchten, bis sie endlich die Donna fanden, die sich in einen entlegenen Winkel geflüchtet und versteckt hatte.

„Schlagt sie tot," schrien sie, „stürzt sie in den Rhein wie eine Hexe."

Und sie ergriffen sie und zerrten sie heraus aus ihrem Verstecke. Als sie aber durch den Hausflur mit ihr hinaus auf die Straße drängten, da stand der Tod gelassen neben dem Thürpfosten und sah ruhig dem Schauspiele zu. Die Donna erkannte ihn ganz deutlich, wie er da stand, hohläugig und ohne Erbarmen.

Da stieß sie einen gellenden Angstschrei aus. Indem aber kam sie zu Falle und stolperte über die Schwelle. Urplötzlich war sie denen, die sie eben noch an Haar und Kleidern gezerrt hatten, aus den Händen entglitten. Niemand wußte, wo sie hingekommen war.

„Der Teufel selbst hat sie geholt," schrien sie da alle.

Als aber der Knäul der Menschen, der sich vor der Thür des Hauses gebildet hatte, wieder entwirrte, da sah man sie vor der Schwelle ihres Hauses liegen, zertreten von den Füßen derer, die über sie hinausgestampft waren, tot.

Der Schuster war der erste, der sie gewahrte.

„Hussa," schrie er, „gute Reise zur Hölle und melde dem Teufel, daß wir ihm bald noch viele Deiner Sippe schicken würden. Alle müssen sie daran glauben, das ganze Geschmeiß der Vornehmen und Großen. Alle müssen sie vernichtet werden, daß die Menschheit wieder eben und gleich wird!"

Als der Tod das hörte, der immer noch gelassen an dem Thürpfosten stand, da faßte ihn ein heller Zorn.

„Was, Freundchen," rief er, „Du willst mir in das Handwerk pfuschen? Das Gleichmachen ist meines Amtes. Schuster, bleib' bei Deinem Leisten!"

Ganz erbost sprang er auf den Schuster los, umkrallte ihm den Hals mit seinen starken Knochenfingern und würgte ihn, daß jener schwarz und blau im Gesichte wurde und jählings zur Erde stürzte.

Die Menge, die den Schuster so plötzlich am Boden sah und wie ihm die Augen aus dem Kopfe traten und sein Gesicht sich schwärzlich färbte, wich entsetzt zurück.

Einen Augenblick starrten sie ihn sprachlos an.

„Die Pest, die Pest," schrien sie dann, „der schwarze Tod", und entwichen schleunig, sich Mund und Nase verhaltend.

Wie ausgefegt war die Straße. Nur die tote Aristokratin lag da, neben dem toten Plebejer, die eine nicht mehr jetzt als der andere.

Der Tod aber schlenderte gemächlich davon.

Es war ganz dunkel geworden, der Tag war zu Ende. Da dachte der Tod, daß es gemach Zeit werde, sich wieder nach einer geregelten Beschäftigung umzuthun. Weil er aber gerade am Spitale vorbei kam, trat er ein und fragte, ob man ihn etwa gebrauchen könne. Er wolle ganz fleißig sein und es auch billig thun, nur für einen bescheidenen Unterschlupf und die Kost.

Weil er so ehrlich aussah, behielt man ihn da und gab ihm eine auskömmliche Brotstelle.

* * *

Der Dauphin aber, als ihm anderen Tages seine Kundschafter die Meldung brachten, in Basel gehe der schwarze Tod um, gab seinen Plan, die Stadt zu bekriegen, wie er wohl gewollt hatte, auf. Eine Stadt, in der die Pest haust, begehrt man nicht. Er befahl das Lager aufzuheben und zog noch selbigen Tages mit seinem Heere ab und gegen das Elsaß.

Das war der Humor davon.



Harpyen.

Von Bruno Sperani.

(Rom.)

Autorisierte Übersetzung von M. von Locella (Dresden).

In dem kleinen halbdunklen Stall saß auf dem Krippenrand, so nahe seinem Pferde, daß er es streicheln konnte, Giacomo Aspesi und hing seinen trüben Gedanken nach. Sein mageres Bauerngesicht, auf das durch die halboffene Thür ein schwacher Lichtstreifen fiel, hob sich fahl von dem dunklen Hintergrunde ab. Leiden und Entbehrungen waren auf die sorgenvolle Stirn geschrieben, auf die hohlen Wangen, die müden, umränderten Augen, die blassen, fest geschlossenen Lippen.

Von Zeit zu Zeit murmelte er unzusammenhängende Worte.

„Auch das ... auch das noch ..., dann nichts, nichts mehr!“ ...

Er schüttelte sich, seine Blicke schweiften über den Stall und hafteten dann auf dem Pferde, das ruhig fraß. Erdrückt von seinem Elend, verzweifelt, murmelte er wieder:

„Es hilft nichts!“ —

Als er seufzte, wandte das Pferd seine Augen zu ihm, und sein fragender Blick schnitt Giacomo ins Herz. Fast schluchzend rief er:

„Brauner! Armer Brauner! — auch Du!“ ...

Und es schien, als ob das Pferd den trostlosen Sinn dieser Worte verstände, denn es streckte, nach einer Liebkosung verlangend, die Schnauze seinem Herrn entgegen ...

Er mußte es verkaufen! Vor drei Jahren hatte er die „Schwarze“ losschlagen müssen, eine kleine Kuh mit spitzer Schnauze, ein prächtiges Tier, das eine köstlich fette Milch gab, die reine Sahne. Sie war der Stolz der Familie, der Liebling aller gewesen; aber man mußte sie hergeben, um die Steuern zu bezahlen. Die schlechten Ernten, Krankheiten, die kleinen Kinder — drei starben in einem Jahr — hatten ihn so herunter gebracht, daß er in zwei Jahren keinen Pfennig Steuern bezahlen konnte, so daß alles gepfändet wurde und der Steuereinnehmer drohte, ihn und die Seinen, ob gesund oder krank, auf die Straße zu werfen ... So hatte das gute Tier sie damals gerettet. Aber zwei Jahre später war er wieder so weit, wieder ohne einen Heller, wieder voll Schulden! —

Da war die Reihe an den Esel gekommen, den er verkaufte. Jetzt blieb ihm nur das Pferd. Und dann? Nichts mehr, nichts, als das nackte Elend, der Hunger, das Krankenhaus ...

Das Schlimmste war, daß er dies Mal selbst auf den Markt gehen mußte, um einen Käufer zu suchen. Das kostete einen Tag und neue Auslagen.

Und dann wußte man nicht, wie man damit ankam! Annamarie sagte immer, daß er zu schüchtern, zu gutmütig wäre, und sich vom ersten, besten übers Ohr hauen ließe.

Annamarie hatte recht. Er konnte nicht reden, sich nicht wehren. Aber da war nichts zu machen.

Er seufzte tief; von neuem drängte sich das Pferd an ihn mit einem so menschlichen Ausdruck, daß es ihm nahe ging.

Unterdessen war es Abend geworden. Tonio, sein Kleiner, erschien auf der Schwelle des Stalles und sagte:

„Das Essen ist fertig, Vater; Mutter ruft Dich.“

„Hol erst einen Eimer frisches Wasser für das Pferd.“

Der Junge nahm den Eimer und lief zum Brunnen, während Giacomo eine Laterne an der Wand anzündete und aus einer Ecke einen Arm voll Heu brachte. Als Tonio mit dem Wasser zurückkehrte, ließ er das Pferd saufen und blieb bei ihm stehen. Auch Tonio blieb da, wie alle Abende, und doch mit dem unbestimmten Gefühl, daß es heute nicht wie sonst sei und das düstere Schweigen des Vaters einen Grund habe.

Zuweilen hob das Pferd seinen Kopf, wieherte und betrachtete seine Besitzer, dann senkte es wieder seine Schnauze in das frische Wasser. Vielleicht wußte es auch, daß etwas vorging. Der Duft des reichlicher als sonst ihm vorgeschütteten Heues entlockte ihm noch ein Wiehern.

„Geh und bring noch etwas Stroh, das wir's ihm unterlegen," befahl Giacomo dem Sohn. Und diesen Augenblick benutzte er, um sich heimlich die Thränen zu trocknen, die über seine Wangen rannen.

* * *

In der Küche kochte in dem alten Topf eine magere Kohlsuppe. Annamarie hatte ein wenig Polenta über der Glut geröstet. Nina und Nandino hockten am Feuer und sogen gierig den Geruch der Suppe ein. Die alte kranke Mutter Giacomos lag auf einem Strohsack in dem unruhigen Halbschlummer einer Schwerkranken.

Giacomo setzte sich vor die Schüssel mit Kohl und Polenta, die Annamarie für ihn bereitet hatte; aß aber nur eine Schnitte Polenta.

Das übrige wurde den Kindern gegeben, die sich alle zusammen um den Topf kauerten.

„Bist Du beim Herrn gewesen?" frug Giacomo leise seine Frau. — „Ja . . . ich war da." — „Nun?" — „O, nichts weiter. Er zeigte mir, daß wir zweihundert Lire schuldig sind und sagte, die müsse er wohl dran geben." — „Ja, das glaube ich auch, wenn er uns nicht die Haut vom Leibe nehmen will."

Er sagte nichts mehr. Die Herdflamme flackerte. Die Kinder kratzten mit ihren Holzlöffeln in der leeren Schüssel.

„Du machst zu schnell . . . Du ißt alles, Du!" — „Ich? Ich habe doch nur drei Löffel voll genommen!" — „O — es ist nichts mehr drin . . . O Mutter, Mutter," rief weinend die Kleinste — „sie haben mir alles fortgegessen! Das thun sie immer!" — „Aber nicht doch!" — „Still! Komm her, Nina, ich gebe Dir von meinem."

Die Kleine, ein hübscher Blondkopf, ließ sich das nicht zweimal sagen, und der Vater gebot seinem Magen Schweigen, um das Kind zu sättigen. Annamarie gab unterdessen der kranken Alten etwas von der Milch zu trinken, die die Nachbarin für einige Dienstleistungen abgelassen hatte.

Als alle ihr spärliches Mahl genommen hatten, schickte sie Annamarie zu Bett, damit Giacomo früh aufstehen und bei Zeiten auf dem Markt sein könne. Sie selbst wusch noch das wenige Geschirr auf und ergriff dann den Stock, um, wie alle Abende, die Wache im Stall des Herrn zu übernehmen.

* * *

Der Tag war kaum angebrochen, als Giacomo mit seinem alten Pferd auf dem großen Marktplatz anlangte; dennoch waren ihm schon einige andere zuvorgekommen. Auf dem für den Pferdemarkt bestimmten Raum standen einige Händler, gewandte, pfiffige Leute, die jede Gelegenheit im Fluge zu ergreifen wissen. Giacomo, der in Geschäftssachen gänzlich unerfahren war, trug in Miene und Haltung die größte Unsicherheit und Ängstlichkeit zur Schau. Es dauerte denn auch nicht lange, so traten einige auf ihn zu, fragten ihn aus und prüften sein Pferd. Weshalb er das Tier losschlagen wolle, das noch so jung und kräftig schiene? Ob es einen Fehler, eine Krankheit habe? Ob es vielleicht lahm sei oder scheu?

Und sie ließen das Pferd auf und ab traben, ohne auf die Antworten des Bauern zu hören. Andere gesellten sich hinzu, redeten und lachten laut. Schon halb verwirrt durch die vielen Stimmen, lief Giacomo immer hinter seinem Pferde her, als ob er es schützen wolle.

Nun näherten sich ihm zwei Männer, wenig Vertrauen erweckende Gestalten mit lose umgehangenen weiten Mänteln, die breitrandigen Filzhüte tief auf die gebräunte Stirn gedrückt.

„Ich bin Baldassar, der erste Pferdehändler hier,“ sagte mit Selbstbewußtsein der eine, anscheinend der Herr des andern. „Dies ist mein Compagnon. Was hier an besseren Geschäften abgeschlossen wird, besorgen wir beide. Wenn Ihr also Euer Pferd verkaufen wollt, so werden wir es übernehmen.“

Als er den mißtrauischen Bauer unentschlossen sah, erging er sich in schmeichelhaften Bemerkungen über das Pferd.

„Wahrhaftig, ein schönes Tier. Keines von den jüngsten mehr, aber man kann ja nicht immer jung bleiben, und dann, ein älteres Tier ist auch um so sicherer. Und Fehler hat es keine? Ja, das sieht man gleich. Hört nur nicht auf die dort, die es für ein Butterbrot haben möchten. Wieviel verlangt Ihr denn, wenn man fragen darf?“

„Hundertundzwanzig Lire,“ antwortete etwas beruhigter Giacomo.

„Hm, so, hundertundzwanzig Lire, ein schöner Preis. Aber einerlei, wenn Ihr es verkaufen wollt, so vertraut mir nur. Ich werde das besorgen, verlaßt Euch darauf, man muß nur nicht nachgeben, keine unsinnige Angst zeigen, sein Hab und Gut los zu werden, sondern auf seinen Preis halten.“

„Heda, Ihr, Mann! Wollt Ihr siebzig Lire für Euer Pferd?“ rief einer der Kauflustigen. „Mehr bekommt Ihr doch nicht oder was darüber ist, geht Euch in Spesen auf. Bedenkt, siebzig Lire sind ein schönes Geld!“

Erschreckt durch das niedrige Angebot und gleichzeitig beeinflußt durch die scheinbar ehrliche Warnung des Sprechers, kam Giacomo nicht gleich zu einer Antwort.

„Gebt wenigstens hundert,“ sagte er und that jenem einen Schritt entgegen. Der Makler aber ergriff seinen Arm und hielt ihn fast mit Gewalt zurück.

„Was fällt Euch ein? Wenn Ihr so rasch einwilligt, giebt er Euch noch nicht einmal die siebzig Lire. Ihr müßt auf Euren hundertundzwanzig bestehen, zum Teufel, zum Nachlassen ist noch lange Zeit.“

„Wollt Ihr die siebzig oder nicht?“ begann der Händler wieder, „keiner bezahlt Euch mehr, und Ihr werdet noch viel weniger nach Hause bringen, wenn Ihr bis zur letzten Stunde wartet.“

„Sagt hundert Lire und das Pferd ist Euer,“ erwiderte Giacomo, der sich diese Ziffer in den Kopf gesetzt hatte. Der Händler aber ging weiter.

„Wollt Ihr mich nicht für Euch handeln lassen?“ fragte Baldassar mit lauernden Blicken.

Giacomo überlegte. Der Preis von 120 Lire war zwischen ihm und Annamarie verabredet worden mit der Bedingung, ihn bis auf hundert nachzulassen. Was würde sein Weib sagen, wenn er jetzt nur siebzig heimbrächte und der allererste Käufer ihm gleich recht gewesen wäre!

Der Makler fuhr fort, zu drängen.

„Nun meinetwegen,“ gab endlich Giacomo mit gepreßter Stimme nach, „ich will Euch vertrauen, aber vergeßt nicht, — ich bin ein armer Familienvater!“

„Es wird alles zu Eurem Besten geschehen,“ versprach der andere und ging grade auf den Händler zu. Als dieser ihn sah, fuhr er ihn grob an, der Makler blieb nichts schuldig, und nun folgte einer jener Auftritte, die unter Leuten dieses Schlages nicht selten sind: zuerst scheint es, als ob sie sich die Kehlen abschneiden wollten, und dann gehen sie, einen Liter Wein zusammen zu trinken. Dasselbe geschah auch hier, und der Bauer mußte mitkommen und schließlich die Rechnung bezahlen. Es war ein frostiger Morgen und in der Wirtsstube saß man behaglich: so wurde es später und später, nach dem Wein wurde Brot und Käse bestellt . . . und dann noch einmal Wein. Als sie wieder ins Freie traten, ließ man das Pferd von neuem traben, von allen Seiten schrie und redete man durcheinander. Giacomo war schon halb betäubt und vollends verblüfft, als er sich plötzlich, nach allem Streiten, ganz allein mit seinem Pferde sah. Baldassar hatte

noch andere Geschäfte und hatte ihn angewiesen, auf seine Rückkehr zu warten.

Das Marktgetriebe war in vollem Gange; trotz Kälte und Nebel waren viele Leute gekommen, und alle zeigten die größte Lust zu kaufen und zu verkaufen.

Mehr als zwei Stunden vergingen, und der arme Giacomo wartete noch immer in der Kälte neben seinem Pferde stehend, das nicht minder litt als er selbst. Keiner kümmerte sich um ihn, oder höchstens um ihn auszulachen, wenn er hundert Lire für sein Pferd verlangte. Von Zeit zu Zeit sagte er sich: Geh nach Hause mit deinem Braunen! Es wird schon gehen, ein Ausweg wird sich finden! Aber welcher Ausweg, welcher? — Ihm fielen die Schulden ein, der Hunger, die Erschöpfung der ganzen Familie, — da gab es keine Auswege mehr!

Er war ordentlich froh, als Baldassar endlich zurückkam.

„Nun, — kein Angebot?"

„Keines . . . kein gutes!"

„Thut nichts! Die da drüben haben ihr Rößlein an einen Dummkopf verkauft, der ihnen dreimal den Wert bezahlt hat. Jetzt kommt an Euch die Reihe. Gehn wir zuerst in den Stern und essen einen Bissen, da finden sich die Käufer von selbst. Wie? Ihr seid nicht hungrig? Und dabei seht ihr blaß aus wie der Tod! . . . Kommt nur, ein Glas Wein und etwas Warmes wird Euch gut thun . . . Die Familie? Natürlich, wir arbeiten alle für die Familie, aber wenn wir arbeiten sollen, müssen wir zuerst Kräfte haben. Kommt nur mit!"

Und zu seinem Laufburschen, einem hüftenlahmen Menschen, gewandt, fügte er hinzu: „Du faßt das Pferd am Zügel und folgst uns. Vor den Fenstern des ersten Saales führst Du es dann auf und ab."

Halbwegs trafen sie den andern Makler, den Compagnon Baldassars, und alle drei gingen zusammen weiter.

Es war Mittagszeit; alle Gasthöfe, Kaffees, Schankstuben des Marktes wimmelten von Landleuten. Im „Stern" war es gedrängt voll. Inmitten des Pfeifenqualms und des Dunstes fetter Speisen, fühlte sich Giacomo, der seit Ostern kein Fleisch gekostet hatte und durch die karge Nahrung der letzten Zeit sehr geschwächt war, plötzlich wie berauscht. Hätte ihn seine natürliche Schüchternheit nicht zurückgehalten, so wäre er sicher über die vollen, dampfenden Schüsseln hergefallen, die ein Kellner eben an ihm vorbeitrug. Die Vorstellung seiner Hütte mit dem dürftigen Tisch und dem nie gesättigten Hunger seiner Kinder überfiel ihn mit einem Male. Er schauderte, Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn: nur rasche Flucht konnte ihn noch retten, er wollte fort aber er fiel willenlos auf seinen Stuhl zurück.

Der Kellner setzte ein saftiges Fleischgericht mit Maccaroni vor ihn: eine übermenschliche Versuchung, unwiderstehlich für den an nie gestilltem Hunger Leidenden. Der so oft getäuschte, um seine natürlichen Rechte betrogene Instinkt überwältigte den schwachen, kampfesmüden Menschen; er verdunkelte seinen Verstand, erstickte die Empfindung, lähmte die Willenskraft, bis er Alleinherrscher blieb. Und er beugte sein Haupt und aß, gierig, schweigend, als wenn er allein gewesen wäre, statt unter der stets lauter werdenden Menge . . .

Als man ihn einige Stunden später hinausführte, hatte er kein Bewußtsein mehr von seinem Zustand. Der schreckliche Hunger hatte ihn zum Essen gebracht, und die beiden Makler hatten ihm mehr als nötig zu trinken eingeschenkt.

Die kalte Luft und der Anblick des Pferdes brachten ihn etwas zu sich. Er sah sich angstvoll um, ein Gefühl unaussprechlicher Bitterkeit und Selbstverachtung überkam ihn. Zu dem Makler gewandt, frug er ängstlich:

„Nun? Ist der Handel abgeschlossen?"

„Noch nicht. Aber gleich. Seid nur ruhig."

„Thut, was Ihr könnt, ich bitt Euch dringend! Es handelt sich um das Brot meiner Kinder!"

Eine plötzliche Rührung, an der der genossene Wein ebenso viel Anteil hatte, wie die geheime Selbstanklage, füllte seine Augen mit Thränen.

Sie standen inmitten des Platzes, der sich allmählich leerte, denn die meisten hatten ihre Geschäfte besorgt und kehrten heim, umsomehr, da der Himmel sich bewölkte und Regen drohte. Der Bursche führte noch immer das Pferd auf und ab.

Da erschien im raschen Laufe der andere Makler. „Sie sind im Café . . . es ist ein anderes Pferd da! Wenn sie das kaufen, sind wir verloren!"

„Verwünscht!" rief Baldassar aus, der im Ernst erschrak. „Gehn wir schnell hin, laß das Pferd rasch laufen."

In einem kleinen Café saßen die beiden Händler ruhig vor ihrem Schoppen Wein und betrachteten ein Pferd, das ein anderer Bauer ihnen vorführte. Dieser war ein junger Mann und in weit besseren Verhältnissen als der arme Giacomo. Auch sein Pferd war jung, aber offenbar scheu.

„Wir sind sicher," flüsterte Baldassar Giacomo ins Ohr, „habt Ihr nicht gesehen, wie es scheute?"

Und auf die Käufer zugehend, wiederholte er laut: „Das Pferd ist scheu, seht Ihr denn nicht? Auf dem werdet Ihr Hals und Beine brechen. Nehmt lieber unseres."

„Elender Gauner! Tölpel! Verfluchtes Lügenmaul!" schrie der Eigen-

tümer des neuen Pferdes. „Ich werde Dich lehren, andern in die Suppe zu spucken!“ Wie wilde Tiere fuhren sie aufeinander los. Schon hatten sie sich angepackt, als jemand rief: „Die Polizei!“

Man riß sie auseinander. Statt der Prügel, die die allgemeine Furcht zurückhielt, regnete es Schimpfnamen von beiden Seiten. Die Händler hielten es mit dem Makler, die Besucher des Café mit dem Bauern.

Erschöpft, eingeschüchtert, die letzte Hoffnung schwinden sehend, machte Giacomo seiner Wut gegen alle Luft. Jetzt würde er sein Pferd nehmen und nach Hause gehn. Er hatte genug von diesem Lumpenpack.

Was? Fortgehn wollte er? Und was wurde aus der Bezahlung des Frühstücks, des Weins, im Café, im Wirtshaus? Erst zahlen, dann konnte er gehn!

„Aber ich habe ja keinen Pfennig! Zu Hause sind drei Kinder, die mich erwarten, und die Frau und die kranke Mutter, und haben nichts zu essen. Laßt mich gehn. Ich bezahle . . . das nächste Mal!“

Er wußte nicht mehr, was er sagte. Der Makler drohte ihm mit Ohrfeigen. Andere drohten dem Makler. Alles schrie durcheinander, und jetzt raunte alles den beiden Pferden nach, die um die Wette liefen.

„Jesus Maria! Mein armer Brauner! Sie bringen ihn mir noch um!“ rief Giacomo.

„Was, umbringen! Euer Pferd hat gesiegt. Sie kaufen es. Trinkt nur, trinkt und freut Euch!“ Und sie reichten ihm ein großes Glas, das er austrinken mußte.

„Armer Brauner! Verkauft! . . . Und für wieviel?“

„Gleich werdet Ihr's hören! Der Kontrakt wird jetzt abgeschlossen. Was Ihr es nur so eilig habt!“

„Ich eilig? Und stehe hier seit heute Morgen 7 Uhr und jetzt ist es bald Nacht!“

Baldassar lief hinter den Käufern her, die noch nicht einig waren und holte sie ein. Giacomo rührte sich nicht; die Füße versagten ihm den Dienst. Gleich darauf kehrte der Makler zurück.

„Achtzig Lire, wollt Ihr? Sie wollen durchaus nicht mehr geben, keinen Soldo mehr!“

„In Gottes Namen denn! Nur macht ein Ende!“

„So kommt also mit!“

Über den Platz kehrten sie zurück zur Hauptstraße, wieder wurde im Gasthaus eingekehrt, wieder einige Liter Wein hinuntergestürzt. Diesmal handelte es sich darum, den Kontrakt „anzufeuchten“.

Immerhin war die Sache nicht so einfach, und es gab noch ein hartnäckiges Gezänk, bis alles erledigt war.

„Endlich!“ sagte frohlockend der Makler und ließ den verständnislos daneben sitzenden Giacomo einige Geldscheine sehen. „Mehr wie achtzig Lire sind es nicht, aber trotzdem ein schöner Preis für solch einen Gaul.“

Unwillkürlich streckte Giacomo die Hand aus.

„Einen Augenblick, mein Lieber. Erst müssen wir abrechnen . . .“

„Abrechnen?? . . . Ach ja, abrechnen!“

„Das will ich meinen. Habt Ihr nicht gegessen und getrunken? . . . Es war doch kein Wasser, das Euch zu Kopf gestiegen ist, zum Donnerwetter!“

Schallendes Gelächter lohnte diesen plumpen Scherz, während sich die Händler anschickten, das Pferd fortzuführen. Der Braune wieherte.

Als er dieses Wiehern hörte, vergaß Giacomo das Geld, die Rechnung, alles, er warf sich auf das Pferd, schlang die Arme um seinen Hals und unterdrückte mühsam sein Schluchzen.

„Da seht nur! Jetzt möchte er sein Pferd wieder haben!“ lachte einer.

„Ihr möchtet wohl das Geld und das Pferd dazu, was?“ höhnte ein anderer. „Fort, fort, wir haben keine Zeit zu verlieren, macht, daß Ihr fortkommt!“

Von einem zum andern gestoßen, schwankend, beklommen, im Herzen ein unsagbares Wehgefühl, ließ sich Giacomo auf einen Stuhl fallen und sah, wie der Makler Papier und Bleistift aus der Tasche zog und auf einem Tischchen einiges kritzelte. — „Seht her, das ist die Rechnung von dem Lokal, wo wir gefrühstückt haben: zwölf Lire, fünfzig. Dies die Rechnung aus dem „Stern“ für unser Mittagessen. Seht: Fleisch, Nudeln, Käse, Obst und Brot für drei Personen, mit sieben Liter Landwein, außerdem vier Fläschchen alten Barbera, den wir mit den Händlern getrunken haben, macht siebenunddreißig Lire; im Café zehn Lire; dazu das Trinkgeld an den Mann, der das Pferd des andern Bauern zum Scheuen brachte, damit man Eures kaufe, hier, da habt Ihr's; sechs Lire im ganzen . . . Bei Gott, ich vergaß meine Forderung, ich nehme mir zehn vom Hundert, acht Lire für mich und vier für meinen Compagnon, ein kleines Trinkgeld von zwei Lire dem Burschen, der Euer Pferd herumgeführt hat, was meint Ihr? . . . . Zum Teufel, hört zu, sonst geht Ihr nachher hin und sagt, ich hätte Euch angeführt. Seht, hier stehen die Zahlen klar und deutlich. Wenn Ihr nicht selber lesen könnt, laßt sie Euch vom Pfarrer vorlesen. So — und nun wollen wir zusammenzählen.“

Er rechnete mit halber Stimme, Giacomo, der scheinbar teilnahmlos dabei stand, bebte am ganzen Leibe. Der Makler schien selbst etwas überrascht von der Summe.

„Teufel,“ rief er plötzlich aufspringend, „wir haben schrecklich viel

Geld ausgegeben." „Wieso — schrecklich viel?" stammelte Giacomo. „Da, seht selbst: ich hätte wirklich nicht geglaubt . . . Also: soviel, soviel und soviel macht neunundsiebzig Lire fünfzig Centesimi, . . . bleiben Euch — — fünfzig Centesimi!" . . .

„Ein Pferd für fünfzig Centesimi!" brüllte einer der Umstehenden, — allgemeines schallendes Gelächter folgte. Auch der Makler selbst, obwohl ihm nicht ganz geheuer war, brach in ein homerisches Gelächter aus. Giacomo aber erhob sich, langsam, ernst, fast würdevoll. „Ich habe genug von Eurem Geschwätz, gebt mir jetzt mein Geld, ich will nach Hause gehen."

„Euer Geld? Aber . . . habt Ihr denn nicht gehört?" —

„Nein! Was?"

„Alle Wetter! Da ist die Rechnung, die Zahlen sprechen deutlich: neunundsiebzig Lire fünfzig Centesimi sind ausgegeben worden! Euch bleiben fünfzig Centesimi, da habt Ihr sie!" . . .

Dem Bauer stockte der Atem, dunkle Röte stieg ihm ins Gesicht, dann wurde er aschfahl und seine Züge verzerrten sich. „Betrüger! Dieb!" rief er mit wutersticker Stimme und stürzte sich dem Makler an die Kehle.

Aber der andere Makler, ein Koloß, der wahrscheinlich keine andere Aufgabe hatte, als bei solchen Anlässen seinen Helfer zu verteidigen, erfaßte den Wütenden und warf ihn mit einem geschickten Stoß zu Boden. „Jetzt rasch fort," zischelte Baldassar, „aber mit ruhigen Schritten, nicht eilig."

Dann sagte er, zu den Umstehenden gewandt, wie zu seiner Rechtfertigung:

„Sie waren alle Zeugen, meine Herren, ich habe rechtlich gehandelt, hier sind die Rechnungen. Wer lesen kann, kann sich überzeugen. Wir sind patentierte Makler und machen nur ehrliche Geschäfte."

Er legte die fünfzig Centesimi wie einen Briefbeschwerer auf die quittierten Rechnungen der verschiedenen Gasthäuser und die seine daneben; dann warf er seinen Mantel über die Schultern und entfernte sich mit seinem Begleiter. Giacomo, der inzwischen aufgestanden war, lief in der Verzweiflung des Schmerzes und ohnmächtigen Zornes hinter ihnen her.

„Diebe! Gottverdammte Räuber!!! Gebt mir mein Geld heraus!"

Aber in der Dunkelheit des weiten Platzes waren die beiden Schelme so rasch verschwunden, als ob der Erdboden sie verschlungen hätte.

Giacomo schwankte noch einige Schritte vorwärts, von Fieberschauern geschüttelt, dann sank er schluchzend auf einer Steinbank nieder.

Es war völlig Nacht geworden.

Die Carabiniere, die ihn in diesem Zustand fanden, versuchten ihn auszufragen; aber er schien ihre Fragen nicht zu verstehen, und da er nicht

mit genügender Klarheit antwortete, hielten sie ihn für einen betrunkenen Strolch und führten ihn in Arrest.

* * *

In der Thür ihrer Hütte stand Annamarie und sah sorgenvoll die Straße entlang. Sie hatte den Tag über nichts gegessen, nur um den Kindern etwas geben zu können. Nun schaute sie mit banger Ungeduld nach dem Gatten, dem Gelde aus. Aber vergebens suchten ihre Augen in der Dunkelheit, vergebens schickte sie ein heißes Gebet nach dem andern zum Himmel. Die Straße blieb still, dunkel, menschenleer. Und ließ zuweilen ein eiliger Schritt, eine ferne Stimme ihr Herz rascher schlagen, so zeigte es sich bald, daß der Schritt, die Stimme nicht Giacomo gehörten, und die stets getäuschte Hoffnung machte ihr die vergebliche Erwartung zu einer grausamen Qual . . . .



Gedanken über die Macht.

Von Leo Tolstoi.

Körperliche Gewalt ist die Basis der Macht. Die Möglichkeit einer auf andere Menschen Druck ausübenden körperlichen Gewalt stammt von niedrig veranlagten Wesen, die alle in Übereinstimmung handeln, indem sie sich einem einzigen Willen unterwerfen.

*

Die für die Gewähr der Macht notwendige Zusammenstellung und Kraft der Armee hat in die soziale Auffassung des Lebens den Keim der Sittenverderbnis gelegt.

*

Der Zweck der Macht und seine Existenzberechtigung liegen in der Freiheitsbeschränkung der Menschen, die geneigt wären, ihre persönlichen Interessen vor die Interessen der Gesellschaft zu stellen. Aber mag diese Macht durch die Armee erworben, mag sie ererbt oder durch Wahlrecht erlangt sein, die Menschen, welche sie besitzen, unterscheiden sich in nichts von den anderen Menschen, und gleichwie diese sind sie nicht geneigt, ihr Interesse dem allgemeinen Interesse unterzuordnen, im Gegenteil . . .

*

Die Aufgabe des ganzen Betriebes der Regierung und Gesellschaft besteht darin, die Verantwortung für begangene Übelthaten zu zerstückeln, so daß niemand merkt, bis zu welchem Punkte diese Handlungen der Natur entgegen sind. Die einen verfassen die Gesetze; die anderen wenden sie an; die dritten gewöhnen die Menschen hart an die Disziplin, d. h. an unüberlegten, passiven Gehorsam; die vierten (eben jene hart gewöhnten und dadurch verhärteten Menschen) machen sich zu Werkzeugen von jeder Art Zwangsrecht und töten ihresgleichen, ohne Zweck oder Beweggrund hierfür zu wissen.

*

Das Christentum in seiner wahren Bedeutung zerstört den Staat.

*

Der moralische Einfluß wirkt bis auf die Wünsche des Menschen und ändert sie nach seinem Willen um. Wer unter moralischem Einfluß steht, handelt nach seinen Wünschen. Die Macht dagegen, im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, ist ein Mittel, den Menschen zu einer seinen Wünschen entgegen stehenden Handlungsweise zu zwingen.

Der unter der Macht sich beugende Mensch handelt nicht, wie er will, sondern wie er gezwungen ist zu handeln. Nur durch körperliche Gewalt: Gefängnis, Tortur oder durch die Androhung dieser Strafen kann man den Menschen zwingen, das zu thun, was er nicht thun will. Darin bestand und besteht noch heute die Macht.

*

Die Menschen sind zum gewohnheitsmäßigen Gehorsam gegen die Gesetze erzogen. Das ganze Leben unseres Zeitalters gründet sich auf diese Gesetze. Man heiratet, läßt sich scheiden, erzieht seine Kinder, bekennt einen Glauben (wenigstens in den meisten Ländern) genau nach dem Gesetz. Auf welches Gesetz gründet sich aber nun unsere ganze Existenz? Glauben die Menschen an dieses Gesetz? Erkennen sie es als wahr an? Keineswegs. Die meisten Menschen unseres Zeitalters glauben nicht an das Recht dieses Gesetzes; sie verachten es und unterwerfen sich ihm trotzdem.

*

Es ist falsch, wenn man behauptet, die christliche Lehre beschäftige sich nur mit dem Wohl des einzelnen und berühre die Staatsfragen nicht.

*

Gleichheit vor dem Gesetz!

Wallt das Leben der Menschen in der Sphäre der Gesetzesentfaltung dahin? Vielleicht ein tausendstel Teil davon; im übrigen bewegt man sich außerhalb dieser Sphäre, nämlich in der Sphäre der Sitten.

*

Früher klagte man die Tyrannen wegen der begangenen Verbrechen an, während heute Unthaten, die zu Neros Zeiten unmöglich gewesen wären, geschehen, ohne daß man jemanden anklagen könnte. Die einen haben gefordert, die anderen haben den Vorschlag gemacht, die dritten haben widerrufen, die vierten haben entschieden, die fünften haben bestätigt, die sechsten haben befohlen, und die siebenten haben ausgeführt. Man hängt, man martert zu Tode Frauen, Greise, Unschuldige; so in Rußland, so im übrigen Europa und in Amerika im Kampfe gegen Anarchisten und andere Revolutionäre; man erschießt, man tötet Hunderte, Tausende von Menschen, aber wie es so oft geschieht, man bringt die Menschen um durch Einzelhaft, durch Überanstrengung in den Kasernen — und niemand trägt die Verantwortung.

*

Der Rausch, den die Menschen unter dem Einfluß solcher Reizmittel empfinden, als Zeitschriften, militärische Paraden, religiöse Feierlichkeiten, Krönungsfeste, ist ein vorübergehender, hitziger Zustand, aber es giebt andere dauernde Arten des Rausches: der Rausch des Menschen, der irgend welche Macht in Händen hat, vom Herrscher bis hinunter zum einfachen Polizisten, der Rausch des anderen, der sich der Macht unterwirft, durch die Knechtschaft verdummt ist, und um diesen Zustand zu rechtfertigen, wie alle Sklaven die größte Wichtigkeit und höchste Würde denen beimißt, welchen er gehorcht.

*

Die Inhaber der Macht sind überzeugt, daß Gewalt allein die Menschen zu leiten vermag. Darum wenden sie Gewalt an, um die bestehende Ordnung der Dinge aufrecht zu erhalten. Die Ordnung hält sich aber nicht durch Gewalt aufrecht, sondern durch die öffentliche Meinung, deren Thätigkeit durch die Gewalt kompromittiert wird. Die Gewaltthätigkeit schwächt also gerade das, was sie aufrecht erhalten will.

*

Die Unterdrücker, d. h. diejenigen, welche an der Verwaltung teil nehmen, und die Menschen, welche aus der Unterdrückung Nutzen ziehen, d. h. die Reichen, bilden heute nicht mehr wie früher die Elite der Gesellschaft und stellen nicht mehr das Ideal von Glück und Größe dar, welches früher alle Unterdrückten erstrebten.

*

Die Furcht, das sichtbare Verbot des Polizisten zu unterdrücken, ist dem unter anormalen künstlichen Bedingungen lebenden Menschen, nämlich den Bewohnern der Stadt, eigentümlich. Wer unter normalen Verhältnissen, also nicht in der Stadt, sondern mitten in der von ihm zu bekämpfenden Natur lebt, bedarf dieses Schutzes nicht und weiß, wie wenig die Gewalt uns vor den uns umgebenden wirklichen Gefahren behütet. Es liegt in diesem Schrecken etwas Krankhaftes, das hauptsächlich von den künstlichen Verhältnissen herrührt, in denen die meisten von uns leben.

*

Man glaubt gewöhnlich, daß die Regierungen die Armeen nur zur äußeren Verteidigung des Landes vermehren, während sie die Armeen doch hauptsächlich zur Verteidigung gegen unterdrückte und zur Sklaverei herabgesetzte Unterthanen brauchen.

*

Um Macht zu erwerben und festzuhalten, muß man Liebe zur Macht haben. Und dieser Ehrgeiz geht nicht Hand in Hand mit Güte, sondern mit Stolz, List und Grausamkeit.

*

Nicht die Besten, sondern die Schlimmsten hatten von jeher die Macht in Händen und haben sie noch.

*

Die Macht erwählt und lockt die schlechtesten Elemente der Gesellschaft, wandelt sie um, verbessert sie, schleift sie ab und giebt sie manchmal nach einer, manchmal nach mehreren Generationen der Gesellschaft zurück.

*

Die Sozialisten, die Kommunisten, die Anarchisten mit ihren Bomben, ihren Aufständen und Revolutionen sind lange nicht so gefährlich für die Regierungen, wie die einzeln dastehenden Menschen, die überall hin erklären, daß sie mit der sozialen Organisation absolut nichts zu thun haben.

*

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen unseres Zeitalters gehört die Propaganda für die Abhängigkeit. Sie wird gleichermaßen betrieben von den Regierungen, die sie brauchen, wie von den Parteigängern der sozialen Theorien, welche sich als Apostel der Freiheit betrachten.

*

Die Vorteile der Macht und alles dessen, was sie verschafft, die Vorteile des Reichtums, der Ehre, des Luxus sind das Ziel der menschlichen Thätigkeit. Aber sobald der Mensch dieses Ziel erreicht hat, erkennt er die Nichtigkeit dieser Vorteile. Sie verlieren nach und nach ihren Reiz, wie die Wolken, deren Gestalt und Schein man auch nur von weitem betrachten darf.

*

Die Lebenspraxis hat die Regierung in eine Situation gebracht, die sie zu ihrer Aufrechterhaltung Handlungen von den Menschen fordern läßt, welche mit der wahren christlichen Lehre in Mißklang stehen.

*

Herrschen heißt Gewalt üben. Gewalt üben heißt thun, was der nicht will, gegen den die Gewalt gebraucht wird, und was der nicht ertragen würde, der sie ausübt; folglich heißt mächtig sein, anderen das zu thun, was wir nicht wollen, das man uns thut; d. h. also: Böses thun.

*

Sich unterwerfen heißt, Geduld der Gewalt vorziehen; und Geduld der Gewalt vorziehen, heißt gut oder doch weniger böse sein, als derjenige, der anderen das anthut, was er nicht will, das man ihm anthue.

*

Selbst wenn die Macht der Regierung innere Gewalten aufhebt, so führt sie in das Leben der Menschen wieder neue Gewalten ein, die im Verhältnis zu ihrer Kraft und Dauer noch größer sind. Wenn die Gewalt der Regierung, die sich nicht durch Kampf, sondern durch Unterdrückung äußert, weniger auffallend ist als die des einzelnen, so besteht sie darum nicht weniger, ja sie ist oft in noch höherem Maße vorhanden.

*

Ob die Regierungsgewalt unterdrückt wird oder nicht, es ändert nichts an der Lage der Guten, die von den Bösen unterdrückt werden.

*

Die Bösen beherrschen immer die Guten und thun ihnen Gewalt an.

*

Die Regierungen fühlen schon ihre Ohnmacht und Schwäche, und die Menschen mit christlichen Anschauungen erwachen schon von ihrer Trägheit und beginnen ihre Kraft zu fühlen.

*

Die Veränderung in der Existenz der Menschheit, die dem Mächtigen seine Macht niederlegen läßt, ohne daß ein anderer sie an seiner Stelle einnimmt, wird sich erst vollziehen, wenn die sich leicht assimilierende christliche Anschauung über die Menschen triumphieren wird, nicht allmählich über einen nach dem andern, sondern auch einmal über die ganze träge Masse.

*

Die menschliche Welt mit ihren verschiedenen Staaten und Religionen muß von Grund aus anders werden. Alle menschliche Macht muß verschwinden.

*

Es kommt die Zeit, in welcher alle auf Gewalt gegründeten Einrichtungen wegen ihrer Nutzlosigkeit, ihrer Dummheit und ihrer augenscheinlichen Unschicklichkeit verschwinden werden.

*

Es wird die Zeit kommen, wo jedermann deutlich erkennen wird, daß die Autoritäten gänzlich unnötig und nur lästig sind; wo die Menschen, welche von den Autoritäten belästigt werden, mit sanfter Ruhe zu ihnen sprechen: Wir bitten euch, stört uns nicht.



Deutsche Lyrik.

Resignation.

Es war ein Traum ....
Ich sah Dich vor mir stehen,
die langen schwarzen müden Seidenwimpern,
die schlugst Du nieder, wie Du das so liebtest,
als Du noch auf der Erde selig mit mir warst;
und dennoch blicktest Du mich fragend an,
wie wenn Du mich um etwas bitten wolltest ...
Ich breitete die Arme nach Dir aus,
Dich zu umfassen, mich an Dich zu schmiegen,
die Starrheit Deines Leibes zu besiegen —
Doch Du entschwandst ...
Es war ein Traum ....
....
Wenn ich in Morgenfrühe langsam wandre,
dann lenk' ich meine Schritte gern zum See,
der silbern durch das Grün der Bäume schimmert. —
— Wir hatten Südwind. Leise, klagend fast
bebten die Birkenblätter, und wie sehnsüchtig
neigten die Stämme sich zum kühlen Wasser ...
Ich lehnte über eine Brücke und sah grübelnd
in die tiefdunkle Flut, die, glatt und eben,
ganz wenig nur vom lauen Wind gekräuselt wurde.
In ihrem Spiegel sah ich schlanke Schatten,
auf denen Sonnenstrahlen hastig zitterten,
und hier und da, ein Spiegelbild, die Wasserrose,
die gelbe, deren wilden Duft Du liebtest,
als Du noch auf der Erde selig mit mir warst ....
Mir schien es fast, als lugte aus den Fluten
ein Kopf hervor mit wirrem, krausem Haar,
das mir wie keins einst lieb und teuer war,
zwei tiefe, tiefe Augen, matt und schwer,
wie wenn ein Meer von Wundern drin verborgen wär ....
Mir war's, als blickten die mich traurig an,
als kröche längst vergeßner Schmerz an mich heran,
die Wut, daß unser Glück so schnell verrann,
nachdem es eben erst gegeben:
der alte Ekel vor dem bißchen Leben .....
.. So sei doch still ... Es ist ja nur ein Traum,
ein Wahngebilde ....

Charlottenburg. Friedrich Perzynski.

Herbst.

„Zeig' mir die Seele," rief der Herbst
Und warf an meine Brust ein Blatt,
Das war so gelb, so lebenssatt,
Und duftete wie Nelken duften,
Wenn sie vor Angst im Winde beben . . .
So sterbenskrank, so todesmatt
Lag an der Brust das gelbe Blatt.

*

Und meine Träume kamen wieder
Und sangen tiefe Todeslieder.
Die schnitten in die Seele mir
Und brannten wie mit Feuersglut
Mein wildes rotes Herzensblut.
Und schwarze Raben sah ich fliegen
Und sich an dürre Zweige schmiegen.
Und meine Mädchen sah ich liegen
Mit toten Augen, fahlen Wangen.
Und dumpfe Glockentöne klangen,
So dumpf, als stürbe fast die Welt
In diesem schwülen Todesbangen.

Wien. Adolph Donath.

Ade!

Herr Meister und Frau Meisterin,
Ich will nun weiter gehn;
Schon lange stand in meinem Sinn:
Die Welt einmal zu sehn.
Auch schneidet Ihr das Brot so klein,
Das wird wo anders besser sein!
Tralleri! Trallera! Juhe!
Lebt wohl!
Ade!

Was nickst Du, goldner Sonnenwirt,
Mir gar so freundlich zu?
Ich habe mich noch nie scheniert:
Der größte Lump bist Du!
Der Wein, kredenzt von Deiner Hand,
Dem Essig ist der nah verwandt.
Tralleri! Trallera! Juhe!
Leb' wohl!
Ade!

Ihr lieben Freunde gebt mir noch
Zum letzten das Geleit?
Ach, kehrt nur um, bemüht Euch doch
Mit mir nicht gar so weit.
Ich weiß schon, was Ihr Freundschaft heißt:
Die währt, solang der Maßkrug kreist.
Tralleri! Trallera! Juhe!
Lebt wohl!
Ade!

Und jetzt, Du liebes, schönes Kind,
Wisch' Deine Aeuglein aus.
Gieb mir noch einen Kuß geschwind,
Und mach' Dir nichts daraus,
Wenn auch Dein Liebster geht von Dir:
Hast noch drei andre oder vier!
Tralleri! Trallera! Juhe!
Leb' wohl!
Ade!

Jetzt hab' ich hinterm Rücken doch,
Gott sei's gedankt, die Stadt.
Das war ein warm Gesindel noch!
Die Leute kriegt man satt.
Den Staub vom Stiefel putz' ich ab
Und weiter geht es fort im Trab!
Tralleri! Trallera! Juhe!
Lebt wohl!
Ade!

Fürth. Hans Wildensinn.

Max Dauthendays „Reliquien“.

Von Arthur Moeller-Bruck.
(Charlottenburg.)

Es war vor wenigen Jahren — gerade in jener drängenden Zeit, da man die uralte Kunsterfahrung überwinden zu können glaubte, nach der jedes Dichten, infolge seiner so ganz einzigen Art, materielles in unmaterielles umzusetzen, innerlich, seelisch, d. h. der Dinge „Sinn“ enthüllend, zu wirken hat. An die Stelle wollte man das bequeme Dogma einer rein äußerlichen Kunst, die längst überlebte Theorie der nachzuahmenden Natur setzen — und zwar diesmal, das war das unterscheidende „Neue“, diesmal in ihrer alleräußersten Konsequenz. Keine Folgerungen durfte man von nun an aus der nackten Daseinsthatsache mehr ziehen, und aus diesen Folgerungen keinen Daseinswert und Unwert mehr entwickeln. Es sollte das Buch dieses lieben Lebens, wie wir es täglich zu durchblättern haben und mit Freuden oder Schmerzen zu durchlesen, einfach kopiert werden, sozusagen eine zweite Auflage erleben. In jener Zeit also, da man noch keine Dichtung hatte, die Wesen und Sehnsucht der Zeit übermittelte, da erschien schon eines Tages das erste Buch Lyrik des Dichters, von dessen überraschender jüngster Entwickelung diese Zeilen reden sollen: Dauthendays „Ultraviolett“.

Als ich den Band jetzt wieder zur Hand nahm, wunderte ich mich eigentlich jener achselzuckenden, höhnenden Urteile, die damals so ziemlich allgemein gefällt wurden. Diese Gedichte waren ja im Grunde nach gar keiner anderen Methode, als eben der des Naturalismus damaliger Mode gefertigt. Lediglich im Stofflichen lag ein Unterschied. Anstatt wie die andern wahllos die Äußerungsformen des Lebens zu wiederholen, hatte Dauthenday ebenso wahllos die seiner — Phantasieen reproduziert. Was er gab, waren im Grunde nur Aufzählungen, nur blinde Aneinanderreihungen; ohne den geringsten Versuch, die geheimen Gründe seiner psychologisch höchst seltsamen Träume zu erspüren, sie in eine Beziehung zu seinem Innersten oder gar zu Leben und Welt zu bringen und so zu bewerten. Es konnte der Dichter also höchstens die Wirkung der interessanten Studie erreichen, nicht die des Bildes, der vollen inneren Einheit von Stoff und Form. Noch fehlt ja überhaupt die Grundbedingung aller künstlerischen Produktion: Die Erkenntnis eines Seelenlebens, eines Seelenwillens! „Erkannt“ hatte Dauthenday in jener Zeit überhaupt noch nichts, „kannte“ er doch noch nicht einmal das ihn umgebende Leben. Wie ein Kind muß er durch seine Tage gegangen sein; ohne Erlebnisse, ohne jemals

Gelegenheit gehabt zu haben, ein menschliches Gefühl auch wirklich menschlich kennen zu lernen — und erst recht nicht allzu menschlich, wie die zeitgemäßen unter seinen Zeitgenossen. Das einzigste, was er kannte, besaß und was seine Phantasieen nährte, war die nackte Natur.

Unbewußt freilich müssen in ihm schon Empfindungen geschlummert haben, mit der geheimen Triebrichtung, sich nicht nur so rein äußerlich tierisch, sondern menschlich innerlich befriedigen zu können. Tief in ihm wie eine ungeheure Sehnsucht, werden sie gewesen sein ... wie ein heißer verborgener Wunsch, außer dieser Natur noch ein rätselhaftes Anderes kennen zu lernen — fähig, Augen in ihm zu eröffnen, die auch noch hinter das arme bißchen Äußerlichkeit schauen konnten, das ihn umgab ..... Oder wie soll man sich sonst psychologisch die Thatsache erklären, daß Dauthenday diese Äußerlichkeit der Dinge nicht so real genügte, wie sie seinem Auge vorströmte? Daß er sie mit Träumen umweben, umschleiern — verschönend vergrößern mußte?

Und je wilder in ihm dieses Unbewußte nach dem Ausgleich mit einer entsprechenden verwandten Kraft verlangte, desto zerstörenderen und zersetzenderen Einfluß wird es wohl auf seinen Wirklichkeitssinn geübt haben: verzweifelt mußte er die Stimmungen durchwühlen, die er von der Natur empfing . . mußte sie nach immer neuen und neuen durchtoben, durchrasen. Ob er nicht doch noch in ihr allein die so ersehnte Befriedigung würde finden können: Das war seine einzige Frage! Nur sie kann das unerhört Bizarre an den Anfängen seiner Kunst erklären: dieses taumelnde Schwelgen in unvorstellbaren Farbenverbindungen und diese kranke Sucht, die Natur in immer groteskeren Formen zu sehen. —

Aber es kam die Stunde, die dem armen primitiven Gefühlsleben, das nur unter dem so sehr teilweisen Einfluß der Außensinne hatte stehen dürfen, die heimlich erflehte seelische Ergänzung und damit die eigentliche Menschwerdung brachte. Es war, als sich das Geschlecht in Dauthenday gebar, und die so lange zurückgedrängten Persönlichkeitsinstinkte aus sich herauswachsen und sich entwickeln ließ.

Von der Geschichte seiner Liebe handelt denn Dauthendays neues Buch, eben die Gedichtssammlung „Reliquien"; und im weiteren erzählt es, von welch besonderer Art die Ausblicke waren, die der Dichter durch dies erste Gefühlserlebnis gewann . . ins Ewige und auch ins Augenblickliche!

Zu wundern ist es nicht, daß gerade die reichste und zugleich einfachste aller menschlichen Gefühlsbeziehungen den einsamen und verträumten Sonderling zwang, sich endlich auf sein Selbst zu besinnen und dieses Selbst in ein Verhältnis zur umgebenden Welt zu setzen. Im Geschlecht fand er, der bis dahin so zeitlos, so abgesondert von des Daseins augen-

blicklichen Äußerungen gelebt hatte, ja den Urtrieb aller lebenden Natur und ihrer ewigen Entwicklung innersten und letzten Grund; aus dem Urgefühle heraus lernte er das Urwesen aller Dinge verstehen — oder vielmehr: nicht verstehen, nur empfinden! Damit aber ward ihm zugleich jene eine Gefühlserkenntnis offenbar, die ihm vor allem so not that: ich meine den Begriff organischer Zugehörigkeit zu dieser ganzen seltsamen Schöpfung; die Empfindung, auch ein Glied von ihr zu sein, lernte er kennen. Mit ihr aber hatte er für „sich" wenigstens zugleich eine Lösung all der Wunder gewonnen, die zu enträtseln ihm das Unfaßbare des Weltbaus früher vergeblich aufgegeben: etwas wie eine Weltanschauung war ihm gewonnen. Freilich eine Weltanschauung, deren Wesen sich nur daher leitete, daß er gelernt, den großen weiten Kosmos in Beziehung mit seinem eigenen einzelnen Ich zu bringen, eine Weltanschauung, an der das so fatal einseitig ist, daß er dieses Ich wohl im Spiegel der Welt, aber nicht umgekehrt, die Welt im Spiegel dieses Ich sieht. So mag es kommen, daß der Dichter kein Verhältnis des Kosmos zur Erde, zur Menschheit, zum Leben erkennen kann — oder will? — und daß der gewonnenen Weltanschauung die Ergänzung durch die entsprechende Lebensanschauung völlig fehlen muß. Nur zum Genuß jener Gefühle, die dem Dichter die Offenbarung des Geschlechtlichen brachte, reicht die Kraft der geweckten Instinkte aus; nicht zur Umsetzung der ihnen innewohnenden Empfindungswerte in Gehirnwerte.

Für die jüngste Entwicklung Dauthenday'scher Dichtung aber folgert aus all dem, daß sie auf jedes wesentlich kulturelle Moment verzichten muß. Jene eine große Forderung an die Kunst, die zur Scheidung von echtem und falschem Können die neue Kritik zu stellen sich gewöhnt hat, kann also auch nur zur Hälfte erfüllt werden. Ich meine die Forderung zeitlicher und ewiger Wirkung — oder vielmehr die Forderung, durch erstere zur letzteren gelangen zu können. Denn der Endzweck ist ja doch schließlich, das zu geben, was in seinem Wesen keinem Wechsel des Augenblicks unterthan ist! Daß Dauthenday auf das nächstliegende Mittel zu diesem Endzweck verzichtet und nur sich, und das eine Erlebnis seines Ich, nicht das spezifisch Augenblickliche seiner Gegenwart zu den Schlüssen ins große Allgemeine benutzt, muß mehr wie alles andere bei einer Beurteilung seiner Kunst in Betracht gezogen werden. Er verzichtet damit freiwillig auf so sehr wesentliche Reize, die sonst eine Dichtung teuer machen können, daß die Wirkungen, die ihm trotzdem gelingen, nur um so erstaunlicher sind. Worin diese Wirkungen bestehen, ist sehr leicht zu sagen. Sie werden erreicht durch den wilden, urmenschlichen Ton, den er zur Gestaltung seines „Stoffes", dieses alten Dichtermotivs der „ersten großen Liebe", findet:

Rhythmen entströmen ihm von so gewaltigem Klange, Bilder erwachsen ihm von so machtvoller Größe, daß das Ohr kein vertönend Zwischengeräusch mehr hören und das Auge keinen Mischton mehr sehen kann. Alles kleine, alles einfache, oder, um das Wort beizubehalten, das ich zuvor hatte, alles zeitliche schwindet hin vor dem großen, schweren, alles übertönenden Ewigkeitsklange.

Die einzige, in gewissem Sinne zeitlich begrenzte Vorstellung, die sich der Leser zuweilen herstellt, ist die Empfindung, die vorweltlich primitive Landschaft des Paradieses mit jener großen heiligen Einfachheit in Farbe und Linie zu sehen, die — physisch genommen — noch keine Teilung, keine Verfeinerung der Gefühle, nur ursprüngliche Kraftentladung mit der so natürlichen Kehrseite ursprünglicher Reinheit kennt.

Ein paar Strophen aus den „Reliquien" mögen das dem einen oder dem andern, der empfänglich für solche Kunst ist, erweisen.

Dauthenday singt an einer Stelle:

Nie sangen die Vögel so lüstern,
Sonne und Winde flüstern
Von weichen, wonnigen Frauen,
Alle Bäume hangen voll Küsse,
Alle Lippen müssen verlangen;
Der Frühling ist hungersäend
Über die Erde gegangen.

Durch diesen zeitlosen Charakter seiner Dichtungen ist also Dauthenday der einzigste unter den überhaupt in Betracht kommenden paar modernen Lyrikern — und zu diesen hat man das aus verträumtem Staunen erwachte Kind jetzt wohl zu rechnen — der einzigste, dessen Bedeutung nicht darin besteht, daß er die neue Empfindungsweise, die besonderen Gefühlsnuancen unserer Kulturzeit übermittelt. Er, der sich im Grunde nicht Mensch, sondern gerade so gut Tier wie Gott fühlt — er kennt kein vergangenes und kein werdendes, er weiß nur von einem einzigen, großen Sein . . .

Freilich — erklären kann man sich eine solche Persönlichkeit wie Dauthenday, psychisch wie physisch, gerade aus unserer Zeit der Überkultur heraus sehr wohl. Das ungewollte Echte seiner Art, stark zu empfinden, übermächtig zu genießen, mag unbezweifelt bleiben: gesund, natürlich ist sie nicht! Dazu hat sich die Vermittlerin, das Geschlecht, viel zu krankhaft, weil zu unnatürlich spät entwickelt, dazu haben die in ihm wohnenden Triebe allzu lange verirrte Wege gehen müssen. Ihr Werden war kein proportionales; und nicht zielsicher genug hatte das Kräftezentrum, dem diese Triebe entsprungen waren, sich von vornherein lenken können, als

daß ebensolche Emanationen des Geschlechtlichen aus ihnen werden durften. So hat sich denn das naive Empfinden des überreifen Kindesgemütes wohl zu einer unsäglich starken Leidenschaft gesteigert — aber zu einer Leidenschaft, an der das so seltsam pervers ist, daß sie nur nehmen, nicht geben kann. Eine Leidenschaft, die nur ein Austausch der Schwäche mit der Stärke, nicht umgekehrt, ist. Es trägt daher die ganze jüngste Entwicklung Dauthendays einen vollständig negativen, femininen Charakter. Man höre nur, wie er, der Mann, von seiner Liebe zu dem Wesen singt, das berufen war, das Geschlechtliche in ihm zu erwecken, zu ergänzen:

„Überschüttet von Deiner Glut
Brechen Blüten aus meinem Blut,
Wird mein Leib ein schauernder Garten."

Man sieht: die ihm natürliche Aktivität hat sich völlig gegen die Passivität des Weibes eingetauscht. Aber es ist eine Passivität, in der jene Gabe schlummert, die seltenen großen Frauen bisweilen gestattet, sich über die sonstige Überlegenheit des Mannes herauszuheben und einmal der Stärkere zu sein. Ich meine die Intensität des weiblichen Gefühlslebens, die so leicht jedes Ohr für irgendwelche Stimme der logischen Vernunft verliert und nur sich will, und die befriedigte Empfindung, sich auszuleben, naive Größe liegt gewiß in diesem spontanen Sein ohne Absicht und Berechnung, ohne Rücksicht auf morgen und übermorgen .... Ihr mag Dauthenday im letzten Grunde den so unbedingt echten Ton seiner Verse verdanken, die ganz gewiß frei sind von jeder gewollten — wenn auch vielleicht nicht von einer gewissen unbewußten Individualitätspose, die sich da zuweilen einstellen kann, wo — bezeichnenderweise — einmal ein echt männlicher Faktor in Bewegung tritt und dem sonst so selbstbescheidenen Träumer haltlose Herrscherträume vorgaukelt; aber das ist dann ein Ausnahmefall, der von ein paar Gedichten, den einzigen schwachen nebenbei, gilt.

Bezeichnend für diese Echtheit ist in den „Reliquien" stofflich wie formal außerordentlich viel. So zum Beispiel, daß der Dichter sich zur Gestaltung seines Vorwurfs eines uralten und längst abgebrauchten Mittels bedient und es ihm trotzdem gelingt, eine durchweg neue und in sich selbst liegende Wirkung zu erzielen. Er symbolisiert nämlich sein Thema, das, wie schon gesagt, von der Entwicklungsgeschichte seiner Liebe handelt, dadurch, daß er ihm — die Jahreszeiten zu Grunde legt. Aber es ist ihm gegeben, Frühling, Sommer, Herbst und Winter unter einem Gesichtswinkel zu sehen, der nur seither ungeschaute Konstellationen, Bildwirkungen, Beziehungen u. s. w. zu entdecken vermag. Seiner alten Liebe zur nackten „Natur" wird er diese schöne Gabe zu verdanken haben. Nun, da er die Nacktheit des „Lebens" kennen gelernt, durchdringt er auch dieses mit der ihm ge-

wohnten zärtlichen Sorgfalt der Sinne, und erreicht als Künstler jene Ergänzung von Physis und Psyche, von außen und innen, von Stoff und Form, die der Kritik den größtmöglichsten Grad von Vollkommenheit bezeichnet, weil sie der einzigste Beweis eines wirklich intuitiven Prozesses ist.

Ein Gedicht mag das Gesagte beweisen. Ich glaube, es giebt wohl keine öfter angewandte Phantasieverbindung als die Verarbeitung eines Liebesendes und einer Herbststimmung; aber kann man sich diese beiden Begriffe eigenartiger, selbständiger angewandt denken, als es Dauthenday in folgenden Zeilen gelungen ist?

Unsre Augen so leer,
Unsre Küsse so welk,
Wir weinen und schweigen,
Unsre Herzen schlagen nicht mehr.

Die Schwalben sammeln sich draußen am Meer,
Die Schwalben scheiden,
Sie kommen wieder,
Aber nie mehr uns beiden.

An solchen einfachen Gefühlsechtheiten ist die moderne Lyrik arm — diese moderne Lyrik, die reich ist dadurch, daß sie — wie gesagt — jene zahllosen feinsten und seltensten Neuempfindungen übermitteln durfte, die die spezifische Gefühlswelt dieses Jahrhundertendes ausmachen; daß solche „Werte" zu geben entwicklungsfördernder und darum „wertvoller" ist, hat die Kritik der Künste, seitdem sie kulturpsychologisch geworden, sehr wohl erkannt. Auf sie muß man jedoch bei den Dichtungen Dauthendays ein- für allemal verzichten. Vorausgesetzt, daß man nicht einen Rückschluß machen will, indem man sagt: es ist für unsere Zeit außerordentlich bezeichnend, daß in ihr überhaupt Töne erklingen können, die ihren Widerhall nicht im Gegenwärtigen, sondern im Menschlichallgemeinen, im Ewigen finden. Zudem ist Dauthenday ja nicht der einzigste, dem man seine künstlerische Erklärung auf diesem Umweg vermitteln muß; man denke beispielsweise an Fidus! den ich übrigens durch diese Citierung nicht auf eine Höhe mit dem Dichter der Reliquien stellen möchte. Dazu ist dieser Diefenbachschüler zu eintönig, zu sehr Wiederholung eines einzigen Themas. Die heidnisch wilde, nie sich selbst genügende Kraft, die in Dauthenday steckt, fehlt ihm — und sie fehlt ihm sonderbarerweise gerade da, wo sie beabsichtigt, gewollt, ja! beinahe tendenziös vorgeschoben ist: in dem Bestreben, aus dem Verhältnis von Weltbau und Einzelkreatur gewisse übernatürliche Beziehungen herauszudeuten. Man kann das so recht erkennen, wenn man den kosmischen Teil der Gedichte Dauthendays zu einem Vergleich heranzieht.

Der Ausgang seiner Liebe hat den Dichter dahingeführt, daß er sich von dem rein menschlichen, soweit er es überhaupt kennen gelernt, wieder geschieden. Wie früher, steht er nun wieder allein und einsam; oder vielmehr: vereinsamt! und dadurch, daß er einmal ein Stück persönlicher Erfahrung gelebt, seelisch unendlich bereichert zugleich. Der Unterschied gegen früher ist eben, daß er nun das Bewußtsein gelernt, ein Ich zu sein, ein Ich zu besitzen. Hier ist ein Punkt — der einzigste — der ihn Dichtern wie Dehmel, Mombert, die ich vorher im Sinne hatte, als ich von moderner Lyrik sprach, wieder nahe bringt: Er hat auch den Wert dieses Bewußtseins kennen gelernt und innerlich erfahren, daß es außer ihm kein Maß der Bewertung giebt. Aber er hat, um zu diesem modernen Individualismus gelangen zu können, einen andern, den umgekehrten Weg wie jene, nehmen müssen. Sie gingen von dem Leben, dem Allen aus und lernten gerade unter dem Allen das dem einzelnen Persönliche in so hohem Maße schätzen. Dauthendey gelangte zu dieser Schätzung erst, nachdem er auf die „Alle", auf das Leben verzichtet.. Von keinem andern Individuum, geschweige denn von der ganzen Menschheit, will er wissen. Mag es auch noch so trostlos leer in ihm sein . . mag ein Verlangen, irgend ein Rätselhaftes, ein großes Geheimnisvolles kennen zu lernen, ihn noch so schmerzhaft durchwühlen: auf alles Diesseitige verzichtete er; er weiß ja zu genau, daß es ihm doch keine Befriedigung, keine volle Ergänzung seines Halbseins bieten könnte. Nur im Jenseitigen, Unirdischen, Göttlichen würde er sie finden. Und so schreit denn seine sehnende Qual diese irre Verzweiflung zum Himmel empor:

> Meine Augen voll Asche,
> Meine Ohren haben die Töne verloren,
> Bäume, Winde, Gestein,
> Eure Sprache fällt mir nicht mehr ein.
> Höre im Weltraum nur mich,
> Mein wildes, hungerndes Ich.

Aber — er kommt auch über diese furchtbare, aussichtslose Stimmung hinweg. Die Phantasie, diese alte Trösterin, die ihn bis dahin gütig geleitet, stellt sich ihm wieder her und erlöst die einsamen Schmerzen seiner Seele durch das Lustgefühl lockender Wünsche, verheißender Träume. Wohl weiß er, daß es imaginäre Werte sind, denen er sich hingiebt — weiß, daß es sich noch einmal rächen wird, wenn er ihnen blind vertraut. Aber sie helfen ihm ja hinweg über einen schweren Abschnitt seines Lebens!! Und so will er sie denn genießen, so lange sie vorhalten — diese Vorstellungen des Gott und Herrseins über Sternenmillionen . . . . .

Überschwänglichkeit ist das Zeichen, unter dem dieser letzte Teil von Dauthendays Gedichten steht.

> Meine Adern möchten die Erde zersprengen,
> Mein Herz in den Weltraum
> Als Erde hängen,
> Als siedende Erde,

ruft sein Wille, der nichts Unmögliches kennen möchte.

Gewiß spricht machtvolle Kunst aus dieser und mancher ähnlichen Art der Anschauung: aber man wird sich über eine gewisse, verdächtige Note nicht hinwegtäuschen können. Es gilt, was in anderer Form schon gesagt wurde: die Kraft, die sich in solchen Versen entlädt und so das letzte Wesen des dahinterruhenden Dichterwesens offenbar macht, ist einseitig negativ; sie muß sich ewig mit sich selbst begnügen und wird niemals eine entsprechende andere finden können, mit, und an der sie sich messen dürfte. Keine starke Fortentwickelung wird sie infolge dessen haben, sondern ewig in denselben Bahnen kreisen; ihr endliches Schicksal kann gar nicht anders sein, als daß sie langsam in sich selbst zusammenfällt, langsam zerbröckelt. Wenn sie also künstlerisch noch einmal etwas Bedeutendes zeitigen sollte, würde es immer die Bedeutung des Abstiegs, nicht die des Aufstiegs sein. Dem Werte an sich bringt dies natürlich noch keinen Abbruch, wohl aber dem Kulturwerte. Und auf den muß man ja schon in den „Reliquien“ verzichten!

Das Tragische an der Kunst Dauthendays ist eben: daß sie nur ästhetisch groß zu nennen ist. Jenes dyonisische Element, das man heutzutage nach langer Zeit wieder von der Kunst verlangt, die Forderung einer Schönheit aus Größe, fehlt eben ganz. Daß sich dafür tiefere und seltenere Reize in ihr finden, die dem Kenner kostbare Schätze sind, wiegt ganz gewiß unendlich viel auf. Aber der Genuß, den sie bringen, ist immer nur wie der kranke süße Duft einer sterbenden Blume, von dem man nicht weiß, ob er die nächste Stunde noch vorhalten wird. Kunst werden diese Gedichte ganz gewiß immer sein, — aber keine durch die Jahrtausende ragende Ewigkeitskunst.



Lyrik des Auslandes.

Totengräber.

(Aristide Bruant.)

Ein Totengräber! Für und für
schilt man's das widrigste Gewerbe, —
nur Einer stört sich nicht an mir:
des Eingescharrten froher Erbe.
Jenun, ich finde mich darein:
mir schafft die Arbeit frohe Stunden,
kann gar nicht eifersüchtig sein
auf die, die Geld und Gut gefunden.

Nicht Aufgefischte scharr' ich ein,
die schon in Fäulnis übertraten,
nein, Liebchen nur, nur Mägdelein;
drum führ' ich sorglich meinen Spaten.
Die schlief in Königsarmen ein,
die nur in dürftigem Hospize —
und schließlich sind doch alle mein,
Ob „Theodora“ — oder „Mieze“!

Gleich Bräuten, blumenüberdeckt,
bringt man sie morgens mir ins Zimmer, —
so oft ich diesen Duft geschmeckt,
gar gut schien mir der Tod da immer.
Ich drücke sie am Herzen matt
und wiege sie auf meinen Händen
und trink' mich an der Liebe satt,
die noch die bleichen Lippen spenden ...

Minden i. W. Aus dem Französischen von Max Bruns.

Mein Schattenriß.*)

(Edgar Allan Poe. Geschr. im 19. Lebensjahre.)

Ein dunkler, rätselhafter Zug,
Ein unbegrenzter Sehnsuchtsflug,
Geheimnisdämmern, Traumesbann
Erregt mich, seit ich denken kann.
Dies Träumen, sag' ich euch, war schwer
Von wildem, suchendem Begehr
Nach Dingen, die der Tod entführt,
Die niemals meine Seele aufgespürt,
Hätt' ich sie lassen unbesehn
Am Träumerblick vorüberwehn!

Die Welt soll nichts behalten
Von diesen Wahngestalten;
Mustern will ich die Traumgesichte,
Daß keins der Seelen Ruh vernichte:
Die schöne Hoffnung vor dem Grab
Und was an Glück die Zeit euch gab —
Ging auch mein Hinterlass'nes Wort
Mit einem Seufzer drüber fort:
Es sei und deckt auch ew'ge Nacht,
Was einen Traum mir lieb gemacht.

Berlin. Aus dem Englischen von Editha v. Reitzenstein.

*) Der Titel „Imitation“ wörtlich wiedergegeben trifft wohl im Deutschen zu wenig die Absicht des Dichters. Er meint hiermit doch eine Nachspiegelung seines Innenlebens zu versuchen!

Von Hamburger Kunst.

(Schluß.)

Sonst wären als die besonderen Ereignisse auf dem Felde der Konzertthätigkeit noch zu verzeichnen: 1. Die ebenso auffällige als anhaltende Abgewinnung des Weingartner'schen Terrains durch Arthur Nikisch aus Leipzig, der in drei Konzerten an der Spitze der „Berliner Philharmoniker" als der „kommende Mann" für Hamburg enthusiastisch gefeiert und bei seiner Gastdirektion in der Oper anläßlich einer Wohlthätigkeits-Vorstellung des „Tannhäuser" zu Gunsten der Hamburger Journalisten und Schriftsteller ganz unbeschreiblich ausgezeichnet wurde. 2. Das Faktum, daß R. Straußens „Till Eulenspiegeleien" in den Konzerten der heimischen, bisher immer streng konservativen „Philharmonischen Gesellschaft" (unter Prof. R. Barths frischzugiger Initiative) in ein und derselben Saison wiederholt werden mußte — eher hätte man sich verschwören mögen, daß der Januar einmal in den Sommer fallen würde, ehe denn dieses an diesem Orte geschehen könnte: aber siehe da, als es nun dazu kam, nahm auch der Januar höchst sommerlich-warme Allüren auf einmal an, so daß man unter solch aparten Zeichen an das „Wunder" wohl oder übel schon glauben mußte. 3. Die empfindliche Novitäten-Konkurrenz der mit wachsender Teilnahme seitens der besten Kreise gegebenen, großstiligen Orchester-Konzerte von dem hochbegabten und intelligenten Max Fiedler — man erzählt sich in Hamburg, daß dieses vollberufene Talent vor einigen Jahren, als Prof. Bernuth von der Leitung der philharmonischen Konzerte zurücktrat, sich um deren Direktion angelegentlich beworben, jedoch in seiner Eigenschaft als „simpler Pianist" von der genannten Gesellschaft nicht einmal die geringste Antwort erhalten haben soll. Damals habe der Dirigent in ihm bei sich selbst der „Gesellschaft" unversöhnliche Rache geschworen, und wahrlich, — ich glaube, der Herr Sekretär von Anno dazumal würde ihm jetzt doch lieber einen verbindlich zusagenden Brief ehedem geschrieben haben. Endlich 4. die Dr. Chrysander'schen Händel-Bearbeitungen — über welch letztere mir noch kurz einige besondere Worte gestattet seien!

Von ihnen sprechen, ist zwar Verlegenheit. Raschelt es doch durch die Blätter im ganzen lieben deutschen Zeitungswald mit gar bedeutsamen Feuilletons, und bläst doch durch die gesamte führende deutsche Presse schier unverantwortlich, je verantwortlicher die betr. Ressorts gezeichnet werden, die große Reklameposaune aus vollen Backen für diese hohe Errungenschaft. Verwegen also derjenige, der gegen solch starken, einhelligen Strom zu schwimmen unternimmt! Und doch kann ein wahrhaft Kundiger dieses musikalische „Ereignis" nur sehr bedingt zu den wirklich positiven, er muß es mindestens zur anderen Hälfte mit zu den negativen zählen. Jedenfalls erscheint es als eine ziemlich dreiste Insinuation, wenn aus Leipzig anläßlich der Erstaufführung die Mär verbreitet wurde: jetzt erst hätten wir Händels „Heracles" kennen gelernt. Meine Wenigkeit z. B. hat schon im Jahre 1885 dem Hallenser Händel-Jubiläum beigewohnt und dort, von der „Neuen Singakademie" unter Voretzsch' Leitung aufgeführt, eben diesen „Heracles" ohne Herrn Chrysanders bessernde Hand in geradezu unvergeßlich herrlicher und, was zumal das Drama wie den zart-lyrischen Jöle-Charakter darin betrifft (den damals Pia v. Sicherer wahrhaft vollendet vertrat), sogar in wesentlich stilgetreuerer Wiedergabe kennen und schätzen gelernt. Ich muß darum offen gestehen, ich verspüre nach Anhören der Chrysander'schen Retouchen, bei deren Gesangs-Kadenzen es mir regelmäßig einen körperlichen Ruck versetzte, wenig Lust, mir diesen wirklich

idealen damaligen Genuß heute durch allerlei falsche Propheten in der Erinnerung schmälern und nachträglich vergraulen zu lassen. Und es ist daher auch meines Empfindens schon viel zu weit gegangen, stolz als eine „Renaissance" des Händel'schen Oratoriums oder musikalischen Dramas zu preisen, was doch besten Falles nur als lahme Gelehrten-„Restauration" zu gelten hat — genau wie seinerzeit schon die Genée'sche Shakespeare-Bühne es war, nach der schon heute kein Hahn mehr kräht, so viel Federn seinerzeit auch für diese v. Perfall'sche Ruhmesthat in Bewegung gesetzt wurden. Steht doch überhaupt zu befürchten, daß uns alle diese hochgelehrten Herren, auch die v. Lenbach, v. Possart und wie sie noch alle heißen mögen — mit ihren „Retrospektionen", „Restaurationen" und ihrem dekorativen Biedermeyer-Aufputz hochklassisch-antiker Stil-Anwandlungen — die wirklich moderne Kunst wieder knicken und im Keime ersticken werden, noch ehe diese so recht zur eigenen Entwicklung und zum lebendigen Atem gekommen ist! Auch „rasende Mänaden" können nicht durch Ästhetiker, Theoretiker, Archäologen und Philologen, ja kaum mehr durch die Künstler selbst ergänzt werden; so haben wir es selbst da bei Händel eben nur mit einem leidigen, kurzlebigen Galvanisierungsversuch zu thun, der in seinem künstlerischen Unvermögen um nicht erheblich viel besser sich giebt, als Phil. Spittas, des profunden Bach-Kenners, unsterblicher Lapsus seinerzeit mit der vermeintlichen S. Bach'schen „Lucas-Passion" es war. Solche Vorkommnisse müssen uns den Herren Historikern gegenüber doch ein für allemal vorsichtig machen, und ganz so ergeht es mir eben mit den von der gelehrten Forschung als angeblich „echt" konstruierten, direkt ledernen und stilwidrigen Kadenzen, die ich da als eine Restitutio in integrum anstaunen und bewundern soll, die mir aber in Wahrheit meinen ganzen, großen Händel verderben, wie er in seiner unverwüstlichen Kraft noch heute für nicht ganz taube Ohren so unvergleichlich lebendig ist und wie ich ihn in seiner saftig-prachtstrotzenden Fülle als Ideal nun einmal im Herzen trage! Dixi et salvavi intellectum meum.

Reden wir von etwas anderem (um mit dem bequemen Herrn „Mikado"-Minister zu sprechen), so wäre hier als charakteristisch für Hamburg wohl noch mit anzufügen, daß ich keine Stadt in Deutschland bisher gefunden habe, deren Musikleben, wie das hanseatische, eine solch rege Betriebsamkeit in puncto Kammermusik aufwiese — und ich glaube Berlin, Leipzig, Dresden, München, Wien, Köln, Frankfurt a. M., Bremen, Stuttgart, Karlsruhe und Weimar darin wirklich ziemlich genau zu kennen. Nicht weniger als neun bis zehn besondere Vereinigungen und Genossenschaften tummelten sich im Laufe dieses Winters auf besagtem Pflüge-Acker, zumal heuer auch noch die bekannten „Böhmen" als die wahren „Hechte im Karpfenteiche" einen eigenen Cyklus von Quartett-Abenden dort veranstalteten. Und dies bringt mich zugleich auch noch auf einen von diesen wackerer Weise an die Öffentlichkeit hervorgezogenen Komponisten, den ich hier gerne mit Nachdruck als einen hervorhebe, um dessen über 50 größere, zumeist noch unveröffentlichte Werke sich Verleger und Konzertleiter weit mehr, als bisher geschehen, wohl kümmern könnten. Hamburg besitzt nämlich in Jos. B. Foerster einen sehr feinsinnigen Modernen, der wie die „heimliche Liebe", von der niemand nichts weiß, hier im stillen Verborgenen stärker als Feuer brennt und wärmer als Kohle für die heilige Kunst erglüht, aber freilich auch kein Hamburger Kind, sondern geborener Böhme ist. Es ist ein Unrecht, das schleunigst gut gemacht werden muß: dieses zartbesaitete, lyrische Talent, das sich bereits in einigen Ouverturen, 4 Sinfonien, 3 Suiten, 2 Klavier-Trios, 2 Streichquartetten, 4 Violin- bezw. Cellosonaten, kirchlichen Kompositionen aller Art („Stabat mater", „Hymnus der Engel", Orgelphantasie ꝛc.), vielen Liedern und Klavierstücken, Chören, Melodramen (u. a. zum Märchenspiel „Prinzessin Gänseblume"),

sowie zwei Opern (darunter eine Preisoper) entäußert hat — und das bisher eigentlich nur in seiner Vaterstadt Prag einigermaßen, im „Allg. deutschen Musikverein" dagegen noch gar nicht bekannt geworden ist, von dessen Gaben jedoch Direktor Mahler und der Verlag von Schott frères in Brüssel mancherlei schmeichelhafte Auskunft geben dürften — diesen Mann, sage ich, wie weiland Rob. Schumann, nur immer als den „Gatten seiner Frau" (der ausgezeichneten Hamburger Opernsoubrette Foerster-Lauterer) so eben mit hinzunehmen. Fern sei es von mir, den Ehemann in ihm etwa dadurch herabsetzen zu wollen; er ist ein guter Gatte und gemütreich-herzlicher Lebensgenosse seiner gleichfalls außerordentlichen Frau, einem dramatischen Spiel-Genie ersten Ranges — von einer ganz unvergleichlichen Kraft sicheren Stilgefühles. Aber er ist für die Öffentlichkeit doch noch mehr, und der musikalischen Welt muß — auch anderweitig — Gelegenheit gegeben werden, diesen Mehrwert objektiv einschätzen zu können, diese verschämte Mimose unter den musikalischen Gewächsen der Neuzeit zu einer couragierten Entfaltung ihrer Reize zu bringen.

Daß im übrigen auch mit Bezug auf bildende Kunst der Platz Hamburg keineswegs mehr zu den „zurückgebliebenen" gehört, — man darf wohl sagen: Dank dem wirksamen Eingreifen eines Lichtwarks, wie auch der überaus verdienstlich waltenden rege-umsichtigen Thätigkeit Dr. Justus Brinckmanns am berühmten Hamburger „Kunstgewerbe-Museum" — das zum beredten Zeugnisse braucht man wohl nur auf die Ausstellungen der Worpsweder, Hans Thomas, Chr. Rohlfs und der „Dresdner Sezession" im dortigen „Kunst-Verein", die instruktive Boecklin-Jubiläumsausstellung, sowie die überraschend reichhaltig beschickte „Frühjahrsausstellung" in der „Kunsthalle" und die Sonder-Ausstellungen Stassen, Frz. Stuck u. a. bei „L. Bock & Söhne" hinzuweisen. Sogar der solennen Kollektiv-Ausstellung eines französischen Meisters der Palette, wie Gaston Guignard, der sich erst darnach auch nach Dresden, München u. s. w. noch wandte, wurde Hamburg als erste deutsche Stadt in diesem Winter gewürdigt. Demnach scheint es fast, als ob man in Künstlerkreisen draußen jetzt wieder mehr Vertrauen zu den Hamburger „Kaffeesäcken" und zur Hamburger Kritik gewonnen habe — ein Vertrauen, das zwar demjenigen wohl gerechtfertigt erscheint, der die interessanten, höchst wertvollen Schätze aus im ganzen etwa sechzig Sammlungen des wohlhabenden dortigen Kunst-Privatbesitzes auf erwähnter „Frühjahrsausstellung" näher kennen lernen durfte; das aber für den doch auch wieder einen gelinden Stoß erhalten mußte, der die maßleidige Geschichte vom Hamburger (richtiger gesagt: gänzlich unhamburgischen) „Kaiser Wilhelm-Denkmal" seinerzeit aufmerksamer verfolgt hat, oder vorher schon der öffentlichen Auktion des Pollini'schen Bildernachlasses bei L. Bock & Söhne anzuwohnen hatte. Bei letzterer Gelegenheit vollends, bei welcher zwar der größte Kunst-Schund und Kitsch-Schmarren aus geschickt gesteigertem, rein stofflichem Interesse recht ansehnlich bedacht wurde und sonach gleichsam reißend abgehen konnte, wollten bezeichnender Weise die ebenso bedeutsamen als geistreichen Stuck'schen Entwürfe zu Adalbert von Goldschmidts „Gäa"-Mysterium nicht einmal zu dem eingesetzten Mindestpreis von 5000 Mark einen Käufer finden, sondern mußten vielmehr jetzt — nachdem sie seinerzeit 12000 Mark gekostet haben sollen — einfach wieder zurückgestellt werden, obwohl sie seit Bayreuth doch die erste, hocherfreuliche Kunde von einer angelegentlichen Befassung unserer modernen, bildenden Kunst auch mit scenischen und bühnentechnischen Dekorationsproblemen wiedergeben. Just hier war aber das „Hic Rodus, hic salta!", angesichts dessen Hamburger Kunstsinn einmal den Beweis hätte erbringen können, daß er in produktiver Zukunftswitterung mit seinem Gelde tapfer auch voranzugehen weiß!

Schließlich bleibt an der über 900 Katalognummern starken, sehr anregenden und lehrreichen Frühjahrsausstellung als vornehmlich markant neben der wahrhaft künstlerischen Höhe, wie gesagt, des Privatbesitzes noch hervorzuheben die besondere Thatsache: daß sie die erste Lokal- und National-Kunstausstellung war, die in deutschen Landen aus rein heimischen, eigenen Mitteln allein einmal gewagt wurde; sowie ferner, daß der neue „Hamburger Künstlerklub" (dessen junger Most: Illies, Eitner, Herbst, v. Ehren, Kayser, Dittmann, Siebelist, Schaper, Wohlers, die Damen Cramer u. a. — sich stellenweise freilich noch absurder als ganz absurd geberdet), neben den älteren, gesetzteren und darum auch so viel gereifteren Mohrbutter, Olde und Nissen mit ihrer gesammelten malerischen Kraft dennoch mit allen Ehren bereits bestanden, ja, selbst nicht wenig neues Leben in die alte Bude mitgebracht hat — ein Leben, um so wimmelnder, als es in ihren Farbentöpfen ja auch ordentlich flimmert und flirtet, wie beim tollen Spiele eines Prismas oder beim wechselvollen Oscillieren der rastlos bewegten Meeroberfläche. Nur zu einem muß der Hamburger Gast immer von neuem wieder den Kopf schütteln — dazu nämlich: woher die Herren nur das viele Licht und die starken Farben zu ihren koloristischen Phantasien nehmen in dem dortigen, so nebelgrauen Dunst- und Regenklima! Wenn meine gute Frau schließlich, gegen Ende unseres dortigen Domizils, sich versucht fühlte, Weimar nur mehr Weinmar zu nennen, so hatte das zwar seine guten persönlichen Gründe, denn wir hatten gerade dort eine Reihe von gar traurigen Dingen zusammen erleben müssen; aber das war doch zuletzt nur ein ganz individueller Eindruck — durchaus subjektive Weltanschauung. Mehr objektive Erfahrung scheint offenbar dem bekannten Witzwort zu Grunde zu liegen: „Salzburg müßte eigentlich Regensburg heißen." Und doch hatten wir wiederum just dort erstaunlich Glück gehabt und bei herrlichstem Prachtwetter die schönsten, unvergeßlich erhebendsten Erlebnisse gelegentlich eines vorübergehenden Aufenthaltes zu verzeichnen. Nun, wenn also hier überall allenfalls noch Zweifel und Relativität bestehen können: das steht ja wohl außer aller Frage und ist als allgemein anerkannte Wahrheit absolut, daß Hamburg unter allen Umständen den vielsagenden Namen „Regensburg" verdiente. In Hamburg ist nämlich die Hauptsignatur des Jahres: Regen, und die trübe Wolken-Atmosphäre eines fast unausgesetzt bedeckten Himmels hat hier etwas ganz entsetzlich Trostloses an sich. Als ich vorigen Sommer (ziemlich gleich zu Anfang nach Eröffnung und ohne Katalog) durch die „Internationale Kunstausstellung" zu Dresden schritt, fiel mir im Saale 22 eine Gruppe von Männern auf, die sich mit der an Besuchern moderner Ausstellungen nachgerade schon typischen Art naserümpfend, achselzuckend, kopfschüttelnd über ein in der Ecke hängendes Bild aufhielten, bezw. unverhohlen darüber lustig machten. „Das soll nun eine „Erinnerung an Hamburg" sein! Könnt Ihr Euch darunter 'was vorstellen? Nein, das ist doch wirklich unerlaubt!" rc. .... so orakelte es durcheinander — der natürliche Mensch in ihnen vernahm eben nichts vom Geiste des Künstlers, es war ihnen eine Thorheit und sie konnten's nicht erkennen! Als die Gruppe sich laut hohnlachend entfernt hatte, ergab ein näheres Hinzutreten meinerseits einen weiblichen Kopf mit aschfahlem, in Blau-Grau-Braun schmutzig verschwommenem Antlitz, das Ganze ziemlich unklar-dunkel gehalten. Später erwies ja ein Blick auf den Titel im offiziellen Katalog noch einen ganz anderen, einleuchtenderen Zusammenhang; allein schon jetzt, ohne alle weitere Aufklärung, wollte es mich wie eine Personifikation der „Hammonia" selber als Erinnerung an das Bild der Stadt berühren, wie ich es schon von meinen allerersten, zwei- bis dreitägigen Aufenthalten her in mir trug, wo es unaufhörlich strömend vom Himmel herabgegossen hatte und wo mir solche Witterung

von Einheimischen mit einer Art von nationalem Selbstgefühl als „spezifisch Hamburgisch" zu meinem Schrecken bezeichnet wurde. Ich konnte mir also auch ohne alle Anleitung sehr viel unter dem Mohrbutter'schen Bilde denken, und kann dies noch heute, da ich einen solchen Winter grau in grau — mit dem Herzen und der Empfindung zu Hause im sonnigen Süden, wo die Lichter so lustig spielen — droben im hohen Norden geweilt habe: doppelt schmerzlich sicherlich für einen Berufs-Litteraten, der es zur Arbeit seiner Feder mit Bethges drangvollem Ausruf hält: „Herr Gott, ich kann nicht ohne Sonne sein!" Nie habe ich mein Lebtag Johannes Brahms, den geborenen Hamburger, mit seiner instrumentalen Farblosigkeit und verschleierten Eintönigkeit besser begriffen, als seitdem ich in der Hansastadt selber wohnte. Um so weniger aber kann ich nun die auffallend starken Hell-Tinten begreifen, die unsre heimische Jungkunst dort als „Lokalfarbe" dick aufträgt, und frage mich vergeblich, wie sie zu diesen überhaupt kommen mag. Sind doch, weiß Gott, die Tage bald von den zehn Fingern abgezählt, an denen auch nur ihre (zwei volle Monate nahezu geöffnete) „Frühjahrs-Ausstellung" ein freundliches Tageslicht hatte, geschweige denn Frau Sonne selbst von Angesicht zu Angesicht zu schauen bekam!

Arthur Seidl.

Die Münchener Sezession 1898.

Es ist schwer, aus den treffendsten Ingredienzien der Ausstellung ein schmackhaftes Ragout zu bereiten. Nach alter Sitte pflegt das Fremde mehr den Appetit zu reizen. Doch manches Surrogat läßt oft einen schalen Nachgeschmack zurück. Wenn einer von den gesunden, farbenfrischen Bildern eines Slevogt, den würzigen eines Uhde, den reizvollen und phantasieerregenden Farbendichtungen eines Fabre du Faur und Paul Höckers weg in den russischen Saal kommt, wird es ihn gleichsam nach der Sonne frieren. Wirklich es friert einen, das liegt nun einmal, wie es scheint, im russischen Charakter. Keine einzige künstlerisch selbständige, bedeutende Persönlichkeit steckt hinter all diesen Bildern, die zumeist nicht einmal jene Mitteimäßigkeit erreichen, die bei uns als Durchschnittsleistung angenommen wird, und über die sie nicht einmal der Pariser Einfluß emporzuheben vermag. Das Porträt des Großfürsten Paul von Seroff ist nichts als ein gut gemaltes Biid. Daß einer gut malen kann, ist doch wirklich nichts auffallendes und bedeutendes. Es hat einer gesagt, auffallend sei nur, daß der Dargestellte nicht auf dem Gaul sitzt, sondern auf dem Boden daneben steht. Die russische Kunst gleicht einem Vogel mit gebrochenen Schwingen. Nicht einmal mehr stoffliches Interesse kann man ihr abgewinnen, sie ist tot. Wenn sie überhaupt noch lebenskräftig wäre, müßte sie mit der brutalen Kraft z. B. eines Stuck aufgezüchtet werden. Das beste, was Seroff hat, ist das Porträt eines Mädchens, das auf gleiche kalte Töne gestimmt ist. Wie ganz anders tritt uns hierin Slevogt entgegen, wie warm wird einem davor und wohlthuend, wie das Licht des Tages strömt es uns daraus entgegen. Der prächtige, alte Mann von Uhde, mit dem die Leute nichts anzufangen wissen wie der selige Hans aus Emmendingen mit dem Kanitverstan in der fremden Stadt, wie lebensvoll steht er vor uns, wie vornehm im Ton! Dieser Uhde ist freilich kein Apostel, wie man ihn gewöhnt ist, er malt eben alles ge-

treu um seiner selbstwillen mit allen Tiefen und Unebenheiten der Natur. Er besitzt viel Charakter und Überzeugung und ein tiefes Gemüt. Der „Abschied des jungen Tobias", den die Eltern bis an die Schwelle begleiten, wo sein Reisebegleiter ihn bereits erwartet, ist ganz dem schlichten Ton der Legende angepaßt.

Fabre du Faur ist der Freiligrath unter den Malern. In dem farbenprächtigen Bilde „Auf der Jagd" sehen wir auf erregten Pferden unter leuchtendem Gewölk einige Beduinen in der Verfolgung ihrer Beute begriffen. Das ist mit einer Kraft und Glut geschildert, mit überzeugend harmonischer Farbenwirkung, daß es eines starken dauernden Eindrucks sicher sein kann. Seine beiden anderen Gemälde: „Einzug in Jerusalem" und „Rückzug aus Rußland", teilen den Vorzug der klaren Schilderung nicht. In der zu pastosen Art der Mache geht z. B. der ganze Rückzug zu Grunde, wie weiland die Armee im Schnee.

Machen wir jetzt räumlich einen großen Sprung, treffen wir wieder alte Bekannte, Stuck, Habermann, Samberger. Stuck, der vielbesprochene, fordert beständig heraus, immer mit neuer Kraft ausholend. Er ist einer, von dem etwas Halbes überhaupt nicht zu erwarten ist, immer eine ganze fest abgeschlossene Natur, ob jenseits oder diesseits der Tagesmeinung stehend. Zwar steht er nicht auf der gleichen Höhe wie sonst, denn seine „Pallas" ist ein Bild beinahe ohne Rasse und auch seine „Kreuzigung", die er von früher hergeholt hat, vermindert diesen Eindruck nicht. Es ist ein Bild, das nur dekorativen Wert besitzt. Mit drastischen, oft gewaltsamen Mitteln arbeitet Stuck und braut seine Essenzen zusammen, die für grobe Nerven und nicht allzu feine Sinne bestimmt sind. Stuck und Habermann fröhnen einer Geschmacksrichtung, die vielfach in unserem Zeitgeist liegt, dem starken Genießen. Beide haben etwas vom Übersättigtsein, beide die gleiche Neigung zum Übertreiben. Verkörpert Stuck mehr die gesunde, brutale Kraft, so gesellt Habermann das Raffinement dazu. Ihr Können übertrifft weit das der ausländischen Gäste. Schade, daß sie ihre Kunst nicht im großen Stil angewandt zeigen können, sie würden trotz eines Paolo Baronese und anderer die staunende Mitwelt durch den verjüngten Stamm überraschen. — Samberger gehört eigentlich nicht in diese Gruppe. Es läßt sich bei genauerem Nachfühlen nichts weiter herausbringen als ein falsches Verstehen Lenbachs. Denn das Gemeinsame besteht nicht in der inhaltlich wertvollen Lenbach'schen Art, die sich nicht nachahmen läßt, die höchstens wiedergeboren werden müßte und dann doch anders wäre, sondern in der Nachahmung der Äußerlichkeit desselben. Seine Kunst hat keine eigene Art, sondern zeigt nur die Fähigkeit des Aneignens. Anetsberger dagegen ist auf dem geraden Wege und seine Kunst sieht so gesund aus, daß man für ihr Weiterschreiten nicht besorgt sein braucht. Auffällig ist uns auch ein Gemälde (Porträt) „Der Mann in Knickerbockers", der auf vornehm grauem Hintergrunde sich darstellt. Diese Art der Darstellung bewog einen, den Melville als Kollegen Van Dyks zu bezeichnen, von so weit her holt man die Wissenschaft, um ein Talglicht neben den Mond zu stellen.

Nun zu Oppler, der jede Farbe in Grau ersäuft, bis nach seiner Meinung das Bild fein gestimmt ist. Grau, sehr grau ist diese Theorie, aber das Leben ist anders. Wie eine Erlösung aus dieser öden Nachbarschaft winkt uns „Segantini", bei dem alles farbenfroh zusammenklingt und erfrischt wie ein Maimorgen. Es ist uns gerade, als ob wir einem lieben Gesicht im Gewühle vieler unbekannten Menschen begegnen. Auch Johansen in seinem Familienbilde macht uns noch Freude. Dann an dem schrecklich trockenen Herkomer vorbei zu den Landschaftern, die so zahlreich sind, daß wir uns auf einige Vertreter beschränken müssen. Keller-Reutlingens „Abend-

dämmerung" ist ein Stück gemalter Poesie, so heimisch wird einem zu Mute beim Anblick dieses alten Städtchens. Es giebt immer noch Malerwinkel und Leute, die sie finden, und im Bilde davon erzählen können. Thomas Grosvenors „schottische Landschaft" ist idyllisch wie Burns poesievolle Schilderungen. Einfach und groß ist auch die Schilderung englischer Landschaft von Muhrmann. Courtens, Hämisch, Luyel und andere längstbekannte Namen geben uns Gewähr für das reichhaltige und vorzügliche Programm auf diesem Gebiete. Heydens „Hühner" sind so farbenfroh und prächtig gemalt wie die alten niederländischen, aber mit weit treuerer und wahrerer Beobachtung.

Außerdem ist unter den Aquarellen und graphischen Künsten eine Auslese trefflicher Leistungen zu finden, wie von Meunier, Swan mit trefflichen Tierstudien, Habermann, Dietz (Julius) u. a., so daß der aufmerksame Besucher noch manches unvermutet entdeckt.

Gehen wir nun zur Plastik, dem Stiefkinde der meisten Ausstellungen über, die heuer durch die Gegenwart Meuniers eine besondere Bedeutung erhielt. Meunier! Wie ein Felsblock in der Ebene ragt Constantin Meunier hinein in das Milieu der Ausstellung. Seine plastischen Arbeiten erzählen von dem Dasein der Arbeiter. Mit Land und Leuten eng verwachsen, empfängt seine Kunst ihren stärksten Impuls aus dem heimatlichen Boden. Dieser Umstand verleiht ihm auch die fast religiöse Innigkeit, mit der er, ein Auserwählter, seinen Stoff durchempfindet und ihn in monumental einfacher Form zum Ausdruck bringt. Man fühlt dabei, daß er einzig durch die künstlerische Empfindung zur Darstellung seiner Umgebung gedrängt wurde. Seine Werke werden als bedeutende Dokumente unserer Zeit für alle Zeiten bestehen. Es sind keine Götter- und Heroengestalten altmythischer Sagen, sondern Heroen der Arbeit, keine üppigen Frauenleiber. Dem danach lüsternen Gourmand bietet diese Kunst nichts. Auch dem in Sachen der Kunst unerzogenen Publikum bleibt diese riesenhafte, düstere Silhouette am Horizont eine vielleicht unverständliche Erscheinung. Es sind keine einschmeichelnden Formen, diese harten, schwieligen Hände, diese derben, breitgetretenen Füße. Viel Arbeit von Jugend auf hat sie so gestaltet, und auch die Gesichter dieser vielgeplagten Menschen sind nicht von klassischem Schnitte, klassische Typen bleiben sie aber doch, nämlich eines Volkes, das in Nacht, Ruß und Nebel sein hartes Dasein lebt, so gut als diejenigen eines sonnendurchleuchteten, lebensfrohen Zeitalters.

Wie viel ungeschwächte, durch andauernde Anstrengungen gehärtete und gestählte Kraft liegt in der Reckengestalt des „rastenden Mähers". Er wischt sich den Schweiß von der Stirne und äugt dabei aus, die Linke ruht an der Sense. Wie einfach das Motiv! Wie groß in der Form und Erscheinung wirkt eine solche „Statuette". Wahrlich, neben Meunier zu stehen mit ungleich anderen Eigenschaften, das ist vernichtende Kritik. Das „Mutterglück", nicht mit dem Glorienscheine dahinter, aber reizend abgelauscht ist dieses Stillen eines gesunden, hungrigen Kindes und die ganze liebevolle Hingabe einer jungen Mutter. Überall, für alles ein offenes, empfindendes Gemüt. Man hält Meunier oft mit Zola zusammen. Das sind aber doch zu verschiedene Menschen. Die Ähnlichkeit ist ja bloß eine rein äußerliche, Meunier ist innerlicher; bei ihm ist es das Herz, lediglich das Gefühl, das alles durchdringt, bei Zola mehr der Verstand. „Ecce homo", ein unendliches Weh, eine in Erz erstarrte Klage. So eine Tiefe und Stärke des Empfindens gehört dazu, einen solchen Stoff zu beseelen. Leider sind die meisten seiner Werke so reliefartig an die Wand gedrückt, daß sie bloß von einer, höchstens zwei Seiten aus zugänglich sind, ein Fehler, der bei derartigen plastischen Werken immer schwer empfunden wird.

Wieder ist es die Wucht des Riesen, daß der Nachbar daneben so klein erscheint. Wo nicht, wie bei Meunier, etwas aus der inneren Notwendigkeit herauswächst, ist aller äußerliche Ersatz dafür umsonst. Es überzeugt nicht, weil es nicht wahr ist, und wahr ist es nicht, weil der ganze Vorgang nicht so erfunden ist, wie er sich darstellen kann. Dies gilt für Balthasar Schmitts „Pieta“. Modellstudien können uns die innere Hoheit nicht ersetzen. Damit wäre auch der Übergang zu Hahns „Judith“ gefunden. Bei all dem Raffinement der Behandlung des Kopfes, des Haares, der Gewandung, bei all dem Aufwand von Pose keine Erregung, keine Erschütterung, ja, wer die Mache nicht zu würdigen versteht, nimmt nicht einmal Interesse an dem Gegenstand. Man sieht, der Zweck ist verfehlt. Eine Judith mit dem abgeschlagenen Kopfe des Holofernes müßte zum mindesten uns erregen, ja bei meisterhafter Darstellung uns schaudern machen. Ich glaube, wenn ein Stuck dasselbe darstellen würde, müßte das so wirken. Aber dieser Künstler hatte von der ganzen Idee nur eine sehr unvollständige und unklare Empfindung und sein Modell konnte ihm wahrscheinlich auch nicht zu einem passenderen Ausdrucke verhelfen. Schade, daß das Werk der Hauptsache nach seine Wirkung verfehlt, die technische Bravourleistung kann darüber nicht hinwegtäuschen.

Näher reiht sich Hudler an den fremden Meister an.

Zwar auf ganz andere Gefilde, in eine ganz andere Lebenssphäre führen uns diese Werke. Im Walde, ein Wispern und Flüstern, — Echo —. Ja, was hat das mit dieser Statuette zu thun? Sehr viel, in eine solche Umgebung kann man sich diesen Narziß hineindenken; „Narziß hört Echo“. Er hört wirklich. Die Situation drückt sich deutlich in dem leicht vorgeneigten Kopfe, in den gesenkten Armen, den gestreckten, sich gleichsam vom Boden abhebenden Füßen aus. Das vermag uns in Stimmung zu versetzen, wir können das verstehen und gut nachfühlen: wir lauschen mit. Die erste Bedingung zu einem Kunstwerke ist hier erfüllt, der Stoff ist beseelt. Für das starke Innenleben, die lautere Naturempfindung des Künstlers zeugt noch ein „Adam“, ein einfältiges großes Kind, das eine Blume betrachtet. Des Menschengeschlechtes Frühling ist in diesem lebensvollen weichen Jünglingskörper versinnbildlicht; voll urgesunder Frische eine herzerfreuende Darstellung. Daß Hudler auch im vornehmsten Zweige seiner Kunst, „dem Porträt“, im gleichen Maße begabt ist, weisen schon seine vorzüglichen früheren Arbeiten nach. Ruhe scheint bei ihm das erste Gesetz zu sein, unbedingte plastische Ruhe, die jeden dargestellten Charakter mit ihren eisernen Armen umfaßt. In diesen knappen Rahmen wird mit festen sicheren Strichen der treffend abgelauschte eigentliche Zug, auf den das ganze Individuum gestimmt ist, festgehalten. Die einzige daneben noch erfreuliche Arbeit ist eine Porträt-Büste von Erwin Kurz. Seine Art ist auch auf das Wesentliche gerichtet, mit den einfachsten Mitteln erreicht er die größte Wirkung. Und lebensvoll ist so ein Kopf, einfach überraschend! Wir vermeinen diesen Herrn gewiß zu kennen, ihn schon irgendwo gesehen zu haben; o natürlich, ein altes bekanntes Gesicht! Ich denke, Erwin Kurz wird uns noch manchmal so überraschen.

Zwischen diesen wenigen hervorragenden Arbeiten kämen große Lücken in die plastische Abteilung, ständen dort nicht Lückenbüßer, denn nicht zu viel mehr berechtigen Arbeiten mit so hochtönenden Namen wie „Medea“, „Venus Anadyomene“ und „David“ von Hugo Kaufmann.

Arbeiten von angekränkeltem, ungesundem Geiste, Machereien, die, wie z. B. die „Medea“, geradezu widerlich erscheinen.

Auch der „Strauchdieb“ von Taschner und dessen, ich möchte fast sagen tot-

geborene Porträts, lassen auf keine selbständige künstlerische Art schließen. Zu Lob und Preis kunstgeübter Hände verkündigt Lang, daß er seine Studienköpfe „direkt nach der Natur in Stein gehauen" hat. Gewiß eine anerkennungswerte Arbeit, wenngleich uns auch sonst die Köpfe wenig interessieren.

Daß auch das Muskelprotzentum noch floriert, bringt Dittler mit seinem „Bogenschützen" in empfehlende Erinnerung.

In eine ferne Sagenwelt versetzt uns Wrba mit seinem „Centaurenvater", der seine widerstrebenden Rangen zu Nutz und Frommen ihres Leibes ins Wasser führen will. Eine solche Scene, plastisch dargestellt, verliert viel von dem poetischen Reize, den es, als Bild gemalt, in hohem Grade besitzen würde. So stellt sich das Ganze trivial und gleichsam den Vorgang parodierend dar. Alles hat seine Grenzen.

Zum Schluß stoße ich noch auf eine höchst lebendige und solid durchgeführte Kleinplastik, eine „kämpfende Amazone" von Franz Stuck. Stucks Vorzüge als Maler sind die natürlichsten Grundlagen für den Bildhauer Stuck. Nirgends gefällt er mir mehr als gerade in seiner Plastik. Die ungemein charakteristische Bewegung von Pferd und Weib (wenn sie auch des dekorativen Nachdruckes nicht entbehren) kommt leider infolge der ungünstigen Ausstellung nicht genügend zur Geltung. Ein plastisches Werk muß von allen Seiten gesehen werden, sonst kommt man zu keinem rechten Genießen. Das mag vielleicht nicht allen angenehm sein, denn die schlechten werden dadurch von selbst gerichtet, aber die guten kommen dabei zu ihrem Recht.

Es ist nicht das erste Mal, daß das Kunstgewerbe in diesen Räumen auftritt, aber so prachtvoll wie diesmal war es noch nie zu bemerken. Es ist hier wirklich so viel Originelles in den verschiedenen Zweigen geleistet worden, daß wir kopfschüttelnd an unser in der Art noch schlimm bestelltes Haus denken müssen. Es sind unendlich kostbare Sachen, die Gläser und Vasen in prächtiger Fassung von Galté, die uns durch ihren Farbenreichtum und mannigfaltige Formen überraschen. Ein vielangestauntes, kostbares Schatzkästlein der Ausstellung! Woisers „Civilisation und Barbarei", in Elfenbein und Silber, „Orchideenphantasie" leben sicher noch lange in dem Beschauer fort. Als ein ungemein erfindungsreicher Meister der Kleinkunst erweist sich auch Du Bois. Zinn und Bronce ist das Material, woraus er so vielerlei zu gestalten versteht. Eine unendliche Reihe wäre noch zu registrieren — unnütze Arbeit, die doch nicht dem Selbstgenießen gleichkommt. Heiter scheiden wir vom korinthischen Tempel und verspüren aufs neue wieder mächtig den belebenden, stärkenden Einfluß der Kunst.

A. Heilmeyer.

Kritik.

Romane.

Nitokris von Alfred Hennig. (Weinheim, Fr. Ackermann.)

Der Verfasser wandelt auf den Spuren von Georg Ebers: er führt uns in seinem Romane nach dem alten Ägypten, das er in warmen, kräftigen Farben landschaftlich und kulturbildlich vors Auge stellt. Des Verfassers Geschick in dieser Richtung steht leider wenig im Einklange mit seiner Charakterzeichnung der handelnden Personen, die noch nirgends über die äußere Draperie hinauskommt: sie strotzt geradezu von Unwahrscheinlichkeiten, Sprüngen und psychologischen Unmöglichkeiten. Aus den

heterogensten Elementen und Widersprüchen setzen sich die Helden des Buches zusammen, ohne aber daß das psychologische geistige Band hergestellt würde. Ganze Seiten könnte man füllen, dies zu begründen; es mag genügen, daß schon die Hauptkonflikte durch kaum glaubliche „Unklugheiten" der Helden hervorgerufen werden, die die Grenze des Naiven, „Allzunaiven", doch bedenklich überschreiten. Die äußere Spannung dagegen, die den Effekt im Auge behält und auf tiefere, psychologische Entwickelung verzichtet, ist mit den stärksten Mitteln herausgearbeitet, und so wird ein Publikum, das nicht besondere litterarische Ansprüche stellt, immerhin seine Rechnung beim Lesen des Romans finden. Das warme und poetische Empfinden des Verfassers und die Lebhaftigkeit seiner Phantasie lassen vielleicht reifere Gaben von ihm erwarten. Kurt Geucke.

Litteraturgeschichte.

Medwin, Thomas, Gespräche mit Lord Byron. Deutsch und mit Anmerk. von A. v. d. Linden. (Leipzig, H. Barsdorf.) 303 S. 4 Mk.

Bald nach Byrons Tode erschienen die Gespräche Medwins (1824). Da die deutsche Ausgabe, von Cotta verlegt, seit vielen Jahrzehnten vergriffen ist, hat sich der Übersetzer mit dieser neuen Ausgabe ein Verdienst erworben, vielleicht mit diesem Buche das in Deutschland ziemlich eingeschlafene Interesse für Byron anzufachen gesucht. Es ist wahr, Byron bietet dem modernen Menschen nicht mehr viel. Er gehört — Karl Bleibtreu wird hier temperamentvoll widersprechen, — wie Voltaire zu jener Gattung erster Geister, deren Wirkung nur zu Lebzeiten unerschöpflich war. Ihnen gegenüber stehen die prophetischen Naturen wie Rousseau, die nach ihrem Tode noch stark wirken und deren Einfluß wohl Generationen überspringen, aber nicht erlöschen kann. Voltaire ist in Deutschland ganz vergessen, trotz der Bemühungen Eugen Dührings, Byron nicht ganz, denn diese Mischung von Lordspoesie und Grandseigneur-Leben hat für uns aufgehört, ein Ideal zu sein, so sehr sich auch die Gernegroße der Schule St. George, K. Wolfskehl u. a. m. Mühe geben, dieses Produkt romantischer Zeit wieder zu kultivieren.

Medwin hat über vier Monate mit Byron zusammengelebt und eine hochinteressante Darstellung seines Lebens gegeben. Mählich gerät man wieder in den alten Bann hinein, der jahrzehntelang vom Dichterlord ausgegangen ist, und wieder wirken sein Leben und sein Ausgang wie eine Tragödie. Eine Unzahl feiner Beobachtungen sind hier verstreut, Urteile über Welt und Menschen fesseln, zwischen Bagatellen und großgeistigen Zügen schwankt sein Leben hin und her, bis der Mann, der mit Bedienten, Pferden, Affen, Bullenbeißern, Doggen, Katzen, Pfauen und Hennen zu reisen pflegte, für die Freiheit unter griechischem Himmel den letzten Seufzer that.

Das Buch wird leider durch lächerliche Anmerkungen entstellt. Milton „der große englische Dichter, Autor des verlorenen Paradieses", Frau von Stael „berühmte französische Schriftstellerin" ... Diese Beleidigungen hat gewiß ein Peter Simpel verfaßt. L. J.

Johannes Schlaf: „Walt Whitman; Lyrik des „Chat noir"; Paul Verlaine." — (Leipzig, „Kreisende Ringe" [Max Spohr].) Gr. 8°. 103 S. 2 Mk.

Ein prächtiges Buch hat uns unser Johannes Schlaf wieder einmal beschert, für das wir ihm von Herzen danken wollen! Er hat uns auf einige Ausländer hingewiesen und, darunter auf den Einen, Großen, Weltumfassenden: auf Walt Whitman. Wahrhaftig: nicht nur Litteratur schaffen, auch guter Litteratur das Wort reden, hat seinen hohen Wert. Freilich muß man's richtig anzufangen wissen; muß erstens ein Seelenkundiger sein, muß den Dichter, für den man eintreten will, kennen, durch und durch; muß tief eingedrungen sein in seinen Geist; ja, noch mehr: muß von

seinem Geiste durchdrungen sein. Und dann zweitens: Man muß der Sprache mächtig sein, damit nicht das, was man empfindet, hilflos in der Feder stecken bleibe, damit man fähig sei, die eigene Begeisterung auch anderen mitzuteilen. Es sollte also immer ein **Dichter** für einen anderen aufstehen, ein Dichter, feinfühlig, begeistert, sprachgewandt und — geistesverwandt dem, von dem er zeugen will! Und was von alle dem träfe auf Johannes Schlaf nicht zu, wenn er zeugen will von Walt Whitman! Und so hat er uns denn einen Aufsatz geschrieben, der, mit einem einzigen Worte gesagt, **mustergültig** ist. Wie er uns Whitman als den Dichter der Liebe, der Kraft, der Schönheit und der Hoffnungen mit bewegten Worten schildert; wie er sich mit ihm erfreut an allem, was Kraft heißt, an „Männern mit schönen, kräftigen Gliedern, blühend in Kraft und Gesundheit“, an „schönen, zeugungstüchtigen Frauen mit wohlgestalteten, flinken Kindern“, an der „gigantischen Schönheit eines Hengstes“ — das ist eine Lust zu lesen! Ich behaupte: Wer diesen Aufsatz über Whitman liest und nicht innerhalb acht Tagen Whitmans „Grashalme“ in der Rocktasche mit sich herumträgt, — der ist ein Stockfisch, der von unserer großen, zukunftsfrohen Kunst keinen blassen Dunst hat! Wer aber Whitman schon kennt — wie kläglich wenige mögen das sein! —, der wird finden, daß Schlaf **hier das Wahrste und Schlichteste gesagt hat, was wohl über Whitman gesagt werden kann.** Um aber das Verhältnis einmal zu charakterisieren, in dem mir der Dichter der „Grashalme“ und der des „Frühling“ zu stehen scheint, will ich noch hinzusetzen: Schlaf ist mir mit seinem Frühlingsbuche erschienen wie der Heiland einer großen, herrlichen Kunst, die nichts weiß von Liebhaber- und Virtuosentum, deren kleinster Stoff das Weltall, deren kleinster Leserkreis die Menschheit und deren kürzeste Dauer gleich dem Leben des Menschengeschlechtes sein würde; — Walt Whitman aber ist alsdann der Johannes, der rauhe, „graubrüstige“ Eiferer, die Stimme eines Predigers in der Wüste, die mächtig aufrüttelnd erscholl, dem Kommenden den Weg zu bahnen. — Also dieser Whitman-Aufsatz ist direkt **wertvoll**. Die anderen beiden sind **interessant**. In dem einen spricht Schlaf von der Lyrik des „Chat noir“, speziell von Aristide Bruant („Dans la rue“) und Xanrof („Chansons sans gêne“), und zwar weiß er auch hier für seinen Stoff in höchstem Grade Interesse zu erwecken, für diese eigenartigen Kerle, die, der eine düster, schwer, wuchtig, der andere leicht, graziös, eben echt französisch, „tout Paris“ bis in die winzigsten, elendsten, schmutzigsten Vorstadtgassen hinein vor unseren Augen enthüllen. Interessant sind diese Dichter, besonders Bruant, der uns die lumpigsten, verworfensten Geschöpfe zeigt in ihrer eigensten Art (er schreibt im echtesten Pariser Argot), dabei aber immer wieder hindurchklingen läßt durch seine rauhen, anscheinend auch rohen Verse ein mitleidvolles, herztiefes Wort: „Aber Menschen sind sie doch so gut wie ihr auch!“ — Der dritte Aufsatz ist Paul Verlaine gewidmet und giebt einen knappen Überblick über dieses Lyrikers Leben und Streben. Schlaf weist dabei beständig auf Verlaines eigene Worte hin — Gedichte und Briefe —, zitiert vieles französisch, führt auch Dehmels meisterhafte Verlaine-Übertragungen aus „Aber die Liebe“ an und erreicht damit auch hier den Doppelzweck, des Dichters Art nicht nur klar zum Ausdruck zu bringen, sondern sie auch dem Leser lieb zu machen. — Daß aber von den drei Aufsätzen des Buches der über Whitman der bedeutendste ist, ist bei Johannes Schlaf wohl selbstverständlich. **Max Bruns.**

Musik.

Gesammelte Aufsätze über Hugo Wolf. Erste Folge — mit einem Vorwort von **Hermann Bahr.** Herausg.

vom „Hugo Wolf-Verein“ in Wien; Berlin, 1898, S. Fischer. — Hugo Wolf und S. Fischers „moderner“ Verlag: wie reimt sich das wohl zusammen? Und nun gar Hermann Bahr und der kraftvolle Tonpoet: wie sind die wohl zu einander gekommen? Ich bin nämlich ruchlos stockblind genug, den geistreichen Hermann Bahr hier einmal nur Wege des Gemeinplatzes (zum erstenmal begegnet mir das bei ihm!) wandeln zu sehen, wie sie musikalischen Schöngeistern, als Ludwig Nohl oder La Mara, alle Ehre machen würden. Und ich bin der „Hugo Wolf-Propaganda“ à tout prix gegenüber so weit unverbesserlicher Ketzer, daß ich bei aller ehrlichen Anerkennung und tieferen Wertschätzung seiner energischen Individualität, seines reichen, eigenartigen Talentes wie seiner „neudeutsch“ gesteigerten Mittel doch bei Wolf, selbst nach Lektüre dieser Aufsätze noch, das Moderne in der Form vermisse, Genie und Original in dem Grade noch ablehnen muß, als ich in ihm eine Mischung von Pro- mit Epigonentum wahrnehmen und in der vorhandenen üppigen Blüte seiner Phantasiegaben im wesentlichen doch eine musikalische Nachblüte und eine litterarische Nachlese zuletzt zu erkennen vermag. Übrigens sagt es ja auch hier die S. 49 klipp und klar: „Er kann nachdichten, aber nur bedingt „neu schaffen“. Und den Herren Schalk, Hallwachs und Rodnagel muß ich leider überdies noch entgegenhalten, daß die Deklamation durchaus nicht immer feinsinnig und gut, nicht sinngemäß noch tadellos und schon gar nicht Wagnerisch zu nennen ist. Was sie aber meinem Geist nicht offenbaren mag, diese neue Muse, das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben! Ich habe mich vor kurzem erst in dem höchst vorurteilslos redigierten „Bl. f. Haus- und Kirchenmusik“ einläßlicher zu der ganzen Frage äußern können und darf hier vielleicht schon deshalb darauf verweisen, weil sich an dieser Stelle ein näheres Eingehen schon aus Raumgründen verbietet. Ich möchte sogar jenen Aufsatz — meinetwegen auch ganz ohne Namennennung, denn ich bin darauf wahrlich nicht kapriziert — mit anderen von Prof. Kretzschmar, H. v. Wolzogen, sowie der begeisterten dichterischen Apostrophe aus „Kämpfe und Ziele“ von D. v. Liliencron zur gen. Aufnahme im zweiten Band empfehlen, denn dem Bilde fehlt ein wenig sehr jeder natürliche Schatten, und das wird auf die Dauer doch langweilig, wie bekanntlich jedes „Jahrbuch“ auf eine Person mit der Zeit schon durch die Wiederholungen stofflich verödet. Allein der „Wiener Wagner-Verein“, der nach der Geschichte der sehr überspannten Hugo Wolf-Bewegung dem „Wolf-Verein“ nachweislich zu Grunde liegt, hat ja noch gar niemals in seinem temperamentvollen Intransigentismus einen Widerspruch vertragen. Schon einmal, im Falle Anton Bruckner, hat er seine vehement draufgehende Kritiklosigkeit vor aller Welt bewiesen; denn er führte damals den gen. Meister in einer so mißverständlichen Weise in die musikalische Öffentlichkeit ein, daß das Urteil erst nach und nach mühsam entsprechend revidiert und auf das rechte, vernünftige Maß wieder zurückgeführt werden konnte. Auch bei dieser krampfhaften Betriebsamkeit für Wolf habe ich persönlich eine ähnliche Befürchtung, denn ich frage mich unwillkürlich: Cui bono? — Wer Wolf schon nahe steht, braucht diese Broschüre doch nicht mehr; wer aber bei ihm noch zwischen Schön und Neu unterscheidet, dem wird auch ein zweiter und dritter Band nicht von der „Modernität“ überzeugen können. Verhältnismäßig am meisten geistigen Gewinn habe ich mir noch aus den Artikeln von Edm. Hellmer und Ernst Otto Nodnagel erlesen; sie enthalten z. Teil wirklich anregende, ebenso interessante wie fruchtbare Gesichtspunkte, doch findet sich auch in ihnen viel Widerspruchsvolles. S. 25 muß es heißen: „Der Kunstwart“; und endlich sei noch der billigen Verwunderung Ausdruck ge-

geben, daß der Band nicht wenigstens ein Bildnis des Komponisten bei sich führt!

Dr. Arthur Seidl.

Spiritismus.

Geschichte des Spiritismus. I. Band. Das Altertum. Von Cäsar Baudi Ritter von Vesme. (Leipzig, O. Mutze, 1898.)

Die Zeiten sind vorüber, in denen der Materialismus fast Alleinherrschaft hatte. Die geistige Befreiung des 18. und der naturwissenschaftliche Riesenfortschritt des 19. Jahrhunderts war den europäischen Völkern zu Kopf gestiegen, sie „befreiten" sich nur gar zu ausgiebig (in der Theorie wenigstens, wo das weniger Schwierigkeit hat). Von der Erfahrung ging man aus, wie billig, sammelte alle bis dahin gefundenen und anerkannten Forschungsergebnisse, — eine Masse Wissen oder ein bißchen, je nachdem man es ansieht, — vergaß dann, welche Pünktchen wir sind im Weltall, fühlte sich stolz am Ende und machte Strich, um der Weisheit letzten Schluß zu ziehen. Der Materialismus beging dieselbe Voreiligkeit wie jede frühere Philosophie auch und hatte darum auch, obwohl er sich über alle Philosophieen erhaben dünkte — welche Philosophie thut das nicht? — dasselbe Schicksal: es präsentierten sich ganz freche Thatsachen, die ins System nicht paßten. Es geht mit dem Welträtsel wie beim Kinderrätselspiel; da meint eins stolz „ich hab's!" dies stimmt und jenes stimmt, aber ach, das dritte stimmt wieder nicht. Wenn nun die Philosophen, und zwar die geriebeneren Ideenhändler noch mehr als die Ideenproduzenten, solche unbequeme Thatsachen totschweigen oder auch keck ableugnen, so ist ihnen das gewissermaßen nicht so sehr übel zu nehmen, denn ihr Brot oder auch ihr Ruhm ist ihnen doch lieber als die Wahrheit, die man ja erst nicht hat, wenn sie nicht recht haben. Allein auf die Dauer geht es nicht mit dem Totschweigen, denn die Thatsachen leben länger als das persönliche Interesse, das ihnen feind ist; so kommt für jede Philosophie die Zeit, in der sie Konkurs anmelden muß.

Was nun den Materialismus bankrott gemacht hat, das sind die sogenannten mystischen Thatsachen, die auch dem Spiritismus zu Grunde liegen. Es hatte dem auf Befreiung von altem Aberglauben gerichteten 18. und 19. Jahrhundert ganz gut gepaßt, alles Mystische insgesamt zu verwerfen und obwohl man damit offenbar zu weit ging, war es doch auch wieder nicht schwer, den gemachten Fehler lange zu verbergen: 1. weil alle der herrschenden Schulweisheit zum Trotz behaupteten okkulten Erscheinungen sehr plausibel als Betrug oder Täuschung (welche ja nachgewiesenermaßen auf diesem Gebiete eine große Rolle spielen) dargestellt werden konnten, 2. weil die okkulten Ereignisse ihrer Natur nach nicht ebenso bequem wie chemische oder physikalische zu beliebigem Experimentieren zur Verfügung standen. Heute ist man bereits daran, jene Voreiligkeit der materialistischen Ableugnung allgemein einzusehen. Seit ein Philosoph wie Eduard v. Hartmann es der Mühe wert gefunden hat, die dem Spiritismus zu Grunde liegenden Erscheinungen zu besprechen, wenn auch nur hypothetisch und als Gegner des Spiritismus, und seit so ausgezeichnete Denker wie Du Prel und andere sich als Spiritisten bekennen, geht es nicht mehr an, einfach a priori abzusprechen, vielmehr ist es für jeden, der auf philosophische Bildung Anspruch macht, unerläßlich, auch auf diesem Gebiet etwas gelesen zu haben. In erster Linie würde ich dazu Du Prels Heftchen „Der Spiritismus" in der Reclambibliothek empfehlen. Das obengenannte Werk Vesmes eignet sich für den Anfang weniger; auf den, der zum erstenmal dies Gebiet betritt, könnte es abstoßender wirken, als man im Interesse unparteiischer Prüfung wünschen muß. Es ist ja angenehm und unterhaltend geschrieben und gewiß für viele brauchbar: für den Spiritisten ist es wie eine Bibel, welche das Werden und die Entwicklung

seiner Religion von den ältesten Zeiten an bis auf die Gegenwart verfolgt; für den Materialisten ein ergötzliches Museum des Aberglaubens; für den Skeptiker, ich meine den seltenen wahren, der davon durchdrungen ist, daß man außer dem Logischen und Mathematischen ohne Blamage nur weniges sozusagen behaupten und gar nichts leugnen kann, — für diesen Skeptiker, der die Philosophie als eine Gattung der Poesie aufrichtig liebt, bildet Besmes Buch eine angenehme Fundgrube zur Anregung der metaphysischen Phantasie. Am wenigsten kann es der Wahrheitssucher brauchen; denn der Verfasser ist zwar ein heller, ehrlicher, vorurteilsloser, jedoch kein wissenschaftlicher, kritisch scharfer Kopf und leider manchmal oberflächlich; dem Übersetzer aber, der noch reichlich eigene Anmerkungen beigesteuert hat, mangelt leider auch die Helligkeit mehr als billig. Wer z. B. schreiben kann (vom Priester der Urvölker, S. 30): „er ist einfach ein Mitglied des Volksstamms, **welcher, wissentlich oder nicht**, das Vorrecht zu besitzen **vermeint**, mit jenen Geistern Verkehr halten zu können," der darf sich nicht beklagen, wenn ein Gegner ohne weiteres das Buch zuklappt und sagt: das genügt! Blüten, wie „der bestausgedachteste Roman" (S. 16), „der einzigste noch lebende Hungerkünstler" (S. 116) oder „die römischen Waffen **begrenzten** sich wieder mit dem Lorbeer des Siegs" (S. 341), sind bei diesem Schriftsteller nicht als Druckfehler zu betrachten. Der Übersetzer hat eine schöne Begeisterung für die Sache des Spiritismus; wollte er dieser doch das kleine Opfer bringen, sich für seine zahlreichen Arbeiten einen sprachkundigen Korrektor zu halten, der unter den Primanern Kölns gewiß leicht und billig zu haben wäre. Ich sage es ganz ohne Spott; auch ein würdiger und in mancher Hinsicht verdienter Mann kann so seine Schwächen haben; aber er muß ihnen begegnen. Übersetzungen, wie die vorliegenden, sind Wasser auf die Mühle derer, die behaupten, daß der Spiritismus nur für konfuse Köpfe sei. **Christaller.**

Büchertisch.

Vom 10. August bis 25. August liefen bei der Redaktion nachstehende Bücher ein (Besprechung bleibt vorbehalten):

Asenjeff, Elsa, Aufruhr der Weiber und das dritte Geschlecht. Leipzig, W. Friedrich. 8. 180 S.

Fr. Fr., Denken und Handeln. 2. Zehntausend. Berlin, A. Koch. 8. 72 S. 0,50 Mk.

Hartleben, Otto Erich, Die Geschichte vom abgerissenen Knopf. Berlin, S. Fischer. Titelzeichnung von W. Caspari. 8. 126 S. 2 Mk.

Derselbe, Der römische Maler. 6 Skizzen. Ebenda. 8. 168 S. 2 Mk.

Zeitschriften. Revue des Revues, 15. August. — Der Kunstgesang, Leipzig, 16. August. — Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen, Berlin, 1. Heft. — Review of Reviews, London, 15. August. — Le Correspondent, Paris, 10. Juli; 25. Juli; 10. August. — Revue des deux Mondes, Paris, 1. Juli; 15. Juli; 15. August. — Revue de Paris, 15. Juli. — Rivista Politica e Litteraria, Rom, 1. August. — L'Oeuvre, Paris, August. — Die Gegenwart, Berlin, Nr. 33. — Der Kunstwart, Dresden, Nr. 22. — Revue bibliographique Universelle, Paris, Juli. — The Literary World, London, Nr. 1502—1503. — Die Zeit, Wien, Nr. 202—203.

Wir bitten, sämtliche Manuskript-, Bücher- ꝛc. Sendungen ausschließlich an

Dr. Ludwig Jacobowski, „Schriftleitung der Gesellschaft"
Berlin S.W. 48, Wilhelmstr. 141

zu senden. Unverlangten Manuskript-Sendungen ist stets Rückporto beizufügen.

Leipzig, Querstraße 23.

Verlag der „Gesellschaft".
Hermann Haacke.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin.
Verlag der „Gesellschaft": Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Carl Otto in Meerane.



Der Niedergang des Handwerks.

Von Adolf Gottschewski.

(Dresden.)

Jede lapidare Wahrheit hat ein Korn von Unwahrheit in sich. Als man dahinter kam, daß die Erde eine Kugel ist, war das eine ungeheuere Wahrheit, heute weiß man, daß sie an den Polen abgeplattet und am Äquator ausgebaucht ist. Und es war eine große Wahrheit, als man sagte, das Handwerk wird durch die Maschine zu Grunde gerichtet. Das Korrigens für diesen Satz mußte aber gefunden werden, sobald man sich nicht mehr damit begnügte, aus beschränktem Beobachtungsmaterial gezogene Schlüsse zu verallgemeinern, in diesem Falle also die in der Textilindustrie gemachten Erfahrungen auf das gesamte Gewerbe auszudehnen, sondern in weitestem Umfange seine verschiedenen Zweige gründlich und an konkreten lokal begrenzten Beispielen zu untersuchen. Es ist in dieser Richtung in den letzten Jahren viel gearbeitet, man denke nur an die zehn Bände „Untersuchungen über die Lage des Handwerks", die der Verein für Sozialpolitik publizierte, aber es vermochte niemand aus der Fülle des aufgehäuften Materials die Resultate zu ziehen: die Schriftsteller ertranken in den Details. Jetzt haben wir endlich eine Arbeit, deren Verfasser den Stoff der Gewerbegeschichte überhaupt und speziell die erwähnten Untersuchungen so vollständig beherrscht (— er hat sie herausgegeben —) und außerdem eine große Konstruktionskraft besitzt, daß er uns etwas letztes Festes bieten kann: Es ist ein Aufsatz: „Der Niedergang des Handwerks" von dem Leipziger Professor Dr. **Karl Bücher** in der soeben erschienenen 2. Auflage seiner schnell berühmt gewordenen „Entstehung der Volkswirtschaft".

Zunächst ist es ein vollständig neuer Gesichtspunkt, daß Bücher nicht nur die in der Sphäre der Produktion liegenden Veränderungen im Gewerbe betrachtet, sondern auch die in der „volkswirtschaftlichen Bedarfsgestaltung“ eingetretenen Verschiebungen. Wenn es ausgesprochen wird, daß die „örtliche Zusammenziehung des Bedarfs“, die sich an die Entwickelung der Großstädte, des Heerwesens, der Staatsanstalten, der Riesenbetriebe knüpft, von Einfluß auf die Betriebsform ist, so weiß das natürlich sofort jedermann. Alle diese Erscheinungen bringen eine lokale Konzentration des Bedarfs zuwege. Daran schließen sich die Großmagazine, Versandgeschäfte, Konsumvereine, die den Konsum großer Massen organisieren und ebenfalls lokal binden.

Ebenso wie dieser Vorgang, wurzelt in dem Gesamtkulturleben der Gegenwart die Thatsache, daß heute der Industrie ungeheuerliche Riesenaufgaben gestellt werden, z. B. der Bau einer Lokomotive, eines Kriegsschiffs u. s. w., und diese können nur von einem vollkommenen Riesenorganismus geleistet werden: den „Fabrikationsanstalten“. Es gab natürlich auch früher solche Aufgaben, z. B. die alten Dome, aber man brauchte Generationen, sie zu vollenden. Heute verbietet der Zinsverlust und die Störung des Verkehrs, so langsam zu arbeiten.

An dritter Stelle ist es von Bedeutung, daß der Bedarf an Industrieprodukten gleichartiger geworden ist: „Uniformierung“. Hier hat man an das Verschwinden von Volkstrachten, an das regelmäßige Wiedererscheinen bestimmter Gebrauchsgegenstände in jedem Haushalte, an die Protektion gewisser Artikel durch die Mode u. a. zu denken.

Änderungen in der Hauswirtschaft haben ebenfalls im Sinne einer Konzentration des Bedarfes gewirkt. Wenn jemand heute ein Sofa haben will, überträgt er nicht die Teilarbeiten an den Tischler, Sattler u. s. w., oder wenn er eine Wohnungseinrichtung braucht, bestellt er nicht jedes Stück bei dem betreffenden Handwerker, sondern er kauft im Magazin, wo er sieht, was er bekommt, und wo alles sofort geliefert wird. Gewiß ist das bequemer als die alte Methode.

Ergänzt und gekräftigt werden die hier gezeichneten Entwickelungen durch die vollkommene Organisation unseres Verkehrs- und Nachrichtenwesens. Die örtlichen Kundenkreise des alten Handwerkers werden unter Beihilfe des 50 Pf.-Pakets zu großen Fabrik- und Verlagskundschaften zusammengefaßt.

Kulturelle Faktoren allgemeiner Natur bewirken die Konzentration des Bedarfs, diese zeugt den Konzentrationsprozeß der Produktion, unter dem dann das Handwerk zusammenbricht. Innerhalb dieses Prozesses trennt Bücher fünf Fälle:

1) Verdrängung des Handwerks durch gleichartige Fabrikproduktion;
2) Schmälerung seines Produktionsgebietes;
3) Angliederung des Handwerks an die Großunternehmung;
4) Verarmung des Handwerks durch Bedarfsverschiebung;
5) Herabdrückung des Handwerks zur Heim- und Schwitzarbeit durch das Magazin.

Wenn man früher vom Untergang des Handwerks sprach, so hat man immer nur an den unter 1) gefaßten Fall gedacht, wie man ihn in der Weberei, Uhrmacherei, Hutmacherei, Schuhmacherei u. a. vorfand. Er ist natürlich der einfachste. Das Ergebnis ist verschieden, je nachdem die Fabrikprodukte reparaturfähig sind oder nicht: im letzten Falle vollständiges Verschwinden des Handwerks, im ersteren Entwickelung zum Reparaturbetrieb mit eventuellem Ladengeschäft. Aber auch die Reparaturarbeit ist schon teilweise von den Großbetrieben übernommen, wie z. B. in der Färberei.

Im zweiten Falle erleidet das Handwerk Verluste, keine Vernichtung. Der Vorgang vollzieht sich in der Weise, daß entweder für bestimmte Artikel Handwerker verschiedener Branchen in einen Betrieb zusammengezogen werden (z. B. Stellmacher, Schmiede, Sattler, Glaser zu einer Wagenbauanstalt) oder es werden einzelne lohnende Artikel fabrikmäßig hergestellt oder die Fabrik übernimmt die Anfangsstadien der Produktion und überläßt dem Handwerker nur die Vollendung oder Anbringung, oder aber es werden durch das Aufkommen neuer Rohstoffe, die fabrikmäßiger Bearbeitung besser zugänglich sind als handwerksmäßiger, die Handwerksprodukte aus altem Material verdrängt; so hat z. B. das emaillierte Geschirr der Töpferei, der Klempnerei und dem Kupferschmiedegewerbe zugleich Abbruch gethan.

Die Angliederung des Handwerkers an eine Großunternehmung (3) hat Verlust der Selbständigkeit zur Folge, manchmal wohl eine Besserung des Einkommens, schließlich wird aber aus dem Handwerksmeister ein abhängiger Arbeiter, wie das ja in den Schmiede-, Sattler-, Stellmacher- und Schlosserwerkstätten der Pferdebahngesellschaften geschehen ist.

Außerordentlich interessant ist die durch Bedarfsverschiebung oder Aufhören des Bedarfs (4) hervorgerufene Beeinträchtigung oder Vernichtung des Handwerks. Durch die Veränderung unseres Haushaltes, der große Vorräte nicht mehr gebraucht, sind die alten Böttcherprodukte: Fleischkufen, Sauerkraut- und Bohnenständer, Waschbütten, Wassereimer, Regenfässer, einfach überflüssig geworden. Die Zinngießerei wurde durch die Mode, welche Zinngeschirr verwarf, ruiniert. Ähnlich ging es der Drechslerei durch Verschwinden des Spinnrades.

Die fünfte Erscheinungsweise: Abhängigwerden des Handwerkers vom

Handel ist öfters behandelt worden. Die Ursachen hierzu liegen in den hohen Mietpreisen guter Läden, die den Meister nötigen, in schlechten Gegenden oder in schwer zugänglichen Lokalen — beides dem zahlungsfähigen Kunden unangenehm, — zu wohnen und nicht zum geringen Teil in der Neigung des Publikums, die bequemen und zuvorkommend bedienenden Großgeschäfte zu bevorzugen. „Wer täglich Gelegenheit hat, in den Straßen, die er vielleicht ohnehin mehrfach durchschreiten muß, alles zu seinem Bedarfe Notwendige fix und fertig ausgestellt zu sehen, sodaß er sich in wenigen Minuten in den Besitz des Gewünschten setzen kann, der wird selten Lust haben, dem sinkenden Handwerk zu Liebe sich nach einer entfernten Vorstadt zu bemühen, um dort nach langem Fragen und Suchen drei oder vier finstere Treppen hinaufzusteigen, ehe er seine Bestellung anbringen kann, bei deren Ausführung dann vielleicht der versprochene Termin nicht einmal eingehalten wird." Das ist die Tragödie.

Die ganze Erscheinungsweise faßt Bücher dahin zusammen, „daß in allen Fällen, wo das Handwerk gebrauchsfertige, raschem Verderben nicht ausgesetzte Ware liefert, die in bestimmten Typen für Durchschnittsbedürfnisse hergestellt werden kann, es im höchsten Maße gefährdet ist, selbst da, wo eine technische Überlegenheit des Großbetriebes nicht vorhanden ist".

So unbedingt, wie man ihn bisher ausgesprochen, kann man also den Satz von der unabwendbaren Vernichtung des Handwerks nicht aufrecht erhalten. Und das mußte eigentlich von vornherein einleuchten, wenigstens jedem, der etwas in den Begriff der Entwickelung eingedrungen ist, daß keine Kulturerrungenschaft gänzlich verloren gehen kann.

So wie heute noch Elemente der alten Betriebsformen Hausfleiß und Lohnwerk in unsere moderne Volkswirtschaft hereinragen, so wird auch das Handwerk bestehen; natürlich wird es sich verändern und sich den neuen Wirtschaftsformen anpassen müssen. Seine Bedeutung in der Volkswirtschaft wird zweifellos geringer, aber ganz kann es sie nicht in absehbarer Zeit verlieren. Man muß immerhin bedenken, daß die schlimmen Folgen der modernen Kulturentwickelung für das Handwerk da nicht eintreten können, wo diese Kulturentwickelung sich noch nicht oder in geringem Maße gezeigt hat. Das ist namentlich auf dem Lande der Fall. Hier ist der Bedarf noch nicht so konzentriert, er ist vielfach individuell gestaltet. Die persönlichen Beziehungen spielen noch eine große Rolle und der Handwerker ist in der arbeitsfreien Zeit in der Lage, durch die Bebauung eines Stückchens Land seine Existenz sicherer zu gestalten. Gewiß, glänzend wird er sich dabei nicht stehen können, aber das war seine Lage auch im XVII. und XVIII. Jahrhundert auch nicht.

Wo das Handwerk unter dem Einflusse der modernen Wirtschafts-

verfassung steht, also in den größeren Städten, hat es, soweit es sich erhalten hat, kleinkapitalistische Formen angenommen und wird sie auch weiterhin annehmen müssen, wenn es bestehen will. Das geschieht am meisten durch Begründung eines Verkaufsmagazins, sodaß in ihnen eine Sammelstelle für die Aufträge dem Meister erwächst.

Die Handwerksfanatiker empfehlen hauptsächlich zwei Mittel innerer Heilwirksamkeit: Rückkehr zur Kunstindustrie und Kleinkraftmaschinen mit centralem elektrischen Antrieb. Im Sinne des ersten Vorschlages hat man viel gearbeitet durch Museen, Fachschulen und Lehrwerkstätten: Der Erfolg kam aber nur dem Großgewerbe zu gute. Im übrigen ist es doch natürlich, daß mit solchen künstlichen aufgepfropften Kunstformen keine Lebensfähigkeit erreicht wird. Diese liegt nur in einem neuen Stil und den können die im alten Formenschatz erzogenen Meister doch nicht erzeugen. Wir haben ja heute einen neuen Stil und ein kräftiges Kunstgewerbe, aber das basiert auf Großbetrieben. Wenn auch Walter Crane, der bekannte Führer der englischen Dekorative, Rückkehr zur Handarbeit predigt, er kann es nie erreichen, daß die teuren Entwürfe in kostspieligen Farbennuancen von kapitallosen Handwerkern gefertigt werden: sie würden dabei verhungern, denn sie können den Verkauf eines kunstvollen Teppichs, an dem sie vielleicht ein Jahr gearbeitet haben, nicht noch drei Jahre erwarten. Hier muß das Großunternehmen eintreten.

Der zweite Vorschlag: Hebung des Handwerks durch Kleinkraftmaschinen, wird durch zwei Thatsachen einfach **ad absurdum** geführt. Erstens ist Maschinenkraft um so teuerer, in je kleinerem Maßstabe sie zur Verwendung kommt, und zweitens liegt die Hauptschwäche des Handwerks nicht in der Sphäre der Produktion, sondern in der des Absatzes.

Während nun Bücher die ganze Brutalität der Thatsachen klar und deutlich konstatiert, bedauert er doch das Verschwinden dieser „breiten Schicht selbständiger kleiner Leute“ mit einiger Sentimentalität. Nun ja, es ist für die Beteiligten gewiß eine furchtbare Katastrophe. Wenn man aber die Fülle von Verbohrtheit, die durch den Handwerkerstand vielfach in unserem sozialen Leben konserviert wird, recht inbrünstig bedenkt, wird man doch nicht umhin können zu sagen: Abtreten, marsch.



Georg Brandes über Polen.

Von Willy Lentrodt.

(Berlin.)

Georg Brandes neues Werk „Polen“ (Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Adele Neustädter. Paris, Leipzig, München. Verlag von Albert Langen. Preis 10 Mk.) ist nicht aus einem Guſſe. Es ist auch nicht nach einem einheitlichen Plane geschaffen. Es ist aus Teilen zusammengesetzt, die nach einander keinen logischen Fortschritt bedeuten, sondern jeder für sich stehen, sich aber ergänzen und beleuchten und so schließlich doch ein Ganzes bilden.

Das Buch enthält erstens Aufzeichnungen, die Brandes während eines dreimaligen Aufenthaltes in und bei Warschau (1885, 86 und 94) gemacht hat, und zweitens eine Darstellung der romantischen Litteratur Polens im 19. Jahrhundert. Jene Reiseeindrücke geben ein anschauliches Bild von den politischen und sozialen Zuständen Polens in der Gegenwart, während aus der Geschichte der romantischen Litteratur die für Polen so verhängnisvolle Zeit der ersten Jahrhunderthälfte lebendig vor uns aufsteigt; denn diese Litteratur ist wie keine andere ein Spiegel ihrer Zeit, und das Leben der Dichter ist auf das Engste mit den Schicksalen ihres Vaterlandes verknüpft.

Brandes zitiert das bekannte Wort, das Moltke eines Tages an den ehemaligen polnischen Abgeordneten Koscielski richtete: „Man liebt Polen nicht, wie man Deutschland oder Frankreich oder England, sondern wie man die Freiheit liebt.“ Brandes gesteht, daß „die in jenen Worten ausgesprochene Grundanschauung seine Ansicht über Polen von Anfang an bestimmt habe“. Er fügt dann hinzu: „Wer die Freiheit unbedingt, fast fanatisch liebt, muß notwendigerweise der unterdrücktesten Bevölkerung Europas einen Platz in seinem Herzen einräumen.“ An anderer Stelle ruft er aus: „Polen ist ein Symbol — ein Symbol all dessen, was die Vorzüglichsten der Menschheit geliebt und wofür sie gekämpft haben. In Polen ist alles zusammengedrängt, all das Hassenswerteste und Abscheulichste, all das Liebenswerteste und Strahlendste; hier finden sich die Gegensätze des Erdenlebens wie in hohem Relief; hier ist das Weltwesen wie in einer Essenz zusammengedrängt.“ Und weiter: „Polen ist mit unserer Hoffnung oder unserer Illusion vom Kulturfortschritte unseres Zeitalters verschmolzen. Seine Zukunft fällt mit dem Fortschritte der Civilisation zusammen. Sein völliger Untergang wäre gleichbedeutend mit dem Siege

der modernen militärischen Barbarei in Europa." Nun, wer heute die Lage Polens objektiv betrachtet, kann unmöglich an die Wiederherstellung seiner Selbständigkeit glauben. Es müßten schon Wunder geschehen oder ein großer Weltbrand entzündet werden. Aber auch noch nicht einmal in letzterem Falle. Es fehlt den Polen die organisatorische, die staatenbildende Kraft. Und dann, man denke: auf der einen Seite Rußland, auf der anderen Deutschland. Das Natürlichste ist, daß sich Polen vorläufig, soweit es russisch ist, mit seinem stärkeren slavischen Bruder und Herrn versöhnt. Und so wird es auch kommen. Brandes kann es nicht verschweigen, „daß nur allzuviele von den besten der jungen Generation, sowohl junge Frauen als junge Männer, alle nationalen Hoffnungen aufgegeben, sich ganz entwöhnt haben, nach Licht zum Vater auszuspähen, die sie von vornherein als Irrlichter betrachten, und darum mit offen ausgesprochener Skepsis, ja mit halbverborgener Geringschätzung als melancholische Zuschauer zu den Agitationen jener Älteren dastehen", jener Älteren, deren Herzpunkt und Lebenscentrum die Hoffnung auf ein selbständiges Polen ist.

Interessant und prachtvoll geschildert ist das Leben in Warschau. Diese schwüle Atmosphäre, diese fiebernde Lebensfreude, dieser bleiche Rausch der Gesellschaft, diese heiße tolle Lust in Festlichkeiten, Maskeraden, Tänzen! Und daneben die kalte Arbeit der russischen Verwaltung, die brutale, stupide Thätigkeit der Polizei und Zensurbehörde. Wir lernen allerlei polnische Charaktere kennen, Männer und Frauen, im Guten und im Bösen. Brandes erzählt Geschichten, tragische, heitere, tragikomische und erschütternd ernste, Selbsterlebtes, Anekdoten. Er giebt Stimmungsbilder von der weiten flachen Landschaft, beschreibt das Leben und Treiben auf einem polnischen Rittergute, wo er im Sommer 1894 zu Gaste war. Mit Bewunderung spricht er von einigen Frauen, die er kennen lernte, z. B. von einer jungen dreißigjährigen: dunkel wie eine Italienerin, von Gestalt wie eine Florentinerin, ihrem ganzen Wesen nach aber von slavischer Anmut und slavischem Zauber, erinnerte sie ihn an stark glühenden Purpur, an eine Mohnblume mit betäubendem Wohlgeruch. Im allgemeinen findet Brandes die Damen der jüngeren Generation interessanter als die Männer derselben. Sie sind sehr intelligent, ihr Kulturniveau liegt verhältnismäßig hoch, ihre Weltbildung ist außerordentlich. Diese geistigen Eigenschaften glänzen und strahlen nun in dem lebhaften prachtvollen Feuer ihrer starken, üppigen, rassigen Physis.

In dem litterarhistorischen Stücke seines Buches erweist sich Brandes ebenfalls als ein fast leidenschaftlicher Freund Polens. An der polnischen Romantik bewundert er vor allem „ihren großen ergreifenden Ernst, das tiefe Pathos der Sprache, wie wir es sonst nur bei den größten Tragikern Griechenlands und Englands antreffen, die hohe reine Begeisterung, welche

ein ganzes Volk mit fortreißen konnte". Das Hauptthema der polnischen Romantik ist das blutende Vaterland. Selbst wenn man den Stoff aus der fernen Vergangenheit wählt, hat man doch mit allem, was man schildert, mit Menschen, Dingen und Reden, nur die Gegenwart im Auge. Die Dichter gleichen den alttestamentlichen Sängern, Sehern und Propheten. Sie wollen nicht bloß Kunst, sie wollen vielmehr wirken, anfeuern, loben, strafen. Sie predigen Rache, Flammen und Schwert. Ja, sie verherrlichen oft Brutalitäten und menschliche Scheusäligkeiten, wenn es die Sache des Vaterlandes gilt. Die Sache des Vaterlandes ist die heilige Sache, zu deren Bestem man alles, selbst Tugend und Ehre zu opfern jederzeit bereit sein muß.

Die Frau in der polnischen Romantik ist entweder eine begeistert für das Vaterland heimlich oder offen kämpfende Amazone, oder sie nimmt die Gestalt des nationalen Genius an. Sie ist eine Heldin oder ein Phantom, eine Erscheinung aus einer besseren Welt. Die Geschlechtsliebe, irgend ein erotisches Verhältnis zwischen Mann und Weib spielt da keine Rolle.

Für diese Dichter sind die Polen das Märtyrervolk, das für die ganze Menschheit leidet wie Christus, der am Kreuz die Welt erlöste. Einer von ihnen schreibt: „Die Zeit wird kommen, ihr Völker Europas! da eure Augen und Gedanken wie verzaubert an dem Bilde dieser gekreuzigten Nation hängen werden." Ihren oft aufsteigenden Zweifel an Gottes Gerechtigkeit (die Dichter sind alle gute Katholiken) wissen sie nur dadurch zu beschwichtigen, daß sie annehmen, Gott habe etwas ganz besonderes mit ihrem Volke vor. Sie winden um die blutige Stirn ihres Vaterlandes eine strahlende Glorie. Ihr Volk ist das auserwählte Volk der neuen Zeit, ähnlich dem Volk Israel im Altertum. Das Schicksal Polens begreifen sie freilich nicht, aber sie hoffen, hoffen. Und später, als eine Hoffnung nach der andern zu Grabe gegangen war, da sagt einer von ihnen: Polen, „dein Volk ist anderen Völkern zur Speise gegeben worden, zur Erneuerung ihres Blutes". Um diese geheimnisvolle Bedeutung des großen Schiffbruchs, den ihr Staat erlitten hatte, drehen sich alle ihre Gedanken und Träume. Die Werke der polnischen Romantik, sagt Brandes, machen eine Art „moderner Bibel" aus, können in ihrer Gesamtheit als eine Sammlung nationaler Erbauungsschriften betrachtet werden.

Diese Dichter sind alle aristokratischen Geschlechts und römisch-katholisch. Im Alter von 20—30 Jahren gehen sie außer Landes und führen das ruhelose, unselige Emigrantenleben, losgerissen von der väterlichen Erde, friedelos, leicht entflammt in der Hoffnung und schließlich enttäuscht. Sie sind meist schwachen Charakters, Hamletnaturen und nicht Herren ihres

Schicksals, sterben jung und verstummen lange vor dem Alter. Sie schwärmten für Napoleon; Byron ahmten sie nach; von Shakespeare und Dante ließen sie sich befruchten; das lithauische, polnische, südrussische Volkslied hat sie inspiziert.

Die drei größten Dichter der polnischen Romantik sind Mickiewicz, Krasinski und Slowacki. Brandes sucht sie durch Adler, Schwan und Pfau zu charakterisieren: — Adler, weil diesem Könige unter den Vögeln keiner an Flügelspannung und Flugkraft gleicht; Schwan wegen der fleckenlosen Weiße seines Gefieders und der stillen Würde seiner Bewegung; Pfau, weil die Farbenpracht seines Federkleides so wundervoll, so voll Glut und Glanz ist. Mickiewicz ist aber entschieden der bedeutendste unter ihnen In ihm war auch und erhielt sich am längsten Gesundheit, Tugendkraft des Empfindungslebens. Brandes versteigt sich sogar zu der Behauptung: „Mickiewicz allein vermochte sich jenen großen Namen der Dichtergeister zu nähern, die in der Geschichte allen voran als gesunde stehen, weit gesunder als Byron, sogar gesunder als Shakespeare: Homer und Goethe.“ Er denkt dabei besonders an „Pan Tadensz“, den er das einzige gelungene Epos unseres Jahrhunderts nennt. — Mickiewicz ist auch mal beim alten Goethe in Weimar gewesen. Aber, wie man erwarten kann, fühlte sich dieser junge, damals einige zwanzig alte, polnische Schwärmer und Prophet nicht ganz wohl bei dem klaren, kühlen Heiden, der so viel von der Natur sprach und so selten von Gott, der immer an die Stelle, wo sich Mickiewicz Gott dachte, das Wort Natur setzte. Mickiewicz und sein Freund, der ihn begleitete und der in hübschen Briefen die Weimarer Tage beschrieben hat, waren ordentlich erschreckt in ihrem katholischen Herzen über diesen alten gottlosen Olympier. —



Berliner soziale Momentbilder.

Von Josef Cohn.

(Berlin.)

„So sehr sich meine Anschauung von einer einseitig=individualistischen Rechtsauffassung abgewendet hat, welche ich in meinem frühesten Bildungsgange eingesogen habe, so bleibt es denn doch andererseits wahr, daß auch für jede kollektivistische Organisation der Volkswirtschaft das Individuum die größte und wirksamste Potenz bildet.

Das schal gewordene Salz muß ausgeschüttet werden; von der Güte der Individuen erscheint in letzter Linie jede soziale Organisation abhängig." Diese Worte des Grafen Chorinsky auf der Wiener Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik am 28. September 1894 geben kurz und klar die Auffassung aller diesseits vom extremen Individualismus und vom Marxismus stehenden Sozialpolitiker wieder. Mehr und mehr auch der Weisen von Amtes wegen.

Diese Umwälzung der Meinungen ist noch nicht alten Datums, wenigstens nicht in der Praxis. Ihr vorgearbeitet und die Grundlagen für eine ersprießliche Thätigkeit gegeben zu haben, ist ein Hauptverdienst jener Vereinigung, in welcher die einleitenden Sätze gesprochen wurden. Nicht durch theoretisierende Abhandlungen, die auch ohne sie in vielleicht übermäßiger Fülle auf den Markt geistiger Produkte gebracht wurden und werden. Vielmehr durch möglichst objektive Schilderung der wirtschaftlichen Zustände, aus Enqueten gewonnen und mit statistischem Material gestützt. Von den zahlreichen Definitionen des Begriffs „Statistik" scheint mir am treffendsten die des großen Korsen zu sein: la statistique est le budget des choses, et sans budget point de salut. In der That, die Statistik ist die Buchführung im größten Stil, sie reiht Zahlen an Zahlen, trocken und nüchtern, sie gewährt Einblick in die ökonomischen Zustände und Entwickelungen. Scheinbar völlig seelenlos. Wer aber den Zahlenreihen Seele einzuhauchen versteht, dem werden sich Bilder entrollen, so lebensvoll, so plastisch, wie keine Farbenpracht des Künstlers, kein schwungvolles Poem des Dichters, nicht die glänzendste Feder des Schriftstellers sie zu schaffen vermag. Elend und Jammer stieren Dich an, Glück und Freude lächeln Dir zu, Menschheit und Welt, wie sie in Deinem Kopfe sich gemalt, stürzen zusammen, neue Welten bauen sich auf. Unsere mehr für die Seelen als für die Leiber besorgte Eisenbahnbehörde hat den vortrefflichen „Simplicissimus" von den Eisenbahn=Fahrsteigen verbannt, weil er „wertvolle vaterländische Einrichtungen und deren Träger verächtlich zu machen, Neid und Haß unter den Staatsangehörigen zu erregen geeignet ist". Wie stümperhaft ist doch die Kunst dieses wackeren Knaben im Vergleich zu der „Neid und Haß erregenden" statistischen Wissenschaft gelehrter Männer! Preist da, um nur einen Fall zu erwähnen, zur Zeit der Reichstagswahlbewegung ein ministerielles Blatt die Wohlthat der Arbeiterversicherung in Zahlen. Es rechnet, nach der Zeitschrift für Sozialwissenschaft, aus, daß bis Ende 1897 die Arbeiter in der Arbeiterversicherung 528,7 Millionen Mark mehr erhalten als eingezahlt hatten, und daß in nicht weniger als 31486000 Fällen Entschädigungen gewährt worden seien, und daß mit dem Jahre 1900 der Betrag der zur Auszahlung kommenden Entschädigungen für jeden Arbeitstag (bei Rechnung von 300 Arbeitstagen im Jahr) eine volle Million erreichen werde.

Was thun die Antiministeriellen? Sie lassen drucken, daß bei der Krankenversicherung der Unternehmer für den einzelnen Arbeiter im Durchschnitt pro Jahr mit

5 Mark, bei der Unfallversicherung mit 3,75 Mark, bei der Alters- und Invaliditätsversicherung mit 4 Mark, zusammen also mit 12—13 Mark belastet ist. Nun aber die Kehrseite der Medaille! Die Last des Arbeiters! Der Arbeiter als Familienarbeiter — Mann, Frau und drei Kinder gerechnet — zahlt jährlich über 30 Mark allein Brotzoll und zahlte, als der 50 Mark-Zoll bestand, 43—44 Mark für den Grundbesitz.

Ausländische Arbeiter werden namentlich auf den Gutshöfen beschäftigt, um den Lohnforderungen der landwirtschaftlichen Arbeiter deutschen Stammes ein Paroli zu bieten. Wenn nun, so führt ein anderer guter Rechner aus, diese Fremden den Tagelohn auch nur um 10 Pfennig drücken oder zu steigern hindern, so ist dies bei 300 Arbeitstagen und 13 Millionen Arbeitern eine jährliche Schädigung von rund 400 Millionen Mark.

Die Statistik steht nicht im Dienste irgend einer Partei. Ihre Ergebnisse, an denen sich weniger als an denen irgend einer anderen Wissenschaft deuteln und rütteln läßt, sagen allen Gruppen, politischen, sozialen, kulturfreundlichen und kulturfeindlichen, bittere Wahrheiten. Darum kann auch sie vornehmlich unseren intoleranten Zeitgenossen die Toleranz in etwas wiedergeben.

Freilich gehört dazu Beschäftigung mit der einschlägigen Litteratur. Nirgends herrscht mehr Unwissenheit und Gedankenlosigkeit, als in diesen Fragen. Auf keinem Gebiete spreizt sich der Unbildungsphilister mehr als auf dem der Erfahrungsthatsachen. Sein beschränkter Gedanken- und Wirklichkeitshorizont gestattet ihm, unanfechtbare Urteile abzugeben. Massenerscheinungen existieren für ihn nicht. Die Begehrlichkeit der Proletarier ist ihm mit dem einen Arbeiter erwiesen, welchen er einmal Droschke erster Klasse hat fahren sehen.

Allerdings sind an diesem Zustande unsere wissenschaftlichen Statistiker nicht ohne Schuld. Sie arbeiten noch mehr für die Zunftgenossen als ihre Kollegen von anderen Fakultäten. Und dabei ist in diesen Büchern noch schwieriger zu lesen als in denen anderer Wissenszweige. Wer hier mit dem richtigen Takt wissenschaftlich popularisiert, erwirbt sich ein großes Verdienst.

Dieses Zeugnis muß man der Schrift des rühmlichst bekannten Statistikers Dr. L. Hirschberg über die soziale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin*) ausstellen. Des Autors Zahlen offenbaren dem bekümmerten Auge des Lesers das bald dahinsterbende, bald aufstrebende Leben der schwergeplagtesten Menschen der deutschen Reichshauptstadt, der Handarbeiter. Von denen nur spricht der Verfasser, nicht von den Kopfarbeitern, nicht von denen, welche sich den Luxus des Nichtarbeitens leisten können, auch nicht von den Ärmsten, die sich diesen Luxus erlauben müssen. Erst damit hätten wir ein vollständiges Bild von der Berliner „Gesellschaft“ und „Nichtgesellschaft“.

Darum verliert Hirschbergs Werk nichts an Bedeutung, zumal den Zahlen nicht das geistige Band fehlt. Was man auch dort dankbar empfindet, wo man den Standpunkt nicht teilt.

Bald hier, bald dort glaubt man ein leises Klagen über die verlorene gute alte Zeit zu hören, in welcher „die Lage der Arbeiter, vom sittlichen Standpunkte aus betrachtet, eine viel günstigere als heute, wo ein väterliches Verhältnis des Arbeitgebers oder gar ein Hineinziehen in seinen Familienkreis nur ausnahmsweise vorkommt, wo aber auch umgekehrt die Arbeiterschaft in ihrem Leiter in der Regel nur ihren Brotherrn, selten ihren Gönner und Förderer, manchmal gar ihren Peiniger erblickt“. Ja, du lieber Gott, dieses patriarchalische Verhältnis, das den besitzenden Klassen untereinander nie behagte,

*) Berlin, 1897, Liebmanns Verlag.

sollte doch nur die Leute bei guter Laune erhalten. So wie die ökonomische Entwickelung dem Arbeiter die Augen über seinen „Wert" geöffnet, hat sie ihn zum Ichmenschen gemacht, der diese längst rostig gewordene Fessel sprengt.

Nun ist es Sache der Arbeiter selbst, sich so wohnlich wie möglich hienieden einzurichten. Ohne Patriarchen. Und es geht auch. Das beweisen uns am besten die Hirschberg'schen Zahlen.

Freilich ist noch sehr viel zu thun; das bisher Geleistete ist nur Vorarbeit. Selbst in dem wirtschaftlich vorgeschrittenen Berlin. Es stimmt nicht gerade heiter, wenn in manchen Kreisen die Kosten einer „Abendunterhaltung" den Betrag des Jahresbudgets einer vielköpfigen Arbeiterfamilie bei weitem übersteigt. Oder zweifelt jemand, daß solche geschäftliche und geschäftige „Gemütlichkeit" mit Gesang und Tanz nicht selten 1500 bis 2000 Mark und mehr verschlingt? Allerdings sehen nicht wenige in diesem geschmack- und kulturwidrigen Raffinement eine wirtschaftliche That, denn „es kommt doch Geld unter die Leute", wie die abgestandene Redensart lautet.

Daß solche Arbeiter-Haushaltrechnungen in einem großen Prozentsatz aller Fälle mit einem Fehlbetrag abschließen, ist klar. Schon unter normalen Verhältnissen. Wie nun gar erst, wenn der Unglücksteufel sich bei diesen armen Teufeln festsetzt.

Wieviel mag wohl ein so gestellter Arbeiter für Zwecke der Kultur, an deren Aufbau er keinen geringen Anteil hat, erübrigen? Dort wird im Übermaß der Mittel die Kultur zur Unkultur gestempelt, dort

taumelt man von der Begierde zum Genuß
Und im Genuß verschmachtet man vor Begier,

hier reicht es nicht hin, um ein körperlich leidliches Leben zu führen, geschweige denn der Seele und dem Geist Daseinsbefriedigung zu gewähren.

Und doch ist der Bildungstrieb bei den Arbeitern ein stärkerer, als bei irgend einer anderen Klasse. Was der einzelne nicht vermag, das erreicht die Gemeinschaft, wo es sich um Weiterbildungsschulen handelt, oder der Kunst eine Stätte bereitet werden soll.

Während die Volksbühnen sich zahlreichen Zuspruchs erfreuen, können die Arbeiterbildungsschulen auf keinen grünen Zweig kommen. Es erfordert immerhin eine große Opferwilligkeit, nach angestrengtester Arbeit abends oder Sonntags vormittags den ungeübten Geist dem Unterricht in Nationalökonomie, Geschichte, Deutsch, Naturgeschichte und Medizin auszusetzen. Klenus venter non studet libenter, aber ein ausgemergelter Körper schon gar nicht. Die „Schüler" sind noch dazu angewiesen, sich mit dem zu begnügen, was ihnen in der Schule mitgeteilt wird, ein Nacharbeiten zu Hause ist fast unmöglich. Einmal fehlt es ihnen am besten, sich die Hilfsmittel zu besorgen, sodann haben sie keine Stätte, an der sie so ungewohnte Thätigkeit leisten können.

Da sind in einer Stube vier und mehr Personen zusammengepfercht, tausend andere haben überhaupt kein heizbares Zimmer und Abertausende haben weniger Luftraum zur Verfügung, als die Bewohner der Gefängnisse. Dafür erfreuen sie sich nicht einmal der Ruhe dieser. Wie wenige sind überhaupt im glücklichen Besitz einer Tagwohnung, wie viele haben nur ein kümmerliches Nachtunterkommen.

Und da wundern sich so viel Weinstuben- und Caféhausschlemmer über den häufigen Besuch der Arbeiter in den Restaurationen niederen Ranges, in den Destillationen!

Ob die freilich auch nicht immer glücklichen Besitzer von Rauchzimmern, Musikzimmern, Damenzimmern, Fremdenzimmern wohl eine Ahnung haben von den „wohnlichen" Zuständen ihrer „Brüder" und „Schwestern", die doch mit demselben Anrecht

auf die Welt gekommen, wie die anderen Ebenbilder Gottes? Oh ja, nur sind sie von der „göttlichen Weltordnung", die Menschen im Überfluß und Menschen ohne die notwendigsten Lebensvoraussetzungen anerkennt, tief durchdrungen.

In Berlin stehen fast alljährlich mehr als 40000 Wohnungen leer. Überproduktion, schreien weise Spreeathener. Und dabei haben Zehntausende nicht den lebensnotwendigsten Luftraum. Nein, nicht Überproduktion, sondern Unterkonsumtion; naturwidrige Verschiebung der Güter!

So fehlt es an der einen natürlichen Voraussetzung für ein gedeihliches Familienleben, es fehlt aber auch an allen anderen. In den besitzenden Kreisen sorgt der Mann für den Unterhalt der Familie, die Frau für die häuslichen Angelegenheiten und die Erziehung der Kinder. Kommt dabei auch nicht viel heraus, so geschieht doch das Notwendigste. Wie selten ist das in Arbeiterkreisen möglich. Von 182384 weiblichen Arbeitern waren im Jahre 1890 32375 verheiratet. Da deren Männer ebenfalls arbeiten, so sind Tausende und Abertausende von Kindern erziehungslos.

Wieviel Kinder müssen nun gar erst zum Haushalt beisteuern! Im Hauptberuf sind es freilich nach der letzten Berufszählung nur 287 Knaben und 143 Mädchen, im Nebenberuf nimmt H. 10000 Knaben und 5000 Mädchen an. Dieser Nebenberuf besteht bei beiden Geschlechtern im Zeitungs- und Semmelaustragen, bei den Knaben kommt noch der Erwerb als Kegeljungen, sowie als Laufburschen, bei den Mädchen die Verrichtung häuslicher Dienste hinzu.

Unser Autor ist nun freilich der Ansicht, daß eine beschränkte Erwerbsthätigkeit der Schulkinder nicht nur nicht unbedenklich, sondern, innerhalb gewisser Grenzen ausgeübt, sogar sehr zu empfehlen sei. Aber er fügt gleich hinzu: „leider aber hat die Erwerbsthätigkeit der Schulkinder die erlaubten Grenzen weit überschritten. Wer namentlich an einem dunklen Wintermorgen, um 5 Uhr und früher die kleinen Knaben und Mädchen mit Frühstück und Zeitungen durch die kalten Straßen eilen sieht, kann sich kaum vorstellen, daß diese Kinder ein paar Stunden später noch imstande sein sollen, dem Unterricht zu folgen. Und ebenso wenig wird man es mit den Zwecken der Schule und den Anforderungen der Sittlichkeit vereinbar finden, daß Knaben bis spät in die Nacht hinein mit Kegelaufsetzen beschäftigt werden. Bis zum Alter von fünf Jahren reicht diese Thätigkeit zurück."

Aber auch eine beschränkte Erwerbsthätigkeit ist in dem jüngsten Alter zu mißbilligen, und zwar nicht bloß der Schule und der Sittlichkeit wegen, sondern vor allem deswegen, weil den Kindern nicht schon in frühester Zeit die Harmlosigkeit des Gemütes geraubt werden soll. Diese traurige Folge hat aber die Ausübung des Erwerbs in allzujungen Jahren. — Ich habe nur ein paar von den sozialen Momentbildern aus der Reichshauptstadt, die Herr Hirschberg fixiert, hier reproduziert. Wer sie alle im Original kennen lernt, ist nachhaltigen Genusses und eindringlicher Belehrung gewiß.



Hermogenes.

Von Henri de Régnier.

Verdeutscht von Fr. von Bronikowski.

Beim Betreten des Waldes hob ich den Kopf, stützte die Hand auf die apfelgraue Kruppe meines Pferdes und hielt an, um über meine Schulter weg durch die ersten Bäume hindurch das Land zu betrachten, das ich gekommen war, zu durchreiten, um das Haus meines Lehrers Hermogenes dort noch einmal zu erblicken.

Es mußte ganz am Ende der trübseligen, sumpfigen und moorigen Ebene liegen, die weithin die flache Wassertenne ihrer Salzmoore ausdehnte, in deren Lachen mit rötlichem, krystallreichem Grunde sich die Strahlen der untergehenden Sonne brachen. Sie blendete mich, denn ich hatte sie im Gesicht, und dies ganze knirschende Land, das ich einen ganzen, dunstigen Herbstnachmittag lang durchquert hatte, war zu dieser Stunde nur noch ein großer, goldiger Nebel. Die Schärfe und der Glanz dieser Spiegelung verstärkten sich noch außerhalb des Waldes, dank dem Halbdunkel, das unter dem Blätterdache schlummerte.

Große Fichten erhoben aus dem rauhen, verfilzten Boden ihre schlanken, nur noch halb besonnten Stämme, an denen der Schatten in dem Maße stieg, wie die Sonne nach dem Meere zu sank. Ich sah sie deutlich am Horizonte, glanzhell, jenseits der kahlen Fläche, welche die Sümpfe umgrenzten, aus denen, obschon ihr salziges Wasser lau war, mein Pferd sich weigerte zu saufen, und mit dem Hufe leicht den filzigen Boden schlug, auf dem Abhang dort die Tannenzapfen ins Rollen bringend, mit denen er besät war.

Sie erinnerten mich an jene, die am Herde meines Meisters Hermogenes gebrannt hatten, an jenen Abend, wo ich ihre zarten Schuppen mit den harzigen Thränen daran durch meine Finger gleiten ließ, dieweil mein Wirt, der neben mir saß, mir seine Geschichte erzählte, so leise, daß seine Stimme aus mir selbst zu bringen schien und als ob er aus dem Grunde meines Wesens spräche.

Ach, wie oft habe ich wieder an ihn gedacht, während dieses langen Rittes durch die kleinen, zusammenschrumpfenden Feldwege, längs der salzigen Sümpfe. Die Feuchtigkeit der schwammigen Luft war so mit Salz geschwängert, daß meine Zunge seinen Geschmack auf meinen Lippen empfand. Die Trübsal des Hermogenes hatte wahrlich nicht schärfer und bitterer sein können. Er hatte, wie mir schien, den Weg seines Lebens noch einmal

zurückgelegt, und ich sagte mir, als ich meinen Weg durch die schon dunkelnde Gegend wieder aufnahm: Hätte ich doch gleich ihm die Dämmerung betreten können! Hätte ich doch am Brunnen niedersitzen können und einen Herd für alle Asche meiner Träume gefunden!

Ich war zu einer Stelle des Waldes gelangt, wo er in seiner höchsten herbstlichen Schöne zu prangen schien. Große Bäume grenzten eine Lichtung ab. Ihr Blattwerk war rot und goldig, und wiewohl die Sonne verschwunden war, schien sich doch ein Abglanz davon auf den Wipfeln zu erhalten, oder die Täuschung, daß sie noch überlebte, ward durch die Färbung, gleich als verharrte sie noch, aufrecht erhalten. Kein Blättchen regte sich, und doch fiel zuweilen eins von trübem Goldglanze und schon trocken, oder von hellem Gold und noch lebenskräftig, als hätte das leise, melancholische Geräusch des Brunnens, in dem sie überhängend sich spiegelten, in der gleichsam gleichgültigen Schweigsamkeit der Luft den Vorwand zu ihrem Fallen abgegeben . . .

Ich betrachtete die, welche in das Becken der Quelle fielen. Zwei, dann noch andre, und eins, das ich meine Hand streifen fühlte. Ich zitterte, denn ich wartete, geängstigt durch dies Schweigen, daß mir ein Vogelschrei den unbeweglichen Zauberbann bräche, damit ich weiter reiten könnte. Alles schwieg von Baum zu Baum, so weit hin, daß ich mich erbleichen fühlte, weniger vielleicht aus Einsamkeit, als ob dieser Zärtlichkeit des Blattes, das meine Hand gestreichelt hatte, leichter, als selbst im Traum die Lippen der Erinnerung. Instinktiv näherte ich mich dem Wasser, um mein Gesicht darin zu sehen, bleich und verstört zu sehen, gealtert von allem, was die Flut dem sich drinnen spiegelnden, Nächtliches beifügte. Ich dachte an Hermogenes, meinen Meister Hermogenes. Ich hörte von neuem seine Stimme tief in mir; sie wiederholte mir die wehmütige Geschichte, die er mir erzählt hatte, die Geschichte, welche auch an einem Kreuzweg im Walde neben einer Quelle anhub, in der er sein Gesicht sehen konnte.

* * *

Welche geheimnisvollen Wege, sagte mir Hermogenes, welche erbarmungslosen Abenteuer habe ich durchmachen müssen, sagte er mir, um daraus doch nur das Eine Gefühl unermeßlicher Traurigkeit zurück zu behalten, einer Traurigkeit, die mir durch ihre übertriebene Stärke sogar die Erinnerung an ihren Ursprung und den Fortschritt ihres Bestandes verschleierte. Sie bedrückte mich mit dem völligen Vergessen ihrer Ursachen und mit aller Schwere ihres Beharrens.

Nichts erhellte ihre taube und finstere Vergangenheit. Goldne Schwerter zwischen den Cypressen, Ringe der Freude und Vereinigung, verloren im

räuberischen Wasser, Fackeln auf der Schwelle im Nachtwinde, Lächeln in tiefer Finsternis, nichts erhellte das unveränderliche Dunkel, aus dem ich kam, bis ich mich dort, müde von einem Wege, dessen Länge mich nur die Ermüdung merken ließ, und verirrt im Walde, am Rande eines Quells hinsetzte, wie man sich am Rande eines Grabes ausruht.

Alles, was ich gelitten, war tot in mir; ich atmete den Aschengeruch, den mein Gedächtnis ausströmte. Es hatte sich darein sicher Fleisch-, Blumen- und Thränengeruch gemischt, denn ich fand darin einen dreifachen Duft von Reue, Schwermut und Bitterkeit wieder. Es gab Echos auf dem Grunde dieses inneren Schweigens, aber sie waren dort wie betäubt und diese gestaltlose, geheimnisvolle Vergangenheit umfing mich mit ihrer schmerzensvollen Finsternis. Ohne diese Umstände zu kennen, empfand ich eine Reue, eine Schwermut und Bitterkeit; ich hätte gewünscht, ihre Lippen hätten meinem Sinnen ihren Grund zugemurmelt; ich hätte mir an ihrem Lethesee ewige Tugend trinken mögen wie am Wasser jenes Quells, wo ich mich auf mich zukommen sah, Aug' in Auge, wie das Schweigen zur Einsamkeit kommt, mit dem Wunsche, von einander das Geheimnis ihres Zusammenklanges zu erfahren.

Wollte mich mein Antlitz in dem Wasser dazwischen nichts von mir selbst sehen lassen? Meine Hände streckten sich aus nach dem Wiederschein ihrer gekränkten Hände. O mein Schatten, der du mir so erschienest, du schienst mir dennoch aus der Tiefe meines Sinnens zu kommen. Du mußtest seine geheimen oder gewöhnlichen Wege, seine unerbittlichen oder gleichgültigen Abenteuer kennen. Sprich! Lächeln im Dämmerschein! Goldene Schwerter zwischen den Cypressen oder die Fackel vielleicht, oder die Ringe . . .

Ein Steinchen fiel herab und zerstörte mir den Spiegel, daß ich meine Augen erhob. Sie trafen auf die einer Fremden, die also mein Sinnen gestört hatte und dem ihren nachzuhängen schien, ohne meiner gewahr zu werden. Aufrecht stand sie in ihrem zerlumpten Kleide voller Staub, das über ihren bloßen Fuß reichte, mit dem sie den störenden Stein angestoßen. Eine eigenartige Neugierde trieb mich, den Ankömmling auszufragen. Mir schien, daß ich mich nur auf mich selbst zu besinnen hätte, um zu verstehen, was sie mir sagen würde. Unser beider Schicksale hatten sich wohl mit Lippen und Händen berührt, ehe sie von einander gingen aus einem gestörten Kreise, in dem sie sich zuletzt an einem Punkte ihres Aufenthalts von neuem trafen. Sie waren zusammengehörige Hälften, und meine Trübsal konnte nichts sein als ihr entsprechendes Schweigen.

Ja, mein Sohn, fuhr Hermogenes fort, sie hat mit mir gesprochen. Sie hat mir gesagt, wie sie die Stadt verließ. Das Leben, das man dort führte, war geschwätzig, aufgeregt und frech, der Schlaf unnütz. Der Abend

trug keine Früchte am nächsten Tage und jeden Tag verwelkten seine vergänglichen Blumen. Diese Stadt war ungeheuer und volkreich. Ihre zahllosen Straßen kreuzten sich auf tausend Umwegen und endigten alle durch ein paar, in die sie mündeten, auf einem weiten Mittelplatze, der mit Marmor gepflastert war. Duftende Bäume schossen hier und dort zwischen den getrennten Steinplatten auf und malten darauf einen köstlichen Schatten. Frische Springquellen sprudelten dort im feuchten Schweigen der krystallklaren Luft. Aber dieser Platz war immer verlassen; es war verboten, sich darauf aufzuhalten, ja sogar ihn zu durchqueren. Dort hätte man unter den Bäumen träumen, von dem Wasser trinken und der Einsamkeit Aug' in Auge sehen können; und die Menge mußte unaufhörlich durch das Labyrinth der staubigen Straßen irren, zwischen den hohen Häusern mit Bronzethüren, unter allerhand Gesichtern und überflüssigen Reden. O traurige Stadt! Man irrte dort verzweifelt herum, auf der Suche nach sich selbst, die wenigstens, die es nicht befriedigte, sich an den Straßenecken herumzustreiten, von hohen Schranken herab Reden zu halten, in den Zählstuben zu schachern und beim Lärm des Tamburins zu tanzen.

Die meisten waren damit zufrieden. Sie gehen und kommen, ohne sich zu paaren, als zur Vereinbarung eines Handels oder zur Verständigung über einen Wunsch. Einige Weise gingen dort einher, einen Spiegel in der Hand. Sie betrachteten sich darin hartnäckig und versuchten so allein zu sein; aber boshafte Kinder zerschmissen ihnen mit Steinwürfen die zeugnisgebenden Spiegel und die Menge lachte, die Obmacht ihrer Zwingherrschaft so bestätigt zu sehen ...

In dem Maße, wie sie sprach, schien mir das Bild, welches sie in mir ekelnd lebendig machte, sich in mir zu wiederholen. Ich hörte dort gleichsam ein inneres Gemurmel. Es erhob sich aus meiner Vergangenheit wohlbehaltener und ähnlicher Geräusche und ich sagte auch wieder wie die Fremde: Fort aus der Stadt, fort aus dem frechen und eitlen Leben ...

Sie hatte sie eines Morgens verlassen, müde, unter der vielfältigen, einförmigen Herde umherzuirren, unter dem Staube der Sandalen und dem Schweiße der Gesichter. Sie kreuzte unter dem Fallthor die, welche von draußen kamen, um die Zahl der hier lebenden zu mehren, und als sie die Mauern hinter sich hatte, hörte sie auf einem Baume einen Vogel singen. Der Stolz, allein zu sein, begeisterte sie; sie fühlte sich in dem Maße größer werden, als sie sich vereinsamte.

Ihr Kleid streifte Blumen, während sie auf reizenden Pfaden zum Meer herabschritt. Dünenufer begrenzten es, rosenfarben vor Tagesanbruch, zu Gold verschmelzend am Mittag, violett in der Dämmerung. O diese

Dämmerung am ersten Tage des Träumens! Ihr Schatten auf dem Sande sagte ihr, daß sie allein war und daß ihr übriges Wesen nichts war als ein Phantom auf ihren Füßen, und diesem Schatten weihte sie gen Abend die Steine ihres Halsschmuckes, die sie ins Meer warf und die damit harmonischer zusammen klangen als Thränen. Ihr Halsband bestand aus drei Steinsorten; alle hatten ihren Wert und das Ganze war unschätzbar. Die ganze Nacht durch sah man einen Stern auf dem Meere, bis zum Morgen einen Stern auf dem Meere.

Aber ich hörte noch gespannter zu, als die Fremde mir erzählte und mich belehrte, wie die Faune und Satyre sie auszogen und nackt im Walde ließen. Ich begriff, daß jede ihrer Handlungen und Schicksale jeden meiner Gedanken verkörperten. Ich begriff, wie ich innerlich die Gleichnisse ihrer Abenteuer erlebt hatte. Aus ihnen war mir die Traurigkeit gekommen.

Die Satyre hatten sie vorerst tanzend umringt. Das hohe, blühende Gras verdeckte sie zur halben Höhe und ihre Tierhälfte trippelte herum dieweil ihre Hände Weintrauben und duftspendende Äpfel boten, aber ihre Hände waren bald kühner geworden.

Darauf hatte sie in der Irre gelebt, irgend welcher geheimnisvollen und verzweifelten Sorge hingegeben; nach einem Liebestrank war sie aus, der Seelen in das haarige Fleisch der bocksfüßigen Landstreicher hätte hauchen können. Mit ihren schwachen Händen hob sie ungeheure Steine hoch, aber statt eines Balsams oder Talismans fanden sich Kröten darunter, oder stehende Wasser, die dort schliefen; Schlangen glitten durch das trockene Laub, und Seeadler krochen aus Eiern aus, die sie den Pfauen oder Tauben zuschrieb; ein Giftkraut schoß auf, wo sie Eschenwurz vermutet hatte.

Mein Sohn, sagte mir Hermogenes, ich wußte endlich Ursprung und Wesen meiner Trübsal durch alles, was mir die Fremde gesagt hatte. Sie mußte zu mir kommen, damit ich durch sie hindurch Kenntnis von meinem Elend bekam. Sie war mir ungeheuerlich und wirr erschienen, dann fand ich sie ohne Maß, aber als ich besser zusah, erkannte ich, daß ich sie verdient hatte.

Man findet sich nicht wieder, wenn man sich einmal verlor, und die Liebe giebt uns uns selbst nicht wieder. Warum war ich nicht von den vorsichtigen Weisen, die in der Stadt mit einem Spiegel bewaffnet gingen, und versuchten allein zu sein, sich selbst gegenüber; denn man muß sich selbst gegenwärtig leben.

* * *

Dies war die Geschichte meines Meisters Hermogenes und seine Begegnung mit der Fremden. Er hatte dort sonderbare Stunden genommen, denn sein Geist war vernünftelnd, aber er liebte seine Gründe durch Gleichnisse lebendig zu machen. Vielleicht hatte er mich besser treffen wollen, indem er seiner Belehrung eine Fabel zu Grunde legte.

Seine Moral war geistvoll und sicher nicht fruchtlos gewesen, denn ich rief aus: Glücklich, wer wie Hermokrates sich auf seinem Lebenswege durch Vermittelung eines Traumes wiedertrifft, glücklicher, wer sich nie verlassen hat und wem die eigene Gegenwart die Welt ersetzt hat!

Die Nacht war gekommen, mein Pferd schritt auf den trockenen Blättern und stolperte über Stock und Stein. Ich wußte nicht, wie ich den Ausgang des Waldes finden sollte und suchte beim Sternenscheine durch die Bäume den Weg zum Morgen.

Gedichte von Richard Schaukal.

(Brünn.)

An die Träume.

Träume, goldene Träume,
Senkt euch leise und weilt —
Laßt mich die purpurnen Säume
Küssen, eh ihr enteilt!

Schmückte sie nicht vor Zeiten
Euch meine Phantasie
Mit den immer bereiten
Farben der Poesie?

Seid ihr dieselben geblieben,
Bleiche, flüchtige Schar?
Süß wie Lenzblütenstieben
Duftet noch euer Haar.

Grenzt die einst lächelnden Lippen
Scharf auch ein häßlicher Schnitt.
Sei's über zackichte Klippen,
Träume, nehmt mich noch mit!

Der Knabe, der Mann wird.

Gebt mir meine Ruhe wieder,
Meinen stillen Aehrengang,
Als in Kränze leichter Lieder
Ich mein kleines Tagleid schlang.

Jäh eröffnet sich die Weite,
Stumm und drohend liegt die Welt,
Und ich stocke, zaudre, schreite,
Wie von Spähern rings umstellt.

Gebt mir meine Ruhe wieder
Und das Glück des Parcival,
Eh er von der Mutter nieder
Staunend ritt ins laute Thal!

Die Ratgeber.

Und alle Kraft zu wünschen nahmen Sie:
Mit ihren alltagmüden Sinnen kamen Sie
Und rieten, rieten, und ihr Rat war Mord.

— — — — — — — — — — — — — —

Sie nahmen allen Flügelschmelz von meinem Wesen fort.

Und als ich mit gesenktem Blicke stand,
Nahm mich die Hoffnung nicht mehr an der Hand.

Sie flog ja längst in das andre Land
Jenseits der Zeit,
Zu dem ich einst in meinen Träumen die Wege fand.
O, das ist weit!

Elendigkeit.

Ich bin dem Leben ein armer Knecht.
Es hat mich niedergetreten.
Ich kann nicht glauben und beten.
Das Leben hat recht!

Tritt zu und tritt mir die Seel' entzwei.
Den Kampf hab ich aufgegeben.
Meine Sehnsucht kann mich nicht heben:
Ihre Schwingen sind nicht mehr frei.

Ich war ein Dichter: Ich habe gehofft.
Das Glück ist eine Canaille!
Ich kriegte sie nie um die Taille
Und sah sie doch so oft!

Auf allen Wegen.

Ich habe dich auf allen Wegen
Mit verdurstender Seele gesucht,
Da ich dich nirgend fand, hab' ich meiner Sehnsucht geflucht:
An alle Bäume an den durchwanderten Stegen
Wollt' ich, vom Haß gepeinigt, mein Beil verheerend legen:
So machtlos war ich über mich, so zorn-verrucht.

Da kam ein mildes Hauchen über mich,
Wie wenn der Frühlingswind im ahnenden Lande geht,
Wie Gottes Finger war's, der über meine Stirne strich,
Und dessen kühlen sanften Trost kein Sturm verweht.
Der wilde Grimm in meiner Brust verstarb, verblich,
Und meine Demut neigte tief sich im Gebet.

Unterm Kastanienbaum.

Unterm Kastanienbaum
Saß ich und sann.
War einst mein Tag wie ein Traum.
Aber das Träumen verrann.
Stand auf und hob die Brust.
Leben ist schwer!
Sagt immer nur: „Du mußt!"
Hört nie: „Ich kann nicht mehr."

An ein Mädchen.

Gieb dich nicht mit deinem Lächeln den Vielen,
Laß das laute, das Mit-den-Augen-Spielen!
Leg deine lieben Blicke auf meiner Hände Schwielen,
Die vom Ringen und Sehnen so blaß sind,
Und auf meine flehenden Augen, die vom Wachen im Monde naß sind!
O, wie deine Freundlichkeiten mir nach dem Herzen zielen,
In dem noch so viele blutige Narben vom Haß sind!

Traurige Mär.

Ich gab mein Herz einem blonden Kind.
Sie nahm's und lachte.
Ich wußte nicht, wie die Kinder sind,
Ich freute mich und dachte:
„Nun legt sie's zärtlich in den Schrein
Und wird es wahren."
Sie aber warf's in den Tag hinein.
Der Stundenwagen fuhr polternd drein:
Da ward es überfahren.

Der Narr.

Armer Narr deines bloßen
Herzens! Alle stoßen
Sie Schwerter des Rates hinein.
Nur nicht schrein!
Dankend dich neigen,
Schweigen,
Zu Pferde steigen
Und reiten, reiten in den Tag hinein!



Absturz.

Skizze von Anna Ritter.

(Frankenhausen.)

Ich sehe ein stilles Thal, über dem der Zauber des Frühlings liegt. Obstbäume tragen mit gespreizten Fingern eine duftige, rosige Blütenlast, über dem Bach nicken Vergißmeinnicht und unter den Hecken der Dorfgärten drängen sich die Veilchen.

Ein goldener Schein liegt über allem. Von den Bergen kommt er her, gleitet an lichtgrünen Buchenhängen nieder, huscht über gelbe Strohdächer und flachshaarige Kinderköpfe und wirft sich blinkend in den kühlen klaren See, der den Grund der Thalsohle deckt.

Am See stehen zwei, die haben sich lieb. Sie sind jung, haben sich lieb und sollen doch nicht zu einander kommen.

Ich weiß nicht, wie lange sie schon dort am Ufer stehen, in Schmerz, Händedrücken, Küssen und Weinen verloren, ich sehe sie erst in diesem Augenblick, da sie den Kopf heben, um einem der flimmernden Sonnenstrahlen zu folgen. Nicht in das Wasser hinein, sondern vom See aufwärts den Weg zurück, immer höher und höher.

Jetzt haben sie beide die Bergspitze im Auge, auf der die Wiege des Lichtes zu stehen scheint. Wie ein leuchtender Finger weist die sonnenbeglänzte Felswand in den Himmel. Sie können sich gar nicht satt trinken an all dem Glanz, und dann wenden sie doch das Haupt, schauen sich tief in die Augen und denken beide denselben großen, goldnen Gedanken: „Dort oben ist Freiheit!“

Als ein Morgenstrahl fällt er hinein in die dämmernde Sehnsucht ihrer Seele, und weil sie jung sind, wächst aus dem Gedanken die That — sie wollen hin, die Sonne, die Freiheit zu suchen.

Nun geht vom Thale ein Weg dort hinauf, den sie beide von Kind auf kennen, ein breiter, wohlgepflegter Weg, der in unzähligen Windungen zum Gipfel führt. Sie schütteln leise den Kopf — er lockt sie nicht! Es macht so müde, das langsame Wandern im Straßenstaub, und dann, ehe man ankommt, mag's Abend sein und die Sonne ist verschwunden.

Aber da ist ein anderer Pfad, der schroff vom Thalgrunde aufsteigt, ein selten betretener, gefahrvoller Pfad über Klippen und Schluchten.

Der Bursch schaut sie zweifelnd an: „Wird sie es können?“ Sie aber lacht in trotzigem Mut, sie hebt und senkt die festen runden Arme und blitzt ihn an: „Bin ich nicht jung?“

Da wird ihm froh zu Sinne. Schweigend schreitet er aus, er weiß,

sie wird folgen. Ganz allein will sie's wagen, sie traut sich's wohl zu. Braucht ja auch keiner zu wissen, daß sie zu einander gehören.

Bald ist er ihr weit voraus. Von Zeit zu Zeit hört sie seinen Juchzer von oben her, dann antwortet sie mit kurzem, jubelnden Schrei und setzt die Füße flinker.

Der Abstand zwischen ihnen wird größer, sie hört ihn nicht mehr. Sie kämpft mit der Mühsal des Weges.

Die Dornen zerren an ihrem Kleid, die spitzigen Steine zerschneiden ihre Schuhe, der Aufstieg benimmt ihr den Atem — sie achtet's nicht. Denn durch die Zweige bricht es in goldenem Licht: Dort oben ist Freiheit!

Sie sagt's sich vor wie ein Gebet.

Manchmal windet sich der Pfad aus dem Waldesdunkel ins Freie, dann schreckt sie zurück vor der gähnenden Tiefe und tastet sich mit bebenden Händen die Felswand entlang.

Vom Vorsprung einer Klippe aus sieht sie ihr Heimatdorf. Es liegt im Dämmerlicht, aus den Essen steigt ein bläulich feiner Rauch, und vom Turm klingt das müde, zitternde Stimmchen der Glocke: „Bim bim bim ..."

Da schlägt sie die Hände vors Gesicht und weint. Lange. Aber sie schämt sich ihrer Thränen und rafft sich auf — liebt sie ihn nicht?

Noch einmal taucht der Weg ins Dickicht, dann weichen die Bäume zur Seite, die letzte Strecke liegt vor ihr — die schwerste! Wie von Gigantenfaust geschleudert, türmen sich Felsblöcke vor ihr auf, steil und unzugänglich.

Plötzlich sieht sie ihn!

Auf der höchsten, freien Spitze sitzt er, das Haupt zur Sonne gewendet. Wie ein goldener Mantel wallt's um ihn her, die entblößte Brust atmet in tiefen, gesättigten Zügen, in den Augen flammt ein stolzes Licht.

Schön ist er und sieghaft und frei, wie Baldur, der Strahlende, selbst.

„Dort oben ist Freiheit." Mit blutenden Gliedern zieht sie sich empor am steilen Hang und greift nach der letzten Spitze.

Da blickt er sie an; mit lähmendem Entsetzen sieht sie, wie das Licht in seinen Augen erlischt. Sein Blick fährt über sie hin; er sieht das Kleid, das die Dornen zerfetzten, darunter die blutigen staubbedeckten Glieder — die große Liebe sieht er nicht.

Eine kalte, tödliche Starrheit kriecht ihr über den Leib und löst die Spannkraft der Muskeln. Die Finger, die den Fels umkrallen, öffnen sich, sie greift in die Luft, dann stürzt sie mit gellem Schrei nieder in die Tiefe.

„Bim bim bim" wimmert das Glöckchen im Thal.

Er aber steht, sieghaft und stolz in der Freiheit der Berge, und die Sonne küßt ihm den Scheitel.

Morgenritt.

Von Max von Holzing.
(Karlsruhe i. B.)

Wir mußten außen um das lange Dorf herumreiten, weil die Straßen drin ausgebessert wurden. Dabei sahen wir von hinten in die kleinen Gärten und Höfe hinein. Ein Mann mit verwildertem Haar spaltete hoch ausholend Wurzelknorren.

Die Sonne schien warm trotz der Frühe, und alles sah klar und hart aus, weil noch kein Grün an den Bäumen und auf dem gelben Ackerboden erschienen war.

Rechts blieb das Dorf. Links kam erst ein Bauplatz, wo die Bretter trocken in der Sonne lagen, dann der kleine Kirchhof des Ortes. Er war eingefaßt von einer kaum hüfthohen Mauer. Die obersten Steine daran lagen schräg, dachartig, und zwei viereckige rote Steinpfosten, nicht höher als die Mauer, hielten als Thür ein niedriges Eisengitter.

Auf dem linken Pfosten war mit Eisenschwärze unregelmäßig eine Jahreszahl geschrieben. Die Ziffern fingen ganz schwarz an und wurden dann rippig, wie der behauene Sandstein darunter, und verloren sich, wenn der Pinsel seine Farbe abgegeben hatte. Ebenso stand auf dem rechten Pfosten in zwei Zeilen: Der Eingang zur Ruhe.

Aus dem Dorf drang einiges Geräusch; zu sehen war niemand.

* * *

Durch diese Thür wurden die Dorfleute getragen, in deren steifen und etwas gekrümmten Gelenken ein im Leben nie ganz aufgelöster Rest von Müdigkeit zu haften scheint.

Die Frau mit braunen, dürren Armen; entstellt und ermattet durch Arbeit und Geburten. Der Mann, der den Rücken nicht mehr recht aufrichten, die Knie nicht ganz strecken kann.

* * *

Aber an einem frühen Morgen braucht er nicht mehr mutlos und stumpf die harten und beschmutzten Stiefel anzuthun, braucht nicht mehr in der Dämmerung den Wagen zu beladen, die Hacke zu schultern.

Der Mann mit dem schlaffen Gesicht liegt schwer in den Kissen. Seine Glieder haben sich endlich weit ausgestreckt, ganz gelöst zu langer Ruhe.

Die, die ihn hingetragen haben durch das eiserne Thürchen, sehen über die niedrige Mauer weg auf ihre Äcker, fühlen: Dies ist nun zu thun,

und jenes noch. Ziehen die Feierkleider aus und wenden sich mit hängenden Schultern zur Arbeit.

* * *

So ein Übrigbleibender, Müder hatte mit einem Restchen Eisenschwärze da hingeschrieben: Der Eingang zur Ruhe.

Im Auftrag wäre es schöner ausgeführt worden. Der Pfarrer hätte was frömmeres gewählt, als dieses: Vor allem Ruhe.

Aber Soldaten bieten sich im Kriege stoisch dem Tode dar, wenn die Müdigkeit sie so benimmt, daß sie alles einer ferneren Anstrengung vorziehen.

Nur für solche müde Soldaten heißt's: Eingang zur Ruhe.

Süßigkeit ohne Versprechungen. Für uns andere steht an der Thür des Kirchhofs: Abschnitt Deiner Pläne. Bescheide Dich. Nimm Abschied. Verschwinde. Ab mit Dir. Oder für die Gläubigen: Puppe Dich ein. Freue Dich. Es kommen noch Überraschungen. Auf Wiedersehen. —

Für diese hier aber ist's ein Sonntagsmorgen, ohne geweckt zu werden, einmal ausschlafen zu können. Ganz lang; ganz und gar. —

Die kurze Inschrift am Steinpfosten erscheint uns gerade so nüchtern und klar, und doch auch warm und freundlich, wie der Sonnenschein, der an jenem frühen Morgen im März auf der Gegend vor uns liegt. Es stimmt das alles zusammen. Wir reiten noch eine Zeit im Schritt am Rande des Dorfes weiter. Wir sehen den Lerchen zu, die flatternd, wie unsicher, aufsteigen, sich eine Weile jubilierend halten und plötzlich verstummend sich wie ein Stein in die Nähe ihres Nestes fallen lassen. Dicht über dem Boden breiten sie dann die Flügel aus, brechen die Gewalt des Falles zu einem anmutigen, kleinen schwungvollen Bogen und verschwinden leise, gewissermaßen versinkend, in den Furchen.



Deutsche Lyrik.

Im Nachtcafé.

Wie ich im Nachtcafé den Sorbet mische,
— Der Morgen zog schon dämmergrau heran —
Ruft mich ein Mädelchen vom Nebentische;
Ich fahr' empor und starr' sie fragend an ...

„Du, Kleiner, wenn ich ein Glas Münchner hätte ...“
Ich nickte nur, der Kellner flog herbei. —
„Du, Kleiner, gieb mir eine Cigarette!“
Ich sagte nichts und überreichte zwei.

„Du, Kleiner, komm, wir wollen Glühwein trinken!“
Glückselig schlürfte sie den Trank hinein.
Drei Kellner flogen jetzt nach ihren Winken;
Sie fragte gar nicht mehr, ob „ja“, ob „nein“!

Heut war sie an den rechten Mann geraten,
Und immer kühner schwoll ihr Appetit:
„Ein Schinkenbrötchen und noch eins mit Braten,
Und bringen's gleich noch einen Halben mit!“ —

Und hätte sie mich damals arm gegessen,
Ach, ihre Augen waren schuld daran;
Denn solche Augen hatte sie besessen,
Die meine Seele nicht vergessen kann ...

Berlin. Ludwig Jacobowski.

Im Tingeltangel.

Trommelton und Trompetentusch!
Aufrauscht die bemalte Gardine,
Und unten die flammenden Lichter, husch,
Hüpft sie mit lachender Miene.
Lachende Augen und lachender Mund,
Der Busen so zart und die Hüfte so rund,
Und wie sie sich neigt mit blonden Locken,
Quillt es herüber wie Blütenflocken
Von der kleinen Erika.

Es trillert und schillert ihr Couplet
Wie aus trunkenen Küssen geboren,
Doch aus dem Taumel ein heimliches Weh
Aeugelt wie traumverloren:
Um den Einen erglühe euer Blut,
Durch alle Pulse jage die Glut,
Um den Einen, der mich im Sturm erbeten
Und mir Sonne und Jugend und Gott zertreten,
Der kleinen Erika.

Und sie singt, und an ihrem Halse fein
Nicken die Perlenspitzen,
Und in die lockenden Klänge hinein
Die leuchtenden Augen blitzen.
Und wie sie herabwinkt mit schmeichelnder Hand,
Ihr Wink all die pochenden Schläfen spannt,
Tiefes Eratmen und fliegendes Flüstern,
Und jede Lippe kräuselt sich lüstern:
„Kleine Erika!“ —

Und die Lüfte, von lechzender Sehnsucht erfüllt,
In zitternder Schwüle sterben,
Nur die brennenden Wünsche unverhüllt
Stets freier und frecher werben.
Und ihr Füßchen stapft, und sie tänzelt hinaus,
Und im Beifallsdonner erdröhnt das Haus,
Und sie tänzelt, wie Falter um Rosen scherzen,
Über alle die zuckenden Herzen,
Die kleine Erika.

München. A. R. T. Tielo.

Sehnsucht.

Seit Du „Lebewohl“ gesagt,
Hat auf allen meinen Wegen
Nur das eine Wort gelegen:
Sehnsucht hat an mir genagt.

Sehnsucht stieg mit mir zu Roß,
Hängte sich an meinen Bügel,
Wenn ich mit verhängtem Zügel
Durch die Morgenwinde schoß.

Blieb bei mir bis in die Nacht —
Sehnsucht hielt mit schlanken Händen
Flammen über mir gleich hellen Bränden,
Als ich morgens aufgewacht.

Und sie hat sich schon geregt,
Als des Morgens Stimmen klangen,
Als, vom Tageskuß bewegt,
Nun die ersten Rosen sprangen.

Hat mich durch das Thor gedrängt,
Brach für Dich mit ihren Händen
Blüten schon an allen Enden,
Hat mir neuen Mut geschenkt.

Sehnsucht geht in buntem Kleid:
Heute düster, morgen heller;
Abends müde, Tages schneller,
Bringt sie Lust und tiefes Leid.

Hannover. A. Falkenberg.

Tristan.

Ein Siechenzimmer! — — Arzneigestank! —
Ich liege hart. Bin sterbenskrank. — —
Die Wärterin, die häßliche Alte,
Sorgt, daß mein Leben sie erhalte. — — —
— Bleib' mir mit deinem Trank vom Leib,
Du widerwärtiges, altes Weib;
Du gleichest, — willst du den Trank mir geben —,
Recht meinem öden, verlorenen Leben.
Das war so kalt und grau, wie du;
Und gab mir Gifttränke immerzu,
Und sagte, wie du, noch obendrein,
Es seien stärkende Arzenei'n. — — —
— Du gehst nicht? — Ich stoße dich vor die Brust! —
Und so stoß' ich fort mein Leben mit Lust,
Und sehne mich bebend, in tiefster Not,
Nach dem jungen, dem süßen, dem blühenden Tod. —
Und ist meine Sehnsucht so heiß und stark,
Und geht mir die Glut so wild durchs Mark,
Daß ich schaue in hehrer Gestaltung erstehn
Das Weib, das ich nimmer im Leben gesehn,
Das Weib, das ich immer im Leben geliebt,
Das der wunden Sehnsucht den Frieden giebt. — — —
— Und ich richte mich auf, so stark und wild, —
Und sie beugt sich nieder — sternenmild, —
Kein Schleier mag ihre Schöne hüten,
Ihre jungen Brüste sind keusch wie Blüten,
Ihr bebender Leib, so süß, so mild. — — —
Ich richte mich auf, so stark und wild, —

Ich hab' sie umarmt mit junger Kraft, — — —
Da sink' ich zurück, — — selig erschlafft, — —
Ich sinke und sinke ins flutende Grab,
Und die Hehre, die Holde sinkt mit mir hinab,
Süß und schwer sie über mich sinkt, — —
Durch die müde jauchzende Seele mir's klingt:
Jetzt spürst du, befreit von aller Not,
Den jungen, den süßen, den blühenden Tod.

Marburg a. d. L. — Edmund Brüll.

D' Liabe.

Se saget äls, d' Liabe
Dui sei gar so schea'.
Wonn i se nia kennt hätt,
Was wött i drum gea'.

Do sitz e, do be'—n—e
Jetzunder alloi',
Und wo's so'scht hot g'jublet,
Do druckt's wia a Schtoi'.

Do sitz e, do be'—n—e,
Verlasse und arm,
Und Ear hot a—n—And're,
A Reich're am Arm.

O! sind mit d'r Liabe
Miar jo doch fei' schtill,
Z' airscht kommt d'r Gealdbeut'l,
Und no kommt airscht 's G'fühl.

Ulm. — Wilhelm Unseld.

Erinnerung.

Oft will's wie eine Frage vor mich treten,
Ob du noch lebst, die in der Jugend Tagen
So frohbeglückt von mir den Ring getragen,
Als noch die hellen Locken uns umwehten.

Wie sehnsuchtsvoller Klang aus alten Sagen
Ergreift's mich dann, ich fühle durch mein Leben
Die Schatten früh'rer Zeiten seltsam schweben,
Und kaum kann ich der Sehnsucht Leid ertragen.

Wie eigen uns die Träume doch umweben!
Du bist ja alt, wie ich, und müde ist dein Schritt,
Und eine Welt mir fremd wird dich umgeben.

Und dennoch scheint es mir, du sehnst dich mit,
Aus deines Herzens jugendfrischem Beben
Erklänge, wie bei mir, ein Schmerz, den es erlitt!

Gr.-Lichterfelde. — Hermann Siegierschmidt.

Allein.

Der leise Windhauch trägt mich mit
In den verblaßten Ferneschein.
Mir ist bewußt, ich bin's allein,
Der diese roten Schollen tritt.
Nur was ich bin, durchrinnt mich heiß
Und was ich war — verrollter Schaum.

Still bin ich wie ein Meerestraum,
Der nichts vom Sturm der Nächte weiß.
Nun ist mir alles unbekannt.
Das Leben wandert stumm und fern.
Ich schreite durch das weite Land,
Ein Gott von einem fremden Stern.

München. Leo Greiner.

Die Wahrheit.

Von Curt von Leupoldt.

(Görlitz.)

I.

Gleich jungem Wachsen und Werden durchbrauste es allenthalben das Land, in dem schöne, kraftvolle Menschen ein frohes Dasein führten.

Jauchzend stürmte der Jüngling zum Kampfe hinaus in des Lebens Riesenpalästra; am grauen Altarsteine aber saßen beim Schein der Opferflamme die silberbärtigen Greise und tauschten edle Weisheitssprüche . . .

Einst nun, als der König im Triumphe heimkehrte von siegreichem Feldzuge, begab es sich, daß er hart am Wege ein Weib erblickte von wunderbarer Schönheit, welches bitterlich weinte.

Da trat er heran zu ihr und fragte:

„Wer bist Du?"

Sie erwiderte:

„Ich bin die Wahrheit."

„Und warum weinst Du?"

„Um mein eigenes Schicksal weine ich und das der geliebten Mutter; um die Menschheit, die mich gebar," war des Weibes traurige Antwort.

Da reckte sich stolz des Herrschers Riesengestalt im Sattel, und zuversichtlichen Auges schaute er auf die blühenden Scharen, die ihn geleiteten. — —

II.

Auch heute wieder war ich auf meinem Spaziergange in den Stadtteil geraten, in welchem Not und Elend ihre grauen Buden besonders zahlreich

aufgeschlagen hatten. Aber nicht wie sonst achtete ich diesmal meiner Umgebung, sondern ging nachdenklich des Weges. Mich beschäftigte ein Gespräch, das ich gestern mit einigen Bekannten gepflogen, und das die neuesten spiritistischen Versuche zum Gegenstand hatte.

Doch als ich gerade im besten Überlegen war, bemächtigte sich meiner eine unangenehme, störende Empfindung: es kam mir vor, als beobachtete mich jemand, so daß ich stehen blieb und die Augen aufschlug.

Und wirklich, wenige Schritte entfernt stand eine alte, schmutzig gekleidete Frau, die mit stechenden Augen nach mir hin starrte. Ein Frösteln ging über meinen Leib, und ich war eben im Begriff, mich von der unerquicklichen Erscheinung abzuwenden, als die Alte herantrat und mir das Wort zuraunte:

„Komm' mit! Die Geister der Toten will ich Dir zeigen."

Überrascht — wie konnte jene meine geheimsten Gedanken erraten? — folgte ich und gelangte schließlich in einem spärlich erleuchteten Zimmer an, das mit alten, wurmstichigen Möbeln ausgestattet war. Pochenden Herzens blieb ich stehen und wartete der Dinge, welche kommen sollten.

„Es ist schon so, wie ich vorhin sagte," meinte das Weib, „die Geister der Toten kommen auf mein Geheiß; sie — und der Geist der Lebenden."

„Der Lebenden?" fragte ich erstaunt. „Wie meinst Du das?"

„Du sollst es sehen. Nenne mir einen Menschen, den Du am Leben weißt."

„So zeige mir Paul, meinen genialen Studiengenossen."

„Blick hin."

Wahrhaftig, dort tauchte das altbekannte Gesicht des Jugendfreundes empor. Aber in welchem Aufzuge trat er vor mich hin. Er, der sich zum Heiland der Jahrhunderte berufen glaubte, der gar Großes den Menschen geben, eine strahlende Sonne ihnen sein wollte — selbst wenn das Martyrium als Lohn ihm winkte! . . . Dort stand er: in weiten Hosen und Schnabelschuhen, die Rose im Knopfloch, das Monocle im Auge, auf dem Haupte — die Dornenkrone und rief mit selbstbewußtem, blöden Lächeln:

„Wachsstreichhölzer, Wachsstreichhölzer . . . brennen fünf Minuten!"

Noch ehe ich eine Silbe reden konnte, rief mir schnell die Alte zu:

„Vergiß nicht, daß ich versprach, den Geist der Lebenden zu beschwören, frei von allem Beiwerk, gutem und bösem, mit dem die Welt sie umgiebt und — der eigene Wahn."

Ich schüttelte den Kopf.

Nach einer Weile fiel es mir ein, den Grafen Höhnau zu verlangen. Er war die einflußreichste Persönlichkeit im Lande und präsentierte seine hohe, elegante Gestalt mit vieler Würde.

An Stelle des Erwarteten trat ein kleines, verschrumpftes Männlein; dort, wo andere einen Schädel tragen, schmückte ihn eine gewaltige, hohle Glaskugel, auf deren Miniature die Bilder seiner Ahnen prangten.

Die Kleidung war reich gestickt und mit vielen Orden verziert.

Auf diese wies ich:

„Ist das etwa nicht Beiwerk, das die Menschen ihm gaben?"

Sie antwortete:

„Sieh ihn an und sage selbst, wem der Flitter besser stehen könnte."

— —

Noch viele ließ ich kommen, darunter auch Männer der Vorzeit, Helden der Geschichte und der Kunst; aber alle, alle waren anders, als ich sie geglaubt. Wohl sah ich manchen Apolloleib, der auf krummen Beinen ruhte; wohl erschien manch' erntes, blasses Antlitz, umrahmt vom Heiligenscheine — am Halse aber saßen ekelhafte Geschwüre.

Ich war erschüttert und betäubt.

Doch zu einer Frage noch raffte ich mich auf und sagte bebend:

„Rufe Frida."

Da blitzte durch rotbraunen Schleier ein freches Auge nach mir hin, und das widerliche Lächeln der Dirne umspielte zwei schmale, blasse Lippen.

„Du lügst, verfluchtes Weib," brüllte ich wütend. „Wer gab Dir das Recht, Heilige zu begeifern und die Wahrheit zu schänden. Wer bist Du überhaupt?"

„Die Wahrheit," kreischte die schwindsüchtige Alte, hustete und spie in die Ecke . . . .



Meine Gedanken.

Von Multatuli.

Triumph des Rechts? Das ist ein Traum von guten Kindern! Eine Erinnerung aus den Lesebüchern unserer Jugendzeit, worin auf der letzten Seite das bravste Jüngelchen allemal am besten davon kommt. Höchstens ist es eine Künstlertheorie, die das Liefern von „Befriedigung" vorschreibt, im fünften Akt vom Drama.

*

Das Wort „Mensch" ist aus gleicher Familie wie das lateinische „mens", d. h. Verstand. Wir finden den gemeinschaftlichen Stammvater im sanskritischen „man", d. h. denken. Aber ich bin der Meinung, daß die Grundbedeutung wohl etwas in den Hintergrund geraten ist.

*

Der Unglückliche, der nie seine eigenen Kleider bürstete, kennt das Leben nicht.

*

Wer nicht mehr giebt, als er empfing, ist eine Null, und that mit seinem Geborenwerden ein unnütz Werk.

*

Propheten machten Schule, doch keine Prophetenschule brachte Seher hervor.

*

Mut, sich selbst einer Verkehrtheit zu beschuldigen, die allgemeine Verbreitung hat, ist sehr gewöhnlich. Doch seltener ist der Mut, sich selbst zu loben.

*

Nur ein Weg führt gen Himmel: Golgatha! Wer auf anderem Wege hingelangen will, ist ein infamer Schmuggler.

*

Sprichwörter fassen die Weisheit der Völker in sich ... ei nun, warum machen Professoren keine Sprichwörter?

*

Kein Gegenstand kann hell aus einem verhangenen Spiegel zurückstrahlen. Eine verdorbene Menschenseele ist dichterischer Lebensauffassung nicht fähig.

*

Vielleicht ist nichts ganz wahr — und selbst das nicht!

*

Glaube oder beuge dich, oder verwirf und steh aufrecht. Naive kindliche Unwahrheit — zuweilen ja erhaben — ist dann und wann in der Poesie zu dulden. Doch $2 \times 2 = 5$ wird ein Greuel bleiben, solange 2×2 nicht mehr und nicht minder ist denn vier. Ein Kind, das, auf seines Vaters Glaubwürdigkeit bauend, dem Fabelwesen Glauben schenkt, kann liebenswürdig in seinem Wahne sein. Doch der aufgeschossene Junge, der einen Rock trägt wie Papa ... der raucht, trinkt, flucht wie Papa ... Latein versteht und über Physica mitspricht wie Papa ... der bei alledem bange ist vor Wehrwolf und Gespenstern ... so ein Lümmel ist unerträglich!

*

Ach, nichts ist vollkommen — selbst die Lüge nicht.

*

Wer zufrieden ist mit seiner Arbeit, hat Ursache zur Unzufriedenheit über seine Zufriedenheit.

*

Noch niemals habe ich jemanden gesehen, der sich aufrichtig über einen Mangel an Herz, an Ideen oder an Erfahrung beklagt hätte.

*

Oft liegt Traurigkeit im Spott, und die Lanzette der Satire verwundet nicht nach außen, bevor sie das eigene Herz tief verletzte, in dem die Satire geboren wurde. Ja, wo das Herz gut ist, muß erst viel gelitten sein und lang getragen, ehe diese letzte, doch schärfste Waffe sich gegen den auswendigen Feind kehrt.

*

Der heftigste Ausdruck von Schmerz ist Sarkasmus.

*

Ein Reiter fiel vom Pferde, und seit dieser Zeit nannte sich jeder, der vom Pferde fiel, einen Reiter.

*

Niemand schätzt hoch genug, was er sein kann. Niemand niedrig genug, was er ist.

*

Es gehört oft mehr Mut dazu, Kleinigkeiten anzutasten, als große Verkehrtheiten zu bekämpfen. Die kleinen Dinge haben mehr Anhänger.

*

Wer niedrig von sich selbst spricht, wird böse, wenn ihr ihm glaubt, und wütend, wenn ihr ihm nachsprecht, was er sagt.

*

Es giebt nur ein Mysterium: das Sein. Alles übrige folgt von selbst aus den Eigenschaften des Seins. Und dieses Mysterium ist noch nicht so tief, als es das Gegenteil sein würde. Denk' nur einmal nach über die Widersinnigkeit des Nichtseins.

*

Meint man, daß es die Mühe nicht belohnen werde, Kinder zu fragen, was am Unterricht mangelt?

*

Ein Kind greift aus Unkunde nach den Sternen. Prometheus durfte himmlisches Feuer anfassen aus Bewußtsein seiner Kraft. Vielleicht hatte Jesus so etwas im Auge, als er mit seinem „denn ihrer ist das Himmelreich!" diese beiden aufs äußerste von einander Entfernten zusammenfassen zu wollen schien. Von ihm selbst ist schwer zu erklären, ob er mehr Kind oder mehr Genie war. Sehr oft strahlt das Bewußtsein der Höhe, auf der er stand, aus seinen Aussprüchen. Doch nicht immer. Und selbst dies spricht für seine Aufrichtigkeit, denn Vollkommenheit ist Lüge.

*

Es giebt wenig Bücher, aus denen man nicht lernen könnte, wie man nicht schreiben soll.

*

Man liest schlecht in Ländern, wo jeder lesen kann.

*

Jemand, der vorgiebt, er könne auf dem Gebiete der Kunst etwas leisten, muß sich nicht damit aufhalten, nach Quellen zu suchen; er selbst muß Quelle sein. Eine tüchtige Amme saugt nicht, sie säugt!

*

Was erfüllte bei den Griechen die Rolle, die bei uns die Klassik spielt? Sollten sie ihren Rang als Vorgänger vielleicht gerade dem Umstande zu danken haben, daß sie sich keine Vorgänger als Beispiele wählten, und also wohl gezwungen waren, sie selbst zu sein?

*

Wer euch Selbsterniedrigung als Tugend anpreist, ist ein Betrüger!

*

Der Fehler von Anfängern besteht im Übertreiben. Sehr natürlich. Der Meister, der sich seiner Sache sicher ist, läßt sich nicht durch die Angst vor dem Mißglücken am

Ziel vorbei treiben. Er strebt nicht mehr und nicht minder als nötig ist und findet seinen Triumph in Korrektheit der Zeichnung. Der Neuling aber, in der Furcht, daß er das Ziel nicht erreiche, strebt ihm vorbei. So verleitet das Bewußtsein der Schwäche zum Mißbrauch von Kraft.

*

Die Tugend verschwand nach dem Reden über die Tugend, sowie die Stille verschwindet durch Silentiumrufe.

*

Das Diensinehmen unter der Mehrheit verspricht eine angenehme Laufbahn. Alle Kirchhöfe liegen voll nützlichen Bürgern, braven Ehegenossen, treuen Frauen, liebenden Müttern und gehorsamen Kindern, die es in den Gliedern dieser Armee bis zum Marschall brachten, ohne sich irgendwie mit dem aufreibenden Felddienst des freien Forschens auf dem Gebiete der Sittlichkeit abgemüht zu haben. Sie thaten, was die Mehrzahl that.

*

Ich gebe — wenn auch mit einiger Überwindung — die Möglichkeit zu, daß ein fühlender Mensch zugleich Schlächter oder Scharfrichter sein kann, doch es bleibt eine Wahrheit, daß jemand, der ungenötigt seinen Unterhalt in groben oder nichtigen Geschäften sucht, einen niedrigen Standpunkt zu erkennen giebt.

Aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr.



Wilhelm Mauke.

Eine biographisch-kritische Würdigung von Ludwig Schiedermair.

(München.)

Neuartiges, originelles Schaffen stößt bei den Zeitgenossen fast immer auf Widerwillen, Hohnlächeln und Entgegentreten. Man will eben in den alten Bahnen getreu verharren, ohne zu bedenken, daß jeder Fortschritt in der Kunst wie im täglichen Leben durch Reformen und anders geartete Gedanken erkämpft werden muß. So kam es, daß unsere großen Meister der Tonkunst, ein Sebastian Bach, Haydn, Mozart auf der einen, ein Beethoven, Wagner, Liszt auf der andern Seite darunter, daß sie ihrer Zeit beträchtlich vorauseilten, viel zu leiden hatten. Trotzdem man in neuester Zeit so mancherlei von Toleranz und anderen Dingen zu hören bekam, war es auch Peter Cornelius z. B. nicht vergönnt, zu Lebzeiten eine achtunggebietende Stellung als Komponist zu erringen, überhaupt Anerkennung bei der breiten Schichte des Publikums zu finden. Man

könnte vielleicht einwenden, daß seine Opern erst mit dem Aufschwung und der Begeisterung für Richard Wagners Dramen ins rechte Licht gestellt werden konnten; warum aber ließ man dann seine herrlichen Lieder, die auch vordem ihre Wirkung nicht verfehlen konnten, unbeachtet. Fast will es mir scheinen, als ginge es einem unserer zeitgenössischen Tonsetzer in ähnlicher Weise. Es ist **Wilhelm Mauke**, der mit Cornelius manches gemein hat und dem diese Zeilen mehr Wertschätzung erbringen mögen. Wilhelm Mauke ist am 25. Februar 1867 in Hamburg geboren, absolvierte das Gymnasium zu Leipzig, bezog dann die Münchener Universität, um Medizin zu studieren, schwenkte aber nach sechs Semestern um und warf sich seiner von jeher geliebten Frau Musika in die Arme. Seine kompositorischen Studien machte Mauke bei dem trefflichen Komponisten Hans Huber in Basel und bei Meister Rheinberger in München. Wilhelm Mauke ist ein geborener Lyriker. Seine Diktion, der gleich der Cornelius' eine blühende Phantasie zur Seite steht, erreicht stets da, wo es sich um einen Gefühlserguß handelt, eine außergewöhnliche Höhe, der auch sein Streben nach Dramatik zurückstehen muß. Freilich vom Standpunkt der Schubert-Franz'schen Liedkonzeption können Maukes „moderne Lieder“*) nicht gutgeheißen werden. Das streng Liedmäßige, wodurch uns jedes Lied gleichsam als Stimmungsbildchen mit einem herzigen Milieu erscheint,



*) Dieselben sind erschienen in den Verlagshandlungen: Alfr. Schmid Nachf., München; H. vom Ende, Köln; Challier & Co., Berlin.
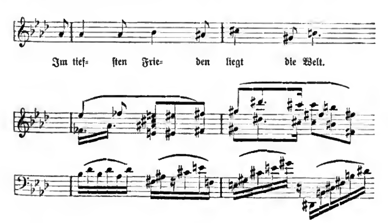
das ist bei Mauke verloren gegangen. Mit dem Pinselstrich eines modernen Sezessionisten wirft er uns Gemälde hin, stets bedacht auf wirksame Kontraste und kraftvollen Ausdruck. Mauke ist eben „Ausdrucksmusiker im Liszt-Wagner'schen Sinne". Das Erfassen der Gesamtstimmung, das Eingehen auf die einzelnen Hauptmomente der Dichtung, Sprachgesang und dramatischer Aufbau, alles auf der Grundlage einer polyphonen Begleitung, der wohl das Wagner'sche Orchester vorgeschwebt sein mag, das sind Maukes Endziele. Und hierin berührt er sich mit den anderen Führern des modernen Liedes, mit Richard Strauß, Alexander Ritter, Hugo Wolf. Und doch wäre es unrichtig, Mauke mit diesen unter einen Hut bringen zu wollen. Der Künstler geht in seinem Schaffen nicht immer weiter, von einem Stein zum andern, bis endlich zur Felsenspitze, von der nicht mehr weit zum jähen Absturz ist, er steigert die musikalische Sprache nicht zum rein „Philosophischen", Verstandesmäßigen, dem die Unverständlichkeit nicht ferne ist, sondern er kehrt — hier wiederum in den Fußspuren Cornelius' — immer mehr zur Natur, zum Natürlichen zurück, ohne deswegen seinen Grundsätzen untreu zu werden. Man vergleiche zu diesem Zwecke nur op. 17 mit op. 27. Welche Gegensätze trotz Beibehaltung der gleichen Grundideen. Allerdings ist es eine andere Frage, ob diese die allein richtigen sind. Das wird wohl erst die Zukunft zu entscheiden haben. Jedenfalls aber ist es recht und billig, sich Maukes moderne Gesänge anzusehen, sich in sie hineinzuleben und dann erst zu urteilen, nicht nach dem Rezepte gewisser Leute und Fachgenossen eine Kritik zu fällen, welche die völlige Unkenntnis ersehen läßt.

Und damit bin ich angelangt, einiges über Maukes Liedschaffen zu sagen. Nicht sogleich gelang es ihm, das richtige Fahrwasser zu finden. Auch er mußte, wie eben jeder Komponist, zuerst eine Jugendperiode durchmachen, in der die Freude an der errungenen Form, am fröhlichen „Drauflosmusizieren" die charakteristische Färbung giebt. So trat, strenggenommen, erst in op. 14 das Mauke'sche Schaffen in ein Stadium, das für die Weiterentwicklung etwas Neues und Wertvolles verhieß, wenngleich schon die vier Lieder (op. 12) als günstige Vorstudien zu betrachten sind.

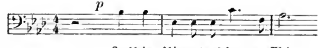
In op. 14 stimmt der Tondichter in dem Gesang „Im Wind" eine hehre Klage von tiefster Empfindung an, während „Nachtstück" und „Herbst" viel zu ertlügelt erscheinen. Man merkt noch das unsichere Umhertasten, das Suchen nach einem festen Stützpunkt. Einen Fortschritt enthält schon op. 15, wenn ich auch für die Vertonung des Liliencron'schen „Aus einem Raubzuge" nicht eintreten möchte. Hierin, wie in „Schöne Junitage", finden sich schon die ersten Ansätze zu Maukes später so kongenial erfaßten Naturschilderungen (s. Seite 9, Mitte), leiden aber noch unter den Ein-
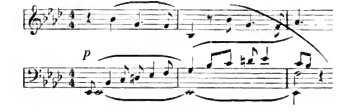
drücken umfassender Tristanstudien. Von jetzt ab ist auch der Einfluß Richard Strauß' zu erkennen. Mit op. 17 und 19 beginnt so eigentlich die Sturm- und Drangperiode des Münchener Künstlers. Ein frisches Zugreifen in den Born fast unerschöpflicher Phantasie, eine helle Freude am Vertonen der musikalisch ungünstigsten Texte tritt uns da entgegen, von dem Streben, eigene Gedanken in eigenem Kleide vorzuführen, durchtränkt. „Der Fährmann" enthält neben Stellen wahren Wohllauts manches aufdringlich Gesuchte, wie denn auch in der „Danaide" das Streben nach Dramatik stark auf Kosten des Melos zu stehen kommt. Weit abgeklärter erscheint Mauke in „Jeanette" aus op. 23. Dieses lustige Liedlein aus Bierbaums „Studentenbeichten" findet eine wahrhaft köstliche Vertonung. Echt deutscher Humor sprudelt hervor, von einer reizvollen Klavierbegleitung, die allerdings auch eine ungemeine Zartheit des Spielers erfordert, umrankt.

Jetzt veröffentlichte Mauke op. 25, und damit sind wir bei einer Reihe von Gesängen angelangt, in denen sich Wollen und Können zum ersten Male vollständig deckt, in denen ein echter Mauke vor uns steht. Diese Gesänge sollte jeder Berufssänger kennen, dem es um ernste Musik zu thun ist und dessen Ideal nicht im kläglichen Virtuosentum besteht. Aus op. 25 ist „Hochsommernacht" und „Hagen" hervorzuheben. Im ersteren bietet Mauke eine herrliche Naturschilderung, die in der Stelle „Im tiefsten Frieden liegt die Welt":
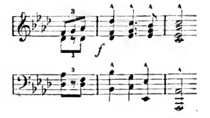


ihren Höhepunkt, und im „Hagen" in der lyrischen Partie „Lorchheim schimmert noch fern am Rhein":
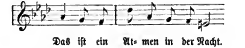




ihr Gegenstück findet. Ich muß hier wiederholt betonen, daß Mauke Naturschilderungen mit wunderbarer Einfachheit und Klarheit auszumalen versteht; kein unrichtiger Accent stört die Stimmung, alles ist fein abgetönt. „Hagen" ist vom dramatischen Standpunkt aufgefaßt und fesselt durch die geschickte Verflechtung seiner Motive. Von diesen dürfte das markige Hagenmotiv:



das prägnanteste sein. Hier böte sich Gesangskünstlern ein weites Feld für ihre Charakterisierungskunst. Doch kaum hatte sich Mauke der Ballade genähert, da nimmt ihn schon wieder der magnetische Zauber der Natur in seine Fesseln. Und dieser Zauber offenbart sich in dem von nahezu südländischer Glut erfüllten „Das ist ein Atmen in der Nacht" aus op. 27 mit seinem schönen Hauptthema:



(In der Begleitung von Arpeggien getragen.)

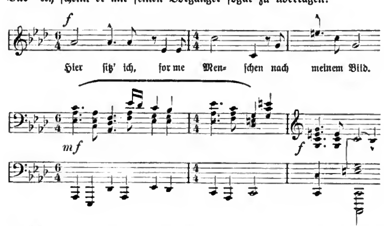
dann in dem allerliebsten „Rosen" und dem stimmungskräftigen „Auf den Höhen". Gerade diese Gesänge sind für die eine Seite des Künstlers so recht bezeichnend.

Ein ganz anderes Leben pulsiert in op. 29. Während vorher das poetische Empfinden von dem musikalischen aufgesogen wurde, versucht es Mauke jetzt, Poesie und Musik auf gleiche Höhe zu bringen. Und dies gelingt ihm. „Du" darf ich wohl als den einen Höhepunkt hinstellen. Es ist ein Liebesidyll von überwältigender Tonsprache; eine außergewöhnliche Zartheit, die von seinen harmonischen Wendungen getragen wird, durchweht die sinnigen Verse, kein pathetischer Ton erdrückt oder verwischt die dichterische Konzeption. Auf gleicher Höhe stehen die „Genossen" mit ihrer rhythmischen Bestimmtheit, während im „Abendregen" sich Mauke in der Stimmung wiederholt. Es ist dies einem Komponisten nicht zu verargen, wenn er Töne für bestimmte Vorgänge, die er nun einmal mit besonderer Eigentümlichkeit auszudrücken versteht, gerne wiederbringt. Ähnlich geht es Mauke mit „Er liebt mich" aus op. 30, das in der Stimmung an „Du" erinnert, und erst am Schlusse eine neue tiefempfundene Stelle bringt.

Diese letzteren Gesänge (op. 29 und 30) scheinen mir nicht so für den Konzertsaal geignet, als für die Familie. Es ist in ihnen so viel Durchdachtes und Feinsinniges, daß die Gefahr nahe liegt, im Konzertsaal möchte manches eine Vergröberung erfahren. Und das wäre für diese Gebilde wahrhaft schade! Freilich, so lange Sänger wie Eugen Gura die Vermittlerrolle von Tondichter und Publikum übernehmen, wäre es nicht so schlecht bestellt. Aber gewöhnlich stellen sich unsere Gesangsgrößen auf den hohen Kothurn und ignorieren unsere Schaffungsperiode, wie es denn auch Sitte zu werden scheint, deutsche Komponisten erst nach dem Tode zum Worte kommen zu lassen. Für ausländische Tonsetzer giebt es bei diesen Ausnahmen. Man singt die seichtesten Lieder eines Mascagni eben viel lieber, als die wertvollen eines Mauke, eine Thatsache, die viel zu denken giebt.

Merkwürdig ist es, wie Mauke doch immer wieder zum Balladenstil zurückgreift, gleichsam als wollte er eine dramatisch belebte Scene an uns vorüberziehen lassen. Was in „Aus einem Raubzuge" und „Hagen" noch verschwommen und unklar zum Ausdruck kam, das findet in „Ganymed" und „Prometheus" (op. 33) seine Vervollkommnung. Dieses „Goethe-heft" möchte ich im Gegensatz zu „Du" (op. 29) als den anderen Höhepunkt hinstellen. Nur wer selbst kompositorisch thätig ist, weiß, was es heißt, diese Goethe'schen Verse, die kein geringerer als Schubert bereits so genial zu vertonen wußte, musikalisch wieder neu zu beleben. Es läge nahe, einen Vergleich anzustellen, den jedoch Mauke mit Ehren eingehen könnte.

In der gewaltigen Schlußstelle: „Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bild" 2c., scheint er mir seinen Vorgänger sogar zu überragen:



Außer diesen veröffentlichten Werken hat Mauke noch eine stattliche Anzahl Lieder und symphonische Tondichtungen in seinen Kästen verschlossen. Und damit bin ich zu des Künstlers Orchesterwerken gekommen. Daß der moderne Apparat in Form und Klangwirkung, kurz unsere seit Wagner so erheblich gesteigerte Technik Mauke zu Gebote steht, ist nicht zu verwundern. Es war kein übler Einfall, auf die Idee des Stuck'schen Bildes „Sphinx" näher einzugehen und sie in Tönen auszudrücken. So entstand die Tondichtung „Sphinx", op. 22. Dieses Werk ist gleichsam der Grenzstein zwischen einer überschäumenden Sturmperiode und einer aufdämmernden Abklärungszeit, wie es denn auch das Liedschaffen in zwei scharf abgekantete Welten teilt. Leider wurde das Werk bis jetzt in München und anderen Orten nur in der Bearbeitung für zwei Klaviere (von Jos. Schmid) aufgeführt, ein Notbehelf, der recht charakteristisch für unsere Orchestervereinigungen ist. Übrigens möchte ich nur an das Liebesthema mit seinem goldsonnigen Melos erinnern, um wenigstens eine der Schönheiten hervorzuheben. Für großes Orchester ist ferner noch entstanden ein symphonischer Cyklus in drei Teilen (op. 28): 1. das Chaos — der Garten im Eden; 2. Adam und Eva; 3. Kain und Abel — die Sintflut. Hoffentlich werden glanzvolle Aufführungen mir die Gelegenheit geben, diese Konzeptionen näher zu beleuchten. Auch für Klavier war Mauke thätig. „Drei Erlebnisse in Tönen" (op. 26) bilden die Belege, von denen „am Grabe eines heimgegangenen Künstlers" das tiefempfundendste und „Liebesnacht" das interessanteste ist.

Ein nicht zu unterschätzendes Moment für Maukes Beurteilung ist seine umfassende wissenschaftliche Bildung.*) Diese, auf den gymnasialidealen Errungenschaften aufbauend, ist für den modernen Musiker heutzutage fast zur Notwendigkeit**) geworden. Dadurch wurde unser Komponist in den Stand gesetzt, sich an durchgeistigte Texte zu machen, nicht mit Backfischpoesie vorlieb nehmen zu müssen. Auch gewinnt der Verstand bei aller Freiheit der Inspirationen doch nie die Oberhand. Rabiat-bizarre Tollheiten, wie wir sie bei sogenannten „modernen" Komponisten des öfteren begegnen, lassen sich daher bei Mauke keineswegs nachweisen. Freilich wird Mauke wegen seiner „Hypermodernität" heftig verlästert. Nun gut, jeder seine eigene Ansicht, aber „Ungeschicklichkeiten" sollen sich in solchen „eigenen Ansichten" nicht finden. Wie kann man bei Mauke von Wagner'schen Reminiscenzen sprechen. Allerdings finden sich Stellen (halbe und ganze Takte), die Wagner'scher Faktur sind; aber diese haben sich überhaupt in die moderne Musik eingebürgert, wie eine Goethe'sche Satzwendung in die deutsche Sprache. Solche Dinge Wagners sind eben in die heutige Technik übergegangen. Technische Kniffe sind aber lange noch nicht Anlehnungen, Nachempfindungen und Reminiscenzen. Solche giebt es nur in der Stimmung. Daß bei neuzeitlichen Opern Tristan- und Parsivalstimmungen in der Musik nur zu oft heraufbeschworen werden, ist zweifellos. Daß sich aber Stimmungsreminiscenzen bei Mauke fänden, ist unrichtig. Und gerade dieses Schöpfen aus Eigenem ist für den modernen Musiker die Existenzfrage.

Es wäre nur recht und billig, wenn die musikliebenden Kreise sich des Münchener Künstlers annehmen würden. Mauke steht jetzt in der Vollkraft künstlerischen Schaffens; wer weiß, ob nicht allzu langes Verkennen die Stimme des Sängers verstummen würde. In Wien, Berlin und München besitzt ja Mauke bereits eine verständige Gemeinde; möge diese sich auch auf andere Musikzentren ausdehnen. Ein echt deutscher Künstler fände da die gebührende Anerkennung.

*) Mauke hat auch als Schriftsteller und Ästhetiker Beachtenswertes geleistet.

**) Näheres findet der Leser in meinem Artikel: „Der Musikunterricht an den Mittelschulen." (Akadem. Mitteilungen: Nr. 9. III. Jahrgang. Hannover.)



Lyrik des Auslandes.

Der Gipfel.

(Fernand Khnopff.)

Hoch auf, ein niederschmetternd starr Gebilde,
Steigt an der Gipfel; stolz und unbewegt
Sieht er den Strom der Zeit bald kaum erregt,
Bald wie den Schlangenknäul am Aegisschilde.

Ob rot der Himmel glüht, Gewölk sich ballt
In weißen Massen, ob des Mittags Macht,
Ob Abendgold sich zeigt in blutiger Pracht,
Und trübe Dämmerung: stets bleibt er kalt.

Vom Scheine nur der prunkenden Gestirne,
Die endlos kreisen, hellt sich auf die Firne
Des majestätischen Baus in weißer Seide.

Doch wieder, geht im Schimmer matt zur Ruh',
Steht schwarz der Fels in schneeig reinem Kleide —
O blickt' ich eisig, unbewegt wie du!

Berlin. Aus dem Französischen von Fr. v. Oppeln-Bronikowski.

Das Kätzchen.

(Paul Verlaine.)

Sie spielte mit ihrem Kätzchen,
Und ihre weiße Hand
Seltsam mit dem weißen Tätzchen
Im Dämmer sich verband.

Es barg — o du süßes Frätzchen! —
Unterm schwarzseidigen Gewand
Seine Mörderkrallen das Schätzchen,
Haarscharf wie ein Messerrand.

Der andern schien's zu gefallen.
Auch sie zeigt nicht die Krallen.
Den Teufel ergötzt das sehr.

Im Gemach, wo plötzlich fein Lachen
Jach aufschrillt irgendwoher,
Vier Punkte sich phosphorn entfachen.

Köln a. Rh. Aus dem Französischen von Otto Reuter.

Meerfrau.

(Jens Peter Jacobsen.)

Dunkle Schatten unter nachtschwarzem
Haar;
Es blitzt das wildflammende Augenpaar
Strahlend und wunderbar.
Über die Schultern, die marmorgleichen,
Atmende Lüfte mit zitternden, weichen,
Hauchenden Zügen streichen.
Der wogende Busen, von Lust besiegt,
Schneeweiß an die dunkle Küste geschmiegt,
Schweigend sich wiegt. —
Ach, wenn sie sänge!
Wenn schmelzend erklänge
Bethörend und bang
Der singende, sagende,
Liebeslustklagende
Meerweibgesang.

Kiel. Aus dem Dänischen von Wilhelm Lobsien.

Reue.

(Volkslied.)

Heut' wusch ich in der Quelle
Mir meine Händlein ab,
Die alte dicke Eiche
Mir Laub zum Handtuch gab.

Hoch oben in den Zweigen
Da sang die Nachtigall,
Die hat ein fröhlich Herze,
Drum singt sie frohen Schall.

Mein Herze, das ist traurig,
Mein Schatz thät mich verlân,
Dieweil ein Rosenknösplein
Ich ihm nit wollte lân.

Nun wollt' ich, daß das Röslein
Am Stock noch säße fest,
Und daß der Stock des Röslein
Niemals gepflanzt gewest.

Und daß, der ihn gepflanzet,
Wohl nie geboren wär,
Und daß mein Schatz, der Peter,
Mich liebte, wie vorher.

Hardenberg (Hann.). Aus dem Franz. von Kuno Graf Hardenberg.

Das Kind.

Novelette von Julius Konstantin von Hößlin.

(Athen.)

I.

Sie stand seit einer halben Stunde an der verabredeten Ecke und wartete; aber er kam nicht. Es war das zweite Mal schon.

Gewiß hatte er eine andere wieder gefunden!

Aber sie läßt nicht mit sich spielen! Glaubt denn der gnädige Herr, daß er nur zu befehlen hat, und alles geschehen muß wie er will; glaubt

er, daß man seine Sklavin ist? O! Pardon! Heute hat sie gerade Lust auszugehen und er hat es ihr auch versprochen, daß er sie ins Theater führen würde. — — — Und dann, sie geniert sich auch vor ihrer Hausfrau! Sie hat es ihr gesagt, daß sie heute bei ihrem Schatz bleiben würde; und nun, sie wird gut über sie lachen, wenn sie sie wieder zurückkommen sieht, weil er sie wieder umsonst hat warten lassen, wie vorgestern.

Sie schlug mit dem Schirm auf ihre Füße, und trippelte einige Schritte herum.

Aber wenn er mit anderen geht, so kann auch sie machen, was sie will! sagt sie sich wieder. Am besten wäre es, sie würde ihn verlassen, denn er quält sie immer so. Aber sie liebt ihn! Ach, sie liebt ihn! Wenn er es nur nicht so leicht nehmen würde mit den Frauen! In seiner Schublade hat sie einmal einen ganzen Haufen von Photographien von Mädchen gefunden. Jeden Tag eine andere! Wer weiß, welcher er heute wieder begegnet ist? Aber sie würde diese Kröte erwürgen, wenn sie sie nur kennte!

Und sie stellt sich diese andere vor, häßlich, mit schleppenden Beinen.

Dann aber fragte sie sich, ob er nicht gar schon wieder seine erste Geliebte getroffen hätte, wie vorgestern? Vorgestern, da er sie wieder um dieses Affen willen eine ganze Stunde umsonst hatte warten lassen. Eine ganze Stunde! Und er hatte noch den Mut zu sagen, daß er seinem Fratz nur eine Stellung besorgen wollte ..... eine gute Stellung! Und schließlich, was geht sie seine erste Geliebte an, und ob sie eine Stellung braucht oder nicht! Jetzt ist er ihr eigener, ganz ihr eigener Schatz, und er hat sich mit anderen nicht abzugeben! Wenn Anna jetzt eine Stellung braucht, so soll sie sich einen Geliebten auftreiben, damit sie ihn damit beauftrage, aber nicht Rudolf! Dieser Gedanke allein bringt sie zur Wut. Und sie hatte sich den ganzen Tag auf den Abend gefreut; sie hatte sich's so schön vorgestellt, und nun kommt er wieder nicht.

Ihre Füße waren unterdessen auf dem nassen Trottoir kalt geworden. Sie schlug die Fußspitzen auf das Pflaster und schob ihre Hände tief in den Muff hinein.

Lange aber wartet sie nicht mehr auf ihn.

Da, plötzlich, hörte sie hinter sich eine fremdländische Stimme.

„Fräulein! er läßt Sie sitzen! Ich habe Sie seit einer Stunde beobachtet. Wollen Sie nicht mit mir kommen? irgend wohin mit mir gehen? auf einen Ball oder ins Variété?"

Es war ein kleiner japanischer Student. Aus seinen schiefgeschnittenen Augen drang ein sinnlicher, bittender Blick hervor.

„Lassen Sie mich in Ruhe!“ antwortete Betty und wollte sich fortwenden. Doch er drängte sich ihr lächelnd auf, griff sie mit seiner kleinen energischen Hand am Arm und drückte sie fest an sich.

„Wollen Sie nicht, mein Fräulein?“ flüsterte er wieder; und seine Hand glitt in den Muff hinein, wo sie heißbrennend und feucht die ihrige umkrallte.

Sie fühlte sein stoßendes Blut in seinen warmen, anschwellenden Adern pulsieren. Ein Schauder durchrieselte ihr Mark.

Eigentlich war er ein häßlicher, komischer Kerl! Diese platten Gesichtszüge! und diese graubraune Farbe!

„Mit so einem müßte ich mich an Rudolf rächen,“ dachte sie sich. „Er wird sich zu Tode ärgern!“

„Also, mein Fräulein?“ lispelte der Japaner, mit klappernden Zähnen, wieder. Sie sah ihn lachend an.

„Gehen wir zuerst an einem Hause vorüber,“ sagte sie. Er warf ihr einen flehenden Blick zu. Aber ohne zu antworten, nahm sie seinen Arm und zog ihn fort.

* * *

Oben, im Zimmer Rudolfs, war wirklich Licht.

Sie griff nach der Hand des Japaners, denn sie zitterte am ganzen Leibe vor Erregung.

Die roten Rouleaux der Fenster waren heruntergelassen.

Dort würde ihr Geliebter neben einem fremden Weibe sitzen und sie küssen. Sie fühlte ihr Herz pochen mit mächtigen raschen Schlägen. Und das Blut schoß ihr in den Kopf.

Am liebsten würde sie hinauflaufen und beide in flagranti ertappen; und sie würde die Elende an den Haaren die Treppe herabschleifen. Aber es geht gegen ihren Stolz. Die andere wird ja doch nur lachen und höhnen, wenn sie vor Liebe wie verrückt daherkäme. Und wer weiß, ob nicht Rudolf gar die Partei der anderen nähme und sie selbst verleugnete. Und sie stellt sich's vor, wie er eben diese Fremde küßt, ihr in die Augen schaut und ihr schwört, daß sie die Schönste sei ....

„Gehen wir!“ sagte sie plötzlich mit einem so energischen Tone, der den Japaner erschrocken zusammenfahren ließ.

„Wohin denn?“

„Wohin Sie wollen. Ich bin heute frei.“

Dem Japaner wurde es schwindelig zu Mute, und er wußte nicht, wie er sich diese große Neigung des schönen Mädchens erklären sollte.

Dann aber sagte er stolz zu sich:

„Die Männer hier zu Lande sind eben kalt und pedantisch, daß es nur natürlich ist, wenn sich ihre Frauen uns an den Hals werfen."

*

„Eigentlich war es eine rechte Dummheit, daß ich mit diesem Menschen gegangen bin," dachte Betty am nächsten Morgen, als sie nach Hause kam.

Und sie würde gleich von ihm fortgegangen sein, wenn er nicht so unverschämt gewesen wäre und sie mit Gewalt bei sich behalten hätte.

Sie ekelte sich noch vor der Erinnerung an seinen knochigen, grauen Körper; und sie glaubte, daß noch der scharfe Geruch, der von ihm ausgegangen war, an ihrem Leibe haftete.

Und was das allerschlimmste wäre! . . . .

Na!

Vielleicht bildete sie sich dies nur ein. Das könnte doch nicht sein!

„Nein, nein! Das kann nicht sein! Ein Kind? . . . ein Kind von dem? . . . Nie! Einbildung! Einbildung!"

Sie will kein Kind von ihm.

Aber übel wurde es ihr doch; und, als sie nach Hause kam, mußte sie erbrechen. — — —

Mit Rudolf hatte sie sich gleich am selben Tage versöhnt.

Es war eine Kleinigkeit, Rücksichten gegen alte Freunde, denen er unerwartet begegnet war und die er bei sich, in seine Bude, einladen mußte.

Aber ihre Befürchtungen, daß jene Dummheit Folgen tragen würde, wurden von Tag zu Tag stärker.

Es war doch zum Haarausraufen!

Neun lange Monate ein Kind herumtragen von einem Manne, den sie nicht liebte? von einem Manne, vor dessen Erinnerung selbst sie sich ekelte? . . .

Und Gott weiß, ob sie jetzt, unter diesen Verhältnissen, je noch zu einem Kinde kommen wird. Heiraten würde sie doch nie. Und wenn man ein Kind hat, hat man schon an Kosten und Sorgen genug, daß man kein zweites mehr wünscht.

Und doch hätte sie gern ein Kind gewollt, von einem anderen, von Rudolf!

Rudolf?

Sie liebte diesen Mann mit der ganzen Kraft ihres pulsierenden Blutes. Und sie würde alles hergeben, wenn es sein Kind gewesen wäre!

Und dieses Kind würde sie lieben, und pflegen, und zu Tode hätscheln vor lauter Liebe! Und ihre Leidenschaft zu ihrem Geliebten würde sie übertragen auf sein Kind! . . . sein Kind?

Sie wiederholte, wie in einem Zustand weltentrückter Träumerei, die Worte: „sein Kind!“

Und nun? Sie war verdammt, ein fremdes herumzutragen wie eine Sklavin.

Ach, wie sie nur so leichtsinnig hatte sein können!

Gott! Gott!

Die Brut eines Verachteten mit ihrem eigenen Blute ernähren müssen! neun Monate lang!

Gott!!

Aber wer hätte gedacht, daß es so kommen würde? Und sie hat es ja nur gethan, um sich zu rächen!

Warum kam er auch an jenem Abend nicht?

Was brauchte er sich Freunde einzuladen, wenn er doch wissen mußte, daß sie nach ihm schmachtete.

Aber der Fall war ernst und trübselig genug. Und sie verwünschte sich und jene Stunde, da sie den Leichtsinn begangen hatte.

*

Eines Tages, als sie mit Rudolf in ein Restaurant eintrat, sah sie den Japaner wieder.

Er hockte hinter einer Zeitung versteckt; dann machte er sich über einen Teller Ragout her und schlang die Speisen förmlich hinunter. Als er ihrer gewahr wurde, grinste er sie an, und grüßte mit der Hand. Sie that, als ob sie ihn nicht sähe. Aber er grüßte wieder, lachte und schnitt Gesichter.

„Was will er?“ fragte plötzlich Rudolf, vor Ärger zitternd. Sie stotterte, wurde feuerrot und konnte nichts sagen. Da rief Rudolf die Kellnerin, bezahlte und verließ mit Betty das Gasthaus.

Auf dem Weg nach Hause sprach er kein Wort.

Er war ihr gegenüber sehr ernst geworden seit jenem Abend. Er küßte sie auch beinah nie mehr.

Und ihr Herz war schwer geworden und trübe.

Und Rudolf lebte doch noch in der Meinung, daß das Kind von ihm selbst sei, drum verließ er sie nicht.

Und Betty quälte der Gedanke, daß sie Rudolf betrüge. Und den Japaner hätte sie zerreißen können und foltern wollen vor Wut. Warum hatte er in Gegenwart Rudolfs gegrüßt?

II.

„Ein Junge!“ rief die Wärterin. Und Rudolf trat schnell mit klopfendem Herzen heran, um seinen Jungen zu sehen.

Ein Kind ward ihm vorgehalten, häßlich und graubraun.

Er erschrak.

Der charakteristische Typus des Japanischen war auf seinem Gesichte tief eingepreßt.

Ein kalter Frost durchrieselte sein Mark.

Das Kind hatte diese spitzen schiefen Augen und diese Gesichtszüge! Und dann diese Farbe!

Er dachte unwillkürlich an jenen häßlichen Japaner, der damals seine Geliebte angelächelt hatte. Und nun sah er das Kind wieder an, und sein Blut stockte.

Also er war nur der Narr gewesen, der zahlen mußte.

Es unterlag keinem Zweifel mehr; er ballte die Fäuste. Dann verließ er schweigend das Zimmer.

Im Hofe ging er mit unbedecktem Kopfe herum, und seine Gedanken stürmten vor Raserei.

Nur daß jener Mann seine Geliebte gegrüßt hatte, der Gedanke allein, daß sie mit ihm gespielt hätte, hatte ihn damals in Verzweiflung gestürzt, und nun sah er, daß sie . . .

Er wollte fort, fort! ganz fort!

Er wollte sie nie mehr wiedersehen! Er würde ihr was anthun, wenn er sie wiedersehen würde! — —

Und er ging und sagte der Bauersfrau alles und gab ihr einige Goldstücke für sie und für Betty und dann verließ er das Dorf.

Betty erschrak, als es die Bäuerin ihr erzählte. Sie erschrak und warf sich in die Kissen zurück und ihr Gesicht zuckte.

Die Bäuerin machte zurecht, was die Kranke brauchte. Legte das Kind, welches die Hebamme eingewickelt hatte, in der Wiege zurecht, wünschte dann gute Nacht und ließ sie allein.

Und Betty lag da mit ihrem Kinde; sie hörte, wie draußen der Wind pfiff. Ihre Gedanken jagten, wie der Sturm, in ihrer Seele. Und sie sprang auf und trat vor ihr Kind.

Entsetzlich!

Sie schrie auf, hysterisch, verzweifelt. Seine Häßlichkeit hatte sie angewidert.

Sie glaubte wieder den eklen Geruch an diesem Kinde zu vernehmen, den jener Mann . . .

Sie sah es starr an.

Es trug den Stempel des Mannes, den sie verachtete und haßte.

Und sie sollte sich nun quälen und plagen, sie sollte arbeiten und schaffen, um dies Scheusal hier zu ernähren?

Nie!

Sie bebte und schäumte vor Entsetzen.

„Nie!!!“ . . . schrie sie.

Und sie preßte ihre Hand auf das kleine Gesichtchen des Kindes. Und mit der anderen drückte sie umkrallend an dem kleinen weichen Hals . . . Was lag ihr jetzt daran, was kommen würde? . . . Es liegt ihr an allem nichts mehr! Erwürgen will sie es!

Und sie preßt ihre Hand mit Wildheit über Nase und Mund, bis das Kind nicht mehr zappelt.

III.

Einige Jahre sind verflossen.

Sie hat im Zuchthaus ihre Strafe gebüßt und ist wieder entlassen.

Die Welt ist für sie öde geworden und leer. Doch Rudolf will sie noch einmal sehen. Und sie hat sich nach seinem Hause erkundigt; und man hat ihr dann auch gesagt, daß er verheiratet sei, schon seit langem. — — —

Sie steht seit anderthalb Stunden vor seinem Hause. Sie wartet, um ihn wenigstens von der Ferne aus zu sehen, wenn er in sein Haus zurückkommt.

Das Wetter ist trübe und der Wind streicht langsam über die Straße und wirbelt grauen Staub auf. Die Wolken hängen tief und regenschwanger in der drückenden Luft.

Da eilt eine Bonne in das Haus hinein, mit zwei Kindern an der Hand.

Betty eilt ihnen nach. Sie fällt auf die Knie und küßt diese Kinder. Seine Kinder!

Und diese Kinder sind wie Engel schön, mit blonden Locken und blauen Augen, seinen Augen gleich, den Augen, die sie nie vergessen wird.

Und sie umschlingt die Kinder bebend und küßt sie auf die Wangen; und bittere Thränen fließen über ihr Gesicht.

„Papa und Mama kommen,“ sagt die Bonne plötzlich. Betty richtet sich auf, beherrscht ihre Aufregung. Und ein Herr mit Vollbart geht ernst an ihr vorbei, ohne sie zu beachten. Nur die Mutter tritt an ihre Kinder heran und streichelt sie.

„Schöne Kinder!“ stotterte Betty.

Die Mutter lächelt glücklich, grüßt und folgt ihrem Gemahl, während ihr ihre Kinder spielend nachspringen.

Und Betty steht und lehnt sich an die Wand und schaut ihnen nach, mit thränennassen Augen.

Er hatte sie nicht einmal erkannt. — — —



Von Leipziger Kunst.

Die Stadttheater haben endlich ihre Hundstagsepoche, d. h. die Serie der komischen Opern und Operetten, eröffnet. Keine künstlerische Haupt- und Staatsaktion bedroht also vorläufig die stille Beschaulichkeit der Pleißeanwohner, und uns andern, der kleinen Gemeinde im Dienste echter Kunst, kann es wenigstens eine Zeit lang gleichgültig sein, was in den Fetischtempeln am Augustus- und Fleischerplatz vorgeht. Dazu ward uns noch die Freude, in diesen schwülen Wochen, wo die Reklameplakate der Badebäder nur für kurze Zeit durch die leuchtenden Signale des Wahlkampfes verdrängt wurden, uns an einigen Darbietungen reinsten Kunstschaffens zu erquicken.

Im Kunstverein sahen wir eine kleine Ausstellung von Aquarellen. Es war vielleicht taktisch nicht ganz geschickt, uns Dettmann und Leistikow jetzt erst von dieser Seite zu zeigen, nachdem wir nicht lange vorher die Großthaten der beiden Norddeutschen: Leistikows „Waldteich" und Dettmanns „Säemann" und „Fischerfriedhof" bewundern durften. Soweit man das schale „bewundern" anwenden darf auf ein Kunstwerk, das (wie der „Waldteich") in seiner Art die vollendete Einheit naturgewordener Kunst und kunstgewordener Natur darstellt. Die jetzt ausgestellten Aquarelle zeigen uns Dettmann mehr auf seiner farbentechnischen Höhe, während uns Leistikow wieder Bilder aus der Mark von wundersamer Stimmungstiefe giebt, die uns von neuem die Überzeugung aufdrängen, daß über diesen Künstler sprechen eigentlich ihn vernichten heißt. Ein andächtiges Sonntagsschweigen liegt über diesen Landschaften, das man in einer von Kritik und Etikettiersucht schwirrenden Ausstellung freilich nur recht oberflächlich mitleben kann. Recht spärlich, aber mit einem entzückenden kleinen Kunstwerk „Berliner Weihnachtsmarkt" ist der seltsame Skarbina vertreten.

Bei Vecchio hat sich durch die Ausstellung des Cyklus „Der Tod" unseres größten Griffelkünstlers, Klingers, ein Verdienst erworben. Wer freilich glauben wollte, daß sich dies durch einen regen Besuch der Ausstellung dokumentierte, würde nur seine Unkenntnis der Leipziger beweisen, denen Klinger so gleichgültig ist wie nur irgend jemand. Es ist freilich auch nicht so leicht, Klinger gerade in diesen Schöpfungen zu verstehen; denn die bloße Empfindung reicht hier am allerwenigsten aus. In einem Blatte, wie „Mutter und Kind" — das mir als das unmittelbarste und gewaltigste von allen erscheint — lebt die ganze auf dem Evolutionsgedanken ruhende moderne Weltanschauung, in wahrhaft antiker Erhabenheit und Wucht zu uns redend. Diese Verschmelzung, in der über alle -ismen hinaus das eigentliche Wesen der echten modernen Kunst liegt, und zu der die Dichtung erst einige Anläufe genommen hat*), ist unter den modernen bildenden Künstlern vielleicht keinem so gelungen, wie Klinger. Wenn die Sehnsucht, das Empfinden, die Phantasie Böcklins leuchtende Farben mischten, so führt der Gedanke, die Glaube gewordene Idee Klinger den Griffel; und darum ist er auch in dieser Kunst am größten, in der er nun aber auch vom Beschauer denkend erfaßt sein will. Aber deshalb glaube ich auch, daß Klingers Kunst niemals ein Gemeingut weiterer Kreise werden kann, sondern ein Allerheiligstes bleiben muß für eine kleine Gemeinde Auserwählter, die der ästhetischen Verklärung kausaler Ideenreihen fähig sind. —

---

*) Von den „Gespenstern" sagt Edgar Steiger mit Recht, daß durch sie etwas vom Hauche des „Königs Ödipus" wehe. Aber von wievielen anderen Schöpfungen der letzten drei Lustren kann man das gleiche behaupten?

Im Juni kehrte Dr. Karl Heine mit dem Ibsentheater von seiner Rundreise zurück. Er hat große Erfolge gehabt, und nur eine bittere Erfahrung: in Wien verbot man Wedekinds „Erdgeist“ zugleich mit dem Ibsenplakat. Die Wiener hätten auch in der That Schaden nehmen können an ihrer Seele. Hier in Leipzig brachte Heine uns die Werke Ibsens noch einmal in ihrer chronologischen Folge. Das war sehr interessant; über die einzelnen Aufführungen brauche ich hier nicht eingehender zu berichten. Die „Nora“ fiel als einziges aus der Geschlossenheit der Entwicklung heraus; gerade diesmal habe ich das Trennende zwischen diesem Schauspiel und den anderen Schöpfungen Ibsens recht deutlich empfunden. Hätte nun Herr Heine damit abgeschlossen, so wäre die Erinnerung an seine Darbietungen eine ungetrübt dankbare gewesen. Statt dessen gab er der „heiteren Muse“ das Schlußwort. Zuerst bescherte er uns vier Einakter: „Hochzeitsabend“ von Peter Nansen, „Abschiedssouper“ und „Episode“ von Schnitzler, und Hartlebens „Sittliche Forderung“. Das letztere ist in seiner Gegenüberstellung der Varietéfrivolität und der Spießbürgermoral mit dem Siege jener über diese eine treffliche Satire — mir scheint sogar dem kurzen Akt ein bißchen zuviel aufgebürdet zu sein. Schnitzlers Anatol=Scenen sind Wienerische Genrebilder und schmecken stark nach dramatisiertem Tovote. Nansens Akt endlich ist etwas so Albernes, Leeres, daß dieser über alles Maß angeschwärmte Däne es besser in seiner Mappe behalten hätte; Nansen ist nicht einer von denen, dessen Abfälle uns schon interessieren könnten. Schließlich aber beglückte uns F. Wedekind noch mit einer Première „Fritz Schwigerling“. Der „Schwank“ ist eine Jugendthorheit des merkwürdigen Dichters, reicht seinem „Erdgeist“ nicht ans Wasser, und da er unter Zischen und Pfeifen abgethan worden ist, so will ich nicht erst über den unsagbar dürftigen Inhalt berichten. So skeptisch ich der Kunst Wedekinds gegenüberstehe — sie ist doch zu originell, um sich mit ihren ersten Anläufen blamieren zu dürfen; und ich wünsche nur, daß der solenne Durchfall, der sich glücklicherweise vor einem erlesenen Publikum vollzog, nicht den Autor und die Direktion zu arg kompromittiert hat. Und an Herrn Heine zwei Bitten: er möge uns die Zwischenaktsmusik mit neuen Armeemärschen und alten Operettenouverturen ersparen und den unwürdigen Modus nummernloser Plätze nicht erst einreißen lassen.

Eine seltene Première erlebten wir zum Schluß der Saison, indem die „Litterarisch-Dramatische Abteilung der Leipziger Finkenschaft“ O. E. Hartlebens „Erziehung zur Ehe“ aufführte, dieses Stück, in dem die Heuchelei der staatserhaltenden Klassen, die zahlungsfähige Moral auf den Nerv getroffen wird. Ich war überrascht über die treffliche Darstellung, die geradezu einzelne Meisterleistungen bot, wenn auch andere Rollen, wie die der Verkäuferin, völlig unrichtig aufgefaßt wurden. Leider war der Besuch recht schwach — ein wenig erfreuliches Zeugnis für die geistigen Interessen unserer Studentenschaft, die sich schon mit ihrem Musenalmanach so schauderhaft blamiert hat. Die Abteilung scheint jetzt unter recht rühriger Leitung zu stehen; vielleicht wäre es besser, noch weniger über moderne Ideen zu parlieren und noch mehr positive Arbeit zu verrichten. Und dann glaube ich auch an keinen gedeihlichen Aufschwung, solange die Abteilung sich nicht von der sonderbaren Organisation der Finkenschaft losmacht und sich in einen selbständigen litterarischen Verein verwandelt. Sind doch auch dieser Aufführung, wie man hört, zahllose Schwierigkeiten aus der Finkenschaft heraus in den Weg gelegt worden — der Durchnittsstudent fin de siècle ist eben von allen Erscheinungsformen des Philistertums eine der schlimmsten und fanatischsten. Leider —

Der Rückblick auf ein Leipziger Kunstjahr ist nichts Erfreuliches; und er läßt keinen hoffnungsvollen Ausblick auf das kommende zu. Das Kunstleben hat für mehr als neun Zehntel unserer Einwohnerschaft einen Tiefstand erreicht, der kaum noch herab-

zudrücken ist. Giebt es erkennbare Ursachen dafür? Sind sie vielleicht abzustellen? Die erste Frage möchte ich bejahen. Es wirkt da mancherlei zusammen. Einmal die unverhältnismäßig beherrschende Stellung der Musik, in der uns der „Magier mit dem Taktstock", Nikisch, den unbedingten Vortritt vor allen deutschen Städten sichert. Unser Konzertleben ist erstaunlich — unbestreitbar: aber die schlimme Rückwirkung bleibt nicht aus. Wo man in der Musik allein aufgeht, fangen alle großen geistigen Interessen an zu verkümmern; der gefährliche Typus des „ästhetischen Menschen" bildet sich aus. Dann ist die Bevölkerungseigenart verantwortlich zu machen. Von allen deutschen Stämmen haben die Obersachsen den schwächlichsten, philiströsesten, kleinlichsten Charakter; und nirgends findet dieser Charakter einen so typischen Ausdruck wie im Leipziger. Krämergeist — das ist es, was bei uns herrscht. Leipzigs Tradition ist kaufmännisch im schlechten Sinne. Nicht in jenem großen Stile, wie der hanseatische Zug ihn zeigt, der ja immer in den norddeutschen Seestädten noch nicht ganz eingeschlafen ist; nicht in der protzigen Renommisterei der Berliner oder Frankfurter Hochfinanz, die doch wenigstens durch ihren Luxus und ihre Sucht, zu brillieren, indirekt das Kunstleben fördert; nein, kaufmännisch im kleinen, krämerhaften Sinne, der diesem Worte den Stempel einer überlebten und nur mühsam sich über Wasser haltenden, zukunftslosen Form der Volksbethätigung aufdrückt. Und damit ist freilich die Antwort auf meine zweite oben gestellte Frage als eine recht trübe gegeben. Man kann Volkscharaktere nicht so leicht verändern. Den Leipzigern fehlt die frohe Genußfähigkeit des Wieners, ihm fehlt noch mehr das vergeistigte, kulturschaffende Naturell des Norddeutschen. Und so wird es ein hartes Stück Arbeit kosten, aus einem so spröden Material kunstfreudige Gemüter zu bilden; und manche bittere Enttäuschung wird denen bevorstehen, die, jetzt noch zuversichtlichen Mutes, diese Arbeit in die Hand genommen haben. Es ist schwer, einen alten Sumpf auszutrocknen und fruchtbare Erde daraus zu schaffen; hoffen wir wenigstens, daß nicht alles verloren ist!

Ernst Gystrow.

Von Münchener Kunst.

Das wichtigste aus der abgelaufenen Berichtszeit hat sich auf musikalischem Gebiet zugetragen. Ein Musikfest und eine That — endlich wieder einmal eine That — der Hofoper: die deutsche Erstaufführung des „Zinnober" von Sigmund v. Hausegger. Das Musikfest, das die Ouverture zu der „Ausstellung der reproduzierenden Künste" in den Kaimsälen bildete, war die etwas opulente Bezeichnung für zwei große, die Entwicklung der deutschen Musik von Händel bis Wagner in Lapidarstrichen zeichnende historische Konzerte. Das zu starke Betonen der alten Formalisten, der Abschluß mit Wagner, i. e. die Ignorierung der jüngstdeutschen Produktion, waren die hauptsächlichen organischen Fehler des „Musikfestes". Den einen beging Herr Stavenhagen, der Dirigent des ersten Abends, den zweiten machte der treffliche Ferdinand Löwe durch eine monumentale Wiedergabe der V. Bruckner'schen Sinfonie fast vergessen.

„Zinnober", die dreiaktige humoristisch-phantastische Handlung Hauseggers nach E. A. Hoffmanns symbolisch-satirischer Erzählung „Klein-Zaches" ist die erste größere dramatische Schöpfung des nunmehr 25jährigen Sohnes des bekannten Grazer Musikhistorikers und Ästhetikers Friedrich v. Hausegger (bekannt vor allem durch sein

Buch „vom musikalisch Schönen"). Schon durch die Wahl seines Stoffes bewies der junge Komponist eine Feinheit und Freiheit des Geistes, die wohlthuend wirkt und sofort sympathisch für ihn einnehmen muß. Ist auch die generelle Frage, ob ein künstlerisch vollendeter Stoff, in eine andere Form gebracht und umgearbeitet, nicht stets verlieren muß, noch eine offene, hat auch die jugendliche Unerfahrenheit des Librettisten ihm die nötige präcise und dramatisch einzig wirksame Umwertung der phantasietrunkenen Hoffmann'schen Fabel oft verfehlen lassen, so hat uns Hausegger doch so viel des Guten, Neuen und im tiefsten Sinne „Romantischen" in seiner und seines Vaters Umdichtung gegeben, daß wir mit der musikalischen Zustutzung des lustigen Phantasiespiels recht zufrieden sein können. Zwar hat Hausegger den feinsten Zug des Originals, daß nämlich der bucklige Kröpel Zinnober seinen trügenden Zauber gerade durch die Vertreterin des „guten" Elements, die Fee Rosabelverde, verliehen erhält, die dadurch ironisch die phantasiearmen Herdenmenschen der Stadt „Kerepes" bestraft, unbeachtet gelassen. Andererseits hat er in wohlthuender Weise das unvermittelte Nebeneinander Hoffmanns von elfenhafter Mondschein-Phantastik und grotesker Satire auszugleichen verstanden, hat eine einheitliche Grundstimmung geschaffen, indem alles aus der Weltanschauung der beiden harmonischen Charaktere Candidas und Balthasars, zweier pantheistisch angehauchter Schwärmer und Träumer, wiedergespiegelt erscheint und hat schließlich alles äußere Geschehen als die notwendigen Konsequenzen eines seelischen Konfliktes resultieren lassen. — Höher als der Dichter Hausegger steht zweifellos der Musiker Hausegger. Und hier überragt wieder das dramatische Können das lyrische. Die vagen Gefühlsergüsse der Liebenden stehen durchaus unter dem Zauberbann der Tristanischen Liebesnacht; die Plastik und gefühlsbestimmende Kraft der Liebesmotive läßt noch zu wünschen übrig. Wie könnte auch ein junger Tonsetzer von 21 Jahren der modernsten Richtung schon seinen Wagner überwunden haben! Einen auffallenden Sinn für die feine musikalische Komik, für groteske Situationsmalerei verrät die Hausegger'sche Tonsprache. Hier möchte ich ihn fast einem Cornelius an die Seite stellen, wenn in der humorvollen und lebendigen Behandlung der Volksscenen auch eine gewisse Beeinflussung durch die „Meistersinger" unverkennbar ist. Am glücklichsten zeigte sich die Begabung für Humor, Witz und sonnige Heiterkeit in der Behandlung der Studentenscenen. In der musikalischen Schilderung des mittelalterlichen studentischen Lebens mit seinen Umzügen, Serenaden, Mensuren, Bierkämpfen, gelahrten Disputationen im Küchenlatein, in der geschickten Verwertung deutscher Studentenweisen zu Tongemälden größten polyphonen Stils steht der junge Hausegger bereits als eine künstlerische Individualität von seltener Abgeschlossenheit vor uns. Seine reife Meisterschaft in der Kunst des freien Kontrapunkts erlaubt ihm eine Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit im Verflechten seines Motivmaterials — ohne daß diese Verflechtung technischer Selbstzweck würde —, wie wir sie in der Nachwagner'schen Periode nur zweimal bisher, in R. Strauß' „Guntram" und in Schillings „Ingvelde", fanden. Die Instrumentation erhebt sich weit über das landläufige „Alles klingt gut". Sie läßt in ihrer Feinsinnigkeit, in ihrem lebendigen Bewußtsein charakteristischer Klangverbindungen den geborenen Musiker erkennen, der im Schaffen schon orchestral empfindet. Mein Gesamturteil über Hausegger lautet in Kürze, daß bei der großen Gesundheit und Kraft des musikalisch-dramatischen Gestaltens, bei der Wahrheit des Ausdrucks dieser junge hoffnungsvolle Deutschösterreicher schon in seiner nächsten Oper sich von einem gewissen drangvollen Überschwang befreit, sich von den ihn jetzt zeitweise noch stark beherrschenden Vorbildern Berlioz und Wagner äußerlich und innerlich emanzipiert haben und mit Naturnotwendigkeit in der Abklärung

und Ausreifung seines künstlerischen Ichs schnell und sicher fortschreiten wird. Der Erfolg der Münchener Urpremière — Frau Conrad-Ramlo als sprudelnder und quiekender Zwerg „Zinnober“ hat gewiß mit eigenschöpferischer Gestaltungskraft die „Intentionen“ des Dichterkomponisten weit übertroffen — war, wenn auch kein ganz unbestrittener — in München sind wir's ja längst gewohnt, alle Opern-Novitäten mit Pauken und Trompeten durchfallen zu sehen — dennoch ein künstlerisch durchaus ehrenvoller. Richard Strauß dirigierte mit leidenschaftlicher Hingabe, denn das Werk liegt ihm ausgezeichnet, da es seinem Ideal vom musikalischen Ausdruck nahe kommt.

Im Münchener Schauspielhaus debütierte Herr Ad. Matkowsky in einigen seiner Paraderollen als „Kean“, als „Raskolnikow“ — in der an Dostojewski verübten Totenschändung (seitens des Herrn Eugen Zabel) — und als „Sigismund“ in Calderons „Das Leben ein Traum“. Der schöne Adalbert vermochte uns nicht im geringsten zu imponieren. Alle Mittelchen der alten Schule, vom Augenrollen im schönen Wahnsinn bis zum pathetischen Monologisieren, aller überlegener Kunstverstand, mit dem er jede Rolle für die Grenzen seiner nur Hohlköpfe, flachbusige Berliner Geheimratstöchter und Verehrer patriotischer Hohenzolleriaden düpierenden Begabung zurecht zu schneiden versteht, vermag nicht hinweg zu täuschen über das Fehlen einer naiv gestaltenden, intuitiv im Kunstwerk aufgehenden, künstlerisch überströmenden Gestaltungskraft. Wie tief steht der von der Tagespresse umbuhlte Modegötze Matkowsky unter wahren Künstlern wie Reicher und Zacconi! Die Münchener waren merkwürdig „helle“ und ließen den Virtuosen abfallen. —

In der „Gesellschaft für ethische Kultur“ sprach Frau Ria Schmujlow-Claassen über die neue deutsche symbolische Dichtung und gab außer einigen Recitationen von Gedichten des nervösen H. v. Hoffmannsthal und des gemessenen Stefan George eine im ganzen zutreffende Analyse von den Bestrebungen des Neuromanticismus, zu deren Ästhetik sich die Dame sehr sympathisch stellte. Ob dadurch das Wollen dieser schlaffen, zeitfremden, jedes frischen und impulsiven Aufschwungs baren, an „Worten als Musik“ sich berauschenden, verschwimmenden, überverfeinerten Seelenstimmungen in die schönen Fesseln nervöser Verse schlagenden Lyrik den Gesunden und Heiteren als Panacee erscheinen wird, ist fragwürdig. Jede Kunst, die von vornherein darauf verzichtet, Spiegel ihrer Zeit und deren Leiden, Kämpfen und großen Hoffnungen zu sein, die dafür ihren Endzweck in der Schlankmachung der Nerven sucht, ist totgeboren. Deswegen wurde wohl auch der Vortrag in der „Gesellschaft für ethische Kultur“ gehalten!

Zum Schluß noch ein kurzes Wort in eigener Sache! Als „temperamentvoller Münchener Kunstbriefschreiber“ — wie mich unser M. G. Conrad nennt — habe ich an dieser Stelle mein Urteil über litterarische und musikalische Vorgänge unsrer Kunstmetropole stets frei und ohne Scheu vor Cliquen und der Rachsucht „künstlerisch litterarischen Gründertums“ ausgesprochen. Und werde das auch fernerhin so halten, selbst wenn sich mein Urteil mit den patentierten anständigen Kunstanschauungen der „M. N. N.“ öfters nicht decken sollte. Infolge meiner Besprechung (in Heft 9) des „Examens der Münchener Kleindichterschule“, vulgo „Münchener Autorenabend der Litterarischen Gesellschaft“, fühlte sich der Hauptgründer dieser Gesellschaft, zugleich der Hauptmacher der „M. N. N.“, zugleich das interessante Kreuzungsprodukt zwischen einem großen Rechtsgelehrten und einem kleinen Dichter, veranlaßt, durch einen seiner allzeit gefügigen Tintensklaven einen Brandpfeil gegen mich schießen zu lassen. Unter der reizenden Überschrift: „Wissen ist Macht“ erschien mitten im tutti frutti des „Bunten Feuilletons“ der „M. N. N.“ etwas, was einige andere Münchener Blätter, die die Sache spontan

aufgriffen, als „kollegiale Rüpelhaftigkeit“ kurz aber treffend bezeichneten. Da die „litterarischen Gründer“ nämlich von meinem sachlichen Urteil nichts abbröckeln konnten, nahmen sie ihre Zuflucht zu einer Perfidie, indem sie mich beschuldigten, ich hätte mit dem Ausdruck: „Herr B. ist ein Poltron“, den Herrn „Feigling“ geschumpfen. Die Folge dieser Perfidie war, daß die hochweisen Schriftgelehrten der „M. N. N.“ sich erstens von mehreren anderen Organen öffentlich sagen lassen mußten, daß ihr Wissen Ohnmacht sei, denn „wie so vieles andere war der Lexikonsweisheit der „M. N. N.“ verborgen geblieben, daß das Wort „Poltron“ (das Sachs-Villate freilich kurz als „Feigling“ bezeichnet) längst im deutschen Sprachgebrauch die „bessere“ Bedeutung von Bramarbas, Aufschneider, kurz Polterer angenommen hat.“ Die zweite Folge war, daß das sozialdemokratische Organ Münchens die harte Aufgabe auf sich geladen hat, den Anstand und die Kritikerweisheiten des Weltblatts ab und zu coram publico zu konstatieren und mit zwei schwerwiegenden Fragen, die der Beantwortung noch harren, den Anfang machte. Erstens, ob es die Redaktion der „M. N. N.“ für anständig hält, daß die Gründer der Litterarischen Gesellschaft (und als solche figurieren ja die Hauptredakteure des Blattes) über ihre eigene Gründung in reklamehafter, lobhudelnder Weise schreiben? Iterum ob es die Redaktion für anständig hält, daß ihr Schauspielreferent, um nicht sein Brot zu verlieren, sich moralisch gezwungen fühlte, über das Opus ihres Hauptmachers („Mädchentraum“ von Max Bernstein) in so übertrieben lächerlichen Ausdrücken zu schreiben, daß die Lobpreisungen des Hohenliedes nur schwach im Vergleich zu ihnen sind? — Für uns nun satis superque! Wilhelm Mauke.

Von Wiener Kunst und Leben.*)

Langsam und allmählich bricht die tote Saison über Wien herein. Die Hitze nimmt täglich zu, und mit ihr versiegen auch immer mehr die Quellen des unfreiwilligen Humors, an denen unser öffentliches Leben sonst keinen Mangel zu leiden pflegt. Nur manchmal sprudeln sie noch frisch hinüber in den Redefluß eines Abgeordneten, oder sie machen sich in einer Ansprache des Vicebürgermeisters nicht unerquicklich bemerkbar. Die Pflege eines gesunden Humors wird im Rathause als eine kommunale Angelegenheit betrachtet, und die Funktionen manches Gemeinderates sind fast ausschließlich dieser Thätigkeit gewidmet. Namentlich von christlich-sozialer Seite werden die Mißerfolge in den kommunalen Agenden stets durch anerkennenswerte Heiterkeitserfolge wieder wettgemacht. Mit dankenswerter Einsicht, dem allgemeinen Bedürfnis nach erfrischendem Humor Rechnung tragend, läßt sich Dr. Lueger zuweilen durch den ersten Vicebürgermeister vertreten, und giebt demselben Gelegenheit, durch eine Ansprache den der Wiener Bevölkerung schuldigen Tribut an öffentlicher Lächerlichkeit zu entrichten.

Jüngst bei der Enthüllung des Makartdenkmals, auf das ich unten ausführlicher zurückkomme — hatte Herr Strobach einen besonders guten Tag. Er durfte die Ansprache seitens der Stadt Wien an das Festkomitee halten, eine stolze Leistung, die ihren Höhepunkt in der Behauptung fand, „daß Makart große Verdienste auf das Kunst-

*) Wegen Raummangel verspätet erschienen. D. Red.

leben Wiens ausgeübt habe". Herr Strobach steht nämlich — wohl schon seit geraumer Zeit — mit der deutschen Sprache auf dem Kriegsfuß und es dürfte leicht einmal passieren, daß er als Vorsitzender des Gemeinderates, im Eifer seiner Rede allzu hart von ihr bedrängt, in die Worte ausbricht: „Ich erkläre die deutsche Grammatik von den nächsten drei Sitzungen für ausgeschlossen." Der eifrigen und fieberhaften Thätigkeit der Regierung auf dem Gebiete der Sprachenverordnungen könnte sich im Wiener Gemeinderat ein neues Feld für ersprießliche Thätigkeit eröffnen. Eine gesetzliche Verordnung der deutschen Sprache an den Vicebürgermeister und mehrere Gemeinderäte würde gewiß allgemeine Zustimmung finden. Leider habe ich mich in meiner angeborenen Indolenz gegen kommunale Größe bisher an Herrn Strobach noch nicht um Übersendung eines Autogramms herangewagt; es entzieht sich sohin meiner Beurteilung, ob die Feindseligkeiten des Vicebürgermeisters gegen die deutsche Sprache sich bloß auf die Grammatik beschränken, oder ob sie auch auf das Gebiet der Orthographie hinübergreifen. Ich glaube jedoch, man würde Herrn Strobach unterschätzen, wollte man ihn in Sachen des unfreiwilligen Humors etwa der Engherzigkeit zeihen. Seine Unbildung erstreckt sich vielmehr mit bewundernswerter Vielseitigkeit auf die disparatesten Gebiete. Somit ist man stets neuen Überraschungen dieses merkwürdigen Mannes ausgesetzt, der eine so außerordentliche Carriere — vermutlich in Ausübung von besonderen Verdiensten auf die Entwickelung des Wiener Humors — gemacht hat.

Beschränkt sich der Humor im Gemeinderate auf harmlosere Gebiete, so ist die Lächerlichkeit, so weit sie in den Wirkungskreis der Regierung hinübergreift, bereits von nachhaltigerer Wirkung. Sie hat im Gegensatz zu der lokalen Berühmtheit der Herren Strobach und Konsorten bereits europäischen Ruf erworben. Sie ist das Bleibende im Ministerwechsel. Sie schlägt die wunderlichsten Kapriolen, und erfindet ab und zu Pointen —, wie die Versetzung des Grafen Gleispach als Oberlandesgerichtspräsident nach Graz — deren Schlagfertigkeit jahrelange Übung und Routine in politischen Mißgriffen voraussetzen.

Sorgt also der Gemeinderat für die Erhaltung der guten Laune in den Mauern der Metropole, so ist die Regierung um den Export von öffentlicher Heiterkeit ins Ausland lebhaft bemüht. Freilich ist es manchmal ein etwas blutiger Humor, der mehr ins Tragikomische hinüber spielt. — Glücklicherweise sind wir aber gerade im Jubiläumsjahr, und die Aussicht auf dessen Erfolge lassen wieder ein moralisches Aufblühen erhoffen. Vielleicht gelingt es, um alle Nationen Österreichs ein gemeinsames Ordensband zu schlingen! Wohin man blickt, sieht man stolz erhobene Brüste und frisch aufgeblühte Knopflöcher, und es ist zweifellos vorauszusehen, daß Österreich nach Ablauf dieses Jahres um eine große Anzahl ausgezeichneter Staatsbürger reicher sein werde.

Angesichts dieser hoffnungsreichen Zukunft darf man wohl zwei Augen zudrücken über die zahlreichen Geschmacklosigkeiten, die sich zur Feier des Regierungsjubiläums breitspurig in den Vordergrund des lokalen Interesses drängen. Die gewiß auch den deutschen Blättern bereits gemeldete, hochwichtige Nachricht, daß zwei Herren anläßlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers von Österreich einen Dauermarsch nach — Petersburg unternommen haben, dürfte ebenso interessiert haben, als die Nachricht von den jüngsten, der in der letzten Zeit bei festlichen Gelegenheiten bereits chronisch gewordenen Ausstiege auf eine der höchsten Turmspitzen der Stadt. Daß einer der begeisterten Patrioten, der in später Nachtstunde den Turm der Votivkirche bestieg, um auf dessen Spitze die kaiserliche Fahne zu hissen, schon am nächsten Abend einen minder

patriotischen, dafür aber mehr praktischen Nachfolger fand, der die Fahne wieder herunterholte, um — ohne die geringste Sehnsucht nach öffentlichem Aufsehen, — bescheidentlich mit ihr zu verschwinden, dürfte nicht geringere Heiterkeit erweckt haben. Anläßlich dieses Geschehnisses wäre der Polizei dringend anzuraten, an sämtlichen Türmen Wiens Tafeln anbringen zu lassen mit dem Vermerk: „Der Aufstieg ist nur zu patriotischen Zwecken gestattet.“

Zu den ingeniösesten Hervorbringungen der patriotischen Begeisterung gehört auch das Volksschauspielhaus am Kahlenberg, dessen Mitwirkende schon nach zehnmaligem Auftreten — angeblich unter Hintanhaltung eines Teiles ihrer fälligen Gagen — verabschiedet wurden. Ausschlaggebend hierfür soll der schlechte Besuch dieser Vorstellungen gewesen sein. Es ist in der That tief zu beklagen, daß die Kaisertreue der Wiener Bevölkerung sich nicht bis zum Anhören von Dilettantenvorstellungen emporzuschwingen vermag. Auch der Kinderfestzug, zu dem einige tausend Eltern ihre Sprößlinge gegen Verabreichung — einer Semmel, und ohne besonderes Entgelt zur Verfügung gestellt hatten, giebt von der lächerlichen Veranstaltungswut, die gegenwärtig in Wien grassiert, ein lebhaftes Zeugnis. Abgesehen von den zahlreichen Gefahren, mit welchen ein so massenhaftes Zusammenströmen von Kindern zweifellos verbunden ist, würde es angemessen sein, die zarten, hilflosen Geschöpfe von solchen Dingen überhaupt ferne zu halten. Zudem wurde der Festzug infolge mehrtägigen Regenwetters am Tag vorher in vorgeschrittener Abendstunde vom Rathause aus verschoben. Die Komik dieses späten gemeinderätlichen Entschlusses hatte jedoch selbst den arg umzogenen Himmel aufgeheitert, und als sich am nächsten Morgen hunderte von Kindern und zahllose Neugierige vergeblich eingefunden hatten und nach längerem Warten wieder unverrichteter Dinge abziehen mußten, da lachte die Junisonne gar schadenfroh vom wolkenlosen Himmel herab. Es ist aber auch wirklich unverantwortlich, daß die Veranstalter ähnlicher Jubiläumsfestlichkeiten sich nicht mit Hinweisung auf eine in Aussicht stehende allerhöchste Auszeichnung mit den Wettermachern ins Einvernehmen setzen, und so jede patriotische Festfreude der boshaften Willkür der Witterung preisgegeben erscheint.

Des ungeachtet aber wird in allen Teilen der Monarchie mit fieberhafter Thätigkeit an der Ausübung patriotischer Gesinnung gearbeitet. Sogar das politische Interesse scheint von der allgemeinen Feststimmung beeinflußt, und Graf Thun mag sich gerne ab und zu — von zwei Übeln das kleinere wählend — aus der Hitze der politischen Kämpfe in die mindergefährliche der patriotischen Begeisterung flüchten.

Es ist aber auch wirklich rührend, zu sehen, wie die zahlreichen Veranstalter von Jubiläumsfestlichkeiten, Ausstellungen und Prachtwerken im Schweiße ihres Angesichts an der öffentlichen Bethätigung ihres Patriotismus arbeiten, und es wäre unbillig, wollte man den arg Geplagten die Erfrischung eines ausgiebigen Ordensregens, den die Staatsmeteorologen für die Herbstmonate voraussagen, mißgönnen.

In dem ständigen Repertoire der öffentlichen Wiener Blamagen spielen auch die Denkmalkonkurrenzen eine hervorragende Rolle. Man denke nur an die Konkurrenzen zum Mozart-, Schmidt- und Raimund-Denkmal. Das letztere wurde vor kurzem in Wien enthüllt. Es ist ein Werk des jungen Bildhauers Vogel. Ein begabter Künstler, und eine talentvolle graziöse Schöpfung. Aber auch nicht mehr! Das würde als Gipsmodell bei einer Kunstausstellung dem Beschauer, wie dem Kritiker Freude bereiten. Für ein öffentliches Denkmal, das durch Jahrhunderte der Betrachtung und Beurteilung ausgesetzt ist, ist das zu wenig. Hier muß doch ein strengerer Maßstab angelegt werden. Es lag seinerzeit dem Denkmalkomitee ein künstlerisch weit bedeutsamerer Entwurf vor. Allerdings entbehrte er jedes genrehaften Beiwerks und

beschränkte sich auf die intimste Charakteristik der Gestalt Raimunds, die denn auch von ganz besonderer Schönheit und Tiefe der Auffassung war. Der Schöpfer dieses Entwurfes war kein Geringerer als der Meister Vogels — Rudolf Weyr. Die Jury aber erteilte den ersten Preis und die Ausführung dem jungen Künstler, bestochen durch die graziöse, mehr anmutige, als eindringliche Art des Vogel'schen Entwurfs, obwohl gerade diese Auffassung im vollsten Widerspruch zu dem für das Denkmal gewählten Platz vor der Rampe des „Deutschen Volkstheaters" steht. Auf einer langen Bank sitzt in der linken Ecke der Dichter, die rechte Hand über die Lehne gelegt, die linke liegt auf dem übergeschlagenen Beine. Er träumt .... Das ist schön und gut. Und es paßt für Raimund, dessen Gestalten bei aller Lebenswahrheit so viel Traumgewalt haben, der der tiefen Unmittelbarkeit der Volksseele die Romantik seiner Künstlerseele einzugießen vermochte. Der Bildner mußte also mit allen Mitteln innerlicher Charakteristik dies tiefe Insichhineinträumen des Poeten zu veranschaulichen suchen. Hier ließ ihn aber das eigentlich bildnerische Können im Stich. Er fühlte, daß er dem nicht voll gewachsen sei und irgendwie nachhelfen müsse. So griff er zum äußeren Beiwerk, zur Allegorie, und stellte hinter der Bank einige farrenkrautbewachsene Steinfelsen auf, über die sich eine niedliche Puppenfee mit Libellenflügeln zum Dichter herabneigt. „Das ist die Muse, die Phantasie, sie inspiziert den Dichter," meint der Plastiker erläuternd. „So, so, das ist sehr hübsch . . aber verzeihen Sie, warum hat die Muse oder Phantasie, wie Sie es zu nennen belieben, einen Stift in der Hand? Sie inspiziert doch nur den Dichter, oder schreibt sie etwa selbst auch?" „Ja, das bedeutet eben, daß es ein Dichter ist, der da unten sitzt." „So? Ja. Richtig. Aber warum sitzt der Dichter auf der langen Bank in der einen Ecke. Vermutlich ist der andere Platz noch für jemand reserviert? Was hielten Sie davon, wenn man hier — Nestroy hinsetzte? Man brauchte der Muse nur einen Januskopf zu geben, sie würde nach der Seite Nestroys hin lachen, nach der Raimunds weinen." Der Künstler schweigt. Ich fürchte schon, er ist beleidigt, er hat aber meine letzte Bemerkung glücklicherweise ganz überhört, denn vom Getreidemarkt kommen eben mehrere Lastwagen die Straße herab und mischen ihren polternden Lärm in das Gellingel der Tramway und das Rasseln der Omnibusse. Und inmitten dieses Lärms sitzt Ferdinand Raimund und träumt. Es war eine feinsinnige Idee des Denkmalkomitees, Raimund an diesen Platz zu setzen. In dieser Umgebung zu träumen und zu sinnen, das vermag nur ein Dichter!

Wenige Tage später wurde das Denkmal Hans Makarts im Wiener Stadtpark enthüllt. Die Feierlichkeit trug einen mehr als intimen Charakter. Nur wenige geladene Gäste, zumeist Künstler, wohnten derselben bei. Aus den höchsten Kreisen war fast niemand erschienen. Der Ministerpräsident, von dessen Erscheinen beim Derby Eingeweihte schon mehrere Tage vorher zu berichten wußten, glänzte durch seine Abwesenheit, und gleich ihm eine große Anzahl von „offiziellen" Persönlichkeiten. Das Denkmal Hans Makarts, dieses farbenfreudigen, schönheitstrunkenen Künstlers, dessen Phantasie eine neue Kunstära in Wien geschaffen, der mit dem Gluthauch seiner Persönlichkeit so befeuernd und belebend auf das Wiener Kunstleben eingewirkt hatte, wurde mit Ausschluß der Öffentlichkeit in aller Stille enthüllt und der Ewigkeit übergeben. Es entstammt der Meisterhand Tilgners, dieses Bildners, der in der Prachtfreudigkeit und der schönen Überschwenglichkeit seines Talents manches mit Hans Makart gemeinsam hatte. Die Vollendung des Denkmals war freilich fremden Händen anvertraut, aber das hat der Schöpfung wohl kaum Nachteil gebracht. Tilgner hat Makart, dem Wunsche des Denkmalkomitees nach pompöserer Anlage Rechnung tragend, in jener

malerischen Tracht dargestellt, die Makart an jenem denkwürdigen Tag getragen, da er seinen berühmten Festzug dem Kaiser vorführte. Makart steht aufrecht, die eine Hand auf die Lehne eines zierlichen Renaissancestuhles gestützt, die andere etwas posenhaft auf die Brust gelegt. Der mächtige, schön modellierte Kopf ruft die berühmte Makartbüste Tilgners ins Gedächtnis zurück, ohne ihr an durchleuchteter Kraft vollkommen gleichzukommen. Es ist merkwürdig, daß die Statuen dieses reich begabten Porträtbildners niemals jene Unmittelbarkeit und jene starke Eindringlichkeit des seelischen Ausdrucks erreicht haben, als seine Porträtbüsten. Hier wußte Tilgner alles auf den Kopf und das Auge zu konzentrieren, und seine starke Neigung für das Barocke zu glücklicher Verwertung zu bringen. Bei seinen Figuren verliert er sich in Details, er ist manierierter und in der Charakteristik weniger geschlossen. Man erinnere nur an seinen Mozart, bei dem die interessante geistvolle Auffassung des Kopfes ganz verloren geht unter der seltsamen Art, wie sich die ganze Figur ornamentartig emporschlängelt. Das ist nun bei Makart glücklicherweise nicht der Fall. Es ist ein schönes Denkmal, das trotz des etwas zu breit ausladenden Sockels gute Wirkung übt. Noch eine Reihe von Künstlerstatuen ist für den Stadtpark geplant. Zunächst kommt Canon daran, an dessen Vollendung Professor Weyr arbeitet. Es ist eine schöne und sinnige Idee, hier im Grünen, wo liebliche Kinderscharen spielen und fröhliche Menschen lustwandeln, im lauschigen Grün, mitten im Herzen der Stadt — der heiteren, sonnigen Wiener Kunst ein Pantheon zu errichten! Selbst auf die Gefahr hin, daß der Stadtpark späterhin mehr von kunstliebenden Menschen als von offiziellen Persönlichkeiten besucht werden dürfte . . .

Paul Wilhelm.

Kritik.

Lyrik.

Max Bewer, „Gedichte". (Dresden, Glöß. 1895.) Lex.-8°. Preis 2 Mk.

Derselbe, „Lieder aus der kleinsten Hütte". (Ebenda. 1896.) kl. 8°. Preis 1 Mk.

Ein Wort der Selbstkritik will ich der Besprechung der „Gedichte" von Max Bewer voranstellen:

„. . . Denn ich bin kein Poet, der sich in Muße befinnt;
vieles lastet auf mir, es flieht mich die Ruhe am Tage" rc.

Also Bewer will hiernach nicht eigentlich als Dichter genommen werden, sondern mehr als ein vielbeschäftigter Mann, der in seinen knapp bemessenen Mußestunden das in Versen niederschreibt, was ihn gerade beschäftigt, — ohne lange auf Ausdruck und Reim und Rhythmus sich zu besinnen. Dementsprechend ist denn auch ein Buch entstanden, das, künstlerisch betrachtet, als sehr unvollkommen und mangelhaft bezeichnet werden muß. Da sind unechte Reime, wie „Wald — wallt", „als Kind ich — unergründlich", auch „hilfreich — schilfweich" wird gereimt oder „Gott im Himmel — Weltgewimmel"; sogar „Stirn — Sinn" soll einmal als Reim passieren. Da haben sich natürlich auch manche Banalitäten eingeschlichen; z. B.:

„Dies alles möchte mein Gemüt so gerne,
doch einsam schau' ich abends in die Sterne . . ."

„Ich hab' mich ganz in deine Hand gegeben,
nun mache, Vater, mit mir, was du willst."

„Noch einmal möcht' ich meinen Vater sprechen!"

„Hesperus und Lucifer
zaubre auf den Weg ich her,"

oder gar, als Anfang einer großen Ballade „Hektors Tod“, die Strophe:

„Sieh, dort ist er! Aus dem Staube
leuchtet auf der hohe Held!
Nimmer hab' ich bei Apollo
ihn so schön mir vorgestellt!“

„In der Eile“ haben sich auch schiefe Vergleiche eingeschlichen, z. B. in dem Weisheitsspruch:

„Webe nur an Gottes Baume
und du webest ewig fort!“

Um Patroklus weint Achill Thränen „hin“, und von dem Nazarener heißt es gar: „Selbst an die Mutter schloß dich keine Bande.“ (!!) Daß dem Reime oder Rhythmus zuliebe Inversionen und sonstige Sprachvergewaltigungen herhalten müssen, geht zum Teil schon aus dem Angeführten hervor; daß bei Tage die Sonne strahl„e“t und Nachts der Mond schein„e“t, ist hiernach wohl selbstverständlich. Und wenn ich nun noch zum Schlusse erwähne, daß zum „Besinnen“ auf treffende Epitheta dem Verfasser leider zumeist die Zeit gefehlt und er sich dafür an „Gegebenes“ gehalten hat, z. B. an das „holde“ Mädchen oder das „süße“ Lied, — so kann man sich etwa vorstellen, wie einem zu Mute wird, wenn man sich durch diesen Band hindurchlesen soll.

Also das ist keine Frage, daß es sich hier um einen kritiklosen Massenproduzenten handelt, der uns alles vorsetzt, was ihm gerade mal so eingefallen ist, und zwar in der Form, die ihm eben zunächst lag und darum am bequemsten war, — sei sie noch so trivial und allem künstlerischen Empfinden ins Gesicht schlagend. Es fragt sich nun aber noch, welcher Art die Empfindungen oder Gedanken sind, die Bewer uns in dieser oft so unkünstlerischen Form vorträgt. Max Bewer ist bekanntlich ein großer Bismarck-Verehrer, ein mannhafter „Deutscher“ und frommer „Christ“, zugleich enragierter Antisemit. Man wende nicht ein, das gehe nur seine Zeit- und Streitschriften an, habe aber nichts mit Lyrik zu thun. Bewer belehrt uns eines anderen und läßt Bismarckfreundliche, deutschtümelnde und christlich-sozial-antisemitische Gedichte in bunter Wahl einander abwechseln. Er handelt oft die echtesten Broschürenstoffe in echtester Broschürenform ab, wobei die rhythmenartige Satzgliederung mit Reimworten vor Komma, Semikolon oder Punkt der Abhandlung etwas lächerlich Gedichthaftes giebt. Bis zu welcher Trivialität, auch inhaltlich, er sich dabei oft hinreißen läßt, möge nur aus folgendem entnommen werden: In einem „Lessing“-Gedicht wird erzählt, wie der alte Gotthold Ephraim auf die Erde niedersteigt und in einer langen Rede auseinandersetzt, wie bitter er es bereue, den „Nathan“ geschrieben und die Fabel von den drei Ringen auf den Rat des buckligen Mendelssohn dem Boccaccio entwendet und seinem Drama eingefügt zu haben. Er bekennt frei, sich selbst zum Ekel geworden zu sein, weil er dadurch „Moslem, Christ und Jud“ gleichgestellt, und widerruft schließlich feierlichst diese Gleichberechtigung der drei Religionen, stellt vielmehr nachdrücklichst das „Deutschentum“ als das einzig Wahre hin und reimt darauf:

„und der Stein, das Christentum,
leuchte dran als Diamant!“

Wohlgemerkt: Gotthold Ephraim Lessing hält diese seichte Rede, — nicht Max Bewer! Manches scheint direkt der „Deutschen Zeitung“ des Deutschesten aller Deutschen, „unseres“ heldenbusigen Friedrich Lange, entnommen zu sein.

Und nun einmal alles Schwulstige, Phrasenhafte, Broschürenmäßige, alles Platte und Unkünstlerische beiseite! Was bleibt dann? —: Ein Künstler! Es sind nicht viele Gedichte, in denen ein Künstler zu uns spricht, aber es sind doch einige dabei, und das soll keineswegs verschwiegen bleiben; ich will sogar eins der schönsten hierhersetzen:

Sommernacht.

Wir haben in der stillen Nacht
die Flügel der Fenster nicht zugemacht,
wir schlafen im Weltenraume;
es ruht dein Haupt auf meinem Arm,
du liegst an meiner Brust so warm,
du atmest kaum im Traume.

Viel tausend Sterne gehen still,
der liebe Gott im Himmel will,
daß alles um ihn leb(e)t;
ich teile seine süße Lust,
ich weiß, daß unter deiner Brust
ein neues Leben webt(e)t.

Summa: Bewer scheint ein Mann zu sein, der trotz aller Trivialitäten, trotz allen Arbeitens in Tendenzbroschüren, trotz aller Unruhe und Hast — den Dichter in sich doch noch nicht ganz hat kaput kriegen können (auch einige Balladen im Volkston zeugen davon). Aber das große Können fliegt keinem von selbst an, „es fällt kein Meister vom Himmel herab“: auch das beweist Max Bewer in seinen „Gedichten“.

Die „Lieder aus der kleinsten Hütte“ sind ganz anders zu beurteilen. Ein stilles Buch, nichts vom Lärmen des Marktes, kein Geschrei und Gethue darin. Ein inniges Liebesleben hat sich hier in schlichten Liedern ausgelebt. Die Gedichte sind weit reifer, als die des früheren Bandes, und nur selten einmal ist ein Lied statt einfach-schön trivial. Ein durch Liebe und Leid geläuterter Geist weht uns aus diesen Blättern an. Gerade diesem Bändchen wünschte ich darum für seine wohlverdienten späteren Auflagen noch tüchtige Nachfeile im Formellen, damit es in seiner Art — als schlichtes Familienbuch — wirklich vollendet würde: auf der Vorstufe steht es gewiß schon! Max Bruns.

Der Tag hat sich geneigt. Gedichte von Elsa Zimmermann. (Verlag von E. Pierson, Dresden u. Leipzig.)

Das Buch ist mit einer Titelvignette von Otto Eckmann geziert. Sie stellt eine Blume dar, die in sich versinkt. Die träumende Sehnsucht! So sind auch die Gedichte. Überall ringt sich die Sehnsucht durch, die Sehnsucht nach neuen Wegen, nach stillen Einsamkeiten, nach schimmernden Höhen und leuchtenden Sonnen.

Über den Fluß und über die Matten,
Um bröckelnden Stein
Wandern lange, hagere Schatten
Im Dämmerschein.

Ein letztes Lied flammt durch die Buchen,
Der Uhu schreit.
Ich gehe weinend die Sonne suchen,
Und der Weg ist so weit — — —

Dann wieder ein Memento! ein Zu spät.

Der Herbststurm weht.
Warum kommst du jetzt um Liebe werben?
Ich bin müde, müde zum Sterben.
Es ist zu spät!

Eine seltsame Stimmung liegt in diesen Versen. Dazu ist der Rhythmus von einer entzückenden Leichtigkeit und Grazie. So in den prächtigen Gedichten „Still ist die See“, „Sommer“, „Ein letztes Lied“, „Vision“ und „Im Treibhaus“. Alles in allem: wirkliche Gedichte. —on—

Im Werden. Gedichte von Paul Heinicke. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1897.)

Eine junge frische Morgenstimmung liegt über den Gedichten Heinickes. Man sieht den Dichter als Sonnenwanderer seine „Waldklause“ verlassen, ziehen durch das voigtländische Gebirge, am „Waldteich“ entlang, durch tiefe „Waldeinsamkeit“ hindurch, ausruhen in der „Waldschneise“, immer sinnend, träumend, singend. In offenen, gesunden Augen spiegeln sich ihm die Schönheiten der Natur, sie wirken ihm ins Herz, daß es hoch auflodert, lacht, weint, in seiner immer sicheren, schönen Sprache. Das „Walddorf“, ausgebreitet auf grünem Wiesenraum, umkleidet von starren, dunklen Kiefernwäldern, gilt dem Dichter mehr als die Großstadt. Heinicke ist ein Heimatsdichter, der in der Natur aufgeht, sie malt in schlichten aber echten Farben, anders als sein pompöser Landsmann Dr. Gottfried Döhler. Als ich vor Jahren zum erstenmale im Arent'schen Musenalmanach für das Jahr 1897 von Paul Heinicke das Gedicht „Vampyr“ las, sagte ich mir, das ist ein Dichter. Mit scharfen goethischen Ausdrucksmitteln war da ein erotisches Traumbild gezeichnet.

Von entzückender Schönheit ist auch der Cyklus: „Wildrose“, die keusche Liebe zu des Forstwarts Töchterlein.

Wohl plappert dein Mund das Hochdeutsch
Nicht, wie's in den Büchern steht,
Auch hat dein kluges Köpfchen
Noch kein Roman verdreht.

Erblüht im einsamen Walde
Ein wildes Röschen nur:
Duftet aus deinem Wesen
Die Schönheit der Natur.

Es sind achtzehn Lieder, nicht alle gleichwertig, aber die meisten atmen Leben, Frische und Ackergeruch aus. Lied XV ist den Lesern der „Gesellschaft" bekannt. — Alles in allem genommen ist Heinicke ein ganzer Dichter, dessen Größe im Heimatlichen liegt. Zwar ist „Im Werden" noch unausgeglichen. Mit wenigen Ausnahmen hätten die Lieder aus der „Pennälerzeit" und die im Volkston ruhig weg bleiben können. Was sagt der Titel? — Im Werden. Aber in seinen besten Gedichten ist Heinicke in seiner Art schon ein Gewordener. Hier eine Probe:

Vor meinem lichthellen Fenster
Weint und jammert der Wind,
Wie ein aus dem Paradiese
Der Unschuld verstoßnes Kind.
Ich hab mein Haupt von den Büchern
Gequält empor gewandt,
Es klingt die verweinte Stimme
Mir, ach, so wohl bekannt.

Fritz Stöber.

Dramen.

Freiheit! Die Mitglieder der litterarischen Gesellschaft zu Leipzig werden sich sicherlich noch wohl zweier Aufführungen entsinnen, die bei der großen Ähnlichkeit des Stoffes doch so verschieden aufgenommen wurden. Ich meine „Martin Lehnhard, ein Kampf um Gott" von Cäsar Flaischlen und den verunglückten „Ritter Hans" von Hermann Anders Krüger. Daß gerade Hermann Anders Krüger einen so glänzenden Durchfall erlebte, ist eigentlich recht bedauerlich. Denn er hat es entschieden nicht verdient. Von einem jungen Autor kann man nichts Vollendetes verlangen, aber wenn ein für seine Ideale begeisterter Poet, der selbst für seine Überzeugungen schon schwer hat ringen müssen, ein Stück schreibt, das lange nicht zu den schlechtesten gehört, und es von Liebhabern, denn die litterarische Gesellschaft konnte doch wohl schon damals mit Recht ein Liebhaberkreis genannt werden, zur Aufführung bringt, so sollte man eben das ehrliche Streben anerkennen, und wenn's einem nicht behagt, was man da zu sehen bekommt, dann drückte man sich stillschweigend. Die Freunde des Dichters mögen ihn ruhig beklatschen und herausrufen, warum denn nicht, sie haben jedenfalls ein begründeteres Urteil als das „kunstverständige Publikum", das den Namen des Autors an diesem Abend vielleicht zum erstenmale in seinem Leben hört. Auf solche Kundgebungen antwortet man eben dann mit Schweigen und wenn es nötig wird, mit einem eisigen Schweigen. Aber ein solcher Höllenskandal, wie er jenen Abend losbrach, ist sicherlich nicht angebracht und richtet die Skandalmacher mehr, als den unglücklichen Poeten. Das war eigentlich eine Abschweifung, denn ich wollte von einem Schauspiel in drei Aufzügen von Richard Degen, betitelt „Freiheit", reden, das bei P. Friesenhahn in Leipzig kürzlich erschienen ist. Aber ich habe diese Abschweifung absichtlich gemacht, weil ich es für angebracht hielt, gerade an dieser Stelle einmal für H. A. Krüger eine Lanze zu brechen.

Doch zur „Freiheit". Auch hier die Arbeit eines jugendlichen Dichters. Ein glühender Idealist, der noch mitten in der Entwickelung steht, der noch selbst miterlebt, was seine Leute reden und thun, der noch nicht souverän den Stoff als unparteiischen beherrscht.

Aber! Wie aus einer Schlußbemerkung zu ersehen ist, entstand das Stück schon vor drei Jahren. Wir dürfen also den Maßstab, mit dem wir den Verfasser der „Freiheit" messen, nicht an den „Degen" des Jahres 1898 legen. Und dann, auch wenn er es heute erst geschrieben hätte, könnte er sich ruhig mit sehen lassen. Es wird zwar auch hier nicht an frommen Seelen

schien, die sich über diesen „Schmutz“ erregen. Wenn sie aber genau zusehen, würden sie das Gegenteil finden. Denn Reinhard Höffner, der Held, der siegreich aus dem Kampf hervorgeht, — also gehören ihm wohl auch die Sympathien des Dichters — ist ein waschechter Idealist, der weder die Moderne kennt, noch, wenn er sie kennte, etwas von ihr wissen wollte. Man lese nur den Schluß des ersten Aufzuges.

Der erste Aufzug spielt auf der Studentenbude Höffners. Dieser ist Mitglied eines „christlich-sittlichen“ Vereins Freiheit. An den Gegensätzen, die sich nun entwickeln durch Vorführen der engherzigen, protzenhaften, kleinstädtischen Vereinsbrüder Höffners auf der einen Seite und seines Freundes, des Lieutenants Graf Forbach, anderseits, entwickelt sich ein interessantes Bild studentischen Lebens, das offenbar der Wirklichkeit abgetuscht ist.

Der zweite Aufzug führt uns in eine ideale Waldlandschaft. Graf Forbach hat seiner ersten Geliebten Fanny den Laufpaß gegeben, weil sie ihm nicht mehr gefällt. Eben im Begriff, sich zum Rendezvous mit seiner neuen Geliebten Emma zu begeben, treffen beide noch einmal zusammen. Das folgende ist ein kleines Kabinettstück moderner Dichtung.

Der dritte Aufzug spielt in der Mühle; da lernen wir nun Höffner als den idealen Liebenden kennen in seiner platonischen und doch eigentlich kernfrischen Liebe zur schönen Müllerstochter. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß man doch da und dort vielleicht noch etwas unreife Ansichten durch Höffner vertreten findet, aber — er ist doch ein prächtiger Bursche, dem nichts mehr zuwider ist als süßliche Weichlichkeit, — und — kann man verlangen, daß einer eine freie abgeklärte Weltanschauung hat, der noch Student in den ersten Semestern ist? Man mache dem Dichter nicht den Vorwurf — und der ist ihm von allernächststehender Seite gemacht worden —, als habe er selbst noch unreife Ansichten. Wer Richard Degen kennt, weiß, daß er ein ganz klarer Kopf ist, der sehr wohl weiß, was er will. Und hier wollte er eben das schildern, was er geschildert hat, und das ist ihm unstreitig geglückt.

Dies dramatische Erstlingswerk hat der Dichter „Hans Merian, meinem Freund und Meister, herzlichst zugeeignet“.

M. Meſtlin.

Adolph Rosee: Der sterbende Ahasver. Ein Stück Gegenwart. (Berlin, Ebering, 1898. 2 Mk.)

Der arisch-semitische Rassenkampf beginnt auch in der Kunst, Wellen zu schlagen: denn eine so bedeutende Kulturphase kann sich nicht auf politische Pamphlete und Wahlreden beschränken; sie muß die weitesten Kreise ziehn. Angenehm ist es da, auf solch ein Buch zu stoßen, wie den „sterbenden Ahasver“: denn es ist tendenzlos und künstlerisch ausgeglichen. Das Drama, dem wir eine Aufführung wünschen, sucht einen Ausweg, der vielleicht einer ist. Vielleicht! — der posaunende Zionismus denkt ja anders.

Der sterbende Ahasver ist das Judentum, das, seines ewigen Wanderns müde, in die Nationen aufgehen will, unter denen es lebt; es will als Ahasver sterben, um in anderer Form gedeihlich weiterzuleben. Hier ist es ein feingebildeter und heißfühlender, jüdischer Arzt, der sich ein deutsches Mädchen, nach vielen Kämpfen gegen seine, wie ihre Anverwandten erringt — und damit eine Brücke schlagen will. Sehr hat es mich befriedigt, daß die Gestalt Hellmuths von Lüdden nicht fehlt: denn dieser sympathische Mann hält den mitfühlend gezeichneten jüdischen Personen die Wage — (nur der eine Landwucherer ist abstoßend wahr geschildert) — und beweist, daß eine Tendenz dem Drama fehlt. Es ist weder anti-, noch philosemitisch: es ist menschlich wahr empfunden und lebensgetreu ausgeführt.

Dr. Ed. v. Mayer.

Romane und Novellen.

Sirenenliebe von Herm. Anders Krüger. (Leipzig, A. Janssen.)

Eine Jugendsünde. Man hat mir gesagt, es sei Kolportage. Man hat mir auch gesagt, Przybyszewski sei Kolportage. Und beides sind Vordergrundsmeinungen, die als solche zu Recht bestehen. Hier steht viel Romanstil, viel Cliché im Vordergrunde; aber man sehe nur näher; man sehe die Hintergründe. So ist das Buch, im einzelnen erlebt, wahr, fascinierend, und nur als ganzes Kolportage, will sagen unwahrscheinlich, rhetorisch und mit opernhaftem Schluß. Die Einleitung ist sehr übel, von gespreiztem Feuilletonstil. Aber sobald das Weib auftaucht, wird es interessant; das An- und Anschwellen der Passion ist im einzelnen großartig. Man kann sagen, so ist die Liebe, und an Anna Karenina oder Carmen denken. Wie zu Zeiten das Dämonische einer „mädchenhaften Reinheit" weicht, wie Eva dem fortgerissenen Adam knechtisch die Hand küßt und um Vergebung fleht, wie dieser im ersten Stadium der Passion gleich nach einem Gefährten lechzt, dem er sich vertrauen kann und verzweifelt einsieht, daß ihn keiner verstehen könnte, wie ihm zuletzt die ewigen „Tiraden" der Liebenden langweilig, ihre Aufdringlichkeit widerlich wird — alles das ist vortrefflich beobachtet — und erlebt. Auch ist das Weib als ganzes gut dargestellt, dies Weib, halb Raubtier, halb Engel, bald Tyrannin, bald Sklavin, das in Gut und Böse zu allem fähig ist. Nebliger, verschwommener, trüber, „nordischer" ist Er; der Autor steht Ihm noch zu nahe; seine subjektive Stimme des Gewissens präsentiert ein moralisches An-Sich der Dinge, das nicht in den Worten des Handelnden, — hier hätte es Sinn — sondern auch in den Worten des Erzählers lebt. Warum nicht die moralischen Wertschätzungen objektivieren und der freien, befreiten Liebe ins Gesicht sehen? Warum sie nicht als document humain künstlerisch sehen und ganz frei herauslassen? Dabei konnte den moralischen Skrupeln des Liebhabers wohl Rechnung getragen, ja sogar der Kontrast zwischen südlichem Sensualismus und nordischer, moralinsaurer Begriffsspensterei geschärft werden; hier aber bildet das Moralin die Basis der Lösung — es schmeckt nach poetischer Ungerechtigkeit, um chemisch zu reden ..... Ein schönes Symbol, ein Vorwegnehmen des Folgenden, eine Voraussetzung, die das Kommende schon in nuce enthält, ist das Bad im Genueser Meere, bei dem der waghalsige Schwimmer beinahe ertrinkt, wie nachher in den Fluten der Leidenschaft — nur daß er hier schwimmt — und dort geschwommen wird. Das Ganze macht Appetit nach mehr, nach eignerem, ganzerem ....

von Bronikowski.

Gunvor auf Haerö. Von Alvilde Prydz. (Leipzig, G. H. Wigand.)

Die Männer in diesem Roman taugen alle nichts; nur zwei Frauen, Mutter und Tochter, sind auf der Höhe. Nachdem der Vater, „der kläglichste Mann seines Geschlechts", abgewirtschaftet und die Söhne teils mit 20 Jahren sich zutotgelebt, teils nach Amerika abgeschoben sind, kommen die Frauen ans Ruder und stellen allein Glanz und Wohlstand des alten Hauses wieder her. Aber das Männerelend setzt sich fort. Vier Stück dieser unentbehrlichen Übel treten der Tochter Gunvor nahe, aber jeder wieder in anderer Art ist minderwertig, besonders am Charakter. Es ward kein Gehilfe für sie erfunden; daran geht sie zu Grund. Das Buch ist ein rechter Anti-Strindberg, eine Genugthuung für den Frauenstolz, der durch jenen Weiberhasser etwa verwundet wäre; übrigens kann durch solche Angriffe ins allgemeine der Stolz des bedeutenden Individuums, da es keinerlei Corpsgeist hat, auch nicht den des Geschlechts, nicht verwundet werden. Von Alvilde Prydz kenne ich außer dem genannten keins ihrer zahlreichen Werke und kann darum nicht sagen, ob die Verherr-

lichung des Weibes auf Kosten des Mannes (so wie bei Strindberg das Gegenteil) eine allgemeine Tendenz ihrer Schriftstellerei ist. Es scheint wohl so. Jedenfalls aber ist anzuerkennen, daß eine edle Gerechtigkeit in dem Buch lebt, die bei Strindberg leider fehlt. Der große Schwede ist einseitig und übertrieben, man fühlt bei ihm immer den persönlichen Haß, die Rachsucht infolge persönlicher Unannehmlichkeiten mit dem Weib. Dagegen der Gunvorroman ist ein objektives Buch. Die männlichen Charaktere sind ebenfalls mit künstlerischer Liebe geschaut, sie haben auch liebenswürdige und selbst bedeutende Züge. Gunvor macht wiederholt Versuche, als echtes Weib sich dem Mann entgegenzuneigen, ihn ihren Herrn sein zu lassen; sie thut sich fast Zwang an, um die Fehler des Geliebten als Vorzüge betrachten zu können. Persönlich möchte sie, aber der Gott in ihr will nicht; der mystische Weibinstinkt sagt: nein, der ist's nicht wert, deiner Kinder Vater zu sein, er ist kernfaul. Diese Wendung nimmt die unvermeidliche Tragödie des überlegenen Menschen, wenn er ein Weib ist.

Gunvor ist ein tiefes und bedeutendes Buch; an solchen Gaben mäkelt man nicht gern, sonst wäre zu sagen, daß das bloße Andeuten und Erratenlassen öfters zu weit geht und Unklarheit verursacht. Aber eine Bemerkung über den Verdeutscher ist unerläßlich. E. Brausewetter hat schon so viele ausgezeichnete Sachen recht verdienstvoll übersetzt, aber alle sind beschmutzt durch gewisse stilistische Lotterigkeiten. Hat man ihn noch gar nie aufmerksam gemacht, daß er bei irgendeinem Sprachlehrer z. B. eine kleine Vorlesung über oratio obliqua hören müsse? Dann würde er nicht mehr den Inhalt eines Briefes so berichten: „die Reise hätte ihn angegriffen und es wäre ganz unbegreiflich, wie kolossal eigentlich der Stoff sei, wenn man näher zusah," statt: habe . . . . . sei . . . . . sehe. „Hätte" ist Irrealis und heißt immer: sie hat nicht, sie hätte nur, wenn u. s. w. Und so noch manches. Ich weiß wohl, das sind Dinge, die nicht die Hälfte der Schriftsteller recht macht. Aber darum muß man es ihnen sagen, und sie müssen Grammatik studieren; sonst verhunzen sie ihre Bücher und, was schlimmer ist, die Sprache, unser Handwerkszeug. Christaller.

Der kleine Herr Friedemann von Thomas Mann. (Berlin, S. Fischer, 1898.)

Das sind mit die besten deutschen Geschichten, die man seit Saars Novellen bei uns lesen kann. Mit einer sorgfältigen, ich möchte sagen gravitätischen Deutlichkeit, sehr unjugendlich und in rührender Lust am Erzählen sind sie von einem überaus gescheiten Dichter zu eigener Freude geschrieben. Eigenartig, seltsam, in klarem bewußtem Deutsch kommen sie bescheiden und siegen, ja sie reißen hin, sie überwältigen; soviel Schönheit, Wahrheit, Lebenüberwinden und einnehmende Traurigkeit sind in ihnen. Kein Buch seit dem ersten Auftreten der D'Annunzio, Nansen und Tschechoff hat einen ähnlichen Eindruck auf mich gemacht. Man muß sich den Autor merken; er ist ein reiner, sicherer, erfahrener Künstler. Richard Schaukal.

Bibliothek für Bücherliebhaber. (Fischer u. Franke. Berlin W. 35.) (Bisher erschienen: E. T. A. Hoffmann, Doge und Dogaressa. — Heinrich, Von echtem Schrot und Korn. Vier Erzählungen aus Deutschlands Vergangenheit. — A. Ohorn, Rübezahl. — Andersen, Glückspeter. — Heine. Sein Leben in seinen Liedern. Ein Breviarium zum 100. Geburtstage, herausgegeb. von Richard Schaukal.)

Man muß den Liebhaber und schätzenden Kenner auf diese kleinen Prachtstücke geschmackvoller Buchausstattung weisen. Es ist ja in erster Hinsicht der rühmenswerte Zweck der aufmerksamen Verlagshandlung, das Buch an sich, das Buch als Zierde in unserem teilnahmslosen Publikum endlich zur Geltung zu bringen. Daß die Wahl des Inhalts für diese zierlichen,

sorgfältigen Rahmen auch rein buchhändlerische Tendenzen äußern mußte, war vom künstlerisch-freien Standpunkte des Genießenden zu beklagen, aber vom Gesichtswinkel des Geschäftsmannes nicht unverständlich. Immerhin ist schon dieser wunderliebe, zierlich geschnörkelte, zart-wundersame Hoffmann eine That. Könnte doch dieser allerfeinste, so wenig gekannte Meister mit allen seinen seltsamen, grotesken und anmutig-lieblichen Schöpfungen in so prächtiger, kostbarer Gewandung wieder ins Licht steigen! R. Schaukal.

G. v. Beaulieu: Sein Bruder. (Berlin, S. Fischer.) 96 S.

Emmy von Egidy: Marie-Elisa. (Dresden, E. Pierson.) 279 S.

Korfiz Holm: Schloß Übermut. (München, A. Langen.) 157 S.

Georg Freih. v. Ompteda: Weibliche Menschen. (Berlin, Fontane u. Co.)

Wäre Beaulieus „Sein Bruder" in einem weniger litterarischen Verlage, etwa dem der „Gartenlaube", erschienen, könnte man sich die Besprechung sparen. Die Einreihung dieser Novelle in die „Kollektion Fischer", die seither nur mit wirklichen Dichtern (Hartleben, Janitschek, Altenberg) und wirklichen Schriftstellern (Bahr, Bang, Land, Nansen) aufgewartet hat, zwingt zu einem kritischen Spruch. — G. v. Beaulieu hat sich mit dieser Arbeit nicht als litterarische Persönlichkeit auszuweisen vermocht. Es fehlt ihr jede Spur von individueller Auffassung des Lebens und der Kunst, jede schöpferische Eigenart. Die Psychologie ist von einer kindlichen Unzulänglichkeit, der Vortrag stellenweise geradezu schlecht, die Erfindung gleich Null. Nur künstlerisch ganz anspruchslose Leser können sich durch den glitzerigen Aufputz über den Mangel jeglichen Feingehalts an Poesie und Stil hinwegtäuschen lassen. Mit einem Wort: „Sein Bruder" gehört nicht in die Litteratur, selbst als Unterhaltungsschreiberei ist das elegant ausgestattete, mit künstlerischem Titelblatt gezierte Buch nur minderwertige Dutzendware. Diese Art der buchhändlerischen Darbietung ist eine Irreführung des Publikums. Eine reelle litterarische Firma sollte sich dergleichen nicht zu schulden kommen lassen. Ist's nicht so?

Mit Emmy von Egidy erscheint ein neuer Name in der glänzenden Reihe moderner deutscher Dichterinnen — und eine neue, starke Persönlichkeit. Die Anfängerin merkt der geübte Leser erst am Schluß an der Mühe, die sich die Verfasserin giebt, ihre Geschichte zu einem befriedigenden Ende mit schönem Ausgang zu bringen. Das Eheproblem ist durchaus modern gesehen und durchaus groß und ernst erfaßt. Mit schärfsten Augen und feinster Empfindung wird die Entwicklung geführt und tadellos herausgearbeitet. Die Charakterdarstellung ist mustерhaft, ebenso die Milieuschilderung. Die Handlung spielt sich in der aristokratischen Welt ab, in einem kleinstaatlichen deutschen Kulturwinkel. Für diese Welt hat die Verfasserin den überraschend reizvollen neuen Ton gefunden, fern von aller herkömmlichen Musik. Wäre Emmy von Egidy nicht der Versuchung unterlegen, mit einer lieblichen Kadenz auf der Friedensschalmei zu schließen, daß man alle Engel im Himmel musizieren hört, ihr Werk wäre vollkommen. Es ist nicht anzunehmen, daß die so kluge Verfasserin aus einem psychologischen Zwang gehandelt und ihre Hauptfigur nicht völlig klar durchschaut habe. Der Schluß war ihr höchstens symphonisches Bedürfnis. Anzunehmen, daß sie aus tendenziösem Willen ihn gewählt, hieße ihrem Künstlergeist, der in allem Vorausgegangenen so mächtig und unbefangen gewaltet, Unehre anthun. „Marie-Elisa" ist ein großer Wurf.

Der Sammelband „Weibliche Menschen" von Ompteda bietet sehr interessante, aber künstlerisch sehr ungleichwertige Arbeiten. Das beste Stück ist wohl „Selma", die mit köstlichem Humor erzählte Geschichte eines dummen, häßlichen Dienstmädchens. Man staunt über die Menschen- und Sachkenntnis, die der Er-

zähler mit ansteckender Lustigkeit zum Besten giebt. Wenige männliche Autoren dürften sich in der Ausarbeitung dieses „weiblichen Menschen“ mit dem Freiherrn v. Ompteda messen dürfen. In der „Principessa“ gönnt er sich die Abwechselung, in allen Finessen des vornehmen Jagdsportes zu schwelgen. Von den geringen Stücken das unbedeutendste ist „Ein Wiedersehen“. Dergleichen nach dem Zeitungsabdruck in den Sammelband aufzunehmen, pflegen sonst nur Autoren zu thun, die dem professionellen Skribenten- und Buchmachertum verfallen sind.

Korfiz Holm ist aus dem Schriftstellerkreis des „Simplizissimus“ herausgewachsen. Das Bemühen, um jeden Preis sich neu und apart zu geben, scheint dem Holm'schen Werk nicht zum Vorteil gediehen zu sein. Das Talent des Verfassers vermag sich im Gesuchten nicht frei und breit zu entfalten. An einzelnen Stellen glaubt man förmlich zu fühlen, wie es nach Luft schnappt. Es ist nicht in seinem Elemente. Der weniger kundige Leser, fremd den Geheimnissen moderner Originalitätsquälerei, muß dabei fast den Eindruck der Dilettantenhaftigkeit, der technischen Ungeschicklichkeit empfangen. Einmal, nichtwahr, hat unser großer, bis zur Selbstvernichtung ehrlicher Nietzsche so sorgenvolle Worte über das Herauskommen der Schauspielerei in den Künsten gesprochen — erinnern wir uns? Wo man erst die Gebärden hat und hat noch nicht die Gedanken und Gefühle und Werke dazu? Und dann sucht man sie und nimmt was man kriegen kann und modelt's nach den Schauspielergebärden? Beim Lesen und Durchprüfen des Holm'schen Werkes und ähnlicher Arbeiten seines Kreises erschrickt man fast, daß das Attentat wider die Natur der Kunst, die schauspielerische Vergewaltigung ihres innersten heiligen Wesens schon im Gange sein und unter den jüngsten Talenten Opfer gefordert haben könnte. Dieses Stocken und Straucheln im Technischen, dieses Luftschnappen im Seelischen — fände es damit nicht seine einfachste Erklärung? Bei Frank Wedekinds und Jakob Wassermanns letzten Veröffentlichungen' und nun wieder bei Korfiz Holms Erstling dasselbe Phänomen, das die nämlichen, sagen wir mild: die nämlichen Besorgnisse auslöst. Handelte sich's nicht um die wahrhafte neue Kunst und um produktive Talente, denen man Zukunft und wachsenden Glanz wünscht, wäre weiter kein Wort darüber zu verlieren. Ich griff noch einmal zu Emmy von Egidys „Marie-Elisa“, um mir den Unterschied in der Problem-Stellung und Durcharbeitung des künstlerischen Lebensbildes recht anschaulich zu machen und dann vielleicht doch noch Grund zu einem uneingeschränkteren Lob der Holm'schen Arbeit zu finden. Meine Anstrengung war umsonst. Den moralistischen Ausgang im Egidy'schen Buche mag ich nach so scharf tadeln, die moralinfreie Kunst Holms wird dadurch nicht um ein Körnchen schwerer und bedeutender. Übrigens: Was heißt hier moralinfrei? In der Holm'schen Darstellung wird mit der schauspielernden Mimik immoralistischer Überlegenheit (im Sinne Nietzsches ungefähr) der Leitsatz variiert: Lump bleibt Lump. Und Lumpe sind sie alle, der Maler Rudolf, der Musiker Hermann, der Baron und Großgrundbesitzer Ullow, die Damen Mendier, Mutter und Tochter, wenn auch verschieden grundiert und schattiert. Die zweifelhafte Helene wird dem Leser auch nur als eine „sauere Reaktion“ vorgestellt. Ist das nun nicht auch moralistische Tendenzmache, wenn auch im negativen Sinn, überall das moralische Leitmotiv durchklingen zu lassen? Ist das wahrhaftige Überlegenheit über die Spießermoral? Wird nicht auch, wenigstens durch die Blume, ein Lumpenhund von dem andern abgethan? Eins hätte die Holm'sche Kunst zu retten vermocht: Humor, geniale Sonnigkeit, geistvolle Heiterkeit. Diesen rettenden Humor suchte ich mit Eifer in dem Buche und fand kaum schüchterne Anläufe. Ompteda ist ein Krö-

fus an Humor neben dieser Dürftigkeit. Auch Egidy hat wenig Humor, aber sie hat etwas, das freilich durch die Familienblätter-Unkunst arg in Verruf gekommen: Gemüt. M. G. Conrad.

Rudolf Strauß. Mädchen und Frauen. Novelletten. (Verlag von Leopold Weiß, Wien.)

Auf dem Titelblatte dieses Buches prangt eine Zeichnung von Max Sievogt: Ein Strauß jagt in vollem Laufe dahin und wird von einer auf einem Rade stehenden halbnackten Muse mit Mühe nur gezügelt. Dieses Bild giebt das Wesen des Rudolf Strauß. Halb verschleiert ist seine Darstellung. In Andeutungen und halben Worten entzieht er gewagten Stoffen das Peinliche. Etwas von der Weise des Maupassant spiegelt sich in diesen fein pointierten Novelletten, die in bunten Bildern allerlei ernste und heitere Ausschnitte des farbigen Lebens bieten. Daß es wirkliches Leben ist, was in diesen kurzen Geschichten pulst und hämmert, das ist der große Vorzug, den sie haben. Die drohendste Gefahr, welche die Pointe mit sich bringt, liegt, wie ich glaube, darin, daß sie den Novellisten nur zu oft verführt, ihr zuliebe die Charaktere nicht wie sie dem Leben, sondern wie sie der Idee entsprechen, zu bilden. So wird zumeist dem Werke alles Wahre, alles Echte genommen. Ein falscher unwirklicher Zug wird in das Werk hineingetragen, der die Erzählung jeder Größe beraubt. Wie gesagt, es ist Rudolf Strauß geglückt, diese Klippe zu vermeiden. Was er bringt, übt nie den Eindruck des Gemachten. Die Handlung wächst organisch aus den Gestalten, aus ihrem Wesen, aus ihrem innern Sein hervor. Durchaus modern, durchaus auf dem Boden der heutigen psychologischen Litteraturbasis stehend, verlegt Strauß diese Handlung stets in Gebiete, die eine reiche Entwicklung seelischer Analysen ermöglichen. Alle Nuancen der Liebe, welche Egoismus ist, alle dunklen und hellen Farben der Leidenschaft, die zu vergnügten Ehebrüchen und düsteren Tragödien führt, weiß er in gedrängter Form klar und leuchtend auszudrücken. Aber es sind nicht nur die großen Gefühle, die er vollends beherrscht, auch die feine Sensibilität der dekadenten Psyche, die zitternde Empfindlichkeit des Niedergang-Menschen vermag er glaubhaft hinzustellen. So ist das Novellettenbuch „Mädchen und Frauen“ von Rudolf Strauß ein durchaus modernes Buch. Es steckt viel Talent darin und eine ausgeprägte Eigenart. Adolph Donath.

Pipara. Histor. Roman von Guido List. Leipzig, Litt. Anst. (Aug. Schulze). 2 Bd. 383 S. Preis 6 Mk.

Obzwar ich die fast allgemeine Voreingenommenheit gegen den Historien-Roman nicht im geringsten teile, bin ich denn doch kein unbedingter Freund dieser Dichtungsart, ja, es giebt Fälle, wo ich die blanken Thatsachen, das dürre Stoffmaterial der Geschichte einer dichterischen Einkleidung und Ausmalung aufs Entschiedenste vorziehe. Nur ein Beispiel: Jul. Wolffs „Das schwarze Weib“; nach keiner Seite hin: eine Vertiefung, nirgendwo: eine bedeutende Perspektive, nicht ein straff gezeichneter Charakter — die nüchternen, technisch wie gedanklich unbeholfenen Darstellungen der Annalisten über die unglückselige Erhebung der deutschen Bauern von 1525 geben trotz aller Armseligkeit von der „schwarzen Hofmännin“ ein grandioseres Bild als unser Dichter. Wie farbenprächtig ist Jean Froissarts „Chronique de France d'Angleterre, d'Espagne et d'Écosse“, die nichts anderes bietet als bloße Beschreibungen von Fehden, Festen, Staatsaktionen u. s. f. Weich einen gewaltigen Ausdruck erschließen Philipp de Comines' „Memoires pour l'histoire de Louis XI.“!

Also straffe Charakteristik, Vertiefung der Handlung und eine große Perspektive wären etwa die Haupterfordernisse dieses Genres. Muster- und Meisterleistungen historischer Dichtung sind

meiner Ansicht nach: W. Scotts „Quentin Durward“ und „Ivanhoe“, Flauberts „Salammbô“ und Freytags „Ingraban“. Den Werken Dahns mangeln die Erfordernisse einmal mehr, einmal weniger, in seinen letzten Arbeiten ward der Stoff zur Hauptsache. Ebers' Historien-Romane entbehren so ziemlich durchaus aller Eigenschaften, die mir einen sog. „antiquarischen“ Roman wert machen können — virtuose Mosaikarbeiten, sonst nichts weiter.

Der Zeitraum, in dem sich Lists „Pipara“ abspielt, zeigt den Verfall des römischen Imperiums am deutlichsten. Kaum zehn Jahre nach der pomphaften Feier des 1000jährigen Bestehens der ewigen Stadt (248) kracht der Koloß in allen seinen Fugen. Bald da, bald dort Empörungen, einmal eines Präfekten, der den Kitzel verspürt, semper Augustus zu heißen, dann wieder dieses oder jenes geldhungrigen Söldnerhaufens, die Cäsaren fast ganz von den nichtswürdigen Kriegerbanden abhängig, der Senat feil und faul, das Volk verlottert, und an den Grenzen allenthalben drohende Heerwolken germ. Völker, die hin und wieder sich entladen. Diese Zeit hat Herr List im allgemeinen treffsicher, wenn auch nicht farbenprächtig gezeichnet. Am besten gelang es ihm, den elenden römischen Senat, die einstige Versammlung von Königen zu schildern, dieses Gesindel von Strebern, Speichelleckern, Strohköpfen und Lüstlingen, das auf die erste Nachricht vom Tode des strengen Kaisers Gallienus (260—268), dessen Namen aus den Festen streicht und ihn als fluchwürdigen Tyrannen brandmarkt, um einen Augenblick danach, da der neue Imperator (Claudius II.) das Andenken seines Vorgängers unter Zusicherung ausgiebiger panes et circenses hochzuhalten befiehlt, den schändlich Hingemordeten als göttlich u. s. f. ausschreit. Von den Charakteren der einzelnen Personen gilt im allgemeinen dasselbe. Vornehmlich ist es eine Gestalt, die man als großartig dargestellt bezeichnen darf: Kaiser Valerianus — ein Prunkstück von Charakterisierkunst! Die (allerdings nur scheinbare) Ruhe, Gleichmütigkeit des greisen Imperators, der inmitten der aufregendsten Momente nach seiner unzertrennlichen Fruchtschale greift und daraus, ganz in der Art eines Feinschmeckers, die köstlichste Feige wählt, um sie mit der größten Andacht zu verspeisen, dabei jedoch jede Bewegung unter den Anwesenden wahrnimmt und weitreichende Pläne überdenkt — ist ohne Frage meisterhaft zum Ausdruck gebracht. Ihm nahekommt der täppische Quade Kabolz, der seinen ehrlichen deutschen Namen sofort, nachdem er Centurio geworden, in Kaboltius verwandelt — ein prächtiger Typus deutscher Fremdsucht. Die Gestalt der Titelheldin hingegen erscheint anfänglich ziemlich schattenhaft und wächst erst gegen Schluß; leider ist die äußere Schilderung derselben durchaus konventionell, schablonenhaft. Sehr unsichere Züge trägt auch ihr Gemahl Gallienus. In Bezug auf die Charakterisierung des sog. Lebens bietet Herr List viele hübschdurchgeführte Details, z. B. die Landerwerbung, die Befragung der Orakel, das Hauswesen, Ceremonien rc.

Eine Vertiefung der Handlung fehlt ganz und zur Erschließung einer großen Perspektive sind nur geringfügige Anläufe vorhanden. Der Gesamt-Eindruck des Romans ist demnach kein bleibender, und das ist jammerschade bei so zahlreichen künstlerisch-ausgearbeiteten Einzelheiten, die davon zeugen, daß der Autor für diese Dichtungsart veranlagt ist.

Zum Schluß noch ein paar Kleinigkeiten. Herr List hat einem Adepten des Historien-Romans gegenüber in seiner „Kritik“ behauptet: in einem historischen Roman müsse jedes Wort wahr sein. (!!) Ich weiß nicht, ob Herr List damit die Wahrheit an und für sich, oder nur die innere Wahrheit (Glaubwürdigkeit) gemeint hat, indes so viel ist sicher, daß hier, in der „Pipara“, gegen beide Arten der Wahrheit gesündigt wird. Wie bekannt, ward Kaiser Valerianus vom

nenpersischen König Schapur gefangen genommen und verschwindet seitad spurlos aus der Geschichte. Herr List läßt nun den Imperator durch Markomannen befreien, und zwar durch König Attal, den er eigens zu diesem Zwecke von Mähren aus nach dem Partherlande expediert. Das ist weder an sich wahr, noch kann es auf Glaubwürdigkeit Anspruch erheben. Noch eines: Herr List liebt den archaisierenden Ton in einer Weise, die geschmacklos wird. Ausdrücke, wie „Was ist ihr Gehren?" (statt: Begehren), oder „gewuchtig" (statt: wuchtig) klingen zwar urgermanisch, verletzen aber unser Sprachgefühl, und Herr List schreibt ja doch für uns und nicht für die Zeitgenossen des seligen Attal! Übrigens: im Wesen, und nicht im Wort liegt das Germanische. Dingeichen, wie „kußlich Mäulchen" sind geradezu läppisch. Auch mit den an journalistische Fixigkeit mahnenden Abknappungen, wie: „wenn ich drei Horn im Leibe" (ergänze: habe) und „was für ein gediegener Zankstiller der kehlendorrende Durst" (erg.: ist), kann ich mich nicht befreunden. Hinsichtlich des mit Leidenschaft angewendeten Stabreims habe ich mancherlei Bedenken, die ich aber nicht weiter erörtern will — des Raumes wegen. Ein Zuruf à la: „Schieße den Schaft, du Schuft!" wirkt unter allen Umständen entsetzenerregend. Wenn die alten Germanen in Wahrheit so gesprochen haben, verdienten sie die Bezeichnung: Barbaren, mit vollem Fug.

Trotz alledem möchte ich das Buch empfehlen, man kann daraus viel des Schönen und Guten lernen.

Staus v. d. March.

Rainer Maria Rilke: „Am Leben hin". (Stuttgart, 1898, Adolf Bonz & Co.)

Rudolf Lindau: „Der Fanar und Mayfair." (Berlin, 1898, F. Fontane & Co.)

Rainer Maria Rilke hat mit seiner Novellen- und Skizzensammlung: „Am Leben hin" nur den großen Markt der Durchschnittsware bereichert. Man liest diese kleinen Feuilletons vielleicht mal gelegentlich auf einer Eisenbahnfahrt herunter, wenn man gerade nichts Besseres zu thun hat, und hat das Vergnügen, keine weiteren Kopfbeschwerden nach dieser harmlosen Lektüre zurückzubehalten. Irgend eine von diesen elf Skizzen besonders hervorzuheben, dürfte schwer halten, da alle an poetischer Gehaltlosigkeit und Unbedeutendheit miteinander wetteifern.

Rudolf Lindau ist einer jener bekannten Vielschreiber, welche zu glauben scheinen, daß die Leihbibliotheken eingehen würden, wenn nicht Jahr für Jahr ein Werk aus ihrer mehr oder weniger unberufenen Feder erscheinen würde. Der vorliegende Roman: „Der Fanar und Mayfair" läßt seine 396 Seiten in Konstantinopel, Thracien und London spielen. Die handelnden Personen sind englische Aristokraten und eine ehrwürdige Fanarioten-familie, die ihren Ursprung aus der byzantischen Kaiserzeit zurückführt. Der Fanar Aleko Nikusi heiratet die englische Lady Maud Elmhurst, welche mit dem reichen Griechen sehr unglücklich wird, da sie ihren Vetter liebt. Dagegen wird ein anderer Engländer, der Lord Harry Midford, mit der Cousine Alekos, der Hypatia Nikusi, sehr glücklich. Die Schilderung dieser beiden Eheleben ist die ganze, schale Fabel des dickleibigen Bandes. Kühl und kalt weht es aus dem Buche entgegen, frostig und korrekt ist alles, was uns erzählt wird. Selbst ein rein ethnographisches Interesse wissen uns nicht einmal diese Zeilen abzuzwingen.

Ludwig Lessen.

Die alte Stiege. Novelle von Susi Wallner. (Leipzig, Litterarische Anstalt August Schulze.)

Dieser schmale kleine Band ist das erste in Buchform erscheinende Werk einer jungen Schriftstellerin, die sich durch manche in österreichischen Blättern erschienenen Arbeiten im engeren Kreise bereits eines guten Namens erfreut. Nun ist auch die große deutsche Leserwelt in die Lage gesetzt, ihre Bekanntschaft zu machen, und sie wird in dem kleinen Buche ein Talent erkennen,

das tief und zart zugleich ist. Man kann sie, was die ehrliche und offene Darstellung mädchenhaften Empfindens anlangt, ruhig in die Reihe jener Frauen stellen, der Gabriele Reuter, Meyer-Förster, Fanny Gröger u. s. w., die die deutsche Frauenlitteratur aus dem Zuckerwassersumpf wieder in das helle, herbe Sonnenlicht emporzurücken bestrebt sind. Die Motive ihrer Erzählung sind schlicht und ungesucht, eine wehmütig ausklingende Herzensgeschichte, die hundertemale schon den Frauen die Feder in die Hand gedrückt haben mag. Aber auf all den angehäuften Wust von Unwahrscheinlichkeiten und übertriebenen, auseinandergezerrten Verwicklungen hinauf, die das ständige Milieu alter und neuer Marlittiaden bilden, ist gerade die ungekünstelte Einfachheit wohlthuend und erquickend. Wir sahen es ja im ganzen Entwicklungsgang unserer modernen Litteratur, daß viele, was Inhalt und Menschen betraf, von vorne anfangen mußten, um wirklich etwas zu schaffen, das einer neuen Zeit und neuen Auffassungen entspricht. Diesen will auch die Autorin der „Alten Stiege" entgegenkommen. Geradheit und natürliche Scheu vor allem Konventionellen, das bisher einem Mädchen so oft als das Um und Auf aller sittlichen Grundsätze gelten mußte, verbindet sich dabei mit einer hübschen, gefälligen Form, die, wenn sie etwas konzentrierter und straffer werden wird, gewiß auch für ein größeres Werk ausreichen wird. Denn ein solches dürfen wir von Fräulein Wallner gewiß erwarten. Vieles in diesem ihrem ersten Buch deutet darauf hin, daß ihre Begabung stark genug ist, um einen ernsten, modernen Roman aus dem deutschen Frauenleben zu schreiben. Ernst und modern, — abseits von der breiten, ausgetretenen Straße, auf der so viele einem Ziel entgegengehen, das weit, weitab von all dem liegt, was eine deutsche Litteratur, deren sich die Zukunft nicht zu schämen brauchen wird, erreichen will.

Hugo Greinz.

Philosophie.

Die Untrüglichkeit unserer Sinne. Zwei Teile in einem Bande. I. Was ist Wahrheit? II. Optische und Malerstudien. Von L. Glahn. (Leipzig, 1898. Verlag von Hermann Haacke. Preis 4 Mk.)

Der Verfasser dieses Werkes behandelt mit Scharfsinn und Geschick in allgemein verständlicher Weise eine Reihe philosophischer Probleme. Als ein Hauptergebnis stellt er den Satz hin, daß unsere Sinnesorgane die einzigen Ursprungsquellen aller Erkenntnis bilden, daß sie die einzigen Thore sind, wodurch die Außenwelt ihren Einzug in unser inneres Geistesleben hält und demgemäß der Empirismus die einzig richtige Basis aller Forschung ist. Die Menschen sind sonach nicht in der Lage, lediglich durch Denkoperationen neue Wahrheiten zu fördern, sondern dazu bedarf es der Anschauung. Im zweiten Teile behandelt der Verfasser den Bau des Auges, die psychischen Operationen beim Sehakte, das Projizieren des Netzhautbildes nach außen, das Erkennen des Körperlichen, die Lehre von der Perspektive und die Helmholtz'sche Lehre vom binokularen Leben. Er gelangt hier u. a. zu dem richtigen Ergebnisse, daß das Auge allein uns ursprünglich die Anschauung der körperlichen Natur der Welt nicht verschaffen kann, sondern daß wir dazu des Tastorgans bedürfen.

Wer sich für philosophische Probleme interessiert, wird das Werk mit großem Interesse lesen, es sei daher warm empfohlen. A. S.

Volks- und Völkerkunde.

Prof. Dr. Georg Volkens hat die Ergebnisse seines fünfzehnmonatigen Aufenthaltes im Dschaggalande in einem Werke „Der Kilimandscharo" veröffentlicht. (Berlin, Dietrich Reimer. 388 S. 8°.) Hier haben wir zum erstenmal eine aus-

führliche, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Darstellung von Land und Leuten dieses deutschen Gebiets. Freilich ist das Ergebnis seiner Reise nüchtern, denn er ist von Kolonialschwärmerei wie von „freisinnigem" Haß gegen unsere Kolonialpolitik gleich weit entfernt. Die früheren Reisenden, wie Decken, Thomson, Johnston, waren enthusiasmiert von diesem Lande; ruhiger urteilte schon Dr. Hans Meyer, und noch mehr Prof. Volkens, der fast so urteilt wie einst Dr. Widenmann, der schrieb: „Es ist der Kolonie und dem Vaterlande wohl mehr gedient, wenn die an sich bescheidene und arbeitsame Bevölkerung des Kilimandscharo in ihren Lebensumständen gehoben, an größere Bedürfnisse und reichere Produktion gewöhnt wird, als durch den Zuzug von deutschen Landleuten, die nicht finden würden, was sie von dem gelobten Lande erhoffen."

Von Wert erscheint auch Volkens Urteil über die Missionsthätigkeit: „Nie und nimmer werde ich mich zu der Ansicht bekehren lassen, daß ein ostafrikanischer Neger, der das Pubertätsalter hinter sich hat und den man in seiner gewohnten Umgebung beläßt, zu etwas mehr gemacht werden könnte, als zum Scheinchristen." —

Das Interesse für die Sagen- und Liederwelt unseres Landes ist seit den Tagen Herders, Grimms und Uhlands gleich lebendig geblieben. Jährlich erzählen uns dicke Bücher von dem geheimnisreichen Phantasieleben des Volkes. So hat E. Schloz in seinem „Schwabenalb" (Wilhelm German, Schwäb.-Hall) allerhand Sagen und Historien zusammengestellt, und sie nur ein wenig zu gebildet verarbeitet; Joh. Adolf Heyl hat mit staunenswertem Fleiß auf ca. 850 Seiten „Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol" gesammelt (Buchhandlung d. kathol.-pol. Preßvereins, Brixen). Sommer für Sommer, viele Jahre lang, hat er mit treuer Ausdauer dieses Material aus erster Quelle gesammelt. Er kennt auch die einschlägige Litteratur und hat sie in kenntnisreichen Anmerkungen und Nachweisen gut benutzt. Wenn er auch den einfachen Stil des Volkes oft beibehalten hat, so hat er doch vieles leider aus Scheu vor Derbheiten — als ob Volkspoesie ohne solche möglich sei — weggelassen. Nicht minder lobenswert sind Otto Schells „Bergische Sagen" (Elberfeld, Baedeker'sche Buchhandlung, 4,50 Mk.). Dr. Fr. S. Krauß, einer der ersten Folkloristen Österreichs, hat das Buch eingeleitet. In der That liegt hier eine köstliche Sammlung aus einem starkbevölkerten Industriebezirk vor und beweist, daß auch mitten im Gedröhne der Maschinen das Volk seine Poesie behält und forterzählt. Ausgezeichnet ist das Material, das Schell zu Vergleichen heranzieht. Man schätze solche Arbeit an unserer nationalen Volkskunde nicht gering. „Ihr Ziel ist," um mit Simrock zu reden, „das Herz der Nation. Wenn da einst unsere alte Dichtung ihre Stätte wiederfindet, dann ist Dornröschen aus dem Zauberschlaf erweckt, dann schlägt der dürre Baum auf dem Walserfelde wieder aus, dann hängt der alte Kaiser seinen Schild an den grünen Ast, dann wird die Schlacht geschlagen, die auch die letzte unserer verlorenen Provinzen an Deutschland zurückbringt ...... Die Geschichte muß dem Volk, wenn auch nur in Gestalt der Sage, gegenwärtig bleiben, wenn es nicht vor der Zeit altern soll."

Ein „Livländisches Sagenbuch" hat Dr. Fr. Bienemann jr. beschеert (Reval, Franz Kluge). In lettischer, esthnischer und russischer Sprache gab es bereits solch ein Büchlein, jetzt erst hat Bienemann sich das Verdienst erworben, den Deutschen der russischen Ostseeprovinzen zu zeigen, wie reich ihre Sagenwelt ist. Freilich umfaßt sie nur lokale und historische Sagen; vielleicht entschließt sich der Verfasser und sammelt noch eines Tages alle mythologischen Traditionen Livlands. Dann wird er auch erkennen, daß sein Prinzip, nur Gedrucktes zu sammeln, verfehlt ist.

Dr. Hans Taft.

Kunst und Ästhetik.

Ästhetik der Städte von Ch. Buls. Deutsch von Ph. Schäfer. (Verlag von Emil Roth, Gießen. 1898. 1 Mk.)

Wenigen mag es so sehr wie den Bürgermeistern der belgischen Städte zur Amtspflicht werden, sich mit der Ästhetik des Lapidarstils zu befassen. Brüssel und Antwerpen, Gent und Brügge mit ihren wunderbaren Baudenkmalen, zwischen denen ein überreiches neues Leben flutet, streben nach Veränderung, die doch nicht zur Zerstreuung des Erhaltenswerten führen soll; zwei bei- und durcheinander wohnende Nationen bringen eigenartige Neuschöpfungen hervor, welche im großen Städtebild mit einander versöhnt werden sollen. Nicht leicht ist es, in solchen Fällen das entscheidende Wort zu sprechen. Darum hat Buls die Grundsätze, von denen er sich als Bürgermeister von Brüssel leiten ließ, in der vorliegenden Schrift dargelegt. Er exemplifiziert häufig auf Brüsseler Verhältnisse: dennoch wird auch der, welcher die belgische Hauptstadt nicht kennt, das Büchlein mit Nutzen lesen, zumal wenn er durch einen Plan von Brüssel die Lektüre illustrieren will.

Buls nennt sich in ästhetischer Hinsicht einen Schüler der Deutschen, und leitet daraus und aus seiner vlämischen Abstammung jenes Streben nach individueller Ausgestaltung her, das er zum Ausdruck bringt. Aber er ist weitherzig genug, neben der Idee, die sich ihr Kleid schaffen soll, den Drang und Zwang der äußeren Verhältnisse als wichtigen Faktor anzuerkennen. Die schönsten Motive wird nach Buls der Künstler finden, welcher bewußt nach Harmonie von Form und Bestimmung der Bauten und der Straßenkomplexe strebt. Diese Harmonie darf freilich keine solche sein, die nur auf dem Zeichenbrette des Ingenieurs oder für den über der Stadt schwebenden Luftschiffer sichtbar ist, sie muß klar heraustreten auch aus der Fülle der vertikalen Gliederungen, sie muß vom Blicke umspannbar bleiben und darf doch nie abgelöst von der weiteren Umgebung erscheinen. Deshalb rät Buls, mit dem System der rechtwinkligen Straßenzüge zu brechen und der Diagonale, ja selbst der krummen Linie eine gewisse Pflege angedeihen zu lassen: als ein Mittel gegen die moderne Langeweile in den Städteanlagen darf dieser Vorschlag auf Beachtung kunstsinniger Naturen rechnen. Dr. G.

Der Kunstverlag von H. Sager & Co. (Paul Sonntag) Berlin W., Leipziger Str. 26, hat soeben eine in Kupfer geschabte Wiedergabe des bekannten Bildnisses der Madame Récamier von François Gérard herausgegeben. Seit Sardou in seiner „Madame sans Gêne“ das Empire wieder hat aufleben lassen, hat man in unserer Gesellschaft ein wenig Schwärmerei für diesen Stil, und es ist vielleicht eine kleine Konzession an den Zeitgeschmack, daß der Verlag dieses Bild hat erscheinen lassen. — Die Wiedergabe von F. A. Boerner ist eine so vortreffliche, daß man sie als ein ungemein wertvolles Kunstwerk für Geschenkzwecke warm empfehlen kann. In den feinsten Tönen ist das Vorbild wiedergegeben und in vollster Lebendigkeit wirkt das wundervolle und eigenartige Antlitz dieser rätselhaften Schönen aus der Empire-Zeit. Namentlich erzeugt die Behandlung der Falten mit der ganz einzigen Linienführung den Eindruck höchster Naturtreue. Für Kenner wird dieses Blatt eine wertvolle Bereicherung ihrer Sammlungen sein. R. Gl.

Litteraturgeschichte.

Studien zur Theorie des Reimes. Erster Teil. Von Dr. Alexander Ehrenfeld. (Zürich, E. Speidel, 1897. Abhandlungen, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich I. — XVI. und 123 Seiten gr. 8°. 2,50 Mk.)

Der vorliegenden ersten Hälfte von Ehrenfelds Darstellung bin ich mit immer wachsendem Anteil gefolgt, mit reiner Freude an dem weiten Blick, an dem origi-

nellen Ausdruck und an der sicheren Beherrschung des Materials, mit dem Gefühl schließlich, daß mir der Verfasser, von dem ich nie etwas gehört hatte, ein lieber Bekannter geworden sei. Und das Buch enthält doch nur eine Besprechung der bisherigen Beiträge zu einer Erkenntnis des Reimes. Trotzdem macht das Büchlein einen persönlichen Eindruck, es läßt sich auch erraten, weshalb. Der Geist Herders ruht auf dem Verfasser, darum stellt er sich seinem Thema nicht als unbeteiligter Beobachter gegenüber, sondern ist mit seinem ganzen Gefühl bei der Sache. Ihm sind die Ideen, von denen er zu handeln hat, nicht etwas Totes, von den Personen Abgetrenntes, er wird zum Geschichtsschreiber des Lebens auf dem Gebiete, das er herausgreift. Das Wesen des Reimes wird zum Symbol eines ästhetischen Prinzipes, das keineswegs innerhalb der Metrik allein wirksam erscheint. Dies verfolgt Ehrenfeld von Herder bis zur Gegenwart, wobei er freilich kaum eine Erweiterung, höchstens eine tiefere Begründung der Herder'schen Ahnungen in der späteren Zeit entdecken kann. Dieser erste Teil soll aber nur das Fundament für seine eigene Reimtheorie bilden. Auf sie dürfen wir gespannt sein, wenn der Verfasser auch noch so bescheiden eigentlich nur eine Annäherung an die Vorgänger verheißt. Der Reim, sein Wesen, seine Formen, seine Entstehung, sein psychologischer Wert für den Genießenden, wie für den Schaffenden, seine mystische Bedeutung, sein Zusammenhang mit anderen ästhetischen Faktoren, sein physiologischer Grund (statischer Sinn), seine Anwendung und Erscheinung, sein Wandel im Laufe der Litteraturentwickelung bieten Probleme genug, die eindringendes Studium verdienen. Es wird nötig sein, auch die im ersten Teile nicht berücksichtigten älteren Einzelbeobachtungen — ich denke z. B. an Elias Steinmeyers Reichsratsrede „Über einige Epitheta der mhd. Poesie" (Erlangen 1889), mit der Thatsache, daß der Reim Neuerungen erleichtere — zu verwerten. Hoffentlich läßt sich dabei der Verfasser auch die vielen interessanten Bemerkungen in Hebbels Tagebüchern nicht entgehen, die für den Reim und die Sprache (vgl. Böhme, „Mitteilungen des deutschen Sprachvereins Berlin". 1894/95, S. 5—16) in Betracht kommen. Möchte Ehrenfeld recht bald die Fortsetzung seiner Studien vollenden.

R. M. Werner.

Lebrecht Dreves. Ein Lebensbild von W. Kreiten, S. J. (Freiburg, Herder, 1897.)

Daß über einen wenig bekannten Dichter ein großes Buch (mit 431 S.) geschrieben wird, erklärt sich bald, wenn man weiß, daß der Besprochene ein Konvertit und der Verfasser ein Jesuit ist. „Als überzeugungstreuer Konvertit ein gültiger Zeuge der Wahrheit", das allein hätte genügt, um in ultramontanen Kreisen geehrt zu werden. Wer freilich nicht Lust hat, die eigentümliche Anschauungsweise der „alleinseligmachenden Kirche" zu beachten, wird beim Lesen des Buches über Dreves keine Freude empfinden. Ob der genannte Dichter „neben Eichendorff und Chamisso" gestellt werden darf, ist sehr fraglich. Der Verfasser, der schon Werke über Molière und Voltaire geschrieben hat, wäre gewiß an Dreves kalt vorbeigegangen, wenn dieser nicht als Konvertit eine besondere Anziehung ausgeübt hätte. Den Litterarhistoriker können nur die persönlichen Verhältnisse zwischen Eichendorff und Dreves interessieren.

H. Solger.

Vermischtes.

J. V. Widmann: Sizilien und andere Gegenden Italiens. Reisen mit Johannes Brahms. (Frauenfeld. J. Huber. 1898. 338 S. 3 Mk. 20 Pf.)
J. V. Widmann: Johannes Brahms in Erinnerungen. (Berlin. Gebr. Pätel. 1898. 180 S. 3 Mk.)

Der Niederschlag eines freundschaftlichen Erinnerungsganges ist das zweite der beiden Widmann'schen Bücher. In edler und warmer Sprache erzählt der geist-

und gemütvolle Verfasser, ein treuer, intimer Freund des hochbegnadeten Komponisten und ausgezeichneten Menschen, von dem ersten Zusammentreffen mit Brahms im Hause des talentvollen Hermann Götz, des Komponisten von „Der Widerspenstigen Zähmung" und „Franzesca von Rimini", von der Stellung Brahms zur Oper und zur Ehe, von dem Aufenthalte seines Freundes in Thun, wo Brahms drei Sommer hindurch Wohnung nahm, von dem gemeinsamen Besuche bei Clara Schumann in Baden-Baden, von dem rührenden kindlichen Verhältnis des Komponisten zu dieser seltenen, edlen Frau, von den herrlichen Tagen, welche die beiden Freunde in Meiningen verlebten, von dem musikalischen und politischen Glaubensbekenntnisse Brahms, von den gemeinschaftlichen Reisen in Italien und vielen anderen Einzelheiten aus dem Leben des zu früh Dahingeschiedenen. Ausführlicher sind die drei italienischen Reisen Brahms mit Widmann in dem ersteren Werke wiedergegeben, das auf den vornehmen, edlen Charakter, das gute, menschenfreundliche Herz und den harmonisch durchgebildeten Geist des ernsten Mannes mit dem kindlich- reinen Gemüte das hellste Licht wirft. Auf Reisen durfte der vielgefeierte und -beachtete Mann ganz Mensch sein und als solcher giebt er sich in diesen drei Reiseerinnerungen, von denen die eine „Eine Frühlingsfahrt durch Sizilien", die zweite „Biglietto circolare No. XIII.", die dritte „Rösselsprünge in Oberitalien" überschrieben ist. Zwei weitere Kapitel, „Aus italienischen Städten und Badeorten" und „Zu Fuß den Lago Maggiore entlang", berichten über Streifzüge, welche der Verfasser allein ausgeführt hat. Das Buch, eine Perle unter den italienischen Reiseschriften, ist Johannes Brahms gewidmet, den auch als Menschen schätzen und lieben zu lernen es keine bessere Anleitung giebt als die Lektüre der beiden herrlichen Schriften J. V. Widmanns. P. Grosse.

Aus Heimat und Ferne. Vier Vorträge von F. Herfurth. (Wien und Hermannstadt, Graeser & Krafft, 1898.)

Der Verfasser, ein evangelischer Pfarrer in Siebenbürgen, ist ein guter Deutscher und so human, daß man ihn gerne hört, auch wenn man seinen Glauben nicht teilt. Er hat viel in Deutschland gesehen und wird besonders in protestantischen Pfarrhäusern gelesen werden. Seine Rede auf St. L. Roth, den Märtyrer der Deutschen in Siebenbürgen, giebt uns Reichsdeutschen viel zu denken. Ich fürchte, daß uns in Österreich-Ungarn ein neues Schleswig-Holstein erwächst. H. S.

Hans Barth: Römische Allotria für Italienbummler. (Zürich, Caesar Schmidt, 1896. 1 Mk. 50 Pf.)

Ein Buch, das jedem Italienbummler eine müßige Stunde mit lächelnder Erinnerung ausfüllt. Des Unterhaltenden ist viel im Buch, mag man auch, wie ich, nicht auf den erotisch-ästhetischen Kanon Hans Barths schwören. Hans Barth liebt Italien, wenn er auch die tausend kleinen Übelstände ergötzlich geißelt und die übliche Ansichtspostkartenlitteratur über Italien durch heitere Karikaturen „in Buschs Manier" unterbricht. Möge er alle die Reisenden abschrecken, die nach Italien nicht kommen, um durch den Anblick fremder Lebensformen ihre enge Beschränktheit weit und frei zu machen, noch um durch die ganze ungebundene Natürlichkeit des Südens — der aus der Not der Bekleidung keine Tugend zu machen hat — von ihrer Prüderie zu genesen. Mögen sie alle daheim bleiben, die dorthin gehn, bloß um dort gewesen zu sein und ihren Bädeker kontrolliert zu haben.

Dr. Eduard von Mayer.

Emporgepeitscht. Von P. R. O'Wickedone. (Zürich, Verlags-Magazin, 1898.) 1 Mk.

Diese Schrift behandelt die sogenannte Judenfrage und giebt manche bittere Wahrheit zu kosten. Wenn sie nur besser geschrieben wäre! Von dem Stil des Verfassers erhält man einen Begriff, wenn man sieht, daß auf dem Titelblatt als dem Inhalt angegeben ist: „Einschmelzen oder Totschlagen? Manchestertum oder Staatsanwinselei? Germania, Gouvernante bei Israels? Die arisch-jüdische Straßenpantomime. Kulturiens Verkrummnäselung" u. s. f. H. S.

Büchertisch.

Vom 25. August bis 10. Septbr. liefen bei der Redaktion nachstehende Bücher ein (Besprechung bleibt vorbehalten):

* * * Der rote Bismarck. Berlin, W. Pauli Nfl. H. Jensch. 8. 16 S.

Dreselly, Anton, Grabschriften. Sprüche auf Marterſäulen . . . Salzburg, Anton Pustet. 8. 170 S. 1,40 Mk.

Elberskirchen, Johanna, Das Weib, die Klerikalen und die Christlichsozialen. Zürich, J. Schabelitz. 8 37 S.

Ermatinger, Emil, und Rudolf Hunziker, Antike Lyrik im modernen Gewande. Frauenfeld, J. Huber. 8. 88 S. eleg. geb. 1,60 Mk.

Felis, Emma, Ein Liebesdrama. Soz. Zeitbild in 3 A. Lpz., Rob. Friese. 8. 120 S.

Feyerabend, Dr. Karl, Katholizismus und Protestantismus als Fortschrittsmächte. Stuttgart, Chr. Belser. 8. 76 S. 1,20 Mk.

Grassi, Michele, Verso la luce. Catania. C. N. Giannotta. 8. 100 S.

Jacobsen, J. P., Gesammelte Werke. A. d. Dän. von M. Herzfeld. Lief. 2—6. Leipzig, Eugen Diederichs. à 0,50 Mk.

Keller, Prof. Dr. C., Die Ostafrikanischen Inseln. Berlin, Schall u. Grund. 8. 188 S.

Lublinski, S., Jüdische Charaktere bei Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig. Litter. Studien. Berlin, S. Cronbach. 8. 120 S. 2 Mk.

Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde. Herr v. M. Grunewald. Heft II. Hamburg, Selbstverlag der Ges. 8. 90 S.

Osterloh, A., Die Sünden der Väter. Roman. Berlin, Albert Goldschmidt. 8. 208 S. 1 Mk.

Pan, Prospektbuch. Inhalts- und Mitglieder-Verzeichnis der 3 Jahre 1895—97. 9 Bogen. Berlin, F. Fontane u. Co. 0,50 Mk.

Penzler, Joh., Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. (20. Dezbr. 1894 bis Ende 1895.) Bd. 6. Leipzig, Walther Fiedler. 8. 409 S.

Pfungst, Arthur, Laskaris. 3. Aufl. Volksausgabe. Berlin, F. Dümmler. 8. 252 S. 2,40 Mk.

Rufer, Johannes, Weg mit der Kunst. Leipzig, W. Friedrich. 8. 16 S.

Schaukal, Richard, Tristia. Neue Gedichte. Leipzig, P. Friesenhahn. 8. 112 S. 2 Mk.

Schmidt-Agricola, M., Litterarische Charakterbilder. Wiesbaden, Lützenkirchen u. Bücking. 8. 204 S.

Schröder, F. A., Hofrat Dr. v. Steidle u. d. Wahrheit im Fall Ziiüg in Würzburg. Leipzig, Alfred Hahn. 8. 62 S. 0,80 Mk.

Sailer, F., Bismarck-Anthologie. 3 Aufl. Lpz., Arwed Strauch. 8. 187 S.

Sonnenblumen. Heft 13—18 (Arent, Carducci, Platen, Tennyson, J. G. Fischer, Baudelaire). Zürich, K. Henckell u. Co.

Souchay, Theodor, Lieder des Lebens. Gedichte. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 8. 176 S. eleg. geb.

Strecker, Karl, Der Sang von Münchgut. 3 Aufl. Bergen a. Rügen, F. Becker. 8. 127 S. geb. 2 Mk.

Viola, Max, O Peccini! Roman. Breslau, S. Schottlaender. 8. 251 S. 3 Mk.

Vollbrecht, Schicksal. Roman. Breslau, S. Schottlaender. 8. 253 S. 3 Mk.

Weber, F., Vom Webstuhl der Zeit. 4 Prosa-Dichtungen. Dresden, E. Pierson. 8. 306 S.

Deutsches Dichterheim, Wien, Nr. 16—17. — Neue Deutsche Rundschau, Berlin, Nr. 9. — L'humanité Nouvelle, Paris, August. — Rivista Politica e Letteraria, Rom, Sept. — Revue Bibliographique Universelle, Paris, August, 2. und 3. Liefr. — Nord und Süd, Breslau, Juli-August. — Die Gegenwart, Berlin, Nr. 34 und 35. — Ethische Kultur, Berlin Nr. 35 und 36. — Die Waffen nieder, Wien, August. — Revista internationale di scienze sociali, Rom, August. — Jugend, München, Nr. 35 und 36. — The Literary World, London, Nr. 1504 and 1505. — Die Zeit, Wien, Nr. 204. — Die Eigene, Berlin-Neurahnsdorf, Heft 1. (Neu!) — Ueber Land und Meer, Stuttgart, Nr. 49. — Preußische Jahrbücher, Berlin, Sept. — Le Correspondent, Paris, 25. August. — Revue des deux mondes, Paris, 1. Sept. — De Holland'sche Revue, Arnheim, August. — Mercure de France, Paris, Sept.

Wir bitten, sämtliche Manuskript-, Bücher- 2c. Sendungen ausschließlich an

Dr. Ludwig Jacobowski, „Schriftleitung der Gesellschaft“
Berlin S.W. 48, Wilhelmstr. 141

zu senden. Unverlangten Manuskript-Sendungen ist stets Rückporto beizufügen.

Leipzig, Querstraße 23. — **Verlag der „Gesellschaft“. Hermann Haacke.**

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin.
Verlag der „Gesellschaft“: Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Carl Otto in Meerane.

Die Gesellschaft

Halbmonatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Herausgegeben

von

M. G. Conrad und **L. Jacobowski.**

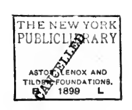


Jahrgang 1898.

Viertes Quartal.



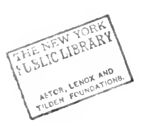
Minden i. W. und Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft"
J. C. C. Bruns.



Gedruckt bei J. C. C. Bruns, Minden in Westf.

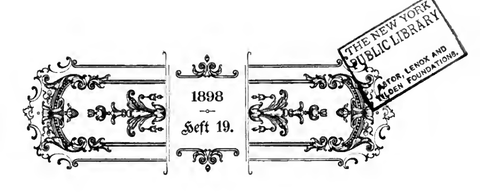
Inhaltsverzeichnis.







Martin Greif.


1898
Heft 19.

Serenissimus.

Von M. G. Conrad.
(München.)

Von der Nordsee scheidend, durchquerte ich in eiligen Tagmärschen das deutsche Reich und stieg die Alpen hinan, ins Jagdhaus zur „weißen Gemse" über der Schalmeischlucht, als Spätsommergast meines Freundes Serenissimus einen fröhlichen Herbst zu erwarten.

Die heilige Salzflut hatte mich wunderbar erfrischt. Es war ein wochenlanger Kampf mit den Elementen. Das Jahr hatte keine stürmischere Zeit als diesen Frühsommer. Tag und Nacht nichts als Aufruhr in der Luft, im Wasser, zwischen den Dünen und im Gemüt der Menschen. Mit dem Dauerregen und Dauerwind stieg die Mißlaune auch bei den Geduldigsten, und die Friedfertigsten wurden zänkisch und die Weltfreundlichsten pessimistisch, wenn sich das Gespräch um die große europäische Angelegenheit der spekulativen Windfahnen-Menschheit, um das Wetter, drehte. Und alles dreht sich um's Wetter, in jedem Sinne, alle Blicke suchen und umtaumeln die Windfahne in einer meteorologisch, politisch und wirtschaftlich so abnormen Zeit wie der gebenedeiten unserigen.

Und wir haben leider nie eine andere als die unserige. Das Abnorme ist das Normale, spricht Serenissimus.

Der alte Säbelschleifer im Sachsenwald bekam die Geschichte endlich so dick satt, daß er sich auf die andere Seite legte und starb.

Das Einzige, was ihm nach einer unerhört ergebnisreichen Lebensarbeit noch zu thun übrig blieb, brummt Serenissimus und zündet sich eine frische Jagdpfeife an.

Die Windfahne sprang um, die Sonne kam hervor, und mit dem

Todestage Bismarcks zog eine strahlend heiße Zeit herauf — der glühendste Hochsommer in diesem Jahrhundert.

Aber nun brach eine schwarze Sintflut los, und vierzehn Tage regnete es in den Blättern und patriotischen Vereinen Heuchelphrasen und Trauertiraden und erschütternden Gefühls-Widersinn — über das weltbewegende Ereignis, daß mit dem Reichskanzler a. D. „der größte Deutsche", „der größte Staatsmann der Welt" und ähnliche Nonplusultra gestorben.

Diese Lügen-Ueberschwemmung erträgt nur ein Volk, das einfach Alles erträgt, — das deutsche, spottet Serenissimus.

Das Volk der Denker, der Dichter. Ja. Sogar bis in die Belletristik hinein ergoß sich die greuliche Flut, bis in die Kritik, und Franz Servaes, der sonst so Nüchterne und Feinabwägende, ließ einen geradezu typischen Unsinn los über Bismarcks unvergleichliche Bedeutung für die deutsche Poesie und Kunst.

Hab' ich mit Wonne geschlürft, wirft Serenissimus ein, in Hermann Bahrs „Zeit". Ach, du liebe Zeit. Aber Bahr wollte nur seine schwarzgelben Auchdiplomaten und Miniaturbismarcke damit ärgern. Einige Pferdemistkügelchen auf dem Habsburger Kaiserjubiläumskuchen — nun ja, über Geschmack streitet man nicht.

Bismarck ist ein großes Schauspiel. Der leidenschaftliche Wille zur Macht ist nie brutaler und von allen edlen Instinkten entblößter über Deutschlands politische Bühne geschritten. Und dann sein Hinauswurf durch den jungen Kaiser, das offizielle Herabstoßen des Heros auf das Handlanger-Niveau — Herrgott, rollt denn nicht ein Tropfen Shakespeare-Saft in den Adern unserer Dramatiker? Hat denn keiner mehr den Griff für Stoffe von solcher Stärke und Schönheit?

Du, das ist ein böses Kapitel: Hannele, Mannele. Gefühl und Technik ist alles, geh mir mit dem dramatischen Kindlesbrei in diesem heroischen Jahrhundert, spottet Serenissimus. Dieser Lippische Streit, diese Komödie aller Komödien mit dem grauslich ernsten Rechtshintergrund — „dem Regenten was des Regenten, sonst nichts!" — glaubst du, es fände sich auch nur dafür ein Zulänglicher unter unsern dramatischen Genies? Alles verpufft im „Simplizissimus".

Sehr richtig. Und das deutsche Weltpublikum läßt sich seinen „Simplizissimus" und seine „Zukunft" an allen Bahnhöfen und Haltestellen des Reichs verbieten.

Nach vierzehn Tagen eine andere Hochsommer-Sensation: Nikolaus mit der Friedenspalme auf der drohenden Kanonenpyramide, frisch geladen, verkündigt die Notwendigkeit der Abrüstung.

Wie die Windfahnen auf allen Burgen, Palästen, Bankhäusern, Ka-



fernen ächzen und nicht wissen, wohin sie sich drehen sollen. Aber es bleibt vorläufig blauer Himmel.

Nur im lieblichen, geistreichen Frankreich, dem Alliirten Rußlands, schneiden sich die Generalstäbler gegenseitig die Hälse ab.

Und in Deutschland scheidet der Kaiser in einer effektvollen Parade-Rede die Arbeitswilligen von den Arbeitshinderern und verheißt ein klassisches Zuchthaus-Gesetz.

Wieder schnurren die Windfahnen von einem Ende des Reichs zum andern, und die Redaktionen stellen die authentischen Texte fest. Aber es bleibt blauer Himmel.

Am Genfer See steigt eine Blase aus den untersten, vergiftetsten Schlammgründen auf — eine armselige Bubenhand aus der Schicht der Verkommensten und Elendesten bewaffnet sich mit dem Mörderdolch. Eine Kaiserin, mitten durchs Herz getroffen, haucht auf dem gastlichen Boden der Schweizer ihre Seele aus. Es war übrigens ein schöner Tod: die Sterbende wurde blitzartig hingerafft, ohne Schmerzen, ohne schlimme Gedanken, in einem der friedsamsten Augenblicke ihres hartgeprüften Lebens.

Schnell fruktifizirt die Windfahne die Situation.

Im Namen der Religion, im Namen der Sicherheit des Lebens und des Besitzes, im Namen der heiligen Industrie und ihrer Dividenden — Kaiser und Reich los zur Knebelung aller Linksstehenden, Freien, Vorwärtsstrebenden! Hinein mit allen Neinsagern in den blutigen Anarchistentopf!

Ungetrübte Bläue umzieht den Himmel im Spätsommer und im nahenden Herbst. Beispiellos schöne Wochen reihen sich aneinander. Die Windfahne mag sich drehen, wie sie will, und Musik machen, wie ihr beliebt, — unbewegt waltet die Natur in sonniger Pracht und kümmert sich nicht um die Thorheit der Menschen.

Serenissimus!

Ich denke, wir steigen morgen los und erkraxeln die Berge, wo sie am höchsten und menschenfernsten sind. Höhenluft, Höhenlicht!

Nationale Kunst.

Von G. Fuchs.
(Darmstadt.)

Es lautet beinahe wie ein Verrat an der Kunst: seit hundert Jahren hat man es fortwährend neu bewiesen, daß die Kunst international sei. Nun auf einmal soll die alte Schranke wieder hervorgeholt und zwischen

1*

die Völker geschoben werden. Oder aber: will man vielleicht eine **patriotische** Kunst, welche die Suggestions-Mittel, mit denen die Machthaber den Pöbel für ihre Zwecke gewinnen, verführerischer, überzeugender darstellt? Ist „nationale Kunst“ die Kunst, Orden zu bekommen, heißt sie Begas, Wildenbruch, Lauff, Humperdinck?

Wir reden natürlich von etwas ganz anderem. Wir schließen überhaupt hier die Betrachtung aller der Künste aus, welche bisher allein für solche galten, der Poesie, Musik und bildenden Kunst. Über diese herrscht dank der so ungeheuer schnell depravirten Bildung in litterarischen und höheren Kreisen eine solche Verwirrung der Meinungen, daß man denken sollte, Goethe hätte nie gelebt. Wir halten uns vielmehr an etwas ganz Einfaches, das der litterarische Deutsche bisher gar nicht für Kunst rechnete! an die Ausgestaltung und Ausschmückung unseres Hauses. **Angewandte Kunst** hat man das neuerdings getauft. Einige Künstler und einige Schriftsteller von Geschmack warfen die von den Pedanten und Litteraten der Aufklärungs-Zeit errichtete Grenzscheide zwischen hoher und angewandter Kunst über den Haufen, und damit war Raum geschaffen für eine neue, ungeheuere Hochflut von Dilettantismus, die sich in Form stilisirter „Pflanzen-Motive“ unter dem Vivatgeschrei einer ebenso dilettantischen wie ungebildeten Litteratur über uns ergoß. Für die „Führenden“, „Maßgebenden“ und „Höheren“ ist es eine ausgemachte Sache, daß dieses Gewirbel und Gezwirbel von Fasern und Blättchen, diese Schmiede-Eisen und Broncen, die in ihrer kindischen Rohheit an die Pfahlbau-Funde erinnern, diese naturalistischen Nachklexereien der schönen Welt in Geweben, Stickereien u. s. w., die neue Kunst seien, gerade so selbstverständlich, wie ihnen die halb wissenschaftlichen, halb feuilletonischen, vielleicht auch noch ein wenig mit verschämten poetischen Andeutungen versetzten Schriften irgend eines Berliners oder Russen oder Skandinaviers für Dichtkunst oder gar die „Programm-Musik“ der sogen. „Wagner-Liszt-Schule“ für Musik gilt. Das gehört zusammen und soll zusammen bleiben. Es scheint sicher zu sein: die Öffentlichkeit ist nicht mehr für die Kunst. Es ist so außerordentlich lächerlich, daß wir für eine Kunst, die in England längst lebendig ist, niemals abgestorben war, auch in Deutschland Bahn brachen, und daß sofort fast das ganze neugewonnene Terrain von einer höchst betriebsamen Unkunst und Mittelmäßigkeit besetzt wurde, die da Kasse macht. Es ist auch hier gegangen wie überall: an die Stelle der Musik schob sich hinter Wagner das Programm, an die Stelle der Poesie die Litteratur — und so auch hier. Wer für die wahren, uns ganz selbstverständlichen Künstler eintritt, der wird gesteinigt. Es scheint mir nur dann möglich, eine allmähliche Wandlung des Geschmackes von der Litteratur weg zum Rein-Künstlerischen anzubahnen, wenn wir wieder

die Kunst unmittelbar auf das Leben wirken lassen, zuvörderst auf das Kind. Es ist das jetzt möglich, da Deutschland ein reiches Land geworden ist, wenigstens in seinen kultivierten Teilen im Westen und Süden. Man kann unter diesen Umständen eine Kunst aus Lebensformung für möglich halten. Leider ist es in diesen knappen Andeutungen nicht erlaubt, das an englischen Beispielen zu erläutern. Ich verweise auf d'Annunzio's „Lust“; nur bitte ich, an Stelle des Spätling's, der dort den Helden tragirt, einen thätigen, kräftigen, rassigen Burschen zu setzen: etwa einen Engländer. — Man wird einsehen, daß die Freude an der schönen und zugleich bequemen, d. h. allen Lebensäußerungen des Individuums förderlichen Einrichtung des Heimes geradezu als Grundlage alles aesthetischen Lebens aufzufassen ist.

Also den raffinierten Einzelstücken, welche man gegenwärtig in Ausstellungen so massenhaft sieht, ist nur insofern besonderer Wert, außer dem Kuriositätswerte, beizulegen, als sie zu einer Reform des Heimes hinführen. Denn die Erziehung des Deutschen vom litterarischen Menschen zum aesthetischen Menschen, vom moralischen Disputa und Ibsenianer zum fröhlichen, gesunden, sich's einfach, bequem und schön sein lassenden, selbstbewußten Manne, der wieder Musik hören will und den edlen Versen der Dichter lauschen, die erreicht man nur, wenn man schon das Kind von früh auf in der Kunst und mit der Kunst leben läßt. Tasse, Stuhl, Teppich, Tapete, Vorhang und all die hundert alltäglichen Dinge können eben so gut — eben so billig — schön sein, wie sie jetzt häßlich sind. Darum verlangen wir nationale, d. i. heimatliche Kunst: weil wir wollen, daß man der Kunst wieder bedürfen soll. Sie soll als Brauchbares, als Notwendiges in unsere alltäglichen Lebensbedingungen eingreifen: sie soll uns sinnliches Bedürfnis sein und uns direct sinnliche Befriedigung, sinnliche Freude geben. Beispiel: ein schöner Teller, von dem wir speisen, ein Hausschatz aus Zinn, der Becher, Schaalen, Leuchter, Kannen und viele andere Dinge enthält, die unserer behaglichen Lebensführung dienen. Man denke das weiter aus auf den viel komplizierteren Gebrauch der Möbeln, übertrage weiter auf das Bild an der Wand, den schönen Klang der Musik, den edlen Rhythmus eines Verses — und man wird ahnen, daß wir Revolutionäre sind.

Darum muß die angewandte Kunst konstructiv den heimatlichen, unseren Bedürfnissen entsprechen, also national sein. Ist sie fremde Kunst, englischer oder amerikanischer oder belgischer Import, so deckt sie sich selbstverständlich lange nicht so innig mit unseren Bedürfnissen, jener enge Kontakt mangelt und es bleibt beim Alten, beim „désinteressé“ Kant's, beim „objektiven“ Schönfinden, kurz bei deutscher Litteratur und Unsinnlichkeit.

Es trifft das namentlich bei der Auszierung der zahllosen Gegenstände

zu, welche für das **Kind** berechnet sind. Das Spielzeug ist hier Nebensache, indem es nur dann erzieherischen Wert hat, wenn das Kind es durch eigene Thätigkeit schafft oder sich durch eigene Phantasie vortäuscht. Aber der Gebrauchsgegenstand, die Innen-Architektur wirken enorm auf es ein. Demnächst das Bilderbuch. Mithin sind hier **heimatliche** Motive, mit denen das Kind lebt und empfindet, der Ausschmückung zu Grunde zu legen. Sonst fehlt wieder jener wertvolle **sinnliche** Kontakt, der erst zum wahren und freudigen Kunst-Empfinden hinleitet.

Drum sind Bestrebungen, welche in dieser Richtung wirken und erziehen und aus heimatlichem Geiste und für heimatliches Bedürfen schaffen, zunächst von besonderer Bedeutung. Sie haben ihren Mittelpunkt gefunden in der von **Alexander Koch** begründeten Monatschrift „**Deutsche Kunst und Dekoration**", welche in Bild und Wort über alles, was in dieser Sache geschieht, auf das Eingehendste informieren kann.

Man wird an der Hand dessen, was hier vorgeführt wird, zur Erkenntnis kommen, daß auf allen Einzelgebieten der angewandten und dekorativen Kunst von Künstlern deutscher Rasse schon Vieles und auch Wertvolles geleistet wurde. Einige, wie **Obrist**, **Christiansen**, **Eckmann**, **Peter Behrens** gehen unmittelbar vom Natur-Eindrucke aus, andere, wie **Melchior Lechter** und eine Reihe hochbegabter Architekten, von der Weiterbildung des Überlieferten. Beide Richtungen sind berechtigt, insofern sie Gutes und Eigenartiges erzielen. Sie gegeneinander auszuspielen und zu verhetzen, scheint mir ein Unfug.

Dagegen ist noch verhältnismäßig wenig geschehen und bekannt, was zur künstlerischen Gestaltung des **ganzen Haus-Innern** hinzuleiten geeignet ist.

In der Praxis haben allerdings unsere besten Architekten schon mancherlei geschaffen. Allein, um diese Tendenz weiterzutragen und im Volke wirksam zu machen, dazu bedarf es der Propaganda durch bildliche Verbreitung der neueren Formen und Ideen. **Schwindrazheim** in Hamburg ist mit einigen Freunden in dieser Absicht, leider ohne äußeren Erfolg, thätig gewesen. Mehr erreichte **Hermann Werle** in seinem von Alexander Koch herausgegebenen Vorlage-Werkchen: „**Das vornehme deutsche Haus**" und „**Ein malerisches Bürgerheim**", jenes in sechs Lieferungen à 7,50 M., dieses in fünf Lieferungen à 8 M. erhältlich. Diesen Publikationen eines für Innenarchitekturen glänzend begabten Künstlers, schließt sich die im gleichen Verlage erschienene „**Kleinkunst**" *) von Grabe und Schlotke an, insofern

*) Enthält Vorlagen für Stickerei, Schnitzerei, Brandmalerei, Applikation, Lederschnitt, Laubsäge-Arbeiten und Anleitung zum Verwenden dieser häuslichen Erzeugnisse in der Innen-Ausstattung.

Werke die künstlerischen Fertigkeiten der Dilettanten in den Dienst der Ausschmückung des Heimes gestellt wissen will. Bekannt und äußerst anregend sind ferner die zahlreichen Publikationen von Lichtwark, Eckmann, Christiansen u. A.

Bei Werle tritt es besonders deutlich hervor, wie er sich in seinen Entwürfen für Diele, Zimmer, Küche und Möbel den heimatlichen Bedürfnissen anschließt und so Kunst aus unserem Leben und für unser Leben darbietet. Dieser Gesichtspunkt sollte, als durchaus nicht äußerlich, sondern als für die Entwickelung unserer dekorativen Kunst wie unseres Kunstempfindens höchst wesentlich, immer mehr in den Vordergrund treten. Von ihm sollte man ausgehen, nicht von Abstraktionen, nicht von den Spezialinteressen der Sammler und Kuriositätenliebhaber. Für jene, welche es für möglich halten, daß auch im eigentlichen Volke die Kunst lebendig und verstanden werden könne, denen ich nicht unbedingt beipflichten möchte, sind doch gerade die von mir hier dargelegten Grundsätze die einzig möglichen.

Man versenke sich auch in die Geschichte der Kunst und beachte, wie die Kunstübung, im Verlaufe ihrer Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht sich in ihren Ausdrucksmitteln steigernd und veredelnd, gerade durch die zusammenfassende und einen bestimmten Charakter heischende Wirkung des heimatlichen Geistes und Bedürfnisses zum Stil gelangt — überall, wo sie überhaupt dazu gelangte; und daß sie in unserer Zeit nicht dazu gelangte, sollte das nicht eben mit verursacht sein durch die Abwendung von dem Leben und seiner bildenden und prägenden Macht?

Es sei hier nur in prinzipieller und andeutender Weise angeregt, sich für diese Fragen zu interessieren und sich eine andere, sinnlichere Art der Kunstauffassung zu überlegen. Man sollte gerade von Menschen, die ihr Leben nach individuellen Absichten zu formen und auszugestalten wünschen, ein freudiges Eingehen auf diese künstlerische Entwickelung erwarten, auch in der Praxis. Dazu sollen diese Zeilen anregen; Ausführlicheres wird man in den erwähnten Publikationen zu suchen haben. Der Umstand, daß ein Goethe, ein Nietzsche „ohne Kunst leben“ konnten, sagt nichts gegen diese Bestrebungen, denn solche Männer leben unter Ausnahme-Gesetzen auch hierin. Jeder Andere aber wird mit Freude und Dank für sich und seine Kinder die Segnungen eines Heimes, das die Kunst aus deutschem Empfinden und für deutsches Leben auszierte, in Anspruch nehmen.



Nach dem Ball.

Von Fanny Gräfin zu Reventlow.
(München.)

Der Ball war zu Ende.

Die Luft erstickend schwül, vollgewirbelt von heißem Staub, in den sich der beklommene Dunst der in den Kronleuchtern schwelenden Kerzen mischte. —

Er blieb noch einen Augenblick in dem öden, vertanzten Saal zurück, bis alle fort waren. Er wollte nicht mit den anderen heimgehen.

Es war gegen 6 Uhr früh, tief im Winter, noch kein Morgenschein war draußen zu sehen.

Ein kalter Luftzug fuhr herein und machte die Lichter zittern.

Der Kopf wirbelte ihm von all dem flitternden, lustrasenden Tanzgewühl und von der Hitze und dem vielen Wein. Dazwischen schnitt wie ein kaltes Messer der alte Schmerz um eine verrathene Liebe. Er sah die junge Frau noch immer vor sich, wie sie am Arm ihres Mannes den Saal verließ, in Roßhaar-Pelze gehüllt — verwöhnt und geliebt.

Fast täglich begegneten sie sich — trafen sich in Gesellschaften. Es war aus zwischen ihnen, aber er wand sich immer noch darunter. Sie hatte all seine glühende, junge Liebe hingenommen, und dann war sie falsch und schwach gewesen — und hatte sich verheiratet.

Wo er sie traf, zwang er sie zu einem Gespräch, verletzte sie mit kalten, harten, einschneidenden Worten. Er hatte sie ja in der Hand — sie war sein Weib gewesen, einen kurzen, seligen, jungen Maitag lang. Das wußte Niemand. Nur er. Sie hatte ihren tadellosen Ruf bewahrt.

Aber jedesmal, wenn er sie traf, erinnerte er sie daran. — Und sie zitterte vor ihm. —

Schließlich ging er auch, verließ den Ballsaal. Sie waren nun alle fort. Er ging durch die Straßen. Der Schnee schlug ihm ins Gesicht und rann aufgeweicht unter seinen Füßen. Die Straßenlaternen brannten müde ihre letzte Stunde.

Der Schmerz bohrte dumpf in ihm weiter, während seine Gedanken freier und leichter wurden in der frischen, kalten Luft.

Er fühlte sich plötzlich so grenzenlos vereinsamt. Wo sollte er jetzt hingehen — in seine Wohnung? Zu schlafen hätte er nicht vermocht — und was thun? — Oder ins Café — um diese Zeit — in all die verschlafene Morgenungemütlichkeit? —

Planlos ging er vor sich hin. Dann las er zufällig einen Straßen-

namen. Es fiel ihm ein, daß hier ein Mädchen wohnte, mit dem er früher ein Verhältnis gehabt. Es war schon ziemlich lange her — vielleicht zwei Jahre. Seitdem war nur die schöne Frau in seinem Leben gewesen — er hatte alles andere vergessen. Aber früher war er oft diese Straße gegangen. Dann durch einen langen, schmalen Häusergang und über den finsteren, engen Hof zwischen den Hinterhäusern. Halb mechanisch fand er den alten Weg wieder. Als wäre gestern das letzte Mal gewesen, stieg er die enge, schmale Treppe hinauf und läutete.

Ein Mann in Hemdsärmeln öffnete ihm und maß ihn verwundert von oben bis unten. Er wurde ganz verwirrt, so sonderbar kam es ihm auf einmal vor, daß er hier war, und er mußte sich besinnen, was er wollte.

Wohnt Fräulein Anna M. noch hier? —

Und dann erfuhr er, daß sie vor Wochen ins Krankenhaus gekommen war. Es war immer abwärts mit ihr gegangen, sagte der Mann. Sie hatte ein Kind gehabt, ihren Platz im Geschäft verloren.

Er fragte weiter, und der Mann sagte, was er wußte: das Kind war wieder gestorben, aber nun hatte man sie nirgends mehr nehmen wollen und so hatte sie wohl ihr Brod gesucht, wo sie nur grade finden konnte. Aber sehr schlecht war es ihr gegangen. Dann war sie ins Spital gekommen, und jetzt wußten sie nichts mehr von ihr.

Wo das Krankenhaus läge, fragte er noch. Und dann ging er wieder. Die alte Zeit stand plötzlich wieder so greifbar deutlich vor ihm da — wie einfach und gut das Mädchen mit ihm gewesen war und, wie gleichgültig er sie von sich gelassen hatte. Und das Kind? Ob es sein Kind gewesen? Nein, das glaubte er doch nicht. Dann wäre sie doch wohl zu ihm gekommen oder hätte geschrieben. — Aber möglich war es ja doch. —

Es wurde hell, und das Schneegestöber hatte aufgehört. Die Sonne kam gelb dämmernd an dem fahlen Himmel empor. Er ging nach dem Spital, fragte und fragte, bis er den Saal ausgemittelt hatte, wo sie lag. Aber es war zu früh, es war die Zeit, wo die Ärzte ihren Rundgang machten. In zwei Stunden konnte er wiederkommen.

Ziellos ging er durch ein paar Straßen. Wie ein Nachtwandler kam er sich vor. Überall begegnete er Menschen, die zur Arbeit gingen, und er lief übernächtig dazwischen herum, wie er vom Ball gekommen war, und wollte ein krankes Mädchen besuchen, das er seit zwei Jahren nicht gesehen hatte.

Es schien ihm, als ob die paar Stunden niemals verfließen würden. Er fing an, die Uebermüdung in allen Gliedern zu fühlen, und ging in ein Café. Dort saß er vor seinen Zeitungen und versuchte zu denken, über alles das nachzudenken.

Endlich war die Zeit herum. Er erreichte das Spital. So grau und finster und unfreundlich lag das große, langgestreckte Gebäude vor ihm. Ein Krankenwagen hielt vor dem Thorweg und man schleppte grade eine verhängte Tragbahre ins Haus, auf der ein lang hingestreckter Körper zu erkennen war.

Er ging durch die langen Gänge, Treppen hinauf — überall begegneten ihm Schwestern und Pflegerinnen in ihrer gleichförmigen Tracht. Man ließ ihn in den Saal. Es war jetzt Besuchsstunde.

An verschiedenen Betten mußte er vorbei, in denen entstellte menschliche Wesen lagen, eine alte Frau mit unförmlich aufgetriebenem Hals und blödem Gesichtsausdruck — am Bettende stand ein Mann und sah verzweifelt auf sie hin. Man konnte nicht mit ihr sprechen, sie war schon ganz apathisch, er streichelte sie nur von Zeit zu Zeit mit einem Ausdruck von Angst und Entsetzen, als ob er kaum wage, sie anzurühren. Eine Kranke mit tiefgeränderten Augen betete laut ihren Rosenkranz. Dazwischen hustete sie entsetzlich, nach jedem Anfall legte sie sich zurück und röchelte ein paar Minuten lang, dann richtete sie sich mühsam wieder auf und betete weiter. Dazwischen warf sie scharfe, böse Blicke auf das benachbarte Bett, das eine ganze Familie umstand. Es lag ein junges Mädchen darin, auf dessen Gesichte die Genesung zu blühen anfing. Die kleinen Geschwister hatten ihr Blumen aufs Bett gelegt, und sie lachte und scherzte mit ihnen.

Endlich hatte er das Mädchen gefunden. Sie war sehr verändert, aber er erkannte sie doch wieder. Das rotblonde Haar lag verwirrt auf den Kissen und hatte all seinen Glanz und seine Schönheit verloren. Ihr ganzes Gesicht brannte in Fieber, die Augen gingen wirr und glänzend hin und her, und die Hände irrten unruhig über die Bettdecke. Er faßte sie sanft und hielt sie in den seinen. „Anna", sagte er leise — „Anna, kennst du mich noch?" Ihre unruhigen, verquälten Augen richteten sich auf ihn, sie schien etwas murmeln zu wollen, aber ihre Stimme war so schwach, daß er nichts verstand. Er stand da in seinem eleganten Pelz über dem Gesellschaftsanzug, an den Händen noch die hellen Ballhandschuhe, und sah ratlos auf das Mädchen. Ja, wie war sie verändert. Das junge, lebensvolle Geschöpf von früher, und jetzt dies verkommen aussehende Weib, aus dessen Zügen Schmach und Elend ihre furchtbare Sprache redeten. Trotz und rohe Gleichgültigkeit hatten sich um ihren Mund eingeprägt. Eine Krankenschwester kam an das Bett und sagte leise auf seinen fragenden Blick: „Lange wird's nicht mehr dauern, hat der Doktor gesagt." Dann ließ sie die beiden wieder allein. Die zunächst liegenden Kranken sahen neugierig auf das seltsame Paar hin. Er merkte nichts von alledem.

Es kam ihm plötzlich vor, als ob hier das Einzige läge, was auf der Welt noch zu ihm gehörte — das Einzige, was jemals sein gewesen war. Und dann wieder stieß es ihn ab, daß sie so geworden war.

Im Saal um ihn her war lautes Leben, Besuche kamen und gingen. Die Wintermorgensonne leuchtete durch das breite Fenster herein. Die Schwestern gingen auf und ab zwischen den Kranken. Er hatte sich auf den Stuhl am Bette niedergelassen und hielt noch immer Anna's Hände, die glühend heiß waren und unruhig bebten. Die Kranke phantasierte vor sich hin.

Er versuchte es noch einmal, mit ihr zu reden, legte seine kühle Hand auf ihre Stirn und wandte ihren Kopf so, daß sie ihm ins Gesicht sehen mußte.

„Anna, kennst Du mich nicht? Ich bin es doch, besinne Dich, Anna."

Sie schien zu begreifen, sie sah ihn an — länger, nicht so irr wie zuerst. Während er sie sanft streichelte, wurde sie ruhiger und hörte auf zu murmeln. Sie lag ganz still und sah ihn an. Er beugte sich ganz zu ihr: „Anna, war das Kind von mir?"

Die Uhr schlug mit schrillem Tone zwölf. Der Portier erschien in der Thür, um anzukündigen, daß die Besuchsstunde zu Ende sei.

„Anna, das Kind, — höre doch Anna."

Sie wandte ihm ihr Gesicht voll zu, und er fühlte, wie sie schwach versuchte, seine Hand zu drücken. Sie wollte reden, — sie konnte nicht, es war unverständlich, was sie hervorbrachte. Da lächelte sie ihn an, — ein ganz schwaches Lächeln, — ein schönes, verklärtes Lächeln, das all die Roheit und die Spuren des Elends aus ihren Zügen fortwischte und ein stilles Licht über ihr Gesicht ausgoß — das Lächeln der Sünderin und der Mutter, die Wunder geschaut hat. Er hatte noch nie ein Weib so lächeln sehen.

Er war aufgestanden, er mußte gehen, die Schwester drängte. Da beugte er sich über das kranke Mädchen und küßte sie auf die Stirn. Ihm war, als dürfe er ihren Mund nicht berühren, um das Lächeln nicht zu scheuchen.

Dann ging er. An der Thür wandte er sich noch einmal um. Eine von den Schwestern hatte die Fensterflügel weit aufgemacht und ein breiter Lichtstrom drang in den Saal. Anna hatte die Augen wieder geschlossen. Sie schien zu schlafen und das fieberhafte Zucken ging wieder über ihr Gesicht.

Ihm war, als ob er gebetet hätte. Langsam ging er durch den glitzernden, weißen Wintermorgen seiner Wohnung zu.



Die Agrarkommission.

Komödie in drei Akten von Kurt Aram.
(Frankfurt a. M.)

Personen:

Geheimer Oberregierungsrat v. Kripper, } die Agrarkommission.
Regierungs- und Schulrat Diller, }
Regier.-Assessor v. Kripper, }
Lehrer Zimmer.
Lehrer Schneider.
Bürgermeister Grün.
Gemeindevertreter Blau.
Gemeindevertreter Roth.
Sofie Karl.
Marie, deren Tochter.
Erster Bauer.
Zweiter Bauer.
Dritter Bauer.
Ein Bauernjunge.
Polizeidiener.
Mehrere Bauern.

1. Akt.

(Ländliches Schulzimmer. Ein mittelgroßer, rechteckiger Raum. Auf drei Seiten große Fenster. Lehrer Schneider und Lehrer Zimmer stehen in der Nähe des Ofens.)

Lehrer Zimmer (sich die Hände reibend): Wie ich mich freue auf diese Agrarkommission! Ich atme auf, daß die Regierung endlich ein Einsehen hat mit den armen Bauern, endlich Ernst macht mit der Agrarreform. Denn diese Kommission wird doch der Anfang davon sein.

Lehrer Schneider: Und wohl auch das Ende. Ne, nee, ich bitte Dich. Der Name wird's Beste an der ganzen Kommission sein. Was werden's für Leute sein? Städter. Aus welchem Beruf? Juristen. Was verstehn die vom Lande? Die haben ja in ihrem ganzen Leben noch keinen Kuhdreck gesehen, geschweige denn einen anständigen Misthaufen. Und so was will die Landwirtschaft kurieren? Mir wird übel! (Er zieht eine Schnapsflasche aus der Tasche und thut einen kräftigen Zug. Spöttisch): Willst De nich auch mal?

Lehrer Zimmer (voll Abscheu): Ich danke. Lieber sterben. (Die Thüre wird aufgerissen, ein altes Weib stürzt herein.)

Sofie Karl: Hier sin Se also? Sie wolle en Lehrer sein? en Lehrer? un behannele die Kinner wie's Vieh, schlimmer als es Vieh! Ei 'n Ochs thut mer so nit haue wie Sie die Kinner, wie Sie unser Marie gehaue hawe. Meine Se, de arme Leit misse sich alles gefalle lasse, weil Sie en Lehrer sein? en Lehrer? En schäne Lehrer! En Menscheschinner sein Se. Und das sag' ich. En Menscheschinner. Un wann heut die vom Ackerkommiß komme . .

Lehrer Schneider: Wie?

Sofie Karl: Die vom Ackerkommiß. (Schneider lacht laut.) Ich sag's an. Verlasse Se sich druff. Ich sag's an. Dann misse Se weg. Sie Schinner! (Sie springt auf ihn los.)

Lehrer Schneider (haucht sie an): Huuuh!

Sofie Karl (fährt entsetzt zurück): Besoffe sein Se auch noch, auch das schon widder. Besoffe? Und so e Maul will de Kinner lehrn? Bis an'n Kaiser gehe ich, bis an'n Kaiser in Berlin. (Sie fängt an zu weinen.)

Lehrer Schneider: Na, endlich hab ich auch's Wort. Ihr Marieche is ne faule Gans, verstanden? Sie hat die dreifache Portion verdient.

Sofie Karl (schluchzend): Braun un blau hawe Se se gehaue. Der Ricke is schwarz, alles schwarz. Ich wern's dene Heren emal zeige. Ich wer'n ihne das Marieche emal bringe. Selver solle se sehe, wie's aussieht.

Lehrer Schneider (lacht laut): Famos! Das wird ein Hauptvergnügen. Der Herr Geheimrat, denn unter einem Geheimrat thut's heutzutage keine Kommission mehr, der Herr Geheimrat mit der goldenen Brille auf der Nase besichtigt die Rückseite von Karls Mariechen.

Sofie Karl: Lache Se nur. Sie wer'n noch früh genug weine! Es duht mer nur um die junge Frau leid. Die hat's nit verdient, daß se so en Söffer un Schinner zum Mann hat.

Lehrer Schneider (gemütlich): Sehr verbunden, Frau Karl. Übrigens Ihrem Nachbar seins hat noch viel mehr gekriegt.

Sofie Karl: Die? Die hat's auch verdient. Der gönn' ich's von Herzen. So e Schlang'. So e miserabele Person. Die müßt noch viel mehr Schläg kriege, so e Klatschmaul, so e Schwätzern, so e bös Stick!

Lehrer Schneider: Na sehen Sie, beruhigen Sie sich nur. Ich verspreche Ihnen auch, das nächste Mal soll das Kathrinchen Ihrem Wunsche gemäß noch mehr kriegen. Jetzt sind Sie gewiß zufrieden? he? (Die Alte sieht ihn verdutzt an.) Ich will Euch sogar noch gratis einen Rat geben. Nennt die Herren, die heute kommen, nur nicht, wie Ihr eben gesagt. Sonst werdet Ihr eingesperrt, alte Frau, ins Loch, so gewiß ich hier stehe. Agrarkommission heißt's. Wie heißt's?

Sofie Karl (immer verdutzter, geht kleinlaut zur Thür): Un ich sag's en doch.

Lehrer Schneider (ruft ihr nach): Überlegt's Euch noch mal. Das Kathrinche soll das nächste Mal auch doppelt so viel bekommen als Euer Marieche. (Dann zu Zimmer): Siehst Du, das nennt man Volkserziehung, das heißt zu Deutsch: An die gesunden Instinkte des Volks appellieren. Praktisch muß der Mensch sein.

Lehrer Zimmer: Du dauerst mich von ganzer Seele.

Lehrer Schneider: So geht's mir schon lange.

Erster Bauer (tritt ein, nach und nach immer mehr Bauern, schließlich auch der Bürgermeister mit den Gemeindevertretern. Erster Bauer geht zornig auf Lehrer Schneider zu): Das sag ich Der, Willem, allweil bin ich's mid. Du hast mer mein Jung wieder so verprijjelt, daß er am libste uff de Händ bei der Middagssupp säß. Ich sag's de Ackerstudente, die heit komme, wann de net versprichst, daß das endlich uffhört.

Lehrer Schneider (wieder lachend): Kostbar, Jakob. Zimmer, ist's nicht herrlich, was unser Volk ein Sprachtalent hat. Ackerstudent, das klingt schon bedeutend besser als vorhin.

Erster Bauer: Ich sein's dick!

Lehrer Schneider: Ich schon längst. Meinst Du wirklich, mir wär's ein Genuß, mich mit Euern Bengeln rumzuschlagen? Da geh her. (Er hält ihm die Flasche hin. Der Bauer will erst nicht.) Mach' kei lange Umständ, sonst is nix mehr drin, eh Du Dich umsiehst. Versohl Du Dein Bub selbst besser, dann brauch ich's nit. (Der erste Bauer trinkt und setzt sich dann stumm auf eine Bank.)

Lehrer Zimmer (zu Schneider:) Ich bitte Dich, geh doch lieber zu Bett und laß Dich krank melden.

Lehrer Schneider: Das sollt mir einfallen. Heute, wo's mal was zu sehen giebt. Heute in's Bett? Ich freu' mich ja auch auf die Kommission wie ein Kind auf Weihnachten. O, wie lustig ist's doch auf der Welt. Zimmer, Mensch, zähl mal, wieviel Bücher hast Du jetzt geführt, wieviel Listen und Tabellen?

Lehrer Zimmer: Du bist angetrunken.

Lehrer Schneider: Zähl', Mensch, zähl', sag ich Dir!

Lehrer Zimmer (gutmütig): Schulchronik, Schülerverzeichnis, Lehrbericht, Lektionsplan, Pensenverteilungsplan.

Lehrer Schneider: Immer weiter. Das Beste fehlt noch. Siebentens?

Lehrer Zimmer: Das Strafbuch.

Lehrer Schneider: Achtens?

Lehrer Zimmer: Die Absentenliste.

Lehrer Schneider: Recht so, mein Sohn. Besonders die beiden letzten sind bemerkenswert. Das Strafbuch. Heil ist der Volksschule widerfahren, Heil durch den Schulrat Diller. Nun jeder Klaps gebucht wird, ruht viel größerer Segen auf dem Unterricht. Führst Du auch diese Bücher täglich, stündlich, wachend, schlafend?

Lehrer Zimmer: Laß doch endlich!

Lehrer Schneider (den Schulrat nachmachend): Mein verehrter Freund, wo haben Sie denn um Gotteswillen Pädagogik studiert, die Kunst, wie man Listen und Tabellen führt? (Die Bauern sind alle anwesend, keiner sagt etwas, sie sitzen spuckend und sich räuspernd auf den Bänken herum.)

Bürgerm. Grün (der sich auf's Katheder gesetzt hat): Jetzt halt's Maul, Schneider.

Lehrer Schneider: Ganz wie hohe Obrigkeit befehlen.

Bürgerm. Grün: Ihr Leut, es läßt mer kei Ruh. (Pause.) Die Gaß is gekehrt, die Fahn' hängt raus, dessentwege kann die Kommission komme. (Pause.) Nur, wann mer nur wüßt, was die da owe schon widder von uns wolle. (Pause.)

Gemeindevertr. Blau: Recht hast de, Hannjer. Wann die komme, wolle se widder ebbes hole. Gebracht hawe die uns noch nie was, noch nie nix gutes. Da heißts uffgepaßt. Die preißische Piff kenne mer von sechsunsechszig her.

Bürgerm. Grün: Ihr Leut, ich hawe Euch noch emal zusamme ruffe lasse, weil ich denk', es is vielleicht ei'm inzwische ebbes eigefalle, oder es fällt em hier noch ebbes ei. Noch is es net zu spät, noch sein se nit da. Wann se erscht da sein, un mer wisse immer noch nit, was se wolle, nachher sein mer verlorn.

Gemeindevertr. Roth: Balviere wolle se uns, iwern Löffel balviere. (Der Bürgermeister zieht ein schon recht verlesenes Aktenstück aus dem Kittel.)

Gemeindevertr. Blau: Lies noch emol, Hannjer.

Bürgerm. Grün: An die Bürgermeisterei Hungerichenhain. Gebe Ihnen hierdurch bekannt, daß am 11. des Monats anna currendi die Ackerarkommission ihr Dorf als das ärmste im diesseitigen Bezirk ...

Gemeindevertr. Roth: Im Jenseits giebts scheints noch ärmere. (Lachen.)

Bürgerm. Grün: Maul gehalte! Also: im diesseitigen Bezirk zwecks Gewinnung statistischen Materials für die Gesetzgebungskommission zur Besserung der agrarischen Notlage aufsuchen wird. Hiermit mache ich Ihnen genaue und wahrheitsgetreue Auskunftgebung zur Pflicht. Der Kgl. Landrath. De Name kann mer net lese, wann mer'n net weiß.

Gemeindevertr. Blau: Der Deiwel mag wisse, was das eigentlich for e Ding is, so e Ackerarkommission. Kommissione hawe mer ja von alle Sorte, awer von der haw' ich mei Lebbdag noch nix gehört. Das muß e besonners schlimme sein.

Gemeindevertr. Roth: Es werd halt e neue Steuerkommission sei mit eme auswärtige Name, daß mir dumme Bauern vorher nix merke, bis es ans Bezahle geht.

Lehrer Schneider: Ich will's Euch sagen, was es is. Ihr Bauern meint zwar, wir Schulmeister wären Euch nur zum Ärger auf die Nas' gesetzt, aber ohne uns wärt Ihr doch noch dümmer, als Ihr schon seit. Also Agrarkommission das hängt zusammen mit dem lateinischen **agricola**, der Bauer, und commissio, die Vereinigung. Auf gut deutsch müßte das also sein eine Vereinigung von Bauern zur Hebung der Landwirtschaft. Das versteht Ihr doch!

Mehrere: Ja.

Gemeindevertr. Blau: So e Art Bund der Landwirte.

Lehrer Schneider: Richtig. Da wir nun aber in Wirklichkeit Römer sind. Sperrt doch nicht so dumm die Mäuler auf. Dort Euer Hannjer ist in Wirklichkeit gar nicht Euer Bürgermeister, sondern so ne Art subpraetor, un der Blau un der Roth un die andern Gemeinderäte das sind in Wirklichkeit subsenatores. Und in Wirklichkeit dürftet Ihr gar nicht in blauen Blusen und Hosen rumlaufen, sondern in weißen Hemden, genannt Togae. Die Herren von der Kommission nun, das sind die Superklugen, will sagen, die Supersenatores, und ihr Anhang die supra plebs, gut deutsch der höhere Pöbel.

Lehrer Zimmer (die Hände ringend): Ich bitte Dich, Du bringst Dich ums Brot.

Lehrer Schneider: Also weiter im Latein. In Wirklichkeit heißt nun Agrarkommission eine Vereinigung von Juristen, die im Lande rumreisen, um mehr Diäten zu machen. Das versteht Ihr nicht, he?

Mehrere: Nee!

Lehrer Schneider: Ich auch nicht. Juristen aber sind Leute, die erst lateinisch lernen müssen, um Deutschland regieren zu können. Dann können sie's aber auch viel besser als alle, die nur deutsch verstehn.

Lehrer Zimmer: (aufspringend): Unverantwortlicher Unsinn! Laßt Euch nicht zum Besten haben! Die Agrarkommission ist eine Vereinigung von sachverständigen Regierungsmännern, um die Not der Landwirtschaft festzustellen und dann Gesetze dagegen zu machen.

Lehrer Schneider: Vor denen die Not fortläuft.

Lehrer Zimmer (in immer größerem Eifer): Wir wollen der Regierung dankbar dafür sein. Bisher hat sie nur für die Industrie gesorgt, jetzt kommt ihr Bauern endlich auch an die Reihe. Ich rat' Euch gut: Klagt offen Eure Not, schüttet den Herren offen Euer Herz aus.

Lehrer Schneider: Blech, Ihr Leute! Die Kommission mag ja recht schöne Berichte schreiben, es werden auch alles brave Leute sein; der

gute Wille ist auch da, selbstverständlich, natürlich, aber davon wird kein Kalb fett, geschweige denn all Ihr armen Bauernbähämmer! Ihr werdet verschiedene Reden zu hören bekommen, von denen Ihr nichts versteht. Wenn Ihr dumm seid, wird die Kommission auch allerhand zu hören bekommen, wovon sie nichts versteht. Die Diäten sind verdient. Die Sache ist erledigt.

Lehrer Zimmer (rennt im höchsten Zorn durch's Zimmer): Nein! Nein! Und nochmals nein!

Gemeindevertr. Roth: Der Schneider hat recht. Der Herr Lehrer Zimmer in alle Ehrn, awer im Praktischen is ihm der Schneider über.

Gemeindevertr. Blau: Sie misse ebbes besonnersch wolle. Sonst sieht mer de Herrn doch nur vor ere Reichsdagswahl, awer alleweil . . da steckt mehr dahinner. Un daß se grad zu uns, de ärmste, zuersch komme, das gefällt mer erst recht net.

Gemeindevertr. Roth: Geblecht soll wer'n! Nix als geblecht.

Erster Bauer (zu Schneider): Willm, ich habs; alleweil hab ich's. Na wart, Euch wolle mer. Alleweil fällt mer's ei.

Gemeindevertr. Blau: Ich hawe auch schon lang so mei Gedanke. So von wege der neue Eisebahn.

Erster Bauer: So is es. So gewiß ich hier sitz!

Bürgerm. Grün: Ich weiß.

Erster Bauer: Ich hab's zuerst gewußt. Ich will's Euch sage.

Bürgerm. Grün: Maul halte, sag ich, un noch emol: Maul halte!

Gemeindevertr. Blau: Laß mich's en sage.

Bürgerm. Grün: Sag Du 's en.

Gemeindevertr. Blau: Also, Ihr Leut. Ihr wißt doch, daß mer schon lang e Eisebahn hawe wolle. Ganz bescheide, ei schmal Gleische. Awer die Regierung will nit. Es dät sich nit lohne. Sie würf kein Überschuß ab, sie gäb kei Rente, weil mer nix zu exproprierm hätte.

Lehrer Schneider: Exportieren heißts.

Gemeindevertr. Blau: Das is gehippt wie gesprunge. Nu halte se uns das Mäntelche hie mit dem lang auswärtige Name, un wann mer nu recht bedirftig thun und arm, nachher is es mit der Eisebahn gar nix.

Gemeindevertr. Roth: Allweil geht mer e Licht uff. Sie meine, bei dem lange Name dächte mer an neue Steuern. Un weil mer uns dann möglichst niedrig eischätze, meine se, se könnte uns erwische un uns so um die Eisebahn bringe.

Lehrer Zimmer: Aber seid Ihr denn ganz von Gott verlassen? Das ist

doch kein Kuhhandel. Daß ich das erleben muß, ich, Euer Lehrer, der Euch Recht und Moral gelehrt. Wo bleibt die Moral?

Lehrer Schneider: Wo sie hingehört, am Nagel, wenn das Leben das Rauhe nach außen hängt.

Erster Bauer: Euch wolle mer erwische. Diesmal lache mir zuletzt.

Bürgerm. Grün: Seist Du beim Gemeinderat? Der hat zu beschließe.

Erster Bauer: Des geht uns alle an. Blas Dich net uff.

Gemeindevertr. Roth: Hannjer, nur jetzt kein Verdruß. Recht hat der Jakob.

Gemeindevertr. Blau: Ich mein' auch. Alleweil sein mer owe. Diesmal wer'n mer annersch sei, als die da owe wolle.

Bürgerm. Grün: Hat sonst noch Jemand ebbes ze sage? (Pause.)

Gemeindevertr. Blau: Ich denk, denn verteil mer e wenk die Rolle, daß mer uns nachher nit widersprechе.

Lehrer Schneider: Gottvoll!

Lehrer Zimmer: Schändlich!

Gemeindevertr. Roth (zu Zimmer): Wie könne Sie so spreche. Mache Sie nur kei Dummheite. Nachher hat's geschellt.

Lehrer Zimmer: Lügner seid Ihr, Betrüger! Ihr seid gar nicht wert, daß man Euch hilft. Meint Ihr wirklich, die Regierung hätte es nötig, Euch etwas vorzumachen? Ihr seid nicht gescheut. Wenn die Regierung wirklich was in der Eisenbahnangelegenheit hören will, schickt sie keine Agrarkommission. Aber laßt nur, fallt nur rein, Ihr verdient gar nicht, daß Euch jemand hilft.

Gemeindevertr. Roth: Die un helfe. Des wär noch das erste Mal!

Bürgerm. Grün: Wann ich in dene schlechte Zeite bitte, daß mer im Wald Laub mache dürfte for's Vieh, denn heißt's: es ist nicht thunlich.

Gemeindevertr. Blau: Wann mer im Gemeindewald Holz haue wolle, um uns zu helfe, dann werd's net erlaubt.

Gemeindevertr. Roth: Statts daß die uns die Wege baue für all unser Steuern, misse mer se selbst baue.

Erster Bauer: Wann mer en Fisch fange will, werd mer bestraft.

Gemeindevertr. Roth: Wann mer en Vogelherd hawe will, muß mer 's Jahr vier Dhaler bezahle.

Zweiter Bauer: Un wann mer en Brunne grave will? Ei grab Der'n? Das gäb e schö Geschrei. Da muß mer erscht en Wasserbaumeister hole, un dann werd so lang gemacht un geguckt, bis kei Wasser mehr da is.

Gemeindevertr. Roth: Um jeden Dreck muß mer en Schein hawe, der

am nächste Erschte erlischt. Un trotz sein Schein werd mer denn nach em Erschte eigesteckt. Un so Leut . .

Gemeindevertr. Blau: So Leut solle uns helfe wolle?

Erster Bauer: Ha, ha, ha!

Bürgerm. Grün: Das kann mer net glauwe.

Gemeindevertr. Blau: Eim schikaniere und eim schrauwe, das verstehn se.

Gemeindevertr. Roth: Eikommesteuer, Gebäudesteuer, Grundsteuer, Gewerbesteuer.

Zweiter Bauer: Schätzt mer sich net hoch genug, is es widder net recht.

Erster Bauer: Jeder Hundsdreck kost Stempelgebühr.

Gemeindevertr. Blau: Das steht richtig.

Erster Bauer: Für so e Hilf danke mer herzlich.

Gemeindevertr. Roth: Also, Ihr Leut, wann mer heut gefragt wer'n, müsse sich die Balke biege. Nix von Not, nix von Sorge.

Gemeindevertr. Blau: Ja.

Mehrere: Ja.

Gemeindevertr. Roth: Mer wolle 's eu besorge.

Bürgerm. Grün: Ihr Leut, habt Ersch auch all verstanne?

Mehrere: Ja.

Bürgerm. Grün: Dann wolle mer gehn. Die Kommission kann komme.

Gemeindevertr. Blau: Em jede sei Roll. Un es sei auch sonst noch Sache . . .

Gemeindevertr. Roth (mit einem Seitenblick auf den Lehrer Zimmer): Das wolle mer lieber drauße abmache, allei. (Das Zimmer leert sich. Lehrer Zimmer stürzt als einer der ersten, sich verzweifelt durch die Haare fahrend, hinaus.)

Lehrer Schneider (schüttelt sich vor Lachen): Nun bin ich nur begierig, wer schließlich der Betrogene sein wird. (Er hält einen Bauern an): Du schickst mer den Bub auf die Chaussee, daß er Ausschau hält. Er soll sehen, ob gar der Schulrat bei der Kommission ist. Er kennt ihn ja noch von der letzten Prüfung her. Ist der dabei, dann soll er sofort hierher galoppieren. Aber nicht vergessen, verstanden? (Zu Roth, dem ersten und zweiten Bauern und noch einigen andern): Ihr bleibt noch hier. Zur Feier des Tages hab ich ein Fäßchen angesteckt. (Er stampft mit dem Fuß auf den Boden). Incubus! Incubus! Tritt hervor und mache den Schluß. (Man setzt sich herum. Das Dienstmädchen bringt einen gewaltigen Humpen mit Bier. Schneider reicht ihn den Bauern, die schmunzelnd gewaltige Züge thun. Das Mädchen bringt von Zeit zu Zeit neuen Stoff. Schneider): Bei Gott, mir ist so wohl, so poetisch wie lange nicht. (Er trällert):

In vino veritas,
im Bier der Saft,
die Rebe Freude schafft,
der Hopfen Kraft,
der Weinstock hat holde Süße,
das Bier mir Vergessen gebracht,
d'rum Brüderlein fein genieße,
bis daß dein Auge fließe
und hell das Antlitz lacht.
Du bist ja nicht der Erste,
dem Traubensaft und Gerste
Die Brust so frei und froh gemacht.

Lehrer Schneider (der plötzlich sieht, wie einer der Bauern wieder in's Zimmer spuckt, stürzt auf ihn zu, faßt ihn am Aermel und führt ihn an einen Spucknapf): Du Rüpel, hier spuckt man hin, hier hinein hast du's reglementsmäßig zu thun.

Dritter Bauer (spuckt natürlich daneben): Das is mer ze klein.

Lehrer Schneider (scheinbar entrüstet im Ton des Schulrats): Was? zu klein? Was soll das heißen? Merken Sie sich, was die Königliche Regierung verordnet, ist niemals zu klein, ist stets zweckentsprechend, mein Lieber. (Er trinkt wieder, die andern ebenfalls.)

Lehrer Schneider: (dozierend): Seht ihr, in jeder Ecke ein Spucknapf, macht vier Spucknäpfe, gewissermaßen die vier Nabel der Schulhygieine.

Zweiter Bauer: Blech.

Erster Bauer: Geh, Willem, sei net langweilich, mach en Spaß. Wir sitze hier wieder wie die Schulkinner, lehr uns wie der Schulrat Diller.

Lehrer Schneider: Gut, sehr gut, mein Sohn. Solche Bildungsjünger lob ich mir. Aber zuvor sollt Ihr sehn, was wir Schulmeister geplagte Leute sind. (Er springt an die Tafel und zieht mehrere Linien von oben nach unten.) Philipp! (Der Bauer bleibt ganz dumm sitzen.) Aufstehn, wenn ich mit Euch spreche, habt Ihr denn alles vergessen! (Der Philipp steht auf, während Schneider den Namen an die Tafel vor die Striche schreibt): Warum hast Du gestern schon wieder unentschuldigt gefehlt, du Faulpelz? (Der Bauer blickt immer dummer.)

Erster Bauer: Er war krank.

Lehrer Schneider: Gut, recht so, mein Kind, Du bist ordentlich. Machen wir also in die erste Reihe dem Philipp ein k, d. h. krank, in die zweite ein u, d. h. unentschuldigt. Und unter die besonderen Bemerkungen schreiben wir (Er sucht und findet endlich einen Lederriemen, mit dem er dem Philipp dreimal über die Rückenfläche schlägt.) Schreiben wir also unter die besonderen Bemerkungen: Drei leichte Schläge bekommen mit dem

Riemen auf den Podex. (Er weist auf einen andern.) Du da, Peter! steh auf! Du hast auch gefehlt. (Der setzt den Bierkrug an.) Willst Du wohl den Krug unten lassen, so lange ich mit Dir rede, verwegener Knabe! Ach so, Du warst entschuldigt. Schreiben wir also ein e in diese Reihe und unter die besonderen Bemerkungen: Fromm und fleißig. Nun los. Erste Stunde: Religionsunterricht. Wir behandeln die Geschichte vom verlorenen Sohn, die sehr passend für Euch ist, und zwar nach Herbarts formalen Stufen. (Der zweite Bauer erhebt sich stöhnend, ihm wird übel.) Um Gotteswillen, Mensch? Was hast Du? Wohl wieder zuviel unreifes Obst gestohlen. (Der Bauer schwankt an den Spucknapf im Hintergrund): So ist's brav, mein Junge, immer ordentlich. (Er übergiebt sich.)

Zweiter Bauer (stöhnend): O, o, das Bier, das viele Bier! (Ein Junge stürzt herein).

Bauernjunge: Sie kommen, sie kommen!

Lehrer Schneider: Wer?

Bauernjunge: Die Ackerstudente. Un der Schulrat is auch dabei (ab).

Lehrer Schneider: Au weih geschrie'n, das is bös! (Er rafft sich verschiedene Bücher aus dem Pult zusammen.) Wilhelm, hierher. So, da mach mal e und u und k hinein, soviel Du kannst. Los, fleißig, immer fleißig. (Er selbst macht sich in einem andern Buch zu schaffen. Plötzlich fährt er auf): Pfui Teufel; wie riecht das hier. (Er springt zur Thür hinaus, die Bauern schnell hinter ihm drein.)

Lehrer Schneider (kommt wieder mit einer Karbolflasche, aus der er eine ganze Partie in die Spucknäpfe gießt und auch ein paar Tropfen ins Zimmer. Er schüttelt sich): Prrr! Aber gesund! Aber hygienisch! (Er lauscht einen Augenblick und verschwindet dann, alle Gläser und Humpen in die Arme fassend. Kurz darauf erscheint die Agrarkommission unter Führung von Lehrer Zimmer.)

Schulrat Diller (zu Zimmer): Bitte, lassen Sie uns einen Augenblick allein. Ich werde Sie rufen, wenn wir Sie brauchen. (Zimmer geht mit einer linkischen Verbeugung.) Dieser Mensch ist mir unsympathisch, so kriecherisch, das wandelnde schlechte Gewissen.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (schnappt nach Luft, klemmt das Einglas ein und wirft ein Fenster auf): Ist hier eine Luft! Das ist ja nicht zum Aushalten.

Schulrat Diller (schnubbernd): Allerdings. Etwas viel Karbol. Aber immerhin besser als zu wenig. Daran merke ich den Eifer meines Lehrers Schneider. Ein trefflicher junger Mann. Man merkt ihm immer noch die akademische Bildung an. Leider war er verbummelt,

aber jetzt ist er ein trefflicher Lehrer geworden, unter meiner Leitung. Bitte hier, Herr Assessor, wollen Sie die Akten ordnen. Ich habe schon etwas vorgearbeitet, denn im Grunde wissen wir ja ungefähr, was wir zu erwarten haben. (Der Assessor v. Kripper macht sich an den Akten zu schaffen. Der Schulrat legt pedantisch zuvor ein Federmesser, einen Bleistift, ein Notizbuch und einen Meerrettig neben sich auf das Pult.)

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (auf den Rettig weisend): Was soll denn der hier?

Schulrat Diller: Zur Anknüpfung, Herr Geheimer Oberregierungsrat. Ich pflege, wenn ich auf's Land muß, immer irgend etwas aus dem Pflanzen- oder Mineralreich bei mir zu führen. Daran knüpfe ich dann mein Gespräch. Die Landleute sind etwas scheu und zurückhaltend, auch etwas sehr (er deutet auf die Stirn) sehr schwerfällig. Da hilft so ein Anschauungsmittel gut über den schweren Anfang hinweg.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (herumgehend): Es ist etwas sehr unappetitlich hier. Das muß ich sagen.

Assessor v. Kripper (spöttisch): Das ist nun mal nicht anders auf dem Lande, Papa.

Geh. Oberregierungsrath v. Kripper: Fatal, höchst fatal. Mir vergeht dann sofort alle Leutseligkeit, die jetzt gefordert wird, sehr fatal. (Er tritt wieder ans Fenster.)

Schulrat Diller: Ich denke, wir entrollen unsern Feldzugsplan. Ich bitte um Ihre Erlaubnis, zunächst die Betriebsbücher der beiden Lehrer revidiren zu dürfen. Nur ein paar Minuten. Erspart mir eine Herbstreise hierher und dem Staat die Diäten.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (das Taschentuch vor der Nase): Bitte, bitte, wir haben ja Zeit. Ich akklimatisiere mich vielleicht derweil auch ein wenig. Die reine Spelunke, eine Kneipenluft, keine Schule. Das hatte ich mir doch nicht halb so schlimm gedacht. Da muß in der That etwas geschehn. Man riskiert ja seine Lunge.

Schulrat Diller (ohne ihn weiter zu beachten, im Eifer): Dann schlage ich vor, nehmen wir einzeln jeder ein paar Bauern vor, die uns besonders intelligent erscheinen, so von ungefähr auf dem Rathaussaal, bevor die Sitzung eröffnet ist. Da erfährt man oft mehr und besseres als offiziell.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Gewiß, gewiß. Das wissen Sie am besten. Und dann schlage ich vor eine kleine Nachversammlung im Gasthaus. So was giebts doch gewiß hier. Ich fraternisiere ja nicht gerne mit jedermann, aber mein Gott, man ist doch ein loyaler Beamter. Sie als Sachverständigster in solchen rustikalen Dingen, was meinen Sie, Herr Kollege?

Schulrat Diller: Gewiß. Durchaus derselben Meinung. (Es klopft. Nochmal; Diller giebt v. Kripper einen Wink.)

Geh. Oberregierungsrath v. Kripper: Herein!

Lehrer Schneider: Guten Tag, meine Herren. Empfehle mich, Herr Schulrat.

Schulrat Diller: Ah, da sind Sie ja, mein lieber junger Freund. (Vorstellung.) Lehrer Schneider, Herr Geheimer Oberregierungsrat v. Kripper, Herr Regierungsassessor. (Dieser geht während des folgenden durch's Zimmer und schnüffelt herum).

Schulrat Diller: Nun, mein lieber junger Freund, wir haben noch ein paar Minuten Zeit! Zeigen Sie mir mal ihre Betriebsbücher.

Lehrer Schneider: Sehr gerne, Herr Schulrat. (Er holt sie aus dem Pult.)

Schulrat Diller (sie durchsehend, beifällig): Gut, im ganzen gut. Nur zuletzt etwas flüchtig geschrieben.

Lehrer Schneider: Ich führe die Bücher reglementmäßig während der Stunde, Herr Schulrat, und suche möglichst wenig am Unterricht dabei zu verlieren.

Schulrat Diller: Ich verstehe. Gut, recht gut.

Assessor v. Kripper (vor dem Spucknapf im Hintergrund): Sehn Sie doch mal, Herr Lehrer, das riecht hier so fatal und ist ganz braun gefärbt.

Lehrer Schneider: Karbol, Herr Assessor. Etwas zu viel Karbol vielleicht.

Assessor v. Kripper: (mißtrauisch): Da schwimmt auch etwas im Spucknapf. Das ist wohl nicht Karbol?

Lehrer Schneider (geht hin): Freilich nicht. Das dürfte ein Kartoffelstückchen sein, oder etwas Brot, das eins der Kinder hineingeworfen. Es ist eben schwer, bei so viel Kindern alles in Ordnung zu halten.

Schulrat Diller: Das glaub ich, mein lieber junger Freund. Für Sie als akademisch gebildeten Menschen noch ganz besonders schwer, denke ich mir. Nun wir wollen sehn, es kann ja vielleicht bald für Sie etwas besser werden.

Lehrer Schneider: Meinen ergebensten Dank, Herr Schulrat.

Schulrat Diller: Rufen Sie mir doch auch mal ihren älteren Kollegen. Wie heißt er doch, der . . der?

Lehrer Schneider: Zimmer, Herr Schulrat.

Schulrat Diller: Ganz richtig, den Herrn Zimmer. (Schneider verschwindet.)

Assessor v. Kripper: Weiß der Kukuk, dem trau' ich nicht ganz. Der hat so was in den Augen.

Schulrat Diller: Glauben Sie einem alten, erfahrenen Manne, Herr Assessor, einer unserer tüchtigsten Leute.

Assessor v. Kripper: Mag ja sein, für dumm halte ich ihn auch nicht, aber — —

Schulrat Diller (beschwichtigend): Glauben Sie mir. (Seufzend): Wenn wir nur die alten los wären, die ich von meinem Herrn Vorgänger übernommen habe. Es ist ein Elend, sag ich Ihnen, ein Elend! (die beiden Lehrer treten ein.) Ich bitte um Ihre Bücher, mein verehrter Herr Lehrer. (Lehrer Zimmer ist verwirrt und sucht eine ganze Weile): Sie scheinen sie nicht gerade ganz zur Hand zu haben?

Lehrer Zimmer: Doch, Herr Regierungsrat.

Schulrat Diller (legt ihm die Hand auf die Schulter): Verehrter Herr Lehrer, wie oft soll ich das noch sagen: für Sie bin ich der Herr Schulrat, nicht der Herr Regierungsrat, schlankweg der Herr Schulrat. Nichtwahr, Sie merken sich das jetzt.

Lehrer Zimmer: Hier sind sie, Herr Reg — Herr Schulrat.

Schulrat Diller: Hm. (Er sieht sehr genau nach.) (Mit spitzem Finger auf eine Stelle zeigend): Nicht wahr, mein verehrter Herr Lehrer, meines Wissens wenigstens wird Podex mit einem weichen d und nicht mit einem harten t geschrieben.

Lehrer Zimmer (feuerrot): Gewiß. Verzeihung. Es ist nur ein Druckfehler, Herr Regierungsrat.

Schulrat Diller (so recht mild): Lieber Herr Lehrer?

Lehrer Zimmer: Herr Schulrat. Schreibfehler wollte ich sagen.

Schulrat Diller (mustert ihn durch seine Brille einen Augenblick): Sie sind so aufgeregt, verehrter Herr Lehrer. Sie haben doch nicht etwa getrunken?

Lehrer Zimmer (ganz entsetzt): Ich . . ich?!

Lehrer Schneider: Er ist der nüchternste Mensch von der Welt.

Schulrat Diller (zurückhaltend): So, so? Das ist mir lieb zu hören. Übrigens brav von Ihnen, mein lieber junger Herr, daß Sie sich Ihres Kollegen so annehmen. (Plötzlich heftig): Aber hier, hier, sehr verehrter Herr, hier fehlen ja alle Eintragungen, alle, was soll das heißen?

Lehrer Zimmer (stotternd): Ich dachte, ich meinte, das wäre nicht so wichtig, das könnte ich alle Woche einmal besorgen.

Schulrath Diller: Wie? so wichtig nicht! Gerade auf diesen Dingen beruht so viel in der Schule. Wo haben Sie denn Pädagogik studiert, daß Sie das nicht wissen? (Schneider lächelt in sich hinein.)

Assessor v. Kripper (scharf): Fehlt Ihnen was, Herr Lehrer!

Lehrer Schneider: Mir? Nicht im Geringsten.

Schulrat Diller: Und hier hier hier! keine einzige Bemerkung. Herr, wo soll das hinaus? Sie verderben mir meinen ganzen Bezirk. Entsetzlich! (Lehrer Zimmer wendet sich ab. Es klopft wieder.)

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (wieder auf einen Wink Dillers): Herein!

Sofie Karl (Sie hat sich so fein angezogen wie möglich, sogar ihre Abendmahlsmütze hat sie aufgesetzt).

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (cordial, aber vom Fenster aus): Ei sieh da, sogar die holde Weiblichkeit begrüßt uns. Ganz charmant! das ist nett.

Assessor v. Kripper: Aber, Papa, wir sind doch nicht unter den Linden.

Sofie Karl (näher kommend unter fortwährend tiefen Knixen. Lehrer Schneider ballt die Fäuste hinter ihrem Rücken): Ach, Herr Ackerkommiß, wenn Ihr, wenn Ihr (bleibt stecken).

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper. Nur weiter, liebe Frau. Wir werden uns schon noch versteh'n.

Sofie Karl: Ja, ja. Ach Gott, ach Gott (wieder ratlos).

Diller (sehr milde): Nun, was wollen Sie?

Sofie Karl (plötzlich losbrechend): Der Schinner! der Menschesc hinner! haue duht er, daß es nit mehr anzuseh is, so e Luder, so e gottverdammtes Luder!

Schulrat Diller (baff): Wer? Was?

Sofie Karl (immer eifriger): Jawohl, wie auf alte Eichknüppel haut er uff die Kinner. (Sie knixt wieder.) Da wollt ich mich beschwere bei dem hohe Ackerkommiß. Gelle Se, Sie seien doch die Herrn? Ich winsch em ja nix böses, von wege seiner Frau nit. Meinswege soll er in die schönste Stadt komme, aber von hier muß er fort, fort muß er.

Schulrat Diller: Wie? was?

Sofie Karl: Fort muß er (sie wagt den Lehrer Schneider nicht anzusehen): Un wenn er auch hier dabei steht, ich sag's doch, fort muß er, sonst schlägt er die Kinner noch dot! (Zu Zimmer): Nitwahr, Herr Lehrer.

Schulrat Diller: So? So? (Mit einem vernichtenden Blick auf Zimmer): Auch das noch. — Ei, ei, das hatte ich nicht erwartet, das nicht. (Er tritt ans Katheder und notiert sich etwas. Der Assessor will sprechen, kommt aber nicht dazu, da Diller jetzt den Merrettig erblickt. Er ergreift ihn mit einem verständnisinnigen Blick auf v. Kripper und hält ihn der Sofie Karl hin): Was ist das? (die Frau ist ganz perplex): Nur nicht zaghaft, liebe Frau, was ist das?

Sofie Karl (schüttelt verneinend den Kopf).

Schulrat Diller: Besinnt Euch doch, das müßt Ihr doch kennen?

Sofie Karl (vor Angst weinend): Nein! Nein . .

Schulrat Diller: Aber, liebe Frau, das eßt Ihr doch jeden Tag zum Rindfleisch.

Sofie Karl (auffahrend): Was? Ich dät jeden Dag Rindfleisch esse, ich? un Rinfleisch? jeden Dag? E arme Frau so zu schimpfiern. Wer hat das gesagt? das muß ich wisse. So e Ligner, so e Luder!

Schulrat Diller (tritt ganz entsetzt zurück): Aber, Liebste, so beruhigen Sie sich doch! Es ist ja nur gut gemeint.

Sofie Karl (lacht gellend): Gut gemeint. Ei, seit letzte Martini hab ich kei Fleisch mehr gesehn. Nei, so e Gemeinheit. Ich werd's en awer weise, ich wer's en awer stecke. Un so was muß ich leide, so was! O Gott, o Gott! (Sie fängt wieder an zu heulen.)

Lehrer Schneider: Die Frau ist arm. Sie hat höchstens ein paar Kartoffeln zu Mittag. Sie meint, jemand hätte einen schlechten Spaß mit ihr vor, jemand wolle sie wegen ihrer Armut verhöhnen.

Schulrat Diller: Beruhigen Sie sich doch. Es will Sie ja niemand verspotten. Ich dachte nur so. Wenn Sie freilich so arm sind, so arm.

Sofie Karl (fährt plötzlich auf): Ach du lieber Gott, Ihr Herrn, alleweil bringt Ihr mich erst recht ins Unglück. Was hab ich gesagt? Arm wär ich? Es is net wahr. Glaubt's nit. Es fuhr mer nur so heraus. Alle Dag giebts bei mir Fleisch. Grünfleisch, Wellfleisch, Hackfleisch Kalbfleisch un un (sie stürzt Diller zu Füßen) Ach du liebes Gottche, du liebes Gottche, ich hab nix gesagt, gar nix hab ich gesagt. Sagt's nur nit dem Vermeister, dann bin ich verlorn. Ach Gott! Ach Gott! baut doch ja die Eisebahn!

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Ich verstehe keine Silbe von alle dem.

Lehrer Schneider: Sie ist etwas wirr im Kopf, Herr Geheimrat.

Schulrat Diller (ärgerlich): Geht, geht, liebe Frau. Geht nach Hause.

Sofie Karl (wieder auf): So? Un mei Marie, die der Lehrer blau und schwarz gehaue hat? Ich will se Euch hole, ich will se Euch zeige. Ich geh an de Kaiser, bis an de Kaiser in Berlin.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: So, jetzt ists genug. Nun halten Sie gefälligst den Mund und trollen Sie sich. Und wenn Sie noch etwas wollen, können Sie nach der Sitzung ins Gasthaus kommen! Da wird sich das Weitere finden.

Sofie Karl (wieder eingeschüchtert durch den strengen Ton): Ach ja, ach ja, ich wern komme. (Geht zur Thür, schüchtern): Ich bedanke mich auch recht sehr. (Sie geht knixend hinaus.)

Schulrat Diller: Gott sei Dank! diese verrückte Person, daß wir die los sind. (Sich einen Ruck gebend): Nun wollen wir noch eine kleine Stärkung zu uns nehmen.

Lehrer Schneider: Wenn die Herrschaften gestatten, so würde ich bitten.

Schulrat Diller: Gewiß, mein lieber junger Freund. (Plötzlich ertönt auf der Straße eine Schelle.)

Polizeidiener (draußen leiernd): In ere vertel Stunn hot jeder Ortsbirger über 35 Jahr uff em Rathaus zu sei, so befiehlt der Vermeister. Wann einer ze spät kommt, kost's e Mark Strof. Die Ackerstubente sei da.

Assessor (im Fortgehen): Merkwürdig, sehr merkwürdig. (Während dem Kinderstimmen: Hurrah! Hurrah!)

(Vorhang.)

(Forts. folgt.)



Meine Muse.

Von Felice Cavallotti. († Rom.)

(Mailand, den 17. August 1870, im Kerker des Justizpalastes.)

Soll, weil nur kärglich Luft und Licht
In meine Zelle dringen,
Mein leuchtender Poetenblick
Umflort sich aufwärts schwingen?
Zum Äther ging nicht kühn dein Flug
Du bleiche Muse hin,
Weil ich in meinem Gang beschränkt
Auf wenig Schritte bin? —
Auf nie erschloss'nen Bergeshöhn
Da ist dein Reich zu finden,
Am freien Horizont, im Meer
Und bei den Wirbelwinden.
Sieh! der Gefangne schleudert keck
Gedichte durch die Luft.
Vor des Gedankens Flug vergehn
Waffen und Kerkergruft.
In trüber Zeit voll Sklavensinn
Bist, Göttin, du erstanden,
Und fahl vor Zorn ward Übermut
Vor deinem Blick zu schanden.

Mit Freuden, unauslöschlich schön,
Hast du mein Sein erhellt,
Das Echo deiner Lieder lebt
In meines Herzens Zelt.
Wie oft, wenn Thränen, bittrer Schmerz
Italien durchbebten,
Lauscht' ich den Prophezeihungen,
Die in den Saiten lebten! —
Und rächend hemmt das freie Lied
Den Hosiannaton
Der Sklaven, wie ein Seher spricht
Es ihnen grimmig Hohn.
Laßt über heller Schwellen Pracht
Halbgötter finster rauschen.
Ich will in meinem armen Loch
Heut nicht mit ihnen tauschen —
Nicht für den Glanz und Überfluß,
Den Armen abgepreßt,
Die holden Lieder, die erfreun
Mein schmerzerfülltes Nest.

Ach, nimmer habe ich versucht
Mit feil erkauften Tönen
Die schlaflos hingebrachte Nacht
Der Mächt'gen zu verschönen!
Und sollte neidisch auch die Hand
Des Schicksals auf mir ruhn,
Stets bleibt die Muse abgewandt
Dem lügnerischen Thun! —
Stolze Gedanken-Phantasie'n,
Ihr Melodien voll Klarheit,
Du heil'ger Zauber hehrer Kunst,
Du keuscher Quell der Wahrheit!
Weh! Wer in Ehebrecherlust
Zu eurem Altar drang,
Den Tempel Pindars schändete,
Weil wie ein Knecht er sang! —
Viel schlimmer als ein Paria,
Der ruhig seine Bande
Hin durch das ganze Leben schleppt,
Nicht eingedenk der Schande! —
Denn dieser ist ja von Geburt
An Knechtschaft stets gewöhnt,
Erinnrung, Freiheitshoffen hat
Sein Leben nie verschönt.
Doch er! — Auf seiner bleichen Stirn
Sieht man ein Schandmal glühen,
Der Funke jener Lieder ist's,
Die aus dem Herzen sprühen.
Er preist in krampfhaft wilder Lust
Ehre und Vaterland,
Lacht ohne Freude, weint, obschon
Er keinen Schmerz empfand.
Doch fern der Menschheit werden ihn
Furchtbare Flüche plagen,
Ein Ekel, unauslöschlich, tief,
Vor den vergangnen Tagen! —
Jed' fromm Erinnern rüttelt schwer
An seines Herzens Thor,
Rückt Dinge, schändlich und gemein,
Dem armen Sünder vor.
Es weiß ihn nie getilgte Schmach
In ihren Bann zu ziehen,
Verachtet von den Menschen, sucht
Er vor sich selbst zu fliehen.
Wo rings von Blumen, Duft und Licht
Die schöne Erde lacht,
Da herrscht für ihn nur Finsternis
Und Thränenflut und Nacht. —
Doch mir verschönt das Morgenrot,
Das nächtlich-tiefe Schweigen
Begeistrung, die manch holdes Bild
Dem Denker weiß zu zeigen.
Und durch die weite Einsamkeit
Geht sie und weckt im Lauf
Der Jugend ersten Sehnsuchtsdrang
Mit heitrem Lächeln auf;
Wo meine Lust an Form und Glanz
Das Schicksal rosig malte,
Ein Ideal, stark, groß und schön
Aus meinen Liedern strahlte;
Wo in der Nächte Schauer sich
Des Ruhmes Larven nahn,
Gedanken-Träume, lieblich-hold,
Mein Kissen leis umfahn,
Ein Volk mir zeigend, das sich freut
An meinen Freiheitssängen,
Und eine Schar, die eifrig lauscht
Den unverdorbnen Klängen. —
Der ungebrochnen Treue lieh
Ich Feder stets und Stahl,
Der Bösen frevelhaftes Thun
Traf meines Blitzes Strahl! —
So spielt mit der Erinnerung
Die Seele, alte Schlachten
Träumt wieder sie, sucht unbelehrt
Nach neuem Kampf zu trachten.
Den Weg, der unzugänglich bleibt,
Betritt sie unbeirrt,
Nie hat in bittrem Lebensstreit
Das Schicksal sie verwirrt.
Beglückt ist, wer mit stillem Blick
Darf fröhlich aufwärts schauen
Und stolz vor der Vergangenheit
Nicht Schrecken hegt, noch Grauen.
Er braucht nicht schamvoll zu erglühn
Vor seines Lebens Lauf,
Fühlt er sich auch vom Sturm gepackt,
Er blickt doch ruhig auf. —
Wird eine minder düstre Zeit
Italiens Los erfüllen,
So wird an jenem neuen Tag
Mein Herz in Stolz sich hüllen,
Weil unbefleckt die Zither ich
Darf hängen an die Wand;

Rein ist sie wie zur Zeit der Not,
Wo stets ein Ohr sie fand.
O glaubt mir, des Apoll Geschenk
Ist heilig mir geblieben,
Für Vaterland und Freiheit nur
Hab Lieder ich geschrieben! —
Wenn auf dem Weg der Ehre ward
Beendet mein Beruf,
Denkt bei dem Sang das Vaterland
An den auch, der ihn schuf? —
Geh' kämpfend, wildes Lied, hinaus
Ins bunte Volksgedränge,
Daß schneller uns das Morgenrot
Der süßen Ruh umfänge.
Ja, kämpfe! Dies war immerdar
Der Seher rauhe Pflicht;
Gott selber gab dem freien Sinn
Zum Werkzeug das Gedicht.

Berlin. Aus dem Italienischen von Walter Kaehler.

Martin Greif.

Eine Studie von Franz Himmelbauer.

(Wien.)

Die deutsche Litteratur hat wieder eine Revolution hinter sich, und in gereinigter Luft genießen wir die Früchte des fröhlich-kecken Kampfes. Manche, die am lautesten schrieen, sind freilich ebenso vergessen wie jene, gegen deren Überschätzung sie sich auflehnten. Aber wir haben einen köstlichen Gewinn errungen, dessen Schimmer nicht bald verbleichen wird: einige Dramen von Demantwert und dann eine lyrische Ausbeute, die unsrer Nation auch in dieser heißen Zeit ihren Vorrang in der Lyrik sicherte.

Aber so erfreulich jedem Kunstfreunde das Emporkommen eines Liliencron und einiger Anderen, die mit ihm strebten, sein muß, so ist es doch tiefbetrübend, daß ein lyrisches Genie allerersten Ranges, das mit aller Macht und Schönheit einer ursprünglichen Empfängnis vor uns erschien, eine herrliche Lichterscheinung, deren Auftauchen schon in weit frühere Jahre, deren volle Reife aber gerade unmittelbar vor jene Zeit des Kampfes fiel, mit all der wurzelkranken Epigonensippe von den kühnen Steuerern in Bann gethan wurde und auch heute noch, vielfach verkannt, einer gerechten Würdigung von dieser Seite entbehrt. Das ist das Schicksal Martin Greifs*) in der

*) Gedichte von Martin Greif, 6. Auflage, Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, 1895. In den „Gesammelten Werken“ (ebenda) bilden die Gedichte den ersten, die Dramen die beiden folgende Bände. Über den Dichter handeln: „Martin Greif. Versuch zu einer Geschichte seines Lebens und Dichtens“ von Dr. S. M. Prem, Leipzig, Remgersche Buchhandlung; „M. Greif als Lyriker und Dramatiker“ von O. Lyon, Leipzig, Teubner; u. a. vergl. auch „Psychologie der Lyrik“ von Dr. Karl du Prel.

„Moderne". Seine Nachempfinder und Nachahmer haben längst den Weg in die kämpfenden Blätter gefunden, er aber wird noch immer verleugnet. Kann es einen schlagenderen Beweis für sein Nichtepigonentum, für seine volle Eigenständigkeit geben, als die verbürgte Tatsache, daß manche seiner Gedichte, deren tiefe Eigenart längst zahlreiche begreifende Bewunderer hat, in den ersten Jahren ihres Bekanntwerdens in Gesellschaften vielfach zu literarischem Ulk verwendet wurden, genau so, wie es zwanzig Jahre später vielen von den Übermodernen geschah. Martin Greifs ganz einzig dastehende Knappheit ist ein durchaus moderner Zug: unser nervig verfeinertes, spürsinniges Geschlecht duldet nicht mehr die aufreibende Weitschweifigkeit behäbigerer Zeiten. Mit dieser Eigenart beeinflußte er unverkennbar einen großen Teil der zeitgenössischen Lyrik und ward ein herrschender Stilpräger von solch zwingender Kraft, wie in diesen Jahrzehnten, allerdings in ganz anderer Art, nur Einer noch: Friedrich Nietzsche. Und es wird manchen Freund der Dichtkunst wundern, wenn er erfährt, daß eine lyrische Form, die ihm schon wohl vertraut ist, das Naturbild, geradenwegs auf Greif zurückzuführen ist. Die olympische Größe Goethes ahnte einmal wohl diesen neuen Zweig der Lyrik voraus. Aber begründet hat ihn erst Martin Greif, und es ist fürwahr kein kleiner Ruhm, einen neuen Ton der Menschenseele angeschlagen, der Kunst für alle Zeiten einen neuen Weg erschlossen zu haben.

Greifs Gedichte lassen sich nicht im Sturm erobern. Während die Empfindungswelt der klassischen Lyrik längst unser bewußtes Gemeingut geworden ist, unser Ohr das Klangverständnis dafür gewissermaßen schon ererbt hat, verlangt die neue Welt, die Greif erschließt, scharfes Erfassen eines jeden Wortes, Anspannung unseres ganzen Vorstellungvermögens, das regste Mitarbeiten unserer unzerstreuten Sinne. Andernfalls huscht der Funken des Genies wirkungslos an blöden Augen vorüber. Man betrachte das kleine Bildchen „Abend", das in seiner anschaulichen Knappheit ein großes Wunderwerk ist:

Goldgewölk und Nachtgewölke
Regenmüde still vereint!
Also lächelt eine welke
Seele, die sich satt geweint.

Doch die Sonne sinkt und ziehet
Nieder alle eitle Pracht,
Und das Goldgewölk verglühet
Und verbrüdert sich der Nacht.

Welch konzentriertes Denken des dichtenden Ingeniums! Ein Landschaftsdichter der älteren Zeit hätte unbedingt in der ersten Strophe das Goldgewölk, in der nächsten das Nachtgewölk genau beschrieben, dann etwa den Inhalt der zweiten Zeile in einer weiteren und so fort, und wir hätten uns dabei gelangweilt, nichts gesehen und nichts empfunden.

Aus dem tiefsten Beschauen der Natur, dem intensivsten Aufgehen in

ihr, ist diese neue Lyrik hervorgegangen. Die Beseelungskraft des Dichters läßt Bilder vor uns erstehen, die wir nicht durch Zuhilfenahme sinnlicher Erinnerungen, sondern durch unser seelisches Auge sehen, gleichwie sie der Dichter schaute, der sie in wenigen Strichen, welche einen fast gleichzeitigen Eindruck hervorrufen, festhielt. In dieser Gedrungenheit liegt die große Kunst, und sie unterscheidet Martin Greif von jenen geringeren Dichtern, deren Wortschwall an allen Einzelheiten haftet und das Nachschaffen des Bildes in unserer Phantasie erstickt. Ich meine poetische Landschafter wie Matthisson und Salis-Seewis, nicht Dilettanten, denn diese können ja alles und sie übertrumpfen an Gedrungenheit noch Martin Greif — schade blos, daß sie nicht auch ein klein wenig Seele dazu geben können. Noch gilt vom Naturbild, daß die ganze Innenwelt des Dichters in die Außenwelt versetzt und losgelöst von aller menschlichen Beschwer ist. Darum ist diese Art Lyrik in ihrem engsten Sinne weder elegisch noch auch frohgemut, sondern voll einfachen und erhabenen Ernstes.

Man erprobe:

Die einsame Wolke.

Sonne warf den letzten Schein
Müd' im Niedersinken,
Eine Wolke noch allein
Schien ihr nachzuwinken.

Lange sie wie sehnend hing
Ferne den Genossen,
Als die Sonne unterging,
War auch sie zerflossen.

Und noch ein Abendgedicht:

Nach Sonnenuntergang.

Der Sonne letzte Feuerspur
Erhellt noch mild des Dorfes Flur,
Von dort in die Gethale weit
Herrscht Öde und Verlassenheit.

Die Bergesgipfel voller Ruh'
Hüllt schlafendes Gewölke zu,
Die ferner, nah' dem Himmelszelt,
Sehn fremd aus einer andern Welt.

So ist Greif vor allem ein Dichter der reinen Gottesnatur, die ihm all ihre Gnaden und Schauer offenbarte. Ist er doch ihr getreuester, dankesfähigster Liebling. Den vertraulichen Verkehr, in dem er zu ihr steht, zeigt uns das Gedicht „An die Novembersonne", und wer die Tiefe dieser Liebe erkennt, wird die eigenartige Poesie begreifen, die in den fünf Zeilen der scheinbar launigen Strophe „Auf dem Bergpaß" steckt. Das Geheimnisvolle der Morgendämmerung, die schwere Stimmung des Mittags, die verklärende des Abends, alles Keimende und Knospende, Prangende und Welkende, wir erleben es mit unserm Dichter, und wie durch einen Zaubergarten geleitet er uns, jedes neue Zeichen erkennend und deutend, durchs ganze Jahr. Er zeigt uns das Seelische der Landschaft in Wald und Wiese, in Berg und Thal, am Weiher, auf der Heide und am schilfigen Moor, wo nur des Mondes

Schimmer „klemmt das Röhricht an, — wie wenn Perlen hingen zauberisch daran". Es wäre nicht genug, wenn bei solchen Bildern blos die Erinnerung an ähnlich Erlebtes in uns aufsteigen würde: sie thun das Höchste — uns das noch nie Erlebte miterleben zu lassen.

Am meisten aber zieht es den Dichter in die Herrlichkeit der Alpen. Die Hoheit ihrer beeisten Riesen, das tiefe Schweigen ihrer Seen, das brausende Schäumen ihrer Wildbäche begeistert ihn immer wieder zu neuen, entzückenden Bildern. Wenn er ihnen ferne ist, erwacht seine Sehnsucht, und in traumhaftem Schauen blickt er von der bayrischen Hochebene nach dem Süden, „wo in den Himmel eingebaut — der Zug der Alpen vor mir blaut".

Je mehr in der Naturbeschauung die symbolische Auffassung und subjektive Beziehungen hervortreten, desto mehr nähert sich Greif dann dem Liede. Und sein beruhigteres Schauen trifft reine, aber durch ein nachwirkendes Leid erst zur Empfindung gebrachte Herzen tiefer, als Lenaus großartiges, aber oft schmerzlich erschreckendes Aufgehen in der Natur. Die Verschiedenheit dieser beiden Lyriker machen ihre „Herbstgefühl" benannten Gedichte klar.*) Lenau sieht mit den Augen des „trüben Wandrers", der in der sterbenden Natur Genossen sucht, und nur gleichgestimmte Erdenwaller können ihn ganz begreifen. Auf einem allgemein menschlichen und darum höheren Standpunkte steht Martin Greif in seinem wunderbaren Gedicht:

Wie ferne Tritte hörst du's schallen,
Doch weit umher ist nichts zu sehn,
Als, wie die Blätter träumend fallen
Und rauschend mit dem Wind verwehn.

Es bringt hervor wie leise Klagen,
Die immer neuem Schmerz entstehn,
Wie Wehruf aus entschwundnen Tagen,
Wie stetes Kommen und Vergehn.

Du hörst, wie durch der Bäume Gipfel
Die Stunden unaufhaltsam gehn,
Der Nebel regnet in die Wipfel,
Du weinst und kannst es nicht verstehn.

Und nun haben wir auch schon ein Bild von Greif als Liederdichter. Goethe im Herzen tragend, hat er, ähnlich wie Mörike, von neuem an das Volkslied angeknüpft. Aber was bei Mörike noch (freilich entzückendes) Stammeln ist, ist bei ihm ausgereifte, künstlerische Form und ein ganz neuer lyrischer Stil. Knapp und schlicht im Ausdruck, tief und weiterschließend in der Empfindung, so stellt er sich uns dar. Immer steht die volstümliche Form mit der naiven Frische und warmblütigen Innerlichkeit des Gegenstandes in jenem vollen Einklang, den nur das geniale Schaffen, bei dem Inhalt und

*) Lenau hat bekanntlich zwei so bezeichnete Gedichte. Gemeint ist jenes: „Der Buchenwald ist herbstlich schon gerötet . . ."

Form zugleich und miteinander entstehen, hervorbringt. Und er hascht nicht nach neuen Stoffen. Blos die urewigen Gefühle der Menschheit löst er aus seiner reinen Seele, aber wie sie hervorquellen, sind sie nicht mehr jene, die wir von früh auf kennen, sondern andere, die wir ahnten, deren wir aber jetzt erst klar bewußt werden.

Wie duftet und blüht es um uns, wenn wir seine innigen, heimlichen Liebeslieder hören! Es sind die reinsten, keuschesten Töne, die je angeschlagen wurden.

Morgengang.

Ich geh' auf stillen Wegen
Frühtags ins grüne Feld,
Wie lacht mir da entgegen
Die junge Morgenwelt!

Wohl tausend Blüten schauen
Von Wald und Wiese her,
Die alle tropfig tauen
Von edlen Perlen schwer.

Ich brech' mir ein Geschmeide
Von nassen Rosen ab:
Wärst du an meiner Seite,
Von der geträumt ich hab'!

Ich hing' dir's in die Locken
Als deinen Hochzeitskranz —
Da gehn die Morgenglocken,
Ich steh' in Thränen ganz.

Gerne möchte man auch jedermann das tiefergreifende Lied „Ihr Grab" einprägen, das so herrlich ist in seiner großartigen Schlichtheit. Beseligte Ruhe überwiegt in Greifs Gedichten. Aber es fehlt nicht an Tönen stürmisch-herben Schmerzes, an Weltmüdigkeit und Entsagung. Dann spricht wieder himmlische Ahnung und Zuversicht zu uns und eine innige Naturfrömmigkeit, daß wir uns von hehrem Glauben durchschauert fühlen. Zu dem Unvergeßlichsten in dieser Art gehört das seherische Gedicht „Drang zur Heimat". In eine ganz andere Sphäre des Innenlebens führt uns „Der Zweifler". Die sechs so bezeichneten Bilder gehören zu den tiefsten Schöpfungen der Lyrik. Eines sei dargestellt:

Oft beim letzten Abendschein
Schleich ich in die Kirchen ein.

Durch die kleine Hinterpfort'
Tret' ich an den Gnadenort.

Auf das Treiben wirr und hohl
Thut die Stille ach! so wohl.

Durch die Fenster lang und schmal
Fällt der letzte Sonnenstrahl.

Das ich oft verlästert wild,
Starr ich an, das Kreuzesbild.

Sehnsuchtsbang ist mein Gefühl,
Weinend sitz' ich ins Gestühl.

Von den subjektivsten Empfindungen ausgehend, durchwandert dann der Dichter eine ganze Stufenleiter immer mehr der Außenwelt sich erschließender Seelenzustände, bis das eigene Empfinden in andere Wesenheiten überfließt und selbständige Gestalten vor uns erstehen, welche zuletzt, mit fortschreitender Handlung begabt, in balladenähnlichen Formen erscheinen. So sehen wir ein buntbewegtes Treiben vor uns, wie es nur ein Dichter zu schaffen vermag, der

selbst solch reichen Lebens voll ist und es nur aus sich herauszunehmen braucht, wenn ihm der Eindruck zuteil wird, der dazu gehört. Was die natürlichen Kinder des Volkes denken und fühlen, das alles blüht uns aus den Herzenstönen der Greif'schen Lyrik entgegen.

Es ist ein wahres Schatzkästlein tief und lebensvoll erfaßter Gestalten, jede in einer, ihr ganzes Sein umschließenden Situation, die uns, sei es auch nur durch ein kleines Geschehnis, ihren ganzen Gedankenkreis, ihre Freuden und Leiden vor Augen führt. Jäger, Schäfer, Wanderburschen, Soldaten und Bergleute treten vor uns, und neben dem glücklichen, hoffenden Mädchen kehrt die rührendste Gestalt des ganzen Dorflebens immer wieder: die Verlassene, Verratene, Verstoßene. Diese Gedichte sind wundersame Offenbarungen dichterisch traumhaften Schauens. Das ziehende Wasser, das stürzende Mühlrad, was erwecken sie nicht alles in der schmerzgequälten Seele der Unglücklichen! Und hinwider: Welch beglückende Heimlichkeit liegt in den Gedichten „Der Mühlbach" und „Die Schnitterin"! Und wie athmet das süße, dämmerige Nichts des Reichtums aus dem Bildchen „Frauengestalt"! In der „Liebesnacht" packt uns die gespenstig großartige Symbolisirung, zu der sich der nächtliche Zug der Wolken dem im Rausche und Bangen der Erfüllung schwebenden Liebespaar gestaltet. „Das Hüterkind" und „Das Bild von Alabaster" sind stofflich von einander sehr verschieden, aber sie entzücken uns beide gleicherweise durch ein in Rythmus und Stil, Gedanken und Empfindung sich offenbarendes, ganz eigentümliches Gepräge, dessen Schönheiten nicht gleißend das Auge auf sich ziehen, aber, einmal herausgefühlt, nimmer im Schatze unserer besten Erlebnisse verblassen. Hier muß auch einer Reihe köstlicher Gedichtchen gedacht werden, die, bald voll Schalkheit, bald voll tragischen Ernstes, alte, sinnige Volksbräuche durch damit verknüpfte Geschicke unserem Gefühle wieder nahebringen, sodaß wir die ganze gläubige Poesie volkstümlicher Schicksalsforschungen nachempfinden.

In all diesen Gedichten von Treue und Untreue, vom Jäger und Müller, von Hirten und Wanderern, Märchenartigem und Schwanklichem, in denen sich Martin Greif stofflich hie und da mit manchen heute so beliebten leichten Sängern begegnet, zeigt sich seine Vertiefungsgabe, seine Beseelung, seine Verdichtung, kurz, die Überlegenheit seines Genies. Es ist nichts Geziertes, nichts Verkünsteltes an diesen elementaren Schöpfungen, nichts Süßliches und nichts Verwässertes. Mit den modischen Spielmanns-, Vaganten- und Skolarenliedern haben sie nichts gemein. Die eckigen Formen des „Husarendurchmarsch" sind nicht Künstelei, sondern Naturwahrheit. Greif hätte, da er diesen Gegenstand erfaßt, ihn gar nicht anders bilden können, als in dieser an die naive Bauernmalerei erinnernden, köstlichen Weise. Ein Dichter, der

„Die Soldatenbraut", „Das Grab der böhmischen Bauerndirne", „Das Würfelspiel" schuf, in dem ist die ganze naiv-poetische Zeugkraft seines Volkes wach geworden. Darum braucht er nicht viel in die Vergangenheit, die der Vorstellung ohnehin schon verklärt erscheint, zu greifen, sondern nimmt seine Stoffe, wie im „Urlauber", aus der blühenden Gegenwart und formt ganze Dorftragödien zu kleinen, herzbezwingenden Balladen.

Keines der Gedichte bedarf eines Kommentars, aber über jedes ließen sich hunderterlei Dinge sagen. Am liebsten möchte man recht viel zitieren, wenn es nur anginge. Immerhin möge noch aus diesen „Stimmen und Gestalten" ein Gedicht folgen, das wie das tiefbewegende Erlebnis eines Traumes anmutet:

Das Nachbarkind.

Mein Nachbarkind am Graben
Schaut nimmermehr heraus,
Sie muß viel Arbeit haben
In ihrem kleinen Haus.

Sonst sah ich sie am Morgen
Und wohl am Abend auch,
Die Stille macht mir Sorgen,
Wozu der neue Brauch?

Doch sieh, wer kommt zur Thüre
Mit einem Kränzlein an,
Als ob sie zur Hochzeit führe
Und müßt' ein Kränzlein han?

„Willst du ein Kränzlein tragen —?"
Nun kommen zwei und drei
Und ohne vieles Fragen
Die Nachbarn all' herbei.

Sie kommen von allen Seiten
Und reihen einen Zug
Grabglöcklein fängt an zu läuten —
Jetzt weiß ich mir genug.

Daß der Strom von Greifs lyrischer Kraft auch epische und gedankliche Stoffe mit seinem Zauber durchdrang, wird man kaum als einen Nachteil hinzustellen wagen. Als Balladendichter ist es ihm meisterlich gelungen, kleine Handlungen mit bedeutenden inneren Spiegelungen in ein poetisches Gewand zu kleiden. Mehr noch als seine Vorgänger hat er seine Stoffe ins Gemüt getaucht und findet meist an kleinen Geschehnissen seine volle Befriedigung, weil er genug aus seinem Innern hinzuzugeben hat. Die seiner engeren Lyrik eigene Art des Ausklingens, die dem Wallen der Phantasie keinen Damm setzt, sondern ihr einen Fernblick ohne Grenzen eröffnet, findet sich auch hier. So in „Hermann und Flavus", das wie ein Prolog zu einem Schlachtendrama erscheint, welches aber kein Dichter mehr auszuführen braucht, weil schon die ganze Stimmung in uns eingelagert wurde, deren wir zur selbständigen Fortsetzung bedürfen. Ähnliches läßt sich noch an manchen anderen Beispielen nachweisen. Greifs bedeutendste Balladenschöpfung, eine der herrlichsten deutschen Balladen überhaupt, ist „Das klagende Lied". Den Stoff entnahm der Dichter einem Bechstein'schen Märchen. Die breite Darstellung

Bechsteins, die der wunderbaren Sachlichkeit der von den Gebrüdern Grimm erzählten Märchen gänzlich ermangelt, mußte einen Meister der Knappheit wie Greif zu künstlerischer Gestaltung reizen. Er vertiefte und verfeinerte die Überlieferung, indem er die Handlung in den Charakteren begründete und ihr trotzdem dabei erst den vollen mystischen Märchenduft entlockte. So ist „Das klagende Lied" eines der wenigen Beispiele dafür, wie ein volkstümlicher Stoff durch moderne Behandlung nicht mißbraucht oder verdorben, sondern auf die denkbar höchste ästhetische Durchbildung gehoben wurde. Auch in ihrem Aufbau verdient diese tief und seltsam packende Ballade die größte Bewunderung. In den einfachsten Tönen setzt sie ein, um sich allmählich bis zu den kunstvoll verwobenen Schlußstrophen zu steigern, in denen die Rythmen der vorangegangenen in mächtigen Akkorden zusammenklingen.

An Umfang kommt dieser Dichtung die „Bismarckhymne" in den „Vaterländischen Gedenkblättern" am nächsten, eine groß angelegte, markige Charakter- und Geschichtszeichnung in freien Rythmen. Greif hatte im Siebzigerjahre den heißen Boden, auf dem die Weltgeschichte schritt, selbst unter Füßen. Aus dem frischen Erlebnis heraus entstanden seine Schlachtenlieder und Siegeshymnen. Aber der Gefahr, im Aufschwung der Begeisterung zum Rhetoriker zu werden, war er entrückt. Seine seelische Tiefe kennt auch da keine Phrasen und Tiraden, und seine Begeisterung ist kein Wirbeln im Gehirn, sondern ein heißes Zucken des Herzens.

Und der gleiche Grund schließt alles Verflattern ins Abstrakte bei seinen Sinngedichten aus. Im Widerstrahl des Gedanklichen führen uns diese noch einmal die ganze Welt seiner Lieder und Bilder vor. Einmal, in „Fortdauer", sieht er die sinkende Sonne, die endlos fernen Sterne magisch heranziehen. Fast schon auf den Lippen, wird ihm das Naturbild zum Sinnbild, zum Symbol einer Erkenntnis. Ergriffen vom Welken der Blumen, findet er ihnen den tröstenden Gedanken ihrer Unsterblichkeit. Man beachte besonders die drei Strophen „Vollendung im Gesang": ein Erkenntnissatz, zum Lied geworden in Form und Ausdruck.

Viele der Sinngedichte beziehen sich auf den Leidensweg des Schaffenden und namentlich auf manches Mißgeschick, das Greif als Dramatiker erfuhr. Zwölf Schauspiele hat er dem deutschen Volke geschenkt, und es steckt viel Lebensarbeit und Liebe darin und genug Poesie, daß sie einer festen Stelle im Spielplane jeder edlen Bühne würdig wären. Namentlich die volkstümlichen Schauspiele, wie „Hans Sachs" und „Agnes Bernauer", die einen gerngehörten Abschnitt heimatlicher Geschichte einfach und innig wiedererzählen, sind wahre Erbauungsstücke und weihevolle Festspiele, die schon darum in die weitesten Schichten des Volkes dringen sollten, weil ihre Helden nicht den

Kreisen der vom Zufall Hochgestellten entstammen, sondern Bürgerskinder sind, die durch ihre Größe erhabene Muster bilden. Einer der häufigsten und leichtfertigsten Vorwürfe, die gegen Greifs Dramen erhoben werden, ist der, daß sie zu lyrisch seien und des dramatischen Nervs völlig entbehren. Für jene mag dies wahrscheinlich sein, die nur den Lyriker, nicht aber den Dramatiker kennen. Denn in Wahrheit sind Greifs Bühnenstücke reich an hochdramatischen Stellen von hinreißender Kraft. Der Grund aber, daß sie sich bis heute nicht nach Gebühr Raum schaffen konnten, liegt darin, daß sich unsere Zeit dem Geschichtsdrama immer mehr entfremdet hat, und daß die mächtige Erscheinung Ibsens das Urteil der Zeitgenossen so sehr beeinflußt, daß sie jedem andersgearteten Schaffen nicht gerecht zu werden vermögen. Darum ist auch über Greifs Dramen das letzte Wort noch lange nicht gesprochen.

Aber fast scheint er uns als Lyriker dem gefeierten Nordländer verwandter zu sein. Beide haben den geheimsten Regungen der Psyche nachgespürt und aus fremden Tiefen Perlen von ungeahntem Zauber hervorgeholt. Wem aber erschiene die lichtvollere, sonnenfreudigere Kunst Greifs nicht als die mehr begnadete, die göttlichere? Alle edlen Empfindungsregungen der ganzen deutschen Menschheit ruhen in dieser Dichterseele, und so elementar und ungeschminkt sind ihre Naturlaute, daß sich an uns in erneutem Sinn bewahrheitet, was Eckermann empfand, da er Goethes Gedichte kennen lernte: „Ich las seine Lieder und las sie immer von neuem und genoß dabei ein Glück, das keine Worte schildern. Es war mir, als fange ich erst an aufzuwachen und zum eigentlichen Bewußtsein zu gelangen; es kam mir vor, als werde mir in diesen Liedern mein eigenes mir bisher unbekanntes Innere zurückgespiegelt... Ich fand das menschliche Herz in allem seinem Verlangen, Glück und Leiden, ich fand eine deutsche Natur wie der gegenwärtige helle Tag, eine reine Wirklichkeit in dem Lichte milder Verklärung."



Deutsche Lyrik.

Im kommenden Jahrhundert.

Ich träume schwer im Traum der Nächte;
Die Lippe will sich sacht bewegen,
Als wollten losgebundne Mächte
Ihr fremdbeseeltes Leben regen.

Dann lallt der Mund geheime Worte,
Die leise durch das Dunkel schweben;
Doch ungehört am selben Orte
Verhauchen sie ihr kurzes Leben.

So sing' ich wohl an schönen Tagen
Von Sonnenfeiern in der Frühe,
Von hellen Jauchzern, finstern Klagen,
Von Himmelslust und Erdenmühe.

Doch ruft der Mund beseelte Worte,
Die blitzend überm Tage schweben, —
Sie kehren heim zur selben Pforte,
Und enden ihr vereinsamt Leben.

Was thut's! — Und will mir keiner lauschen,
Mir lebt die blanke Lust zu singen.
Ich fühle Quellen in mir rauschen,
Die betteln, um ans Licht zu dringen.

Ich hör' sie dankbar und verwundert,
Wenn sie entzückt sich losgerungen,
Und weiß, im kommenden Jahrhundert
Wird Lied für Lied mir nachgesungen!

Berlin. Ludwig Jacobowski.

Nachsommer.

An solchen Tagen lieg ich unter alten Ulmen
Im Park und schau ins Weite durch die Zittergräser,
Die leis im letzten warmen Hauch des Abends lispeln,
Und schaue träumend, wie eine rotes Rebenblatt
Zu Boden zittert, nieder in die Dämmerung
Des Herbstes und der Nacht — derweil noch in der Ferne
Auf ein paar helle Stämme gelb die Sonne scheint,
Und fern noch ein Stück Rasen, sonnengrün vergoldet,
Im blauen Meer des Abends unerreichbar liegt,
Wie eine selige Insel. —

An solchen Tagen sehe ich im Duft dort draußen
Das Glück vorübergehn, und meinem Auge dänkt es
Wie frühlingslichtes Flattern heller Mädchenkleider,
Die fern, sehnsüchtig fern, durch goldne Gitter schimmern.

Stuttgart. Karl Gustav Vollmoeller.

Die Kränze.

Als auf meinem Haupt ein Kranz von Rosen bebte,
Rosen, von der schönsten Hand gepflückt,
Rosen, zärtlich auf mein Haar gedrückt,
Daß mein Herz in einem seligen Rausche lebte:

Kam des Ruhmes Göttin auf mich zu geschritten,
Sprach: „Nimm weg den eitlen Kranz!
Dieses Lorbeers heilig hehren Glanz
Sendet dir Apoll, gefügig meinen Bitten."

Und ich sprach: „Hab Dank für diese hohe Kunde!
Doch, laß mich in roten Rosen blühn!
Deck das Rot mit deines Lorbeers Grün,
Aber nimm mir nicht das Glück in dieser Stunde!"

Sie drauf: „Mit dem Lorbeer auf dem Haupt zu kosen
Wehrt Apoll! Dich lockt noch Menschenglück:
Mit dem Lorbeer kehre ich zurück.
Lebe wohl!"
Sie schwand. Ich jubelte in Rosen!

Prag. Hugo Salus.

Weiße Tauben.

Weiße Tauben
fliegen durch blaue Morgenluft . . .
Grüßet, weiße Tauben,
mein Mädchen von mir!

Fliegt meinen Namen
vor ihrem Fenster
ins Morgenblau —
wie wird sie sich freuen —:

„O ihr süßen, weißen Tauben,
im blauen Morgen,
grüßt ihn,
grüßt ihn mir wieder!"

Ihr weißen Tauben . . .

Berlin. Christian Morgenstern.

Schönheit.

Horch: im Park ein Angstgestöhn!
Weh! Die Venus liegt im Sand;
Die so weltenmächtig stand,
Fiel zum Raub den Zeitgeschicken.
Noch in Trümmern ist sie schön,
Noch ist Seele in den Blicken.

Und mein Schönheitssehnen irrt
Trunken deinen Augen zu:
Schöner bist du, blasser du,
Und dein Leib ist ohne Fehle;
Küsse mich, dein Hauch verwirrt — —
Aber du hast keine Seele!

Denn ich bin wie jenes Kind,
Das viel bunte Blumen sieht:
Wenn es sich zur schönsten kniet,
Sucht es mit den großen Blicken,
Ob nicht fern im Abendwind
Noch viel schön're Blumen nicken.

Amberg. Josef Schanderl.

Seit ich mich verlor . . .

Ich liebe diesen Leib, der dich entzückt:
Die weiße Brust, an der dein Haupt gelegen,
Und diesen Nacken, den dein Arm umschlang!
Seit deines Kusses Sonne mich durchdrang,
Liegt's über mir wie ein geheimer Segen,
Ein Frühlingsglanz, der meine Glieder schmückt.

Ich liebe dieser Augen lichten Schein,
Seit sie, zwei Sterne, über dir gestanden,
Und dieser Stimme warmen, vollen Klang,
Die deine Sehnsucht still zur Ruhe sang.
Der Mund ist süß, den deine Lippen fanden,
Und diese Seele heilig, seit sie dein.

Die Liebe hebt mich über mich empor,
Daß ich mich selbst wie etwas Fremdes sehe
Und meine Schönheit trage wie ein Kleid,
Wie einen Schmuck, der deinem Dienst geweiht.
Hilf mir, Geliebter, daß ich mich verstehe —
Du birgst mein Leben, seit ich mich verlor.

Frankenhausen. Anna Ritter.

Gieb acht!

Gieb acht, daß deine Hiebe
Nicht jählings treffen in mir
Die wilde, schluchzende Liebe,
Die bebend ruft nach dir . . .
Daß nichts zu Tode sie quäle,
So Wehes sie auch litt —
Denn deine ganze Seele
Reißt sie im Sterben mit.

Strzebowitz. Marie Stona.

Zeitglossen.

I.

Cliquen, Claquen, große Hände.
Einigkeit allein macht stark;
einsam Steigen an der Wende
neuer Zeit — braucht Geist und Mark.

II.

An die Bildungsphilister.

Professoren, alte Weiber,
schlagt mir die Philister tot,
Dahn und Ebers — Lebrecht Hühnchen,
Baumbach, Wolff — ihr Lebensbrod!

„Denn die Kunst soll uns erfreuen,
nur Verdauen bringt Gedeihen,
all' die bösen, freien Neuen
unsern Mittagsschlaf entweihen.

Nur Korrektes — nur Erprobtes,
in der Rundschau viel Belobtes,
stärkt uns den Familiensimpel!"
— Hoch der Schlendrian, ihr Gimpel!

III.

„Du bist berühmt" — „und du dafür desgleichen",
— sind abonniert, um uns herauszustreichen,
und nur ein Narr geht einsam seine Bahn,
— todtschweigend, steinigt ihn der große „Pan".

Rom. Hermione von Preuschen.

Mahnung.

Steig aus deines Rosses Bügel
Niemals auf mein Grab!
Wisse, unter'n Hügel
Sank ich nicht hinab.

Dort ist nur die einst'ge Hülle,
Mein vermorschtes Kleid:
Ich wall' in der Fülle
Freier Seligkeit.

Wien. Margarethe Halm (†).

Der Glückspfennig.

Einen Pfennig trag am roten
Seidenband ich unterm Kleide,
Den als Talisman ein Mädchen
Meinem Liebsten einst geschenkt.

Manchmal fallen warme Thränen
Auf die goldigblanke Münze.
Nicht weil ich des Kindes denke,
Das gar arm und müde ward —

Nur weil ich so schlecht bin, wein' ich,
Denn ich könnte nicht wie jene
Segen auf den niederbitten,
Der mein Lieben nicht gewollt.

Marienhoff. Helene Voigt.

Die Wanduhr.

Von Anna Croissant-Rust.

(Ludwigshafen a. Rh.)

Nach langen, trüben Tagen mit dichtem Schneegestöber scheint zum erstenmal wieder die Sonne, die ächte, blanke Wintersonne über der Stadt, und die beschneiten Kappen der Frauenthürme heben sich scharf ab vom hartblauen Himmel.

Alle Dächer tropfen, die Straßen sind naß vom zerrinnenden Schneewasser. Lustig klingeln die Trambahnen über die sonnigen Plätze, alle Welt bummelt, ordentlich lenzahnend und vergnüglich sieht alles aus. Nur der kalte Ostwind! Heimtückisch lauerte er schon den ganzen Tag an den Ecken und nun gegen Abend saust er ganz plötzlich durch die langen Straßen und über die Plätze und überfällt einen förmlich, daß man Frühlingsgedanken und Sonnenschein schnell genug vergißt, sich gern wieder in seinen Pelz verkriecht und den warmen Ofen sucht.

Schon überziehen sich die Wasserlachen wieder mit einer dünnen Eiskruste, an den Straßenenden ballt sich's zu grauen Nebeln, aus den Schatten und Winkeln der Häuser kriecht langsam die Nacht, richtet sich höher, immer höher auf, stetig wachsend und wachsend.

Am Himmel hängt noch die ganze Helle des Tages, aber aus dem Qualm der Straßen flammt schon die erste Laterne auf. Winzig klein sieht sie aus, braunrot, vom Dunst fast verschlungen; dann eine zweite, dritte, fünfte, immer mehr, bis überall Licht an Licht entzündet ist, während im Westen die letzte Sonnenröte düster drohend aus finsterem Gewölk flammt, ein langer, blutigroter Streifen.

Aus den großen, angelaufenen Scheiben eines Cafés fällt heller Schein. Es ist wohlig warm drinnen, und die Fiaker, die in der schneidend kalten Ostluft neben ihren Wagen auf- und abstampfen, werfen neidische Blicke nach der Thüre des behaglichen Lokals.

Eine leichte Rauchschicht schwebt nieder über den hellen Marmortischen; Zeitungen rascheln, dazwischen tönt das schwache Klirren der Tassen und Teller, förmlich eingehüllt von dem gedämpften Hin- und Herwogen des Geplauders. Es ist keines der modernen Prachtcafés, mehr ein behäbig komfortables Lokal Altmünchener Schlages. Der Wirt geht händereibend zwischen den Reihen der Gäste hin und her, grüßt nach allen Seiten, drückt dem die Hand und setzt sich zu jenem auf einen Trunk nieder. Das Publikum ist mehr aus kleinbürgerlichen Kreisen, meistens lustig-behagliche Menschen, die sich gemütlich unterhalten wollen.

In der hintersten Ecke, vor der langsam tickenden, alten Wanduhr sitzt ein Mann an einem kleinen Tische allein. Er paßt nicht recht in den Rahmen des Lokals, zu den gemächlichen Menschen. Seine Haltung ist gebückt, er senkt den Kopf, wie Menschen thun, die schweren Kummer tragen. Wenn man nur seine Rückenlinie sieht und den hageren Hals, kann man ihn für einen alten Mann halten, auch ist sein Haar grau und sein Gesicht faltig. Und doch ist er noch jung, wenn auch seine Gesichtsfarbe graugelb und seine Hände

mager und zittrig sind wie die eines alten Mannes, mit blauen Adern, die hoch hervortreten. Er stiert vor sich hin auf den Tisch, den Kopf in die Hände gestützt. Was er bestellte, steht unberührt vor ihm; — ein trockener Husten schüttelt ihn von Zeit zu Zeit, den er mit aller Kraft zurückzuhalten bemüht ist. Dann schaut er scheu nach den behaglichen, plaudernden Menschen ringsum, zieht die Achseln höher, wie wenn er sich verbergen wollte, streicht mit einer verlegenen, linkischen Bewegung die glanzlosen Haare zurück und streift die feuchte Stirne.

Niemand kennt ihn, Niemand beachtet ihn. Keiner sieht den Ausdruck der Qual und der Hilflosigkeit in seinen unruhigen Augen, wenn ihn der Husten packt. Von einsamen, schlaflosen Nächten reden diese Augen, von herbem Kummer und stierer Furcht. Allein gebangt, allein gefürchtet, allein gekämpft, allein verzweifelt. —

Es wird leer und leerer um den Einsamen. Das Café wird still, und von der Wand tönt vernehmlich das Ticken der großen Uhr. Wie durch den Ton gebannt, starrt er plötzlich nach ihr. Und es hält ihn fest. Er muß nach den Zeigern schauen, die so unerbittlich vorwärts rücken, immer weiter, unaufhaltsam. Er will seine Augen wegwenden, aber immer wieder zwingt's ihn hin, muß er sehen, wie die Zeiger weiterschreiten, wie sie eilen, wie sie schneller, immer schneller werden, wie sie rennen, rasen. Seine Lippen öffnen sich, er will schreien, seine fiebernden Hände strecken sich aus, er will aufspringen, aber gebannt, ohnmächtig muß er dem rasenden Tanze zusehen.

Und da ist es nicht mehr die alte Wanduhr, ein fletschendes, weißes Beingesicht ist's, das ihm von der Wand herunter zugrinst; über das grinsende Gesicht aber laufen unaufhaltsam im Wirbel die Zeiger wie Riesenspinnen. Starr und gelähmt fühlt er, wie sie näher kommen, wie diese Riesenspinnen zu dürren, fleischlosen Armen werden, die nach ihm greifen, die sich rasend um ihn drehen, die schon seinen Mund, seine Augen berühren, die ihn im Wirbel mit fortreißen wollen. Eiseskälte packt ihn, seine Füße werden steif, sein Herz hört auf zu schlagen — jetzt! jetzt packen sie ihn! Ein halberstickter, gurgelnder Angstschrei, — mit dumpfem Krachen stürzt die Wanduhr neben ihm nieder.



Nachdenkliche Geschichten.

Von Paul Scheerbart.

(Nieder-Schönhausen.)

I.
Die drei Denkmäler.

Das Denkmal eines Esels, das Denkmal eines Schweines und das Denkmal eines Fuchses zierten einen Platz der Großstadt.

Nachts um die zwölfte Stunde sprachen die Denkmäler miteinander — jedes Denkmal sagte:

„Was sich blos die Menschen dabei gedacht haben mögen, als sie Mir eine solche Ehre zu Teil werden ließen!"

II.
Die gebratene Ameise.

Arbeitsspaß.

Bei den fleißigen Ameisen herrscht eine sonderbare Sitte: Die Ameise, die in acht Tagen am meisten gearbeitet hat, wird am neunten Tage feierlich gebraten und von den Ameisen ihres Stammes gemeinschaftlich verspeist.

Die Ameisen glauben, daß durch dieses Gericht der Arbeitsgeist der Fleißigsten auf die Essenden übergehe.

Und es ist für eine Ameise eine ganz außerordentliche Ehre, feierlich am neunten Tage gebraten und verspeist zu werden.

Aber trotzdem ist es einmal vorgekommen, daß eine der fleißigsten Ameisen kurz vorm Gebratenwerden noch folgende kleine Rede hielt:

„Meine lieben Brüder und Schwestern! Es ist mir ja ungemein angenehm, daß Ihr mich so ehren wollt! Ich muß Euch aber gestehen, daß es mir noch angenehmer sein würde, wenn ich nicht die Fleißigste gewesen wäre. Man lebt doch nicht blos, um sich totzuschuften."

„Wozu denn!" schrieen die Ameisen ihres Stammes — und sie schmissen die große Rednerin schnell in die Bratpfanne — sonst hätte dieses dumme Tier noch mehr geredet.

III.
Freunde.

Sie winken und grüßen und lachen mich so lustig an, daß ich ganz heiter werde.

Sie reichen mir auch die Hände und bewegen so zierlich die weißen Finger.

Ich würde wohl mit denen da drüben gut auskommen — doch sie sind ja so fern — sie stecken alle in den Wolken — und die Wolken sind hoch.

Wenn's doch regnen möchte!

Dann müssen sie ja runterkommen!

Es regnet aber nicht.

Jung-Amerikanische Lyrik.

Deutsch von A. von Ende.

(New-York.)

Lied des Erdegeborenen.

(Anne Throop.)

Die Erde sang mir ein seltsam Lied
Aus ihrer Brust —
Ihr Lied, ihr Lied.

Zu lauschen und singen den ganzen Tag
Ist meine Lust, meine Lust.
Zu lauschen und weinen die ganze Nacht,
Das ist mein Leid, mein Leid.

Und bis sie mir schenkt ihren Wunderschlaf,
Muß ich singen und klagen:
Ich lebe, ich lebe!

Mehrheit.

(Emily Dickinson.)

Es dünkt der Wahn ein göttlicher Sinn
Wohl manchem Forscherauge,
Und Tollheit schier Vernunft:
Denn wie in Allem herrscht die Mehrheit auch darin.
Sagt ja — seid ihr gesund.
Sagt nein — und als gefährlich
Legt man Euch Ketten an.

Wählerisch.

(Emily Dickinson.)

Die Seele wählt die Freunde sich —
Schließt dann die Thür —
Und öffnet ihren Göttersaal
Keinem hinfür.

Sieht unbewegt die Kutsche stehn
Vor ihrem Thor,
Den Kaiser vor der Schwelle knien —
Den Riegel vor!

Aus einem ganzen Volke sucht
Sie Einen aus —
Und nimmer einen andern läßt
Sie in ihr Haus.

Allmacht.

(Egbert Willard Fowler.)

Einst nannte ich mich einen Gott.
Ob einem Ameisenhaufen stand ich
Und schaute auf die geschäftige Welt
Mit scharfem, prüfendem Auge.
Rosenblätter, honigbeladen,
Warf ich auf sie herab,
Während sie schufen und sich sorgten
Und ihre endlosen Schätze häuften.
Ein Ebenbild der Welt —
Denn da vor meinen Blicken
Liebten sie und haßten,
Paarten sich und starben.
Ich konnte es nicht begreifen
Ihr eifriges Hasten um nichts —
Nicht achteten meiner sie.
Früchte des Waldes bracht' ich —
Beute, lebende Beute —
Überfluß bot ich ihnen;
Doch keinen Blick vergönnten
Sie mir — ihrem Gott.

Müde und mißmutig,
Stieß ich sie um, meine Welt —
Streute sie auseinander,
Plünderte ihre Schätze,
Ließ meinen Zorn sie fühlen.

Wie sie da flüchteten, kämpften und starben!
Wie sie, von Todesangst gelähmt,
Ohnmächtig trotzten meinem Willen!
Da war es, daß sie verstehen lernten,
Daß über ihrer Zwergenwelt
Herrschte eine höhere Macht.
Ich aber — war ihr Gott,
Und war zufrieden.

Offenbarung.

(Egbert Willard Fowler.)

Ein Herrscher stolz
In meinem Traumesreich,
Lieg' auf dem graugrünen Sande ich,
Und baue mir ein Herrenhaus
Von seltenen Muscheln, die dem gierigen Meer
Aus seiner Schätze Kammern ich entrissen,
Die Mauern sind von Perlen und Opal,
Der Himmel sendet Strahlenregenbogen
Und Diamanten für der Säulen Knauf.
In weiter Ferne über mir
Dehnt sich des Äthers blaue Wölbung,
Zu weit, um meiner Stimme Widerhall
Zu wecken.
Als Ehrengäste nähern sich zwei Käfer,
Stattlich und groß,
In lässiger Herrenwürde,
Gemächlich meinem Throne.
Smaragdengleich erglänzt ihr Rückenschild,
Wie sie zur Seite mir sich niederlassen,
Vertrauensvoll — in edler Waffenruhe.
Als Speise dienen Blumenblätter uns,
Die von der Sonne heißem Kuß ermattet
Zu Boden fallen;
Und gleich kristallenklarer Perlenflut
Sprudelt aus moosbekränzten Felsen
Singend der Wein hervor.
Weisen, endlose Weisen
Rauschen die rastlosen Wellen,
Und eine liebestrunkene Lerche
Singt uns der Lebenfreude Hymnus —
Weit, weit oben,
In meines Domes unendlicher Wölbung.

Traumland —
Und ich bin der Herrscher;
Herzenslust —
Und ich darf nur winken.
Und meine Seele
Durchschauert Frieden;
Denn nun begreife ich sie, die Worte:
„So ihr nicht werdet wie die Kinder —!“

Zorilla's „Don Juan Tenorio“.

Von Franz Held.
(München.)

Anno domini 1630 schleuderte Tirso de Molina seinen Burlador (Schalk, Verführer) de Sevilla in die Welt hinaus. Er war die erste selbstherrliche Gestaltung des Don Juan-Charakters. Tirso hat durch seinen „Verführer“ eine Unzahl seiner dichterischen Nachfahren verführt, sich an dem gigantischen Don-Juan-Problem zu versuchen.

Über die keck-geniale Charakterschöpfung des ersten Vollbringers, der wirklich einen ins heroische gesteigerten Typus seines glühenden, vermessenen Adelsvolkes beim schwarzen Kraushaar festhielt, ist von den spanischen Dichtern keiner hinausgekommen, selbst ein Calderon und Moreto nicht mit ihren Nachbildungen des Burlador.

Das dem Calderon zugeschriebene Don Juan-Drama „Tan largo me lo flais?“ (Giebst du mir so lange Frist?) ist übrigens nach Fastenrath nur eine durch Schauspieler-Praxis zustande gekommene Bearbeitung des Tirso'schen Stücks, welcher ein spekulativer Verleger die gangbare Etikette Calderon aufklebte. Wahrscheinlich beziehen sich auf diese und ähnliche Manipulationen die Spottverse des Tirso:

Un cierto compinedor
Me avisa por la estafeta,
De ya qne todo poeta
Tiene un teniente asesor:
Uno escribe y otro firma.
(Schreibt mir da so'n Setzer neulich
[Die Geschichte ist wirklich heiter!]
Daß ein jeder Dichter [erfreulich!]
Hat zur Seite 'nen Mitarbeiter:
Der schreibt — Jener unterschreibt.)
(Mit „Setzer“ hat Tirso satirisch den Verleger bezeichnet.)

Der neueste spanische Bearbeiter des Stoffs, José Zorilla, hat daraus kein großes Kunstwerk, keine philosophische Weltdichtung, aber ein brillantes Theaterstück mit viel lyrisch-dramatischem Schwung gemacht. Johannes Fastenrath hat das in Spanien längst berühmte Werk ins Deutsche übertragen (Leipzig, C. Reißner). Die Übersetzung liest sich stellenweise glatt, ja manchmal poetisch-reizvoll, wenn auch im Stil durchaus „alte Schule“ — kein Blut, kein Realismus der Ausdrucksweise. Häufig ist sie aber ganz unmöglich, holprig und klapprig. Besonders die Wortstellung ist sehr oft eine bei den Haaren herbeigezogene, dem Reim zuliebe. Fastenrath hat sich dadurch, daß er die Reime durch das ganze, lange Stück (205 Seiten!) beibehielt, seine Arbeit ohne alle Not unmäßig erschwert. In eine solche romantische Dichtung gehören entweder Reime, die wie Wasser des Guadalquivir gleiten und funkeln — oder gar keine. Die vierfüßigen Trochäen, in denen das Stück geschrieben ist, würden auch reimlos auf der Bühne recht flott klingen. Immerhin ist der gute Wille und der große Fleiß des Übersetzers zu konstatieren.

Dießer Fleiß äußert sich auch in der 97 Seiten starken litterarhistorischen Einleitung. Sie ist allzu gelehrt, oft trocken, platt und weitschweifig. Interessant ist stellenweise der Auszug aus der Selbstbiographie Zorillas. Dieser edle Dichter wurde in der Stadt der Alhambra im Palast Kaiser Karls V. „zum Poeten gekrönt“. Die Insignien seines Dichterkönigtums, goldene Krone, Lyra, Federhalter 2c. hat er dann baldmöglichst — versetzt. Ein Kollege schrieb später über diese Angelegenheit: „Wir fürchten sogar, daß das Grab, in welchem er ruht, eines Tages verpfändet wird.“

Zorilla schrieb seinen Don Juan 1844. Zur Entschuldigung seiner großsprecherischen Selbstbespiegelung, wovon Fastenrath reichlich Proben giebt, wolle man bedenken: Das Stück wird seit Jahrzehnten jedes Jahr vom 1. November ab 14 Tage lang an allen Theatern Spaniens aufgeführt. Ein solcher Bomben-Erfolg kann einen Dramatiker schon ein wenig größenwahnsinnig machen.

Das Werk zerfällt in zwei Teile. Im Ersten treten wirkliche Menschen auf, die Handlung hat einen temperamentvollen, fast fieberhaft dahinrasenden Zug. Eine schlagkräftige Scene wird immer von einer noch effektvolleren verdrängt. Im zweiten Teile dagegen führen „Schatten“ und „Geister“ das große Wort, und dicker Weihrauchdunst lagert darüber. Spanische Rührseligkeit — unerträglich fad und innerlich unwahr. Denn daß dieser cynische und bluttriefende Sünder plötzlich bereut und flennt und „seine Seele Gottes Gnade in die Hand giebt“, das glaubt doch kein Pferd — wenn nicht etwa ein andalusisches.

Der erste Teil würde auf unserm Theater jedenfalls Erfolg haben. Der zweite Teil ist höchstens in einem katholischen Kasino aufführbar.

Gleich der erste Akt des ersten Teils ist eminent dramatisch und basirt auf einem guten Einfall, der eine äußerst geschickte Exposition ermöglicht. Don Juan und sein Freund Don Luis Megia sind eine Wette eingegangen, wer bis zu einer gewissen Frist die größte Anzahl von Schandthaten und Verführungen werde aufweisen können. Nach Ablauf der Frist treffen sie sich im Wirtshaus. Don Diego, der Vater des Don Juan, und Don Gonzalo, Vater von Donna Inez, die ihm von den beiderseitigen Eltern zur Braut bestimmt ist, haben sich maskirt in dem gleichen Gastzimmer eingefunden und belauschen die beiden Lasterkumpane, wie diese mit ihren Erfolgen vor einander prahlen. Diese herausfordernde Renommisterei läßt den Don Juan sogleich seinen ganzen Charakter exponieren.

Weil ihre Thaten sich so ziemlich aufwiegen, beschließen sie eine neue Wette. Don Juan macht sich anheischig, die Braut des Don Luis, Donna Anna, schon bis zum nächsten Tage, ihrem Hochzeitstage, zu verführen. Daraufhin kündigt ihm Don Luis Feindschaft an auf Leben und Tod. Diego flucht seinem Sohne, und Gonzalo erklärt, daß er ihm seine Tochter, die Novize ist, nicht geben werde.

Im zweiten, weniger fortreißenden, als graziös tändelnden Aufzug gewinnt Don Juan die Donna Anna wirklich noch in der gleichen Nacht. Im dritten Aufzug raubt er die Novize Inez aus dem Kloster. Im vierten Aufzug hat er sie auf sein Landgut gebracht. Mitten in der Nacht erscheint dort Don Luis, bis an die Augen vermummt. Don Juan: Nun so sprecht, warum kommt hier Ihr zu solcher Stunde an? Don Luis: Euch zu töbten, Don Juan. Don Juan: Dann seid Don Luis wohl Ihr? (Gleichzeitig ein Pröbchen der Übersetzung!) Don Gonzalo kommt, seine Tochter zurückzufordern. Don Juan, der zu Inez wirklich eine tiefe Liebe gefaßt hat, macht ihm die heiligsten Zusicherungen, daß er sie als seine Gattin halten und einen neuen Lebenswandel anfangen wolle. (Fällt er da nicht schon aus dem Charakter?) Auch will er vor der Vermählung jede Prüfung auf sich nehmen. Als der Vater des Mädchens unerbittlich bleibt und ihn schwer beleidigt, erschießt er ihn. Dann ersticht er den Don Luis. Er flieht ins Ausland.

Der erste Aufzug des zweiten Teils spielt längere Zeit später. Er zeigt Don Juans Reue vor dem Grabmonument der inzwischen verstorbenen Donna Inez. Mit der gezierten Strophenform der ovillejos, mit der Zorilla im ersten Teil recht verschalkt zu klingeln wußte, wird hier ein unmäßiger sentimentaler Mißbrauch getrieben. Der Refrain „an meinem (deinem) Leichen-

stein" leiert durch den ganzen zweiten Teil. Wahrscheinlich übrigens, daß dies alles im Spanischen viel besser und weniger leer klingt.

Im folgenden Aufzug ist nichts bemerkenswert, als vielleicht die geschickte Inscenierung des Gespensterrummels beim Gastmahl. Don Juan glaubt anfänglich, seine Freunde hätten sich, weil er auf dem Friedhof die Statue des Don Gonzalo einlud, einen kleinen Scherz erlaubt und einen falschen Klopfgeist ins Haus gebracht. Dadurch wird seine verhältnismäßig lang bewahrte Ruhe erklärlich.

Zum Schluß zerfließt alles in butterweiche Reue und Erlösung.

Die große Don Juan-Idee, der titanische Trotz des übermenschlichen Genußdrangs gegen die Vernichtung, und die unersättliche Wollust der Wißbegier, die selbst vor der Entschleierung der finsteren Geheimnisse jenseits des Grabes nicht zurückschaudert, — von alledem liegt nichts in diesem Drama. Es ist eine rein romantisch-abenteuerliche Lösung des Problems auf orthodox-katholischem Wege. Ich gebe für die paar herrlichen Don Juan-Scenen Lenaus das ganze dickleibige Stück Zorillas. Mit Byrons Don Juan oder Grabbes grandioser Vision kann es sich schon gar nicht messen.

Immerhin, ich werde es wegen des sinnlichen Feuers, das wahrscheinlich in seinen Versen loht, nächstens einmal im Original lesen. Daß man, wenn man nicht muß, sich mit Fastenraths Übersetzung nicht zufrieden geben kann, mögen folgende Proben erhärten.

Don Juan: Nieder stieg zu Hütten ich,
Klöster ich erklomm darauf.
Überall ließ ich an mich
Bitternis zurück zu Hauf.
Don Luis: Drauf ich aus nach Frankreich riß.
Don Juan: Aber sprich, wer bist du, Gast?
Denn ich würd' mich fähig heißen,
Dir die Maske zu entreißen
Mit der Seele, die du hast.



Deutsches Kunstleben.

München.

Seit einigen Jahren ist es für die Crême sehr fair geworden, ehe man seine im Winter ramponierten Nerven in Chamounix aufbessert oder in den Dolomiten transatlantische Gepflogenheiten einzubürgern versucht, einige Löffel voll echten Wagnersprudels einzunehmen. Die Bäder, wo der sommerliche Wagnerquell am reinsten und unverfälschtesten sprudelt, sind bekanntlich Bayreuth und München. Die Bade-

direktionen Ww. Cosima & Cie. einerseits und Possart-Lautenschläger andererseits sind von einer gegenseitigen Coulanz, die man bei derartigen Etablissements selten findet. Sie haben das freundnachbarliche Uebereinkommen getroffen, nie gleichzeitig den Sprudel zu verzapfen, sondern immer abwechselnd. Heuer serviert Possart, und Jung-Siegfried, der Abgeordnete der Bayreuther Firma, beaugapfelt argwöhnisch alle Operationen, nächstes Jahr sitzt wieder ein Vertreter der Münchener Firma im mystischen Dunkel des Graltempels auf fränkischer Höhe, um mit Freude zu konstatieren, daß das Dirigigerl immer noch so geschickt ist im Servieren mit der linken Hand. So im gegenseitigen Ablauschen der intimsten Nüancen des musikalischen Stils und der Gebärde der neuesten „Entdeckungen des Rheingoldes aus seinen wahren Dekorationen" oder Enthüllungen aus der komplizierten Psyche Loges oder Wotans rivalisieren Bayreuth und München nun Jahr für Jahr neue Wunder und Geheimnisse aus den Riesenpartituren des einsamsten Künstlers der Welt, der zugleich der begeistertste Mimomaul auch noch als Musiker war, zwischen den Zeilen durch spintisierende Zeichendeuter herauszufischen, um sodann vorbildlich zu wirken für die Masse der landläufigen Operntheater, die sich nach der Nebenbayreuthischen Attitüde sehnen, oder die Dekorations-Instinkte eines Lautenschläger kopieren. Bisweilen aus freiem künstlerischen Antrieb, des öfteren, weil sie als eine der „Waffen" sich berufen glauben, mittelst Wagnerischer Dämpfe dem Volk „Bildung" beizubringen, einige auch, wie der Hochbergsche Musentempel in der europäischen Intelligenzcentrale, nur kraft der „suprema lex . . . ."

Seit zwei Jahren ist unser Theater-Oberster mit Erfolg bestrebt, mit einem Auge gleichzeitig nach vorwärts (Wagner) mit dem anderen nach hinten, „retrospektiv" zu schauen (Mozart). Possart schielt, nicht weil er wie „Friedrich der Größte" Wagner als Gefahr erkannte, nicht um die vollkommene Entartung des rythmischen Gefühls durch das Chaos der unendlichen Melodie aufzuhalten, sondern weil er gefunden hat, daß sich aus Amadeus' göttlichen Opern dank Drehbühne und anderer dekorativer Intuitionen (wozu auch das von Strauß mit Bonhomie geschlagene Spinett bei den Secco-Rezitativen gehört) kassakräftige Zugstücke „neu-stilisieren" lassen; weil er weiß, daß die seidene Plebs nur schauen, verdauen und sich amüsieren will, wie das neue Ausstattungsstück „Die Zauberflöte" ihm jedesmal von neuem beweist.

So tändelt im zierlichen Rokoko des „Residenztheaters" der heitere, schwärmerische, zärtliche, verliebte Geist Mozarts, der uns tanzen lehrt und „der zum Glück kein Deutscher war, dessen Ernst ein gütiger, ein goldener Ernst war, und nicht der Ernst eines deutschen Biedermanns" — im grandiosen, aber kalten Empire des Hoftheaters keucht die Nebenbayreuthische Attitüde, das „expressivo um jeden Preis", die naturalistische Gebärde, die ∞ Melodie Wagners, die uns schwimmen und schweben lehrt. Man serviert 1898 den kompleten Wagner, mit Ausnahme der nun doch als selbst des historischen Interesses unwürdig erkannten Jugendsünde „Die Feen" und des vorläufig noch bayreuthisch monopolisierten „Parzifal", der Alterssünde des von dem christlichen Kreuze überwundenen Ueberwinders, je zweimal. Die maurische Oper blos zwölfmal, den übrigen Mozart im Watteau-Stil zu vier- bis fünfmal. Das genügt, nicht wahr?

Richard Strauß werden die Herrschaften freilich hier zum letzten mole die nervöse Unrast des „Tristan" in seiner unvergleichlichen Weise durchgeistigt zu einem erschütternden Ereigniß gestalten sehen, denn der musikalische „homo futurus" wollte ja nach dem Schluß der Festspiele nach Berlin, während Herr von Weingartner sein Reklamebureau bei uns aufzuschlagen gedenkt. Strauß' Nachfolger von Perfalls Gnaden, Stavenhagen, hört sich inzwischen an, wie man bei uns die Wagnertempi nimmt.

Der Treueste der Treuen aber ist Franz Fischer, der bescheidene, tüchtige Musiker und vom Meister selbst herangebildete Wagnerkenner. Er braucht keine Reklame, keine Selbstinscenierung. Mit gleichgroßem Temperament wie Pflichttreue sitzt er fast jeden Abend am Pult und dirigiert seinen Wagner, wie einst Pia von Sicherer sang: fromm und sicher.

Bei Drach, dem letzten ernsthaften Residuum des berühmt-berüchtigten Schwanthaler-Theaters ist nun doch der langgefürchtete Krach eingetreten. Ehrlich genug hat der Mutige seine Kur am schwachen Hirn der Bildungskretins versucht. Aber er konnte ihnen und sich selbst nicht helfen. Die drei großen Stimulantia der Erschöpften, das Brutale, das Lascive, das Idiotische haben den Sieg über die ehrliche Kunst davongetragen, und so sehen wir allabendlich im Schwanthaler Theater eine berauschte Masse hüpfenden Beinen zujubeln, während denkende Köpfe sich vergeblich mühten, eine kleine Gemeinde freier Geister zu erziehen. „Venus auf Erden" und „der amerikanische Biograph" haben gesiegt über Schnitzler, Hauptmann und Halbe, die Kunst mit Bier über die reine Kunst. Deswegen heißt eben München auch schlankweg: die Kunststadt. Wie ich diese Zeilen niederschreibe, kommt gerade die Nachricht, daß das „Münchener Schauspielhaus" nach Beiseiteschiebung Emil Drachs einen neuen Herrn gefunden hat in der Person des ehemaligen Drachschen Oberregisseurs Stolberg. Dieser hat, von einem Münchener Bierfürsten financiell ein Jahr lang unter Garantie über Wasser gehalten, Mitte September wieder zu spielen begonnen und seine direktoriale Aera mit Hirschfelds: „Die Mütter" inauguriert.

Wenn jemand so vorsichtig war, als Sohn eines Vaters geboren zu werden, dessen Genius sich eine Welt zwang und der als flammende Sonne im Reiche der Töne die Gestirne aller Zeiten und aller Zonen überstrahlen wird, so ist es ihm leicht gemacht, sich mit linkshändiger Gewandtheit auf europäische Dirigentensessel zu schwingen, und er darf getrost seine Bärenhaut zu Markte tragen. Und wenn jemand der Sohn eines Vaters ist, der zu seiner Zeit und bei seinem Volke der größte Dichter zu sein glaubt, so fällt es ihm ebenfalls nicht schwer, sich der Bretter zu bemächtigen, die die Welt nicht bedeuten und die, auch wenn sie einer Hof- und Residenzbühne dienen sollten, sich am Ende doch fast stetig so „hölzern" ausweisen, daß man „antitheatralisch" werden könnte. Björnstjerne Björnson, der Vater, der der Kunststadt München seit langem mit einigen Unterbrechungen die Ehre giebt, in ihren Mauern zu wohnen und den Isarathenern von Zeit zu Zeit den Anblick seines rosig glatten Antlitzes mit Ibsenmähne patronatsherrlich gönnt, hat einen Dichter-Sohn, Björn Björnson, der als Leiter des neuerbauten Theaters in Christiania ein dreiaktiges Schauspiel „Johanna" geschrieben hat, das bereits die zweite Auflage erlebte und sofort von den Stadttheatern in Frankfurt, Köln, Berlin, Leizig u. s. w. und, last not least, dem Wiener Burgtheater Schlenther'scher Observanz angenommen wurde. Der Indendant des Münchener Hoftheaters v. Possart machte sich nun aus Gründen des Auslandskults, und der fromm simplicissimistisch leutseligen Familie Björnson aus besonderer Gefälligkeit das Privatvergnügen, das Stück als erster in Deutschland zu servieren. Wie es Björnson den Vater trieb, als Wanderprediger seinen Brüdern und Schwestern da droben im Norden bei den graugrünen Fjords sein Evangelium der Keuschheit zu verkündigen, so fühlte auch Björnson der Sohn einen Drang zum Apostel in sich erwachen. Er mußte der Welt ein Schauspiel geben, zu dem zwar keine zwingende Notwendigkeit vorhanden war, das auch keine Mission erfüllt, das aber doch mit einem hautrelief der Pose, mit einer Reihe starker Scenen, die mit kluger Stupidität durchsetzt sind, mit den Krämpfen seelischer Ekstasen, an denen Publicus immer seine Genugthuung findet, sich als solche

gebärdet. Keine neue Idee, aber dafür von vielen dagewesenen Ideen je ein Bröselchen: ein wenig Recht auf Selbstbefreiung, ein wenig „Nora“, ein wenig Traditionsketzerei, ein wenig unverstandene Frau, pardon, diesmal Braut, ein wenig Ausleben der künstlerischen Individualität — das sind die Gährstoffe, die die schillernde Blase „Johanna“ auftrieben.

In einem Hause mit Familienbildern und Urväterhausrat und Kaffeetrinkerei nach Halbeschem Muster entwickelt sich das Drama der großen Losringung. In einer unsäglich gequälten Exposition, in der anutilitätes Kindergeschrei als Lückenbüßer die Gestaltungsschwäche des Autors überbrücken hilft, erfahren wir durch ein Gespräch — natürlich am Kaffeetisch — der Witwe Sylow, der Mutter Johannas, mit deren Verlobten, dem cand. theol. Otor Bergheim, daß die Heldin Klavierstunden giebt, komponiert und nach Aussage Kommerzienrats sehr musikbegabt ist. Alles al Fresco, bilderbogenartig, ohne eine Spur von dem knappen, aufbauenden Dialog Ibsens. Da ist auch noch ein Onkel, eine Art Claudius im Marlitt'schen Haideprinzeßchen — das gute Prinzip und die beste Figur des Stückes — der uns durch seine Bemerkungen ahnen macht, wie die Aktien im Hause stehen. Johanna wird nämlich nicht verstanden, weder von der Mutter noch von dem geistlichen Herrn, und weil sie sich selbst noch nicht versteht, muß sie sich notgedrungen an allen Ecken stoßen, wenn ihr dies vor der Hand auch noch ganz natürlich erscheint. Weniger natürlich erscheint es ihrem Bräutigam und zukünftigem Gebieter, der für ihre Kunst keinen Hauch von Verständnis, kein Mitempfinden und kein Miterleben hat. Dieser sonderbare Heilige, der sich gleich zu Anfang als ein doktrinärer Egoist, als ein wohlmeinender Verleumder ausweist, ein ins pietistische verkehrter Johannes Vockerat, wurde ihr, dem halben Kinde, deren Seele noch schlief, und die nur erst unter dem keuschen Kuß ihrer Kunst erschauerte, von ihrem sterbenden Vater mit visionärem Blick angelobt. Als ein heiliges Vermächtnis nimmt sie es hin und mit diesem Pietätspakt auf dem Rücken schleppt sie sich ergeben und traumhaft der späteren Ehe entgegen. Als sie zu erwachen beginnt, umlauert und umschleicht er sie und statt daß er sie sich finden lehrt, hält er wie ein echter Priester alle großen Begriffe in der Hand, um sie zu gegebener Zeit mit dieser toten Speise zu nähren und so sie immer weiter innerlich sich zu entfremden.

So, als er voll Mißgunst vernimmt, daß ein Impressario Johanna für eine Konzerttournee engagiert, so, als er den Dichter Sigurd Ström bei ihr findet, der ihr seine Gedichte zum Komponieren überbringt. Da wird er ganz Intoleranz, ganz fordernder Alleinbesitzer, und kein Tropfen warmes Blut quillt auf. Nur testamentarische Worte triefen von seinen gesalbten Lippen, aber nicht etwa neutestamentarische, die von der Nächstenliebe predigen. In Sigurd Ström, der ihr jedesmal in die Nacht ihrer inneren Zerrissenheit einen Zipfel Sonne bringt, findet sie die „gleichgestimmte“ Seele. In seiner Gegenwart erscheint alles von „gelber, häßlicher Farbe“, wenn der ihr „legitim Verordnete“ ins Zimmer tritt. Aber noch wagt sie es sich nicht zu gestehen, noch sträubt sie sich gegen die innere Erkenntnis, und als ihre Freundin Astrid, ein merkwürdiges Gemisch von Modedame und Freigeist, mit scharfsichtigem Frauenblick das Rechte erkannt und ihr helfen will, das Glück zu fassen, wehrt sie sich mit dem Verzweiflungsschrei: „Du Herzlose“. So ist sie ein weiblicher Solneß. Der aber wußte wenigstens, was er wollte. Sie hat kein robustes Gewissen, sie kann nicht an „jemand vorbei“. Sie kommt nicht an dem toten Vater und dem lebendigen Kandidaten vorbei, und so, eine innerlich Unfreie, will sie zur Halben werden, zur Frau Pastorin oben in einem Winkel und dort in einer pastorlich graugekleideten Kunst ihrer Seele Schwingen

zerbrechen. Otar selbst aber, der immer mit Pathos redet, wo er schweigen und verstehen sollte, und immer schweigt, wenn sein Herz sprechen sollte, der in Verzweiflungsausbrüchen von Schicklichkeit predigt und im tiefsten Gebrochensein noch jesuitische Berechnung verrät, er selbst befreit die Schwankende, indem er sie ganz ihn durchschauen lehrt. Von innerer Abneigung geschüttelt, reißt sie sich los und geht ihren eigenen Weg — nämlich zu einer Freundin, die sie eingeladen und wo sie auch den heimlich Geliebten finden wird. In einem Augenblicke, wo O. nach dem Willen des Dichters nicht im Zimmer ist, flieht, nein, flattert sie mit dem gutmütigen Onkel davon.

Ich höre jemanden über diese Wendeform des Konfliktes lachen. Ich lachte auch! Sie geht nicht als eine Stolze, Freie, die sich selbst gefunden, mit den überzeugenden Gründen einer tiefinnersten Forderung, es ist kein Protest einer Unabhängigen gegenüber den Fesseln überwundener Lebensauffassung, — es ist eine Talmi-Losringung. Sie wird geschoben und läßt sich schieben. Dieser Befreiung aus Schwäche fehlt der starke Impuls, wie dem Dichter die Kraft fehlt, sein gutes Wollen siegreich durchzuführen.

Die beiden Vertreter der Hauptrollen trugen durch ihr schablonenhaftes Spiel wenig dazu bei, die Charaktere rein menschlich herauszugestalten. Während Herr Stury als Kandidat mit rollenden Augen, hohler Stimme und allen Effekthaschereien der alten Schule den Räuber Jaromir zu creieren glaubte, suchte Fräulein Berndl von Karlsruhe als Heldin durch manieriertes Keuchen und geschraubte Deklamation ihrem Partner an seelenloser Verflachung gleichzukommen. Der rettende Dichter des Herrn Lützenkirchen berührte wohlthuend durch seine einfache Sprache. Trefflich war Frau Conrad-Ramlo in ihrem selbstverleugnenden Naturalismus als Witwe Sylow. Das Stück hatte einen Achtungserfolg.

Nun zum Münchener Bismarck-Totenopfer. Den lärmenden Vorbereitungen an den Funeralien entflohen, ging ich in der Stille des lieblichen Isarthals auf grünmoosiger, weit in den Strom hineinragender Felsplatte, wo ich über Mannesstolz vor Fürstensärgen, deutsche Flachländerei und ähnlich Erbauliches sinnierte. Die Isar ist meine kühle, weiche Fußbank. Ein lichtgrünes Buchenblätterdach bildet den willkommenen Entwutcas. In grüngelben Trichtern gurgelt es ringsum. Zwischen weißen Kalkinseln schießen die Wellen des starken Alpensohnes, Schaumhieroglyphen auf der weiten Wasserfläche ziehend, freudig zu den Höhepunkt ihres nur nach Stunden zählenden Eigenlebens. In jener stolzen Mitte zwischen Karwändelwiege und Inngrab, da prächtige Brücken seinen grünen Leib umspannen, und weiße Griechentempel sich in seinen Wogen spiegeln. Einschläfernd, die Sinne in traumseligen Sommerschlaf singend, tönt der Strom. Was wird sie sehen, jene große, graugrüne Welle dort, wenn sie am Abend am Königlichen Platze vorüberrauscht, wo dorische Hallen, jonische und korinthische Säulenreihen auf die merkantile Nüchternheit der Isar-Autochthonen niederblicken? Was wird sie sehen, dort, wo dem Reichsheros pomphafte Totenopfer in klassischer Attitüde gebracht werden sollen? Und dem Träumer auf einsamem Stein im lebendigen Strome raunt die rückfluthende Welle seltsame Mär. Sie war sehr sarkastisch, die Isarwelle, und der Träumer lächelte im Schlaf, wenn das Bayernkind mangelhaft großdeutsches Empfinden zeigte, wenn es den Fackeltanz, den die mittelalterlichen Gugelmänner an einem leeren Sarg ausführten, mehr als bestellte Arbeit und besolgte Parole ruhmsüchtiger Arrangeure wie als Ausdruck einer wahrhaften inneren Volkstrauer betrachtete. Also rauschte die Welle: „Als die Nacht ihren dunklen Mantel um die Stadt geworfen hatte, glitt ich am Königsplatz vorüber. Zu mir ins Kühle schwebten geheim-

nißvolle Posaunenakkorde. Von tausend Pechfackeln und Feuerschalen ein stickiger Schwaden senkte sich zum Ufer. Vor die Propyläen stellten sie einen ungeheuren Sarg. Da stand ich vor Erstaunen still, zu sehen, was in dem Sarkophage wäre. Und ich erblickte die tote bayrische Souveränität mit Bismarcks Helm und Wappenschild angethan. Beschirmt und durch Militär- und Polizeibüttel abgesondert von der Berührung mit dem Volk, das nicht vorhanden war, führten die Spitzen der Behörden, die offizielle Künstlerschaft und andere residenzstädtische Kulturvertreter eine kalte Maskerade auf. Wäre nicht die schwüle Augustnacht gewesen, vor Frost über dies seelenlose Schauspiel wäre ich zu Eis erstarrt. In der pathetischen Grandezza, die den plumpen Fuß selbst von Gevatter Schneider und Handschuhmacher den Rhythmen des Trauermarsches anpaßt, kamen Krämerdeputationen in Frack und Trauerfalte, verbeugten sich dreimal vor dem Symbol und umhingen es mit Kränzen. Nach diesem gespenstisch beleuchteten Derwischtanz drangen merkwürdige Töne zu mir herüber. Es waren deutsche Männer, die ein Gedicht des Intendanten Possart, des nie fehlenden Mimen, des furchtbar trefflichen Barden choraliter sangen. Dann wieder sollte es wie Schwertgeklirr und Wogenprall klingen, drum hätte ich als neidlose Welle auch gerne meine Stimme zum Lobe des stolzen Bruderstroms mit erhoben, — wenn es nicht in der Menge so unheimlich still geblieben wäre. Das bayrische Volk sang nicht mit. Dazu konnte es selbst der geniale Dr. Hirth als Vater der öffentlichen Meinung nicht zwingen. Aber sonst war es erschütternd schön, besonders als Licht und Flamme auf verbotenen Wegen im Gebälk der Propyläen emporzüngelten und eine unbestellte Riesenfackel entzündeten. Die Propyläen als improvisierte Brandfackel zu Bismarcks Totenehren, das fiel nun freilich etwas aus dem stilvollen Programm-Rahmen des berufsmäßigen Münchener Festvaters heraus. Wäre doch die wilde Flamme weiser gewesen und hätte die den Königlichen Platz verschändende Mauer verzehrt! Dann wäre das Totenfest wenigstens nach der künstlerischen Seite harmonisch ausgeklungen. Dann hätte die Macht des Elementes das Veto des kunstsinnigen Regenten korrigiert. Ich hätte wahrlich keinen Tropfen zur Löschung gegeben!"

Ein Frösteln weckt mich. Im sonnigen Morgenlicht schwimmt dicht an meinem nächtlichen Traumsitz ein holzbeladenes Tölzer-Floß vorüber, gelenkt von den sehnigen Armen des wurzelstämmigen Isarflößers. Sein „Grüß Gott" klingt einladend zu mir herüber. Mit einem kühnen Sprung stehe ich neben ihm und lasse mich unter dem leisen Geplätscher des silbergrünen Stroms, dessen Wellen jetzt so harmlos dahineilen, als hätte nie ein satirisch geschwätziger Kobold in dem Gekräusel ihrer Schaumkronen sein Unwesen getrieben, gen München tragen. Wenige Stunden darauf insceniert man wieder eine Totenfeier. Aber diesmal war der Sarg nicht leer. Ein toter Dichter liegt darin. Freilich keiner von denen, deren armseliges Gebein unser Liliencron apostrophiert:

> „Durch die Straßen schwimmt ein Sarg:
> Ein versoffener Eckensteher,
> Kuhhirt oder Orgeldreher?
> Diesmal nur ein Dichterher.
> Und warum auch das Geplärr?
> Rasch ins Loch den schwarzen Kasten,
> Selbst ein Lorbeerblatt am Grab
> Darf die Truhe nicht belasten."

Nein, kein im Elend untergegangener, deutscher Dichter. Ein Hochgepriesener, Weitgelesener, Vielgekaufter, als notwendiges Bildungssubstrat für höhere Töchter in Goldschnitt Gebundener. Georg Ebers' Sarg umstanden sie. Auch Arnold Boecklin,

der freie König erträumter Phantasiewelten, war aus Florenz herbeigeeilt, um seinem Freunde, dem trockenen, archaeologischen Fabulierer, das letzte Geleit zu geben. Auf der Leiter, die Ebers zum Emporklimmen über die Köpfe vieler Nicht-Fachdichter diente, stand in goldenen Lettern: Homo sum. Bald wird er das sein, worüber er das blühende Leben vergaß: eine Mumie. Wilhelm Mauke.



Englischer Kunstbrief.

London.

Maurice Maeterlincks „Pelleas et Melisande" im Londoner Prince of Wales-Theatre.

„Was ist uns Maeterlinck?" So beginnt Fr. von Oppeln-Bronikowski den zweiten Teil seiner Abhandlung über Maeterlinck in unserer „Gesellschaft"!

Mir scheint, Maeterlinck ist vielleicht ein Säer, sicher ein Pflüger, nicht im Humus der Erde, sondern in den Tiefen der Menschenseele — ein Wühler nicht in den Stoffen, aus denen sich Menschenleiber formen und aus denen der Pulsschlag des animalischen Lebens sich Kraft holt, sondern in den Kräften, die jenseits der Schwelle unseres Bewußtseins arbeiten! Er ist ein Funkenerreger zwischen den Polen des Seins und des Seinsollens, ein Grübler über jenes Wort zu Beginn des letzten Aktes von „Pelleas und Melisande". „Wir thun nicht, was wir wollen" und „Wir gehen nicht, wohin wir wollen". Maeterlinck ist ein Zeitgenosse. Er lebt, d. h. er steht nicht stille. Er grübelt, d. h. er bewegt sich; nur deshalb kann niemand sagen, was er uns sein wird; kaum, daß wir ahnen, was er uns ist.

Die Worte, die er uns zu sagen hat, und die Personen, die er sprechen läßt, sind zwar Laute einer modernen Sprache und seine Gestalten tragen die äußeren Merkmale von Menschen, und sind doch so fremdartig, kaum wahrnehmbar mit den Beobachtungswerkzeugen, die wir gewohnt sind, zu gebrauchen, daß sie uns zwingen, ihnen das Ohr ans Herz zu legen und zu horchen, ob und welchen Pulsschlag sie haben.

Auf Leser und Hörer mit schlechten Nerven, aber doch mit der Fähigkeit ausgestattet, die Wahrheiten hinter der Symbolik und Mystik Maeterlincks dunkel zu ahnen, wirkt er furchtbar deprimierend, verwirrend und schwächend, und der Dichter wird deshalb gerade unter derartigen Menschen die blindesten und am meisten fanatischen Verehrer finden. Auf Leute, die gewohnt sind, nicht nur zu ahnen, sondern durch den mystischen Schleier hindurchblicken zu wollen, wirkt seine Poesie, wenn auch nicht gerade stärkend und befreiend, so doch abklärend und versöhnend, wie jedes beharrliche vorurtheilsfreie Eindringen in eine noch so fremdartige Weltanschauung schließlich versöhnend wirken muß. Unser Mitgefühl entdeckt hinter solcher Anschauung den ringenden, leidenden, schwer atmenden großen Menschen.

Wenn in Nietzsches phantastischen, grotesken Bildern, Gedanken und Wortbildungen der Schlacht- und Sammelruf des Kämpfers und Stürmers, die titanenhafte Empörung gegen das in Mittelmäßigkeiten und sclavischer Moral vegetierende Menschengeschlecht sich ausschwingt, so klingt in Maeterlincks Kindersprache und Phantasiegebilden

die Melodie einer Menschenseele, die nicht kämpft und sich nicht empört, sondern leidet und grübelt, um mit selbstquälerischer Consequenz die Sonde in schmerzende Wunden zu führen, in Wunden, an denen das Menschengeschlecht leidet, seit es sich das Gehirn zermartern muß über die Menschen und über die Welt, wie sie ist und wie sie sein sollte.

Maeterlinck kommt immer wieder zu dem Schluß, daß der unbewußte Teil unseres Seelenlebens vom Bewußtsein mißverstanden und mißhandelt wird. Wir sehen immer nach Außen, statt nach Innen.

Der Greis Arkel sagt dies deutlich: „Ich stehe nahe am Grabe und bin unfähig, mich selbst zu richten. Wir tappen im Irrtum, wenn wir nicht die Augen schließen."

Wenn die Dichtung „Pelleas und Melisande" das Drama der verbotenen Liebe genannt wird, so ist das insoweit richtig, als damit die Handlung des Stückes und der Zusammenhang der Szenen bezeichnet wird. Ich habe persönlich bei Maeterlinck immer das Empfinden, daß Handlung und Gestalten Konzessionen sind, die dieser Dichter den Forderungen der Realität machen muß, um zum Ausdruck seiner Gedanken und Weltanschauung zu gelangen. Mehr oder weniger haftet ja dieser Eindruck jedem Dichtwerk an, aber nirgends so stark und oft geradezu disharmonisch wirkend, wie bei Maeterlinck.

Namen thun schließlich nichts zur Sache, aber es ist charakteristisch für Maeterlincks Persönlichkeit, daß es ungeheuer schwer fällt, den Hauptinhalt seiner Schöpfungen mit wenigen Worten scharf zu skizzieren. Die Umrisse sind so schwer faßbar und der Inhalt verliert sich oft so in der Tiefe, daß die Sprache keine plastische Bezeichnung zur knappen und doch erschöpfenden Wiedergabe der Ansichten des Dichters bietet.

Meiner Ansicht nach will Maeterlinck mit eiserner Tendenz in diesem Stücke darauf hinweisen, daß unsere Leidenschaften und unsere Wünsche, Sympathien und Antipathien von Mensch zu Menschen, Äußerungen eines Seelenlebens sind, die im Unbewußten ruhen, für die wir nicht direkt verantwortlich gemacht werden können und die doch die eigentlichen treibenden Früchte unseres Denkens und Handelns bergen.

Die Menschheit hat in erklärlicher aber doch feiger Furcht vor diesem unheimlichen, unkontrolierbaren Unbewußten sich bemüht, demselben überall Schranken aufzubauen, nicht nur im Gesetz, sondern in den Sitten, in überlieferter sogenannter Lebensweisheit, im Strafrecht und in konventionellen Formen des Gesellschaftslebens.

Da diese Schranken erfunden und errichtet wurden und werden, ohne daß die Erbauer selbst erkennen, wogegen sie sich schützen wollen, und ohne zu wissen, nach welchen Gesetzen sich die unbewußten Kräfte unserer Seele bewegen, sind jene Schranken nicht nur ziemlich nutzlos, sondern hindern auch die schönsten, edelsten Gefühle der Menschenseele oft an der Entfaltung und an der Freiheit, edle Früchte zu treiben.

So baut sich unsere Gesellschaftsmoral auf völliger Unkenntnis der Menschenseele auf und erweist sich überall unzureichend. Man sanktioniert zum Beispiel die Ehe, moralisiert über Keuschheit und unerlaubte Liebe, aber der Zufall braucht nur zwei Menschen zusammenzuführen, die ohne Reflexion einer in dem anderen die Verkörperung ihres Ideals erblicken, so geht dieses ohne Willen entstandene Gefühl wie ein toller Renner hohnlachend über alle Schranken und Majoritätsmeinungen hinweg, sogar rücksichtslos oft den körperlichen Organismus zerstörend, in dem die Seele gebettet wurde.

Wie eine solche Überzeugung und Anschauung sich zum praktischen Leben stellen würde, braucht nicht erörtert zu werden.

Wir haben es nicht mit einem Weltverbesserer oder Parteiführer zu thun, sondern mit einem Denker und Dichter, der sieht und empfindet, wie er muß.

Geister wie Nietzsche und Maeterlinck konnten nur in einem Zeitalter wie dem unsrigen entstehen und gehört werden, in einer Zeit, wo der ringende Aufschwung der Erkenntnis Götter stürzt, Altäre zerschmettert, der Gesellschaftsmoral scharf in die blitzenden, alten Augen schaut und selbst an die vom Durchschnitt für heilig und unantastbar erklärte Sitte mit der groben, grübelnden Frage tritt: Verdienst du, daß man dich ehrt und achtet?

Für sensitive Naturen mit schlechten Nerven mag dieser Zustand etwas Unheimliches haben; aber es giebt viele, die sehr ernst auf die Zeit blicken und doch die ersten flammenden Zeichen eines neuen Morgenrots zu erkennen glauben, wo andere nur schwarzes Nachtgewölk finden.

Ein Geist wie Nietzsche giebt wie ein Echo den Notschrei, der durch blöde Majoritäten terrorisierten freien Geister zurück. Maeterlinck scheint gespannt zu lauschen, wie lang der bodenlos hohle Unterbau der anerkannten Moral, aus deren Tiefen ihm nur eine tötliche, sonnenscheue Stickluft heraufzuquellen scheint, den Oberbau mit seinen Satzungen und Gewohnheiten, mit seinen ungeprüften Überlieferungen und erkenntnisscheuen Menschenpuppen noch tragen wird.

Weder Nietzsche noch Maeterlinck sind Bahnbrecher, zu viel Negatives ist in solchen Männern, aber sie sind von der Durchschnitts-Mitwelt für halb wahnsinnig erklärte Apostel und Seher, Furchenzieher im Seelenboden des Menschengeschlechts, aber keine Säeleute und noch weniger Schnitter.

Ich muß hier bemerken, daß es weder in meiner Absicht liegt noch möglich ist, jemandem, der die Dichtung „Pelleas und Melisande" nicht gelesen hat, mit Beschreibung und Besprechung der Aufführung eine klare Vorstellung der Dichtung zu geben.

Mit begreiflicher Spannung betrat ich in diesem Sommer das Prince of Wales-Theatre, in welchem Forbes Robertson mit seiner Truppe jenes Drama gab. Besonders gespannt war ich, ob Regie und Schauspielkunst sich fähig erweisen würden, das spröde Scenenmosaik des Stückes zu einer harmonischen Bühnenwirkung zu bringen, ohne das phantastische Halblicht zu verletzen, welches Ort, Handlung und Dialog des Dramas umgiebt.

Auch hatte ich Zweifel, ob die Schauspieler im Stande sein würden, eine Sprache zu sprechen, die für diesen Gedankeninhalt die stammelnde Wortarmut eines Kindes aufweist, ein Umstand, der in der Übertragung in eine andere Sprache doppelt gefährlich erscheinen muß. Ganz abgesehen von diesem Fall, besteht eine furchtbare Gefahr für jeden Dichter, der mit der Seele schafft, in dem Lachen des großen Haufens, dem die Organe fehlen, um dem Dichter zu folgen, und der in der höchsten Harmonie und der weihevollsten Stimmung nur Kontraste findet, die ihn zum Lachen reizen.

Dieses halbblödsinnige, ungebildete Lachen gerade am unrechten Fleck kann man in jedem Theater hören, selbst wenn der anerkannte Genius wahrer Dichter zu uns spricht.

Ich muß freimütig gestehen, daß die Gefahr, dies Lachen zu hören, beim Anschauen einer Dichtung Maeterlincks ziemlich groß und vielleicht sogar entschuldbar ist. Der Kontrast zwischen der Tragik einiger Scenen und der kindlichen Sprache der unter der Tragik leidenden Personen ist zu enorm, als daß man sich ganz dieses Eindrucks erwehren könnte und nur die höchste Schauspielkunst ist im Stande, hier versöhnend zu wirken.

Das Lob, dies angestrebt und erreicht zu haben, muß ich voll und ganz Forbes Robertson und seinen Schauspielern zuerkennen.

Ich glaubte nicht, daß man ein Stück Maeterlincks überhaupt auf die Bühne bringen könnte, und ich weiß nun, daß dies möglich ist.

Man mag an Forbes Robertson und der Patrick Campbell vieles zu tadeln finden, besonders die Art, wie sie Shakespeares Charaktere auffassen; aber gerade die etwas verschwommene Behandlung der Linie, wenn ich so sagen darf, kommt den Gestalten eines Maeterlinck zu Gute. Die wunderbar feine, duftige Poesie der Hauptscenen und die tiefe Symbolik der Handlung gelangten im Ganzen zur harmonisch befriedigenden Wirkung, auch die Rolle des Pelleas wurde von einem Schauspieler Namens Harvey ausgezeichnet gegeben.

Um überhaupt aufgeführt zu werden, mußte aus der Originaldichtung vieles gestrichen werden, wodurch einige sehr charakteristische Schönheiten und Wirkungen verloren gehen.

Die Schuld hieran trägt aber der Dichter selbst, und wenn derselbe sich nicht entschließen kann, seine Bühnenstücke einigermaßen bühnengerecht zu schreiben, so wäre es wünschenswert, wenn sich ein Berufener daran machte, die vielen kleinen Scenen zusammenzuarbeiten, oder wenigstens dafür zu sorgen, daß die logische Fortentwickelung der Charaktere und der innere Zusammenhang durch die Bühnenaufführung nicht allzu sehr gefährdet werden.

Bei dieser Aufführung fehlte vollständig die große Scene, wo die Brüder die unheimliche Höhle beschreiten, auf derem morschem Gewölbe das ganze alte Eiserne Schloß ihres Vaters steht. Gerade in dieser Scene tritt der Konflikt zwischen der grausigen Eifersucht des Golaud und seiner Bruderliebe, getragen von dem ruhigen Gedankengange des gereiften Mannes, so wunderbar wirksam heraus.

Ich will deshalb der Bühnenleitung keinen Vorwurf machen, denn sie hat geleistet, was man angesichts der schweren Aufgabe leisten kann.

Immerhin glaube ich, daß die Wirkung und der Gedankeninhalt dieser Scene sich mit einer anderen wenigstens in den Hauptzügen zusammenarbeiten ließe.

Ganz abgesehen von allem anderen, muß jeder, der das englische Publikum kennt, den Mut der Bühnenleitung bewundern, ein solches Stück auf die Bretter zu bringen. Kostüm, Bewegung, Spiel und Sprache der Schauspieler waren durchaus dem Charakter der Dichtung entsprechend. Daß die praerafaelitische Kunst den Schauspielern hier als Vorbild gedient hatte, war unverkennbar.

Gerade auf diesem Hintergrunde vielleicht, was Farbe und Perspektive anlangt, erhebt sich das Werk zu einer eigenartigen, plastischen Schönheit.

Allerdings besteht hierbei die Gefahr, daß gerade die Naivität der Gestalten leicht etwas Gesuchtes und Absichtliches annimmt, und daß die Bewegung zur Pose erstarrt. Ich kann und will hier nicht auf Einzelheiten eingehen, schon deshalb nicht, weil im breiten Publikum Maeterlinck so gut wie unbekannt ist, und ich seinen Kennern oder Verehrern nichts Neues sagen könnte.

Dankbar wäre ich, wenn meine kleine Abhandlung dazu beitrüge, das litterarische Interesse des Publikums anzuregen und, hierauf vertrauend, eine deutsche Bühnenleitung es wagen könnte, Maeterlinck auf die deutsche Bühne zu bringen.

Französische Salonstücke mit ihren abgeleierten Conflikten elendester Weiberseelen und englische Possen finden nur zu leicht auf deutschen Bühnen eine Freistadt.

Wir Deutschen verdienen das Lob, mit unserem Kunstinteresse vorurteilslos über die Grenzen hinauszureichen.

Nur wäre zu wünschen, daß dieses Interesse sich nicht auch auf ausländischen

Schund erstreckte — wir haben davon genug zu Hause —, sondern sich mehr den charakteristischen litterarischen Sondergestalten zuwendete, schon um statt technischer Belehrung lieber geistige Anregung zu suchen.

Man mag über Maeterlinck denken, wie man will, eine interessante, höchst eigenartige Erscheinung der Gegenwart ist er ohne Frage. Ich glaube, daß unsere deutsche Litteratur trotz des Mangels wirklich kraftvoller Größen verspricht, eine gesunde, männliche Entwicklung zu nehmen, so daß ihr aus einzelnen Eigenschaften Maeterlincks keine Gefahr erwachsen kann, sondern nur Anregung.

Der Kern dieser Dichterseele ist poetisch durch und durch, mag sie auch im Ringen nach dem zweckentsprechenden Ausdruck manches wählen, was fremdartig, barock, ja sogar krank erscheint. Eigenartige Menschen und besonders wirkliche Künstler sind immer Sonderlinge, oft mit merkwürdigen äußeren Eigentümlichkeiten.

Der wirklich gebildete Kunstfreund muß sich stets gegenwärtig halten, daß große Menschen schmerzhaft nach Formen ringen und daß sie erwarten können, selbst da, wo die Form uns eigentümlich erscheint, ernst genommen zu werden, wenn — ja, wenn sie uns wirklich etwas zu sagen haben!

Ernst Clausen.



Kritik.

Lyrik.

Gedichte von Anna Ritter. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind.

Der Titel klingt so einfach, so anspruchslos, wie wir ihn hundertmal gelesen, und wie er so oft Nichtssagendes verbirgt. Und doch ist dieses Buch eine That, und seine Dichterin hat sich mit einem Schlage unter den weiblichen Lyrikern in erste Reihe gestellt. Hier ist endlich eine Frau, die weiß, was Lyrik ist. Alles in dieser Sammlung ist wahr und echt und vom tiefinnersten Gefühl durchtränkt. Dabei ist Anna Ritter eine Meisterin in der Beherrschung der Form; vielleicht gerade darum gelingt ihr das Einfache, Keusche und Volksliedhafte so vorzüglich. Sie ist nicht sehr abwechslungreich, aber die Töne, die ihr liegen, geraten ihr einzig. Der stärkste Akkord ihrer Lieder ist die Sehnsucht, jene leidenschaftliche, unauslöschliche Sehnsucht, die den deutschen Dichter kennzeichnet. Aber Anna Ritter sucht es nicht den Männern gleich zu thun und kommt nicht in schwerem Rüstzeug daher; sie bleibt durch und durch Frau. Das ist mit ein großer Zauber des Buches, daß sich in ihm ein echtes deutsches Frauengemüt offenbart mit all seiner Innigkeit, seiner schalkhaften Fröhlichkeit, seiner Kraft im Leiden, seiner Freude im Genießen und seinem hohen, lautern Sinn. Gretchen, und doch überwundenes Gretchen! — Die Sammlung zerfällt in drei Teile. Der erste Cyclus: „Das Ringlein sprang entzwei“, umfaßt ein Frauenleben von dem ersten Rauschen des Ballgeflitters bis zum letzten erschütternden Weheruf der um den geliebten Toten trauernden Frau. In einigen dieser Lieder ist noch allzuviel Jugend. Sie sind fertig dem Herzen entquollen und in einfacher Natürlichkeit stehen geblieben. Wie kleine Feldblumen. Der Boden war noch nicht reif für schwere Früchte. — Im zweiten Teil, den „Vermischten Gedichten“, zeigt sich ein großer

Fortschritt. Hier läßt die Dichterin die Pracht der Natur auf sich wirken, und jeder Sturm, jedes Frühlingslächeln wird ihr zum Lied. Ihre Liebe selbst steht unter blühenden Linden oder bei goldenen Erntefeldern, immer in der entzückenden Frische frei hinflutender Luft. Es ist pleinair-Malerei im schönsten Sinne. Wundervoll sind ihre Sturmlieder, die eine Königsseele atmen, „Frühling,“ „Abendlieder“ und ungezählte andere. — Der dritte Abschnitt, „Nach Jahren“, enthält neben schwächern auch herrliche Lieder von purpurroter Leidenschaft und schneeblasser Resignation. Die deutsche Frauenlitteratur hat durch die „Gedichte“ der Anna Ritter um ein Prachtbuch gewonnen.

Marie Stona.

A. Stanislas, „Abseits!“ 150 S., 12°. Leipzig, Gustav Körner.

Alfred Sassen, „Rolfs Maifahrten“. 100 S., 12°. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt.

Adolf Teichert, „Neue Gedichte“. 175 S., 8°. Dresden, Pierson.

Ernst Victor Bunzendahl, „Ins neue Gleis“. 80 S., kl. 8°. Leipzig, Friesenhahn.

Ich glaube, den Lesern der „Gesellschaft“ muß ich schon wie ein rechter Schlächtersknecht mit bluttriefenden Händen vorkommen, der nur immer darauf lauert, armen Dichterlein die Hälse umdrehen zu können. Und möchte doch so gerne eine ruhige, schlichte Kritik pflegen; und lieber noch eine warmherzige Besprechung, als jede Art von „Kritik“. Aber Dr. Jacobowski hat es anders gemeint und mir zu meinem Entsetzen Lyrik ins Haus geschickt, bei der einem redlichen Künstler gleich aber auch jede Spur von Liebenswürdigkeit davonfliegen muß, einfach muß! Ich habe mir diese vier traurigen Büchlein heute nun schweren Herzens zur Hand genommen und sehe mich wiederum in die Lage versetzt, mich zum Henker erniedrigen zu müssen. Mögen es die Delinquenten mit Herrn Dr. Jacobowski ausmachen —! Uff!! — Delinquent Nummer Eins: A. Stanislas! In meinem roten Merkbüchlein ersehe ich, du schreibest nur „versifizierten Firlefanz“; darunter steht der Hinweis „Carlyle, Helden, S. 128!“ Und ich weiß, daß Carlyle an jener Stelle von den Dichtern redet, und daß er weidlich sich ergrimmt über jene, die ihren Gedanken — sofern sie solchen mitzutheilen haben! — gut in guter Prosa ausdrücken könnten, statt dessen ihn aber „gewaltsam zum Klingeln schrauben“. Und er meint weiter, wenn ein Dichterherz in Wallung gerathe, so möge sein Gemüt wohl von selber „zur Leidenschaft der Melodie entzückt“ werden; andernfalls aber entstünden — „zum großen Nachtheile der Grammatik, zur großen Plage des Lesers“! — „Reime, denen die innere Notwendigkeit abging, gereimt zu werden“!! So großartig treffend, wie mit diesen Worten das Wesen aller Dilettanten und lyrischen Kurpfuscher gebrandmarkt ist, so auch das deine, mein armer Delinquenterich! Der mildernde Umstand der „Jugendsünden“ steht dir auch nicht mehr zur Seite. Schon vor Jahren hast du allerhand liebliche Poesieen „am Wege gepflückt“ und deinem „wohlwollenden Gönner und hochverehrten Freunde, dem gefeierten deutschen Dichter Herrn Professor Dr. Felix Dahn als ein treugemeintes Zeichen dauernder dankbarer Gesinnung“ ehrfurchtersterbend zu Füßen gelegt. Du hast seit damals nichts an dir zu ändern vermocht und nun auch „abseits“ vergeblich nach der blauen Blume gesucht und hast doch die Unaufrichtigkeit nicht gescheut, uns dafür Papierblumen in die Hände schmuggeln zu wollen. Sie dufteten aber zu stark nach dem Schweiße deiner unkundigen Hände. So daß du nun vor aller Welt entlarvet bist! Mache dich bereit über die Klinge zu springen! —!! Der Ketzer A. Stanislas ist für uns gewesen. — Delinquent Nummer Zwei:

Alfred Sassen! Hast du gehört, was deinem Vorgänger gesagt ist? Von „Reimen, denen die innere Notwendigkeit abging, gereimt zu werden“? Nun wohlan:

„In einem Wagen zweiter Klosse war's.
Durch eine Fülle rötlich goldnen Haars
Fiel sie ihm auf, und durch die starre Ruhe,
Mit der sie niedersah auf ihre Schuhe.
Nur ist verlegen er ums rechte Wort. —
Und wie sie aus der stillen Ecke dort
Ihn wohl mit ihren Augen würde streifen,
Ließ er so sinnlos die Gedanken schweifen . . .“

Nun also höre mich:

Ich kann fürwohr, mein armer Alfred Sassen,
Wie du gekommen bist an solch's, nicht fossen:
Willst eine flott' Novelle du uns schreiben, —
Laß Reim doch Reim und Rythmus Rythmus bleiben
Und schreibe nur in schlichter deutscher Prosa —
(Dies mein Gereimsel dir nur ganz sub rosa!).

Willst du solches auf Schülerehre fest versprechen, auch treulich halten, so möge Gnade für Recht ergehen: Ziehe hin, dein Kindestum hat dir geholfen! — Nun aber kommt ein böser Bruder heran und, mir Angst zu machen, hat er sich ein aus Goethe's „Westöstlichem Divan“ entliehenes Mottoschild prunkend vor die streitbare Männerbrust gehängt: Adolf Teichert. Dessen Buch ist nun geradezu erbärmlich. Nur Eine Probe aus einem, bitte, ernst zu nehmenden Eisenbahnunglücksgedicht:

„Und furchtbor zerquetscht, zermolmt, zerdrückt,
Und gräßlich zerschnitten, verstümmelt, zerstückt
Ward zu namenlosem Leide
Ihr lebendiges Eingeweide . . .“

So ekelhaft impotent schildert der sensationslüsternste Käseblattschmierax die Szene nicht. Und dieser Stümper hat die Arroganz, einem Manne, wie Friedrich Nietzsche, seine Tintenfinger auf die Schulter zu legen und ihm eine kritische Bemerkung mit der Anrede „mein Freund“ ins Ohr zu posaunen! Wogegen er „Auf die Geburt eines Knaben, dessen Eltern vegetarisch leben“ (!) einen 48 Verse langen Hymnus singt:

„Heil Dir, mein Kind, aus einem Blut entsprossen,
So rein, wie's einst die Menschheit hat durchflossen,
Als sie noch Treue wahrte der Natur . . .“ u. s. w.

Käme zu mir ein Knabe, der das Ekeln erlernen wollte, — ich gäbe ihm dieses „Gedicht“buch! Pfui Deibel!! — Das letzte Buch, „Ins neue Gleis“, von Ernst Victor Bunzendahl, verdient die schärfste Zurückweisung. Hier will sich wieder mal ein unsauberer Geist aus der Schule, der auch der hingerichtete Stanislas angehörte, schlau genug, um den Bankerott der Epigonen einzusehen, — mit großmäuligen Tiraden von „neuen“ Gleisen ins Lager derer hinüberlügen, die eine neue, ehrliche Kunst wollen. Es giebt ein Parfum „La Moderne“, aus Mohn und anderen neuerdings in Geschmack gekommenen Blumen zubereitet. Und unser Held (mit dem Doppelvornamen, der auch mit dazu gehört,) glaubte, seine Papierblumen nur mit diesem Odeur einräuchern zu brauchen, so werde er mit offenen Armen im Lager der neuen Kunst empfangen werden. Aber der Totengeruch von „Lavendel, Myrth' und Thymian“ dringt doch in ganz penetranter Weise immer wieder durch, wenn auch das „kurze Röckchen“, das „off'ne Mieder“ und gar „der große Pan“ mit vielem Gespreize und Gethue herbeicitiert werden.

„Es duftete der schöne Moi
So süß und wonnesam . . .“

duftet dennoch sehr nach alten Gleisen!

„Ich pocke mich wild und zerzause mein Haar,
Bin gänzlich meiner Sinne baor,
Herr Gott im Himmel! Es wird mir nicht klar:
Mein Liebchen liegt ouf der Totenbahr . . .“

Daß das erbärmlichste Lügerei ist, fühlt ein Kind. Nur die zweite Zeile wird man dem Doppelnamigen glauben; herzlich wünschen möchte man freilich, daß auch die drei ersten Wörtlein der ersten Zeile kein leeres Geschwafel seien!! Die „Modernen“ aber werden sich diese Klette energisch von den Rockschößen schütteln.

Nachschrift: Damit wäre meine Henkersarbeit für heute — und hoffentlich auch für immer! — zu Ende. Ich mache nun meinem Freunde, Herrn Dr. Jaco-

bowski, verantwortlichem Redakteur der „Gesellschaft“, den reiflich überlegten Vorschlag: Schundzeug von der Art der hier eben abgeurteilten Bücher künftighin nicht mehr besprechen zu lassen, da es für unsere Leser nicht das geringste Interesse haben kann, konstatiert zu sehen, daß die selbstgefälligen Gecken und Sklaven des Klingklang- und Bimmel-bammel-Gottes noch längst nicht daran denken, „alle“ zu werden; das wissen unsere Leser schon ohnehin, samt und sonders! Den Verlegern aber ist mit der Aufzählung in der Rubrik „Büchertisch“ schon ein überreichliches Äquivalent für die Einsendung ihrer Hefte und Heftchen gegeben. Glauben Sie aber, lieber Jacobowski, diesen Vorschlag nicht ohne Weiteres acceptieren zu dürfen (— ich kenne ja Ihre weitherzigen Prinzipien! —) so bitte ich Sie doch herzlich, ihn hierdurch unserer gesamten Künstler-, Kritiker- und Leserschaft zur freien Meinungsäußerung und Diskussion vorzulegen. Ihr

Max Bruns.

Dramen.

Frauenrecht, Drama in 3 Akten von Georg Fernandes. Berlin, Dramaturgisches Institut.

Die Frau soll nicht nur dieselbe geschlechtliche Freiheit wie der Mann besitzen, sondern auch berechtigt sein, sich für die ihr zugefügte Schmach selbst Genugthuung zu verschaffen. Das ist „Frauenrecht“. Der Verfasser versucht die Notwendigkeit dieser Forderung in seinem Stücke zu beweisen. Eine einfache Fabel. Man glaubt die Geschichte schon irgendwo gelesen zu haben. In einem Vorstadtblatt. Er vermied glücklich den pathetischen Phrasenschwall, alles Heldenhafte, Außergewöhnliche sowohl in Handlung als auch in Sprache. Keine ewigen „Achs“, „Ha“ und „Wehe“. Und das ist lobenswert. Nur die Scenenfolge scheint mir nicht ganz natürlich-logisch. Besonders die ersten Auftritte des letzten Aktes, sind geradezu unwahrscheinlich. Technisch am gelungensten und poetisch-einfach ist der zweite Akt. Besonders die Schlußscene. Ohne Effekthascherei und dramatische Aufdringlichkeit wirkt sie erschütternd wahr. Sehr gut ist Steinert charakterisiert, der brutale, stark-sinnliche Mensch, der im Weibe nur das Weib erblickt, das rein Geschlechtliche. Und Frau Reda: Die gesunde Lebensfreude einerseits und das Weiblich-Ängstliche andererseits. Dieses Sich-Losreißen-Wollen von hergebrachten Anschauungen und dann wieder das zaghafte Anklammern an dieselben! — „Frauenrecht“ bildet das erste Bändchen einer Sammlung dramatischer Werke: Theater der Gegenwart! Alois Ulreich.

Die Juvalta. Der Tragödie zweiter Teil. Von Emanuel Jaeslin. (Berlin 1897, Verlag von Richard Taendler.)

Gudrun. Schauspiel in einem Aufzug. Von Berthold Raabe. (Ludwigslust, 1897, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.)

Vineta. Schauspiel in 4 Akten. Von A. Rielberg. (Hamburg, Gustav W. Seitz Nachfolger.)

Ueber den zweiten Teil der Tragödie „Die Juvalta“ hätte der Berichterstatter selbst dann, wenn er den ersten Teil gelesen hätte, keine Ursache und kein Recht, seine Meinung zu äußern. Das Gutachten über sein Stück giebt der Autor in einem Vorwort selbst ab. Er klärt darin auch alle Diejenigen auf, „die unter der Überschrift Kunst, Tendenz, Schönheit &c. zu viel Tinte verspritzen“. „Überhaupt“, ruft Emanuel Jaeslin aus, — „was ist Kunst angesichts Ibsen'scher und ähnlicher Dramen, die auf den gleichen Brettern und Kathedern beklatscht werden, auf denen ein Schiller, ein Shakespeare, ja, die großen Griechentragödien zu Ehren kommen.“ Man sieht, daß der Verfasser der Tragödie „Die Juvalta“ nicht sehr gut auf Ibsen zu sprechen ist. Überhaupt auf die jüngsten Dichter Deutschlands. Gerhardt Hauptmann kommt auch schlecht weg. Es wird

seiner „treffenden Versuche“ Erwähnung gethan, die „uns“ auch nicht zu befriedigen vermögen. Darauf hat also der Leser vor Beginn dieser Lektüre zu achten. „Vielleicht überzeugt ihn“ sagt Emanuel Zaeslin zum Schluß, — „die nachstehende Tragödie, daß die gnädigen Herrn der Kritik, die auch dieses Vorwort totschweigen, im Unrecht sind.“ — Nun, — ich habe das Vorwort nicht totgeschwiegen. Das freut mich jetzt. —

Mit keinem Vorwort behaftet und in Folge seiner Kürze ungleich wohlthuender ist das Schauspiel Gudrun, das in einigen flüchtigen Szenen den dritten Teil der alten Gudrunsage, Gudruns Befreiung aus der Gewalt der Normannen, behandelt. Es ist ein kleines dramatisches Gedichtchen mit glatten Versen.

Wer sich für Monologe interessirt, muß Vineta lesen. Dieses Schauspiel hat 15 Monologe, von welchen blos 12 auf den ersten Akt fallen. Diese zwölf Monologe sind nicht so lang, wie die in den alten Jambentragödien, dafür aber auch nicht so vollendet. Und so muß die große Zahl den guten Stil ersetzen.

G. Macasy.

Romane und Novellen.

Lieben und Leben. Interieurs von Paul Mahn (Berlin, F. Fontane & Co.).

Es hieße, dem Buche zu viel Ehre anthun, wenn man darüber viele Worte verlieren wollte. Es ist um nichts besser und schlechter als viele tausend andere, es wandelt auf der goldenen Straße der Mittelmäßigkeit und ist jeder Eigenart bar. Der Stil der ersten Novelle — pardon, Interieurs nennt ja Herr Mahn seine Produkte — ist ein beispielloses Gemisch von Poesie und Prosa, das lebhaft an Leipziger Allerlei erinnert — Inversionen, undeutsche Wortstellungen häufen sich auf allen Seiten an — ich gebe nur einige Beispiele von Seite 60: O, daß einen ehrlichen Feind es gäbe, gegen den man in offenem Kampfe stände — ein paar Zeilen weiter: Es ist dir entschlüpft, wenn kaum du es faßtest, es beißt dir von hinten in wehrlose Fersen und wedelt dazu Verrat und Tücke. Hört sich das nicht wie Verszeilen an? Dann wieder Sprachplumpheiten wie: Mir war, als müßt' ich ihr auf der Stelle nachreisen, ihr dies noch zu sagen und das sie zu fragen. (Seite 57) und Seite 78: Vielleicht hatte die Zwischenzeit dies und das in ihr gereift. Dergleichen kann man auf Schritt und Tritt begegnen. Neben solchen Stilungeheuern laufen aber noch unglaubliche erzählerische Geschmacklosigkeiten einher. Nachdem ein Liebhaber in den überschwänglichsten Worten den Gegenstand seiner Neigung um Gegenliebe angefleht — kommt er der verneinenden Antwort seiner Geliebten mit den Worten zuvor: „Sagen Sie's nicht! Nicht jetzt! Was weiß denn Ihr dummer Mund von dem, was Ihnen im Herzen geschrieben steht!“ Und ein paar Seiten weiter schreibt er ihr: „O, liebes Mädchen, wie mußt du stumpf geworden sein, daß du von all dem nichts ahntest!“ — Eine besondere Vorliebe scheint jedoch der Autor für ein gewisses stillverschwiegenes Kämmerlein — in das selbst der König keinen anderen schicken kann —, zu haben, da er dasselbe in zwei verschiedene Interieurs — daher vielleicht der Name — hineinspielen läßt. Einmal sogar als Haupt- und Angelpunkt, indem er nämlich einen Oberst (ausgerechnet einen Oberst), schamhaft von seiner Geliebten abstehen läßt, weil dieselbe, nichtsahnend, gerade in dem Moment in ein gewisses Häuschen eintritt, als er ihr auf der Straße nachschlendert und sich eben entschlossen hat, ihr einen Antrag zu machen! — Eine Ausnahme bildet die Skizze: Kellnerrrrrrr . . ., welche wenigstens einige Spuren von Talent verrät!

Kurt Holm.

Die Verratenen. Ein Cyklus von vier historischen Novellen aus dem zwölf-

ten Jahrhundert von Eberhard Freiherr von Dankelmann. (Leipzig, 1898, Verlag von Eduard Avenarius.)

Die vier vorliegenden Novellen des Herrn Eberhard Freiherr von Dankelmann behandeln Stoffe aus der nordischen Geschichte. Abgesehen davon, daß jedes Kind in seinen schlichten Worten uns die tragischen Geschichten dieser Verratenen packender erzählen würde, als der wackere Freiherr — sind Unmöglichkeiten und stilistische Verballhornierungen schockweise an allen Ecken und Enden zu finden. Ich muß, ehrlich gestanden, sagen, daß ich nach einer mühsamen Stunde — denn so lange habe ich gebraucht, um mich durch den Wust der ersten „Novelle“ durchzufinden (alle vier haben 91 Druckseiten in 8°) — eigentlich vollständig genug hatte. Wenn es nicht meine verdammte Pflicht als Kritiker wäre, den Kelch auch bis zur Neige zu leeren und alles zu lesen, was die geschätzte Redaktion mir zuschickt, — bis zum Ende zu lesen, — beim Schnauzbart Ägirs, ich hätte keinen Buchstaben mehr angeguckt.

Richard Degen.

Brüder und Schwestern. Roman von Eugen Reichel. (Berlin, 1898, Ferdinand Dümmler.) 390 Seiten.

Was soll ich viel über dieses prächtige Buch schreiben? Leset es alle, die Ihr Euch einmal an einer gesunden Lektüre erquicken wollt. So frisch, so frei ist das geschrieben, daß man gar nicht genug bekommen kann. Es ist wirklich schade um dies Buch, daß es schon so bald aus ist und Eugen Reichel seinen ursprünglichen Plan, das vorliegende nur als ersten Teil einer Romantrilogie zu veröffentlichen, nicht verwirklicht hat. Vielleicht thut er es doch noch und beschert uns in den beiden folgenden Bänden noch zwei ebenso prächtige Bücher. Richard Degen.

Rudolph Stratz, Der arme Konrad. Roman aus dem großen Bauernkrieg von 1525. (Stuttgart, J. G. Cotta.)

Hermann Bang, Am Wege. Roman. (Berlin, S. Fischer.)

Hans Seebach, Die Armen im Fleische. Paradiesgeschichten. (Linz a. D., E. Mareis.)

Über einen Roman oder ein Theaterstück von Stratz in der „Gesellschaft“ noch eine Kritik zu liefern, halte ich für überflüssig; es sei denn, daß dieser Schriftsteller plötzlich mal das Genie hätte, aus seiner Haut zu fahren. Vorläufig hat er eigentlich mit der Dichtkunst nichts zu thun. Der neueste Roman von ihm besteht seinem Besten nach aus einer Reihe ermüdender, mehr oder weniger stimmungsarmer Landschaftsbilder, die meist die einzelnen Kapitel schematisch einleiten oder schließen, und aus Schilderungen von Schlachten, Stadt- und Burgbränden, die mitunter nicht übel geraten sind. In den ersten Teilen des Romans mehr als später hat Stratz es versucht, der Sprache Zeitkolorit zu geben; und hin und wieder fällt einem solch kräftig urwüchsig Wort und Sprüchlein aus jener rauhen, wüsten Zeit erfrischend in die Ohren, aber mit folgender Barbarei hätte er den Leser lieber verschonen sollen, zumal die Frau, welche die Worte an ihren Gatten richtet, sich später in einem ganz passabeln Deutsch auszudrücken vermag. Man höre: „Ich weiß und getrau mir wohl, das Schloß zu erhalten! Wenn sich die Bauern davor rucken, sollen sie den Hingang für den Hergang haben und eilens weichen sans dire adieu! Ich will ihnen eigentlich den Weg weisen, .. daß sie merken: Wir sind nicht gewillt, in unserem Erb' turbiert, angefochten und des mit Gewalt entsetzt zu werden, sondern bei unserer Possession zu verbleiben!“ Das ist Urkundenstil, aber kein Sprechdeutsch. Man kann vielleicht den Fleiß anerkennen, mit dem Stratz die Geschichte jener Revolution studiert hat. Aber die Menschen — Bauern und Ritter und Pfaffen — und besonders die beiden Hauptpersonen mit ihrer ro-

mantischen Liebe und ihren Konflikten —: daß ist alles so in Bausch und Bogen; es ist wirklich überflüssig, ein Wort weiter darüber zu verlieren. Ich wüßte auch nichts anzuführen, was interessieren könnte.

Einen Gegensatz zu dieser oberflächlichen Historienmalerei bildet der Roman „Am Wege“ von Hermann Bang. Hier ist ganz intime Kleinmalerei mit den wärmsten Farben, Poesie in recht viel Alltag, das Dasein kleiner, unbedeutender Menschen, die in den Tag hineinleben und kaum etwas von all den Dingen, die über des Leibes Nahrung und Notdurft hinausgehen, kennen und verlangen, kleinstädtisches Leben als Komödie, aber mit viel feinen Zügen und einem frischen, milden Humor geschildert. Der Roman ist eine künstlerisch vornehme, auch für einen wählerischen Geschmack genußreiche Unterhaltungslektüre. Im Mittelpunkt der Erzählung steht die Frau eines Stationsvorstehers, eine weiche, träumerische Natur, deren zarte Liebessehnsucht bei ihrem Manne, der ein zwar gutmütiger, aber derber, grobsinnlicher Kerl ist, keine Befriedigung findet. Sie leidet, fühlt sich vereinsamt, bis ein Gutsinspektor, ein stiller, braver Mensch, in ihren Kreis tritt. Jetzt lebt sie auf. Sie liebt und wird wieder geliebt. Doch die Liebe führt die beiden nicht zusammen. Sie scheuen die Sünde. Sie entsagen und trennen sich für immer. Und sie, die Ärmste, welkt langsam dahin. Das ist eine rührende Tragödie in der mit lächelnder Satire geschilderten Komödie des kleinstädtischen Lebens. —

„Die Armen im Fleische“ von Hans Seebach — offenbar ein Erstling, in seiner Schlichtheit und Naivetät nicht ohne Anmut, durchaus nicht von Gedanken und Problemen überlastet, mehr jungfräulich als nach der Art eines wissend gewordenen jungen Mannes, der sein volles, stürmisch heißes Herz ausströmen möchte — ganz, Gold und Perlen gerade mit und in all dem vom Grunde bis an die Oberfläche aufgewühlten Schlamme. Diese simpeln „Paradiesgeschichten“, die sich bei ihrem Mangel an Tiefe und Fülle als klar und seicht charakterisieren lassen, haben aber doch einen eigenen Reiz — Paradiesgeschichten deshalb, weil hier, freilich sehr zaghaft und schämig, an verbotenen Früchten oft mehr als genascht wird, wie weiland Adam und Eva im Garten Eden thaten. Und ich bin überzeugt: Hans Seebach wird uns einst noch solche kleine köstliche Sachen schreiben, die wie Theerosen duften und in ihrer schlichten Formschönheit gewissen modernen Lüster-Thonvasen gleichen, die in einem zarten Feuer glühen. Aber er muß sauber arbeiten wie ein Ciseleur. Sein künstlerisches Gewissen muß so fein werden, wie das moralische eines Heiligen. Er muß seine Worte mit der Goldwage wiegen. W. Lentrodt.

Vermischtes.

Harmlose Plaudereien eines alten Müncheners von Dr. Otto Freih. v. Völderndorff. Neue Folge. (München, C. H. Beck'scher Verlag.) 424 S. Preis M. 5,50.

Dieses Buch ist, psychologisch und kulturgeschichtlich durchgegangen, ein nützliches und amüsantes Werk. Die spezifisch bajuwarische Kultur hat in dem Freiherrn Otto v. Völderndorff eine ihrer lieblichsten typischen Nachblüten gezeitigt. Diese bierselige Borniertheit und Selbstzufriedenheit in allen Fragen des Geschmacks, der schönen Künste und Wissenschaften, der großen und kleinen Politik ist nicht mehr zu überbieten. Nirgends ein richtiges Gefühl für Distanz, für Weite und Höhe. Ueber die umwälzenden Erscheinungen des Jahrhunderts die banalsten Oberflächenurteile und Philisterwitze. Und das alles vorgetragen in einem Stile, der nach dem bekannten Wort „le style, c'est l'homme“ die schlimmsten Rückschlüsse auf die Beschaffenheit des werten bajuwarischen Kulturträgers herausfordert. Und das bläht sich in persön-

licher Ueberlegenheit einem Richard Wagner, einem Max Klinger und der ganzen Sezession in Kunst und Dichtung gegenüber. Plaudereien, harmlose Plaudereien, meinetwegen! Aber daß ein Staatsrat wie ein besserer Nudelmeier plaudern und wie ein akademisierter Rauchenegger derartige Feuilletons in die Allg. Zeitung schreiben kann, das ist das für andere Kulturvölker unerreichbar „Altmünchnerische“ und „Urbajuwarische“. Was war das doch nur für eine Welt „unter den vier ersten Königen“ Bayerns, wie die sprachgelehrte Luise v. Kobell so wunderbar unarithmetisch schreibt — was war das doch nur für eine schlaraffische Welt! X. Y. Z.

Aus dem Sattel geplaudert und Anderes von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. (Berlin, Militär-Verlagsanstalt.) 91 S.

Schillerisch gesprochen, „daß er im innern Herzen spüret, was er erschafft mit seiner Hand“, das spürt auch der Leser bei jedem Satze dieses schmucken Reiter-Büchleins: ein Autor, der Kopf und Herz am rechten Flecke hat und den „Rock des Königs“ nicht wie eine byzantinische Zwangsjacke trägt: den Kopf hoch und frei, das Herz feurig und stolz. Und dazu diese entzückende, schwärmerische Jugendlichkeit, obschon sie fast ein wenig zuviel Nietzsche im Leibe hat. Lenzes Gebot, die süße Not — und doch diese tiefsinnigen, schwermütigen Gedankengänge? Darin verrät sich eben das echte Soldatenblut. Wer so aus dem Sattel plaudern kann, wie dieser Reitersmann, der ist in allen Sätteln gerecht. Für die Kenntnis des Seelenlebens in unserem deutschen Wehrstande ist dieses Büchlein ein wertvoller Beitrag. Es muß auch den widerhaarigsten Zivilisten vom Schlage der Simplizissimus-Demokraten mit warmer Sympathie für den Autor erfüllen — und für seine ihm gleichgearteten Kameraden.*) M. G. Conrad.

*) Vergl. die Skizze „Sommer“ in Heft 14 der „Gesellschaft“, die auch dieses prächtige Büchlein ziert. D. Red.

Deutsche Litteratur im Auslande.

Leon Daudet hat soeben ein Buch über seinen Vater veröffentlicht, das u. a. ein interessantes Urteil Alphonse Daudets über deutsche Musik enthält. Aus der Musik schöpfte er überhaupt immer von Neuem Anregung zur Arbeit und Trost in trüben Stunden. Die großen deutschen Komponisten scheint er allen anderen vorgezogen zu haben. Wenn er an seinem Schreibtisch saß und vergebens auf Eingebung wartete, ließ seine Frau am Klavier Mozart, Beethoven, Schumann und Schubert auf einander folgen. Er sagte einmal: „Ich bete alle Musik an, die gewöhnlichste wie die höchste.“ Für Richard Wagner empfand er unbegrenzte Bewunderung sowohl als Dichter, wie als Tonsetzer. Er habe sich die ganze menschliche und übermenschliche Tonleiter zu Nutzen gemacht: den Aufschrei des Herzens, die Thränen, den wilden Schmerz der Verzweiflung, das über Felsen dahinströmende Wasser, das Rauschen des Windes in den Bäumen, die Qualen des bösen Gewissens, den Gesang des Hirten und die Kriegstrompeten. Seine Empfänglichkeit für alle Stimmen der Natur sei für ihn, nämlich Daudet, eine unerschöpfliche Quelle der Begeisterung gewesen. Wagners bald einschmeichelnde, bald gewaltig mit sich fortreißende Musik rüttele die Seele zu Empfindungen auf, für die man Dem ewige Dankbarkeit bewahren müsse, der sie angefacht habe, da sie uns gleichsam uns selbst offenbarten. Richard Wagner sei eine wunderbare Erscheinung dieses Jahrhunderts gewesen und werde es für alle Zeiten bleiben.

Edouard Schuré, der bekannte Historiker des deutschen Liedes, hat sich von unserm Mitarbeiter Bruno Pätzold interviewen lassen (s. Dtsch. Revue, Juli) und seine Ansichten über R. Wagner entwickelt.

In der Revue de Paris (1. Juli) bespricht Frl. Dr. Käthe Schirmacher

die Frauenfrage in Deutschland und kommt zum Ergebnis, daß sie nicht von ein paar eitlen Frauen aufgerollt sei, sondern daß sie sich als wichtige Teilfrage der sozialen Frage darstelle.

Im L'Oeuvre (Juni) hat A. Dirr eine Übersetzung des Gedichtes „Brücken" von Ludwig Jacobowski veröffentlicht, im Juliheft eine solche des Gedichtes „Der Tanz" von Paul Bornstein. Im Vergleich zu den anderen Litteraturen ist die deutsche Litteratur spärlich vertreten. Würden nicht die Mitarbeiter der „Gesellschaft" gelegentlich Beiträge an das Blatt senden wollen? (Paris, 16 Rue Saint-Gilles.)

The Nineteenth Century (Juli). J. Cuthbert Hadden veröffentlicht einen langen Artikel über die Wagner-Manie.

In „Scribner's Magazine" (Juni) findet sich eine interessante Studie von H. E. Krehbiel über Anton Seidl, den berühmten, unlängst verstorbenen Kapellmeister. Er hätte die Methode Levis, des Münchener Hofkapellmeisters, sich zu eigen gemacht. Absolute Treue in der Ausführung der Intentionen der Meister war sein Ideal.

Der „Artist" (Juni) würdigt in einem Essay das Schaffen Max Klingers. Er sei ein Maler mit seltsam belebter Phantasie, voll von Symbolen und Träumen, die manchmal mit brutaler Technik ausgeführt sind.

In der italienischen Revue Emporium (Juli) spricht Gaston Sacerdote über Schillers und Goethes Wohnsitz in Weimar.

Die „Nuova Antologia" (15. Juni) enthält eine sehr ausführliche Würdigung des Schaffens Hermann Sudermanns von Guido Menasci.

Die „Russkija Wedomosti" giebt in einem Feuilleton-Artikel dem modernen deutschen Lustspiel den Vorzug vor dem französischen. Das sei namentlich auch dadurch bedingt, daß es einen größeren Reichtum an Motiven habe, sich nicht so ängstlich an Berlin klammere, wie das französische an Paris, sondern im Gegenteil, in der Meinung, daß die Motive aus dem Residenzleben schon so ziemlich erschöpft seien, mit vollen Händen aus dem Leben der Provinz schöpfe. Daher käme die Frische, die Lebenswahrheit, der Humor, die das heutige deutsche Lustspiel auszeichneten. Die Figuren seien durchaus gewöhnlich, alltäglich, aber eben darum so wahr. Auch die russischen Dramen spielten zu ausschließlich in Petersburg oder Moskau. Sie sollten sich an den deutschen ein Beispiel nehmen. Leider müssen wir dies Lob als teilweise unverdient zurückweisen. Auch unser Lustspiel, oder was sich so nennt, klammert sich an die Residenz, besonders an Berlin.

Das russische Blatt „Rousskaja Mysl" (Juni) enthält eine Heine-Studie von P. S. Kagan.

Die polnische Zeitschrift „Ateneum" (Mai-Juni) bespricht die alldeutschen Broschüren von Fritz Bley, Karl Türk und F. G. Schultheiß. S. Pirtrowski benutzt sie, um die Meinungen der Deutschen über sich lächerlich zu machen, und scheint nicht zu wissen, daß er in diesen drei Männern grade drei extrem nationale Schriftsteller herausgegriffen hat.

In derselben Zeitschrift „Ateneum" bespricht der slavische Kritiker P. Spasewicz Ed. Rods Goethebuch. Wahrhaft enthusiastisch preist er Goethe, der nicht Deutscher sei, sondern fast im selben Grade allen Völkern gehöre.

Das tschechische Blatt „Rozhledy" (Juni) vergleicht — Prof. Hirt ist der Autor — Nietzsche mit Tolstoi, die beide die alten unversöhnlichen Gegensätze der Philosophie darstellten.

Die „Moderni Revue pro literaturu" (Prag) bespricht in abfälliger Weise Paul Scheerbart's „Tod der Barmekiden", Marx Moeller's „Toten-

tanz", Paul Ernsts „Lumpenbagasch und Chambre separée" und Marie Stonas „Buch der Liebe". Scheerbarts Roman wird ein phantastisches Werk genannt, von origineller Conception, reich an schleuderhafter, psychologischer Unwahrscheinlichkeit. Moeller's Werk macht dem Rezensenten einen absulut kalten Eindruck. Eine einzige Scene darin würde er beinahe gelten lassen, allein er fürchtet, sich über ihren Wert zu täuschen. Ebenso ergeht es P. Ernst, dem ein starkes beobachtendes Talent zuerkannt wird; seiner Arbeit fehle jedoch jeder tapfere Kern.

In der Juni-Nummer der „Moderni Revue" wird von A. P. das letzte Buch Maria Janitschek's „Kreuzfahrer" besprochen. Er findet es höchst oberflächlich und geistlos geschrieben: „— dieses Buch bedeutet großen geistigen Verfall, große litterarische Armseligkeit, — — — nirgends ein Blitz der schöpferischen, spontanen Kraft."

„Moderni Revue" (Juli) bespricht zwei kleine Werke Ludwig Jacobowskis, „Der kluge Scheikh" und „Anne-Marie". Jiri Karásek nennt dieses Liebesidyll ein „Werk voll von lyrischer Poesie", jenes afrikanische Sittenbild „bunt wie ein orientalischer Teppich, so plastisch und dabei so unwahr".

„Magyar Kritika" (15. Juli). In diesem Budapester Blatte befindet sich eine breite Studie über die moderne Bewegung der deutschen Litteratur. Der Generation der Heyse, Schack, Spielhagen, Ebers werden die Namen Hart, Conrad, Alberti, Brahm und Schlenther entgegengestellt (Bleibtreu fehlt hier!), der „Deutschen Rundschau" die „Gesellschaft" und die „Freie Bühne". Daran schließen sich ausführliche Würdigungen von Ludwig Jacobowski, Hermann Bahr, H. Sudermann, Ph. Langmann und A. Schnitzler. Eine Parallele der Lyrik Jacobowskis und Dehmels wird versucht; sie wird Dehmel insofern nicht gerecht, als die Neigung Jacobowskis zum Volkstümlichen und der Individualismus Dehmels sich garnicht vergleichen lassen.

Schwedische Litteratur.

Ein bußfertiger Lyriker. Gustav Fröding, einer der bekanntesten Lyriker Schwedens, welcher im vorigen Jahre wegen eines erotischen Gedichtes strafrechtlich verfolgt wurde, aber freigesprochen werden mußte, schwört nunmehr in einer längeren Erklärung beinahe alles ab, was er früher gedacht und gesungen. Der betreffende Aufsatz der „Nya Tidning" in Upsala schließt nach einer rückhaltlosen Zurücknahme seiner in Poesie und Prosa geäußerten Ansichten über Gut und Schlecht sowie über das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander mit folgenden Worten: „Ich will meine Ideen, die leicht verkehrt sein können, nicht über die Autorität des Neuen Testaments setzen, welche mir heute größer erscheint, denn je. Sowohl bezüglich der Geschlechtsfrage als auch bezüglich der Frage, ob gut, ob schlecht, verweise ich daher nunmehr alle, welche meine Bücher und Artikel gelesen, auf die Heilige Schrift, besonders aber das Neue Testament, als Korrektiv gegen meine hier oder dort geäußerten Meinungen!" D. Z.

Nordamerikanische Litteratur.

„Recent American Verse" („Neuamerikanische Verse") betitelt sich eine anregende, von Mr. Wm. Archer gezeichnete Studie im Augustheft des Pall Mall-Magazine. Nach seiner Auswahl läßt darin der Verfasser folgende Poeten Revue passieren: Miß Alice Brown, Mr. Bliß Carman, Mr. Madison Cawein, Miß Caroline und Miß Alice Duer, Mr. Richard Hovey, Mr. Henry Johnson, Mr. Charles G. D. Roberts und Mr. John B. Tabb. Indem er uns ihre Namen bekannt giebt,

fällt er über sie das nachstehende, von Wohlwollen zeugende Gesamturteil:

„Von überwältigender, zündender oder hochfliegender Ausdrucksweise haben sie so gut wie garnichts auf dem Gewissen. An Whitmans ungebändigte Kraftentfaltung*) wird man da kaum erinnert; noch weniger geberden sie sich als Nachahmer der berechnenden Formkünste eines Poe, der leichtfließenden Melodik Longfellows oder der geist- und fantasievollen Darstellungsweise Lowells. Hat da einer der älteren amerikanischen Dichter diesen und jenen von der Gilde beeinflußt, so wäre das Emerson. Aber ihr Ideengehalt ist so feinsinnig, ihre Kunst so augenscheinlich das Ergebnis einer hochgediehenen Kultur, daß es geradezu kühn wäre, diesen Leuten bezw. irgendwelchen von ihnen, mit Bestimmtheit das Vorhandensein einer poetischen Bevormundung nachzusagen. Soll man sie durchaus einer Gruppe zuzählen, so möchten sie am ehesten noch als Verwandte von Wordsworth, Shelley und Browning gelten — jedenfalls stehen sie diesen näher als Keats und Tennyson. Aber selbst diese vage Behauptung bezieht sich nur auf die Art ihrer Befähigung. Es sind sämmtlich geborene Lyriker, nichts weiter, oder höchstens Balladendichter; nicht einer von ihnen zeigt die mindeste Begabung für Episches oder Drama. Nichtsdestoweniger sind sie durch die Bank außerordentlich selbständige und achtbare Könner. Es ist keine Spur von Byrons oder gar Swinburnes Wesenheit bei ihnen zu finden. Das Poetentum der Revolte (Empörung), sei es seelische, politische oder verstandesgründige, ist in dieser kleinen Kopfzahl nicht vertreten. Einer oder zwei derselben sind positive Christen, mehrere von ihnen erweisen sich als Pantheisten — alle sind sie versöhnlichen Matthew-Arnold'schen Geistes und beschaulicher Natur; weit mehr als von Leidenschaft, Entrüstung oder anderen Rebellengedanken bewegt. Von einigen trivialen Ausnahmen abgesehen, ist ihre Technik tadellos, aber auch immer von gemäßigter, ja unauffälliger Fassung. In prunkenden Worten oder eigenartigen Metren versuchen sie sich garnicht, sondern begnügen sich mit anmutiger Ausdrucksform in den gebräuchlichen lyrischen Versmaßen. Trotzdem haben ihre Dichtungen immer etwas Vornehmes. Selten nur stößt man in ihrer Sprach- oder Reimbehandlung auf eine Plattheit oder zu Verbrauchtes und noch seltener auf irgend eine Ungenauigkeit hinsichtlich der die Begriffe deckenden Schreibart." E. v. R.

*) Original: barbarie yarop = barbarisches Kehlen oder barbarisch kehlenden Vortrag oder Gekehl.



Auf der Mensur.

Heyse und Zola.

Michael Georg Conrad hat an Herrn Wilhelm Ehrlich, verantwortlichen Leiter der deutschen und französischen Münchener Wochenschrift „Fremdenblatt, Gazette des Etrangers" am 22. September 1898 folgendes Schreiben gerichtet:

Sehr geehrter Herr Redakteur! In Nr. 13 (vom 17. Sept.) Ihres geschätzten Blattes kommen Sie auf die Schilderung Ihres Besuches bei Herrn Paul Heyse

zurück und rücken Ihren Lesern wiederholt den Satz unters Auge, daß Heyse im Laufe der Unterhaltung auf Zola zu sprechen kam,

„übrigens um nur seine (Zolas) tiefe Unkenntnis einer jeden fremden Litteratur zu konstatieren“.

Leider haben Sie vergessen, Ihren zahlreichen und aufmerksamen Lesern mitzuteilen, kraft welcher Thatsache und Beweisstücke Herr Heyse die „tiefe Unkenntnis einer jeden fremden Litteratur“ bei Zola zu konstatieren vermochte.

Schriftsteller, an deren Zuverlässigkeit nicht zu zweifeln ist und die mit Herrn Zola persönlichen Verkehr unterhalten, haben niemals Gelegenheit gehabt, an Zola die von Herrn Heyse konstatierte „tiefe Unkenntnis einer jeden fremden Litteratur“ wahrzunehmen. Zola hat allerdings keine ausgebreiteten linguistischen Studien gemacht, so wenig wie andere weltberühmte Schriftsteller seines Landes, noch hat er nach dem Lorbeer eines akademischen Uebersetzungskünstlers gestrebt. Aber mit den hervorragenden älteren, neueren und neuesten Werken der fremden Litteraturen, namentlich der slavischen, deutschen und norwegischen, ist er sehr wohl bekannt. Seine auswärtigen Freunde versäumten keine Gelegenheit, ihn auf dem Laufenden zu erhalten. Ich weiß aus direkten mündlichen und brieflichen Mittheilungen Zolas, daß er jahrelang von keinem Geringeren als Iwan Turgenjew über die Entwicklung der modernen Deutschen Litteratur auf dem Laufenden erhalten worden ist: Turgenjew hat Zola durch mündliche Uebersetzung mit den bedeutendsten nichtfranzösischen Dichtern bekannt gemacht. Ich selbst hatte das Vergnügen, im persönlichen Verkehr mit Emil Zola mich von seinem lebhaften Interesse für die ausländische Litteratur zu überzeugen. Von einer „tiefen Unkenntnis einer jeden fremden Litteratur“ bei Herrn Zola, der als Schriftsteller wie als Charakter gleich groß und verehrungswürdig ist, kann also so lange keine Rede sein, als Herr Paul Heyse nicht ausreichende Beweise für seine absprechende Behauptung erbringt.

Ich bitte Sie um Abdruck dieser Zeilen in Ihrem geschätzten Blatte.

Hochachtungsvoll ergeben
Michael Georg Conrad.

Hoffentlich sind wir in der Lage, in der nächsten Nummer unsere Leser mit der Antwort des Herrn Paul Heyse bekannt zu machen.



Erklärung.

Wir erklären hiermit, daß die in Nummer 16 erschienene Übersetzung einzelner Scenen aus Rostands „Cyrano de Bergerac“ von uns unter der fälschlichen Voraussetzung aufgenommen worden ist, daß der Übersetzer zu dieser Publikation berechtigt sei. Dies ist jedoch nicht der Fall, und wir bedauern daher diesen Irrtum und erklären, daß die einzige autorisierte Übersetzung des Stückes von Ludwig Fulda herrührt und im Cotta'schen Verlage in Stuttgart erschienen ist. Die Redaktion.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“ von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.



Angewandte Kunst.

Von M. G. Conrad.
(München.)

Richard Wagner hat mit dem verwegenen Erobergriff des Genies die Künste zusammengefaßt und seinem Ideal vom Drama dienstbar gemacht.

In souveräner Verachtung aller Schulmeinungen, ästhetischen Doktrinen und Autoritäten hat er sich auf der Musikbühne sein Gesamtkunstwerk aufgebaut. Poesie, Plastik, Tanz, Architektur, Musik und alle Neben- und Hilfskünste mußten sich's gefallen lassen, auf Kommando des Wagnerischen Genius einem gemeinsamen Zwecke zu dienen und der schöpferischen Seele des Meisters als angewandte Theaterkunst zu Willen zu sein.

Die Spezialkünstler, die Detaillisten der Malerei, Bildhauerei, Singerei, Dichterei, Bauerei, Tanzerei u. s. w. waren natürlich nicht erbaut davon. Es wurde ihnen angst und bange um ihre Selbstherrlichkeit, um ihren angestammten Rang, um ihre ererbte Hauskrone und Zivilliste: sie hatten das verzweifelnde Gefühl entthronter Fürsten, es war ihnen mit einem Mal gräßlich unbehaglich in ihrer schönen Haut. Die Kunstkleinstaaterei war ja ihr Lebenselement. Überdies: sich als dienendes Glied einem höheren Zwecke unterzuordnen, mußte ihrem Ehrgeiz wie ihrem Geschäftssinne gleich fatal sein.

So schrieen sie über Vergewaltigung, Revolution, Umstürzlerei, Niedergang der Kunst. Davon hatten sie in ihrer Beschränktheit keine Ahnung, daß es sich nur um den notwendigen Durchbruch eines reifgewordenen Entwicklungsgedankens handle. Daß also auch bei der stürmisch umformenden

Bayreutherei Alles mit natürlichen Dingen zuging und jede meisterliche Privatwillkür ausgeschlossen war.

Die guten Leute konnten das eben lange nicht begreifen. Sie suchten sich und ihre Herrlichkeit dadurch zu retten, daß sie dem neuen Meister das Lebenswerk so sauer wie möglich zu machen sich bemühten. Sie wurden nicht müde, mit kritischen Einwänden, professoralen Protesten, kleinmeisterlichen Intriguen und Fälschungen, düsteren Orakeleien und Prophezeiungen gegen das Wagnerische Gesamtkunstwerk wie gegen seine einzelnen Neuerungen anzustürmen.

Was hat es ihnen geholfen? Höchstens Erschwerungen und Verzögerungen vermochten sie herbeizuführen. Den Gang der Entwicklung vermochten sie nicht aufzuhalten. Der Bayreuther Gedanke triumphierte vielleicht mit etwas mehr Abschwächungen und Anpassungen und infolge davon mit Beeinträchtigung des reinen Vollgenusses, aber er triumphierte. Und die Welt ist nicht eingestürzt, der Bau der Kunst ist nicht aus den Fugen gegangen. Das Wagnerische Werk hat sich eingefügt in den Gesamtbestand der künstlerischen Großthaten der Kulturmenschheit, es ist dem heutigen Geschlecht eine gewohnte, unentbehrliche Erscheinung. Wie in der Politik Bismarck, so ist im Musikschauspiel Wagner acceptiert und verdaut.

Dem Gesamtkunstwerk der Bühne folgt jetzt in langem Abstande das Gesamtkunstwerk des Hauses, des bürgerlichen Wohnhauses, nicht nur als mehr oder weniger gut, mehr oder weniger kostspielig ausgestatteter Nutzbau, sondern als räumliche Erweiterung der künstlerischen Persönlichkeit selbst. Das Haus, die Stube, der Gebrauchsgegenstand als künstlerischer Organismus, der alles Unkünstlerische und Zufällige, nicht von der persönlichen Hauptidee Beherrschte ausschließt.

Seither sprach man bescheiden vom Kunst-Gewerbe, von Kleinkunst, von dekorativer Kunst als von etwas, das den eigentlichen Künstler, den „reinen", „absoluten" Künstler nichts anginge; das von erstklassigen Kunsttalenten nur in den Nebenstunden oder in der Not beachtet zu werden pflege; das sonderlich mit dem strahlenden Akademischen, Klassischen, Hoheitvollen der studierten und approbierten Atelierkunst nichts zu schaffen habe. Zimmereinrichtungen, Möbel, Gebrauchsgegenstände des alltäglichen Lebens — man denke doch!

Der Historizismus und der Sammeleifer der sportlichen Kunstfreunde hatten aber im stillen tüchtig vorgearbeitet. Über alle Kunstzeitalter und Kunstvölker hinweg war man endlich bis China und Japan in der Plünderung und Aneignung aller erdenklichen Kunstschätze vorgedrungen. Vom eigenen Urväterhausrat umspannte nun das ästhetische Interesse (gleichviel



mit welchem Prozentsatz merkantiler Beimischung) den gesamten kunstprodu- zierenden Erdkreis bis zu den bizarrsten Gebilden exotischer und halbbarbari- scher Phantasie-Schöpfung.

Zur Differenzierung im Innern kam als Ergänzung und Gegengewicht das Allgemeinkulturelle im Äußern. Die Menschheitskunst als Gesamt- erscheinung des Schönen wurde erobert zur Nutznießung für neue schöpferische Individualisierung. Auf diesem Boden des ungeheuersten, vorher nie in diesem Umfang geahnten, überschauten und durchempfundenen Reichtums er- wächst nunmehr unsere modernste Persönlichkeitskunst im Hause.

Wir stehen vor einer der prachtvollsten, tiefsinnigsten, ergreifendsten Evolutionen der Kunstgeschichte. Wir erleben einen der leuchtendsten Sonnen- aufgänge des Ewigschönen, und unser Entzücken findet noch kein entsprechendes Wort. Wir reden vom Größten und Imposantesten im Ausbau unserer ästhetischen Lebensnotdürfte mit den bescheidensten Alltagsvokabeln — „ange- wandte Kunst", „Kunst und Dekoration" und dergleichen.

Und wenn wir im Münchener Glaspalast die herrlichen Zimmer und Haus- und Hofeinbauten mit ihrer vollständigen Einrichtung abschreiten und abbewundern, oder in Berlin im Kunstsalon von Keller & Reiner in der Potsdamerstraße in Entzücken über die Wunder der angewandten Moderne schwelgen, sind wir von der wonnigsten Lust des Augenblicks so befangen und geblendet, daß unter Hundert vielleicht nicht Einer die ungeheure Bedeutung dieses Entwicklungszaubers für unser gesamtes schöngeistiges, soziales, wirt- schaftliches und kulturpolitisches Leben in allen möglichen Folgen durchzu- denken vermag.

Ja, es mag sogar zweifelsüchtige Kunstfreunde in diesen geweihten Räumen der böse Pessimismus anwandeln: Wieder eine geile Mode von heute auf morgen, wieder eine Augenblicksorgie der Luxuskunst unseres kapi- talistischen Weltalters, wieder eine Ausschweifung der Dekadenz, die über kurz oder lang mit einem monumentalen Katzenjammer bezahlt werden muß!

Aber wer hindert denn die Ängstlichen, zu den frommen Nazarenern abzuschwenken und ihre ästhetische Reinheit und Anspruchslosigkeit mit den alten, aufgewärmten Brennsuppen zu laben? Und wer bei Diogenes selig werden will, dem steht heute noch die Wahl frei zur Tonne und zur Volks- küche und zum Fünfzigpfennig-Bazar.

Wir anderen, die wir in fröhlichem Vertrauen der Entwicklung folgen, fühlen uns in diesen großartigen Darbietungen in der Herrichtung und Aus- schmückung der modernen Wohnräume, in dieser wundervollen Offenbarung einer Neublüte der schönheitspendenden Phantasie recht eigentlich auf dem Ge- biete der gesunden, hohen Kunst und sind voll unerschütterlicher Zuversicht —

nicht einen Niedergang, nicht eine Abirrung empfinden wir in dieser Phase des unerschöpflichen Kunstgeistes, sondern einen unbeschreiblich herrlichen Aufschwung. Der Kunstriese hat wieder die Mutter Erde berührt, und alle ursprüngliche Kraft und Lust ist ihm aus tausend verborgenen Quellen in die Glieder gerauscht.

In der heurigen Jahresausstellung zu München hat die angewandte Kunst bereits acht Räume zugewiesen erhalten, im nächsten Jahre wird sie sich gewiß über den halben Glaspalast ausdehnen. Nichts vermag ihren Siegeslauf zu hemmen, wenn wir nicht in wirtschaftliche oder politische Katastrophen verwickelt werden. Es ist der radikalste Umschwung, der bis jetzt im Ausstellungswesen in der Kulturwelt beobachtet werden konnte. Aber es ist zugleich der weiteste Schritt, der in der Auslebung des modernen Kunstgeistes gewagt wurde.

Und wenn nicht Alles trügt, wurde er mit dem glänzendsten Erfolge gewagt. Sicher erwachsen jetzt auch der Kunstkritik ganz neue, ungeahnte Aufgaben. Mit dem eingelebten Rezensententum ist jetzt so wenig mehr auszukommen wie mit der alten Beckmesserei. Gewiß, Warnungen sind zu erheben, Bedenken zu motivieren, gefährliche Einflüsse abzuwehren, aber vor allem ist eine fruchtbare, seelenvolle Kunstrichterpflege auf die Beine zu stellen!

Moderner Kunstgesang.

(Ludwig Wüllner und Sophie Schröter.)

Plauderei von Th. v. Galetzki.

(München.)

Es sind nicht immer gleich freudige Empfindungen, mit denen wir auf eine glücklich überstandene Konzertsaison zurückblicken. Konzertabende in Hülle und Fülle, musikalische Darbietungen aller Art .... aber hie und da nur ein wirklich erhebender, stärkender Kunstgenuß! Unendlich viele Künstler und Künstlerinnen betreten nach Absolvierung aller möglichen Schulen den Konzertsaal mit dem löblichen Wunsche, vor dem Publikum mit ihrem „Können", sei es nun wie es sei, zu glänzen, ... und das Publikum, das seinen Parkettsitz bezahlt hat und das Abonnementskonzert nicht verfehlen darf — schon da es zum guten Ton gehört, hinzugehen — ist nicht immer so gar kritisch angelegt. Es spendet Beifall — weil das zuweilen auch zum

guten Ton gehört — und immer, wenn die Leistung nicht gerade eine ganz schlechte genannt werden kann.

Zuweilen mag wohl auch ein liebenswürdiges „Sich-geben" oder eine berückende Seidenrobe oder ein hübsches Gesichtchen der Konzertgeberin den Ausschlag geben.

Auch ein schöngewelltes Lockenhaar kann verführerisch wirken, wie ich in einem Konzerte gelegentlich erfahren mußte, wo ein recht mittelmäßiger Sänger durch sein Äußeres die Gunst der Damen im Fluge gewonnen. Sein Gesang war ja auch ganz nett, — aber schließlich doch Nebensache bei einer Erscheinung, schön wie Apoll!

Ja, ja, Verehrteste, Sie täuschen sich! Sie sind nicht der Kunst halber in den Tempel gegangen, wo nur keusche Musen den Vorsitz führen dürfen, sondern aus hunderterlei anderen Beweggründen, aus Neugier, Langeweile, aus Ichsucht — um mit der eigenen Robe oder dem Logensitz vor Bekannten zu glänzen —, oder um die zarten Sinne irgendwie zu kitzeln, oder — was weiß ich warum.

Wissen Sie aber zufällig, was die Kunst immer noch bedeutet und bewirken „soll"? Ja? Nein? Ich will Sie der Sicherheit halber kurz daran erinnern: Die Kunst läßt uns wie nichts anderes auf der Welt in gefälliger Art den innigen Zusammenhang begreifen, der zwischen Schönheit und Sittlichkeit besteht, und führt uns der Gottheit näher. Ihre echten Diener sind auch Priester, Verkünder des Gotteswortes. Und gleichwie wir uns unserem Gotte in schön aufgeführten Tempeln bei Orgelklang und Weihrauchduft hingeben, mit ebensolcher Andacht sollen wir ihn in den oft viel schmuckloseren Hallen der Kunst zu erfassen suchen. Andacht gehört dazu, tiefstes Eingehen der Seele in das Erhabene, Weihevolle, Göttliche, das echte Kunst in sich birgt.

Der Nachlässigkeit und geistigen Zerfahrenheit, mit welcher das Publikum meist die Gaben der Muse hinnimmt und — mag dies auch etwas an der Überproduktion liegen — nur erst durch das Auffällige, Sensationelle sich reizen und fesseln läßt, haben wir es zu danken, daß immer noch eine ganze Schar mittelmäßiger, nicht berufener Talente gezüchtet wird.

Die große erzieherische Bedeutung der Kunst, auch der Musik — denn diese ist ja das Leben selbst, die direkteste seiner abstrakten Äußerungen — erkennen noch die wenigsten an.

Woran liegt das wohl? Einmal ist die Genußfähigkeit eine geringe. Kunstdilettanten, die alle etwas zu „können" vermeinen, wenn sie ein oder mehrere Instrumente leiblich bearbeiten, existieren in Überfülle, Kunst-

enthusiasten giebt's noch mehr, Kunstkenner — wenige, selbst unter Kritikern. Und wirklich zu genießen, verstehen die wenigsten.

Die Erziehung zum Genuß ist gewiß ungleich schwerer, als die bloße handwerksmäßige Schulung in der Musik und die Unterweisung in einigen theoretischen Begriffen. Die feine Kunstbildung unserer höchsten Sinnesorgane geht mit einer Veredlung des Gefühls wie des begrifflichen Vermögens einher und setzt den Einzelnen allmählich in den Stand, das Hervorragende, mag es auch unter einer bescheiden-einfachen Form sich verbergen, vom Mittelmäßigen, Phrasenhaft-Aufgebauschten sofort trennen zu können.

Für einen zum wahren Verständnis der Kunst Erzogenen giebt es keine Phrase mehr, er kann sie leicht von sich weisen, wo sie nur immer ihm begegnet.

Bei Zunahme der Genußfähigkeit würden wir alsdann nicht mehr einer so erschreckenden Fülle von blasierten, gelangweilten und oberflächlichen Zuhörern und mittelmäßigen Könnern in den Hallen der Kunst begegnen, sondern einem streng richtenden, aus genußfreudigen „Kennern" bestehenden Publikum. Und der Einfluß desselben würde minderwertige Talente allmählich immer mehr zurückdrängen. Das scheint ein Idealzustand, er ist aber erreichbar.

Doch auch die ausübenden Künstler müßten ihrerseits uns ein wenig entgegenkommen. Wozu wird immer noch das Hauptgewicht auf eine brillante, den Laien förmlich fascinierende Technik gelegt? Damit werden ja die meisten betrogen — aber nicht zur Kunst erzogen. Daß man durch überfleißige Schulung auf technischem Gebiete das Unglaublichste erreichen kann, das wissen wir ja nun zur Genüge. Aber wir möchten endlich auch hören und recht viel hören, was uns seelisch ergreift.

„Eine gewisse technische Vollkommenheit ist nur verfluchte Schuldigkeit, aber bei weitem nicht das Hauptverdienst des Künstlers" — hat Liszt einmal gesagt, und ein Rubinstein, der, bei aller Meisterschaft auf dem Klaviere, von seinem Temperament fortgerissen, sich wiederholt kleine Fehler zu Schulden kommen ließ, die er jedoch durch seinen wunderbar beseelten Vortrag mehr als gut machte, ist mir immer noch lieber gewesen, als so mancher Tagesvirtuos, der eine großartige, wie Krystall durchsichtige Technik aufweist, aber von seelenvoller Interpretation — keine Spur!

Gerade das völlige, seelische und geistige, Aufgehen in den inhaltlichen Sinn und die Gefühlsmodulation der vorzutragenden Komposition soll die Haupttugend eines wahrhaften Künstlers sein — mag hie und da auch ein kleiner Lapsus unterlaufen und die Technik nicht gar so raffiniert sein.

Je höher eine derartige künstlerische Objektivität, desto größer das Eigenverdienst.

Solche Talente, die in der Reproduktion der Tonwerke sich voll ausgeben, durch ihre warme Hingabe an das Kunstwerk dasselbe lebendig wiederzuerzeugen verstehen, sind gar spärlich gesäet. Das gilt auf instrumentalem Gebiete wie für den Kunstgesang und insbesondere für die modernen Liederinterpretatoren.

Zu den wenigen bedeutenden Sängern der letzten Zeit, welche hier eine rühmliche Ausnahme bilden, können wir den Gesangskünstler — so möchte ich ihn bezeichnen — Ludwig Wüllner rechnen.

Er besitzt eine nicht umfangreiche, aber modulationsfähige, sorgfältigst geschulte Stimme, und der Vortrag ist einzig!

In der Wiedergabe der verschiedenartigsten Kompositionen, von Brahms — den er mit Vorliebe pflegt — bis zu den allermodernsten: Weingärtner, Strauß, H. Wolf — zeigt sich seine unerschöpfliche Gestaltungskraft. Man kann sagen, daß die Musik sich in diesem genialen Künstler verkörpere, er singt, weil er singen muß, und weiß jeder Empfindung plastische Gestalt zu geben. Man hört auf zu kritisieren beim Anhören dieser Gesangskunst und wird unwiderstehlich in den zauberischen Bannkreis der reproduzierten Schöpfung hineingezogen.

Eine geistig ihm verwandte Natur ist Sophie Schröter, welche nach zweijährigem, glücklich überstandenem Nervenleiden im Frühjahr 1898 den Konzertsaal wieder betreten hat. Ebenfalls eine starke, echte Individualität, die es mit unwiderstehlicher Macht zur Musik hinzieht. Stimmlich ist sie Wüllner weit überlegen. Sie besitzt einen ganz wunderbaren, mächtigen, dabei der feinsten Schattierungen fähigen Mezzosopran, der eine vortreffliche italienische Schule durchgemacht hat. Gleich Wüllner singt sie mit Vorliebe Kompositionen von Brahms, dessen große und wuchtige Empfindungsart in ihrer Seele einen verwandten Klang findet. Aber ihre außerordentlich reiche Gestaltungskraft weiß den verschiedentlichst gearteten Komponisten gerecht zu werden. Die romantisch-schwärmerische Schumann-Lyrik, die weichen, anmutigen, etwas empfindsamen Melodieen eines Jensen, die lebendigen, eine Fülle neuer Motive aufweisenden Lieder von R. Strauß, die geistvollen, durch kühn instrumentierte Situationsmotive sich auszeichnenden Balladen von F. Weingärtner und endlich der universelle Klassiker des modernen Liedes, Hugo Wolf — sie alle finden in S. Schröter eine vollendete Interpretin. „Ich habe gar keine Richtung" — sagte mir einmal die Sängerin — „ich muß nun einmal singen und singe, was schön ist." Und selten versteht einer so meisterhaft zu charakterisieren, wie S. Schröter. Das

stark Leidenschaftliche, das traurige, das ewige, schreckhafte, ernste wie heitere Gemüt, hoffnungsvolle Freude wie stammelnden Wahnsinn, sprudelnde Lebensfreude wie schwermütige Todesahnung, jauchzende Liebe und Verzweiflung, kurz, alle Accente menschlicher Freude, Trauer, wie mächtigster Leidenschaft weiß sie aufs wunderbarste zu treffen, sodaß wir über den Gesang die Sängerin selbst ganz vergessen.

Gleich L. Wüllner hat sie den Mut gefunden, mit der traditionellen Vortragsmanier, mit der uns von Jahr zu Jahr Lieder von Schumann, Franz u. a. zu Gehör gebracht werden, zu brechen und durch allereigenste Empfindung auch den geistigen Gehalt im Liede zur Geltung kommen zu lassen.

Solche Talente wirken immer bahnbrechend und sind in der That geeignet und berufen, auf das Publikum erzieherisch einzuwirken, uns lebhaft wieder daran zu erinnern, welche Haupteigenschaften den echten Künstler charakterisieren: Reiche, schöpferische Kraft .... auch bei reproduktiven Talenten kann man von einer solchen reden .... und tiefstes Empfindungsvermögen! Diese durch Kunst vervollkommnete Naturgabe ist in erster Linie den Sängern vonnöten, die sich ja doch eines Instrumentes bedienen, das wie kein zweites die innigste Verbindung zwischen dem Vortragenden und dem andächtigen Zuhörer zu vermitteln berufen ist: Der menschlichen Stimme.

Die Bismarck-Buschiade.

Von Theodor Brix*)

(Schöneberg.)

Bewunderung großer Menschen ist ein edles, erhebendes Gefühl. Je seltener sie sind, desto berechtigter ist die ihnen zu teil werdende Anerkennung. Wohl darf das Volk sich glücklich schätzen, dem ein großer Mann zur rechten Zeit, als es die Vollführung einer schweren und wichtigen Aufgabe galt, von der Vorsehung beschert ward.

Aber verächtlich ist die sklavische Unterwürfigkeit unter den Willen des großen Mannes, der Glaube an die Unfehlbarkeit seiner Einsicht, der für die Bethätigung selbständiger Überzeugungen keinen Raum läßt. Dies ist es, wodurch die Bismarckverehrer gesündigt haben. Ich verkenne nicht, daß die

*) Ich gebe dieser Meinungsäußerung eines demokratischen Kopfes Raum, obschon sie in keiner Hinsicht meinen Anschauungen entspricht. L. J.

Versuchung hierzu nahe lag. Zu allen Zeiten haben große Menschen ähnliche Wirkungen auf ihre Mitmenschen ausgeübt. In die berechtigte Bewunderung mischte sich äffische Nachahmungssucht und kleinliche Neuigkeitskrämerei. Die kleinen Menschen fühlen sich gleichsam bedrückt von der Größe. Sie verlieren die Selbständigkeit des Urteils; ihnen gilt alles, was aus dem Munde des großen Mannes kommt, als die Offenbarung einer höheren Weisheit.

Jetzt fällt alles über den kleinen Busch her, der es so meisterhaft verstanden hat, den großen Bismarck auszuhorchen und der die Heldenverehrung geschickt zu einem hübschen Geldgeschäft auszunutzen weiß. Und unter den Lärmschlagern stehen die Bismarckverehrer in erster Reihe. Aber die sittliche Entrüstung, die sie kundgeben, steht ihnen übel an. Woher nämlich rührt ihre Empfindlichkeit? Sie sehen in einen Spiegel, der ihnen die eignen Züge, ob auch etwas verzerrt, zurückstrahlt. Sie sehen ihre eignen Thorheiten gleichsam durch ein Vergrößerungsglas. Der Bismarckkultus kann nicht gründlicher diskreditiert werden, als es durch die Busch'sche Veröffentlichung geschieht. Aber die von Busch begangene „Indiskretion" ist doch nur die natürliche Fortsetzung der Ausschreitungen und Überschreitungen, die sich so lange mit dem Namen des großen Mannes haben decken dürfen, am meisten zu der Zeit, als er auf dem Gipfel seiner Macht stand. Damals galten die Pfeile der offiziösen Presse und des ganzen sie begleitenden Preßchores, die abgeschossen wurden auf jeden, der dem mächtigen Staatsmann unbequem war, als zum Schutz des Vaterlandes berechtigte Waffen. Damals erregte die Rücksichtslosigkeit und Launenhaftigkeit dieser Angriffe keinen Anstoß, so wenig wie die Gesinnungslosigkeit angesehener Blätter, die ihren ganzen Ehrgeiz darin setzten, herauszuspüren, was Bismarck beabsichtigte und wollte, um danach ihre Politik einzurichten. Nicht nur das politische Urteil, nein, auch das Rechtsgefühl und die Pietät gegen das Herrscherhaus wurde unter die Willkür dieses einen Mächtigen gefangen gegeben. Oder war es etwa verborgen, von wem die Angriffe auf das Herrscherhaus während der traurigen „hundert Tage" rührten, und haben die Erbpächter der Loyalität sich an dem Widerspruch gestoßen, der zwischen den von Bismarck so oft behandelten Grundsätzen und seinem Verfahren in der Praxis in diesem besonderen Falle bestand?

Nein, nicht, wie sie behaupten, die Lüge, sondern die Wahrheit ist es, welche die Bismarckverehrer schreckt, die Wahrheit, die endlich, ob auch spät, an den Tag kommen mußte, die zwar von vielen schon längst erkannt, von anderen aber lange vertuscht und verheimlicht worden ist und doch schließlich allen offenbar werden mußte, die Wahrheit, daß der große Mann sehr kleinliche Schwächen hatte. Der „Kammerdiener", vor dessen scharfem Auge keine Größe bestehen kann, hat diese Schwächen erspäht und giebt den großen Mann

der Kritik der Nachwelt preis mit der Rücksichtslosigkeit der „Wahrheitsliebe", die in den Dienst der geschäftlichen Spekulation gestellt ist, mit kluger Berechnung auf die Sensationslust des lesenden Publikums. Mag die von Busch gegebene Darstellung mancherlei Ausschmückungen enthalten, sie entspricht in ihren Grundzügen dem Urteil, das unbefangene Zeitgenossen sich längst über Bismarck gebildet hatten. Bismarck zeigt sich in seinen Urteilen über fürstliche Personen als derselbe Menschenverachter und scharfe, rücksichtslose Kritiker, wie im Kampf mit seinen politischen Gegnern. Er bekämpft jeden seinen Willen kreuzenden Einfluß mit der gleichen Heftigkeit, von welcher Seite er komme. Der Sklavensinn des Offiziösentums zeigt sich in der Busch'schen Darstellung in seiner ganzen Niedrigkeit. Die Fäden werden enthüllt, an denen dies Getriebe geleitet wurde; die Beweggründe werden aufgedeckt, welche die oft so auffälligen Widersprüche der offiziösen Kundgebungen veranlaßten. Der geschmeidige, „klebsame und strebsame" Busch, der sich nicht abschütteln ließ, der durchaus als Mitarbeiter des großen Mannes wirken und dabei für sich einen persönlichen Vorteil herausschlagen wollte, ist stolz auf eine Thätigkeit, die unabhängig denkenden Männern wenig ehrenvoll dünkt. Warum sollte er auch nicht? Kann er sich nicht darauf berufen, daß es lange als eine Ehre galt, mit Bismarck „durch Dick und Dünn zu gehen", daß alles, was über ihn berichtet wurde, begierig aufgeschnappt und kritiklos bewundert wurde? Hat doch bis in die neueste Zeit hinein dies Erpichtsein auf Bismarckneuigkeiten fortgedauert; ja, durch Bismarcks Tod ist die Spannung und Erwartung noch gesteigert worden. Warum sollte denn Busch darauf verzichten, die Chancen auszunutzen, die er unstreitig vor jedem Mitbewerber voraus hat? Und wenn endlich Überdruß sich einstellt, wenn mancher enttäuscht das Buch aus der Hand legt mit der Bemerkung, daß die breit ausgesponnene Darstellung eigentlich „nichts Neues" enthalte, mit Ausnahme einiger pikanter Neuigkeiten und überraschender Enthüllungen, durch welche die Bismarckverehrer sich mehr oder weniger bloßgestellt finden, so kann Busch diese übelwollenden und beleidigten Kritiker seines Werks getrost verlachen. Er hat den „Rekord" gewonnen unter denen, die aus Nachrichten über Bismarck Kapital zu schlagen suchten. Er hat seiner Lebensarbeit einen passenden, für ihn befriedigenden Abschluß gegeben. Und die moralische Mißbilligung seines Verfahrens trifft gerechterweise viele andere mit, die gleich ihm sich in den Dienst einer Zeitströmung stellten und dabei einer Berühmtheit gegenüber die Unabhängigkeit des Urteils verloren.

Bismarcks Ruhm ist unsterblich. Aber er teilt das Schicksal anderer großer Männer, deren Kraft sich in ihrem Hauptwerk erschöpft zu haben schien, und an denen von da an ein Abnehmen sich bemerkbar machte. Bismarck hat

der Versuchung, die in dem Besitz der Volksgunst liegt, nicht widerstanden. Das deutsche Volk hat seinen Helden verzogen; wenigstens gilt dies von den führenden Kreisen des deutschen Volkes, in denen die Bismarckschwärmerei so lange ihre Stätte gehabt hat. In zwiefacher Weise hat die Heldenverehrung demoralisierend gewirkt, auf den, der ihr Träger war, wie auf seine blinden Bewunderer. Sie haben die Schwächen und Fehler des großen Mannes gehätschelt und beschönigt. Unter der Größenverehrung durften Selbstsucht und Parteihaß sich verbergen. Und als im Laufe der Jahre der große Mann kleiner und kleiner wurde, als die Schwächen des Greisenalters sich bei ihm einstellten und seine Gereiztheit sich in immer offenherzigerer Weise äußerte, setzten seine Bewunderer das krampfhafte Bemühen fort, alles zu rechtfertigen und zu entschuldigen. Jetzt wird es Busch als Mangel an Ehrerbietung verdacht, daß er eine den Wert der litterarischen Arbeiten Bismarcks sehr herabsetzende Äußerung eines seiner vertrautesten Mitarbeiter wiedergiebt. Und doch bestätigen diese Bemerkungen über die Gedächtnisschwäche Bismarcks und sein Bemühen, die Vorgänge in einem für ihn günstigen Licht erscheinen zu lassen, nur das, was längst beobachtet worden ist und nachgewiesen werden konnte.

Je weiter wir uns zeitlich von der politischen Hauptthätigkeit Bismarcks entfernen, desto leichter wird ein unbefangenes Urteil über seine Bedeutung sich Geltung verschaffen können, denn desto mehr scheiden die Hindernisse einer solchen Beurteilung aus, die in persönlichen Beziehungen und in der Verquickung dieser Fragen mit den Parteiverhältnissen liegen. Da ist es denn begreiflich, daß die berauschenden Wirkungen der Größenverehrung allmählich nachlassen und einer gerechteren Würdigung Bismarcks Platz machen. Die Geschmacklosigkeiten der von Busch gegebenen Darstellung werden manchem die Augen öffnen. Wenn man aber in der Bismarcklegende Wahrheit und Irrtum von einander zu sondern unternimmt, so sollte man sich nicht darauf beschränken, Einem Sündenbock die Schuld aufzubürden. Vielmehr sollte die Untersuchung zu heilsamer Selbsterkenntnis führen.

Wenn der Mann mit dem unerschrockenen Wahrheitsmut und der unbestechlichen Gerechtigkeitsliebe, der ein Buch über „Heldenverehrung" geschrieben hat, unter uns lebte, würde er wohl den Bismarckkultus mit allen seinen Ausschreitungen in Schutz nehmen? Ich glaube es nicht. Hat die Parlamentsherrschaft ihre Gefahren, so hat sie der unter dem Schein des Konstitutionalismus sich bergende Absolutismus gewiß viel mehr. Carlyle hatte keinen Anlaß, vor Menschenvergötterung zu warnen. Wir aber sehen ihre verderblichen Wirkungen beständig. Und wenn auch Bismarcks politisches Wirken allmählich unbefangener beurteilt wird, so ist doch der tiefe Einfluß,



den seine Regierungsthätigkeit auf unsere politischen Zustände und auf die Anschauungen vieler im Volke geübt hat, nicht zu leugnen und zu beseitigen. Weil große Menschen selten sind, sollten die staatlichen Einrichtungen nur auf Durchschnittsmenschen berechnet sein.

Die moralische Beurteilung der Geschichte.

Von P. Chr. Elsenhans.
(Gesenfeld i. Württ.)

Das Odium, welches auf dem liegt, der den Sittenrichter spielen will, zieht man sich besonders leicht dann zu, wenn man es auf dem Gebiete der Geschichte versucht. Fachleute und solche, die sich dafür halten, wenden sich mit ausgesprochener Geringschätzung gegen denjenigen, der ihnen mit moralischen Urteilen ihre Zirkel stört. Und da die öffentliche Meinung mit Recht den größten Respekt vor den glänzenden Leistungen der modernen Geschichtsforschung fordert, so möchte es als aussichtslos und gewagt erscheinen, der moralischen Beurteilung der Geschichte das Wort zu reden.

Wie weise wäre es, sich nur seines „geschichtlichen Sinnes“ zu rühmen und sicheres Los für solches Wohlverhalten einzuernten, statt durch die Unart des Moralisierens sich sichere Strafe zuzuziehen! Aber diese Unart ist leider unausrottbar — und hierin glauben nun auch wir das Publikum auf unserer Seite und in gleicher Verdammnis zu sehen. Nenne man es Rigorismus, Schwärmerei oder Spielerei, aber wenn uns einmal die Laune ankommt, den moralischen Maßstab zu erproben, so ist nichts in der Welt mehr vor seiner Anwendung sicher. Und die Geschichte damit heimzusuchen, sind wir besonders stark versucht, weil hierbei die Überlegenheit des Historikers verschwindet. Der moralische Maßstab gehört nicht zu seinem fachmännischen Handwerkzeug, und will er ihn nach wissenschaftlichen Anforderungen konstruiert besitzen, so hat auch er ihn aus einer andern Wissenschaft, der Ethik, zu entlehnen.

Auch der Anblick der Geschichte selbst muß uns in unserer Absicht bestärken; hat ihr doch die Ausweisung der moralischen Betrachtung unverkennbar ein lückenhaftes und schwankendes Aussehen gegeben; ist es doch allmählich zu einem öffentlichen Ärgernis geworden, daß kein Mensch mehr recht weiß, was von der Größe der großen Männer, von der Tragik der Völkergeschicke, von dem Sinn und Zweck der Menschengeschichte zu halten sei.

Ist damit nicht zugleich ein Quell edler Geistesbildung einer bedenklichen Trübung ausgesetzt?

Und wer usurpiert inzwischen den Richterstuhl der Geschichte? Kann man nicht beobachten, daß, während die sogenannten bürgerlichen Kreise vielfach einer kläglichen Unsicherheit und ärmlichen Opportunität in diesen Dingen anheimfallen, die sozialdemokratische Tendenzgeschichtsschreibung in der geschichtlichen Belehrung der andern Volksklassen die Führung übernimmt und Boden gewinnt, indem sie auch bei dem biederen aber wissenschaftlich schwach fundierten Wahrheitsfreunde durch ihre rücksichtslose Wertbeurteilung den Schein ehrlicher Wissenschaftlichkeit sich zu geben weiß? Würde dieser Verführung nicht entgegengewirkt, wenn auch auf anderer Seite eine klare und durchgreifende Beurteilung der Geschichte dargeboten würde?

Es scheint also doch der Mühe wert, und so sei es denn auch gewagt, die Frage der moralischen Beurteilung der Geschichte zu erheben und zu prüfen.

Wir verhehlen uns nicht, daß wir hierbei Voraussetzungen mitbringen, welchen widersprochen ist, vor allem die Voraussetzung der Willensfreiheit. Denn es ist klar, daß man Begebenheiten und Wirkungen, die einem unverbrüchlichen Gesetz der Notwendigkeit gehorchten, nicht mit einem moralischen Prädikat bedenken kann, daß also eine Geschichtsbetrachtung, die ein solches Gesetz zu Grunde legt, von moralischer Beurteilung gänzlich absehen muß.

Dies trifft zunächst auf die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung der Sozialdemokratie zu, welche die Veränderung der ökonomischen Grundlage der Gesellschaft in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt und demgemäß den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß durch die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt sein läßt. Dieser allein ausschlaggebende, unpersönliche Faktor kann dann natürlich auch nur mit dem ihm entsprechenden Maßstab, dem Maßstab materieller Wohlfahrt beurteilt werden.

Aber auch mit vorwiegendem Interesse für die geistigen Bedingungen geschichtlichen Lebens kann grundsätzliche Geringschätzung gegen die Moral bestehen. Thomas Buckle kommt in der Erforschung der natürlichen und geistigen Gesetze, unter denen die geschichtliche Entwickelung stehe, zwar zu dem Resultat, daß der Fortschritt der Geschichte dem Fortschritt des Wissens zu verdanken sei. Dagegen erscheint ihm das sittliche Handeln als völlig steril für den geschichtlichen Fortschritt, ja sogar schädlich für denselben, wenn es etwa mit Beschränktheit des Wissens verbunden sei. Wo man nur immer Gesetze der Geschichte im gleichen Sinn wie naturwissenschaftliche Gesetze annimmt — festgestellt hat man ja noch kein einziges — wird man sich

auch der moralischen Beurteilung begeben müssen. Denn man unterwirft damit alles Geschehene einem durchgängigen mechanischen Kausalzusammenhang, und indem man diesen auch auf die menschlichen Handlungen ausdehnt, setzt man den Rechtsgrund für die moralische Beurteilung, die persönliche Freiheit, außer Spiel.

Und so können wir nicht umhin, auch die Deterministen — ob sie nun wollen oder nicht — unserer Gegenpartei zuzugesellen. Trotz all der beliebten Versuche, die Grenze zwischen Determinismus und Indeterminismus zu verwischen, läßt sich doch das charakteristische Merkmal des Determinismus nicht beseitigen, daß er das menschliche Handeln durch eine nicht minder zwingende Notwendigkeit bestimmt sein läßt, als sie der mechanische Kausalzusammenhang in sich schließt. Ist somit auch freie sittliche Entscheidung ausgeschlossen, so kann von einem Urteil über Schuld oder Verdienst, von einem eigentlich sittlichen Wert oder Unwert schlechterdings nicht mehr die Rede sein. Dies ist ein so klares, logisches Ergebnis, daß es durch die kunstreichsten Argumentationen zwar verhüllt, aber nicht umgestoßen werden kann.

Freilich, die gemeinsame Grundposition unserer Gegner anzugreifen liegt nicht im Rahmen unserer Aufgabe; wir müßten ja sonst nichts weniger als einen Kampf um die Weltanschauung ausfechten, aber eine Erschütterung derselben und damit eine Bekräftigung unserer Voraussetzung ergiebt sich doch aus der Geschichte selbst.

Sie widerstrebt nämlich in unverkennbarer Weise jeder Behandlung, welche nicht mit der Initiative freier Persönlichkeiten rechnet. Mag der Historiker noch so eifrig bedacht sein, alles unter die Gleichheit der geschichtlichen Gesetze zu beugen, so erheben sich ihm doch immer wieder unter den Händen die Heldenhäupter, um die sich die Geschichte gruppiert. Mag er noch so emsig mit der ökonomischen Lampe in den Ecken und Winkeln umherstöbern, so wird der Raum doch nicht hell, bis in der Mitte, von einem würdigeren Lichte beleuchtet, die menschliche Persönlichkeit aus dem Dunkel tritt.

Darum ist diese Eigenheit der Geschichte auch denen wohl bekannt, die sich am besten auf sie verstehen. Ein Ranke (Vorrede zur „Geschichte Wallensteins") weiß wohl, daß die geschichtlichen Persönlichkeiten „ein selbstständiges Leben von originaler Kraft" haben. „Indem sie, wie man zu sagen liebt, ihre Zeit repräsentieren, greifen sie doch wieder durch eingeborenen inneren Antrieb bestimmend in dieselbe ein." Ein Treitschke (Deutsche Geschichte V, S. 419) nennt die persönliche Freiheit den „Lebensnerv der historischen Welt". Und die Geißel der Verachtung, mit der ein großer Naturforscher die Devotion vor den Königen und Helden der bürgerlichen

Geschichte züchtigt, hat sie noch nicht einmal den größten Geschichtsforschern ausgetrieben.

Ja, selbst mancher sozialistische Tendenzschriftsteller, der, in Verdammungsurteilen über die Sünden der Gesellschaft schwelgend, seiner Sache zu dienen meint, zahlt eben dadurch wider Willen der Wahrheit ihren Zoll; denn was für einen Sinn hat alle sittliche Entrüstung, wenn es im Grunde weder Schuld noch Verdienst giebt?

Dürfen wir nun also die Einführung der Willensfreiheit in unsere Untersuchung als in der Geschichte selbst genügend begründet erachten, so harrt ferner auch eine weitere Voraussetzung der Rechtfertigung, denn längst schon schwebt manchem Leser der Einwand auf der Zunge, nach welchem moralischen Maßstab man denn urteilen wolle; es gebe ja gar keinen. Und allerdings gilt der moralische Maßstab der Beurteilung, der sich vor allem an den Namen des Historikers Fr. Chr. Schlosser knüpft, heutzutage vielfach als abgethan.

Vergegenwärtigen wir uns das Wesen der Geschichtsauffassung Schlossers, wie es vor der modernen Kritik erscheint. Schlossers Standpunkt war — so charakterisirt ihn der Historiograph Lorenz (Lorenz, „Die Geschichtswissenschaft" rc.; I, 1: „Die philosophische Geschichtsschreibung") — nicht ein überhaupt moralisierender, sondern bestand in der Anwendung dessen, was er das Sittengesetz nannte, auch auf die Politik. Er hatte „die tiefgehende Überzeugung, daß es ein sicheres sittliches Maß auch in der Politik für jeden Handelnden giebt". Und diese Beurteilung der geschichtlichen Dinge ruhte auf Kants praktischer Philosophie. „Es war immer derselbe kategorische Imperativ, der sich jedem geschichtlichen Ereignis und jeder geschichtlichen Person gegenüberstellte."

Thatsächlich finde man aber nun, behauptet der Kritiker, in der praktischen Durchführung dieses Maßstabes bei Schlosser keineswegs die vollkommene historische Gerechtigkeit, auch nicht die tiefe, wahre Auffassung des Geschehenen. Es sei dies nicht anders möglich, denn „unter dem Eindruck eines Moralgesetzes, welches vermöge seiner weiten Dehnbarkeit und seines formalistischen Charakters überall und jederzeit und bis in die kleinsten Nebenumstände hinein anwendbar ist und sich geltend machen darf, kann keine historische Darstellung gedeihen". Der Gegenstand wird gar zu früh von dem „gleichsam im Hintergrund lauernden Rigorismus erfaßt und sittlich vernichtet".

Gut, so hat also Schlosser sein Prinzip falsch angewandt, der sachlichen Geschichtsforschung damit vorgegriffen — aber die falsche Anwendung des

Prinzips beweist nichts gegen dieses selbst. Die Brauchbarkeit und Gültigkeit des moralischen Maßstabs ist damit nicht widerlegt.

In der Bestreitung dieses **Prinzips selbst** aber ist der gelehrte Historiograph weniger glücklich. Er glaubt es nun eben einmal, daß der Kant'sche Rigorismus sich auch in der Geschichtsschreibung überlebt habe, und hat dabei allerdings den Umstand für sich, daß es ziemlich allgemein geglaubt wird. Wer beteiligte sich nicht gerne an dem stolzen Vergnügen, auf das hohle Gespenst des „kategorischen Imperativ" einen wohlfeilen Pfeil des Spottes abzuschießen!

Allein der „**kategorische Imperativ**" enthält ja gar nicht das, was man gewöhnlich unter dem Kant'schen Rigorismus versteht. Jene Formel: „Du sollst!" bedeutet nur eine formale Bestimmung des Sittlichen, ein Merkmal, ohne das man seit Kants Feststellung auch das Sittliche sich nicht mehr wird denken können. Was nicht nach diesem: „Du sollst!" gehandelt ist, ist nicht sittlich gehandelt.

Mit dem **Kant'schen Rigorismus** aber meint man im Grunde die unter jener Bedingung aufgestellten **inhaltlichen Forderungen**. Diese sind es eigentlich, die dem modernen Publikum, wie auch manchem Historiker zu weit gehen. Und wir geben zu, daß dieser Inhalt aus jener Form nicht abzuleiten ist, was auch verwunderlich wäre. Aber müssen darum Form und Inhalt sich widerstreiten? Können sie nicht dennoch wohl zusammenpassen? — Daß aus jenem formalen Prinzip die materialen Normen sittlichen Handelns sich nicht ableiten lassen, beweist nichts gegen die Kant'sche Moral.

Inhaltlich ist diese nichts anderes als eine philosophische Behandlung der christlichen Moral, was jener Gegner des Rigorismus mehr ahnt als erkennt, wenn er fragt, ob man uns vielleicht gar auf die Grundsätze der christlichen Sittenlehre zurückverweisen wolle? Allerdings! Denn mag man sie auch für unpraktisch und undurchführbar halten — aber daß sie ein höchstes Maß von Sittlichkeit gegenüber aller thatsächlichen Moralität darstellen, wird man nicht leugnen können. Oder nennen wir es einen höchsten Begriff von Humanität, sich zergliedernd in Ideale der Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe. Können wir, nachdem sie uns einmal zum Bewußtsein gekommen sind, je davon abgehen, ohne zu wissen, daß wir damit auf eine niedrigere Stufe der Sittlichkeit herabsteigen? Und nennt man diesen Maßstab unpraktisch, weil ja doch das praktische Handeln niemals an ihn heranreiche, so liegt darin doch auch wieder, daß er mehr als hoch genug ist. Und das beliebte moderne Raisonnement, in dem sich der grundsätzliche Lebemann gelegentlich mit dem exemplarischen Verfechter des herrschenden Sittenkodex zusammenfindet, daß



es einen höchsten moralischen Maßstab ja überhaupt nicht gebe, ist nur halb wahr. Einen höchsten Maßstab giebt es allerdings nicht, ein materiales Prinzip nämlich, aus dem die einzelnen Grundsätze für das Handeln sich ableiten ließen, aber einen höchsten Maßstab giebt es, bestehend in dem Umkreis höchster sittlicher Ideen, die, einmal zum Bewußtsein gekommen, ihre Autorität behaupten, wie das Zahnrad auf seiner Bahn nicht mehr zurück kann.

Es ist von Interesse, aus dem Munde des historiographischen Fachmanns das Zeugnis zu vernehmen, daß die deutschen Historiker im allgemeinen die moralischen Grundsätze hoch hielten. Wenn er aber hinzufügt: „Freilich, von was für einer Sittlichkeit, von welchem sittlichen Maßstab der Historiker eigentlich Gebrauch machen soll, darüber herrschte bei Besprechungen dieser Frage gewöhnlich eine tiefe Dunkelheit," so dürfte er jenem Gelehrten Unrecht thun. Es herrschte wohl vielmehr eine solche Klarheit darüber, daß es einer Auseinandersetzung nicht bedurfte: ein Inbegriff höchster sittlicher Ideen durfte als Gemeinbesitz und bekannter Maßstab vorausgesetzt werden.

Lorenz sucht nun zwar der Anschauung Bahn zu brechen, daß an Stelle eines höchsten moralischen Maßstabs relative Werte der Beurteilung zu Grunde zu legen seien. Nicht gegen die Wertbeurteilung überhaupt wendet er sich, erklärt vielmehr ausdrücklich, die scharfe, gewaltige Wertbeurteilung sei es allein und ganz ausschließlich, worin das wirkliche und unvergängliche Verdienst Schlossers bestehe. Allein richtig seien seine Maßstäbe nicht gewesen. Die Geschichte müsse ihre Werte aus sich selbst schöpfen. Hier aber gebe es nur ein zeitliches und mithin auch nur ein relatives Maß der Dinge — also relative Werte. Durch die exakte und methodische Erforschung dieser wahrhaft historischen Werte könne die Geschichtswissenschaft allein gewinnen. Daher ist ihm Treitschke nur der Historiker κατ' ἐξοχήν. „Der große Zeiger auf der Uhr der Geschichtsschreibung ist heute von dem Standpunkt Schlossers mit voller Deutlichkeit zu dem volltönenden Stundenschlag Heinrich von Treitschkes vorgerückt."

Wir irren wohl nicht, wenn wir in dieser Theorie der rein historischen Werke eine gegenwärtig unter Fachleuten und Nichtfachleuten sehr bevorzugte Anschauung erblicken. Aber wie bewährt sich dieselbe? Beispielsweise bemerkt Lorenz: um über den Kulturkampf ein Urteil zu fällen, müsse man so oder so den Wert berechnet haben, welchen die „unfehlbare Papstkirche historisch für die menschliche Gesellschaft haben konnte". Es sei so! Das Urteil über den Kulturkampf sei erst berechtigt nach einer Untersuchung über den Wert der Papstkirche! Aber wie will nun dieser relative Wert seinerseits berechnet

werden? Müssen nicht immerhin die Ergebnisse der rein historischen Untersuchung mit einem schon mitgebrachten Wert verglichen werden? Und da der Wert der Papstkirche „für die menschliche Gesellschaft" berechnet werden soll, so muß sogar ein Begriff von dem, was für die menschliche Gesellschaft wertvoll ist, d. h. geradezu der höchste Maßstab mitgebracht werden. Historische Thatbestände mag man endlos aneinander reihen, zu einem Werturteil wird man allein dadurch niemals kommen. Schon um den relativen Wert zu finden, den man zum Maßstab nehmen will, bedarf man also eines auf anderweitigen Überzeugungen des Historikers beruhenden Maßstabs. Geschichtswahrheiten können nur durch Vernunftwahrheiten gewertet werden. Und ist dann auch ein relativer Maßstab gewonnen, so kann er, mag er noch so brauchbar sein, doch niemals ohne Rückhalt an einem höchsten Maßstab bestehen. Relative Maßstäbe gibt es nur unter der Voraussetzung eines höheren Maßstabs, nach dem sie geordnet, in ihre Relative gebracht sind. Wir kommen aber immer wieder auf die höchsten der moralischen Beurteilung zu Grunde liegenden Ideen auch für die Beurteilung der Geschichte zurück, wenn anders wir den sittlichen Werten auf der Stufenleiter der Werte den höchsten Rang zuerkennen.

Wie steht es nun mit Treitschke? Ist der Maßstab, nach dem er die deutsche Geschichte mißt — man hat ihn schon den Maßstab der nationalen Idee genannt (vergl. auch Treitschke, Deutsche Geschichte, I, S. VI) — etwa in sich selber begründet? Was ist die nationale Idee, wenn sie nicht in einem sittlich hochgebildeten Bewußtsein gestaltet ist? Auch dieser Maßstab gewinnt seine Geltung nur auf dem Hintergrunde der höchsten moralischen Ideen.

Man muß also mit diesem Maßstab arbeiten, um den „relativen Werten" beizukommen. Daß man ihn aber ausdrücklich anerkennen und doch den „relativen Werten" alles Recht widerfahren lassen kann, hat ein H. v. Sybel z. B. mit seiner Schrift über „Die Deutsche Nation und das Kaiserreich" glänzend bewiesen.

Wohin man dagegen mit der exklusiven Theorie der relativen Werte geführt wird, illustriert ihr Verfechter durch die Behauptung, „es komme eigentlich weit weniger auf die Schwierigkeit an, die relativen Wertmesser zu finden, als sie mutvoll zu vertreten und anzuwenden" — ein Standpunkt, nach dem der dreiste Klopffechter oder Parteigänger in der Wissenschaft die günstigsten Chancen haben müßte. Wie man dann etwa einen Janssen widerlegen könnte, ist unerfindlich. Denn durch Einzelforschung ist er nach Lorenz auch nicht verwundbar. „Wer nicht im Stande ist, sein ganzes Prinzip über den Haufen zu rennen, der wird ohne Zweifel vergeblich über die Tugenden

und Laster der Reformatoren mit ihm streiten." Wie aber sein Prinzip wissenschaftlich überwinden, da man nur relative Werte ihm entgegenzustellen hat? Es bleibt allerdings nur übrig, es — und zwar in möglichst buchstäblichem Sinn — „über den Haufen zu rennen". (Schluß folgt.)

Die Agrarkommission.

Komödie in drei Akten von Kurt Aram.
(Frankfurt a. M.)

2. Akt.

(Rathaussal. Ein dumpfer, mittelgroßer, nüchterner Raum mit kahlen Fenstern, zwei etwas morschen Aktenschränken, einem kleinen Pult, drei Holzstühlen und einigen großen Bänken.)

Assessor v. Kripper (zu Gemeindevertreter Roth im Eintreten): Das wundert mich offen gestanden. Ich dachte mir die Verhältnisse bei weitem ungünstiger. Ich wundere mich eigentlich, daß Sie Ihre Lage so günstig schildern. Das ist doch sonst nicht Bauernart. Ich rate Ihnen gut: Malen Sie nicht zu hell, sonst ist's Ihr eigner Schade.

Gemeindevertr. Roth (im Biedermannston): Awer, Herr Assessor. Mei Grundsatz is: Wahrheit, nix als die reine, lautere Wahrheit. Nix dazu un nix davon. So bin ich nu emol un so bleib ich.

Assessor v. Kripper: Schön, schön. Da weiß ich nur nicht, warum früher von hier so viel lamentiert worden ist!

Gemeindevertr. Roth: Da sein ich net schuld. Ich net.

Assessor v. Kripper: Also, soviel exportieren Sie jedes Jahr an Kartoffeln?

Gemeindevertr. Roth (bekräftigend): Wie ich Ihne gesagt hawe.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (tritt ein mit Gemeindevertreter Blau): Das ist ja riesig. Ganz kolossal! Alle Achtung! So viel Wolle wirft's Ihnen jährlich ab! Da sind Sie ja ein wohlhabender Mann?

Gemeindevertr. Blau: Ich will net klage. Es is freilich sehr weit un es sein schlechte Wege, sehr schlechte Wege bis zur nächste Eisebahnstation. Das möcht' mer schon annersch hawe. No, mer muß als zufriede sein.

Erster Bauer (mit Diller eintretend): Gelle, da gucke Se! Das hätte Se net gedacht! Ja, Hungerichehain is net so arm, wie's verschrien is, dessentwege könnt's schon en schänere Name hawe. Un Korn wächst bei uns? Ich sage Ihnen, wie's in der Bibel steht, etliches dreißigfältig, etliches sechzigfältig. Nur auf hunnertfältig hawe mer's noch net gebracht. Doch, der Mensch darf auch net zu viel verlange.

Schulrat Diller: Nun, mein lieber Freund. Ich bin doch etwas andrer Ansicht. Die Not wird sich schon zeigen, wenn es jetzt zur Verhandlung kommt.

Erster Bauer (verschmitzt): No, mer wern's ja sehn.

Schulrat Diller (zum Assessor): Bitte, Herr Assessor, hierher mit den Akten. (Er breitet sie eifrig auf dem Pult aus, während immer mehr Bauern eintreten.) Sehn Sie, ich habe es Ihnen so bequem wie möglich gemacht. Alles vorgearbeitet. Das Protokoll so gut wie fertig. Nur diese einzelnen Fragen harren noch der Beantwortung. Das Endresultat habe ich gleich drunter geschrieben, da es ja selbstverständlich ist. Hier. Lesen Sie: Aus alle dem geht hervor, daß eine Beihilfe königlicher Staatsregierung dringend erforderlich ist. (Die Lehrer erscheinen auch. Einige Leute sind schon stark angeheitert.)

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Bitte, setzen Sie sich, meine Herren, bitte sehr.

Schulrat Diller (befriedigt): Und pünktlich sind Sie, das muß ich sagen. (Zu einem Bauern): Ja, ja, der Ertrinkende greift sofort nach jeder Hilfe. (Der Bauer sperrt verständnislos den Mund auf, nickt dann und retiriert so weit wie möglich nach hinten.)

Bürgerm. Grün (mit vielen steifen Verbeugungen zu v. Kripper): Se sein, glaub ich, alle da, Herr Geheimer Oberrat.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Haben Sie keine Präsenzliste?

Bürgerm. Grün: Wie?

Erster Bauer (stark angetrunken, ganz von hinten): Was for e Ding?

Lehrer Schneider: Verzeihung, das ist nicht ortsüblich. Es sind ja nicht so viele Leute und alle einander bekannt.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Schon gut. Aber einen Tisch, wenn ich bitten darf, für den Protokollführer. (Drei Bauern stürzen fort.)

Zweiter Bauer: Mer meint, mer wäre vor Gericht.

Schulrat Diller (freundlich lächelnd): Nur keine Angst. Ihnen soll ja geholfen werden, reichlich geholfen werden. (Bedrücktes Schweigen. Sehnsüchtiges Warten auf den Tisch, der immer noch nicht kommt. Endlich rafft sich v. Kripper auf.)

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Schön Wetter heute.

Gemeindevertr. Blau: Es könnte besser sei im allgemeine.

Schulrat Diller: Freilich, freilich, etwas viel Regen für die Heuernte. (Die Bauern schmunzeln.)

Lehrer Zimmer: Verzeihung, Herr Regierungs=, Herr Schulrat, Sie haben sich versprochen, das Heu ist natürlich längst eingeerntet. Sie meinten die K. . . .

Schulrat Diller: Natürlich, ich meine die Grummeternte.

Erster Bauer: Die hat noch gute Wege.

Schulrat Diller: Na, denn nicht. (Wieder verlegene Pause.)

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Es ist wohl im Winter ziemlich kalt hier?

Zweiter Bauer: Wann's friert, freilich. Sonst is es net so schlimm. (Endlich bringt man den Tisch. Allgemeine Erleichterung.)

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (eifrig): So. Hierher, bitte. So.

Dritter Bauer: Obacht, Füß' weg, sonst giebt's Sticker.

Schulrat Diller: Au! So sein Sie doch vorsichtig. (Der Assessor setzt sich mit Tinte und Federhalter an den Tisch.)

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Ich denke, wir schreiten zur Bureauwahl. Ich schlage als Vorsitzenden vor hier unsern Bürgermeister, den Mann aus dem Volk. Wer dagegen ist, steht auf. (Es steht niemand auf. Diller schiebt dem Bürgermeister einen Stuhl hin, dem Assessor zur rechten Seite.)

Assessor v. Kripper: Hierher, Herr Bürgermeister. (Der setzt sich ängstlich und schneuzt sich.)

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Zwei Beisitzer dürften genügen. Herr Kollege, wollen Sie die Güte haben. (Diller setzt sich neben den Bürgermeister.) Und Sie da! (Er deutet auf einen andern in der Ecke, der stellt sich dumm und sieht hinter sich.) Sie da! (Mehrere puffen ihn, so daß er sich umdreht und ganz erstaunt thut.) Kommen Sie einmal her.

Bauer (sich an der Bank festklammernd): Na, na, ich mag net.

Zweiter Bauer (erhebt sich und geht nach vorne.)

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: So ist's recht, lieber Freund. Bitte hierher. (Er setzt ihn auf die andere Seite des Assessors.)

Erster Bauer (ruft aus seiner sicheren Ecke): Die heilige Fehme.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Ich verbitte mir fortan alle faulen Witze, sonst werden Sie mich von einer ungemütlichen Seit kennen lernen. (Er sieht den Bürgermeister erwartungsvoll an. Der blickt an

sich herunter, als hätte er irgendwo am Anzug ein ungehöriges Loch oder dergleichen, und zieht schließlich schamhaft den Kittel so weit wie möglich über die Kniee!)

Lehrer Zimmer: Grün, Ihr müßt sagen: Ich erteile hiermit dem Herrn Geheimen Oberregierungsrat das Wort.

Bürgerm. Grün (erhebt sich, stotternd): Ich erteile hiermit dem Herrn Ober . . dem Herrn da (er zeigt auf ihn) das Wort.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (seufzt): Na endlich. (Er besteigt das Katheder, beginnt mit einer leichten Verbeugung): Meine Herren! Wie Sie wissen, sind wir hier, um statistisches Material zu sammeln zwecks Feststellung der Notlage der Landwirtschaft. Ich muß es selbstverständlich a limine abweisen, wenn Sie nun von mir die Entwickelung eines förmlichen Agrarprogrammes erwarten sollten. (Er klemmt sein Monokel ein): Ich bin auch als Vertreter der Staatsregierung zu sehr bei der Sache attachiert, als daß mir das zustände. (Er läßt entsetzt sein Monokel fallen, weil ein Bauer auf der ersten Bank so recht saftig durch die Zähne an das Pult gespuckt hat.) Ich wünsche Ihnen nur ein kurzes exposé zu geben (er klemmt sein Einglas wieder ein), was die Königliche Regierung treibt, in der Weise agrarisch vorzugehen, und wohin sie damit tendiert. Ich, der ich selbst Güter habe, habe natürlich schon als Privatmann ein gewisses tendre für alle derartigen Bestrebungen. Sie werden also von meiner Seite das größte Entgegenkommen zu erwarten haben. (Der Bauer spuckt wieder, das Einglas fällt wieder. Diller giebt dem Bürgermeister ein Zeichen.)

Bürgerm. Grün (geht auf den alten Bauern zu): Petter, in Gegenwart von so feine und hohe Herrn dürft Ihr nit in die Stubb spucke. Spuckt in Euren Kittel, wann Ihr's nit lasse könnt.

Assessor v. Kripper: Ich bitte sehr. Man darf wohl ein Fenster öffnen, die Luft ist so dick.

Erster Bauer: Ei, warum dann net?

Assessor v. Kripper (deutet in die Richtung eines Fensters): Bitte! (Keiner rührt sich.)

Lehrer Zimmer: Fritz, mach das Fenster auf. (Es geschieht.)

Schulrat Diller: Es ist schon das zweite Mal, daß der Herr Lehrer Zimmer dazwischen redet, ohne das Wort zu haben. Ich ersuche den Herrn Vorsitzenden, demselben einen Verweis zu erteilen.

Bürgerm. Grün: Ich?

Schulrat Diller: Jawohl.

Bürgerm. Grün (ratlos): Ja? . .

Lehrer Schneider (erhebt sich, Diller winkt ihm zu): Ihr müßt sagen: Ich erteile hiermit dem Herrn Lehrer Zimmer einen Verweis.

Bürgerm. Grün: Kost das was?

Lehrer Schneider: Nein.

Bürgerm. Grün (schwitzend): Ich erteile hiermit dem Lehrer Zimmer den Verweis.

Schulrat Diller (schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, stöhnt und blickt bedauerlich zu v. Kripper hinüber.)

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Es ist nun mir wie auch den anderen Herren der Kommission eine ganz besondere Ehre, daß uns der ehrenvolle Auftrag geworden ist, die gegenständliche Frage im diesseitigen Bezirk anzubahnen. Sie Ihrerseits werden der Regierung gewiß Dank wissen, daß sie Ihre Interessen so energisch in die Hand nimmt. Und wenn Sie uns mit dem erwarteten Vertrauen entgegenkommen, wird auch gewiß eine schöne, ersprießliche Frucht aus dem allen resultieren. Meine Herren! Für uns Westelbier ist ja eine floreszierende, Pardon, florierende Landwirtschaft nicht in demselben Maße die conditio sine qua non gesunder Existenz wie im Osten unseres geliebten Vaterlandes, die Landarbeiterfrage existiert für uns z. B. gar nicht, da ja jeder unter uns seine Scholle selbst bebaut, und — eh, um ein bekanntes Diktum zu variieren: Raum ist in der kleinsten Hütte für ein einfach Bauernpaar. (Er macht eine erwartungsvolle Pause, es erfolgt aber kein Beifall.) Aber auch hier ist nach unserer Ansicht ein gut fundierter Bauernstand die sicherste Stütze von Thron und Altar. Und ich speziell gebe mich der angenehmen Hoffnung hin, daß Sie uns ausgiebigst unterstützen werden gegen den — eh, grassierenden Umsturz.

Gemeindevertr. Roth: Erlauben Sie, Herr —

Schulrat Diller (dazwischenrufend): Ich bitte ums Wort.

Lehrer Schneider (zum Bürgermeister): Du mußt sagen: Der Herr Gemeindevertreter Roth hat's Wort.

Bürgerm. Grün (sich erhebend): Der Herr Gemeindevertreter Roth hat's Wort.

Schulrat Diller (nickt beifällig.)

Gemeindevertr. Roth: No also, was ich sage wollt'. Sie wolle also sage, Herr Geheimrat, wenn ich Sie recht versteh': Die Regierung hilft Euch, damit Ihr uns helft.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (ein wenig verlegen): Nun, lieber Freund, sehn Sie — eh — nicht so ganz, so ungefähr, hehehe. Denn

lassen Sie mich fortfahren. Die Regierung wird in der That nicht unerhebliche Geldmittel zur Verfügung stellen, und da meine ich (kordial): Eine Liebe ist der andern wert. Ich will offen zu Ihnen reden, ich liebe die Umwege nicht, ganz offen, wie es sich vor schlichten Landleuten geziemt. (Durchs Fenster klingt das laute Blöken einer Schafherde. v. Kripper entfällt das Einglas.)

Lehrer Schneider: Ich bitte ums Wort.

Bürgerm. Grün: Der Lehrer Schneider hat's Wort.

Lehrer Schneider: Ich wollte nur sagen, es ist eine Schafherde draußen, Herr Geheimer Oberregierungsrat, die Sie eben hörten.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (witzelnd): Eine anzügliche Gesellschaft das, hehehe.

Schulrat Diller: In der That ist zu erwägen, daß so eine Schafherde ein Zeichen des Wohlstandes dieser Gemeinde sein dürfte.

Lehrer Zimmer (eifrig): Ich bitte um Entschuldigung. Aber das ist gerade ein Zeichen der Armut unserer Gemeinde. Wäre sie reicher, sie sähe mehr auf Rindviehzucht. (Allgemeines Murren.)

Erster Bauer: Maul halten.

Schulrat Diller: Ich muß Sie zum letzten Mal ernstlich zur Ruhe verweisen, Herr Lehrer. Sie hören, was Ihre eigene Gemeinde von diesem vorlauten Betragen denkt. Außerdem dürfte es die Pflicht eines jeden Lehrers sein, seine Gemeinde möglichst zur Zufriedenheit anzuhalten. Sie scheinen fast das Gegenteil für Ihre Pflicht zu halten? Neigen Sie etwa umstürzlerischen Ideen zu?

Lehrer Zimmer (stürzt hinaus): Das ist zuviel.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Also zum Schluß: Die Finanzminister sind, wie Sie wissen, um ein bäuerliches Bild zu gebrauchen, ganz verflucht hartnäckige Herren. Da können Sie sich denken, daß es die Regierung nicht leicht hat. Kurz und gut: Wir haben es erst mit den Konservativen versucht, um des Umsturzes Herr zu werden, aber Undank war auch hier der Welt Lohn. Wir unterhandelten dann mit den sogenannten Mittelparteien, das war auch Essig. Jetzt verlassen wir uns einzig und allein auf das Land und seine gesunden Instinkte. Sie werden uns nicht täuschen. Sie werden die heiligsten Güter der Nation zu wahren wissen und wie ein Mann zu uns stehen, daß wir allen Umsturz zu Paaren treiben.

Gemeindevertr. Roth: Ich bitte ums Wort.

Bürgerm. Grün: Der Gemeindevertreter Roth hat's Wort.

Gemeindevertr. Roth: Es handelt sich also, kurz und gut, um e Geschäft. Biete Sie, nachher wolle mir weitersehn.

Geh. Oberregierungsrath v. Kripper: Lieber Freund, wir sind hier doch nicht auf dem Viehmarkt. Es handelt sich um die heiligsten Dinge, die jedem Deutschen teuer sein müssen. (Lehrer Schneider erhebt sich.)

Bürgerm. Grün: Der Lehrer Schneider hat's Wort.

Lehrer Schneider: Es ist nicht so schlimm gemeint, wie es auf den ersten Augenblick aussieht. Es ist mehr die ungalante Ausdrucksweise. Freilich, wenn Sie gestatten, Herr Geheimrat, es wäre vielleicht nicht unzweckmäßig, wenn Sie gütigst den Leuten konkrete Vorschläge machen wollten.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Gewiß, ich war gerade im Begriff. Also, damit wir einen möglichst genauen Einblick in Ihre Verhältnisse bekommen, habe ich Ihnen nun ganz konkrete Fragen vorzulegen, die ich Sie bitte, mir möglichst korrekt beantworten zu wollen. (Er läßt sich von dem Assessor einen Bogen reichen.) Also erstens: Wieviel Seelen zählt Ihre Gemeinde?

Bürgerm. Grün: Nach der letzten Zählung 160.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Wie viele Haushaltungen hat sie?

Bürgerm. Grün: 35.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Haben Sie Gemeindewaldungen?

Zweiter Bauer: Ja, mer dürfe nur nit rein.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Letzteres gehört nicht hierher. Nun der Hauptpunkt: Wie viel produzieren Sie im Jahr: a. an Körnerfrüchten? (Die Bauern sehen sich dumm an.)

Bürgerm. Grün: Das kann mer nit so genau sage.

Schulrat Diller: Exportieren Sie denn etwas?

Gemeindevertr. Blau: } Nu, un ob.
Bürgerm. Grün: } Freilich, ei gewiß.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: So. Wie viel denn etwa?

Erster Bauer: So fufzig Wage voll Getreide.

Dritter Bauer: Sechzig sein's mindestens.

Geh. Oberregierungrat v. Kripper: Wie viel dürfte das in Kilogramm ausgedrückt sein?

Bürgerm. Grün: Das wisse mer nit.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (ungeduldig): Also schreibe ich vorläufig fünfzig Wagen.

Dritter Bauer: Sechzig.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Gut, auch sechzig. Und Kartoffeln?

Zweiter Bauer: Zweihundert Wage verschicke mer gut und gern.
Erster Bauer: Es sein ganz gewiß zweihundert zwanzig.
Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Außer dem eigenen Bedarf?
Gemeindevertr. Roth: Ei natürlich. Was dann sonst?
Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Nun zum Grünfutter.
Gemeindevertr. Blau: Mer hawe nit Scheuern genug.
Assessor v. Kripper: Wir werden nachher zusehen.
Gemeindevertr. Blau (protzig): Ei gleich, wann Sie wolle.
Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Hülsenfrüchte?
Erster Bauer: Die schwere Meng. Alle Dag giebt's Erbse und Linse, manchmal auch Linse und Erbse.
Schulrat Diller: Halten Sie Ihren ungewaschenen Mund.
Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Aber Wein, der gedeiht doch wohl nicht?
Gemeindevertr. Roth: Nei, alles was recht is, den hawe mer nit.
Zweiter Bauer: Nur Appelwein un Heidelberwein.
Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Viehzucht?
Bürgerm. Grün: Auf jeden Haushalt komme zwei bis drei Ochse, e paar Küh' un Jungvieh, außer de Schafe.
Erster Bauer: Das zweibeinige nit mitgerechnet.
Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (straft ihn mit Verachtung): Pferde?
Gemeindevertr. Blau: So e Sticker zwölf Gäul sein gut un gern im Dorf.
Dritter Bauer: Un die Berge sein voll Eise und Kupper, hat mer erst neulich e Steiger gesagt. Silber soll auch da sin. Aber gewiß weiß ich's net. Beschwörn kann ich das net.
Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (kläglich): Ja, aber Leute, was wollt Ihr denn? Wo ist denn da die Not?
Gemeindevertr. Blau: Ei, wer schwätzt denn auch von Not?
Schulrat Diller (jammernd): O meine Akten, die sind ja alle falsch. Da kann ich ja wieder alles neu schreiben! Entsetzlich!
Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Besinnt Euch doch mal, Leute. Irgendwo wird Euch doch der Schuh drücken? (Schweigen.) Habt Ihr denn gar nichts zu klagen? Das ist ja das reine Paradies, dünkt mich!
Gemeindevertr. Roth: No, so arg is es nu nit. Zu klage hätte mer schon.
Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (aufatmend): Dann heraus damit!
Gemeindevertr. Blau: Mer redd nit gern davon.
Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Ja, aber warum denn? So sagt's

doch! Dazu sind wir ja hier! (Allgemeines Murmeln, aus dem das eine immer deutlicher wird: „Der Vermeister soll's sage." v. Kripper sieht den an.)

Bürgerm. Grün: Eins fehlt uns freilich, Ihr Herrn. (Die Agrarkommission ist ganz Ohr.)

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Nun, wird's endlich?

Bürgerm. Grün: E Ei.. Eisebahn brauchte mer notwendig.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (wirft wütend die Bogen hin): Das geht uns nichts an, das gehört nicht in unser Ressort.

Schulrat Diller (umtrippelt klagend seine Akten): Ach . . o!

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (steigt vom Katheder): Da hätten wir uns ja diese ganze mühselige Reise sparen können. Da war das ja alles unnütz!

Gemeindevertr. Blau: Ich bitte ums Wort.

Bürgerm. Grün: Der Blau hat's Wort.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (elegisch): Bleiben Sie doch nur sitzen.

Gemeindevertr. Blau (sich wieder setzend. Im Sitzen): Mir . . mir sein . . Nah, wo es sich um die Ehre vom ganze Dorf handelt, kann ich nit sitze, da muß ich stehe. (Er steht wieder auf.)

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: In Gottes Namen, dann stehen Sie.

Gemeindevertr. Blau: Mer sein schmählich verleumdet worde bei Ihne da owe, Ihr Herrn. Mer hat uns schlecht bei Ihne gemacht. Un wann uns auch manches fehlt, z. B. die Eisebahn, so arm sein mer doch noch nit, daß mer zu bettele brauchte. Nei, so arm sein mer nit. Früh misse mer raus un spät geht's ins Bett, plage muß sich der Bauersmann, awer redlich is alles verdient. Un wann mer's auch manchmal leid is, un wann mer manchmal auch lieber in seidene Better ruh'n möcht' statt's Mistfahren und Dung laden (die Bauern werden ganz gerührt und wischen sich schnüffelnd die Nase mit den Rockärmel); un wann mer auch krumm un lahm wird mit de Jahrn, un's Gicht un das Reißmatism in de Knoche kommt (er weint fast) un mer schließlich morsch un kaput in die Grube fährt, so sein mer Bauerschleut doch nit, so arm net, nei so schlecht net.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (beruhigend): Das freut uns ja, das freut uns wirklich. Und es ist schön von Euch, daß Ihr so ehrlich seid und die Wahrheit sagt, ohne auf Euren Vorteil bedacht zu sein. Ihr seid gewiß brave Leute. (Er wird auch beinah gerührt und zum Zeichen dafür tremoliert er.) Ja, ganz gewiß. Deutsche Männer seid Ihr von

echtem Schrot und Korn, treuherzig und wahr, auf die wir bauen können, stolz sind wir auf Euch.

Schulrat Diller (der brummt allein ungerührt): Die Akten, wieder diese Schreiberei! (Gerührte Pause).

Assessor v. Kripper: Ich denke, wir lassen's nun gut sein. Es ist nicht mehr zu ändern. Und daß Ihr seht, Ihr Leute, daß wir's wirklich gut meinen, nicht wahr, Papa, laden wir Euch für nachher ins Gasthaus ein. An Freibier soll's auch nicht fehlen. (Allgemeine Bewegung).

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Gewiß, mir soll's recht sein.

Schulrat Diller (ängstlich): Aber erst helfen Sie mir bei Anfertigung der neuen Akten, nicht wahr, Herr Assessor? (Dieser nickt zustimmend. Die Bauern umringen den Bürgermeister und sprechen auf ihn ein, Lehrer Schneider ebenfalls. Endlich steigt derselbe aufs Katheder).

Bürgermeister Grün: Ich sein nur e gewöhnlicher Mann, awer es kommt mir von Herze, und ich weiß, es kommt uns alle von Herzen. Un deshalb bitte ich die Anwesende zum Dank für die viele Mühe, die sich die Herrn mit uns gemacht hawe, mit einzustimmen in den Ruf: Die Ackererkommission, sie lebe hoch, hoch, un noch emol hoch! (v. Kripper und Diller verneigen sich dankend).

(Vorhang.)

(Schluß folgt.)



Deutsche Lyrik.

Angst.

Draußen im nächtlichen Walde
zwischen knackenden Sträuchern und schwarzen Bäumen
huscht es und starrt und läßt sich nicht packen.
Plötzlich sitzt es dir krallend im Nacken,
schlägt drauf los mit weißglühender Peitsche,
ritzt dir das Rückgrat mit schartigem Eisen,
und du mußt rasen, bis die Füße dir bluten.

Aus Häuserschatten springt's an die Kehle,
du taumelst und stöhnst aus tiefster Seele.
Da treibt's hinten die Jagd, immerzu, immerzu . . .

Die Füße zerfetzt, brichst du in die Kniee,
Vom Himmel langen grau-grausige Arme,
die fahlen Reiter tuten gell,
wie Posaunenton am jüngsten Tag.
Der Ton fließt über die ganze Welt . . .

Zu Boden gekauert winselt die Seele,
so klein geworden wie eine Mücke,
so dürftig und dürr:
und ihr gegenüber hockt unheimlich kichernd
ein schreiweißes Auge! . . .

München. Alfons Fedor.

Weltstimmung.

Dunst liegt
Über dem Erdball,
Und ein schwarzer
Himmel darüber;
Pfeifend durchfährt der
Wind den Raum,
Er jagt die Wolken und ballt sie zusammen,
Kein Strahl von der liebenden Sonne flammen
Dringt nieder zur Erde. —
Horch, was tönt da?
Ist es Geschrei, ist es Gesang?
Es klingt die weite Welt entlang.
Es klingt, als ob ein hungerndes Tier,
Ein riesenhaftes, in lechzender Gier
Nach Sättigung riefe und schluckend noch
Den Fraß und würgend im Rachenloch,
Jämmerlich winselnd nach mehr, nach mehr,
Sich krümmend, blöke dumpf und schwer.
Es klingt, als ob ein Schmerzens-Ach
Tausend- und abertausendfach
Empor sich ringe aus Nacht und Not,
Verzweifelnder heisere Bitte um Tod.
Es klingt, als ob in des Ozeans Flut
Die speienden Berge ihr Flammen-Blut
Prasselnd ergössen, als ob das All
Krachend zersplitt're mit berstendem Schall.
Es klingt so schaurig — —
Doch horch, was tönt da?
Jetzt lauter, jetzt kaum vernehmbar.
Durch all das Stöhnen und Tosen zieht
Es sanft wie einer Mutter Lied,
So ruhevoll, so schlummerleis,
So liebestief, so wunschesheiß.
Und hörst du's: blüht's aus den Tönen empor
In deiner Seele
Wie Lenzesluft am Maientag.
Und hat es dich, deine Seele erfüllt,
Dann öffnet sich die Wolkenwand,
Ein Strahl, ein gold'ner, schießt hindurch . . . .
Und Sonnenglanz
Liegt über dem Erdball,
Und ein blauer
Himmel darüber.

Lichtenow (Neumark). Wilhelm von Lichtenow.

Des Nächsten Weib.

In Schönheit schrittest du an mir vorüber und sahst mich träumend an; das Feuer deiner Augen brannte auf mir.

Und ich — geblendet wandte ich den Blick!

Wie am Verwundeten, der am Wege von Jericho lag, der Priester, so schritt ich achtlos — so wähntest du — an deinem Sehnen vorüber!

Und doch!

Alles, Alles . . fühlte ich mit dir: dein Dürsten und deine nach innen strömenden Thränen!

Und ich weinte, wie du! und meine Seele küßte deine Seele.

Neu-Ulm. Hartmut Ulmer.

Liebesweh.

Nicht deinem Kleid, nicht deinem Lockenkranz,
Nicht deiner Augen wundersamen Glanz,
Auch nicht der Lippen leisem Sehnsuchtspiel
Mein Herz zum Opfer fiel . . .
— Ein Herold deiner süßen Leibesblüte,
Ein Streifen weißer Seide, flimmernd-keusch,
Warf mir mit prickelndem Froufrougeräusch
Lustfackeln in das trotzige Gemüte.

München. Alfred Georg Hartmann.

In unserem Reiche.

Doch hier sind wir allein; hier laß uns bleiben!
Wie du auch spähst: Kein Lauscher ist zu schauen.
Weit hinter uns des Städtchens lautes Treiben,
nur noch der Kirchturm dämmert fern im Blauen.

Der Weiher schweigt in Sommermittagsgluten;
erzitternder, rotgoldner Sonnenschein
liegt buhlend in dem Schoß der Wasserfluten
und hüllt sie warm in satte Farben ein.

So feierstill! — Kein Lüftchen mag hier wehen,
nur manchmal raschelt es im Binsenrohr;
geheimnisvolle wilde Blumen sehen
aus großen Farnen still zu uns empor.

In deinen Armen ruh' ich warm und weich;
die Sommersonne flutet um uns hin — —:
Ja, hier ist unser unermeſſ'nes Reich:
Mein König Du, Ich Deine Königin!

Minden (Westf.). Margarethe Sieckmann.

Seliges Glück.

Vom Turm die Feierglocken klangen,
ins Abendrot rann Ton auf Ton,
und aneinander unsre Wangen,
so lehnten wir auf dem Balkon.

Die Taumellust lag still im Hafen.
Ins Gold der Wolken sahn wir beid',
und unsre jungen Blicke trafen
sich weit in der Unendlichkeit.

Berlin. Felix Mayer.

Regenwanderung.

Meine Kleider sind vom Regen schwer
Und die Nässe dringt mir auf die Haut.
Nur des Regens monotoner Laut,
Sonst ist tiefe Stille um mich her.

Bis zum nächsten Baume reicht mein Blick,
Seine Äste fließen in das Grau.
Stumm geh ich vorüber, doch ich schau
Immer noch einmal nach ihm zurück.

Seinen Umriß trinkt der Nebel weg —
Aus der Dämm'rung, zwanzig Schritte kaum,
Hebt sich mühevoll ein neuer Baum,
Und ich wandre weiter ohne Zweck.

Jena. Hans Fischer.

Laune.

Dunkle Schatten, Sonnenschein,
Blauluft in Gewittern!
Über Alles, regnet's drein,
Läuft ein leichtes Zittern.

Rote Lippen, Augenglanz
Blinken durch Blütengüsse,
Daß ich toll im tollen Tanz,
Einen Baumstamm küsse.

Augsburg. Max Weyrauther.

Zur Wiedergeburt der kleinrussischen Litteratur.

Von Ossip Makowej.

(Lemberg.)

Die kleinrussische Nation kann sich vor Europa mit einer eigenen Kultur ausweisen, die älter ist, als die mancher anderen Nation, der das Schicksal gegönnt hat, einen eigenen oder einen aus dem Auslande bezogenen Fürsten auf dem Throne zu haben, oder für die die geschichtlichen Ereignisse

eine solche Reklame in ganz Europa gemacht haben (wie z. B. für die Armenier), daß die wißbegierigen Deutschen, Franzosen oder Engländer den Westen sofort mit deren Kultur bekannt machten. An die kleinrussische Nation ist noch nicht die Reihe gekommen; für Europa scheint es dringender zu sein, sich einstweilen mit der Kultur der afrikanischen Stämme zu befassen. Da die kleinrussische Sprache noch wenig bekannt ist und es kaum Jemandem eingefallen ist, in einer der Weltsprachen über die Kleinrussen etwas zu berichten, so hat man im Westen, ja, sogar in Österreich keine Ahnung davon, daß die Anfänge der kleinrussischen Kultur bis in das 11. Jahrhundert zurückreichen, und daß die Kleinrussen vor der Gründung des jetzigen russischen Reiches Jahrhunderte lang eine wichtige Rolle in der Geschichte gespielt haben. Und über die jetzigen Verhältnisse dieser Nation ist man auch nichts weniger als unterrichtet, — ich meine das große Publikum, nicht einzelne Personen. Brandes hat einmal in seinem Aufsatze über das Nationalgefühl seinen Landsleuten den Vorwurf gemacht, daß sie es nicht verstehen, für ihre Nation in Europa Reklame zu machen. Wie sehr haben erst die Kleinrussen darüber zu klagen?!

Ich will für meine kleinrussischen Landsleute keine unverdiente Reklame machen; ich will nur die Aufmerksamkeit der deutschen Leser darauf lenken, daß es in Europa eine große, an 30 Millionen starke Nation giebt, die aus manchen Rücksichten verdient, beachtet zu werden. Denn hier stellt sich noch eine Nation in den Dienst der europäischen Kultur und Politik — und diese Bereitwilligkeit dürfte nicht abgewiesen werden. Jeder Politiker, dessen Blicke über die Grenzen des eigenen Vaterlandes und über die allernächste Zukunft hinausreichen, sollte sich aufs angelegentlichste für das Leben dieser Nation interessieren, denn sie hat noch eine Zukunft vor sich. Bismarck und E. v. Hartmann haben vor zehn Jahren die kleinrussische Frage besprochen und gefunden, daß den Kleinrussen — den Interessen des Westens entsprechend — eine große Rolle zuzuweisen wäre. Es mag eine Utopie sein, was die beiden über das zu gründende kleinrussische Fürstentum gesprochen und geschrieben haben, aber diese Utopie stammt nicht von einem Kleinrussen, sondern von dem größten deutschen Staatspolitiker und einem hervorragenden deutschen Philosophen.

Es giebt wohl in Europa kein Land, in dem sich nicht durch lange Jahrzehnte und Jahrhunderte unterdrückte Nationen erheben würden, um das nationale Bewußtsein zu wecken und zu verbreiten, um sich ein Recht auf nationales Leben zu erkämpfen und sich nach eigenem Willen zu entwickeln. Allein darüber, wie das Wort „Nation" aufzufassen sei, giebt es bekanntlich zwei einander direkt widersprechende Theorien. Nach der einen, der so-

genannten staatlich-nationalen Theorie ist die Nation dasjenige, was ein Staatswesen zusammensetzt; nach der anderen, der ethnographischen Theorie, wird eine Nation von der Natur selbst gebildet, nicht aber vom Staate. Allein die ethnographischen Grenzen decken sich mit den staatlichen sehr selten. In der Regel zerfällt eine Nation in mehrere Staaten, oder ein Staat setzt sich aus mehreren Nationen zusammen. Die Wiedergeburt der Völker in Europa im 19. Jahrhundert findet ihren Ursprung darin, daß jedes ethnographische Individuum für sich das Recht auf den Bestand seiner eigenen Kultur verlangt, es sollen ihm durch die Gesetzgebung alle Rechte zugeführt und seinen kulturellen Bedürfnissen soll Rechnung getragen werden. Für diese Überzeugung kämpfen alle Nationen, also auch die Kleinrussen in Rußland und Österreich.

Nun sind aber die Kleinrussen der ersten staatlich-nationalen Theorie zum Opfer gefallen. Diese Theorie wurde bis jetzt vom zentralistischen Rußland stark vertreten. Die offiziellen Kreise trachten dort, alle Nationen in eine einzige staatliche Nation umzuformen, sie zu russifizieren, zu Russen zu machen. Nach der jüngsten Volkszählung vom Jahre 1897 lebten in Rußland außer anderen Nationen an 25 Millionen Kleinrussen, dieselben Kleinrussen, wie sie in Österreich-Ungarn leben, sodaß sich die ethnographischen Grenzen dieser Nation von den Karpathen bis zum Kaukasus erstrecken. Indem die russische Regierung ihre staatlich-nationale Theorie in der Praxis durchführte, hat sie die Kleinrussen seit zwei Jahrhunderten unterdrückt. Nach verschiedenen drakonischen Maßregeln, die sie im 18. und 19. Jahrhundert unternommen hat, um bei den Kleinrussen (Ukrainern) alle Überlieferungen und Ansprüche auf selbständiges nationales Leben auszurotten, nahm sie ihnen durch einen kaiserlichen Ukas vom Jahre 1876 beinahe alle Freiheit der Sprache und erdrückte so zuletzt mit Gewalt den natürlichen Gang der Wiedergeburt der Kleinrussen. Es ist unglaublich, und doch eine Thatsache, daß — die Zeitschriften ebenso natürlich — sogar kleinrussische Übersetzungen lateinischer und griechischer Klassiker, streng wissenschaftliche Mitteilungen und die heilige Schrift in kleinrussischer Sprache in Rußland nicht nur nicht gedruckt werden, sondern auch von Österreich nach Rußland keinen Eingang finden dürfen. Auf diese Weise wurden die Kleinrussen — dank der russischen Regierung — förmlich zu Sklaven erniedrigt.

Diese Unterdrückung der nationalen Bewegung in der Ukraine, die mit dem genannten Ukas ihren Höhepunkt erreicht hat, bewirkte, daß die Leitung der kleinrussischen Angelegenheiten den österreichischen Kleinrussen zufiel; und diese, obwohl an Zahl viel schwächer als die Ukrainer, gewannen dadurch bei den Ukrainern an Bedeutung, daß sie auf österreichischem, konstitutionellem

Boden an der in Rußland mit Gewalt unterdrückten Entwicklung des eigenen Volkstums weiterarbeiten konnten. Allein die vier Millionen österreichischer Kleinrussen hatten neben der schwierigen Aufgabe, ihre Nationalität und die eigene Kultur bis zu besseren Zeiten zu erhalten, schon seit langem auch noch eine andere, nicht minder schwierige Aufgabe zu erfüllen: sie mußten bis in die Gegenwart mit denjenigen Söhnen des eigenen Volkes kämpfen, welche das kleinrussische Volk in ein russisches verwandeln möchten. Dieses Streben datiert noch aus der Zeit, in der sich die Slaven mit der Utopie eines panslavischen Staates und einer einzigen, allgemein slavischen Sprache beschäftigten. Rußland hatte, als das größte slavische Reich, daran ein Interesse, diese Utopie zu nähren, und es that dies schon in den fünfziger Jahren. Weiterhin nahm dieses mystische Ideal eines panslavischen Staates eine mehr konkrete Form an, und zwar sollte Rußland dieser Staat sein und die russische Sprache die Sprache aller Slaven werden. Die anderen Slaven gingen darauf nicht ein; sie waren nicht gewillt, sich der russischen Herrschaft auf Gnade oder Ungnade preiszugeben; im besten Falle sympathisierten sie mehr oder minder mit Rußland, und diese Sympathien wurden häufig durch russische Agitation unterhalten. Unter den österreichischen Kleinrussen aber, deren Adel schon seit jeher polonisiert war und deren gebildete Elemente an Zahl nur Hunderte betrugen, tauchte nach der für uns unglücklichen Schlacht bei Königgrätz im Jahre 1866 — dank der russischen Agitation — eine Partei auf, welche offen erklärte, daß die österreichischen Kleinrussen ihrer Sprache, ihrer Kultur, ihrer Geschichte nach Russen seien. Und diese Partei beschäftigt sich bis auf den heutigen Tag noch, außer mit der Verbreitung politischer Sympathien für Rußland, auch mit der Russifizierung der Kleinrussen, ganz analog dem, was das offizielle Rußland in der Ukraine betreibt. Diese Arbeit unterstützt Rußland durch Geld, Agenten, Zeitschriften, Vereine, Bankinstitute und dergl. — und an dieser Unterstützung wirkten lange auch verschiedene österreichische Regierungen mit. Man verstand in Österreich nicht, worauf diese Arbeit (an der Grenze Rußlands!) hinaus wollte, oder achtete der Kleinrussen gar nicht und überließ sie ganz der Gnade oder Ungnade der mächtigen Nachbarnationen: in Galizien der Polen, in der Bukowina der Rumänen, in Ungarn der Magyaren.

So wurden die Kleinrussen in eine außerordentlich schwierige Lage gedrängt: in Rußland Hoffnungslosigkeit, gewaltsame Russifizierung; in Österreich schwere Arbeit für die gesamte große Nation bei schwachen Kräften und starken politischen Gegnern — hauptsächlich galizischen Polen, die ihre Verluste in Rußland und Deutschland bei den galizischen Kleinrussen (Ruthenen) wettzumachen sich bestreben, — und zugleich der Kampf im

eigenen Hause mit den Renegaten. In politischer Beziehung stehen bei den österreichischen Kleinrussen zwei konträre Strömungen einander gegenüber: auf der einen Seite setzt man alle Hoffnung auf Österreich, obwohl diese Hoffnung sehr oft durch die ungünstigen politischen Verhältnisse zerstört wird, — auf der anderen hingegen auf Rußland. Daher geht auch die Arbeit und die Agitation nach zwei entgegengesetzten Richtungen auseinander. In nationaler Beziehung sehen wir auf der einen Seite eine im Vergleiche zu den geringen Kräften energische kulturelle Thätigkeit, auf der anderen Seite Zerstörung dieser eigenen kulturellen Arbeit und Verbreitung russischer Kultur. All dies geschieht bei der nationalen Partei fast ausschließlich mit eigenen schwachen Kräften — höchstens mit einer geringen Unterstützung der nationalen Ukrainer, — bei den Russophilen hingegen unter zugesicherter Hilfe von außen und mit einer pekuniären Unterstützung, welche sich auf Millionen beläuft (z. B. die Million Rubel zu Gunsten der Bank in Lemberg vom russischen Staatsärar). Auf der ganzen Linie wird also ein tragischer Kampf ausgefochten, wie ihn vielleicht in diesem Maße kein Volk in Europa durchgemacht, ein Kampf, der die Kleinrussen viel Gut und Blut kostet und so manche Existenz vernichtet hat. Das arme, ungebildete kleinrussische Volk, das im 18. Jahrhundert in Leibeigenschaft und später in Österreich bis zum Jahre 1848 — in Rußland sogar bis zum Jahre 1861 — im Robotverhältnisse lebte, von seiner gebildeten Klasse, die russifiziert, polonisiert, rumänisiert und magyarisiert ist, verlassen, — erst in den jüngsten paar Jahrzehnten, und das nur in Österreich, zum Leben erweckt, dank der Intelligenz, die aus ihm selbst entstanden ist, dieses Volk, sage ich, harrt noch mit Sehnsucht der besseren Zeiten, wann es von seinen slavischen „Brüdern", Russen und Polen, nicht unterdrückt wird und nach der langjährigen Sklaverei frei aufatmet.

Ich habe so in großen Zügen die früheren und die jüngsten politischen Verhältnisse der Kleinrussen in Rußland und Österreich geschildert, in der Meinung, daß eine solche Darstellung notwendig ist, um die Entwicklung der kleinrussischen Litteratur zu verstehen. Wie wir gesehen haben, waren die Verhältnisse für die Entwicklung dieser Litteratur — und sie sind es bis auf den heutigen Tag — sehr ungünstig. Man muß die Zähigkeit der verfolgten Nation deswegen bewundern, weil sie bis jetzt noch nicht von der Welt abgeschafft wurde —; im Gegenteil lebt die Nation trotz aller Verfolgungen weiter, und ihre nationale Erziehung schreitet — hauptsächlich in Österreich — mit mächtigen Schritten fort. Die Kleinrussen feiern in diesem Jahre den 100jährigen Bestand ihrer nationalen Litteratur*) und sehen der Zukunft mit Zuversicht entgegen.

*) Der Unterschied zwischen dieser und der früheren kleinrussischen Litteratur be-

Ich habe diese Litteratur eine Sklavenlitteratur genannt, — und nicht mit Unrecht gab ich ihr diese Bezeichnung, denn nur in einer unterdrückten und verfolgten Nation, an deren Entwicklung nur die armen Bauern und ihre nicht zahlreichen gebildeten Söhne arbeiten, kann solch eine Litteratur entstehen. Bevor diese Bauern aus dem Robotverhältnisse befreit wurden, hieß es in der kleinrussischen Litteratur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: dem Volke müssen zuerst die Menschenrechte erfochten werden. Das waren die Zeiten der Romantik: das Volk, seine Geschichte, seine Eigenschaften, Sitten und Lieder wurden verherrlicht, seine Menschenrechte wurden verteidigt, nur um seine Befreiung vorzubereiten. Es war die erste Periode der wiedergeborenen kleinrussischen Sklavenlitteratur im 19. Jahrhunderte mit dem Bauernsohne, dem genialen Dichter Schevtschenko, an der Spitze. Es kam endlich 1848 und 1861 die Befreiung der Bauern, die neue Lebensverhältnisse und Bedürfnisse zur Folge hatte, — die Litteratur konnte in den Dienst des befreiten Volkes gestellt werden, indessen wurde sie in Rußland mit gemeiner Gewalt und in Österreich durch russophile Umtriebe und verzweiflungsvolle politische Kämpfe verfolgt und unterdrückt. Die zweite Periode der kleinrussischen Sklavenlitteratur ist — wie auch die erste — reich an wunderbaren Schilderungen aus dem Bauernleben, so daß sie auch Bauernlitteratur par excellence genannt werden kann, aber sie ist arm an Schilderungen der höheren Schichten, denn diese Schichten waren an Zahl gering; sie ist voll von Klagen und Protesten gegen die Unterdrücker und Zerstörer des natürlichen nationalen Lebens der Kleinrussen; sie ficht gegen die Ausbeuter und nichtsnutzigen „Brüder"; sie ist voll Sehnsucht nach der Befreiung von einer anderen Sklaverei, der nationalen. In der Ukraine, wo diese Sklaverei am schmerzlichsten empfunden wird, entsteht eine Reihe von tendenziösen Werken, die in Galizien gedruckt werden. Wenn sie eine nationale Erziehung zu volksfreundlicher Intelligenz beabsichtigen, Schilderungen aus dem Leben der nicht vorhandenen oder doch nicht zahlreichen gebildeten Kleinrussen bringen — so sind das alles ausgeprägte Merkmale einer Sklavenlitteratur. Nur wirkliche Sklavennaturen fühlen das Bedürfnis, sich mit Utopien zu befassen.

Jetzt feiert diese Bauern- und Sklavenlitteratur ihren hundertjährigen Geburtstag. Ihre Geschichte beginnt mit dem Auftreten des Iwan Kotlarewskij, der im Jahre 1798 eine Travestie der Aeneis von Vergil (ähnlich der Travestie Blumauers in der deutschen Litteratur, obwohl keine Nachahmung) in Petersburg erscheinen ließ. Das Werk war in reinster Volks-

steht darin, daß die Schriftgelehrten der früheren Zeiten sich der kirchenslavischen Sprache bedienten, welche sich von der Volkssprache manchmal weit entfernt hatte.

sprache verfaßt, voll Anknüpfungen an die Geschichte und das Leben des Volkes, humorvoll und volksfreundlich, und fand daher ungeheuren Beifall. Kotlarewskij wurde damit der Schöpfer der national-kleinrussischen, in reiner Volkssprache verfaßten Litteratur. Er hat auch dramatische Werke aus dem Volksleben geschrieben, die bis auf den heutigen Tag gern gespielt und gesehen werden. Zum ersten Mal in der kleinrussischen Litteratur hat hier ein Dichter echte Personen aus dem Volke zum Vorschein gebracht und sie mit Liebe und tiefem Gefühl behandelt. Wenn man dazu noch in Betrachtung zieht, daß das 18. Jahrhundert in der Ukraine eine vollkommene Zerstörung der altertümlichen ukrainischen Einrichtungen seitens der russischen Machthaber und in Galizien ein vollkommenes Stocken in den litterarischen Bestrebungen der Kleinrussen zur Folge gehabt hat, so kann man die Gestalt eines nationalen Dichters wie Kotlarewskij wirklich als epochemachend bezeichnen. Kotlarewskij ist als Sohn eines armen Beamten in Poltawa (1769) geboren; er war zuerst Beamter, dann machte er den Feldzug nach Bessarabien und der Moldau mit, wurde zum Hauptmann ernannt und starb in Poltawa als Vorsteher einer Erziehungsanstalt und Major im Jahre 1838.

Die Folgen der französischen Revolution, die romantische Bewegung in Deutschland und im ganzen Westen, haben bekanntlich auch die Slaven zu thatenreichem Leben erweckt. Die unterdrückten Völker begannen, sich an ihre ruhmreiche Vergangenheit zu erinnern und von einer schönen, unbekannten Zukunft zu träumen. Diese Bewegung konnte auch nicht ohne Einfluß auf die Kleinrussen bleiben. Den von Kotlarewskij gezeigten Weg haben andere Schriftsteller betreten, und in kurzer Zeit der kleinrussischen Litteratur einen ausgeprägt demokratischen Charakter verliehen. Unter diesen Schriftstellern ist zu allererst der ausgezeichnete Volkskenner Gregor Kwitka Ossnowjanenko (gest. 1843) hervorzuheben, der in zahlreichen Erzählungen das Volksleben mit wunderbarer Treue, mit tiefem Gefühl und Kunstsinn geschildert hat. Andere slavische Litteraturen, ferner die deutsche, haben damals noch keine solche Schilderungen des Volkslebens gehabt, wie die von Kwitka in der kleinrussischen Litteratur. Die Zeitgenossen des Kwitka waren die Dichter Artemowskij-Hulak, Hrebinka und der Sänger des Kosakentumes, der Romantiker Metlinskij.

Dann kam der größte kleinrussische Dichter Taras Schevtschenko. Als Sohn eines Unterthanen im Jahre 1814 geboren, wurde er, nachdem sich seine Verhältnisse, dank seinem Malertalente, besser gestaltet hatten, als die seiner armen Familie, Schüler an der Petersburger Akademie, wo er zu den besten Malern gehörte, und schrieb zugleich Gedichte, deren erste Sammlung unter dem Titel „Kobsar" („Der Leiermann") im Jahre 1841 erschien.

Sie machte ein ungeheures Aufsehen in der ganzen Ukraine. Schewtschenko wurde bald zum Professor der Malerei an der Kiewer Universität ernannt, aber er trat noch nicht seinen Dienst an, als ihm 1847 ein großes Unglück zustieß. Man verhaftete ihn samt anderen ukrainischen Patrioten dafür, daß er Mitglied eines geheimen Vereines war, der die Befreiung der Bauern, Volksaufklärung und Verbrüderung aller Slaven beabsichtigte. Zehn Jahre diente Schewtschenko strafweise als gemeiner Soldat in den fernen Gegenden des Urals, bis er 1857 freigelassen wurde. Vier Jahre später, 1861, starb er in Petersburg, erst 47 Jahre alt. Seine Asche ruht jetzt am Berge bei Kanew am Dnjepr, und sein Andenken wird alljährlich in Rußland und Österreich gefeiert. Seine Gedichte hatten einen ausschlaggebenden Einfluß auf die Entwicklung der Litteratur und des Volkes: er war ein Bauernsohn und Bauernsänger, der Verteidiger und Tröster seines Volkes. Er sang wie selten einer von der ruhmreichen Vergangenheit der Ukraine und kämpfte tapfer gegen die unheilvollen Zustände seiner Zeit; er verlangte für sein Volk Aufklärung und Freiheit; er ertrug für sein Volk persönlich viele Leiden — und all seine Sehnsucht, Wünsche und Proteste hat er mit solcher Kraft zum Ausdruck gebracht, daß seine Gedichte den besten Beweis für die Lebensfähigkeit der kleinrussischen Litteratur geliefert haben. Seine Werke sind auch fast in alle Kultursprachen übersetzt.

Die Zeitgenossen und die nächsten Nachfolger des Schewtschenko waren: der berühmte Geschichtsschreiber der Ukraine Kostomarow, die Verfasserin ausgezeichneter Volkserzählungen Marie Markowitsch, welche durch ihre Werke sehr viel zur Befreiung der Bauern beigetragen hat; dann Panko Kulisch, ein sehr begabter und effektvoller Dichter, Historiker, Ethnograph und Politiker (gestorben 1897); — Storoschenko, Mordowetz, Rudanskij, Schtschoholew, Alexandra Kulisch (Gattin des Panko) u. a.

Von den Verfolgungen der kleinrussischen Litteratur nach der Befreiung der Bauern in Rußland habe ich bereits gesprochen. Der kaiserliche Ukas vom Jahre 1876 war eine wirkliche Katastrophe für die unglückliche Nation. Die ukrainischen Schriftsteller wurden meist verfolgt und bestraft. In den 80er Jahren hat man in Rußland in diesen Verfolgungen ein wenig nachgelassen und kleinrussische wandernde Theater zu errichten erlaubt. Es entstanden bald mehrere kleinrussische Stücke, die in ganz Rußland mit großem Beifall aufgenommen wurden, — aber diese Freiheit war nur als ein Zufall und ein Gnadenakt des Kaisers zu betrachten, keinesfalls als Gerechtigkeitsakt. Seit mehr als dreißig Jahren drucken die ukrainischen Schriftsteller ihre Werke in Galizien und der Bukowina und haben manchmal nicht einmal die Genugthuung, die eigenen gedruckten Werke in die Hände zu be-

kommen. Wegen dieser Verfolgungen sind allerlei ukrainische Patrioten ausgewandert, so z. B. Michael Dragomanow, der in Kiew Universitätsprofessor war. Ein ausgezeichneter Ethnograph, Historiker und Publizist, hat er Europa mit der Ukraine bekannt gemacht und einen großen Einfluß auf das politische Leben der galizischen Kleinrussen ausgeübt. Er starb 1895 als Universitätsprofessor in Sofia.

Trotz der Verfolgungen kann doch die Ukraine eine Anzahl von Schriftstellern und Gelehrten aufweisen, die keiner fremden Litteratur zur Schande gereichen würden. Hierher gehört Iwan Netschnj Lewitzkij, der Verfasser vieler sehr beliebter Erzählungen und Romane; Panas Myrnyj, ein ausgezeichneter Romanschriftsteller; Alexander Konyskij, Dichter, Erzähler, Verfasser von gelehrten Werken und Publizist. In den letzten Jahren haben sich einen guten Ruf erworben die Dichter: Hrintschenko, Samijlenko, Mutter und Tochter Kossatsch, dann die Verfasser von dramatischen Werken: Marko Kropywnytzkij, Iwan Tobylewitsch, Starytzkij u. a. Zu den berühmtesten Historikern der Ukraine zählt man Wladimir Antonowitsch, Potebnia, Schytetzkij, Daschkewitsch und Sumcow.

Das eigentliche kulturelle Leben der Kleinrussen entwickelt sich natürlich, obwohl sehr langsam, nur in Österreich. Der Geistliche Marcian Schaschkewytsch gilt als Begründer der national-kleinrussischen Litteratur Galiziens. Mit seinem Almanach, der im Jahre 1837 erschienen ist, hat er die Muttersprache ins rechte Geleise gebracht; der Almanach ist aber nicht in Galizien, sondern in Budapest gedruckt worden, weil man damals in Galizien noch nicht recht verstand, worauf solch ein litterarisches Unternehmen hinaus wollte. Lange Zeit noch dauerte die Lethargie der galizischen Kleinrussen; erst in den 60er Jahren unter dem Einflusse der Ukraine, hauptsächlich der Schöpfungen Schewtschenkos, erschienen thatkräftige junge Leute, die den Kampf gegen den russischen Einfluß in Galizien begonnen und die Interessen des kleinrussischen Kulturlebens verteidigt haben. Sie gründeten im Jahre 1868 den litterarischen Verein Proswita zu Gunsten der Volksaufklärung und 1873 den Schewtschenko-Verein, der seit sieben Jahren zur Vorbereitungsschule einer künftigen kleinrussischen Akademie der Wissenschaften geworden ist. Beide Vereine haben zur Hebung der Volksaufklärung, Litteratur und Wissenschaft sehr viel beigetragen. Außerdem haben die österreichischen Kleinrussen in Galizien und der Bukowina an 2500 Volksschulen, fünf Mittelschulen, einige Professuren an der Lemberger und Czernowitzer Universität, an 20 periodischen Zeitschriften, hunderte von Volkslesehallen mit beinahe 40000 Mitgliedern und andere Vereine und Institute, deren Thätigkeit sehr ersprießlich ist und die das nationale Kulturleben in hohem Maße fördern.

Die Russophilen unter den österreichischen Kleinrussen haben auch ihre Vereine und Zeitschriften, aber da sie sich als Russen bekennen, ist ihre Thätigkeit mehr negativ als obstruktiv.

Ich kann in meinem kurzen Aufsatze alle Förderer des geistigen Lebens der galizischen und bukowiner Kleinrussen nicht aufzählen; ich will nur die größten Dichter nennen, und das ist in Galizien der Bauernsohn Iwan Franko, der in diesem Jahre das Jubiläum seiner 25jährigen litterarischen Thätigkeit feiert, in der Bukowina Jurij Fedkowitsch (gestorben 1888). Franko hat an 50 Novellen, einige Romane und Sammlungen von Gedichten, mustergiltige Uebersetzungen des Faust, Reinecke Fuchs, Don Quixote u. a. veröffentlicht. Dazu beschäftigte er sich auch noch mit Untersuchungen auf dem Gebiete der Sociologie, Geschichte, Ethnographie, Litteraturgeschichte und Kritik. In der Litteratur ist er Vertreter der realistischen Richtung. — Fedkowitsch war auch ein Bauernsohn, diente als Offizier und verbrachte den Rest seines Lebens in der Bukowina als Gemeindevorstand, Schulinspektor und Redakteur. Er veröffentlichte meisterhafte Novellen aus dem Leben der bukowiner Gebirgsbewohner, die großes Aufsehen erregt haben, viele Gedichte, Dramen u. a. In den 60er Jahren war er der mächtigste Förderer der nationalen Richtung, denn er war wirklich ein Dichter von Gottes Gnaden. Er gab auch eine Sammlung deutscher Gedichte „Am Tscheremusch" heraus.

Neben diesen beiden Dichtern verdienen mehr oder weniger Beachtung: Die Dichter Huschalewytsch, Mohylnytzkij, Nikolaus und Cornet Ustyanowytsch, Sarewytsch, Wladimir Barwinskij, Cehlinskij, Maslak, Julie Schneider, Natalie Kobrynska, Olga Kobylanska,*) Tschajkowskij, Borbulak, Kowaliw, Schtschurat u. a. Es giebt auch viele Männer, die auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung, der kleinrussischen Sprache und Litteratur, der Lexikographie, der theologischen Litteratur und Ökonomie gearbeitet haben. Ich nenne nur Scharanewytsch, Celewytsch, Partytzky, Hruschewskij, Emil Ohonowskij, Stotzkij, Kolessa, Studinskij, Pelesch, Nawrotzkij und Budsynowkij. Die kleinrussischen Volkslieder und Musik verdienen die größte Beachtung; der berühmteste kleinrussische Komponist ist Nikolaus Lyssenko in Kiew. In den bildenden Künsten können die Kleinrussen, außer Nikolaus Iwasiuk, keinen nennenswerthen Namen aufweisen; in Rußland giebt es mehrere Künstler, die der Geburt nach Kleinrussen sind, wie z. B. der berühmte Repin, aber sie gelten jetzt als Russen.

*) Von dieser Dichterin bringen wir in diesem Heft eine Skizze. D. Red.

Viele Kleinrussen haben sich ebenso auf allen Gebieten des Kulturlebens der Russen, Polen, Rumänen, Magyaren hervorgethan — leider ist ihre Thätigkeit nicht zu Gunsten der kleinrussischen Nation ausgefallen.

Die kleinrussische Litteratur der letzten hundert Jahre weist keine besonderen Schulen auf — sie macht im großen ganzen von Anfang an den Eindruck einer eminent realistischen und demokratischen Litteratur. Viele Werke dieser Litteratur verdienen in Kultursprachen übersetzt zu werden, manche sind schon übersetzt worden, die meisten aber warten noch auf die günstige Wendung der — litterarischen Mode in Europa, von der bekanntlich sehr viel abhängt. Man kennt jetzt in Europa die kleinrussische Litteratur nicht, aber es kommt noch die Zeit, daß man sie „entdecken" und einsehen wird, daß sie wenigstens so viel Beachtung verdient, wie die jüngeren norwegischen Schriftsteller mit ihren unaussprechlichen Namen.

Wird es aber in der kleinrussischen Nation in der Ukraine aufdämmern? Wird man in Rußland einsehen, daß es an der Schwelle des XX. Jahrhunderts Schmach und Schande ist, eine große Nation von der Teilnahme an der europäischen Kultur abzuhalten?

Sommertrauer.

Von Stéphane Mallarmé (Paris †).

Der Abendsonne goldener Widerschein
Umwogt in Flammen deine blonden Strähnen,
Er brennt in deine Wangen zündend ein,
Mischt einen Liebestrank mit deinen Thränen.

Und solch ein Glanz heißt still die Seele sein.
Mein Kuß verzittert — traurig klingt sein Sehnen:
„Nie eines Leib's deckt uns des Grabes Stein,
Wo Palmen weh'n und sich die Wüsten dehnen."

Dein Haar doch rieselt wie ein warmer Bach,
Die Seele, die uns ängstet, will versinken,
Sich mit dem Nichts, das du nicht kennst, vereinen.

Ich will dereinst von deinen Thränen trinken,
Ob das zerschlagene Herzen trösten mag
Zu Ätherkälte und fühllosen Steinen.

Köln a. Rh. Deutsch von Otto Reuter.



Dornröschen.

Ein Märchengedicht von Max Bruns.

(Minden i. W.)

Es glimmert und flimmert im tauigen Wald
an Gräsern und Büschen und Bäumen;
kein Vogelruf, der ihn durchhallt, —
Träumen; friedliches Träumen . . . !
Noch halten die Blumen, märzenjung,
die keuschen Kelche geschlossen,
in nahender Morgendämmerung
von weichen Farben umflossen.
Ein Wehen und Atmen, wie bräutlicher Traum
vom unausdenklich Schönen — —
da flammt der höchste Buchenbaum
in glutenroten Tönen;
Eichen und Birken ringsumher
ergreift das Glühen balde —
ein golden leuchtendes Scharlachmeer
wogt im erwachenden Walde.
Vom jungen Morgenstrahl umsprüht,
in Lebenswärme und Wonne
feiert des Vogels erstes Lied
den Sieg der segnenden Sonne;
und wie sie sich höher und höher erhebt,
fühlt er das Dämmern schwinden,
und das Herz erbebt und die Kehle bebt
und kann kein Ende mehr finden.
Im linden, lauen Morgenhauch
wächst das Jubeln und Schmettern, —
und jeder Busch und jeder Strauch
rauscht mit erwachenden Blättern;
die Blumen thun die Kelche auf, —
und ein voller Duft
steigt vom moosigen Boden auf
und füllt die zitternde Luft.
Und im Grase lebt ein feiner Laut,
ein heimliches Klingen und Klingen —:
die Glockenblumen, die silberbetaut
die zierlichen Klöppel schwingen.
Goldkäfer flirren von Zweig zu Zweig
in sonntäglichem Gewande —
und alles so überirdisch reich,
und alles so wohl und warm und weich:
du bist im Märchenlande!

* * *

Nun brach der Morgen ganz herein,
die Sonne flammt an der Feste, —
und weit im Walde, wegaus, wegein,
wiegende grünende Äste.
Sie rauschen und raunen, und hast du wohl Acht,
erfährst du's mit staunenden Ohren:
Der Prinz hat im Walde sich auf der Jagd
von seinem Gefolge verloren.
Und hast du wohl Acht, vernimmst du auch
ein Waldhorn fern erklingen
und seinen irren, sehnenden Hauch
von Zweig zu Zweige schwingen.
Das Echo erwidert den klagenden Ton —
doch nicht Gefolg noch Meute.
Sei nur getrost, du Königssohn:
Dir beut sich bessere Beute!
Ein Goldfink zwitschert ihm voran . .
in wundersamen Bogen;
dem ist der verirrte Jägersmann
stundenlang nachgezogen. — — —
Die Zweige raunen geheimnisvoll
im tiefen Abendbrande,
wie wenn ein Großes geschehen soll . .
in der Nacht . . im Märchenlande . . .

* * *

Im Abendglühen schweigt der Wald,
feiernd in Nähe und Weite, —
das Waldhorn hat sich müd gehallt
und hängt dem Prinzen zur Seite;
der Vogel verflog sich in einem Baum
und singt den Abendsegen, —
da steht der Prinz am Waldessaum
und wagt kaum, sich zu regen.

Rotgolden glutet Blatt um Blatt;
wie betend blickt er nach oben —:
Ein weiheschöner Abend hat
den Wald mit Rosen durchwoben.
Dann wieder schreitet der scheue Fuß
unter verdämmernden Buchen —
im letzten Abendscheine muß
er noch ein Lager suchen.
Das Rot verglimmt schon mehr und mehr,
fast will er die Schritte hemmen,
Doch tastet er weiter, mühsam, schwer,
zwischen den ragenden Stämmen.
So wohlig schmiegt sich die Abendluft
um seine Schläfen, die glühen;
und er spürt einen vollen, süßen Duft, . .
als müßten hier Rosen blühen!
Da bricht der Mond mit weißem Licht
aus seinem Wolkenverstecke —
der Prinz bleibt stehn, — denn vor ihm dicht
ragt eine Rosenhecke:
Weiße Rosen, Strauch an Strauch,
in feenweicher Pracht,
strömen einen berauschenden Hauch
in die helle Nacht.
Und wie die Düfte dem Königskind
um Locken und Schläfen kosen,
im lauen, weichen Mitternachtwind,
sinkt er hin und träumt und sinnt, . . .
was glühen und duften die Rosen . . . ?

* * *

Die Rosen glühn wie am Sommertag
in ihrer ragenden Hecke —
was ist es, das sich verbergen mag
in so holdem Verstecke?
Hier geht zu Ende die alte Welt
mit Schmerz und sehrenden Sorgen:
des Märchenlandes Eden hält
sich keusch in Rosen verborgen;
in dichten Rosen, die nie ein Blick
aus Menschenaugen durchdrungen —:
dort schläft das Glück, das reine Glück,
das Keiner noch errungen:
Dort schläft die allerschönste Maid,
seit hundert Jahre verwichen,
doch ist der furchende Pflug der Zeit
nie über den Garten gestrichen.

In Jugendfrische blieb er stehn,
in ewigem Blühen und Prangen:
in Jugendfrische, rosenschön,
blühen der Schläferin Wangen.
Lächelnd verliert sie sich im Traum
auf sonnengoldene Bahnen —
und weiß von ihrem Träumen kaum:
Ihr Wesen ist seliges Ahnen . . . !
So lange hat sie die Jugend bewahrt
und die weiße Knospenkrone —
wann kommt von manneskühner Fahrt
der Prinz mit schönstem Lohne?
Sie liegt in hundertjährigem Bann,
ein Kind im Rosenverstecke —
wann kommt der stärkste, reinste Mann,
daß er das Weib erwecke . . . ?

* * *

Und wieder ein Morgen, jugendrein,
mit rötlichen Wolkenflocken —
der Prinz erwacht mit dem Sonnenschein
und schüttelt den Schlaf aus den Locken.
Wie träumte ihm heute seliger Traum
von einem verborgenen Glücke!
Die rosige Schönheit, er faßt sie kaum
mit weitem, trunkenem Blicke . . .
Doch wehe! Plötzlich hält er ein
mit Zagen und Erschrecken:
Wie soll er hindurch, wie soll er hinein,
die schlummernde Jungfrau zu wecken?
Da kann nicht Speer noch Jägerhorn
dem Königskinde nützen:
Voll Eifersucht drängt Dorn an Dorn
mit ausgelegten Spitzen.
Doch wer das Glück vor Augen sieht,
soll nicht zagen und bangen:
wie schnell ist's, daß die Zeit entflieht,
nie mehr einzufangen . . . !
Das Schwert, das silbern im Morgen blinkt,
ergreift die kräftige Rechte
und schwingt es über dem Haupte und schwingt
es gegen das Dorngeflechte.
Doch da — er sieht's mit staunendem Blick
und sieht es und kann es nicht glauben:

Schon weicht das wirre Geäst zurück —
und er wandelt durch Rosenlauben.
Kein Dorn ritzt ihm das Jagdgewand
und das grüne Barett mit der Feder,
nur Rosenblätter streifen die Hand;
im silberbeschlagenen Leder
wiegt das zornentwaffnete Schwert
sich facht nach feinem Schritte —:
So schreitet er weiter, unversehrt,
bis in des Schloßhofs Mitte.
Dort steht er, von seligem Schrecke gebannt,
und sieht es leuchtenden Blickes:
das Märchenland: das Kinderland:
das Land des reinsten Glückes . . .

* * *

Der Rosenduft liegt schwer und schwül
im Schloß . . in jedem Raume.
Die Jungfrau regt sich auf warmem Pfühl
und lächelt in seligem Traume:

*

Es liegt ein altes, verwunschenes Schloß
weltenabgeschieden;
es schlafen die Ritter, es schläft der Troß
in hundertjährigem Frieden.

Es schläft das blonde Königskind,
von tückischer Spindel gestochen; —
doch wenn das letzte Jahr verrinnt,
ist auch der Bann gebrochen:

Ein kühner Prinz dringt ins Gemach,
der allen Zauber vertreibe,
und küßt die schlummernde Jungfrau wach
und küßt sie zu seinem Weibe . . . !

*

Wie weht ihr Atem warm und lind,
wie hold die Lippen lachen —!
— Es schläft ein blondes Königskind
und sehnt sich, aufzuwachen . . .

* * *

Die warme Morgensonne bricht
herein mit voller Helle,
Die Kemenate strahlt in Licht —
der Prinz steht auf der Schwelle;
im grünen Sammet-Jagdgewand
hebt sich die Brust vor Wonne,
den Blick beschattet seine Hand
gegen die Neugier der Sonne:
Da ruht die Jungfrau, knospenrein;
die blühend zarten Glieder
hüllen lichte Gewande ein;
im kindlich knappen Mieder
wogt ein Wachsen, bebt ein Blühn,
ein jugendfrohes Drängen,
als wollten im Maiensonnenglühn
zwei Knospen die Hülle sprengen.
Da staunt sein heller, klarer Blick
im rosendurchrankten Raume —:
„Mein Glück, mein nie gekanntes Glück . . .
ich fand mein Glück im Traume!
Du Einziges Weib! Mir stockt das Herz
in selig tiefem Schrecken;
du erste Lust, du erster Schmerz:
Könnt' ich dich erwecken!!“
Er beugt sich tiefer, sie ganz zu sehn,
in heißem Glückverlangen,
und fühlt des Weibes Atem wehn
um seine glühenden Wangen.
Da übermannt ihn ein Sehnen, — und
er preßt mit bangem Entschlusse
scheu und schauernd Mund auf Mund
in durstigem Manneskusse . . .

* * *

Da geht ein Schauer durch ihren Sinn,
langsam hebt sie die Lider,
blickt auf den kühnen Knaben hin . .
und lächelt . . und schaut dann wieder . .
und schließt die Augen . . Rosen erblühn
auf ihren weichen Wangen . .
und jugendheiße Küsse glühn
auf Lippen voll Liebesverlangen.
Zwei Menschenherzen, weit und warm,
pochen in gleichem Glücke;
er hebt sie vom Lager mit starkem Arm,
zweier Menschen Blicke

sagen einander das tiefste Wort:
das Wort von jungem Lieben!
und sagen und jubeln es fort und fort —
die Lippen sind stumm geblieben.
Und Vogelgesang durchscholl die Luft
aus jedem Blütenbaume,
und wärmer wogte der Rosenduft
in dem erwachenden Raume . . .
Da gab das Weib in lauterer Lust
dem Manne beide Hände,
und jauchzte und weinte an seiner Brust . . .

Hier geht das Märchen zu Ende.



Eine Schlacht.

Eine Skizze aus der Natur von Olga Kobylanska.

(Czernowitz.)

Die Karpathen Bukowinas.

Berg an Berg reiht sich in stummer Größe, bekleidet mit Nadelwaldungen.

Pyramidenartig und kugelförmig, so stehen sie da, unerschütterlich, jedes vor ihren Blicken vorgehenden Wechsels spottend, schwelgend in der eigenen Schönheit und siegesbewußt ihrer Dauer . . . .

Viele parallellaufende Bergketten des Bezirkes Kimpolung sind noch mit Urwäldern bedeckt. — Als blaudunkles Grün schimmern sie in der Entfernung, und von nachbarlichen Höhen aus betrachtet, scheinen sie in grünlich blauen Nebeln vornehm und unzugänglich. In der Gegend von Rußmoldawitza hatten sich zwei Reihen jener Ketten einander so dicht genähert, daß ihr Thalraum nur ein bequemer Tummelplatz für einen übermütigen Bach sein konnte. Wo er sich erweiterte oder schmal wurde, wo er endete — wußte niemand genau anzugeben. Er zog sich in Windungen hin, rechts und links von bewaldeten Höhen beschützt, und verlor sich mit dem lustig laufenden Bache zwischen felsigen Vorsprüngen. Da waltete überall eine beängstigende Stille.

Und eine Üppigkeit in der Vegetation, eine Farbenpracht der Flora und auf den Bergen ein Reichtum von Grün von fast erdrückender Gewalt.

Kniehohes, braungrünes Moos wucherte dort unberührt in sanften Wellen aus dem halbfeuchten Boden der Urwaldungen. Daraus hervor — nicht allzudicht — stiegen Tannen, deren Alter erraten werden könnte, deren Umfang und Schönheit aber stumm machte. Ihre stattlichen Kronen wurden vom Gewölke gestreift und duldeten über sich nur den Goldglanz des Sonnenlichtes . . . .

Hie und da lagen am Boden Riesenbäume, vom Alter unterwühlt, gespalten vom Blitz und vom Sturm zu Boden geworfen. Von außen moosüberzogen, und umwuchert von Gräsern, waren sie inwendig hohl und morsch.

Neben ihnen schossen junge Bäumchen empor, breitästig angelegt und gegen die Höhe zu überschlank, und voller jugendlicher Biegsamkeit.

Vogelsang — kaum hie und da.

Öfters ein lautes, in der kirchenartigen Stille deutlich vernehmbares Knistern und Rascheln, als wie das Brechen und Aneinanderreiben völlig verdorrter Zweige — und fast immer ein schwermütiges, weithin hallendes Rauschen . . . . .

Selten, daß der Wind stark die Zweige hob.

Kaum, daß beim stärksten Sturm die Kronen sich wiegten. . . . Es schien, als käme das Rauschen aus weiter Ebene dahergerast, verfinge sich in den Zweigen, verteilte sich als schweres Seufzen im Walde und kämpfte zwischen dem dichten Geäste wieder um Ausgang . . . .

. . . .

. . . .

Als der gellende Pfiff der Lokomotive das erste Mal die Luft jenes Thalraumes durchschnitt, — fuhr es den hundertjährigen Bäumen jäh wie ein Blitz durch Mark und Bein.

Mit ihr erschien ein Haufe Menschen.

Der wagte sich kaum über den fast unzugänglichen Waldsaum in die Tiefe des Waldes, denn alltäglich sah es hier auch nicht aus.

Ringsum waltete tiefste Stille.

Die Luft war kühl, durchdrungen vom Geruch des Harzes, das in dicken, weißlichen Tropfen aus der geborstenen Rinde herausquoll und an der Luft verdichtete, und hohes Moos hemmte nirgend den Gang. Armdicke Baumwurzeln wie Schlangen quollen aus dem Moose, hart und trotzig, und, verflochten ineinander, bahnten sie sich in tollem Ringen den Weg zur weiteren Tiefe, die, in grünes Dunkel geborgen, unheimlich gähnte.

Einer von den Ankömmlingen schlug mit einem eisernen, axtartigen Stabe an einen alten Fichtenbaum, an dessen Stamme Schwämme wuchsen gleich riesigen Schwalbennestern.

Der zuckte zusammen.

Seit er lebte, hatte er an sich keine Axt gefühlt.

Der Schlag rief ein Echo im ganzen Walde hervor, daß alle Bäume stutzten.

Der Schlag wiederholte sich — die Bäume hielten den Atem an, eine

lautlose, erwartungsvolle Stille verbreitete sich und eine Stimme sprach langsam und deutlich ein Wort aus: „Abholzen!"

Wie durch eine Kirche lief es: „Abholzen" . .

„Abholzen!" erklang es deutlich in der nächsten Nähe und fast zugleich in der Ferne. Es hallte wie erwachte Rufe wieder, erfüllte den ganzen Wald, lief ängstlich in alle Ecken und Enden und wollte nicht verstummen . . .

„Abholzen!" Es ging in ein Säuseln über. Daraus ward ein beklommenes Flüstern, ein Seufzen, endlich erhob sich ein Rauschen, wie vom Sturm hervorgerufen . . erfüllte weithin die Luft, wie ein Meereswogen, daß es unheimlich ward . . schlug bis an die Wolken hinauf, und zuletzt beschwor es ein Gewitter herab.

Schwarzgrau färbte sich der Himmel, und dann kam es.

Schwere Regentropfen fielen herab.

Zuerst einzeln und so wuchtig, daß die Blätter unter ihrer Last erzitterten und raschelten; dann dichter, und endlich in schrägen Strömen.

Blitze fuhren in die Tannen, spalteten erbarmungslos die prächtigsten Stämme, und der Donner versuchte die Berge zu sprengen.

Mit rollendem Gekrach und Getöse erschütterte er sie, als wollte er sie aus ihrer unbeweglichen Ruhe zwingen. Es schien, als rollten Riesenkugeln durch sie der Reihe nach, herausgefordert von Zeit zu Zeit von goldig zuckenden Blitzen . . .

Dann ward es still und der Regen fiel ungestört.

Laut und schluchzend fiel er . . . .

. . . .

Im Walde ward es dunkel.

Bewegungslos, mit angehaltenem Athem dem Vorgange um sich lauschend, standen die alten Bäume, während die jungen in leichtes Schwanken geriethen.

Von den am Waldessaume wachsenden Sträuchern tropften emsig übergroße Regentropfen ins Moos, und der hochangeschwollene Bach unten im Thalraume stürmte in schmutzig-plumpen Wellen über Stock und Stein fort, laut schäumend, alles mitreißend. Blumen, Forellen, trockene Äste, hie und da abgelöste Erdstücke, in völlig unbeherrschter, wahnwitziger, nie gesehener Erregung.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

An einem nebelgrauen Morgen begann die Schlacht.

Auf dem durch den engen Thalraum gebauten Bahnwege, dessen

Schienen sich wie Silberschlangen in koketten Krümmungen um den dicht neben ihnen laufenden Bach wanden — kam die Rollbahn gefahren.

Ein feindseliges Gezisch, ein gellendes, durchdringendes Pfeifen, kündigte ihre Ankunft an. Nicht weit vom Ende dieses Weges hielt sie unter Schnauben an, zornige, schwarze Dampfringe pfeilschnell in die Höhe stoßend . . .

Sie hatte den Feind gebracht.

Er stieg aus.

Mit rohem Gesichte, in zerrissenen, schmierigen Arbeitskitteln. Mit plumpen, von schwerer Arbeit unförmigen Händen; bewaffnet mit blitzenden Hacken, mit schweren, schwarzen Eisenketten — ein häßlicher, mißratener Anblick — so kam er daher.

Ein Adler, der in nächster Nähe auf einem spitzen Felsen gesessen und mit gesträubten Federn hinabgelauert — breitete plötzlich seine Flügel weit aus, schlug beleidigt und voller Zorn um sich, und schwang sich dann jäh in die Höhe.

Er kreiste lange wie in tiefer Erregung über jener Gegend, dann schoß er wie infolge einer inneren Eingebung blitzschnell in schräger Richtung hinab ins Thal, verweilte daselbst eine Weile, erhob sich dann abermals, jedoch diesmal ganz langsam empor und verschwand im grauen Gewölke gleichsam für immer . . . . Unsägliche Traurigkeit breitete sich aus, eine Art — Todesstimmung.

Man wartete.

Die Bäume regten sich nicht; die ältesten standen gewappnet in Stolz und Unnahbarkeit und glaubten gar nicht an die Möglichkeit eines Angriffes.

So viele Jahrzehnte hatten sie dagestanden, ganze Jahrhunderte! So vieles hatten sie wachsen und sterben sehen. So viele Frühlinge und Winter durchgelebt, so oft die Sonne aufgehen sehen! Die prächtige, goldblendende Sonne, die sie des Morgens in ihrem glutroten Lichte baden ließ, und des Abends segnete! — So vielen verheerenden Stürmen getrotzt! Jetzt sollten sie eines andern Todes sterben, als den ihre Vorfahren gestorben, den Tod des Alters, oder den des Blitzes?

Lächerlich!

Sie wollten sich gar nicht regen. Nicht einmal durch das geringste Rauschen ihre Verwunderung bezeugen. Nur die jungen — wenn nur die nicht so leicht ins Schwanken gerieten!

Der Angriff begann.

Mit einem wilden Hurrahgeschrei führten ihn die Söldlinge aus. Sie kletterten mit katzenartiger Gewandtheit auf den ersten Berg, als wollte einer dem anderen zuvorkommen, oder als wäre es eine Heldenthat fürs ganze

Leben, derjenige zu sein, dessen Hand die Axt an den Urwald anlegte! — Aber sie trafen auf Widerstand. Das trügerische, braungrüne Moos gab unter ihren plündernden Händen nach, und sie rutschten herab. Die kieselige Erde bröckelte unter ihren Füßen, und sie rissen sich die Hände wund, wenn sie sich festhalten wollten.

Aus dem in Fetzen herausgerissenen, an der Wurzel feuchten Moose krochen allerlei, das Sonnenlicht meidende Insekten und liefen ihnen über die Hände. Als sie einen fest liegenden, morschen Baum in wilder Kampfeslust hinunterrollen wollten, und es ihnen nur gelang, ihn ins Schwanken zu bringen, wanden sich aufgescheuchte Schlangen hervor und zischten sie an. Viele der Söldner, die nur leichte Sandalen trugen, wurden gebissen.

Stachelige Heckenrosenbüsche, deren Zweige in großen Ruten bogenförmig aufgewuchert waren, verflochten mit anderen Sträuchen und unzerreißbaren, epheuartigen Pflanzen und Disteln, bildeten undurchdringliche Wände. Üppige, hellgrüne Farren spreizten sich fächerartig in schwellender Schönheit in die Breite und Höhe, und Giftschwämme von schreiend roter Farbe drängten sich vor.

Junge Fichten wuchsen so dicht nebeneinander, streckten ihre Zweige so abwehrend von sich, daß an ein Fortkommen nur mit Mühe gedacht werden konnte. Sie zerstachen das Antlitz, zerrissen das Haar und zerrten an der Kleidung. Unförmige, buckelige Spinnen hatten Netze von Baum zu Baum gezogen, und diese legten sich gleich Schleiern vor die Augen — während Ameisenhaufen, aus trockenen, rötlichen Fichtennadeln aufgebaut, sich wie kleine Hügel vom Boden erhoben, und der Fuß wie an Glasglocken hinabglitt.

Aber sie drangen unermüdlich weiter vor.

Tief im Walde, wo sich der Boden eine Zeit lang eben hinzog, blickte ihnen etwas Leuchtendes aus dem Gründunkel des Waldbodens entgegen.

Es war umsäumt von stämmigen Fichten, von deren Zweigen langes, graugrünes Moos schleierartig in steifer Vornehmheit fast bis zur Erde hing, — von üppigen, rundblättrigen Sumpfpflanzen und vom breiten Schilfgras.

Es war ein Meerauge.

So wie ein Spiegel, umgeben vom überreichen Grün der Pflanzen, lag es unbeweglich, träumerisch da — mit klarer, glatter Fläche — bodenlos — ein ewiger Spiegel des Himmels und der Baumwipfel; ein Stück unberührtester Schönheit.

Quer darüber lag ein Tannenbaum.

Stellenweise mit kurzem Moos überwachsen und zur Hälfte im Wasser, bildete er einen Steg für leichtfüßige Waldtiere, und einen Sammelplatz für

Eidechsen und für Libellen, die ihre blauweißen, durchsichtigen Flügel im Wasser netzten und es im blitzartigen Tanz unermüdlich umkreisten . .

. . . .

„Hurrah!“

— Also doch!

„Hier wird der Urwald eingenommen!“

Es widerhallte: „Ein-genommen!“

„Hier — einhauen!“

Ein gellender Schrei des Entsetzens lief durch den Wald: „Ein-hauen!“ Das Eisen der Äxte blitzte im Halblicht, und wie ein Schlag ging es los. — Ängstlich verwirrt flatterten die in der Nähe weilenden Vögel auf, und zum ersten Male spiegelte die bewegungslose Fläche des Meerauges andere Erscheinungen wider als Baumwipfel und Himmel . . . .

. . . .

Zuerst kamen die Jungen heran.

Es wurde Maaß an die Hoffnungsreichen gelegt.

Die, welche gleich hoch, gleich gesund und gleich schlank waren, wurden ihrer grünen Kleidung beraubt und niedergehauen.

Als sie alle, an beiden Enden gleich, abgesägt waren — wurde aus ihnen ein Weg hergestellt, der zwischen den Bergen im Thalraume und fast über den Bach entlang führte. Dort, wo der Bahnweg nicht weiter fortgesetzt werden konnte, mußten sie als Pfad dienen. Ein Stamm wurde dicht neben den anderen gelegt.

Solchergestalt bereitete man eine Straße für die übrigen Truppen vor, und die zog sich in Windungen lang zwischen den zwei Bergreihen und bot einen traurigen Anblick. Auf diesem Wege sollten dann die hundertjährigen Riesen überführt werden. — Als man sie auf der Erde dicht aneinander reihte, erhielten sie wuchtige Axthiebe in den Kopf und in die Füße, daß aus ihnen Blut rann. Der Bach, der dicht neben ihnen dahineilte, preßte sich von unten herein, rieselte sanft zwischen ihnen hervor, wusch sie ab und trank ihr Blut auf. — Stellenweise, wo die Sonnenstrahlen am längsten verweilten, setzte es sich an Gestein fest und färbte es für immer rot.

Bis diese gemieteten Söldner mit allem fertig geworden, verging eine lange Zeit und sie wurden fast wild darüber.

Sie gingen nie ins Thal, bekamen nie ein Weib zu Gesichte, ihre Kleidung war in Teer getaucht, Haar und Bart wuchs ihnen lang und verlieh ihnen ein wildes Aussehen.

Mittelst der Rollbahn erhielten sie jede Woche Lebensmittel, vor Ungewitter und Kälte schützten sie Hütten aus abgehackten Tannenzweigen,

welche in massenhafter Fülle umherlagen. Die von Harz durchdrungenen Baumrinden, die gleich riesigen, braunen Papierrollen an der Sonne trockneten — wurden des Abends auf den Höhen rechts und links in großen Haufen angezündet und loderten in roten, gierigen Flammenzungen als Lebenszeichen der Söldner empor.

So stärkten sich diese zum Kampfe mit den Hundertjährigen.

Endlich kam die Reihe auch an diese.

Eine Nacht zuvor — es war eine lichttrunkene Nacht — hatte sich der Mond zu einer großen, mattroten Scheibe erweitert.

In der Stille, die mit dem Dunkel gewachsen war, schien das Gebirge mit seinen unabsehbaren, dunklen Waldungen von stoischer Ruhe. Das Mondlicht durchschimmerte die zartbläulichen Nachtnebel, erleuchtete die Ferne mit klarem Licht und schien sich den auf den höchsten Gipfeln stehenden Wipfeln der Bäume mitzuteilen. Sie waren von seinem Schein wie verklärt und lösten sich darin gleichsam auf.

Flehentlich blickten sie empor.

Sie nur allein?

So viele ihrer da waren — und ihre Anzahl war so groß, daß niemand im Stande war sie anzugeben — sie blickten alle zur Höhe und flehten um Leben! Selbst die Luft war geschwängert von Sehnsucht nach Leben. Sie roch nach Üppigkeit, nach unersättlichem Dürsten und schien der Atem tausender und abermals tausender lebensgieriger Wesen zu sein.

Ein Duft, der an berauschende Leidenschaft gemahnte, an vollendete, begehrende Reife, strömte aus der Tiefe des Waldes und riß auch die mit sich fort, die seither nur in keuschverstecktem Erwarten da standen, den Wunsch voll zu leben als schamhaftes Geheimnis im Herzen bergend.

Die Farren lösten ihre prophetischen Zungen.

Die Kelche der keuschesten Blumen wurden zu vollendeten Blüten. Die Angst, daß sie morgen zu leben aufhören könnten, erweckte in ihnen die Gier, nebeneinander zum letzten Mal in vollster Pracht zu prangen. Morgen würden sie vielleicht schon zertreten daliegen, ihre Kronen entblättert und gebrochen werden. Morgen würde vielleicht niemand mehr wissen, daß sie waren und voll Schönheit waren. Der Waldboden belebte sich mit Johanniskäfern, die wie Lichttropfen im Moose glänzten; Grillen in erstaunlicher Menge riefen sich an und antworteten und wollten gar nicht verstummen. Es herrschte in ihnen die Stimmung, aus sich selbst herauszutreten, nach Schwelgereien, nach rückhaltlos entfesselten Gefühlen, welche nur die vornehme Stille der Nacht dämpfte.

Lachen nie gekannten Entzückens, vermischt mit schweren Schmerzens-

thränen, ließ sich hören, und eine Sehnsucht, weich wie ein Sammetmantel, lag auf allem und rief immer mehr Wünsche und Liebe zum Leben hervor. .

Seltsam waren die Laute um die Stille dieser Nacht . . . . . zärtlicher als Musik. Mehr ein Geflüster, vereint mit dem weichen Dunkel der Nacht — oder wie das Fallen von Wassertropfen von Blatt zu Blatt nach ersehntem, mitten im Sonnenschein gefallenem Regen. . . . .

. . . .

Eine lange, kampfesvolle Zeit — und die Hundertjährigen waren gefallen.

Starre, steife Majestät, so lagen sie gebettet im eigenen Grün. Ihre zurückgebliebenen Stümpfe mit den runden, an die Oberfläche der Erde herausgewucherten Wurzeln klafften verstümmelt aus dem Grase.

Noch lagen sie auf den Höhen — jedoch nicht mehr vereinzelt.

Besäet waren die Berge mit ihren Leichen, rechts und links, schräg und quer und wagerecht. Dicht nebeneinander, Kopf an Kopf, gruppenweise oder auch übereinander, oder wie es sonst der Zufall im Stürzen gewollt. — Aus der Ferne sah man nur abgemähte Waldungen!

Bis zur Nacktheit ihres Schmuckes entblößt, der sich Jahrzehnte, Sommer und Winter hindurch, in seiner schwellenden Schönheit unverändert gehalten — starrten die Berge beschämt gegen den Himmel, vergeblich bemüht, mit den Überresten der einstmaligen Kleidung die unförmigen Glieder zu verhüllen.

Verratene Adler und verwaiste Habichte flogen schwermütig umher, und während die Adler, von Zeit zu Zeit nach ruhelosem Fluge ausruhend, zornig ihre Gefieder sträubten, die schwarzen, feindselig funkelnden Augen spähend in das Thal gerichtet — zogen die Habichte stille, langsame Kreise über den Gefallenen. . . . .

. . . .

Als man die Gestürzten von ihrer Höhe zog, gab es einen Kampf auf Leben und Tod.

Viele Sölbner büßten ihr Leben ein, viele wurden für immer zu Krüppeln, und andere lagen schwer verletzt monatelang im Thale.

Größen zu stürzen!

Solche, die ihre Plätze hunderte von Jahren behauptet hatten! Deren Wurzeln in das Innerste der Berge ihre Fasern erstreckt und sich mit denen anderer Gewächse für immer verkettet hatten! Zu stürzen, ohne sich zu beschädigen, ohne den jungen Nachwuchs zu vernichten und ohne die nähere Umgebung zu verwüsten! Gleich nie ermüdenden Käfern krochen die Sölbner auf die unzugänglichsten Orte, bewaffnet mit Ketten und allerlei Werkzeugen.

Zuerst wurden die Gefallenen ihrer Rinde beraubt.

Die gab viel zu schaffen.

Festgewachsen an das Fleisch, war sie hart und spröde und ließ die Äxte von sich abprallen. Erst nach langem Hacken sprang sie in Splittern auseinander und fiel auf die reiche Fülle elastischer Zweige, die, abgetrennt vom Körper, nunmehr im Grase verdorrten. Dann wälzten kraftvolle Hände mit Todesverachtung die schweren Riesen vorwärts.

Unter öden, gleichzeitig ausgestoßenen Aneiferungsrufen, die mehr den Schreien wilder Vögel glichen, als harmonischen Menschenlauten — verrichteten die Schlächter diese Arbeit, während helle Schweißtropfen ihnen über die Stirnen rannen und Blut aus den verletzten Händen floß. — Der Aufenthalt in der Einsamkeit und die Verwilderung stimmte sie bei solchen Unternehmungen tollkühn, und die Aussicht auf einen hohen Lohn entzündete in ihren Augen das Gefunkel des Sieges.

Herab bis zum Bergfuße zerrten sie die Kolosse. Dort wurden dann schrägfallende Brücken aus runden Balken gebaut, — und über diese hinrollend, wurden die Großen dann dicht nacheinander dröhnend zur ebenen Erde fallen gelassen.

Sie blieben nicht lange liegen.

Große Eisenhaken wurden ihnen in das Haupt getrieben; Pferde wurden vorgespannt, und über den Weg, der aus den Jungen hergestellt wurde, zogen sie die Riesen hinunter, langsamen Schrittes und gesenkten Kopfes.

Hellrotes Siegesfeuer prasselte nach solcher Ueberwindung in die helle Nacht hinein, während die Helden, im Kreise lang ausgestreckt, ihre Pfeifen rauchten und die Widerstandskraft des Urwalds besprachen.

Unten harrte der Besiegten die Rollbahn.

Sie bestand aus vielen, aneinandergeketteten Wagen und einer ungeduldig schnaubenden Lokomotive.

Auf jeden Wagen wurden fünf bis sechs Stämme geladen und mit armdicken Ketten zusammen befestigt. Und zwar mit solcher Enge, daß sich das Eisen in ihr von der Rinde entblößtes Fleisch einschnitt und stellenweise Blut herausquoll. Das sammelte man auf, knetete es zu einem Ballen, und, in glühende Kohlen getaucht, daß es Feuer fange, wurde es in nebeligen Herbstnächten als Fackel bei der Überführung benutzt. — So gefesselt, jagte die Bahn mit ihnen hinunter ins Thal, von Zeit zu Zeit einen gellenden Siegespfiff erlassend . . . .

Im letzten Wagen saß ein Aufseher.

Seine Wärterhacke in die Brust des Obenaufliegenden eingehackt, saß er mit verschränkten Armen und stumpfen Blicken da.

So oft machte er diesen Weg!

So oft hatte sein Blick auf den Kämmen dieser Berge geruht, so oft war er den Krümmungen der Bahn gefolgt — daß er nunmehr ermüdet den Blick zurückwandte. Die, über welche er die Aufsicht hatte, verhielten sich ja still. Sie grüßten die Gegend, durch die sie fuhren, und nahmen von ihr Abschied. . . . Rechts und links erhoben sich Berge; die waren noch mit Nadelholz bekleidet. — Das waren Genossen, Jahrzehnte lang, und von diesen schied man für immer.

Niemals mehr sollten sie ihr eigenes Rauschen vernehmen. . . . .
Und sie suchten zu errathen, wohin sie geführt würden.

Daß es hinunterging in ein weites Thal, wo Berge zurücktreten mußten, wo anstatt eines Baches schon ein Fluß wogen mochte — wußten sie. Die Bahn jagte rasend dahin und wand sich durch die Engen wie eine Schlange; ob es aber zu den Menschen ging?

Sie dachten an die Zeit der Stille, wo sie so stolz gestanden und ihre Kronen nur stolze Adler berührt.

Jetzt lagen diese Kronen tief unten . . .

Und dann . . wie alles über sie hereingebrochen, und sie auch ohne Kronen fielen . . . .

Ging es also zu denen, die ihr Schicksal beschlossen und sie zu stürzen sich das Recht erkauft? — Oder zu Menschen, welche weder Sonntag noch Feiertag kannten und von Schönheit nie etwas gewußt? Aber nein; außer diesen mußte es auch noch andere Menschen geben, vielleicht ihnen selber ähnliche . .

Ihnen ähnliche!

Als sie nach stundenlanger Fahrt durch Urwälder in das Thal herauskamen, sahen sie hie und da einzelne Hütten. Zuerst auf den Bergen und dann an der Dorfstraße, welche sich an den Bahnweg schloß und mit ihm parallel lief. Die Hütten waren klein, bedeckt mit Brettern, darüber Steine lagen, und einzelne hatten auch Schindeln.

An einem Schankhause, das zum Vorschein kam, hielt die Bahn still. Sie hatte Fremde und Arbeiter mitzunehmen, die da ihrer harrten.

Hier sah man auch die Bewohner jener Hütten.

„Huzulen"*) nannten sich die.

Groß und kräftig mit slavischen Zügen, in malerischer Tracht, so lagen und saßen sie dort.

Dort ein junges Weib mit etwas abgespannten, aber schönen und fast kindlichen Zügen, gekleidet nach der Sitte ihres Volkes, buntfarbig und reich.

*) Kleinrussische Bergbewohner.

Sie rauchte aus einer Pfeife und blickte gleichgiltig vor sich hin, unbekümmert darum, daß ein Haufen fremder Menschen sie mit Blicken schier verschlang.

Ihre Genossen — prächtige Männer, schlank wie Tannen und elastisch wie Rohre, saßen umher in der Stube, in der bequemsten Haltung von der Welt.

Ihre Tracht war nicht minder originell.

Blutrote Beinkleider, dazu schneeweiße, reichgestickte Hemden und ebenso reichgestickte, kurze, ärmellose Schafspelzchen. Breite, buntfarbige Ledergürtel, behängt mit Fingerhüten und allerlei glänzendem Tand, und Hüte mit hohen, emporgeschlagenen Krempen, geschmückt mit Pfauenfedern — vervollständigten die Kleidung.

Da es ein Feiertag war — so versammelten sie sich da zum Tanz. Zwei von ihnen spielten auf den Geigen ihren Nationaltanz, die Kolomyjka. Ein anderer lag auf der Bank in seiner vollen Länge ausgestreckt, blickte träumerisch durch die offenen Fenster hinaus und ließ sich neugierig betrachten.

Alle ließen sich betrachten, ohne es zu fühlen, gerade wie Kinder, allein selber bezeugten sie fast nie Erstaunen oder Neugier, weder für die fremden Ankömmlinge, die kaum einmal im Jahre in ihre Gegend kamen, noch für andere Vorgänge in ihrer Umgebung. Während die Lokomotive mit ihrem jedesmaligen Erscheinen ihre nachbarlichen Dorfbewohner gewöhnlich in Aufregung versetzte, — wandten sie kaum die Köpfe nach der Seite. Das war ihnen ein Schauspiel, so weit und so fremd, sie hatten damit so wenig gemeinsam, als wären sie aus einer anderen Welt und sollten damit so wenig in Berührung kommen, wie mit den Wolken da droben!

Viel mehr Ähnlichkeit besaßen sie mit denen, die gefesselt auf den Wagen ins Thal geführt wurden.

So unberührt waren sie auch aufgewachsen, so harmonisch, so eigenartig in ihrer Schönheit und in ihren Sitten. Auf steilen Höhen in ganz für sich gelegenen Erdenwinkeln führten sie ihr Dasein, ohne Herren und Knechte. Unwissend bis zur Rührung und für alles Große der Zivilisation verständnislos, begegneten sie ihren Errungenschaften mit kindlichem Lächeln auf den Lippen.

So waren sie, jene Kinder der Wälder, die um keinen Preis Hand anlegen wollten an die, die von ihrer Höhe gestürzt wurden.

„Wer seid Ihr?“ hatten sie mißtrauisch die gefragt, die gekommen waren, sich den Nutzen der Schlacht auszurechnen — „welchen Glaubens? Wohl keine Christusmörder?“ — Und dabei griffen sie nach ihren feingeschnitzten Hacken, die sie fast nie aus den Händen ließen.

Für Waffen hatten sie Sinn.

Als sie zum ersten Male die Rollbahn fahren sahen, bekreuzten sie sich und spieen weit von sich.

Das ging nicht mit rechten Dingen zu, und sie wollten nie eine Gemeinschaft mit jenen haben, die solch Ungetüm lenkten. Sie hielten sich auch fern von dem ganzen Getriebe, und unter der Menge Kerle, die bei der Schlacht beteiligt waren — befand sich kein einziger Huzule.

— „Hacket selber, was Gott geschaffen, ihr Hundeseelen! . . . uns laßt in Ruhe!" hatte einer voller Haß über die Aufforderung, beim Abholzen mitzuhelfen, geantwortet.

Und man ließ sie in Ruhe.

Ihre Welt war Berg und Wald, und nur da gediehen sie zur Vollendung. Gleich prächtigen, glühroten Blüten schimmerten sie in ihrer schönen, malerischen Tracht zwischen dem Grün der Bäume, oder auf flinken, starkmähnigen Pferden, deren Zucht zu ihren Lieblingsbeschäftigungen gehörte.

Durch Wälder scholl auch das Echo ihrer schönsten Lieder.

Das waren Menschen, die den Stämmen ähnlich waren . . . . .

Als sich die Bahn in Bewegung setzte und immer rascher vorwärts flog, sahen die im letzten Wagen Fahrenden durch die weit geöffneten Thüren und Fenster des Schankhauses, wie dort im großen Kreise Männer und Frauen im wilden Reigen tanzten! . . . Ein unvergeßlicher Anblick, flüchtig wie ein Blitz und ebenso zündend . . .

Eine einfache Melodie zweier Geigen brachte sie ins Feuer. In übersprudelnder, unbeherrschter Lust tanzten sie.

Ihre Kleider und Tücher wehten im Kreise, und von Zeit zu Zeit stießen sie helle Freudenrufe aus. Es sah aus, als tanzten sie ihr Glück zu Ende und wollten sich jetzt damit sättigen für alle Zeit . . . . .

Vor dem Hause standen andere in Gruppen, oder lagen da — aus kurzen Pfeifen rauchend, langgestreckt bei ihren Pferden. Es war, als flöge das Haus mit dieser Pracht voller Farben und Lebensfülle an der Bahn vorbei . . . . .

Ein schönes Weib . . eine junge Witwe . . sprengte auf einem halbwilden Pferde den übrigen zu.

Ihr nach jagte ebenso toll ein Schwarm junger Burschen.

Sie ließ sich nicht einholen. Den Kopf über die Schulter nach ihnen gewandt, mit ausgestreckten Händen dem Pferde freie Zügel lassend, lachte sie ein schallendes, sorgloses Gelächter!

Alle diese Sorglosen, in wilder Lustigkeit Zurückgelassenen lachten noch dieses Lachen!

Noch fühlten sie keinen Schauder beim Kommen und Gehen jenes feind-

selig zischenden Ungetümes, das mit seinem Erscheinen Licht, aber auch namenloses Elend brachte!

Noch hatten sie keine Ahnung von jener tiefen, zersetzenden Sehnsucht, mit dem kranken Lächeln um die Lippen, die nur die Bildung und Kultur hervorruft! . . . Sie lebten in den Tag hinein, unbekümmert um die Zukunft und ihre Gestaltung, ihre Wünsche waren klar und bündig und die Bedingungen ihres Glückes . . . . Sonnenschein und ein blauer Himmel.

. . . .

Im Thale waltete reges Leben.

Eine große Dampfsäge war im Betriebe.

Ziegelrote Schlöte von imposanter Größe erhoben sich vom Boden und spieen schwarze Rauchwolken unter den Himmel — während im Fabrikgebäude ein Getöse herrschte, ein Brausen und Zischen, daß alle anderen Laute übertönt wurden.

Rings herum lagen tausende von Brettern, hochaufgestapelt, fertig zum Transport und kreuzweise übereinander gelegt, schmale und breite, und Massen von noch ungeschnittenen Stämmen harrten ihres Todes.

Da lagen noch Riesen von mehreren Metern Umfang, wahre Wunder an Alter und Schönheit, und schlanke, blutjunge Tannen.

Fast ohne Unterbrechung wurden frische Stämme in die Fabrik hereingewälzt, um schon nach kurzer Zeit, in dünne Bretter zerschnitten — hinausgeschoben zu werden. Die Bahn brachte immer neue Opfer, und der eine ruhende Moloch verarbeitete sie in erstaunlich kurzer Zeit.

Auch diesmal wieder.

Die Lokomotive wurde von den Wagen abgetrennt, und diese rollten allein mit ihren Gefangenen ein Stück vorwärts und nach dem Lagerplatze zu.

Hier wurden den Stämmen die Ketten gelöst, und man lud sie ab.

Als sie am Fabrikeingange vorbeigerollt wurden, vernahmen sie die Worte des Sägemeisters, mit denen er einen Gast belehrte: „Die Waldungen wurden von der Firma O. & C. vom Religionsfonds gekauft. Man sägt schon sieben Jahre und hat noch drei Jahre zu sägen. Täglich werden siebenhundert Stämme zerschnitten . . ."

Siebenhundert Stämme täglich!

Wie ergreifend deutlich das klang! — Siebenhundert ihrer Genossen täglich vernichtet, die jeder von ihnen Jahrzehnte, ja, zu hunderten von Jahren gebraucht hatte, um sich zu diesem Umfange zu entwickeln!

Und hier lagen noch Türme von Stämmen. Tausende und tausende lagen noch daheim, auf den Gipfeln der Berge, die herunter zu schaffen, man sich bis zum Schluß aufgespart; — und wieder Massen auf den Roll-

brücken aufgeschichtet. Dreimal im Tage brachte die Bahn die Opfer herein. Dazu hatte man es so eilig mit ihrem Vernichten und geizte mit jeder Stunde im Tage!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit glühendem Eisen hatte man die frisch angelangten gezeichnet und sie dann in das Getriebe ringsum blicken lassen.

Sie sahen, wie Arbeiter — genau solche, wie die halbverwilderten oben es im Walde — hier unten arbeiteten.

Wie sie massenweise gleich unermüdlichen Ameisen umherwimmelten drinnen und draußen. Wie sie den dröhnenden Eisenmoloch, der in der Vernichtung wahre Wunder leistete, pflegten und sich geradezu aufopferten, um es ihm nur an nichts fehlen zu lassen.

Sie sahen und vernahmen vieles.

„Ja, ja," hörten sie einen Arbeiter erzählen, den man den „Närrischen" nannte, „so verheeren ausländische Antichristen die schönen Waldungen, die Gott unserem Lande zur Freude wachsen ließ! . . Weiß Gott . . die „Kutten" behüteten ihn schlecht und werden es dereinst schwer zu verantworten haben. Und nun soll all dies wunderschöne Holz fort, vielleicht übers Meer? Und was unser Land davon hat? Frage man nur diese Kirchenratten, die das große Wort bei der Verwaltung reden, die im Wohlstand schwelgen und fasten, daß ihre sündigen Leiber aus den Fugen gehen. Fraget sie, was unser Land davon hat!" — Und nach einer Weile, während welcher er sich Sägespäne aus den Augen gewischt hat — rief er weiter:

„Man baut schon auch nach der anderen Seite hin den Bahnweg. Es heißt wieder: „Auf neue zehn Jahre gepachtet!" Ja, nur noch zehn Jahre und dann noch einmal zehn Jahre, und aus wird es sein mit dem Reichtum unseres Landes. Verfluchte Gerechtigkeit! — daß ich doch nicht lieber deinen Leib zersägen kann, anstatt dieses Stammes da, und alle die Höllenöfen da unten nicht lieber jene Teufelsbr . . —" eine schallende Ohrfeige des Sägemeisters machte dieser Rede ein Ende.

„Daß du lieber aufpaßt auf deine Affenpfoten, anstatt daß du dein Mundwerk ewig in Bewegung hast — verdammte Brut noch mal!" . . . . Die Antwort des Gezüchtigten ging in dem betäubenden Getöse verloren, denn neu hereingerollte Stämme rollten unter die Säge.

Die einen kamen unter zehnblätterige Sägen, andere unter fünfzehn-, und wieder andere, die Hundertjährigen, unter zwanzig- und mehrblätterige. Mit einem ohrenzerreißenden Gezisch, das sie zunächst betäubte, ehe sie getötet wurden, fuhren die Sägen in ihre Leiber. Mit den scharfgespitzten Zähnen zerschnitten sie mit blitzartiger Schnelligkeit die schönen Stämme;

während dessen sprudelten Sägespäne aus ihnen hervor wie Blut und überschütteten sie.

Als die Sägen den letzten Riß thaten — es zog wie ein schriller Mißton durch den Raum — zerfielen die einstmals so stolzen Riesen in dünne, blasse Bretter und hörten auf zu sein für immer. . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Arbeiter mit Riesenkarren kamen eilig und gingen.

Sie fegten die Sägespäne zusammen, die sich am Boden angesammelt, führten sie fort und schütteten sie in den Schlund der Öfen im Erdgeschosse. Ohne Unterbrechung führten sie diese Arbeit aus, tagaus, tagein.

Andere zogen die in Bretter zerfallenen Stämme fort und schleuderten sie derart wuchtig auf den Lagerplatz, daß sie im Niederfallen noch einmal wie elastische Stahlblätter emporschnellten.

Wieder andere schoben schlanke Tannen unter streifenartig schneidende Sägen, und noch andere schmiedeten und schärften Sägen und besäeten ringsum alles mit rotblitzenden Funken. . . . .

Auf dem Lagerplatze wimmelte es auch von Menschen.

Die einen schoben Bretter heraus, andere stapelten sie auf. Es war ein Lärmen und Rufen, ein ewiges Kommen und Gehen, eine fieberhafte, nach mathematischer Genauigkeit bemessene Thätigkeit, hervorgerufen durch den Koloß der Maschine, der eine Hitze entströmte zum Ersticken.

Lautlos, schien es, bewegten sich die Riesenräder, umschlungen von breiten Riemenbändern, aber die Luft war erfüllt von ihrem Getöse und die Gegend weit bis in die Wälder belebt. Nur in der Nacht war es totenstill.

Wie ein Wächter stand da der schwarze Schlot und übersah finster das Kriegslager.

Da lagen die weißen entblößten Stämme in großer Menge, umflossen vom sanften Mondlicht wie starre Leichen.

Die zur stolzen Höhe aufgestapelten Bretterreihen, zum Transporte vorbereitet, schimmerten silbergrau, und von der Seite betrachtet, schienen sie bloße Linien zu sein.

Stämme.

Überall, wohin der Blick fiel, lagen Stämme, Holz, Bretter, Abfälle; und zwischen all' diesen Haufen schlichen lautlos Bluthunde wie Gespenster umher, große, ungeschickte Schatten werfend und schnüffelnd nach Eindringlingen. — Seitdem die Fabrik einmal in Flammen gestanden, wurden sie zu Wächtern auserkoren.

Aber niemand drang hinein; niemand störte die Ruhe der Gefallenen. . . .

Halbleises Gemurmel des Gebirgsflusses, welcher unweit der Fabrik unter dem Walde floß, drang weich und eindringlich herüber, während der Wald eine dunkle, unübersteigliche Mauer um das ganze Thal bildete, über die nur der Mond herüber konnte.

Und der kam auch allnächtlich herüber.

Blaß und still und unbeweglich, als sei er gänzlich ermattet vor Wehmut und als thäte es ihm wohl, seine Strahlen in den bläulich durchsichtigen Nachtnebeln aufzulösen oder hie und da in den dunklen Ton des Wassers zu tauchen. Das Wehgemurmel der Wellen stimmte ihn so schwermütig, und er vermochte es nicht zu überhören.

„Wohin? Wohin? Wohin?“ murmelten sie unermüdlich Nacht für Nacht und leckten gierig das Ufer und plätscherten schmeichelnd in hörbaren Lauten an große Steine, die hie und da aus dem Wasser plump hervorragten.

Aber sie erhielten keine Antwort.

Auf dem Lagerplatze blieb es still.

Die Stämme lagen entseelt und die Bretter steif und ausgestreckt. Er aber sah die Antwort. Wohin er sein blasses Antlitz auch wenden mochte, sah er auf den zum Transport bestimmten Brettern die in schwarzen Lettern geschriebenen Worte: „Nach Batum“ — „Nach Batum“ — „Nach Batum“.

. . . .

Hochsommer.

Versengend schienen die Strahlen der Sonne, und die Luft war schwül und heiß.

Einzelne Wolken, die sich am Himmel eingefunden, waren düster und regenschwer. Von Zeit zu Zeit hob sich ein leichter Wind und dehnte die Wolken in die Breite und zu unheilverkündenden Schatten. Eine zeitlang schien es, als ließen sie sich von ihm bewegen, fortzuziehen, als übte die Macht der Sonne einen zerstörenden Einfluß auf sie aus; — allein um die Mittagszeit blieben sie plötzlich in ihrem Fluge stehen und hingen als gräulichschwarze Massen über den Bergen.

Es war nach der Schlacht.

Ringsum herrschte öde Stille.

So weit das Auge über die Bergreihen reichte, begegnete es der tiefsten Verwüstung, und die abstoßende Nacktheit der Höhen rief Stimmungen der Leere hervor. —

Weißliche, verwitterte Baumstümpfe klafften dicht neben einander gleich Gerippen aus dem vergilbten Grase hervor. Überflüssige, zurückgelassene Bäume lagen in großer Anzahl verstümmelt umher, und von der Rinde entblößte Stämme, die sich als morsch erwiesen, moderten unberührt.

Große, ausgebrannte Erdstellen mahnten an Brandwunden und gaben Zeugnis vom Sieg der Flammen, die hier so oft das Dunkel der Nacht wie rote Zungen durchflackert und jedes in ihrer Nähe befindliche Element gierig verzehrt hatten.

Stöße von Fichtenrinden lagen als dunkelbraune Fetzen und Rollen halbverfault umher, und erdrückend schwer lasteten haufenweise Holzspäne auf dem Grase. — Alte, vom Blitz zerspaltene Tannenbäume, unangetastet zurückgelassen, standen da, die halbverdorrten Äste weit von sich streckend gleich hinfälligen Greisen, vergeblich bemüht, den Wind in ihren erschütterten Zweigen aufzuhalten.

Von Zeit zu Zeit zog durch die Luft ein klägliches, trauriges Knarren. Es rührte her von gesunden, einzeln zurückgebliebenen Fichten, die, jugendschlank und von fast schwindelnd hohem Wuchs, nur in der höchsten Spitze bekleidet waren. Diese Wipfel neigten sich jetzt bogenförmig zur Erde, als hinge zwischen ihren kurzen Kronenzweigen ein Zentnergewicht und zöge sie nach unten. — Preisgegeben den Launen des Windes, bar des Schutzes und ohne jeglichen Halt, wiegten sich diese Fichten trauervoll hin und her und knarrten endlos, ruhelos . . . . Junge Tannenbäumchen, einst von hellichtem, fast schimmerndem Grün bedeckt, waren gebrochen und für immer vernichtet.

Farren ließen ihre Blätter wie ausgefranste Lappen hängen, und beraubt des Schattens, verblaßten sie und starben langsam im Sonnenglanz. Das alte hohe Moos, herausgerissen, zerfetzt und mit der Wurzel zur Sonne gekehrt, war ausgetrocknet, und denselben Tod erlitt auch das schwellende, reiche Gras.

Die reichen Waldbüsche, Himbeersträuche, Wachholder und andere widerstandsfähige Gewächse und Blumen, die einst voller Üppigkeit gewuchert, waren am Boden auseinandergezerrt. Denn über alle wurden ja tausende und tausende Kolosse gewälzt! . . . . .

Hie und da zur Erde gedrückte Maulbeersträuche, ihrer Kraft noch nicht beraubt — trugen reichlich ihre blutroten Beeren und sie schimmerten aus der Ferne aus mattgrünem Hintergrunde hervor wie grelle Blutlachen . . . .

Kleinlaut sickerte zwischen dem Gestein der einstmals übermütige Bach. Massen von abgehackten Zweigen, Baumrinden und Holzspänen dämpften sein lautes Rieseln für lange, unbestimmte Zeiten.

Adler und Habichte verließen ihre Stätten und verirrten sich nur selten in diese Gegend. Kaum daß sie einige Male zur Frühlingszeit im raschen Fluge die einstmals so stolze Heimat passierten. Öde, verwüstet, bar aller ursprünglichen Schönheit, eines fast erdrückenden Reichtums — waren die Berge gleichsam zum Hohne zurückgeblieben und konnten es nicht ver-

hindern, daß die sengenden Strahlen der Sonne die zurückgebliebene Flora, welche den tiefsten Schatten erforderte — erbarmungslos ausbrannte.

Die zurückgelassenen, kaum dem Boden entwachsenen Fichten und Tannen, welche durch Zufall unverletzt geblieben waren — standen traurig und verlassen.

Stürme und Sonnenglut zogen abwechselnd über ihre jugendlichen Kronen, die lange nicht gestählt genug waren, um all' das Ungemach der Witterung zu ertragen. Die Hundertjährigen hatten sie mit ihren stämmigen Armen bis jetzt vor allem geschützt — aber nun?

Und wenn sie auch allem trotzten? Aller Sonnenglut, die so gierig ihre jungen Säfte austrank, allen Stürmen, die ihre Kronen zu brechen begehrten, aller Kälte und allen übrigen äußerlichen Gefahren — was dann?

Vergriff sich dann nicht auch an ihnen, wenn sie schon in ihrer stolzesten Pracht da ständen, in Üppigkeit prangend — über sich nur den Himmel anerkennend — dieselbe ruchlose Hand? Und sie beschlossen zu sterben.

. . . .



Gedichte von George Cosbuc.*)

(Bukarest.)

I.

Hirtenmädchen.

Schatten überwächst die Erde,
Und der Tag gebeut nicht mehr.
Mit der Dämm'rung Wiederkehr
Klimmt zu Thal die Lämmerherde.
Und, vom Abendrot die Wange
Glühend, schreitet hinterher
Hirtenmädchen mit Gesange.

„Heil'ge Sonne, gute Ruh,
Gute Nacht! In Friede scheide!
Morgen grüßen wir uns beide,
Singend ich und lächelnd du.
Kommst du morgen mir entgegen,
Einen Silberblütenregen
Streue mild der Erde zu!"

Sonne hört das Mädchen hold,
Eh sie ganz hinabgesunken;
Einen Kranz der hellsten Funken
Flicht sie ihm ins Lockengold.
„Halten Wolken mich verborgen,
Schau dein Bild im Bache morgen,
Siehest dann, was du gewollt."

Trübe, sonder Sonnenlicht
Kommt ein neuer Tag geschritten.
Hirtin weilt in Waldesmitten,
Wo der Quell aus Felsen bricht.
Über Hals und Schultern hell
Ist ihr Haar herabgeglitten,
Und die Sonn' entstrahlt dem Quell.

Wien.

Deutsch von Robert F. Arnold.

*) Über diesen bedeutendsten Lyriker des jungen Rumäniens vergl. „Gesellschaft" 1896. Heft VI, S. 426. D. Red.

II.

Romanze.

Ein Kuß — ein seliges Umfassen —
Spät war die Nacht im Mond April —
Nun singen unser Liebesspiel
Die Kinder aus auf allen Gassen.
Wohl, zu den Menschen drang kein Laut,
Der das Geheimnis keck zerrissen,
Die Sterne nur, die alles wissen,
Die Sterne haben zugeschaut.

Ein Sternlein schoß aus seiner Bahn,
Erzählte unsern Kuß dem Meere,
Das Meer vertraute es der Fähre,
Dem Schiffer sagte es der Kahn.
Am Ufer standen Mädchenscharen,
Die lauschten heiß dem Schiffermund
Und lachten dann von Herzensgrund,
Wie Blüten weiß aus schwarzen Haaren.

Die Mädchen sangen laut ein Lied,
Das nahm der Wind auf seine Schwingen,
Und alles, Liebste, was sie singen,
Ist Hohn aus neidischem Gemüt.
So von der Nacht im Mond April
Kann alle Welt sich singen lassen,
Drum singen aus auf allen Gassen
Die Kinder unser Liebesspiel.

München. Deutsch von Leo Greiner.

III.

Lied des Spinnrads.

Ein Lied mußt' ich mir singen,
Wenn so das Spinnrad rollt,
Ein Lied mußt' ich mir singen
Und hab's doch nicht gewollt.
Das Rad allein ist Schuld daran,
Das drehte ewig sich,
Und ewig sang es vor mir,
Und also sang auch ich.

Und ewig mußt' ich's singen,
Und wo ich immer bin,
Und was ich immer thue,
Mir kommt's nicht aus dem Sinn.
Sitz' ich am Herd und spinne,
Geh' ich die Straß' entlang, —
Weiß nicht woher es kommen,
So trauervoll und bang.

Steh' abends ich beim Mahle,
Der Thränen Flut erwacht,
Nicht duldet's mehr mich drinnen,
Hinaus in Wind und Nacht,

Hinaus in Wind und Wetter,
Und in die Felder weit,
Die glüh'nde Stirn zu kühlen,
Zu singen all mein Leid.

Ich stand am Mühlenrade,
Das dreht sich fort und fort,
Das singet und das raunet,
Und Sinn hat jedes Wort.
So singt und dreht sich's vor mir,
So sing' auch ich das Lied, —
Es schlägt ein Kreuz der Müller,
Wenn er von fern mich sieht.

Ich ging an Flusses Ufer,
Daß ich ein Grab mir find',
Dem Lied und auch dem Leide;
Doch da begann im Wind
Ein Pappelbaum zu singen,
Und in die Melodie
Drauf stimmten ein die andern,
Da sang auch ich, wie sie.

Und durch die Wiesen irrt' ich
Und durch die Wälder dann,
Wie klagt es rings und singet
Im Felde wie im Tann.
Kein beff'rer Ort zum Weinen
Als tief im Wald allein,
Ach, alles weint, — das Dorf nur
Versteht nicht, was ich wein'.

Nur Schuld dran ist das Spinnrad,
Das drehte ewig sich
Und sang und sang ein Lied mir,
So lernt es denn auch ich.
Und wie die Tage schleichen
Freudlos und kalt daher,
Ach, besser wär's, wenn alles,
Alles vorüber wär'.

Ach, wär es doch vorüber,
Und fänd' ich einen Ort,
Wo ich so recht kann weinen
Und weinen immerfort.
Jetzt aber zürnt der Vater,
Die Mutter schilt und schmält,
Und in die Augen blickt mir
Im Dorfe alle Welt.

Die Nacht nur ist mir Freundin,
Wo niemand mehr mich sieht,
Dann klage ich und weine,
Bis daß der Morgen glüht.
Tief in die Kissen grabe
Den müden Kopf ich ein
Und weine, denn dann sieht es
Ja nicht mein Mütterlein. —

Berlin. Deutsch von Georg Adam.



Kritik.

Lyrik.

Wilhelm Eberhard Ernst, „Gedichte“. — (Berlin, Gropius.) — 98 S. 8.

Einbandleinen, Papier, Druck, Schnitt erinnern sofort an Julius Harts kürzlich erschienenes Gedichtbuch „Triumph des Lebens“; das heißt aber nichts anderes als: Das Buch ist mit Geschmack ausgestattet! Leider steht der Inhalt dazu in einem für ihn sehr ungünstigen Verhältnis. Vor allem ist die von der alten Schablone abweichende Ausstattung schon deshalb garnicht gerechtfertigt, weil die Gedichte in Nichts von dieser Schablone abweichen, weder inhaltlich noch formell. Wortreiches Gestammel, mit unverkennbarer Vorliebe im Sonettenaufputz sich breit machend! Es wird diesem Buche wohl ergehen, wie allen anderen gleicher Art auch: Nachdem des Verfassers Verwandte und Bekannte ihren Bedarf gedeckt haben, nimmt der Strudel der Zeit den oft nicht unerheblichen Rest mit hinab ins Meer des Vergessens. Sollte aber dennoch dereinst eine „zweite veränderte Auflage“ „nötig werden“, so schlage ich heute schon die erste Veränderung vor: man gebe dem Buche den Titel „Alte Weisen“ — !

Max Bruns.

Djuna und Neue Gedichte von Ludwig Zöller. Leipzig, W. Friedrich.

Ein Dilettant — und damit könnte ich schon schließen. Das ist alles, was man über Ludwig Zöller sagen kann. — Hunderte derartiger Bücher werden jährlich auf den Markt geschleudert, deren einziger Zweck darin besteht, dem betreffenden Autor ein bescheidenes Vergnügen zu bereiten. Der „Dichter“ des vorliegenden Bändchens jedoch hat einen ganz besonderen Vorzug, er ist nämlich imstande, den Kritiker, insofern

dieser Sinn für unfreiwilligen Humor hat, über eine Stunde dieses langweiligen Daseins hinwegzutäuschen.

Manche Strophen sind geradezu köstlich:

Wie in wachem Traum befangen
Lehnt am Mastkorb der Matros,
Staunt geblendet und gefangen,
Wie des Seegrunds Wunder groß.

Ist das nicht ein würdiger Nachkomme des Altmeisters Wilhelm Busch?

Geradezu zwerchfellerschütternd wirkt der Schluß des Gedichtes „Kleinstadt":

Das schwanke Licht der Kandelaber zittert
Und spiegelt sich im Schlamm der feuchten Gassen.
Wer draußen bleibt, du weite Welt, gewittert (!),
Der kann sich ruhig hier begraben lassen.

Thun Sie das, verehrter Herr Ludwig Zöller, lassen Sie sich begraben, die Nachwelt wird nicht weinen.

Walter Schulhof.

Romane.

Maria Louise von Suttner: Wie es Licht geworden. Roman. Dresden, E. Pierson. 306 S.

Ein tüchtiges Stück Arbeit, verwegen solid für eine Anfängerin in der Poeterei. Tante Bertha von Suttner, der das Buch zugeeignet, ist der Dichterin Maria Louise von Suttner Lehrmeisterin und Vorbild gewesen, von ihr hat sie die großen Leitmotive, die Polyphonie der erlösenden Gefühle und den intim vornehmen Ton. Wenn das Frauenzimmerkunst ist, wie die Geschlechts-Ueberlegenen, die bewußten Manngeborenen, etikettieren, so ist es wenigstens heroische Frauenzimmerkunst, weitab von aller Marlitterei. Bertha von Suttner ist ein Typus für sich. In Maria Louise prägt sich die Familienähnlichkeit so stark aus, daß die persönliche Nüance noch kaum erkennbar ist. — „Wie es Licht geworden" ist ein Ich-Roman. Es wäre vielleicht besser, im Titel spräche sich das aus; damit wäre das schwimmende und singende „es" und „wie es" umgangen worden. Die Weise der Dichterin hat nichts Schwimmendes, Singendes, Zerflossenes. Alles ist bestimmt in der Farbe, klar und scharf in den Linien. Tadellos ist die Schilderung der interessanten Epoche von den Kloster-Pensionsjahren bis zur Verlobung; erstaunlich der psychologische Tiefblick, die gesunde realistische Auffassung. Mit dem Tode des Bräutigams hört die Geschichte auf — das ist die gute Hälfte des Buchs —, und die sozialphilosophische Betrachtung schreibt den Rest, der sich nur mit losen Fäden an den persönlichen Roman anspinnt. Aber keine Zeile ist wertlos.

M. G. Conrad.

Otto Erich Hartleben: Der römische Maler. Berlin, S. Fischer. 168 S.

„Die Dichter sind die erbärmlichsten, traurigsten Kerle von der Welt."

— „Donnerwetter!"

— — — — — — — — — — —

— „Was haben Sie denn gegen die unglücklichen Dichter?"

„Ich bin Irrenarzt," erwiderte er ingrimmig. „Und ich werde ihnen eine Geschichte erzählen. Die Geschichte vom Kalbskotelette."

Und Otto Erich läßt sich die Geschichte erzählen. Und er fabuliert noch ein halbes Dutzend dazu. Mit allerlei Unterbrechungen und Seitensprüngen. Man vergißt das Kalbskotelette darüber. Und wenn's dann als Pointe serviert wird, hat man kein Verlangen darnach. Man hat sich ja derweil so köstlich unterhalten. Litteratur? Die kann der Teufel holen. Ins ewige Feuer damit. Bedrucktes Papier, nach Grundsätzen, Zwecken, Absichten geregelt — alles Makulatur. Der lebendige Geist, der Geist der Freiheit, Schönheit, Lust, braucht das alles nicht. Otto Erich ist Künstler genug, sich so durch die Welt zu schlagen, und seine unerschöpfliche, graziöse Laune hat ihn zum berühmten Dichter und einem der feinsten Satyriker gemacht. Heil! Dieweil man den Otto Erich aber nicht allzeit zur Hand hat, auch nicht alle

so trinkfest sind wie er, ist's löblich, daß er sich immer wieder in Buchform herausgiebt.

Die neue Sammlung humoristisch-satyrischer Kleinkunst — es sind sechs Stücke, wovon das titelgebende „Der römische Maler“ das wenigst wertvolle — legt uns aber doch den Wunsch nahe, der Dichter möge sich wieder einmal mit einem großen, starken Werke auf den Segen der Konzentration besinnen, damit sein Talent nicht der Verflachung verfalle. Für ein scharfes Auge treten in den neueren Arbeiten Hartlebens doch schon mancherlei Zeichen zutag, die nachdenklich stimmen.

Ich ziehe zum Vergleich heran:

Starker Tobak. Von Anton Tschechoff. Aus dem Russischen übersetzt von Wladimir Czumikow. München, A. Langen. 150 S. und

Agrikola. Bauerngeschichten, erzählt von Dr. Ludwig Thoma. Passau, M. Waldbauer. 124 S.

Hinsichtlich der Kunst des Vortrags nehmen es beide, der Russe und der Altbayer, mit Hartleben auf; in der Kraft der Vertiefung des psychologischen Gedankens übertreffen sie ihn. Tschechoff namentlich weiß uns zuweilen den bitter ernsten Hintergrund aller humoristisch-satyrischen Phantastereien mit einer Energie fühlbar zu machen, daß es einen mitten im schönsten Spaß kalt überläuft. Die naturalistische Kunst Ludwig Thomas ist allerersten Ranges. Ich empfehle allen Dekadenten und allen Hypermodernen sorgfältiges Studium dieser Bauerngeschichten. Hier ist gesunde Menschenkunst und zugleich souveräne Beherrschung aller Handwerksmittel in so hohem Grade, daß die Wirkung in jeder Zeile mit elementarer Wucht sich einstellt. Jene genügsamen Schalksnarren, die seit Jahren in ihrer Ästhetik von der „Überwindung des Naturalismus“ zehren, können an Thoma blaue Wunder erleben.

M. G. Conrad.

Dramen.

„Johanna“, Schauspiel in 3 Akten von Björn Björnson. München, Albert Langen.

Die armen Söhne berühmter Väter!!! — Man erwartet immer dieselben Großthaten, die man vom Vater gewohnt war, auch vom Sohne. Mit welchem Recht? — Die Sünde vererbt sich häufig, das Talent selten. Allerdings ebnet der berühmte Name des Vaters dem Sohn in mancher Beziehung den Lebensweg. Und so findet ja auch „Johanna“ bei den besseren Theatern, auf den berühmten Namen hin, geöffnete Thüren, dieselben Thüren, die sonst meistens jungen, unbekannten Dichtern gegenüber so fest eingerostet sind. Auf den Namen Björnson hin hat man „Johanna“ höflichst gebeten, einzutreten, aber meine Befürchtung war gerechtfertigt, daß bei näherer Bekanntschaft ein gewisses Mißtrauen nicht ausbleiben würde, denn das ganze Stück sowie die einzelnen Figuren haben etwas Verschwommenes, Unklares, was zu keinem eigentlichen Genuß kommen läßt. „Johanna“, ein liebenswürdiges, anmutiges Mädchen, ist vor allen Dingen nicht scharf genug gezeichnet, und ebenso fehlt es auch dem „Otar Bergheim“ und „Onkel Sylow“ an scharfen Konturen; am besten sind dem Dichter noch die humoristischen Figuren „Wittwe Sylow“, „Ström“ und „Birch“ gelungen. Hiernach zu urteilen, sollte der junge Björnson es einmal mit einem Lustspiel versuchen; ich glaube, das wäre sein Feld. An „Stimmungen“ fehlt es dem Stücke nicht, und die Art, wie sie hervorgerufen werden, zeugen von großer Kenntnis der Bühnentechnik.

Cord Hachmann.

Philipp Langmann, Die vier Gewinner. Lustspiel in drei Akten. Stuttgart, J. G. Cotta.

Philipp Langmann bedeutet für alle die, welche am Naturalismus noch Geschmack finden, eine große Hoffnung. „Barthel

Thuraser" war ein interessantes Werk. Das neue Lustspiel „Die vier Gewinner" fällt dagegen sehr ab und hält längst nicht, was jenes Drama für den jungen Theaterschriftsteller versprach. Der Stoff ist eng und arm, die Ausführung breit und langweilig.

Sehr bedenklich und für die Kunst gefährlich erscheinen uns die folgenden Sätze Tolstois, welche Langmann als Motto für die uns vorliegende Buchausgabe gewählt hat:

„Die Kunst hat die Aufgabe, es zuwege zu bringen, daß das friedliche Beisammenleben der Menschen, das jetzt durch äußerr Maßnahmen geschützt wird, durch freie und freudige Thätigkeit der Menschen erreicht werde. Die Kunst muß die Gewalt beseitigen, und nur dir Kunst ist hierzu imstande. Die Kunst muß es zuwege bringen, daß das Gefühl der Brüderlichkeit und Nächstenliebe, das jetzt nur den Besten der Gesellschaft zugänglich ist, zum gewohnten Gefühle und allgemein werde. Die Kunst hat die Bestimmung, die Wahrheit, daß das Heil der Menschen in ihrer Zuneigung zu einandrr liege, aus dem Gebiete des Verstandes in das des Gefühls hinüberzuführen und an die Stelle der jetzt herrschendrn Gewalt das Reich Gottes, daß heißt der Liebe zu setzen, das uns allen als das höchste Ziel des menschlichen Lebens erscheint."

Die Kunst hat denn doch Gott sei Dank auch noch andere Aufgaben als diese ethischen; sie würde sonst einfach bald kaput gehen, wie ja Tolstois Künstlerschaft dadurch auch zerbrochen ist, zerbrechen mußte. Willy Lentrodt.

Bismarck-Litteratur.

Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Von Johannes Penzler. Bd. VI. (26. Dez. 1894 bis Ende 1895.) Leipzig, W. Fiedler.

Fürst Bismarcks Entlassung war für alle eine Überraschung. Man hatte nicht mit der Möglichkeit gerechnet, daß derselbe Herrscher, der bewundernd zu dem großen Staatsmann aufsah und ihn als seinen Lehrmeister in der Staatsmannskunst betrachtete, sich jemals von dem alten und bewährten Ratgeber der Krone trennen werde. Und eben so wenig hätte man es in früheren Jahren für möglich gehalten, daß der „treueste Diener der Monarchie" sich in einen strammen Oppositionsmann verwandeln und zum Führer einer „Fronde" werden könne. Gewiß ist es nach modernen politischen Anschauungen das gute Recht eines Jahre hindurch im Amt thätig gewesenen Staatsmannes, die Regierung seiner Nachfolger zu tadeln, wo er sie auf verkehrten Wegen zu finden glaubt. Aber es mußte großes Befremden erregen und ist mit Recht dem Fürsten Bismarck von seinen Gegnern zum Vorwurf gemacht worden, daß er, der bis dahin jeder der Regierung gemachten Opposition die Berechtigung abgesprochen und sie als vaterlandsfeindlich geächtet hatte, nun die Regierung so energisch und mit solcher Bitterkeit bekämpfte und dabei in der Wahl der Mittel so wenig wählerisch verfuhr. Ihm standen wirksamere und gefährlichere Waffen zu Gebote, als irgend einem Oppositionsmann aus dem Volke, und er hat sie ausgiebig benutzt. Er hat sein gewaltiges Ansehen gegen die Regierung und gegen den Träger der Krone selbst ausgespielt, wie früher seine Gegner im Volk und in der Volksvertretung. Und er konnte diese Angriffe mit dem Schilde einer beinahe vollständigen Unangreifbarkeit decken. Seine Vergangenheit und die persönliche Anhänglichkeit des Monarchen an ihn gewährte ihm einen Schutz, der keinem anderen bei solchem Verhalten zu teil geworden wäre.

Bismarck hat das „Unrecht", das ihm durch seine Entlassung angethan worden war, nie vergessen können. Und ob äußerlich die Beziehungen zwischen ihm und dem Monarchen zeitweilig besser waren, wie eben in dem Jahr, über dessen Ereignisse der vorliegende Band berichtet, so war die „Versöhnung", so weit es Bismarcks persönliche Stimmung betrifft, doch nicht vollständig und von Dauer. Das beweisen die Angriffe der Bismarckpresse auf den

Minister v. Bötticher, die in demselben Bande wiedergegeben werden.

Vielen der Anhänger Bismarcks hat sein Verhalten nach seiner Entlassung eine peinliche Verlegenheit bereitet. Andere haben sich in ihrem Urteil nicht irre machen, in ihrer Bewunderung nicht stören lassen. Sie schworen nach wie vor auf die Worte ihres Helden, bekrittelten mit ihm alles, was die Regierung that, beklagten den unersetzbaren Verlust, den durch seinen Weggang das deutsche Volk und Reich erlitten habe. Bismarcks Gegner aber — ich meine die Politiker, die bei voller Anerkennung seiner Verdienste um das deutsche Reich doch seine innere Politik und die von ihm aufgestellten Regierungsgrundsätze bekämpften — haben in dem Verhalten Bismarcks nach seiner Entlassung, meines Bedünkens mit Recht, eine Bestätigung der Ansichten gefunden, die sie so lange in dem Kampf mit dem gewaltigen Staatsmanne vertreten hatten. Bismarcks Herrschernatur mochte sich nicht in die Unterordnung finden, die er selbst so lange als höchste staatsbürgerliche Pflicht bezeichnet hatte. Er hatte Königstreue gepredigt, immer unter der Voraussetzung, daß er als erster Ratgeber der Krone zur Seite stehen werde. Sollte aber mit dem Regierungssystem, das er schuf, dem Vaterlande gedient sein, so mußte es seinen Schöpfer überdauern und sich nach dessen Tode als lebensfähig erweisen. Ob der Zustand: „Deutschland ohne Bismarck" durch den persönlichen Willen des Herrschers einige Jahre früher eintrat, als er nach dem natürlichen Verlauf der Dinge eintreten mußte, konnte für das Schicksal Deutschlands nicht viel bedeuten. Die entscheidende Frage ist, ob Deutschland „reiten" kann ohne den, der es in den Sattel gesetzt hat. Bismarck selbst hat nach dem Verluste seiner Macht an seinem Werke die herbste Kritik geübt. Die Bismarckverehrung als oberster politischer Grundsatz mußte unvermeidlich zu der Stärkung der Regierungsgewalt und der persönlichen Autorität des Herrschers führen, die das hervorragendste Merkmal unseres gegenwärtigen politischen Zustandes ist und die mit den Grundsätzen eines gesunden Konstitutionalismus eben so unvereinbar ist, wie mit den Anschauungen freiheitlich gesinnter Politiker. Die Abhülfe liegt in der politischen Erziehung des Volkes, in der Kräftigung des Volkswillens, in der Stärkung des Wahrheitsmutes und der Überzeugungstreue, Eigenschaften, die leider in den führenden Kreisen des deutschen Volkes zu sehr geschwunden sind.

Theodor Brix.

Französische Litteratur.

Pierre Louys, „Lêda". (Paris, librairie Borel.) — 80 S. Elzevir, von A. Calbet illustriert. Preis 1 fr. 50 cts.

Die Einleitung dieses Märchens erinnert an Boccaccios Dekameron: Vier Jungfrauen und drei Jünglinge lagern in dämmerweicher Stunde am Ufer eines Flusses. Melandryon, einer der Jünglinge, bricht das tiefe Schweigen der Stunde: „à la louange des bienheureuses ténèbres" erzählt er das Märchen von der Leda. Das Märchen von der Leda? Nein: erzählt er das selige Mysterium von der Geburt der Schönheit! Und wieder; nicht irgend ein „Melandryon" —: Pierre Louys erzählt dieses Mysterium, schlicht und einfältig, aber wunderbar ergreifend: Wie aus unerklärlicher Wonne und unbegreiflichem Schmerz, aus naiver Sinnlichkeit und atemscheuer Wollust, aus Seufzern und zitternder Seligkeit die Schönheit geboren ward. Und wie geheimnisvoll ihr lichter Vater, wie seltsam ihre dunkle Mutter war. Und wie ihre Spuren vergangen sind, verloschen für ewig, da doch der Geist ihrer großen Stunde nachzittert über der Erde, bis einst der letzte Mensch ihn beseligt erkennt. Und wenn man wirr und verwundert nach Schlüssel und Sinn dieses mysteriösen Heidenmär-

chens fragt, so antworten wieder Pierre Louys' ruhige, schlichte Worte: „Il ne faut jamais expliquer les symboles. Il ne faut jamais les pénétrer. Ayez confiance! Ah! ne doutez pas! Celui qui a figuré le symbole y a caché une vérité, mais il ne faut pas qu' il la manifeste, ou alors pourquoi la symboliser? Il ne faut pas déchirer les Formes, car elles ne cachent que l'Invisible. Nous savons qu' il y a dans ces arbres d'adorables nymphes enfermées, et pourtant quand le bûcheron les ouvre, l'hamadryade est déjà morte," — zugleich eine geistvolle, unstreitig für sich einnehmende Verteidigung und Rechtfertigung der symbolistischen Kunstform überhaupt! — — Daß die Darstellung ein Meisterwerk von Klein- und Feinkunst ist, braucht bei dem Sänger der Chansons de Bilitis kaum hervorgehoben zu werden, wenngleich „Léda" offenbar früher entstanden ist als die Bilitis-Lieder. Alles ist zart und duftig; dabei aber doch von plastischer Anschaulichkeit. Ein Stoff, der so ganz und gar aufgelöst ist in seiner Sinnlichkeit, muß ja auch von einem Pierre Louys mit innigster Freude behandelt sein! Es sei aber auch noch hinzugefügt, daß die Ausstattung des Büchleins seinem Inhalte durchaus entspricht; die Zeichnungen Calbets, in duftig weichen Tönen wiedergegeben, das elegante, schwanenweiße Glacépapier, die zierliche Nonpareille-Mediaevalschrift: Alles! „Léda" ist für sensible Leser, für Freunde eleganten Stils und seiner raffiniert-einfacher Darstellungskunst ein wahres Sonntagsbuch — „à la louange des bienheureuses ténèbres"! Max Bruns.

Kleinrussische Litteratur.*)

Zwischen zwei große, verwandte Nationen, die Polen und Russen, gezwängt, ist es dem kleinrussischen Volke doch gelungen, nationale Eigenart sich zu wahren und neu zu beleben. Natürlich ist diese Bewegung noch jüngeren Datums, doch ist man heute, wie in allen slavischen Ländern, eifrig bemüht, in den Strom der modernen europäischen Litteratur einzulenken. Dieser Aufgabe ist der „Literaturno — naukowny Wistnik" (Litterarisch-wissenschaftlicher Bote) gewidmet, der in Lemberg von der „wissenschaftlichen Gesellschaft im Namen Schevtschenkos" von Oleksander Borkowski, Michajlo Gruszewski, Ossip Makowej und Dr. Iwan Franko herausgegeben wird. Das vierte Heft dieser Zeitschrift enthält eine Erzählung von M. Gruszewski, „Gricko Kriwy, der Vagabund", die in Wolhynien zu Anfang des 18. Jahrhunderts spielt und das Elend eines vom Heimatboden gerissenen, unstät irrenden Bauern ergreifend zur Darstellung bringt; zwei kleine humoristische Skizzen von O. Makowej, „Der moderne Pflug", ein prächtiges Bildchen aus dem ruthenischen Bauernleben, und die anmutige Plauderei „Der Mammutzahn"; ferner poetische Beiträge düsterer, träumerisch-melancholischer Stimmung von Platon Panczenko und Bogdan Lepko, und die Fortsetzung einer längeren Erzählung von Danilo Mordowec. Die fremden Litteraturen sind vertreten durch Übersetzungen von Anton Tschechoff, K. F. Meyer und Mark Twain. Der zweite Teil des Heftes bringt außer einer aus dem Französischen übersetzten Abhandlung von Seignobos über das zeitgenössische England und Besprechungen der neuesten Erscheinungen der kleinrussischen Litteratur die Rubriken: Aus der russischen Ukraine, Aus fremden Litteraturen, Chronik und Bibliographie. Georg Adam.

*) Vgl. den Aufsatz von Ossip Makowej in diesem Hefte.

Rumänische Litteratur.

Das erste Heft des XXXII. Jahrgangs der „Convorbiri literare", der ältesten und bedeutendsten litterarischen Zeitschrift Rumäniens, enthält weniger litterarische Beiträge, den größten Teil nehmen ein

historische Briefe und Dokumente bezüglich der rumänischen Bewegung aus den Jahren 1848—1858, mitgeteilt von Titu Majorescu, ferner eine polemisch-kritische Abhandlung über Kunst und Litteratur von P. P. Negulescu; dann die Fortsetzung des Romans „Im Kriege“ von dem bekannten rumänischen Novellisten und Romanzier Duiliu Zamfirescu, einige Volkslieder, gesammelt von E. N. Mateescu u. a. m. Georg Adam.

Vermischtes.

Die christlichen Vereine junger Männer in Deutschland und ihre Aufgabe. Von Ulrich v. Hassell. (Stuttgart, Belscher'scher Verl.)

Es tummelt und hetzt sich doch alles in diesem Jahrhundert, sogar die evangelische Kirche. Jahrhunderte lang hat sie Ruhe und Beharren über alles geliebt, aber jetzt herrscht die Sorge: denn das Netz, darin man allerlei Gattung fähet, weist schlimme Löcher auf. Hier reißen die Gebildeten aus, da die Sektierer, dort die Proletarier, — es kann ihr wirklich angst werden, sie möchte ganz auslaufen und ein leeres Futteral werden. So hat das Fieber des Jahrhunderts auch die weiland so Behägliche ergriffen; nach allen Seiten zeigt sie sich äußerst beflissen: um die Gnade der Staatsgewalt (wie immer) gegen Rom, um die Proletarier, um alle Gleichgültigen und Abgefallenen, — „innere Mission“ nennt man letzteres, in richtiger Selbsterkenntnis. Ein Stück dieser inneren Mission sind auch die christlichen Männervereine, deren Wesen und Aufgabe Hassell darstellt. Diese Vereine leben vornehmlich durch die Beiträge, welche von sehr mächtigen Freunden — auch die Kaiserin gehört dazu — um des guten Zwecks willen gespendet werden. Die reichen Mittel werden dazu verwendet, allen jungen Leuten, welche den kleinen Monatsbeitrag von 50 Pfg. zahlen mögen, sehr nennenswerte Annehmlichkeiten und Vorteile zu bieten: Unterstützung, Stellenvermittelung, ein eigenes Klubhaus*) mit Erfrischungssaal, Turnsaal, Lese-, Musik- und Spielzimmern, Garten, — Vorteile, welche statutengemäß mit einer Beeinflussung in christlichem Geist verbunden sind. Besonders empfängliche Elemente bilden die Elitetruppe der „thätigen Mitglieder“, welche freiwillige Missionsarbeit verrichten, indem sie neue Mitglieder zu gewinnen suchen, nicht etwa nur unter Bekannten, nein auch unter wildfremden Menschen, die man einfach auf der Straße anredet, wobei natürlich die jungen Märtyrer oft übel ankommen. Man merkt der Sache ihren amerikanischen Ursprung an: praktisch und dreist! Sie beleuchtet aber auch grell die geringe Anziehungskraft, welche der christlichen Idee an sich heutzutage innewohnt. Einst hat man Gut und Blut, alles mit Begeisterung für sie dahingegeben, und jetzt — ? macht sie nicht den Eindruck eines alternden Weibes, das Runzeln halber keine Liebe mehr findet und nun durch allerlei Allotria die mangelnde Jugendfrische zu ersetzen sucht? Warum denn aber alt sein, meine Beste? Du mußt ja gar nicht. In den glücklichen Gefilden des Geistes giebt's ewige Jugend. Nur muß man auch jung sein wollen, sich selbst verjüngen mit Bewußtsein und Absicht. Häute dich! daran stirbt man nicht. Glaub es nur, schon drei Säkularhäute hat ein gütiger Gott dir wachsen lassen, unter deinem zäh geliebten Obergerunzel. Wirf ab, was alt und erstorben ist und wage es, jung zu sein. Dann brauchst du niemand mehr nachzulaufen, dann läuft man dir wieder nach.

Christalier.

Emiohstobba. Roman oder Wirklichkeit? Bilder aus dem Schulleben der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft? Von Dr. Hermann Lietz. Mit 22 Tafeln in Autotypie. (Berl., 1897, F. Dümmler.) 3 M.

*) In Berlin in der Wilhelmstraße; anderswo werden freilich die Verhältnisse minder glänzend sein.

Der sonderbare Titel braucht niemand abzuschrecken. Er bedeutet, rückwärts gelesen, Abbotsholme, eine englische Schule, wo der Verfasser einige Zeit war und vieles fand, was ihm vortrefflich gefiel. Man hat in den englischen Erziehungsanstalten vor allem eine große Sorge um das leibliche Befinden der Zöglinge, man pflegt dort eifrigst die berühmten Turnspiele, man unterrichtet praktisch und will durch Handfertigkeit, Feldarbeiten u. dgl. ein tüchtiges Volk erziehen. Diese Grundsätze, die Lietz ausführlich entwickelt und in Bild und Wort erklärt, will er auch bei uns beachtet sehen. Er gründet deshalb, wie die Zeitungen berichten, in Deutschlands Mitte, in der Gegend am Harz, ein „Landerziehungsheim“ und hofft, die nötige Unterstützung zu finden. Ich wünsche das von Herzen, denn Lietz, ein Theologe, hat so vernünftige Ansichten über Unterricht und Erziehung und eine solche Freude an der Jugend, daß er als der rechte Mann erscheint, der im deutschen Schulwesen neue, erfolgreiche Bahnen eröffnet. Sein Buch „Emlohstobba“ bezeichnet einen Markstein in der Geschichte der Pädagogik und soll nicht nur von Lehrern, sondern auch von Eltern beachtet werden. H. S.

Klassen-Justiz und Entmündigungs-Unfug. Ein Mahnruf an Reichs- und Landtag von Dr. med. Hermann Sternberg. (Berlin, Ad. Brand, 1898.)

Es ist schwer, nach den kurzen Mitteilungen, die in der Broschüre Sternbergs geboten werden, zu einem Urteil zu gelangen. Da sich aber in neuerer Zeit die Fälle mehren, nach denen die Entmündigung als unbegründet erscheint, so ist zu wünschen, daß die genannte Schrift an den maßgebenden Stellen gelesen werde. H. S.

Emporgepeitscht. Von P. R. O'Wickebone. (Zürich, Verlags-Magazin, 1898.) 1 Mk.

Diese Schrift behandelt die sogenannte Judenfrage und giebt manche bittere Wahrheit zu kosten. Wenn sie nur besser geschrieben wäre! Von dem Stil des Verfassers erhält man einen Begriff, wenn man sieht, daß auf dem Titelblatt aus dem Inhalt angegeben ist: „Einschmeißen oder Totschlagen? Manchestertum oder Staatsanwinselei? Germania, Gouvernante bei Israels? Die arisch-jüdische Straßenpantomime. Kulturiens Verkrummnäselung“ u. s. f. H. S.

Büchertisch.

Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia von, Die Augen der Assunta. Novellen. Dresden, E. Pierson. 8. 281 S. 3 Mk.

Benzmann, Hans, Sommersonnenglück. Gedichte. Berlin, Schuster & Löffler. 8. 176 S.

Berlepsch, G. v., Bergvolk. Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 225 S. 3,50 Mk.

Bölsche, Wilhelm, Das Liebesleben in der Natur. I. Folge. Leipzig, Eugen Diederichs. 8. 402 S. 5 Mk.

Braune, Rudolph, Künstlerseele. Dr. in 3 A. Roßla (Harz), Selbstverlag. 8. 67 S.

Damaschke, Adolf, Was ist National-Sozial? 34.—36. Tausend. Berlin SW. 12, Eugen Sundt. 8. 32 S.

Harpf, Dr. Adolf, Über deutschvolkliches Sagen und Singen. Leipzig, Julius Werner. 8. 148 S. 2 Mk.

Henckel, W., Leo Tolstoi, Reiche Ähren. Gedanken 2c. aus den Schriften Ts. Zürich, K. Henckell & Co. 8. 188 S.

Hülter, Carl, Unner frümder Kreone. Eine Erzähl. in plattd. Mundart. Leipzig, Otto Lenz. 8. 176 S. 2 Mk.

Jacobi, E., Der Völkermund. 2. Aufl. Dresden, E. O. Lehmann. 8. 58 S. 0,50 Mk.

Klingenberger, Heinrich, Kaiserin Elisabeth von Österreich. Wien, Rainer Hosch. 8. 64 S. 0,50 Mk.

Krapotkin, Peter, Die historische Rolle des Staates. Berlin, Adolf Grunau. 8. 56 S. 0,20 Mk.

Leist, Arthur, Armenische Dichter. Dresden, E. Pierson. 8. 83 S. 1,50 Mk.

Naumann, Gustav, Antimoralisches Bilderbuch. Leipzig, H. Haessel. 8. 377 S.

Polonsky, Dr. Georg, Gewissen, Ehre und Verantwortung (Ibsen, Uspenski, Tolstoi), Litterarpsychol. Studien. München, H. Lukaschik (G. Franz). 8. 116 S. 2 Mk.

Selpio, Rudolf, Der Advokat von Neadersville. Erzähl. aus Texas. 2. Aufl. Berlin, Albert Goldschmidt. 8. 209 S. 1 M.

Stabelmann, Dr. med., Diskrete Nervenschwäche. Würzburg, Stahel'sche Hofbuchh. 8. 65 S.

Quedenfeldt, Gedichte eines Unmodernen. Dresden, E. Pierson. 8. 49 S.

Veremundus, Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? Eine litterarische Gewissensfrage. Mainz, Franz Kirchheim. 8. 82 S.

Kunstwart. Dresden. 1. und 2. Sept.-Heft. — Vom Fels zum Meer. Stuttgart Heft 2. — The Literary World. London. Nr. 1506—7. — Jugend. München. Nr. 37—39. — Die Zeit. Wien. Nr. 205—8. — Die Gegenwart. Berlin. Nr. 36. — Ethische Kultur. Berlin. Nr. 37—39 — Revue des deux Mondes. Paris. 15 Sept. — Le Correspondant. Paris. 10. und 25. Sept. — Nord und Süd. Breslau Sept. — Rivista Internacionale. Rom. Sept. — Konservative Monatschrift. Leipzig. Sept. — Book-Notes. London. August. Über Land und Meer. Nr. 52. — Die Schweiz. Zürich, Polygraph. Institut. Heft 9 und 11. — Revue des Revues. 15. Sept. — Review of Reviews. London. 15. Sept. — Wiener Rundschau. Nr. 21. — Deutsches Dichterheim. Wien. Nr. 18. — L'Humanité Nouvelle. Paris. Sept. — Convonbiri Literare. Bukarest. 15. August. — L'Oeuvre. Paris. Nr. 8. — Das Neue Jahrhundert. Berliner Wochenschrift. Herausg. v. Hans Land. Heft 1. 0,10 M. Verlag Janus (Neu!). — Das Neue Jahrhundert. Unabhäng. Wochenschrift. Herausg. v. Paul Züge. Heft 1—2. à 0,30 M. Köln a. Rh., Fr. Werth (Neu!). — Die Waffen nieder! Wien. Sept.

Brief an die Redaktion.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

In Heft XIII der Gesellschaft nennt Herr Ludwig Lessen S. 430 Rudolf Lindau „einen jener bekannten Vielschreiber, welche zu glauben scheinen rc. rc."

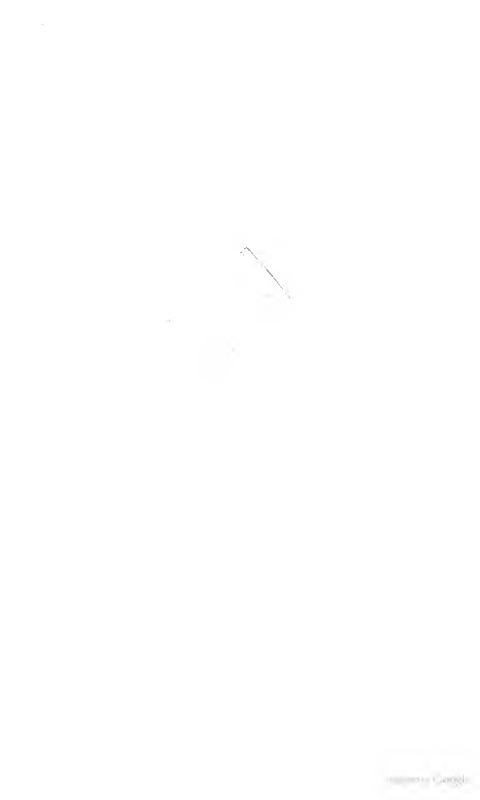
Gestatten Sie mir, zu bemerken, daß Rudolf Lindau, nahe an 70 Jahre alt, kaum so viele Romane geschrieben, wie die meisten seiner halb so alten Kollegen, geschweige denn jedes Jahr ein Werk.

Eine Antikritik zu schreiben liegt mir fern, aber ein Vielschreiber ist er ganz gewiß nicht.

Sollte ihn Herr Lessen etwa mit einem andern Lindau verwechselt haben?

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
Fritz Carsten.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.

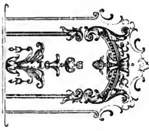




Carl Baron Torresani.



1898
Heft 21.



Aus Österreich.

Politische Skizzen von einer Frau.

I.

Der Wahlakt.

Die fünfte Kurie sollte ihre Wahlmänner wählen. Von der Regierung langte ein vertraulicher Brief an eine vertraute Persönlichkeit im Dorfe ein. „Es wäre gut," so hieß es darin, „wenn die Wähler sich einigen würden, um nicht in letzter Stunde durch die Sozialisten geschlagen zu werden . . ."

Die hellen Köpfe in der Gemeinde wußten genug. —

„Die Sozialisten sind zerschossen," sagte mir der Gastwirt kurz vor der Wahl. „Sie haben mehrere Kandidaten aufgestellt . . . Die Unsern sind außerdem in der Überzahl. Wir können ganz ruhig sein."

Aus der rauchigen Stube, in der die Sozialisten und „die Unsern" saßen, drang ein betäubender Spektakel.

Ich trat ins Extrazimmer. Hier befanden sich die Honoratioren: der Gutsbesitzer, seine Beamten, die Finanzwächter und der zweite Gastwirt des Ortes, dem es einen Riß gab, so oft jemand nach einem Glase Bier rief.

Der Herr Bezirkshauptmann kam noch immer nicht. Die Stube wurde heißer, die Luft dicker; drüben lärmte das Volk wie toll. Die Wahl war für fünf Uhr angesetzt, und schon wurde es halb sieben . . . Endlich rollte ein Wagen vor. Das staatliche Organ entstieg ihm, eine Aktentasche unter dem Arme. Erschöpft von den überstandenen Wahlen und Qualen.

Nur rasch ans Werk. Eine Kommission wurde gewählt. Der Bezirkshauptmann verteilte unter sie allerlei Akten, gab ihr schnell eine Erklärung über das, was sie zu thun habe, und verlas erst in deutscher, dann in tschechischer Sprache die Wahlordnung. Zu wählen haben alle Männer, die

das vierundzwanzigste Jahr „vollstreckt" haben; ausgeschlossen sind solche, die unter Kuratel stehen oder fünf Jahre lang eingesperrt waren u. s. w. u. s. w.

„Die Unsern" nahmen dreiviertel des Raumes ein, Kopf an Kopf gedrängt. Zu ihnen gehörte der Gutsbesitzer mit dem ganzen Chor seiner Untergebenen, die sämtlich auf die beiden geeigneten Kandidaten aufmerksam gemacht worden waren; und einige Bauern, die Haus und Hof haben und sie nicht gern einer allgemeinen Teilung opfern würden, wie eine solche anzustreben sie die Sozialisten im Verdacht haben.

Die Gruppe der letztern saß um einen langen Tisch. Sie bestand zumeist aus Fabrikarbeitern, jungen, stämmigen, handfesten Leuten, oft mit bleichen Zügen, aber starrer Entschlossenheit im Blick. Mancher hatte das Kinn auf die Faust gestützt.

Die k. k. Amtsperson betonte, daß jeder nach seiner eigenen Überzeugung, von niemandem beeinflußt, zur Wahl zu schreiten habe.

Es folgte die Verlesung der Namen nach dem Alphabet. Als Erster wurde der polnische Diener des Gutsherrn aufgerufen, ein Analphabet, dem die beiden Kandidaten mühsam eingedrillt worden waren, die er nach seiner Überzeugung frei zu wählen hatte. Als sein Name von den Lippen des gestrengen Herrn in der Uniform fiel, erschrak er so heftig, daß er keine Silbe hervorbrachte. Schon ward ein zweiter aufgerufen, da rief der Gutsbesitzer in den Saal: „Aber Babcgik muß ja anwesend sein . . !" Freundliche Fäuste schoben ihn nun in den Vordergrund. Das kam ihm wieder so spaßig vor, daß er der Wahlkommission beinahe ins Gesicht lachte. Wen er wähle? wurde er gefragt. Das war ihm ganz gleichgültig . . . was ging ihn der eine oder der andere an . . aber richtig! Der Herr hatte es befohlen! Er stotterte: „Wandra Karl — Prymus Josef!" Dann trat er ab.

Nach ihm kam ein Sozialist. Zu früh hatte der Bezirkshauptmann jede weitere Besprechung verboten gehabt, — man war noch nicht einig geworden. Hilfesuchend sah er auf die Kameraden . . . Einige neigten sich vor, suchten ihm etwas zuzuflüstern — ihm sauste es vor den Ohren, vor den Augen. Mit unsicherer Stimme nannte er — den abgesetzten Kandidaten.

Grimmige Laute hinter ihm. Ein rasches Zuflüstern von Mund zu Mund. Nun war die Phalanx geschlossen.

Rasch ging es vorwärts.

Die Unsern waren tüchtig beim Werke, aber so schwach klangen oft ihre Stimmen, als schämten sie sich vor ihren Brüdern. Jene dagegen nannten ihren Wahlmann mit Sicherheit. Er selbst, ein Schmied, saß in seinem rußigen Arbeitskittel am untern Ende des Tisches. Ein interessanter Charakterkopf; finstere Züge, finsterer Blick. So oft einer der Hofbediensteten den

Gegner nannte, zuckte es verächtlich um manche Lippe am Tische der Freien, und manche große, dunkle Arbeitshand öffnete und schloß sich mit einer ganz eigentümlichen Bewegung. Es waren sprechende Gesten.

Der Kampf wurde immer erbitterter. Die Sozialisten stimmten Mann für Mann für den einen, den Anführer, der regungslos wie aus Erz gegossen dasaß. Rings um ihn erhitzten sich die Freunde. Immer höhnischer klang ihr Lachen, wenn die Gegner wählten. Manch einer, dem die Zeit zu lang wurde, sah auf die Uhr. Zu Hause wartete Weib und Kind, wohl auch Arbeit genug . . .

Kein Zweifel, die Sozialisten waren der bei weitem interessantere Teil der Wählerschaft. Zu ihnen gehörten die Starken, die Mutigen, die Unzufriedenen. Bei den Unsern hingegen befanden sich die Schwachen, die Dummen und die Abhängigen.

Sämtliche Wähler waren aufgerufen.

„Ist noch Jemand da, der nicht genannt wurde, so melde er sich!"

Am Tische der Sozialisten erhoben sich drei Mann.

„Was, Du? Du bist noch nicht vierundzwanzig Jahre alt!" rief der Gemeindeschreiber dem einen zu.

„Ich bin's im vorigen Monat geworden . . ."

„Ach was! Laß mich in Ruh!"

„Aber ich — ich hab' auch noch nicht gewählt!"

„Wie heißen Sie?" fragte der Bezirkshauptmann.

„Hallina."

„Hallina? . . Sie sind nicht auf der Wählerliste. Sie können nicht mehr wählen. Es steht Ihnen frei, zu rekurrieren."

„Wer macht denn die Wählerliste?" fragte Jemand.

„Der Gemeindeschreiber. Aber sie liegt beim Bürgermeister zur Einsicht auf, und jeder kann bis zur gegebenen Frist reklamieren."

„Wir Arbeiter haben nicht Zeit, unsern Namen erst lang suchen zu gehen. Wie könnte es uns denn auch einfallen, daß wir nicht auf der Liste stehen?" murrt einer. — Man beachtet ihn nicht.

„Jetzt, meine Herren, müssen wir warten, bis uns der Bote aus der Nachbargemeinde das Ergebnis der dortigen Wahl mitteilt," erklärt die Obrigkeit.

Eine Pause tritt ein, während welcher der Bezirkshauptmann und die ganze Kommission unaufhörlich über Akten gebeugt in losen Blättern wühlt, summiert, registriert, addiert, und man nur das Rascheln des Papiers hört und das Stöhnen der Kommission.

Endlich wird die Thür aufgerissen. Keuchend wie der Grieche, der den

Sieg bei Marathon meldete, stürzt der Bote herein. Aber nur seine Augen rufen den Unsern zu: „Freut Euch, Bürger — wir haben gesiegt!“ Seine Hand überreicht bemütig dem Vertreter der Landesregierung ein zusammengefaltetes Blatt ...

„Es kommt zur engern Wahl — es muß zur engern Wahl kommen!“ flüstern die Sozialisten. Ihr Führer gleicht einem riesigen Hammer, der in der Ecke ruht, regungslos, aber bereit, zuzuschlagen.

Jetzt erhebt sich der Bezirkshauptmann. „Wir haben im Nachbardorf und hier zusammen einhundertachtundzwanzig Wähler. Die Majorität ergeben daher fünfundsechzig Wähler. Nun erhielt Prymus Josef in beiden Dörfern zusammen fünfundsechzig Stimmen, und Wandra Karl die gleiche Anzahl ... Beide haben somit die absolute Majorität und erscheinen als gewählt. Hiermit erkläre ich die Wahl als beendet.“

Totenstille bei den Sozialisten. Totenstille auch bei den Unsern. Die einen schweigen, als sammelten sie ihre Kraft zu einem furchtbaren Ausbruch; die andern, als schämten sie sich.

Der Bezirkshauptmann packt seine Akten zusammen und verschwindet mit den Häuptern der Unsern händereibend im Extrazimmer.

Drüben aber geht ein wilder Kampf an. Die eigentliche Wahlschlacht beginnt. Die Sozialisten wenden sich gegen ihre Brüder, die sie verraten haben. Ein wüstes Tosen, in dem jedes Wort untergeht, auch der stürmische Unmut über die Ungerechtigkeit, Willkür, Gewissenlosigkeit des — Gemeindeschreibers. Alles verhallt im brausenden Lärm. Und es ist gut, daß es verhallt.

Im Honoratiorenstübchen sitzt die Kommission bei einem improvisierten Schreibtisch und füllt in fliegender Hast Formulare über Formulare aus.

Da öffnet sich die Thür, und herein tritt, langsam, fast schüchtern, aber mit der Schüchternheit des Tigers, der den Bändiger vor sich sieht — der Anführer der Sozialisten. Seine rußige Gestalt, sein finsterer Blick stechen seltsam ab gegen die zivilisierten, thätigen Honoratioren. Zögernd bleibt er erst an der Thür stehen; dann kommt er langsam näher.

„Er will einen Einblick in die Liste haben“, sagt der Gemeindeschreiber, der ihm folgt. „Ich bitte, hier —“ gestattet der Herr Bezirkshauptmann bereitwillig. „Sehen Sie, so viele Stimmen haben Sie; so viele Ihre Gegner. Man kann Ihnen die Sache aufschreiben. Bitte, Herr Lehrer — geben Sie ihm vielleicht morgen einen Auszug aus den Akten ...“

Wie artig man mit dem Besiegten ist!

Der Mann im Arbeitskittel neigt sich vor und blickt auf die ausgefüllten Formulare. Ziffern, Namen — Namen, Ziffern. Was versteht er davon! Nur eines weiß er: daß sie nicht durchgedrungen sind, daß ihm irgendwie und

irgendwo Unrecht geschehen ist, und daß er das Maul zu halten hat, sonst wird der Vertreter des öffentlichen Rechtes und der öffentlichen Ordnung ihn einsperren lassen. Denn noch liegt die Macht jenseits, und wo die Macht ist, ist auch das Recht . . .

„Es steht Ihnen frei, gegen die Wahl zu rekurrieren," bemerkt eine geschmeidige Stimme an seiner Seite. Auch davon versteht er nichts. Er weiß nur, daß er wieder unterliegen würde, und er geht hinaus, Zorn und Haß im Herzen, weil man ihn gehindert hat, der großen Idee zu dienen, von der die Führer seiner Partei sagen, daß alles Heil und aller Segen der Zukunft in ihr liegt.

Die moralische Beurteilung der Geschichte.

Von P. Chr. Elsenhans.

(Gesenfeld i. Württ.)

(Schluß.)

Blicken wir zurück, so hat sich auch unsere Voraussetzung eines höchsten moralischen Maßstabs aus der Praxis der Geschichtsschreibung heraus bestätigt, und wir wenden uns nunmehr dem Nachweis zu, daß die Anwendung dieses Maßstabs auf die Geschichte notwendig sei.

Oder sollte vielleicht der geschichtliche Thatbestand selbst seine Anwendung nicht zulassen? Man habe kein Recht, wird gesagt, unsern, den fortgeschrittensten Maßstab moralischer Beurteilung auch an alle Perioden der Vergangenheit und alle Völker der Erde anzulegen, seien doch die moralischen Begriffe bei unzivilisierten und zivilisierten Völkern gründlich verschieden und ebenso wieder innerhalb der Perioden der Zivilisation. Deshalb müsse man sich auf den moralischen Standpunkt des betreffenden Volkes oder der betreffenden Zeit versetzen, wenn man gerecht urteilen wolle.

Sollte bei dieser Argumentation nicht leicht einige Übertreibung des Unterschieds der Nationen und Zeiten in der sittlichen Erkenntnis mit unterlaufen? Wenigstens dürfte es bei dem hypothetischen Stand der Völkerpsychologie nicht als so ganz unwissenschaftlich erscheinen, wenn andere eine größere Gemeinschaftlichkeit der sittlichen Veranlagung des Menschengeschlechts annehmen; und geradezu als geboten, innerhalb der christlichen Geschichte das Christentum nicht ganz zu vergessen, wie es gegenwärtig z. B. bei Beurteilung der Renaissance üblich ist. Von den Cesare Borgia und Genossen, die in

ihrem nackten, wüsten Egoismus sich „so schön dargelebt“ haben, sollte man etwa nicht voraussagen dürfen, daß sie neben den Sitten und Anschauungen ihrer Zeit auch etwas von der christlichen Lehre gewußt haben? Von Leuten, die zum Teil aus den höchsten Würdenträgern der Kirche sich rekrutierten und als die damaligen „schönen Geister“ doch mindestens auch den Dante, diesen christlich-moralischen Weltrichter der Geschichte, kennen mußten?

Nichtsdestoweniger gestehen wir gerne zu, daß ein gerechter Richter das Niveau derjenigen, die er beurteilt, berücksichtigen muß. — Aber folgt dann daraus, daß wir unsere eigene sittliche Einsicht, nach welcher wir urteilen, auf das Maß einer andern Zeit oder eines andern Volks zurückschrauben sollen oder auch nur können? Werden wir so etwa einem Konstantin oder Chlodwig wirklich gerecht? Oder ist es nicht unser feineres sittliches Unterscheidungsvermögen, durch das wir allein feststellen können, was bei solchen Männern nach Abzug dessen, was „die Zeit und Umgebung ihnen auferlegte“, an eigenem Verdienst oder eigener Schuld übrig bleibt? Können wir ihnen ferner ihre Stellung im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung richtig anweisen, wenn wir sie in Bezug auf ihren moralischen Wert völlig isolieren? Die künstliche Verdunkelung unseres sittlichen Bewußtseins müßte auch zur Verdunkelung der Geschichte führen.

Die höchste Spannkraft unseres sittlichen Urteils wird aber nicht nur um der historischen Gerechtigkeit, sondern auch um des historischen Thatbestandes willen von der Geschichte in Anspruch genommen. Bei der Betrachtung der Geschichte drängt sich uns aus dem Ziele ihrer Kräfte ein idealer Faktor entgegen, den man nicht ungestraft übersehen darf; das ist ein Zusammenhang von Schuld und Strafe, Verdienst und Lohn. Auf ihn reflektiert man unwillkürlich, wenn man sich den Niedergang der griechischen Herrlichkeit oder die Katastrophe der Juden, den Ausgang eines Stilicho, Wallenstein oder Napoleon I. erschöpfend vergegenwärtigen will. Dieser Zusammenhang liefert dem Historiker die leitenden Gesichtspunkte, durch die er die Schicksale der Völker wie der Einzelnen innerlich verbindet. Ohne solche Gesichtspunkte müßte die Darstellung fade und steuerlos, die Geschichte selbst zusammenhanglos und unverständlich erscheinen.

Und warum? Weil eben ein solcher innerer Zusammenhang der Geschichte thatsächlich vorhanden ist, weil sie durchwaltet ist von einer sittlichen Weltordnung. Daraus erklärt es sich, daß die Geschichtsbetrachtung, ja, sogar die Geschichtsforschung sich der moralischen Beurteilung nie entledigen kann.

Es könnte verwegen erscheinen, gegenwärtig noch von einem über oder in den geschichtlichen Erscheinungen waltenden idealen Prinzip reden zu wollen.

Die Geschichtsphilosophie ist in Mißkredit geraten. Die neueste Philosophie bezeichnet es wohl gar als unmöglich, der Geschichte ihr letztes Geheimnis (vgl. Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften, I, S. 115) zu entlocken, zumal, da sie gar kein solches zu verraten habe. Nicht nur die Einrahmung der Geschichte in einen göttlichen Heilsplan mit dem Endzwecke des Reiches Gottes, die man mit Vorliebe in der von Augustin ihr gegebenen Form angreift, während doch ihre ursprünglichste, reinste Ausprägung in der Lehre Jesu selbst zu widerlegen wäre, wird für wissenschaftlich unhaltbar angesehen, sondern auch die philosophischen „Konstruktionen" einer weltbeherrschenden Vernunft oder leitender Ideen oder eines sittlichen Fortschritts der Geschichte, ja, selbst die Abstraktionen der Soziologie mit ihren Gesetzen der Geschichte werden über Bord geworfen.

Die „Gesetze der Geschichte" in diesem Sinne haben auch wir bereits preisgegeben, da nicht einzusehen ist, wie man auf einem wesentlich von der persönlichen Freiheit beeinflußten Gebiet mit der naturwissenschaftlichen Methode zum Ziele kommen will, und da man thatsächlich mit dem Nachweis hinter den Behauptungen zurückgeblieben ist.

Aber mit den ebenso beliebten wie zuversichtlichen Verdikten über die philosophische Geschichtskonstruktion macht man sich's doch einigermaßen zu bequem. „Es hat sich . . erst aus der Betrachtung der Weltgeschichte (Hegel, Philosophie der Geschichte, Einleitung) selbst zu ergeben, daß es vernünftig in ihr zugegangen sei, daß sie der vernünftige, notwendige Gang des Weltgeistes gewesen," sagt selbst ein Hegel, der der philosophischen Geschichtskonstruktion als Popanz hingestellt zu werden pflegt.

Überhaupt setzt sich die moderne Wissenschaft vielfach in ein falsches Verhältnis zur philosophischen Denkarbeit der Vergangenheit. Man hat in der Naturwissenschaft die naturwissenschaftliche Methode, in der Philosophie die Erkenntnistheorie präzisiert und so eine wertvolle Aufklärung über die Mittel und Wege des Erkennens gewonnen. Wenn nun den großen metaphysischen Systemen die begriffliche Unterscheidung dieser Methoden abging, wird man ihnen deshalb auch allen Wahrheitsgehalt absprechen dürfen, wird man diese gewaltige Gedankenarbeit einfach aus den Räumen der Wissenschaft ausweisen dürfen?

Unmöglich! ihre Grundgedanken haften zu tief in unserer eigenen Seele. Einen Sinn in der Geschichte zu finden, ist ein Postulat unseres Denkens, nicht nur unseres Gemütes. Und die erklärenden Ideen einer überweltlichen Intelligenz, eines idealen, metaphysisch begründeten Zieles der Menschheit durch bessere zu ersetzen, ist bis jetzt nicht gelungen. Der Zwang zur Konsequenz in unserem Denken nötigt uns zu dem Dilemma: „Entweder

ist Sinn in der Geschichte oder nicht," und zur Ablehnung des Unsinns ebenso. Der Aperstizismus aber müßte dieses Dilemma nicht nur verbieten, sondern als falsch erweisen. Ich glaube, es wird einmal wieder die Zeit kommen, wo man sich verwundert fragen wird, wie unser auf seinen wissenschaftlichen Sinn so stolzes Geschlecht so unausrottbare Postulate der Vernunft mit dem Banne der Unwissenschaftlichkeit belegen konnte, und wo man auch den religiösen Ideen ihren Erkenntniswert wieder einräumen wird.

Die Idee einer sittlichen Weltordnung weist nun zwar auf jene Ideen zurück, steht aber doch zugleich auf eigenen Füßen. Eine gesetzmäßige Ordnung anzunehmen, die über gute und böse That die entsprechenden Folgen verhängt, ist für das Verständnis von Welt und Leben unerläßlich. Nicht nur der Dichter kann ohne Zugrundelegung dieser idealen Wahrheit kein vollendetes Kunstwerk schaffen, sondern auch in der Welt der Wirklichkeit wird sich schwerlich zurechtfinden können, wer die sittliche Weltordnung leugnet und diesen Standpunkt in allen seinen Konsequenzen sich klar macht.

Die heutigen Gebildeten wissen es nicht anders, als daß sie mit unsern klassischen Geistesheroen eine Luft freier Weltanschauung atmen. Aber nehmt einem Lessing, Göthe, Schiller die mehr oder weniger bewußte Idee einer sittlichen Weltordnung und ihr greift in den innersten Kern ihrer Schöpfungen, ja, ihres Wesens selbst ein.

Man bewundert die der „Ideologie" entwachsenen Praktiker der Geschichte. Aber hat ein Friedrich der Große nicht seinen Antimacchiavell geschrieben, dessen Grundgedanke doch ist, daß die moralische Politik auch die nützlichste sei? Hat ein Bismarck beim Beginn des 70er Krieges nicht vor aller Welt die Überzeugung ausgesprochen, daß „wir bei einer so gerechten Sache vertrauensvoll auf den Beistand Gottes hoffen dürfen"? Und selbst von einem Gambetta ist erst kürzlich der Satz kolportiert worden, „daß es eine immanente Gerechtigkeit in der Welt gebe". Und ich glaube, es bedarf nur des Anlasses, um in jedem unwiderstehlich diesen Gedanken hervorzurufen. Wenn z. B. nämlich irgendwo trefflich bemerkt war, daß das Grab Stambulows als ein bedenklicher Untergrund für eine glückliche Zukunft Bulgariens erscheinen müsse, so ist dies Urteil zwar nur auf dem Glauben an eine sittliche Weltordnung fundiert, — wer aber wird es für gänzlich aus der Luft gegriffen halten?

Mit einer ihrer stärksten Wurzeln aber haftet die sittliche Weltordnung in der Geschichte. Wenigstens finden auch anerkannt objektive Geschichtsforscher ersten Ranges sie darin. Wie Ranke, der ja auch mitten in der Geschichtsbetrachtung dem Walten der Vorsehung begegnet, „festhält an den ewigen Gesetzen der moralischen Weltordnung" (Ranke, Geschichte der



romanischen und germanischen Völker, Sämtliche Werke, 33 u. 34, S. 173), so hat insbesondere Heinrich von Sybel sich klar und entschieden über diesen Punkt geäußert. In der Schrift: „Die deutsche Nation und das Kaiserreich" sagt er: „Wer von einer sittlichen Weltordnung überzeugt ist — und ich begreife ohne diese Überzeugung keine geschichtliche Wissenschaft —, der weiß auch, daß die Gewalten und Nationen dieser Erde nicht ohne eigenes Verschulden zu Grunde gehen. Gerade dem historischen Standpunkte ist es das dringendste Bedürfnis, dieses Gesetz überall zur Klarheit zu bringen, denn unerträglich und ein voller Widerspruch gegen eine sittliche Ordnung der Dinge wäre der Gedanke, daß das fleckenlos Reine und Große allein durch fremde Willkür und Nichtswürdigkeit zerstört werden könnte."

Daß Sybel nun auch im einzelnen Ernst damit macht und den mit dem mechanischen Kausalzusammenhang verflochtenen Faktor der sittlichen Weltordnung herauszuheben versucht, zeigt eben dort seine Untersuchung über den Untergang des mittelalterlichen deutsch-römischen Kaisertums. Die Gründe dieser Katastrophe „sich klar zu machen, die politischen und sittlichen Mißgriffe aufzudecken, welche den Ruin herbeigeführt haben, schien und scheint mir" — sagt Sybel — „die erste Pflicht des Historikers, welcher dem gewaltigen Gegenstande seine Forschung zuwendet, die erste Pflicht der historischen Wissenschaft, wenn sie nicht ihrem hohen sittlichen Amte von vorn herein untreu werden will". Dabei ergiebt sich dem Forscher, daß bei Pippin zur Erklärung seines Übergreifens nach Italien lediglich das Motiv eines großen Ehrgeizes übrig bleibt. Der Vollender dieses Unternehmens, Karl der Große, erscheint in keinem besseren Lichte. „Die Unterwerfung Italiens entsprach . . keinem realen Bedürfnis des Reichs, sondern war ein willkürlicher Akt monarchischer Herrschbegier." Damit ist nun auch die Katastrophe motiviert und der vorliegende geschichtliche Zusammenhang durch den Nachweis der darin waltenden immanenten Gerechtigkeit zu voller Klarheit gebracht. Sybel bezeichnet es demgemäß als die „eigentliche Aufgabe des Historikers", die nach Ermittlung der einzelnen Thatsachen an ihn herantritt, „aus dem äußeren Bestande auf den inneren Gehalt dieser Fakta zu schließen, ihren geistigen Zusammenhang (Verträge und Aufsätze S. 27) festzustellen und so zu ihrer sittlichen Würdigung zu gelangen".

So erhellt denn die Notwendigkeit der moralischen Beurteilung der Geschichte. Sie ist nicht nur berechtigt, wie es nun eben berechtigt ist, auch einmal die Geschichte nach moralischem Maßstab zu messen. Sie ist auch nicht etwa nur eine für den Schulunterricht oder die Volkserziehung ersprießliche Beleuchtung der Geschichte, sondern sie ist für die Geschichtswissenschaft selbst

unerläßlich. Denn da in den thatsächlichen Zusammenhang der Geschichte die sittliche Weltordnung als mitwirkender Faktor verflochten ist, muß auch der Historiker mit ihr sich beschäftigen, so gewiß er den gesamten Thatbestand der Geschichte erforschen will.

Um den Zusammenhang zwischen dem sittlichen oder unsittlichen Handeln und seinen Folgen aufzudecken, hat man aber nur ein Mittel: die moralische Beurteilung. Wie psychologische Kunst nötig ist, um die Motive zu eruieren, so ist die nach dem immanenten Gesetz der Vergeltung im Weltzusammenhang darauf erfolgte Reaktion nur durch sittliche Urteilskraft zu erkennen. Und je höher und reiner der hierbei angewandte Maßstab ist, um so mehr wird man der zu Grunde liegenden Wahrheit näher kommen. Mit dem höchsten Maßstab, dem Maßstab unserer höchsten sittlichen Ideale wird daher der Geschichte am besten gedient sein.

Dieses Prinzip also müßte wieder allgemein anerkannt und konsequent durchgeführt werden. Selbst Schlosser, über dessen rücksichtslose Anwendung des Sittengesetzes man so gerne klagt, ist zuweilen nur zu nachgiebig gewesen, wenn er z. B. von „Dionys, dem Tyrannen" zugiebt, „daß seine herrischen Maßregeln nach den Regeln der gewöhnlichen Sittenlehre nicht dürfen beurteilt werden".

Mit der neueren Geschichtsschreibung steht es zwar etwas anders, als wie man vielfach meint: Diejenigen, welche in dem stolzen Gefühl, die moderne Geschichtswissenschaft hinter sich zu haben, über moralische Beurteilung der Geschichte vornehm die Achsel zucken, täuschen sich gerade in betreff unserer größten Geschichtsforscher, die, ein H. v. Sybel voran, eine energische sittliche Wertbeurteilung handhaben. Allein die Aufgabe ist, in ihrem Geiste die Geschichtswissenschaft weiter zu führen, und diese Aufgabe ist jetzt um so dringender, da diese Meister einer nach dem andern geschieden sind.

Statt des Bemühens, einen ganz falschen Respekt vor dem „Geschichtlich Gewordenen" zu verbreiten, als ob es ein mystisches Vorrecht auf Unantastbarkeit, statt eben auf Prüfung und Untersuchung hätte, sollten gerade die Historiker in durchgreifender Beurteilung vorangehen. Thun sie es nicht, so thut es das Publikum selbst, denn, wie gesagt, die moralische Beurteilung ist subjektiv und objektiv unvermeidlich; dann aber ist die Beurteilung, weil von der geschichtlichen Forschung selbst losgelöst, viel mehr der Willkür der Meinungen preisgegeben.

Die konsequente Durchführung des Prinzips mußte sich zunächst bei der Würdigung der geschichtlichen Persönlichkeiten geltend machen. Die Unsicherheit des Urteils über einen König David, Alexander den Großen,

Tiberius, Muhammed ist doch eigentlich nicht mehr in Rückständen der Quellenforschung begründet, sondern in moralischer Grundsatzlosigkeit; und es ist für die Geschichtsbetrachtung höchste Zeit, daß die geschichtlichen Erscheinungen unter die richtige Höhenkurve gebracht werden.

Wird nun aber den „großen Männern" sogar Dispensation von der ordinären Moral zugestanden, so haben wir erkannt, daß dadurch zugleich eine Verdunkelung des geschichtlichen Thatbestandes eintreten muß, weil man geflissentlich den sittlichen Faktor ignoriert, der doch bestimmend in ihr Schicksal eingreift. Der Geschichtsforscher muß also bei der Betrachtung des geschichtlichen Zusammenhangs stets schon die sittliche Weltordnung im Auge haben. Nicht als ob das moralische Urteil der Quellenkritik oder exakten Thatsachenforschung irgend zu nahe treten oder zuvorkommen dürfte, aber es muß doch immer schon mitwirken, um die in den Stoff der Thatsachen verwobenen Fäden eines idealen Weltzusammenhanges nicht zu übersehen. Anders wird die Geschichtsschreibung jenes Ziel nie erreichen, welches W. v. Humboldt in das schöne Wort faßt, daß sie „strebt nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit". (W. v. Humboldt, Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers, Ges. Werke, I, S. 4.)

Dann wird die Geschichte auch in viel höherem Maße nutzbar gemacht werden können für Volkserziehung und Volksbildung, ja, auch für die politische Praxis.

Und auf den letzteren Punkt möchte ich zum Schlusse noch ganz besonders hinweisen. Das Verhältnis der Politik zur Geschichte ist ein häufig erörtertes, aber noch nicht recht aufgeklärtes Problem. Mehr und mehr liebt man es, die Erfahrung, daß die Gegenwart nichts aus der Vergangenheit lernt, in das Dogma zu verwandeln, daß sie auch nichts von ihr lernen könne. Denn — sagt man mit Hegel — „jede Zeit hat so eigentümliche Umstände, ist ein so individueller Zustand, daß in ihm aus ihm selbst entschieden werden muß und allein entschieden werden kann".

Wir aber sagen, daß dies vielleicht in allen andern Beziehungen gelten mag, nur nicht für die mit der sittlichen Weltordnung gemachten geschichtlichen Proben. Von den mannigfaltigen geschichtlichen Exempeln des Zusammenhangs von Schuld und Strafe, Verdienst und Lohn kann die Gegenwart lernen, so lange das Menschenherz von den gleichen guten und schlechten Motiven bewegt wird. Denn ebenso lange ereignen sich auch wieder die gleichen Fälle sittlicher Entscheidung. Je mehr daher die Geschichte in jener Hinsicht durchgearbeitet und ausgeschöpft ist, um so mehr Hermen für die Gegenwart sind gewonnen; die moralischen Maßstäbe sind es, welche die Politik aus der Geschichte entnehmen kann.

Ob sie es will? Es ist lange her, daß ein Aristides mit seiner „Politik der Sittlichkeit“ aus Platos Mund das höchste Lob erhielt. Aber es scheinen ihr doch auch wieder in unsern Tagen neue Freunde zu erstehen, und es sind wieder nicht die schlechtesten im Volke. Möge die heutige Politik sich auch dies Lob verdienen — und die Schätze der Geschichte werden in Kurs kommen.

Carl Baron Torresani.

Eine kritische Studie von Theodor von Sosnosky.

(Kremsmünster, Ob.-Östr.)

I.

Wer nicht der einträglichen Ehre teilhaftig ist, von den verbreitetsten Familienblättern als „einer unserer beliebtesten Mitarbeiter“ bezeichnet zu werden; wer sich nicht der außerordentlichen Gnade erfreut, von den zünftigen Litteratur-Historikern mit dem Patent litterarischer Befähigung bedacht zu werden; wer schließlich keiner bestimmten Parteiclique angehört und sich von dieser wie ein Schaubudenwunder als Genie erster Güte austrommeln läßt; wer alle diese Vorbedingungen nicht erfüllt und vielleicht überdies noch das Pech hat, Talent zu haben: für den giebt es in der Regel nur ein — übrigens keineswegs sicheres — Mittel, sich Anerkennung zu verschaffen oder gar berühmt zu werden, und dieses Mittel heißt: Sterben. Nur sehr Wenigen, vom Glücke besonders Begünstigten, gelingt es, sich auch ohne Erfüllung der erwähnten Bedingungen noch bei ihren Lebzeiten ein Plätzchen am Parnaß zu erobern, von dem aus sie dem deutschen Publikum leiblich sichtbar sind.

Zu diesen wenigen Auserwählten gehört Baron Carl Torresani von Campo nero und Lanzendorf, denn es ist ihm in dem verhältnismäßig kleinen Zeitraum von zehn Jahren gelungen, sich einen litterarischen Namen zu machen, dessen Klang nicht nur in seinem Heimatlande Österreich schon recht vernehmlich ist und Gefallen erweckt, sondern auch jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle gern gehört wird. Daß sich's wirklich so verhält, läßt sich ziffermäßig nachweisen, denn die meisten seiner Bücher haben schon ihre zweite Auflage erlebt, die Schwarzgelben Reitergeschichten sogar schon die vierte. Das sind aber Zahlen, die, zumal in anbetracht der wenigen Jahre, bei den deutschen Litteraturverhältnissen schon etwas bedeuten wollen.

Torresani hat es lange nicht gewußt, daß er ein Auserwählter ist, denn er hat die litterarische Arena erst im reifen Mannesalter betreten, sehr im Gegensatze zu der gegenwärtigen Mode, derzufolge manche Herren Litteraten sich schon in embryonalem Alter zu schriftstellern bemüßigt fühlen.

Zuerst Kavallerieoffizier, als welcher er sich bei Custozza das Militär-Verdienstkreuz erwarb, dann Landwirt auf seiner steierischen Herrschaft, gab er erst im Alter von vierzig Jahren sein erstes Buch heraus, den Roman Aus der schönen, wilden Lieutenantszeit (Dresden, E. Pierson, 1888. Dritte Auflage 1894).

Wenn früher gesagt worden ist, er habe die litterarische Arena betreten, so ist das eigentlich nicht genau, es sollte richtiger heißen: er ist in die litterarische Arena hineingesprengt. Flott und schneidig, voll Übermut und unbekümmert um die Gefahren, die seiner harrten, galoppierte er, ein echter Kavallerist, in das ihm noch ganz fremde Gebiet hinein. Es war ein toller, wilder Ritt, es setzte bei den vielen und tückischen stilistischen und technischen Hindernissen so manchen argen Rumpler ab, es widerfuhr ihm oft, daß er ganz aus der Bahn geriet, aber schließlich kam er doch über alle Hindernisse hinweg und brachte die Irrwege wieder ein, um als einer der ersten unter den vielen Konkurrenten durchs Ziel zu gehen.

Ja, dieser Roman verdient den Titel: Aus der schönen, wilden Lieutenantszeit in jeder Hinsicht, nicht nur im Sinne des Autors! Er ist im Stil und in der Technik recht wild, er enthält krasse, bandwurmartige Satzungetüme und ganz unzulässige Abschweifungen; der Autor schreibt unbedenklich nieder, was ihm gerade durch den Sinn geht, wenn's mit der Geschichte selber auch gar nichts zu thun hat; eine Ideenverbindung genügt ihm hierzu und verführt ihn, munter drauf los zu reflektieren, allerlei Bemerkungen zu machen, eine passende Anekdote einzuflechten, was übrigens bei diesem Roman in seiner Ich-Technik noch eine Entschuldigung finden mag. Daß er über die Klippen dieser Technik, die fast unvermeidlich sind, nicht hinwegkommt, kann bei einem so arglos geschriebenen Erstlingswerk nicht verwundern; so widerfährt es ihm, daß er ganze Kapitel erzählt, bei deren Ereignissen er nicht zugegen gewesen ist, und zwar so erzählt, als wäre er Zeuge gewesen. Aber so wild auch die Form des Romans geraten ist: der Inhalt ist dennoch schön; mit diesem Roman als solchem verhält sich's eben wie mit der Lieutenantszeit, die er schildert: er ist wild, aber schön. Seine mannigfachen Fehler und Schwächen werden reichlich aufgewogen durch seine bestechenden Vorzüge, und selbst jene sind nicht abstoßend und ärgerlich; der unkritische Leser wird sie überhaupt garnicht bemerken, und der kritische ist dank der bestrickenden Liebenswürdigkeit, mit der sie sich einschmuggeln, nur zu sehr ge-

neigt, ein Auge zuzudrücken. Er wird sie, wenn er gerecht sein will, tadeln müssen, aber er wird sich durch sie den Genuß des Ganzen nicht verkümmern lassen, er wird erkennen, daß sich unter all den dilettantischen Schlacken das echte Gold eines reichen Talentes birgt, daß hier eine litterarische Individualität auf den Schauplatz getreten ist, und zwar, weil deren Besitzer zufällig Kavallerieoffizier gewesen, eben in der Manier eines solchen.

Ist das Werk an sich auch dilettantisch und unreif — der es geschrieben hat, ist keines von beiden, er ist vielmehr der geborene Erzähler und ein reifer Mann, der seinen Stoff nicht erst mühsam erklügelt, ihn nicht anempfunden, sondern aus dem Reservoir einer reichen Vergangenheit geschöpft hat. Nur ein Mann, der Lebens- und Menschenkenntnis besitzt, kann so glänzend charakterisieren, so plastisch hervortretende, lebensprühende Gestalten schaffen, wie Torresani es schon in diesem Erstlingswerke gethan hat. Seine militärische Dienstzeit hat ihm zur Entfaltung dieser Kunst reichlich Gelegenheit gegeben, denn gerade im völkerreichen Österreich bringt es der Offizierstand mit sich, daß der ihm Angehörende mit den verschiedensten Menschensorten in Berührung kommt und die mannigfachsten ethnologischen, sozialen und psychologischen Erfahrungen macht. Zu jener Zeit, da der Verfasser diente, ist es keineswegs selten vorgekommen, daß ein Kavallerieregiment von Galizien nach Italien, von Siebenbürgen nach Böhmen transferiert wurde, und dieser Garnisonwechsel hat zu Pferde in manchmal Monate währenden Märschen stattgefunden. Welche reiche Abwechslung, welche überquellende Fülle von Eindrücken vermochte ein solcher Marsch zu bieten! Für Den natürlich, der, wie Torresani, das Organ besitzt, all dies in sich aufzunehmen und geistig zu verarbeiten! Ein solcher Marsch bildet auch die Grundlage des hier erörterten Romans. Da ist es denn natürlich, daß der Verfasser dem Leser ein ganzes Heer der verschiedenartigsten Gestalten vorführt. Eine besondere Fähigkeit, die mannigfachsten Dialekte in trefflicher graphischer Form wiederzugeben und ausgiebig zu verwenden, kommt der Charakterisierungskunst des Autors äußerst zu statten und verleiht den also präsentierten Personen eine wirklich greifbare Lebendigkeit.

Was den Roman vor andern Ich-Geschichten auszeichnet, ist die bescheidene Stelle, die Torresani dem erzählenden Ich zugewiesen hat: es ist nicht, wie so oft, die des gewissen Ich-Helden, der von allen Frauen vergöttert wird und an Hypertrophie des Edelmutes leidet, sondern die eines teilnahmsvollen Zuschauers und Berichterstatters.

Für den österreichischen und österreichisch fühlenden Leser kommt zu diesen sachlichen Vorzügen noch die warme, begeisterte Vaterlandsliebe des Autors, der er in diesem Roman wiederholt beredten Ausdruck gibt. Was er seinen Ich-Erzähler und den alten Linzer Bürger auf dem Schiffe über

Österreich sagen läßt, das sind goldene Worte, die sich jeder Österreicher zu Herzen nehmen sollte.

Wie sehr dieser Roman im Publikum gefallen hat, geht daraus hervor, daß sich schon zwei Monate nach seinem Erscheinen die Notwendigkeit einer zweiten Auflage herausstellte. Einige Jahre später ist dieser eine dritte gefolgt, in der der Verfasser in kluger Einsicht die stilistischen Wildheiten des Buches nach Thunlichkeit verbessert hat.

Einen noch größeren Erfolg als Aus der schönen, wilden Lieutenantszeit erzielte das nächste Buch Torresanis, die Schwarzgelben Reitergeschichten (E. Pierson, Dresden, 1890). Sie haben es im Zeitraum von 7 Jahren auf die für deutsche Verhältnisse unerhörte Zahl von vier Auflagen gebracht, was um so mehr bedeuten will, da sie nichts weniger als familienblattmäßig geartet sind. Eine dieser vier Geschichten, Die chemische Analyse, gehört zu dem Verwegensten, was in der deutschen Erzählungslitteratur unserer Tage vorkommt; aber nicht im erotischen Sinne verwegen, sondern im ästhetischen: die Pointe dieser Erzählung bildet nämlich — horribile dictu! — die zwar nicht thatsächlich vorgenommene, aber beabsichtigte chemische Untersuchung eines Mahles, das auf demselben Wege, auf dem es in den Magen gelangt ist, wieder zurückbefördert worden ist. Dieses gewiß nicht eben appetitliche Thema wird aber mit so unwiderstehlichem Humor behandelt, daß nur zimperliche, schöngeisternde Altjungfern-Seelen daran Anstoß nehmen können.

Auch die beiden andern Erzählungen der Sammlung: Drei Tage für ein Leben und Kropatsch, namentlich die erstgenannte, enthalten eine Fülle köstlichen Humors, enden aber tragisch. Drei Tage für ein Leben giebt dem Autor Gelegenheit, seine Kenntnis galizischer Zustände zu verwerten und seine Kunst in der Wiedergabe des polnischen Dialekts. Die bisweilen sehr derben Drolerien dieser Geschichten bilden einen wirksamen Kontrast zu der düstern Tragik des nationalen Fanatismus, wie er sich in der Person der Heldin verkörpert, einen Kontrast, der beweist, daß Torresani die Klaviatur der Seele vom übermütigsten Scherzo bis hinab zum tragischen Andante beherrscht. Diese Erzählung hat er dank einem ebenso seltenen wie beneidenswerten Sprachentalente selber ins Französische übersetzt und zuerst in der Revue de Paris, dann in Buchform unter dem Titel Le Quart d'heure de grâce (Paris, C. Levy, 1895) veröffentlicht.

Das Milieu in den Schwarzgelben Reitergeschichten ist dasselbe wie in der Lieutenantszeit: das österreichische Offiziersleben; auch die Art des Verfassers ist dieselbe kavalleristisch kecke, ja, sie ist sogar noch kecker

und drastischer als dort. Die künstlerische Form aber ist hier glücklicher gewahrt oder erreicht worden, denn die naturgemäß gedrängtere Form der Novelle hat den Autor gezwungen, seine Plauderlust und seine Neigung, abzuschweifen, ein wenig im Zaume zu halten. Anderseits giebt es hier keine Entschuldigung dafür, daß der Autor die Objektivität der Darstellung wiederholt durch subjektive, als Verfasser, geäußerte Bemerkungen stört. In der subjektiven Ich-Erzählung darf der Autor von sich selber sprechen, in der objektiven nicht.

Noch ein drittes Buch hat Torresani aus diesem Milieu herausgeschrieben: Ibi Ubi, ernste und ausgelassene Soldatengeschichten (Dresden, E. Pierson, 1894). Wenn der Autor diese Novellen als Soldatengeschichten bezeichnet, so darf man deshalb aber ja nicht an jene Sorte von Erzählungen denken, die man gewöhnlich unter diesem Sammelnamen versteht, also nicht an die gewissen Stereotypen à la Fliegende Blätter, an den bärbeißigen Oberst, den Don Juan von Lieutenant, den blitzdummen Offiziersburschen und den urgroben Feldwebel; nein, Torresanis Figuren aus dem Soldatenleben sind keine possenhaften Schablonen, sondern lebendige Originale, seine Soldatengeschichten sind nicht für die „reifere Jugend", nicht für die Wachtstube und das Eisenbahnkoupee geschrieben, sondern für ein litterarisch gebildetes Publikum. Und dies gilt nicht nur für Ibi Ubi, sondern auch für die früher erwähnten zwei Soldatenbücher.

Was Ibi Ubi im Besonderen betrifft, so enthält es vier Novellen, in denen sich Ernst und Scherz vereint, sodaß der Titelzusatz Ernste und heitere Soldatengeschichten nicht so zu verstehen ist, als ob einige dieser Erzählungen ernst, die andern ausgelassen wären, sondern im Grunde besagt, daß es Geschichten seien, die beides, ernst und ausgelassen, sind. Die Geschichte einer Lunge, einer Leber und eines Herzens und Hauptmann Venus haben je einen drolligen militärischen Kauz zur Hauptfigur. Auf Räuberkommando ist eine geradezu glänzend erzählte Räubergeschichte, die trotz des nicht ganz wahrscheinlichen und etwas matten Schlusses ein novellistisches Kabinettstück genannt werden muß. — Der historische Rausch von Bischof & Co., an Verwegenheit ein Pendant zur Chemischen Analyse, ist eine geradezu klassische Momentaufnahme vom Treiben Berauschter. So virtuos aber diese nächtliche Eisenbahnfahrt fünf betrunkener Offiziere, die einen alten Zivilisten zum Gegenstande ihrer wüsten Scherze machen, auch unstreitig dargestellt ist, so sicher ist es auch, daß die wenigsten Leser sie widerspruchslos hinnehmen, daß die meisten sie scharf verurteilen werden. Eine so brutale Drastik vertragen eben nur wenige. Leider läßt auch bei dieser Geschichte der Schluß zu wünschen übrig.

Der Roman Aus der schönen, wilden Lieutenantszeit, die Schwarzgelben Reitergeschichten und Ibi Ubi bilden — vorläufig wenigstens — die Gruppe der Soldatengeschichten Torresanis.

Neben dieser läßt sich aus seinen Werken eine zweite Gruppe bilden: Die Gesellschaftsromane, unter denen wieder die aus der „Erzburger" d. h. Grazer Gesellschaft enger zusammengehören. Diese engere Gruppe umfaßt die Romane: Die Juckerkomtesse (Dresden, E. Pierson, 1891) und Der beschleunigte Fall (Ebenda 1892), wozu dann im weitern Zusammenhange noch die Steyerischen Schlösser (Berlin, Fontane, 1897) und Oberlicht (Dresden, Pierson, 1893) gehören.

Die Juckerkomtesse ist der gelungenste Roman, den Torresani bisher geschrieben hat. Zwar fehlt es auch hier nicht an den dilettantenhaften Abschweifungen, die seine ältern Werke ausnahmslos mehr oder weniger enthalten, aber sie sind nicht annähernd so häufig wie in den früher erschienenen Büchern und hätten sich in der zweiten Auflage (1894) leicht ganz ausscheiden lassen. Obwohl die Grundidee dieses Romanes ziemlich ernster Natur ist, so feiert Torresanis Humor darin doch einen wahren Triumph, er wirkt so drastisch, daß man oft laut auflachen muß, die Charakteristik des pompösen Grafen Zagrabsky, genannt „Vater Zeus", gehört unstreitig zu dem besten, was der Humor in der modernen deutschen Erzählungslitteratur hervorgebracht hat, es dürfte sich wenig finden, was sich ihr ebenbürtig an die Seite stellen ließe. Köstlich ist auch die Figur des alten Bauriens, Baron Proch, der immer bei Humor und nie bei Kasse ist, auf allen Schlössern herumschmarotzt und dafür den Hofnarren spielt. Voll echter Poesie ist die Beschreibung des Morgenrittes und der Vogeljagd Jellas und des jungen Proch. Etwas in einem deutschen Roman Ungewöhnliches ist das Hineinspielen konträr-sexualer Leidenschaft, wie sie sich in dem Verhältnis Jellas zur Klosterschwester Klara offenbart. Allerdings hält sich diese Liebe in platonischen Grenzen.

Dieselbe Gesellschaft, dieselbe „Koterie", wie die in der Juckerkomtesse, bildet das Personal zum Beschleunigten Fall, nur noch bedeutend erweitert. Auch dieser — übrigens etwas zu weitläufige — Roman enthält Szenen frischesten, geistvollsten Humors und brillante Charakterzeichnungen.

Schildern die eben besprochenen zwei Werke das Treiben der Erzburger Aristokratie, so beschäftigt sich der Roman Steyerische Schlösser mit der Darstellung des Landlebens der steyerischen Edelleute. Der allmähliche finanzielle Zusammenbruch einer dieser Familien giebt die eigentliche Handlung ab. In technischer, formeller Hinsicht ist dieser Roman, ausgenommen den

Novellenband, von dem gleich die Rede sein wird, von allen Werken Torresanis das vollkommenste, sorgfältigste, leidet jedoch durch die allzugroße Breite und läßt die an dem Autor gewohnte Frische des Humors vermissen.

Im Roman Oberlicht hat Torresani die Wiener Gesellschaft zum Milieu genommen, nicht die gegenwärtige, sondern die der sechziger und siebenziger Jahre. Es ist ein ganz außerordentlich unterhaltendes Buch, auch technisch sehr gelungen, ein Sammelplatz aller Vorzüge des Verfassers. Leider hat sich dieser bemüßigt gefühlt, der Erzählung ein Schlußkapitel anzuhängen, das sich in seiner Plumpheit ausnimmt wie ein Flecken grober Sackleinwand auf ein schimmerndes Damasttuch genäht.

Alle vier Gesellschaftsromane sind mehr oder weniger sogenannte Schlüsselromane, d. h. ihre Figuren sind nach ganz bestimmten lebenden oder gelebt habenden Modellen geschaffen, die von Leuten, welche mit dem geschilderten Milieu vertraut sind, unschwer erkannt werden können. Der Wert solcher Romane ist oft sehr fraglich, da ihr Reiz im Erraten der durchsichtigen Maskerade, im Gesellschaftsklatsch zu beruhen pflegt, so daß sie bei Lesern, die in die geschilderten Verhältnisse nicht eingeweiht sind, kein Interesse zu erwecken vermögen. Bei Torresanis Romanen ist das jedoch durchaus nicht der Fall: auch der, dem die Originale ganz fremd sind, der die Masken nicht durchschauen kann, wird mächtig angezogen und dauernd gefesselt, der Reiz liegt schon in den Personen, in der Darstellung an sich, es bedarf nicht erst des Stimulirmittels der Aktualität.

Außer den Soldatengeschichten und Gesellschaftsromanen hat Baron Torresani noch einige Werke geschrieben, die man weder zu den einen noch zu den andern rechnen kann. Es sind die Romane Mit tausend Masten (Dresden, E. Pierson, 1890), dessen Fortsetzung Auf gerettetem Kahn (Ebenda, ebendann) und die Novellensammlung Aus drei Weltstädten (Dresden, E. Pierson, 1896). Die beiden Romane, die den moralischen Ruin eines begabten, ursprünglich glänzenden Kavaliers behandeln und demgemäß auch einen „beschleunigten Fall" darstellen, sind voll sprudelnden Humors, aber auch voll, namentlich technischer, Fehler. Immer wieder zeigt sich der Autor dem Leser mitten in der Erzählung als solcher, übrigens nicht aus selbstgefälliger Aufdringlichkeit, sondern aus Naivität infolge seines Temperaments.

Unvergleichlich höher als diese zwei Romane stehen die Novellen der Sammlung Aus drei Weltstädten. Torresani hat mit diesem Buche ein ethnographisch interessantes Werk geliefert, indem er darin Ausschnitte aus dem Leben dreier Weltstädte gab, aus Rom, aus Paris und aus Wien. Jede dieser drei Erzählungen trägt das charakteristische Gepräge der betreffen-

den Stadt, sie könnten untereinander nicht den Schauplatz wechseln, ohne dadurch wesentlich verändert, ja unmöglich zu werden.

Charakteristisch ist die Novelle Weiße Mauern, die statt dieses unverständlichen Titels besser Recidive hieße, das dem Inhalt sehr entspräche, denn der besteht im Rückfall einer ehemaligen Kokotte in ihr altes Leben, einem Rückfall, an dem sie unschuldig und der von ergreifender Tragik ist. Torresani hat die Aufgabe, die er sich mit dieser Novelle gestellt hat, glänzend gelöst. „Ich habe" — sagt er im Vorwort — „in den Weißen Mauern den Versuch gemacht, mich sozusagen in die Person eines fremdländischen Schriftstellers hineindenkend, ein Pariser Sittenbild mit ausschließlich Franzosen als handelnden Personen so zu entwerfen, wie ich es gethan hätte, wäre ich an der Seine geboren statt an der Donau."

Die Perle dieses Buches ist aber die Novelle Das Letzte, die in Wien spielt. Sie ist wohl das beste, was Torresani überhaupt je geschrieben hat, und man könnte sie ohne Übertreibung als Meisterwerk bezeichnen, hätte dieses Wort durch maßlosen Mißbrauch nicht schon seinen auszeichnenden Wert verloren. Daß ihm diese Erzählung so herrlich gelungen ist, gereicht ihm um so mehr zum Ruhme, als er das Gebiet des Wiener Kleinbürgerlebens in ihr zum ersten Male betritt. Wo ist der Autor, der das Wiener Leben gerade dieser Kreise, ja, das Wiener Leben überhaupt auch nur annähernd so charakteristisch wiedergegeben hätte! (Chiavaccis treffliche Genrebilder kommen hier nicht in Betracht, da sie fast ausschließlich Skizzenform haben.)

II.

Nachdem sämtliche Werke Baron Torresanis Revue passiert haben, soll es versucht werden, aus all den charakteristischen Zügen, die sich in ihnen finden, ein Mosaikbild zusammenzusetzen, das seine geistige Individualität, sein litterarisches Porträt wiedergiebt. Das eigentliche Wesen, die Quintessenz einer Individualität läßt sich freilich ebensowenig wie ein Duft oder ein Klang mit Worten ausdrücken; man muß sich damit zufrieden geben, wenn es einem gelingt, das Bild so zu zeichnen, daß die Kenner des Originals es für wohlgetroffen erklären und die andern sich von ihm eine annähernd richtige Vorstellung machen.

Was bei Torresani vor allem charakteristisch wirkt, das ist sein Humor.

Der Humor ist eine seltene Münze; was unter diesem Namen umläuft, das ist zumeist nur Talmi. Als Humor gilt die billige Alltagskomik des deutschen Lustspiels, der Familienblattgeschichte; als Humor kursiert die tolle

Narretei der Posse, als Humor werden die geistreichelnden Mätzchen und Bocksprünge gewisser Feuilletonhelden bezeichnet; und als Humor preist man schrullenhafte Geschwätzigkeit à la Raabe und Keller, diese vermutlich darum, weil Dickens ebenso schwatzhaft wie humoristisch gewesen ist, und man nun glaubt, der echte Humor sei der, der dort zehn Worte gebraucht, wo ein einziges hinreichen würde.

Torresanis Humor hat mit all diesem Humor nichts oder doch nur sehr wenig gemein, er besteht auch nicht aus jener überlegenen Ironie, die die Tragikomödie des Lebens aus der Vogelperspektive betrachtet, und er lächelt auch nicht immer unter Thränen, wie man es dem echten Humor nachzusagen pflegt. Nein, Torresanis Humor ist ein schöner, kecker Bursche mit geistvoll und schelmisch blitzenden Augen und frischen, lachlustigen Lippen. Blühend in lebensfroher Jugend, voll waghalsigen Übermuts, angethan mit vornehmer Eleganz, schlendert er durchs menschliche Leben und sucht, worüber er lachen kann. Hat er es gefunden, dann stimmt er ein fröhliches Gelächter an, ohne Schadenfreude und Hohn, aber unauslöschlich, wie das der olympischen Götter, als sie Ares in Aphroditens Armen fanden. Führen ihn seine Streifzüge zu den Abgründen des Lebens, in deren dunklen Tiefen die Wildbäche der Leidenschaften toben, so setzt er keineswegs darüber hinweg oder weicht ihnen aus, nein, voll Wißbegierde steigt er in sie hinab, stürzt sich wohl auch im sichern Gefühle seiner Kraft in die wirbelnden Wogen; aber unter geht er nicht. Siegreich taucht er empor und verläßt die finstern Tiefen, um sich wieder des hellen Sonnenlichts zu freuen, denn er ist eine lichtfreudige Natur, der heller Sonnenschein Bedürfnis ist.

Die Dinge, welche er auf seinen Streifzügen entdeckt und zu Gegenständen seiner Laune macht, sind bisweilen recht heikler, ja unappetitlicher Natur (siehe: Chemische Analyse!), aber das schert ihn nicht im geringsten, er faßt sie keck an, versteht mit ihnen so drollige Scherze zu treiben und läßt dabei ein so jugendlich fröhliches Lachen hören, daß nur griesgrämige Greisen- und zimperliche Altjungferseelen daran Anstoß nehmen können, alle andern aber lustig mit einstimmen müssen. Manchmal freilich treibt er es zu arg, schlägt er zu wild über die Stränge und weiß sich vor Übermut nicht zu fassen; er hat eben zu viel Temperament, und dieser Überschuß macht sich in Allotriis Luft.

Das ist auch der Grund, warum die Zeichnungen, die er mit kecker Künstlerhand von den ihm unterkommenden Menschen zu entwerfen pflegt, bisweilen allzusehr karrikiert sind. Aber selbst dann werden niemals unkenntliche Zerrbilder daraus; es sind nur die Bleistiftwitze eines genialen Künstlers. Als solcher vermag dieser Humor manchmal schon mit wenigen Strichen

das Charakteristische, Wesentliche einer Person, einer Stimmung oder Situation aufs Papier zu zaubern.

Wie treffend kennzeichnet er z. B. die Verliebtheit eines Mädchens, wenn er von ihr sagt, sie sei „geladen mit Liebesbedürfnis wie eine Leydener Flasche mit Elektrizität“ (Das Letzte)!

Wie drastisch lebendig wirkt es, wenn er die auf einer Bank zusammengepferchten Ballmütter mit „Smyrnafeigen in der Schachtel“ vergleicht (Der beschleunigte Fall)!

Auch des geistvoll-witzigen Vergleichs sei hier gedacht, mit dem er den bombastischen Grafen Zagradsky charakterisiert:

„Er gehörte zu jenen Naturen, welche, wie der Luftballon, von kolossalen Dimensionen, infolge des kleinsten Löchleins sofort zu einem lächerlichen, runzeligen Nichts zusammenschrumpfen“ (Die Juckerkomtesse).

Dieser Graf Zagradsky, genannt „Vater Zeus“, gehört überhaupt zu den köstlichsten Geschöpfen Torresani'schen Humors. An anderer Stelle heißt es von ihm:

„Vater Zeus stelzte von früh bis Abend mit wichtiger Miene seine Gründe und Meierhöfe ab, spielte, unvermutet bei diesem oder jenem Pächter eintretend, den guten König Henri-Quatre, wünschte das Huhn im Topfe, ohne es zu geben, mit einer dröhnenden Milde des Organs, einer windmühlenartigen Sanftmut der Geberde, welche den Leuten unsagbar imponierte und ihm mehr bewundernde Anhänger verschaffte, als wäre er, eine zweite hl. Elisabeth, unter ihnen erschienen, um mit vollen Händen auszuteilen. Er stand halbe Stunden lang rundblickend, in einer Pose, als wollte er sich als König Polykrates photographieren lassen, auf dominierenden Aussichtspunkten, von Selbsthochachtung und Besitzeswonne erfüllt und nur bedauernd, daß sich nicht auch ein egyptischer König neben ihm befand, um das historische Bild zu ergänzen und ihm ein Relief zu geben.“

Man fühlt sich lebhaft versucht, noch einige Proben solcher humoristischer Charakterzeichnungen anzuführen; leider verbietet es der Raum, es sei daher aus der Fülle humoristischer Prachtfiguren hier nur eine kleine Auslese namentlich angeführt: der alte Erzschelm Baron Proch — die Szene, wie er den kleinen Hollmannsdorf mit dessen Kleinheit aufzieht, ist zum Kranklachen — (Die Juckerkomtesse); der alte Magistratssekretär Mikesch, dieses köstliche Exemplar eines spießbürgerlichen Bureaukraten (Das Letzte); Kropatsch, der „K'lerist“ (d. h. Kavallerist) aus der gleichnamigen Novelle, der Graf Vallestrena (Lieutenantszeit), der symmetrische Oberst Partab (Geschichte einer Lunge, einer Leber und eines Herzens): sie alle sind wahrhaft klassische Zeugen für die prometheische Kraft des Humors, der sie geschaffen hat.

Einen ganz besonderen Reiz erhält dieser Humor durch seine ungewöhnliche Fähigkeit, Dialekte und andere sprachliche Eigentümlichkeiten wiederzugeben, was zur charakteristischen Plastik der betreffenden Personen nicht wenig beiträgt. Hier einige kleine Proben:

Oberlieutenant Jeebeck (böhmisch-deutsch):

„Wos verstähen Sie von Verliepptheit? Verlippt, sogt er. Ist so was Libä? Ist so wos Zertlichkait? Zertlichkait ist, wenn einem ein Wessen . . . wenn einem ein Mätt'hen . . . kurz, ich weiß dos, ich dienä schon zwanzig Jaahr! . . . Haben S' je gesehn, daß er sich an ein Mätt'hen gemacht hätt? Nur verheiratete Frauen sind ihm recht! Nittomal Wittfrauen sind ihm bekont genug. Er ist ganz verdurben von die französischen Rumaane" (Lieutenantszeit).

Herr von Mainowsky (polnisch-deutsch):

„ . . . Sie hat wwännik Monäten und umsomehr Hypothäken. Jich möchte nicht, Panie, daß in meinem Hause Sij sollten machen Bekanntschaften, wo es ggar Nichts härausschaut . . . Ggommen Sij, jeh wweiß eine andere Partie für Sij, mit Hundertdausend Gguln, Schönnheit, Dugend, Panie, und ggeine Fäller" (Drei Tage für ein Leben).

Freiherr von Lettenbach (Mecklenburger Junker):

„Stellte mir die Sorte immer annersch vor: aimable, etwas dämlich, stets dat Herz uf die Zunge, nen forschen Walzer uf die Lippen: wie sie bei ihnen daheeme saachen: des Wieners sein Schanck (wienerisch: d'n Weana sein Schaan [genre]) . . . Machte ihm 'ne Menge Avanxen, aber der Kehl (Kerl) blieb absolümank kalt wie Hundeschnauze. Hol ihn der Dübel . . . chut Nacht, besten chut Morchen" (Mit tausend Masten).

Charakteristisch und lebensgetreu wie die hier angeführten Dialekte giebt Torresani auch den des Wieners, des Hannoveraners, des Deutschen, des Ungarn, des Engländers und Italieners wieder; ja, im Beschleunigten Fall weiß er sogar dem in Österreich „Hölzeln" genannten, mit übermäßiger Speichelentwickelung verbundenen Sprachfehler mit wahrhafter Virtuosität graphischen Ausdruck zu leihen.

Diese Fähigkeit und Vorliebe, sprachliche Eigentümlichkeiten wiederzugeben, ist für Torresani charakteristisch. Fast in jeder Erzählung findet er Gelegenheit, sie zu bethätigen.

So sehr sie aber dazu beiträgt, die betreffenden Personen lebendiger zu machen, so kann sie doch nur derjenige Leser ganz würdigen, der diese Dialekte kennt, am besten der, welcher sie selber mündlich wiedergeben kann; andere Leser mag diese Art in ihrer Lektüre stören, sofern es sich nicht um allgemein bekannte und daher leicht lesbare Mundarten handelt.

Auch vom Dialekt abgesehen, ist die Sprache der Torresani'schen Menschen

äußerst naturgetreu. Sie sprechen, wie wirkliche Menschen es thun, nicht wie Romanhelden.

Und natürlich, wie sie, spricht auch der Autor selber. Er sucht die Lebendigkeit des gesprochenen Wortes auch im geschriebenen festzuhalten und schreckt vor derben Wendungen und Dialektausdrücken, wenn sie ihm just zutreffend erscheinen, keineswegs zurück. Seine Austriazismen sind ihm von kurzsichtigen, engherzigen Kritikern übel genommen worden, das geht aus seiner Vorrede zum Beschleunigten Fall hervor, in der er sich folgendermaßen rechtfertigt:

„Man denke sich einen Österreicher, der an den Schrank geht, um sich zum Vesperbrod einen Topf Sahne herauszuholen. Das geht nun einmal nicht; es ist unsäglich steif und unnatürlich. Er muß um einen Topf Rahm" (besser hätte Torresani: Obers geschrieben) „zu seiner Jausen in den Kasten gehen; dann stimmt es."

Recht hat er! Warum sollte er sich seines Österreichertums schämen, wie das leider so viele thun, warum es nicht auch sprachlich zur Geltung bringen? Die Kompetenz Norddeutschlands auf sprachlichem Gebiete ist denn doch sehr fraglich; war es doch zu einer Zeit, da die deutsche Sprache in Österreich längst gang und gäbe war und am Hofe der Babenberger in Blüte stand, noch von slavischen Horden bevölkert!

Und noch einen andern Vorwurf weist Torresani in jener Vorrede zurück: den nämlich, daß er zu viele Fremdwörter gebrauche. Er erklärt, daß er diese nur dann anwende, wenn ihm der deutsche Ausdruck nicht zutreffend genug erscheine, daß ihn ihr Gebrauch in solchen Fällen aber wohlberechtigt dünke. Auch hierin muß man ihm Recht geben, insofern die fanatische Sprachreinigungssucht, die die Spreu nicht vom Weizen zu unterscheiden vermag, albern und lächerlich ist. Anderseits muß aber doch zugegeben werden, daß Torresani, wenigstens in seinen ältern Werken, im Gebrauche der Fremdwörter wirklich ein wenig zu viel des Guten thut. Wenn er z. B. Karesse für Liebkosung und Passion für Leidenschaft sagt, so ist das gewiß nicht zu billigen, denn die deutschen Ausdrücke decken den Begriff vollständig. Diese Bemerkung bezieht sich aber — wohlgemerkt — nur auf die Sprache Torresanis als Autor, nicht aber auf die seiner Personen. Die sollen nur reden, wie's in den Kreisen üblich ist, zu denen sie gehören, und da in diesen die Fremdwörter sehr im Schwange sind, so ist es ganz in der Ordnung, wenn auch sie sich solcher ausgiebig bedienen.

In der mehrfach erwähnten Vorrede verwahrt er sich auch dagegen, daß er seine Sätze so leicht und nachlässig hinwerfe, wie sie aussehen; es sei keineswegs leicht, sich so nonchalant zu geben, sondern erfordere im Gegenteil

sorgfältiges Überlegen, Auswählen und Feilen. Das sei ihm ohne weiteres zugegeben; auch Heine hat ja seine berühmte Nonchalance sorgfältig inszeniert. Aber deshalb kann man Torresani den Vorwurf der Nachlässigkeit, der ungewollten, doch nicht ersparen; namentlich in seinen ältern Werken finden sich manche Stellen, wo die gewollte Nachlässigkeit durch die ungewollte arg beeinträchtigt wird, wo der Stil, statt flott und glatt, schwerfällig und holperig wird, wie z. B. in den Satzungetümen in der ersten Ausgabe der Lieutenantszeit.

In seinen neuern Arbeiten ist auch in dieser Hinsicht ein großer Fortschritt zu erkennen; Torresani gehört eben zu den wenigen Autoren, die für berechtigte Einwände und Ausstellungen nicht taub, gegen ihre Schwächen und Fehler nicht blind sind.

Alles in allem darf man von ihm bezüglich seines Stils mit vollem Recht behaupten, daß er seine Gedanken weder in der abgegriffenen kleinen Münze des Dutzendschriftstellers ausgiebt, noch in den großen Protzennoten der patentierten Berühmtheiten, sondern im funkelnden Golde eigenen Besitzes und eigener Prägung; mag diese in der Ausführung manchmal auch flüchtig und nachlässig sein, so zeigt sie doch immer den Stempel eines freien, selbständigen Geistes.

Als glänzende Beweise für seine Sprachkunst seien hier folgende Stellen angeführt: Die bereits erwähnte Vogeljagd Prochs und Jellas in der Juckerkomtesse, der Mondschein-Ritt in Drei Stunden für ein Leben, der Ostersonntag-Morgen in Weiße Mauern, die Herbstregenstimmung im Beschleunigten Fall.

Wer so etwas zu schreiben vermag, der ist nicht nur ein glänzender Stilist, sondern ein Dichter.

Wo viel Licht ist, da soll nach dem Sprichwort auch viel Schatten sein; Torresani straft diese Redensart Lügen, denn bei ihm ist viel Licht, aber nur wenig Schatten.

Seine Fehler lassen sich alle so ziemlich auf eine einzige Ursache zurückführen: auf sein sanguinisches Temperament; er läßt ihm zu oft die Zügel schießen, und dann stürmt es voll Übermut dahin, wobei es zuweilen über das Ziel hinausschießt oder es erst auf längern Irrwegen erreicht, mit einem Wort: er vergaloppiert sich, wie man in Österreich sehr bezeichnend zu sagen pflegt.

So kommt es, daß sein Humor so gern über die Stränge schlägt.

So kommt es, daß seine Feder dem Sturmschritt seiner Gedanken nicht immer folgen, die Satzfäden nicht regelrecht abwickeln kann und manchmal strauchelt.

So kommt es schließlich, daß die Schlüsse seiner Erzählungen manchmal stark abfallen.

* * *

Wollte man Torresani in eine bestimmte Kategorie von Schriftstellern einreihen, so geriete man arg in Verlegenheit, denn er paßt in keine hinein. Er steht in der deutschen Litteratur eigentlich ganz vereinzelt da, auch mit jenen Berufsgenossen, die gleich ihm das Schwert mit der Feder vertauscht haben, verbindet ihn kaum etwas Gemeinsames. Seine Art zu charakterisieren erinnert vielleicht manchmal ein wenig an Ossip Schubin, aber er ist weit origineller und kräftiger, nicht boshaft und nicht affektiert.

Im Übrigen ist Torresani im herkömmlichen Sinne der Worte weder ein Idealist, noch ein Realist, kein Naturalist und kein Symbolist, überhaupt kein „-ist"; er ist einfach — Torresani.

Aus meinen „Lebenserinnerungen".

Von Carl Baron Torresani.*)

(Graz.)

(Politische Ereignisse. — Reise nach Italien. — Ich will ein „Liberaler" werden. — Herr von Künzl wird von den Räubern geholt.)

„Gesummaria! Cosa è successo?" schrie meine Mutter, die Hände faltend, auf, als sie eines Nachmittages meinen Vater, der in Wien gewesen war, blaß wie ein Blatt Papier aus der Equipage steigen sah.

Er antwortete nicht, sondern faßte sie am Arme und zog sie in eine Ecke, wo wir die Beiden lange im Tone größter Erregung zusammen flüstern hörten.

Er hätte es nicht nötig gehabt, das Geheimnis so ängstlich zu wahren. Eine Stunde später wußte die ganze Welt, daß ein Attentat auf den jungen Kaiser ausgeführt worden war. Ein Schneidergeselle, namens Libeny, hatte dem Monarchen einen Messerstich in den Nacken beigebracht, während derselbe an der Seite des Flügeladjutanten Grafen O'Donnel über die Brüstung

*) Der Verfasser war so liebenswürdig, unsrer Bitte um Überlassung eines Kapitels seiner noch ungedruckten Memoiren zu entsprechen. D. Red.

der Loebelbastei gelehnt stand. Eine größere Katastrophe habe ich nur am Tage der Katastrophe von Meyerling gesehen. Überall erdfahle Gesichter, entsetzte Blicke, bebende Lippen. Man erzählte sich Details: der Adjutant hatte die Wunde ausgesogen, ein Wiener Fleischhauermeister den fliehenden Mörder gebändigt. Die Wut gegen diesen letzteren war grenzenlos. „An den Galgen mit dem Schuft!" — „Was Galgen! Ans Rad! Mit glühenden Zangen zwicken!" So hörte ich die Offiziere untereinander sprechen, und dabei drohten sie mit der Faust in der Richtung gegen Wien.

In der nächsten Zeit war natürlich von nichts anderem die Rede. Den Bulletins über das Befinden des Kaisers wurde täglich mit fieberhafter Unruhe entgegengesehen, und nie war das „Expedit" der Stellfuhrinhaberin Madame Zins dichter umlagert gewesen, als damals, zur Ankunftsstunde der Wiener Omnibusse.

Das Gerücht, der Kaiser habe den Attentäter begnadigt, verbreitete große Unzufriedenheit. Zum Glück bewahrheitete es sich nicht. Libeny wurde längere Zeit nachher, als ich mich schon im Theresianum befand, bei der „Spinnerin am Kreuz" gehängt; und auf einem Spaziergange, den wir zufällig am selben Tage durch die Straßen von Wien machten, kam es mir vor, als hätte ich noch nie zufriedenere Gesichter gesehen. Ganz Wien hatte eben gefürchtet, der Hochverräter könne seiner Strafe entrinnen.

Überhaupt möchte ich hier die Bemerkung machen, daß mir, soweit ich's zu beurteilen vermag, jene „gährende Mißstimmung" während der Absolutismusperiode, wenigstens soweit sie die breiten Volksschichten betrifft, in das Reich der Fabel zu gehören scheint. Ich habe vielmehr den Eindruck, daß sich alles freute, daß wieder „Ordnung" da war. Ich war freilich noch ein kleiner Junge, aber ich kam doch viel mit Leuten aus allen Schichten zusammen, war neugierig wie ein Delphin und hätte bei meinem ewigen Herumschnüffeln ꝛc. irgendwo ein Wort der Unzufriedenheit aufschnappen müssen — weiß aber von keinem. Man schimpfte über die schlechte Finanzgebahrung, das ist wahr. Und dann bestand eine große Gereiztheit gegen die Militär-Polizeiwache; aber diese hatte mit der Politik nichts zu thun. Sie richtete sich gegen das Patrouillieren mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonnett, gegen das brüske Auftreten jenes, zum größten Teil aus Czechen zusammengesetzten Korps, und hatte einen starken Beigeschmack von nationaler Antipathie ....

Ein anderes Ereignis, an das ich mich immer erinnern werde, war die Landung der kaiserlichen Braut Elisabeth in Nußdorf. Wir hatten Tribünensitze schief der Holzbaracke gegenüber, welche als Landungsstation für die Dampfschiffe diente. Ich sah die achtzehnjährige Kaiserbraut aus nächster Nähe. Sie hatte eine schlanke, hohe Gestalt, frische, rote Backen, wie ein

Apfel, und lächelte. Die ganze Welt extasierte sich über ihre Schönheit. Das war ein Ding, von dem ich nichts verstand. Aber ihr Lächeln hatte mich erfreut. Es war mir, als wäre es speziell an mich gerichtet gewesen, und ich weiß nicht, ob ich mich nicht verpflichtet gefühlt habe, es zurückzugeben.

Ferner schwebt mir noch die allgemeine Mißbilligung vor, welche Graf Buols Politik in der Zeit des Krimkrieges erregte. Alle schüttelten die Köpfe. „Das wird bös ausfallen! Das hätte man nicht thun sollen!" hieß es überall; und als Bataillon um Bataillon nach den Donaufürstentümern abmarschierte, regnete es düstere Prophezeiungen. „Die Russen sind unsere besten Freunde. Die Russen haben uns in Ungarn geholfen. Ist das der Dank dafür?" So ungefähr hörte ich's um mich herum flüstern, natürlich ohne besonders darauf zu achten. Was gingen mich Russen und Türken an? . . . Doch will ich hier noch ein Spottlied anführen, welches damals kolportiert wurde und so begann:

Es war'n einmal drei Füchse, fi, fa, Füchse,
Die gingen in die Krim hinein, kri, kra, Krim hinein.
Die Traube auf der Mauer,
Mi, ma, Mauer,
Der erste erste Fuchs hat's doch gepackt,
Hat die Traube doch gepackt . . . . . .

*

Im Sommer nach dem großelterlichen Besuche wurde mit Kind, Kegel und Künzl eine Reise nach Italien angetreten. Es war ein zeitlang unentschieden gewesen, ob mein Hofmeister mitgenommen werden würde. Als die Frage endlich bejahend erledigt worden, war Künzls Freude groß. Ich sehe ihn noch, mit den Armen die Luft durchfuchtelnd, im Zimmer auf- und abrennen und von Orangen- und Myrthenhainen, vom blauen Himmel Neapels schwärmen.

Letzteren bekam er freilich nicht zu sehen. Seine Italienreise beschränkte sich auf Como, Verzago und endlich Riva, wohin wir beide geschickt wurden, um ein paar Wochen bei der Großmama Torresani zuzubringen.

Eine philosophische Natur, welche sich wie wenige andere ins Leben zu schicken verstand, hatte sich die alte Frau mit ihrer Wittwenschaft schon vollständig abgefunden und teilte, ohne mehr als nötig über Tod und Trennung nachzudenken, ihre stillvergnügte, geschäftige Thätigkeit zwischen Haus und Garten. Die Feldwirtschaft war an eine brave Bauernfamilie „in mezzadria" (d. h. auf Teilung des Ertrages zu gleichen Teilen) verpachtet.

Während meine Mutter in den letzten vier Jahren jenen gründlichen Umschwung der Mode mitgemacht, der ihr Äußeres bis zur Unkenntlichkeit verändert hatte, ihre glatte, mädchenhafte Haartracht à la chinoise sich zur überbreiten, rückwärts platten „Kaiserin Eugenie-Frisur", der schlichte Rock von Anno fünfzig zur Crinoline aufgebauscht, die lange Schnebbentaille sich verkürzt, die Schulter zu gewellter Abschüssigkeit gesenkt hatte, war meine Großmama genau so geblieben, wie ich sie von jeher gekannt. Dieselben „Bandeaux", derselbe Hornkamm im grauen Haar, dasselbe kleingeblümte Kleidmuster aus Einem Stück, ziemlich hoch unter der Brust zu einer Art von Taille zusammengezogen; nur daß das kopflose Regiment in den Kleiderschränken sich mittlerweile um ein Dutzend Mann vermehrt haben mochte. Ein Spitzentuch um den Kopf gebunden, in der Hand die silberne Miniaturdose, aus welcher sie nach vormärzlicher Damen-Unsitte von Zeit zu Zeit ein Stäubchen eher als eine Prise zur Nase führte, trippelte sie den ganzen Tag treppauf treppab, von und zum Garten, von und zur Vorratskammer, einem köstlichen Raum im zweiten Stocke, wo es nach Granatäpfeln und trockenen Feigen, nach Lavendel und Rosmarin roch: wo auf langen Tischen, mit Papier unterlegt, durch Schleierflöre gegen die Fliegen geschützt, Trockenobst und Dürrkräuter aller Art sich breiteten, Wintertrauben an Fäden von der Decke niederhingen und auf Gestellen an der Wand Vorräte von allem, was einen Kindergaumen reizen kann, aufgestapelt waren: Kandiszucker, weiß und gelb, Zibeben, Pistazien, Pignolen, Citronade. In den Fenstern leuchteten mächtige, rote Gläser mit Branntweinkirschen, grüne mit Bertramessig, gelbe mit Citronenessenz; in offenen Schränken standen Batterien von Dunstobst, auf Holzregalien in den Ecken Liqueurflaschen aller Art, darunter jene mir wohlbekannten, welche die Spezialität des benachbarten Salò, die aromatische „acqua di tutto cedro" enthielten. Meine Großmutter liebte es, mit allem versehen zu sein, wie für eine Belagerung. Was nur irgendwie anging, bereitete sie sich selbst von den Erträgnissen ihres Wundergartens, sei es durch Dörren und Trocknen, sei es durch Einsieden und Einlegen. Sie kannte gar manches Wirtschaftsgeheimnis, besaß gar manches kostbare Rezept. Auf nichts aber war sie stolzer, als auf ihre Virtuosität im Kaffeekochen. Sie behauptete geradezu, das verstünde niemand außer sie, und ist bis an ihr Ende um eine gute Stunde früher als ihre Gäste aufgestanden, um zu ihrem Frommen eine Arbeit zu verrichten, welche sie um keinen Preis der Köchin überlassen haben würde.

Verliebt in ihre Hausfrauenthätigkeit, gönnte sie nur verlorene Augenblicke dem Klavier, auf dem sie einst eine wahre Virtuosin gewesen war und noch jetzt, mit ihren alten, von der Gicht knotig gewordenen Fingern, zwar

keine Bravourstücke mehr, aber ganz entzückend Märsche, Walzer und italienische Opernstücke spielte.

Für uns, ihre Gäste, hatte sie bei aller Herzlichkeit wenig Zeit übrig, ließ uns aber die vollkommenste Freiheit, in Haus und Garten zu schalten und zu wüsten, wie wir wollten. Das thaten wir denn auch, ohne uns zu genieren, streiften das weite Grundstück nach allen Richtungen hin ab, aßen Obstbäume und Weinstöcke kahl, trieben in den Bächen Raubfischerei und plünderten den Blumengarten.

In der Bibliothek, wo wir alles drunter und drüber kehrten, verbrachten wir unvergeßliche Stunden. Während Künzl nach Kuriositäten wühlte, war mir eine Ausgabe von Kotzebue in die Hände gefallen; und gleich das erste Stück, das ich las, die parodistische Spukkomödie „Des Teufels Lustschloß“ (welche ich aber im vollsten Ernst nahm), entzückte mich dermaßen, daß ich den ganzen Autor mit Heißhunger verschlang. „Der Spiegelritter“ — „Die Kreuzfahrer“ — „Pagenstreiche“ — „Ritter Bayard“ — „Pachter Feldkümmel“ — ich las alles; Lust-, Trauerspiele, Possen bunt durcheinander. Wie es mit der Verdauung aussah, kann man sich denken. Als mir dann die Komödien ausgingen, fraß ich mich durch die Ergänzungsbände, durch Berge von Zeitsatyren, Pamphlete, mir gänzlich unverständliche Anspielungen und Polemiken durch, ohne den geringsten Genuß, in der vergeblichen Hoffnung, doch noch zuletzt auf irgend etwas in der Art wie „Des Teufels Lustschloß“ zu stoßen. Immerhin danke ich dem alten Kotzebue viele angenehme Stunden und außerdem eine sonderbare Erinnerung.

Wir pflegten nämlich abends öfters nach Riva zu gehen und dort mit einigen jungen Offizieren des Flotillenkorps, Künzls rasch gewonnenen Freunden, im Gasthausgarten zum „Giardino“ zu soupieren; Zusammenkünfte, bei denen es sehr lustig und gemütlich zugleich herging.

Bei einer solchen Gelegenheit stellte mir einer der Herren wieder jene Frage, die ich schon ungezählte Male hatte beantworten müssen: „Was ich denn eigentlich werden wolle.“

Die wahrheitsgemäße Erwiderung wäre gewesen: „Soldat!“ — denn das stand, trotz des Widerstandes der Meinen, bei mir längst fest.

Allein ich war des ewigen Auskunftgebens ebenso überdrüssig geworden, wie der regelmäßig darauf folgenden Anerkennung: „Brav! So ist's recht!“ wobei man mich protektorhaft auf Schulter oder Wange klopfte. Überdies befand ich mich in jenem schelmischen Alter, wo Knaben es mehr lieben, Widerspruch als Zustimmung zu ernten. Heute wollte ich durch eine vorlaute Antwort so recht als Konrad Haselbaum, wie der damalige Vorläufer von Max und Moritz hieß, dastehen. Ich hatte am selben Tage eine

Kotzebue'sche Satyre gelesen, in welcher es über die Liberalen herging. Was das für Leute seien, darüber hatte ich nur sehr unbestimmte Vorstellungen. Jedenfalls waren es polizeiwidrige Bursche, und das taugte mir für meinen Zweck.

Ohne mich lange zu besinnen, antworte ich also:

„Ein Liberaler will ich werden!"

Und dabei blicke ich mich triumphierend im Kreise um.

Im selben Augenblicke tritt allgemeines Stillschweigen ein. Der eine blickt krampfhaft in seinen Teller, der andere erstickt einen plötzlichen Hustenanfall im Taschentuche. Die Übrigen blicken in namenloser Verdutztheit Künzl an, der seinerseits mit erstaunten Augen und halboffenem Munde starrt, wie einer, der über etwas Gehörtes, wie man sagt, ganz paff ist.

Ich selbst beginne ängstlich zu werden. Was habe ich eigentlich gesagt? Warum lachen sie nicht über meinen guten Witz?

Endlich klopft mir einer auf die Schulter und meint: „Na, mein Sohn, aus Dir kann noch was Schönes werden!"

Damit löst sich der Bann in ein allgemeines, ungeheueres Gelächter auf, und alle fallen mit Witzen über Künzl her, welchem sie zu seinen Erziehungserfolgen gratulieren . . .

Es dauerte Jahre, bevor ich begriff, welch — in Anbetracht der Periode — äußerst empfindliche Saite ich berührt hatte . . .

Künzl hatte über dem Ritvaner Capua sein Neapel samt dessen blauem Himmel längst verschmerzt und wünschte wohl, wie ich, nichts sehnlicher, als daß es immer so bliebe. Leider rief uns anfangs Oktober der Beginn des Schuljahres und meiner lateinischen Stunden nach Klosterneuburg zurück.

Meine italienischen Kenntnisse erleichterten mir das Studium der neuen Sprache außerordentlich. Bald deklinierte ich ohne Anstoß mein mensa mensae und rezitierte wie eine Mühle die versifizierten Regeln aus „Dünnebiers Schulgrammatik" herunter:

Die Männer, Vötker, Flüsse, Wind'
Und Monat' Masculina sind.
Die Weiber, Bäume, Städte, Land'
Und Inseln weiblich sind benannt . . . .

Im Übrigen ging alles nach der alten Leier, nur daß ich mich klettenhafter als je an meines Hofmeisters Rockschöße hing. Das weder durch Eltern noch Geschwister je unterbrochene Beisammensein während der Ferien hatte meine Anhänglichkeit an Theodor Künzl bis zur Krankhaftigkeit ge-

steigert. Dazu kam ein ahnungsvolles Trennungsbangen, zu welchem ein hingeworfenes Wort Veranlassung gegeben hatte. Infolge irgend einer Differenz mit meinen Eltern hatte Künzl mich gefragt, was ich wohl thun würde, wenn er eines Tages sein Bündel schnüre? Das war genug, um mir für immer die Ruhe zu rauben. Die Veranlassung ging vorüber, aber das Wort Trennung war gefallen, die Vorstellung in mir erweckt. Ich wußte, daß Künzl nicht lange mehr bei mir bleiben würde. Zu exzentrisch, um alltägliche Ursachen dafür zuzulassen, bildete ich mir allerlei abenteuerliches Zeug ein, nächtliche Entführungen durch Räuber und dgl. Auch ihm selbst traute ich nicht recht; aus jeder seiner Äußerungen hörte ich die geheime Absicht heraus, mich zu verlassen. Da war u. a. ein gewisses Lied, das er mit seiner kleinen, sympathischen Stimme zu trällern pflegte, und in welchem die Worte vorkamen: „Ich darf nicht länger weilen, die Rosse wiehern schon." Es mochte ein damals gängiges Liebes- oder Abschiedslied sein; allein ich war fest davon überzeugt, Herr von Künzl habe es selbst gemacht, für mich gemacht und für mich singe er es auch. Er konnte nie zu jenem Refrain gelangen, ohne daß ich in ein lautes Geheul ausgebrochen wäre. Diese wiehernden, scharrenden Rosse, die nicht länger warten wollten, erregten in mir Welten von Abschiedswehe und Hoffnungslosigkeit. Kurz, ich war in einer höchst überspannten, weltschmerzlerischen Periode . . .

Eines Nachts gegen Ende des Winters nun wache ich im stockfinsteren Zimmer auf. Mein erster Gedanke ist an meinen Hofmeister. Ich lausche seinem Atemzuge, aber höre ihn nicht.

„Herr von Künzl!" rufe ich mit gedämpfter Stimme, um ihn vielleicht zu einer Bewegung im Schlafe zu veranlassen.

„Herr von Künzl!" wiederhole ich lauter, ängstlicher. Und da abermals keine Antwort erfolgt, springe ich aus dem Bette und tappe mich zu jenem Künzls hin, um mich durch Tasten von seinem Vorhandensein zu überzeugen.

Das Bett ist leer . . . . .

Mir stockt der Atem. So war es also wahr! Die Räuber waren dagewesen und hatten ihn fortgeschleppt!

Außer mir vor Entsetzen stürze ich, so wie ich bin, im Hemde, mit bloßen Füßen, hinaus auf den winterkalten Asphaltgang, nach dem ziemlich entfernten Schlafzimmer meiner Eltern.

„Papa! Mama!" kreische ich, die Thüre aufreißend. „Die Räuber haben den Herrn von Künzl geholt!"

Ich werde ausgefragt, erzähle. „Hm! Hm!" meint mein Vater bedenklich und wechselt mit Mama einen raschen Blick . . . Dann tröstet man

mich. Während mein Vater sich ankleidet, um nach dem Näheren zu sehen, darf ich ins mütterliche Bett kriechen, wo ich, halb beruhigt, unter noch immer fließenden Thränen einschlafe .....

Ich sah Künzl erst am nächsten Morgen beim Frühstück wieder. Verlegen, mit einer Armensündermiene, drückte er sich zur Thür herein, als wir alle schon saßen, und stotterte etwas von einem Ball beim „Adler", zu dem er so frei gewesen, sich auf ein Stündchen zu absentieren. — Ein skeptisches: „So! So!" meines Vaters war die einzige Antwort, die er erhielt. Meine Mutter saß still, die Augen in der Tasse . . .

Der arme Teufel hätte sich das Lügen ersparen können. Die Eltern wußten schon alles. — Künzl unterhielt seit Monaten ein Verhältnis mit der „Schneiderwetty", unserer schönen Köchin. Die Entführung durch die Räuber war nicht weit gegangen, nur bis zu einem gewissen Schlafkämmerchen gegenüber. Jede Nacht, sobald ich die Augen geschlossen, pflegte er sich davonzuschleichen; und wenn ich seine Abwesenheit noch nie bemerkt, so war es nur dank meinem gesunden Kinderschlafe. Heute aber hatten der Teufel und mein bizarres Hirn die Hand im Spiele gehabt. Ohne zu wollen, hatte ich meinen Eltern die Bestätigung eines lange gehegten Verdachtes geliefert . . . .

Am selben Morgen erhielt mein Hofmeister die Kündigung . . . .

Ich weiß nicht, wie ich den Gedanken der Trennung ertragen hätte, ohne eine gewisse Veränderung in Künzls Wesen, welche sozusagen einen anderen Menschen aus ihm machte. Zwar blieb er lieb, gut und freundlich, wie sonst; aber dabei zeigte er mir gegenüber jetzt eine scheue Verlegenheit, welche unserem Verkehr den bisherigen treuherzigen Charakter benahm und mich ihm entfrembete. Wahrscheinlich setzte er bei mir ein größeres Verständnis seines Vergehens voraus, als in Wahrheit der Fall war, und fühlte sich durch meine vermeintliche Mißbilligung geniert. Ich meinerseits mag mich im Bewußtsein meiner Verräterei auch nicht so natürlich gegeben haben, wie sonst. Dazu kamen andere Umstände, die meine Gedanken einigermaßen ablenkten; vor allem die Trennung von meiner Schwester Clelia, welche zur Erziehung ins Salesianerinnenkloster nach Wien gebracht wurde. Der Abschied fiel mir sehr bitter und zeigte mir erst so recht, wie innig ich an meinem kleinen Spielkameraden hing.

Kurz, als Künzls Zeit um war, vermochte ich ihn ohne ein allzu tief gehendes Bedauern ziehen zu lassen, umsomehr, als in der Scheidestunde keine „Rosse wieherten"; denn die Reise ging nicht weiter, als um ein Stockwerk höher im selben Hause.

Mein Vater, der über dem einen leichtsinnigen Streich die vielen Vorzüge des Mannes nicht vergessen, hatte ihn nicht auf die Gasse setzen wollen und ihm eine provisorische Anstellung in einer seiner vielen Kanzleien verliehen, bis sich etwas Besseres für ihn finden würde.

Seitdem sah ich ihn nur mehr ein paarmale bei Begegnungen auf Spaziergängen, am Arme der „Schneiderwetty“, seiner nunmehr erklärten Braut, die infolge jenes Vorfalles ebenfalls das Haus hatte verlassen müssen. Aber seine verlegen-scherzhafte Begrüßung, die Eile, mit der er nach den ersten gewechselten Worten wieder seinen Weg fortsetzte, waren nicht gemacht, um die verglimmenden Sympathieen in mir wieder anzufachen.

Künzl erhielt bald darauf durch meines Vaters Verwendung eine Stelle als Militärbeamter in einer Wiener Zentralbehörde. Er starb ein oder zwei Jahre später an der Tuberkulose, deren Keime er schon mit sich nach Klosterneuburg gebracht hatte.

So verrann meine große Liebe zu Theodor Künzl, wie der Rhein, im Sande. Dennoch bilden die Beziehungen zu ihm in meinem Leben eine schöne, poesieverklärte Episode, eine von jenen, die man nicht vergißt.

Jettatore.

Von Carl Baron Torresani.

(Graz.)

Es war im Salon der Donna Placida bei Principi di Sanremigio, einem jener sogenannten grauen Salons von Rom, wo die gemäßigteren Elemente der schwarzen und der weißen Gesellschaft wie auf neutralem Grunde zusammenkommen und miteinander auf leiblich freundschaftlichem Fuße verkehren können, ohne befürchten zu müssen, sich dadurch im eigenen Lager zu kompromittieren . . . M ä ß i g u n g ist die Parole dieser Vermittlungskreise. Man giebt sich die Hände, ohne zu sehr zuzudrücken, man lächelt sich an, ohne sich zu stark in die Augen zu schauen; man spricht über dieses und jenes, ohne zu viel zu sagen. Der König ist ein braver Mann, der Papst ist ein braver Mann, und das Wetter ist wunderschön seit vierzehn Tagen . . . So geht das Ding ganz gut, solange nicht irgend ein Heißsporn von einer oder der anderen Partei durch ein unüberlegtes Wort den Funken in den stets bereiten Zündstoff wirft.

An jenem Abende war dergleichen nicht zu befürchten. Alle schienen ihre Meinungen doppelt in Baumwolle gewickelt zu haben; die Worte schlichen fast unhörbar, wie Filzsohlen über Smyrnateppiche. Eine solche Mäßigung war selbst in diesem gemäßigtesten aller Salons noch nicht dagewesen. So konnte denn ein lautes Wort, das plötzlich unerwartet erscholl, die volle Wirkung einer platzenden Petarde hervorrufen.

Wort ist freilich zu wenig gesagt. Es war mehr als das, es war ein leichter Angstschrei, der da dem Munde der schönen Neapolitanerin entfuhr: „Gesù Maria . . . und ich habe meine corna nicht bei mir!“

Die corna (Hörner) sind kleine Amulette aus Korallen, welche die Form eines Geweihes und die Eigenschaft haben, vor dem bösen Blicke zu schützen. Keine Südländerin geht aus, ohne diesen Talisman irgendwo im Haar, im Busen oder im Muff verborgen an sich zu tragen. Der Gebrauch ist leicht und einfach. Eine rasche Berührung mit den Fingerspitzen im Augenblicke der Gefahr, und der Teufel selbst könnte einem mit dem bösesten seiner Blicke nichts anhaben.

Sofort war alles drunter und drüber.

„Corna!“ — „Che corna?“ — „Ma chi parla di corna?“ Eine merkwürdige Aufregung hat alle erfaßt. Man drängt sich um die reizende kleine Schwarze, welche, ganz blaß, mit irren Blicken um sich späht und nicht übel Lust zu haben scheint, durchs Fenster zu springen. „Was giebt es, Marchesa? . . . was ist denn los?“

„Was los ist? Daß in einer Viertelstunde . . . in einer Minute vielleicht — Martellucci da sein wird.“

„Martellucci! Der Jettatore!“ — Und allgemeine Verblüffung.

„Ja wohl, der Jettatore. Fragen Sie Donna Placida. Soeben hat sie mir's mitgeteilt . . . nur so leichthin, als ob garnichts daran wäre! . . . Wissen Sie auch, liebste Donna Placida, daß das eine Falle ist?“ — „Eine Falle?“ — „Ja ja. Thun Sie nicht so, Teuerste. Eine ganz abscheuliche kleine Falle. Sie wußten ganz wohl, daß, hätte man eine Ahnung gehabt — — Nicht hübsch von Ihnen, Donna Placida; gar nicht hübsch . . . Cattiva!“ Und die Stimme der schönen Neapolitanerin bebt zugleich von wirklicher Angst und scherzhaft gespielter Entrüstung. Sie ist allerliebst in ihrer Hilflosigkeit und weiß es . . . Plötzlich sagt sie mit Entschluß: „Scappo! (Ich brenne durch!)“ Und husch, schießt sie zur Thüre wie ein Wiesel.

Ihr nach die Hausfrau. Sie stellt sich ihr in den Weg, faßt sie an den weiten Ärmelpuffen, halb lachend, halb zerknirscht: „Machen Sie doch keine Dummheiten, Liebste . . . Ich versichere Sie, ich kann nichts dafür. Ich konnte es nicht übers Herz bringen, ihm meine Thür zu weisen. Sie werden

sehen, er ist gar nicht, was man sagt; vielmehr sehr sympathisch . . . dabei so sanft und harmlos — —"

Währenddem summt und schwirrt der Salon wie ein aufgescheuchtes Wespennest. Alles redet eifrig und erregt durcheinander.

„Io per me, me ne infischio*). Ich habe meine."

„Ich auch." (Ein rascher Griff nach dem Hinterkopfe, aus dessen blauschwarzem Haarschmuck eine kleine rote Korallenspitze hervorlugt.)

„Und ich brauche keine. Ich bin nicht abergläubisch. Ihr Neapolitaner seid doch wirklich kindisch mit eurem bösen Blick."

„Und ihr Römer um kein Haar besser, nur daß ihr euch schämt, es zu gestehen."

„Einerlei, es bleibt eine Verräterei von Donna Placida."

„Was wollen Sie? Sie ist immer ihre eigenen Wege gegangen. Sie posiert mit Vorliebe auf den starken Geist . . ."

Der ganze, mühsam angelernte Anglicismus ist dahin, die italienische Wirbelwindnatur unwiderstehlich durchgebrochen . . .

Aber plötzlich fliegt ein Name durch den Saal, hereingeschleudert durch das helle Heroldsorgan des anmeldenden Kammerdieners. Wie mit der Schere abgeschnitten, ist das Geschwirr und Gesumme verstummt. Und gleichzeitig geht es durch die Versammlung wie ein jähes Aufblitzen, begleitet von metallischem Geklingel und Geklapper. Fünfzig nackte, schmuckbeladene Arme haben gleichzeitig, wie auf Kommando, die Luft durchschnitten, rechts, links, hinauf, hinab, je nach der Lage des Versteckes des schützenden Amuletts . . . Denn er ist da — der Jettatore.

Unter dem gehobenen Vorhange der Eingangsthür steht ein Mann, ein schöner, hochgewachsener Mann in der Uniform der italienischen Artillerie, schwarz mit gelb . . . Er ist noch jung, kaum über dreißig; aber ein ernster, leidender Zug, sowie die Elfenbeinblässe des Gesichtes, von dem sich der Schnurrbart, das bürstenartig verschnittene, tiefschwarze Haar fast unheimlich abheben, lassen ihn um zehn Jahre älter erscheinen.

Er steht . . . er zögert . . . fast scheint es, als wollte er gleich an der Schwelle wieder umkehren. Er hat den Schrecken bemerkt, den er hervorgerufen, und ein Zug unendlicher Bitterkeit verzieht seine Lippe.

Doch schon ist Donna Placida ihm entgegengeeilt. Ihr Mund lächelt, die Rechte streckt sich zu herzlicher Begrüßung vor; jeder Zoll an ihr ist Liebenswürdigkeit und Güte. Aber die Rückwärtsstehenden können deutlich bemerken, wie ihre Linke, den Zeige- und Mittelfinger hörnerartig weg-

*) Das französische: Je m'en fiche.

gestreckt, sich ängstlich in die Falten der Prinzesse-Robe zu verstecken sucht. — Es ist dies jene allgemein bekannte kabbalistische Geberde, welche das Amulett halb und halb ersetzt . . . Donna Placidas Vorurteilslosigkeit hat eben ihre Grenzen . . .

Jedenfalls thut das der Begrüßung keinen Eintrag. — „Caro conte, es ist wirklich zu freundlich von Ihnen!" sagt sie mit einer Stimme, deren Herzlichkeit nur ein ganz leises Zittern Lügen straft . . .

In demselben Augenblick geschieht ein ungeheurer Krach, ein hundertfacher Aufschrei . . . Der gewaltige schwarzgraue Venezianerlüster, eine Antiquität, ein Stolz des Hauses, hat sich von der Decke gelöst, um zu Boden schmetternd in tausend Stücke zu zerklirren . . . Die schon dargebotene Hand zurückreißend wie vor der Berührung mit glühendem Eisen, stürzt Donna Placida zur Unglücksstelle; aber vorher hat sie noch Zeit gefunden, den neuen Gast in einen Blick bittersten, entrüstetsten Vorwurfs einzuhüllen; einen Blick, der sagen soll: „Ich hatte mich Deiner erbarmt . . . und das ist der Dank!"

Conte Martellucci ist einen Augenblick lang regungslos, wie versteinert, stehen geblieben, einen Ausdruck unheilbarer Hoffnungslosigkeit im Gesicht; dann dreht er sich und schwankt hinaus, ohne Gruß, die flache Hand vor die Stirne gedrückt.

* * *

Am selben Abende traf ich bei Aragno*) einen königlichen Offizier von meiner Bekanntschaft, der, wie ich, dem obigen Auftritte beigewohnt hatte.

„Nun, was sagen Sie dazu?"

„Ich sage, daß es ihr recht geschehen ist. Warum will sie ertrotzen, was —"

„Also Sie glauben wirklich an den bösen Blick?"

„Ach, glauben! glauben! . . . Ich füge mich einfach der Evidenz —"

„Sie, ein Skeptiker, der über den Teufel lächelt?"

„Ich lächle über ihn in der Theorie."

„Aber in der Praxis?"

Er zog die Luft zwischen den Zähnen ein, den ausdrucksvollen Zischlaut mit einer jener spiralförmig emporsteigenden Handbewegungen begleitend, wie sie die Italiener anwenden, um auszudrücken: „Das, ja das ist etwas ganz anderes!"

„Also Sie sind wirklich davon überzeugt, daß Martellucci den Lüster von der Decke gelöst hat?"

*) Oder Café Nazionale, das erste Kaffeehaus Roms.

Er zuckte die Achseln. „Hören Sie. Voriges Jahr war dieser selbe Martellucci bei einer Gebirgsbatterie in Massauah. Eines Tages wurde er von einem Mulo*) in den Schenkel gebissen. Nun, am nächsten Morgen war er mausetot."

„Martellucci?"

„Ach was. Der Mulo."

„Bah, das ist ein schlechter Witz."

„Das ist kein schlechter Witz und auch kein guter, sondern die no=to=rische Wahrheit. Wollen Sie Beweise? . . . Dort sitzt einer, der als Augenzeuge dabei war., He! Manetti! Manetti! Komm doch einen Augenblick her."

Manetti kam, und mit ihm ein halbes Dutzend Artillerie=Offiziere, die schon wußten, um was es sich handelte. Alle bestätigten den Vorfall mit vielem Eifer.

Ich mußte lachen: „Und das soll das mal occhio bewirkt haben? . . . Das scheint doch schon die Lage der gebissenen Stelle auszuschließen."

„Ma che**) mal occhio!" schrieen gestikulierend die lebhaften Italiener durcheinander. „Der Blick ist es nicht allein. Thatsache ist, daß er jedem Unglück bringt, mit dem er in Berührung kommt."

„Aus Bosheit?"

„Che Bosheit! Ma che Bosheit! . . . Er kann nicht so viel dafür. Es ist eben eine unglückliche Eigenschaft."

„Gut. Warum läßt man es ihn aber dann so entgelten? Der arme Teufel wird ja behandelt wie der Henker im Mittelalter! Wo er eintritt, zieht sich alles zurück! Niemand läßt ihn auf zehn Schritte herankommen . . . er ist zur vollkommensten Einsamkeit verurteilt! . . . Und dann diese corna . . . diese beleidigende Handbewegung, die er überall sehen muß! Es wäre kein Wunder, wenn ihn das auf die Dauer verrückt machen würde!"

Sie hatten ein Achselzucken, ein bedauerliches Wort. „Was wollen Sie? . . . Selbstverteidigung . . . struggle for life . . ."

— „Wenn er gescheit wäre," meinte einer, „er würde sich längst ad paterna rura zurückgezogen haben. Er ist wohlhabend und könnte in seinem kalabrischen Neste ganz ruhig und glücklich leben. — Aber nein! er will es durchsetzen, will nicht weichen, drängt sich sogar gelegentlich auf und krakeelt, wenn man sich notgedrungen wehrt! Es giebt keine Stelle an seinem Körper, die nicht schon ihre Narbe hätte! Er ist schneidig und ein guter Fechter; aber

---

*) Maultier.

**) Dieses che! (ach was!) ist eine charakteristische und vielfach angewendete Ausdrucksform der Süditaliener.

einer gegen viele .. das Ding muß natürlich zu seinem Nachteil ausfallen .. Hier z. B. kommt er jeden Abend her, um uns in Verlegenheit zu setzen und sich selbst neue Demütigungen zu holen. Er schließt sich uns an ... er setzt sich an unsern Tisch ... Was sollen wir thun? Er ist schließlich unser Kamerad; wir können nicht alle zugleich uns wo anders hinsetzen und ihn vor den Zivilisten bloßstellen ... Da steht dann einer nach dem andern unauffällig auf und geht heim, so daß er zuletzt mutterseelenallein bleibt ... Sich bereitet er Verdruß und uns verdirbt er das Vergnügen ... Doch Sie werden sehen. Gegen ein Uhr wird er da sein."

Wirklich erschien er um die angegebene Zeit, blaß wie ein Bogen Papier, aber mit der angenommenen Miene eines „verfluchten Kerls," die Mütze schief auf dem Kopfe, die Zigarre zwischen festgeschlossenen Zähnen zerbeißend. Er durchschritt sporenklirrend den gut besetzten Saal. Auf seinem Wege fuhren alle Hände in die Tasche oder unter den Tisch; er schien es nicht zu bemerken. Bei den zwei zusammengerückten Marmortischen, welche die Artillerieoffiziere inne hatten, blieb er stehen. Sie saßen dichtgedrängt, die Köpfe zusammengesteckt, scheinbar ganz Ohr irgend einer Weibergeschichte zuhörend, die einer von ihnen zum besten gab.

„Ciao!"*) sagt mit gepreßter Stimme Martellucci.

„Ciao!" antwortete man im Chorus, ohne sich umzusehen. Die Geschichte war eben zu interessant!

„— — Also ich trete ohne weiteres an sie heran: „Buona sera, bellissima!" Sie will die Beleidigte spielen; aber ich —"

„Macht mir doch ein wenig Platz!" sagte Martellucci, einen Stuhl nehmend. Und er quetschte sich in den kleinen Raum, den die übrigen, ohne die Köpfe zu wenden, durch Zusammenrücken für ihn schufen. Er schien sehr wohlgemut; aber die Zigarre zitterte zwischen den festgeschlossenen Lippen ...

Es geschah, wie vorauszusehen. Die Unterhaltung war wie abgeschnitten; und plötzlich erinnerte sich einer, daß es spät sei — der andere fand die Luft zum Ersticken ... Der Tisch leerte sich mit Schnelligkeit, und die Zigarre vibrierte heftiger und heftiger.

Bald saß nur mehr einer mit ihm, der jüngste, ein Bürschchen wie Milch und Blut. Als auch dieser nach dem Säbel griff, legte ihm Martellucci die Hand auf den Ärmel.

„Resta!" (bleib!) sagte er sanft, fast schmeichelnd.

Der andere wollte Ausflüchte suchen.

*) Eigentlich: Schiavo! Gebräuchlicher Offiziersgruß, auch in der österreichischen Armee gang und gäbe.

„Resta, Antichi!" wiederholte der Graf eindringlicher. Aus seinen Worten klang Bitte und Drohung zugleich. Und der junge Antichi setzte sich — für fünf Minuten. Dann gab es für ihn kein Halten mehr. „Ich muß fort . . . ich bin schläfrig," sagte er und nahm die Mütze vom Nagel.

Da sehe ich den anderen zornig emporfahren und ihm ein Wörtchen ins Ohr raunen. „Vabbene," erwidert der junge Mann, plötzlich kalt und vornehm geworden, und dreht den Rücken.

Und der Jettatore sitzt allein, die Ellbogen auf dem Marmortischchen, die Fäuste an den Schläfen, und starrt ins Leere; und die bleichen Lippen murmeln tonlos: „Come un cane in chiesa . . come un cane in chiesa . ." *)

* * *

Die Affaire hatte keine schwere Folgen; eine neue Narbe zu den vielen alten hinzu, das war alles. Mit einem dreiwöchigen Krankenbette war es abgethan . . .

Aber dieses Krankenbett hatte mir die gewünschte Gelegenheit gegeben, die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, der mich menschlich und künstlerisch interessierte.

Ich hatte mir von bekannter Seite einen Gruß für ihn verschafft. Ausgerüstet mit diesem Vorwande suchte ich ihn in der Wohnung auf, welche er, Viale del Castro Pretorio, bei einer ältlichen Schweizerin inne hatte; denn kein italienischer Vermiether hatte ihm ein Quartier ablassen wollen.

Durch den unerwarteten Besuch überrascht, forschte er mißtrauisch an meinem Gesichte herum. Einen Gruß . . . ihm . . . dem Ausgestoßenen? Er behandelte mich abweisend, fast hochmütig; aber ich ließ mich nicht abschrecken. Ich sah wohl, daß er im Grunde nicht so war. Er hatte ein gutes Gesicht und ein paar so sanfte, blaugraue Augen, daß man nicht recht begreifen konnte, wie sie zu dem Ruf gekommen waren. Schließlich gelang es mir, sein Vertrauen bis zu einem gewissen Grade zu erringen, und beim Abschied lud er mich sogar ein, wiederzukommen.

Ich kam, und verbrachte manche Stunde damit, ihm zuzuhören. Einmal in Fluß gekommen, kannte sein Mitteilungsbedürfnis keine Grenzen mehr. Er hatte so manches Jahr hindurch schweigen müssen! . . . Gestört wurden wir wenig genug. Der Attendente (Bursche) schlich auf den Zehen, unter fortwährenden scheuen Blicken nach seinem Herrn, und drückte sich, sobald er nur konnte. Er hatte zu seiner Dienstleistung gezwungen werden müssen, da niemand freiwillig den Posten annehmen wollte. — Zeitweise kam auf einen

*) „Sie behandeln mich wie einen Hund in der Kirche!" (Italienische Redensart.)

Augenblick einer oder der andere Offizier auf Besuch: das Kameradschafts- und Pflichtgefühl überwog doch das Vorurteil. Aber sie hatten alle über Hals und Kopf zu thun, die Armen; der Dienst, der böse Dienst! — „Ciao, Martellucci! . . . Stai meglio? . . . Me ne consolo!"*) Und draußen waren sie. Aber das merkwürdigste war, daß er selbst an seine schreckliche Eigenschaft glaubte. „Es liegt in der Familie. Mein Vater hatte es auch, proverino! . . . Er war Gutsbesitzer, lebte auf dem Lande — gemieden von allen, wie ich es bin. Die Leute hatten eben ihre Erfahrungen mit ihm gemacht! War er irgendwo zu Besuch gewesen . . . gewiß gab es am nächsten Tage Hagelschlag, oder brach ein Feuer aus . . Nun, so überließen sie ihn der Einsamkeit. Aber was konnte ihm daran liegen? Er war glücklich, er! Er hatte seinen Engel bei sich . . . die beste, schönste Frau, die allem trotzte, um seine Tage zu verschönen. Ja, er war glücklich! . . . Während ich —"

Er drehte sich zur Wand und stöhnte laut.

Ich wagte die Frage, ob es ihm nicht vielleicht doch noch gelingen könnte, es dem Vater gleichzuthun.

„Aber wie? aber wie?" fuhr er auf. „Sind Sie schon einmal aus gewesen, Raben zu schießen? Haben Sie gesehen, wie die es machen? Nicht möglich, je einen vor den Lauf zu kriegen! Sie wittern einen von weitem . . . fliegen krächzend auf, wie man nur an den Kolben greift . . . So, so machen es die Menschen mit mir! Ein Vakuum bildet sich um mich, wo ich auch gehe; und wäre es auf dem Korso, im dichtesten Menschengewimmel. Niemand läßt mich auf zehn Schritte herankommen! niemand will von mir wissen . . . Und doch . . . Gott weiß! Ich könnte einen Freund lieben . . . ein Weib glücklich machen! Ich könnte — ach — — könnte so . . . — Einmal — ja einmal, da glaubte ich fast — — . . . Es war die einzige Liebesgeschichte meines Lebens; aber besser für mich, auch sie wäre ausgeblieben —"

Ich bat ihn, zu erzählen.

„O, es war so einfach und hausbacken . . . von Romantik keine Spur! Wenn Sie Unterhaltung erwarten, so täuschen Sie sich . . . Doch meinetwegen. Ich war in Venedig in Garnison, gerade in den Hundstagen. Sie kennen ja Venedig. So ein Hochsommer dort zu Land . . . oder besser dort zu Wasser . . . ist fürchterlich. Die Lagune siedet, das Pflaster glüht . . . kein Lüftchen regt sich; und wenn es sich regt, so bringt es Düfte . . . doch besser, nicht davon reden. Die Tage gingen noch an; aber die Nächte . . . die Nächte! Die sind fürchterlich. Man weiß nicht, wohin sich flüchten . . . Es giebt da Leute, die

*) Geht's dir besser? Nun, freut mich herzlich.

auf den Lagunendampfern förmlich wohnen . . . halbe Tage lang immer auf und ab fahren, um sich einen künstlichen Luftzug zu verschaffen.

Ich machte es anders. Ich warf alle Vorurteile der Zivilisation auf die Seite und schlief auf dem Lido . . . im Freien, auf dem bloßen Sande, wie ein obdachloser Fischer. O, dort war es gut! Dort gab es immer eine frische Brise von der See her; und dazu das Brausen der Brandung . . . und die salzige, würzige Luft! — Nun, einmal . . . es war gerade das Fest des Redentore . . . Sie wissen, das Fest, das ganz Venedig auf dem Wasser zubringt. Wer eine Frau . . . eine Familie . . . ein Liebchen hat, setzt sich mit ihr in die lampiongeschmückte Gondel; und da wird die Kreuz und Quer herumgefahren, die halbe Nacht hindurch, bei Gesang und Guitarrenklang. Nach Mitternacht geht's dann hinaus zum Lido; dort singt und trinkt man in den Wirtshäusern herum, oder macht sich wohl ein Feuer auf dem Strande an und kocht sich Punsch und brät Kartoffeln dazu; und die Fröhlichkeit will nicht enden . . . — Ich . . . nun ich hatte niemand; woher auch? Mir war die ganze Geschichte in der Seele zuwider. Sie verdarb mir meine Nachtruhe; und dann . . . ein bischen Mißgunst, ein bischen Neid — man ist ja Mensch! . . . Mißmutig und verstimmt zog ich mich von dem Getümmel in die abgelegenen Teile der Insel zurück, . . . dort gegen Malamocco und die Forts, wo sonst keine Seele zu finden ist. Dort hoffte ich ein ruhiges Plätzchen zum Schlafen zu finden; aber — alles besetzt! überall schon so eine verwünschte lustige Gesellschaft und Lieder und Becherklang . . . Endlich, draußen bei den Murazzi — Sie kennen ja den gewaltigen Felsendamm, dieses Titanenwerk der alten Venezianer — finde ich, was ich suche. Keine Seele weit und breit; nur die Brandung donnert gegen den Fuß der Mauern, und von der Ferne schallt der Zuruf der patrouillierenden Zollwachen. Die Nacht ist stockfinster. — — Die Stelle behagte mir, denn Sand oder Fels als Lager galt mir damals gleich; nur Ruhe wollte ich . . . Ruhe und Kühle . . .

Aber in dem Augenblick, wo ich mich niederwerfen will, stolpere ich über etwas Weiches . . . Ich mache Licht — Was glauben Sie, daß es war! Ein Körper . . . der Körper eines Mädchens, in einer Blutlache liegend. Denken Sie sich meinen Schrecken! . . . Zum Glück war sie nicht todt . . . nicht einmal ernstlich verwundet. Gleich bei den ersten Hilfeleistungen kam sie zu sich und begann sofort zu schluchzen und zu jammern. Sie war mit ihrem Schatz zum Feste herausgefahren . . . sie hatten getrunken . . . Streit bekommen, und er, ein wilder Kerl, hatte sie mit der Faust niedergeschlagen . . . Nun, ich pflegte sie, so gut ich es verstand, wusch ihr Gesicht mit Seewasser . . . und sie schlief in meinen Armen ein.

Was mir in jenem Augenblicke durch den Kopf fuhr? Sie werden

mir's kaum glauben ... so ein Narr war ich. Vielleicht, dachte ich, ist das ein Wink des Schicksals. Vielleicht kannst du ... durch lauter Liebe und Güte ... durch Wohlthaten aller Art — — ... Es war ein Mädchen aus der allerärmsten Klasse, wissen Sie, von denen, die auf Holzschuhen, den obligaten gelblichen Shawl über den Kopf, durch die Venezianergäßchen schlürfen. Ihre dürftigen paar Kleiderfetzen strömten einen starken Phosphorgeruch aus...

Kurz, ich faßte einen Plan. Am nächsten Morgen brachte ich sie in San Zaccaria bei einer braven Frau unter. Ich sorgte für alles. Ich hielt ihr einen Schulmeister und ließ sie auch Handarbeiten lernen; denn sie wußte und kannte nichts — rein nichts. — Ich kam alle Tage nachsehen und war so freundlich mit ihr, wie meine Natur es vermochte ... denn ich war damals schon sehr verbittert. Sie zeigte mir aber auch eine Dankbarkeit ... eine Dankbarkeit! Zur gewohnten Stunde war sie immer schon am Fenster, und wenn sie mich erblickte, so stürzte sie die enge Stiege hinab, vier Stufen auf einmal nehmend, und küßte mir die Hände und wollte mich nicht wieder fortlassen ...

Und ich, Herr ... ich taute auf ... alle Tage mehr. Soll ich sagen, was ich damals dachte? ... Ich dachte sie in ein Pensionat zu bringen ... ich wollte das Geld nicht sparen und aus ihr eine Dame machen; und später ... nun später — — ... Herr, Sie dürfen mich deshalb nicht auslachen. In meinen Kreisen — wie hätte ich da eine Frau finden sollen? ... Und hier war eine, die mich lieb hatte ... wirklich lieb. Sie hätten nur sehen sollen! — Von meinem ... Zustand — del mio malanno;" (er sprach das Wort schüchtern, zögernd, halb verschämt aus) — von meinem Zustande hatte sie noch keine Ahnung. Ich hatte Vorsorge getroffen, daß sie es nicht erfahren sollte, bis sie so fest an mir hing, daß ... selbst die Wahrheit — — ... Kurz, ich machte Pläne, ich war glücklich ... Sie war noch nicht achtzehn Jahre alt: schön ... nein, sie war es nicht; ... sie war nicht einmal unschuldig — bei dem Vorleben! ... Aber es war ein guter Kern in ihr ... eine bessere Natur, die von Tag zu Tage mehr erblühte ... Ja, Herr, ich wollte sie zu meinem Weibe machen. Mehr: ich liebte sie; liebte sie wirklich. Ich liebte sie so, daß ich es ihr nicht länger verschweigen konnte. Und mit einem Schrei hing sie an meinem Halse und schluchzte, daß sie mich auch liebte ... mehr als Gott ... mehr als ihre Mutter ... als die ganze Welt.

Es verfloß ein halbes Jahr, das glücklichste ... das einzig glückliche meines freudlosen Lebens. Sie war meine erste Liebe; und eine erste Liebe mit achtundzwanzig Jahren, die ist vulkanisch, Herr! ... Ihrerseits — nun, ihrerseits konnte von erster Liebe wohl nicht mehr die Rede sein; aber



sie hing an mir mit ganzer Seele . . . Und dabei machte sie solche Fortschritte! Ich hatte die Idee mit dem Pensionate aufgegeben; ich konnte den Gedanken einer Trennung nicht mehr ertragen. Dafür hielt ich ihr Professoren und Lehrer . . . sogar eine Anstandsdame . . . Es kostete mich die Augen aus dem Kopfe! Aber ich sah den Augenblick immer näher rücken, wo ich vor aller Welt — —

Da . . . eines Tages, merke ich, daß sie bei der Begrüßung so eigentümlich scheu und ängstlich thut . . . sich kaum heranwagt . . . meinen Kuß abgewendeten Kopfes entgegennimmt . . . . — „Was ist dir? — was hast du, Assuntina mia?“ — „Nichts . . . — nichts —“ stammelt sie; aber ich fühle, wie ihr Körper zittert.

Mich packt ein plötzlicher Verdacht . . . Mit einem Sprunge bin ich um sie herum und sehe . . . sehe —. Er atmete schwer . . . „Sehe ihre rechte Hand . . . versteckt auf dem Rücken . . . zwei Finger weggestreckt . . .“

Martellucci hielt inne und preßte die Hand auf die Augen.

„Sie wußte alles! —“ fuhr er mit tonloser Stimme fort. „Ein Hundsfott hatte sich gefunden, es ihr zu sagen! . . . Wer? . . . Ich habe nie darnach geforscht; ich fürchtete, zum Mörder zu werden . . . Seit jenem Tage war alles aus. — Nicht auf einmal — nein; sie hatte mehr als eine wilde Rückkehr. Mehr als einmal noch hat sie, in Thränen aufgelöst, meine Füße geküßt . . . mir glühende Worte der Liebe und Abbitte zugeschluchzt . . . Aber doch war es aus. Die Sehne war gerissen, die Schnellfeder gebrochen. Unser Verhältnis siechte dahin. Sie konnte den Schauder, den Abscheu vor dem gräßlichen Unglücksmenschen nicht bewältigen . . . Eines Tages bat sie mich um ihre Freiheit . . .

„Assuntina! Assuntina! Weißt du wohl, was du sagst? . . . Wie willst du denn leben, armes Kind?“

„Bei Baschiera*) ist immer Platz.“

„Bedenke es noch einmal! Bedenke, was du aufgiebst; Ich bin nicht reich — aber für dich ein Krösus. Ich kann dich zur wohlhabenden Frau . . . zur Dame machen . . . dir einen geachteten Namen geben . . . Not und Sorge für immer von dir bannen. Von meiner Liebe . . . spreche ich nicht . . . Aber dort wirst du Tag und Nacht arbeiten müssen, nur um den Hunger zu stillen! Verlassen, auf dich allein gestellt, wirst du in wenig Wochen . . . das sein, was du gewesen . . . Und das Ende wird sein — — Assuntina! Assuntina! Hast du vergessen, was vorgefallen ist? . . . Hast du bedacht, was du verlangst? . . . Bleib bei mir, Assuntina! . . . Sieh!

*) Große Streichholzfabrik in Venedig.

Ich will dich nicht mehr mit meiner Liebe quälen; nur sorgen will ich für dich, dich schützen . . . dir Vater und Mutter zugleich sein . . ."

„Ich kann nicht! . . . Ich fürchte mich!" sagte sie, sich das Gesicht verhüllend."

Martellucci schwieg; seine Brust arbeitete erregt.

„Und — sie ging?" fragte ich ergriffen.

„Sie ging; nein, sie rannte, als fürchtete sie, zurückgerufen zu werden."

„Sie haben sie nicht mehr gesehen?"

„Bei ihrer Hochzeit. Sie kam mit ihrem Bräutigam, mich einzuladen. Es war derselbe Kerl, der sie einst niedergeschlagen hatte. Sie baten mich um eine Aussteuer . . . ich that, was ich konnte, es war nicht viel. — Sie hat jetzt zwei Kinder und ist innerhalb dreier Jahre ein altes Weib geworden. Alle Wochen einmal wirft er sie zu Boden, tritt sie mit Füßen. Aber sie hängt an ihm mit der Treue eines Hundes. Sie liebt ihn. Er hat nicht das mal occhio — . . ."



Deutsche Lyrik.

Warnung.

Ach, gieb mich frei und laß mich ziehen,
Du siehst, zu eng ist mir dein Haus,
Umsonst mein Ringen und mein Mühen,
Laß in die Freiheit mich hinaus.

Hab jung und unklug mich gebunden,
Kopfschüttelnd schau ich nun zurück,
Ich glaubte, als ich dich gefunden,
Ich stände vor dem großen Glück.

Zwing mich nicht länger, hier zu leben
In dieser Welt, so trüb und klein —
Ich kann ihr nichts, sie mir nichts geben,
Und jedes grollt in stummer Pein.

Und wußte nicht, als ich gegeben
Dir meine ganze Jugend hin,
Wie weit, wie groß, wie lang das Leben,
Wie wandelbar des Menschen Sinn.

Drum gieb mich frei, noch eh' die Sünde
Mich mit den mächt'gen Armen faßt,
Eh' ich zur schlimmen Stund' dir künde,
Daß du mich ganz verloren hast.

Petersburg. Thekla Lingen.

Geträumte Verse.

O jene Morgen, voll von Fliederdüften,
O kühle Morgen der Vergangenheit . . .
Es hing ein süßes Leben in den Lüften,
Ein holdes Ahnen schwüler Rosenzeit.

Wohl hatten wir in liebetollem Reigen
Bei Harfenklang durchtanzt die Frühlingsnacht,
Und standen nun am Thor in tiefem Schweigen
Und schauten in des Tages rote Pracht . . . . .

Dresden. Bodo Wildberg.

König und Dichter.

Nasir Eddin, Schah von Persien,
War gelegentlich auch Dichter,
Doch er machte schlechte Verse.

Abu Fazl war kein König,
Aber ein berühmter Welser,
Und er machte gute Verse.

Nasir Eddin deklamierte
Abu Fazln seine Lieder, —
Dieser lauschte stumm und sinnig.

„Nun, was sagst Du, Abu Fazl?"
„„Großer König, Verse sind es,
Königliche Verse sind es.""

„Das ist selbstverständlich, Fazl,
Doch ich wollte von Dir wissen,
Wie die Verse Dir gefallen?"

„„Das ist eine andre Frage,
Großer Herrscher, aber leider
Find' ich sie ganz miserabel.""

„Führt den Schlingel in die Ställe
Zu den Eseln, daß er dorten
Lern' erkennen, was ästhetisch!" —

Nach der Frist von einem Monat
Ließ der König den Poeten
Aus den Eselställen holen.

„Nun, wie steht es, Abu Fazl?" —
„„Darf ich wahr sein, großer Herrscher?"" —
„Das versteht sich, großer Dichter!" —

„„Nun, so laß mich zu den Eseln
Wiederum in Gnaden führen,
Denn es ist dort ganz gemütlich.""

Mit dem Finger droht der König
Und spricht lächelnd: „Nein! Die Esel
Sollst Du nicht zu klug mir machen."

Cannstatt-Stuttgart. Theodor Souchay.

Morgenfrühe.

Tausend Stimmlein regen
Sich im erwachenden Walde,
Die weite blühende Halde
Flüstert den Morgensegen.

Goldgelbe, wogende Garben,
Weit, weit kein Menschenlaut,
Am jungen Haidekraut
Tautröpfchen in tausend Farben.

Nürnberg. Hans Wohlbold.

Blütenschnee.

Tief im Blütenschnee
Bin ich aufgewacht,
Schwer in Traum befangen
In der Maiennacht.

Hab im Traume leis
Nur an dich gedacht,
Und mein ganzes Herz
Hat dir zugelacht.

Breslau. Auguste Masur.

Schweigend schritt . . .

Schweigend schritt ich neben dir —
Blütenvoll der Frühlingsmorgen —
Hielt mein wunderlich Verlangen
Tief in tiefster Brust geborgen.
Hörte nur der Nachtigallen
Überselig Liebeslied

Sehnend in der Luft verklingen,
Faßte deine Hand und — schwieg.
Sah in jedem Blütenkelche
Liebe, Glück und Frühling prangen,
Schwieg — und meine heißen Thränen
Schossen über meine Wangen —

Frankfurt a. M. Harry von Bohlen.

Mein Himmelszelt.

Du, meiner Träume Reich, mein Himmelszelt,
Ich flüchte mich zu dir aus dieser Welt
Auf meiner Sehnsucht breitgespannten Schwingen.

Mein eigen Wunderland, so weit, so weit,
Bis an die Grenzen dieser Endlichkeit,
Und alle Himmelsglocken hör' ich klingen.

Du lockend Rätsel, drin ich mich versinn',
O nimm mich ganz, nimm all mein Denken hin,
Und kann ich's lösen nicht und nimmer deuten —

Im Wolkenboot, — was hat es nur für Not! —
Trieb ich hinaus ins warme Abendrot,
Und alle Himmelsglocken hör' ich läuten.

Du großes Auge, das die Welt bewacht,
Mein Himmelszelt voll leuchtend blauer Pracht,
So giebt es nichts in allen ird'schen Hallen.

Halb zögernd tauch' ich ein in deinen Blick,
Erschauernd vor dem unverdienten Glück,
Und alle Himmelsglocken hör ich schallen.

Celle. Marie Claudi.



Die Agrarkommission.

Komödie in drei Akten von Kurt Aram.

(Frankfurt a. M.)

3. Akt.

(Schankzimmer im Dorfwirtshaus, nicht besser ausgestattet als das Rathauszimmer. An den Wänden ein paar schlechte Öldrucke. An den Tischen sitzen eine Anzahl der bekannten Bauern, andere kommen und gehn. Über allen liegt zuerst eine ausgelassene Stimmung. Manche, wie der erste Bauer, sind sogar ganz gründlich betrunken).

Erster Bauer (v. Kripper nachäffend): Meine Herren, Prosit.

Mehrere: Prosit, mein Herr.

Zweiter Bauer: Prost, Herr Gemeindevertreter Roth.

Gemeindevertr. Roth: Ich danke sehr, mein Herr.

Dritter Bauer: Ich erlauwe mir, Herr Blau.

Erster Bauer (haut auf den Tisch): Donnerschlag! die hawe mir awer eigeseift, und das bichtig.

Gemeindevertr. Roth: Was se for Gesichter machte, als mer mit all dene Exportartikel rausrückte.

Gemeindevertr. Blau (spöttisch): Meine Akten, meine Akten!

Bürgerm. Grün: (zu Blau): Un Du hast erst e Meisterstück gemacht. Ei, en Parrer kann's net besser. Es war mer so feierlich wie in der Kirch.

Erster Bauer: Alleweil krieche mer die Eisebahn.

Gemeindevertr. Blau: He, he, he! So dumm sein mer doch nit, mir dumme Bauern. Alles was recht is. Awer das war doch gar zu plump, wie die uns fange wollte mit ihrem ausländische Wort. (Es wird während dem tüchtig getrunken und geraucht, so daß es im Zimmer immer dumpfer und wolkiger wird).

Zweiter Bauer: Ach bitte, wolle Se nit e Fenster aufmache, wann's gefällig is, wann Se so gut sein wolle däte.

Gemeindevertr. Roth: Was de Stadtleut nur immer for e Wirtschaft mit der Luft hawe, als wenn das was extra's wär, als wenn wer net de ganze Dag mehr als genug davon hätte.

Lehrer Schneider (tritt ein. Allgemeines Halloh!)

Erster Bauer: Willem, hierher. Hier, trink emol, Du seist e Prachtstück von eme Lehrer. Du hast's reblich verdient!

Lehrer Schneider (setzt sich): Wißt Ihr, Hallunken seid Ihr doch (Er trinkt).

Erster Bauer: No, hör' emol, immer langsam. Was war denn so großmächtiges dabei? Mer wird sich doch seiner Haut wehre derfe.

Lehrer Schneider: Lange Beine hat die Lügerei auch nicht.

Bürgerm. Grün: Ei, ich weiß gar nit, wie Se mer vorkomme? Solle mer uns stillschweigend betriege lasse?

Lehrer Schneider: Bin nur begierig, was sie für Gesichter machen, wenn sie dahinter kommen. (Einige machen die Schafherde nach zur Antwort. Großer Jubel).

Lehrer Schneider (trinkt hitzig): Abscheulich seid Ihr mit meinem Kollegen umgegangen, mit dem armen Zimmer.

Gemeindevertr. Roth: Was! Das fehlt grad noch, daß der uns alles verdorwe hätt! Ei, es ging mer wie en Stich durch's Herz, als der anfing von de Schafe. Nur e Glück, daß die feine Städter so dumm sein. Je feiner um so dimmer.

Dritter Bauer: Wo steckt er denn, der Zimmer! Daß er nur jetzt nit noch ebbes verdirbt.

Erster Bauer: Ich schlag en kurz un klein.

Lehrer Schneider: Ich weiß nicht, wo er ist.

Erster Bauer: Willem, weißt De, wann de wirklich, wie mer sagt, en dichtige Kerl seist, nachher bringst De de Herrn noch e Ständche mit de Schulkinner. Das macht en gute Eindruck un kost' nix.

Lehrer Schneider: Freilich, das fehlte grade noch.

Erster Bauer: Als langsam mit de arme Leut. Ich sein derfir. Mer misse uns doch e wink erkenntlich zeige für das Freibier. Wer is noch derfir?

Mehrere: Ich . . Ich . . (Die Trunkenheit macht sich immer mehr geltend).

Erster Bauer: Bermeister, Du bist erschter im Schulvorstand. Hier zeig emol, daß De was kannst.

Bürgerm. Grün (trunken): Ich sage Dir, es wird gemacht.

Lehrer Schneider: Ich danke.

Bürgerm. Grün: Es wird gemacht, sag' ich Der.

Lehrer Schneider: Ich hab' keine Lust.

Bürgerm. Grün (brüllend, auf den Tisch schlagend): Un doch! Wer is Herr hier, he? Ich oder Du? Ich, sollt ich meine. — Du, Du bringst e Ständche, un das gleich, sowie Du die Kinner zusamme hast.

Lehrer Schneider: Fällt mir nicht ein.

Bürgerm. Grün (boshaft): No, no, Alterche, thu's. Sonst wer'n ich Dir bei dene Herrn e Supp eibrocke, daß de drann erstricke sollst.

Lehrer Schneider (nach einem Augenblick Zögern): Gut. Ihr sollt den Willen haben. Ein Ständchen soll gebracht werden. Aber nicht denen, sondern Euch.

Bürgerm. Grün: E Ständche will ich have, e Ständche. Einerlei wem.

Lehrer Schneider: Betrunkene Bande. (Er geht.)

Gemeindevertr. Roth: Was, jetzt will der auch noch revellisch wer'n? A bah, der hat zuviel Dreck am Stecke, der muß danze, wie mir peife. Es lewe die Ackerstudente!

Alles schreit: Hoch solle se lewe, dreimal hoch!

Schulrat Diller: Nur einen Augenblick, meine Freunde. Haben Sie nicht mein Notizbuch gesehn? Ich vermisse es. Vorhin habe ich es doch hier noch gehabt.

Erster Bauer (gänzlich betrunken): Da geh her! (Er deutet auf einen Platz neben sich.) Hier geh her. Ob's de hergehst! (Er faßt ihn am Aermel).

Schulrat Diller (ohne recht zu verstehn): Sehr freundlich, nur einen Augenblick noch.

Erster Bauer (ihn selig anlächelnd und ihm sein Glas hinhaltend): Da! Trink emol.

Schulrat Diller (ganz erschrocken): Nein, nein, ich danke. Ich habe keinen Durst.

Erster Bauer (immer weicher, hält ihm seine Pfeife hin): So rauch wenigstens emol.

Schulrat Diller (entrüstet): Ich rauche überhaupt nicht. (Er beginnt wieder zu suchen.)

Erster Bauer (hinter ihm her): Denn seist de schlechter als Kuhdreck, der raucht doch wenigstens. (Allgemeines Gelächter. Diller hat garnicht darauf gehört, denn er hat sein Notizbuch gefunden und verschwindet wieder.)

Gemeindevertr. Blau: Was zu arg is, is ze arg.

Erster Bauer: Ei, wer sein denn die da? Schreiwer seins, hungrige Schreiwer. Un da soll mer noch lang Umstänn' mache. Fällt mer net ei.

Lehrer Zimmer (stürmt herein): Wo sind sie? die Herren! Ich muß sie sprechen. (Sie drücken ihn auf eine Bank und halten ihn fest.)

Dritter Bauer: Das giebt's net, hier bleibst De, mei Männche.

Zweiter Bauer: Hie bleibst De sitze, Schulmeister, un hältst Dei Maul, sonst giebt's eins druff.

Lehrer Zimmer: Gewalt! Gewalt! das ist denn doch noch nicht dagewesen.

Erster Bauer: Als langsam. Eins nach em annern, wie mer die Klös ißt.

Lehrer Zimmer: Was denkt Ihr denn! Es wird ein furchtbares Strafgericht über Euch geben!

Zweiter Bauer (lachend): Weil mer en Schulmeister festhalte?

Lehrer Zimmer: Nein, wegen Eurer Lügerei auf dem Rathaus.

Dritter Bauer: Ach so, de alte Geschichte.

Lehrer Zimmer: Meint Ihr, die Regierung ließe sich so was gefallen? Geht in Euch, beichtet jetzt noch, eh es zu spät ist, vielleicht sind die Herren noch einmal gnädig.

Gemeindevertr. Roth: Ei, was wolle denn die Herrn, die Herrn? Was wolle se uns denn? Mer sein kei Schulmeister, die se absetze könne. Mit Steuern uns schikaniere? Des thun se so wie so schon. Des sein mer gewöhnt. Ebbes mehr oder weniger, davon gehn mer auch nit kaputt. Ei, was wolle se denn?

Lehrer Zimmer (verzweifelt): Wozu seid Ihr denn in der Schule gewesen! Wofür hab' ich Euch denn unterrichtet!

Bürgerm. Grün: Doch net, daß mer uns vom erste beste über's Ohr haue lasse?

Lehrer Zimmer: Wollt Ihr denn nicht verstehen, seid Ihr denn so verbohrt, so von Mißtrauen besessen, daß diese Herren nicht wegen der Eisenbahn gekommen sind, sondern wirklich und wahrhaftig wegen Eurer Notlage?

Gemeindevertr. Roth (verächtlich): Dumm Geschwätz hat mer gleich.

Lehrer Zimmer (heftig): Ich will wissen, wo sie sind. Einer soll doch noch im Dorf sein, der die Wahrheit sagt.

Gemeindevertr. Blau (schlau blinzelnd zu den andern): Ich meine, als ich hätt' se vorhin geseh, das Dorf naus mache, nach de Wisse zu.

Gemeindevertr. Roth (verständnisinnig): Freilich, freilich. Ich habe se auch da naus gehn seh.

Lehrer Zimmer (wird losgelassen und stürzt in der angegebenen Richtung fort. Die beiden sehen durch die Fenster ihm lachend und spottend nach.)

Bürgerm. Grün: Ei, wann er doch nur direkt in de Himmel lief, daß wir'n ein für alle Mal los wär'n. Dort gehört er so wie so hin mit seine dumme Redensarte.

Zweiter Bauer: So beschwert Euch bei de Herrn. Vielleicht hilft das!

Gemeindevertr. Roth: Da hast de recht. Das soll gescheh. Der verdirbt uns noch es ganze Dorf.

Gemeindevertr. Blau: Schicke mer ein enei, se möchte doch e wink herkomme, mer hätte noch dies un das ze spreche.

Erster Bauer (taumelt in die Höhe): Ich geh.

Gemeindevertr. Roth: Du bleibst, Du hast genug für heut.

Gemeindevertr. Blau: Ich wer'n geh. (Mehrere: Recht so. Er geht.)

Bürgerm. Grün (trunken): Ich denk, mer fühle dene auch noch e wink wege der Eisebahn uff de Zahn.

Erster Bauer: 's ersch, was gemacht wird.

Dritter Bauer (zum Fenster hinaussehend): Wer kommt denn da?

Zweiter Bauer: Karls Sofie mit ihrer Marie. Was wolle denn die? (Allgemeine Spannung.)

Bürgerm. Grün: Ich glaub gar, hierher wolle se.

Geh. Oberregierungsrath v. Kripper (eintretend): Sehr freundlich von Ihnen, meine Herren. (Er stutzt über die gräßliche Atmosphäre.) Wir wären schon längst gekommen, aber wir hatten noch einiges zu erledigen.

Schulrat Diller (die Akten liebevoll an sich drückend): Jetzt sind wir wieder so weit. Alle Arbeit gleich thun, ohne aufschieben, so lieb ich's. Hier steht's jetzt, wie gut es Ihnen geht. (Es wird den Beiden Platz gemacht.)

Bürgerm. Grün: Wo is denn der Herr Assessor, wenn mer frage darf?

Geh. Oberregierungsrath v. Kripper: Mein Sohn? Der sieht sich ein wenig die Gegend an.

Schulrat Diller: Ja die Jugend, die hat noch rastlose Glieder.

Sofie Karl (tritt mit ihrer Marie ein).

Erster Bauer: No, wie geht's, wie steht's, Sofie! Immer noch kein Mann?

Sofie Karl (springt auf den Bauer zu): Halt Dei ungewaschen Maul. Schämt er Euch denn net vor dene Herrn da? (Zu diesen sich wendend): Da bin ich mit meiner Marie. Ich hab se gleich mitgebracht, daß Se selbst sehn könne.

Schulrat Diller: Wieso? (Sich besinnend): Ach so, Sie wollen sich über den Lehrer beschweren. Ja, ja, es ist ein trauriger Fall, den ich da erleben muß. Ich hab's ja immer gesagt: diese älteren, überkommenen Herren. Das ist ein Elend! Ein Elend! Zudringlich ist er, schlagen thut er, aufwiegeln thut er. Es ist kaum glaublich. Wird das wieder eine Schererei verursachen! (Die Sofie zieht inzwischen dem Kind die Schürze aus.)

Schulrat Diller (Die Brille fester setzend): Ja . . aber . . (Die Sofie zieht ihm das Kleid aus.)

Schulrat Diller: Ja, aber, ich bitte Sie, was soll das, ich verstehe nicht . .

Sofie Karl: Ei, sehn solle se, selbst sehn, wie der Lehrer se blau un schwarz gehaue hat. Dazu muß ich se doch ausziehn. (Das Kind steht bald im geschlossenen Hemd und Unterrock da.)

Schulrat Diller (entsetzt): Frau, haben Sie denn gar kein Schamgefühl? Das geht doch nicht. Hier im öffentlichen Wirtshaus. Das kann ich unmöglich zugeben. (Er hält ihr die Hände fest. Die Bauern verstehen nicht.) Unmöglich, ganz unmöglich. Dazu bin ich nicht da.

Sofie Karl: Also dafür sein se nit da? Wofor dann, wann mer frage

darf, daß mer sich richte kann, wann's erlaubt ist? (Immer heftiger): Nadierlich, wann's reiche Leit wärn, hätte se nix dagege, awer wenn's so arme Leut sein, ganz arme Leit . . (kreischend): Mei Recht will ich hawe, muß i hawe, un wenn's mich 's Lewe kost. Das wolle mer doch mal seh.

Schulrat Diller: Ich glaube es Ihnen ja. (Er tippt schamhaft mit spitzem Finger auf den Hals des Kindes): Ich sehe ja schon hier.

Sofie Karl: Das is gar nix. Das is nit genug. Alles müsse Se sehn. (Sie versucht das Kind weiter zu entkleiden.)

Schulrat Diller: Ich verbitte mir das ernstlich. Das ist zuchtlos, schamlos.

Sofie Karl: Zuchtlos? Das sage Sie, e Mannsbild, zu eme Frauenzimmer? (Lacht.) Meine se, ich wüßt nit besser wie die Mannsleut, was Anstand heißt, was Zucht is? Das verbitt ich mir, verstehn Se mich, ich verbitt mir das. Sie sein dazu eingesetzt und wer'n dafür bezahlt, daß Se so ebbes unnersuche.

Schulrat Diller: Das geht denn doch zu weit. Ich muß Sie ersuchen, Herr Bürgermeister, diese Person zu entfernen. Das sind ja unglaubliche Zustände.

Sofie Karl (im Hinausgeworfenwerden): Ich e Person? Selbst Person, Sie Person, Sie!

Bürgerm. Grün: Se hawe recht, so was is unpassend. Se müsse es ihr nur nit for iwel nehme, es is e arm' Frau, so arme Leut wisse 's als nit besser.

Gemeindevertr. Roth: Un der Schulmeister hat's zu arg gemacht, gar ze arg.

Schulrat Diller: Ja, das muß wahr sein, sonst hätte sich die Frau gewiß nicht so vergessen. Da muß Wandel geschafft werden, das geht so nicht weiter.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (der's in der Luft nicht mehr länger aushalten kann, drückt das Taschentuch vors Gesicht und eilt hinaus): Einen Augenblick! Entschuldigen Sie.

Erster Bauer (schreit): Winsch gute Verrichtung.

Gemeindevertr. Blau: Es is wirklich zu arg.

Schulrat Diller: Nein, dieser Zimmer! Und so etwas dient schon so lange! Und so einer bittet auch noch um Gratifikationen, hat auch noch die Schamlosigkeit obendrein!

Gemeindevertr. Roth: Mer wolle em ja nix Böses wünsche. Awer lieb wär's uns, wenn er fortkäme. Er verbirbt die ganze Gemeinde.

Schulrat Diller: Sie haben recht. Ich werde auf Disziplinaruntersuchung bringen. Die Gemeinde verdirbt er auch noch?

Gemeindevertr. Roth: Mit dumme Redensarte von unserer Armut un dergleichen.

Schulrat Diller: Da war's ja höchste Zeit, daß ich herkam. (Er setzt sich neben den ersten Bauern, der ihm bereitwilligst Platz macht. Inzwischen hat sich die Stimmung geändert. Das ungewohnte Trinken macht die Bauern melancholisch, immer elender.)

Erster Bauer (der Diller eine ganze Weile anstarrt): Nu, Herr, wie is es Euch dann? So im allgemeinen? Gelle, mir Bauern sein doch nit so dumm, als mer aussehn. Da verguckt mer sich, eh mer sich umsieht. Ich hawe 's immer gesagt.

Schulrat Diller (von seinem Notizbuch aufsehend): Lieber Freund.

Erster Bauer (ihn vertraulich anstoßend): Merkst De immer noch nix?

Schulrat Diller: Wie?

Erster Bauer: Wann erst emal die Eisebahn da drauße vorbeipeifft, dann gedenke mer immer noch der heutige Sitzung. (Er schlägt ihm auf die Schulter): Verlaß Dich druff, Du auch, Du erst recht. Heut hawe mer Euch iwers Ohr gehaue, daß es geknallt hat. Mit alle Schikane. E Meisterstick, he? Das macht uns so leicht keiner nach. .

Schulrat Diller (unruhig): Sie scherzen.

Bürgerm. Grün (im Elend): Ach nehme Se's nur nix vor ungut, nehme Se's nur net iwel. Es is ja nit bös gemeint. Wie solle wir arme Bauern uns annersch helfe.

Gemeindevertr. Roth: Un die Eisebahn misse mer hawe, un wann mer all in's Zuchthaus komme.

Zweiter Bauer: Sein Se gut mit uns.

Dritter Bauer: Ach Gott, nur kei neue Steuern, nur des nit. Liewer alles Annere. Die Straf wär zu groß.

Schulrat Diller (springt auf): Was ist das?

Gemeindevertr. Blau (der noch ziemlich nüchtern, ebenfalls aufgesprungen): Ihr Esel, Ihr Hornochse, so halt' doch Eure Mäuler. Seid Er dann ganz von Gott verlasse?

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (tritt wieder ein).

Bürgerm. Grün (zitternd): Ach Gott, da kimmt der auch noch, auch das noch! O Herr! O Herr! (Den Bauern schwabbeln die Mäuler vor Angst und physischem Elend.)

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (setzt sein Einglas auf und blickt prüfend um sich, läßt das Glas wieder fallen): Ich glaube, das war sehr thöricht, Herr Kollege, daß wir den Leuten Freibier gaben. Weiß Gott; die haben ja alle das grauste Elend.

Assessor v. Kripper (der sehr erregt mit Lehrer Zimmer eintritt): So ein schamloser Betrug! Da hört doch die Weltgeschichte auf! (Die Bauern ducken sich.)

Schulrat Diller (zu Zimmer): Ich habe mit Ihnen zu reden. Es sind mir Dinge zu Ohren gekommen. Schweigen Sie! Schweigen Sie! Sie sind ein empörender Mensch!

Assessor v. Kripper: Ich bitte Sie, Herr Regierungsrat, nun lassen Sie den Mann einmal reden. Er ist der einzig anständige unter der ganzen Schwefelbande.

Schulrat Diller (ärgerlich): Junger Herr, wollen Sie mich Menschen kennen lehren?

Assessor v. Kripper: Auf meine Verantwortung hin. Lassen Sie ihn reden, ohne ihn zu unterbrechen.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Aber lieber Sohn. Dies Echauffement! Was ist denn los? Seid Ihr denn alle heillos betrunken?

Assessor v. Kripper: Wart's ab! (Er schiebt Zimmer vor.) Mut, Mann! Ich nehme Sie nachher mit in meinen Wagen. Sagen Sie die Wahrheit, alles. (Die Bauern haben sich ganz zusammen geduckt, nur Blau nicht.)

Gemeindevertr. Blau: Schulmeister, nimm Dich in Acht.

Assessor v. Kripper: Schweigen Sie, Sie Betrüger.

Gemeindevertr. Blau (verbissen): Das werd sich finne!

Lehrer Zimmer: Ja, es ist so, leider muß ich Ihnen mitteilen, daß Sie auf die schändlichste Weise hintergangen worden sind, belogen und betrogen worden sind. (Das Einglas fällt. Diller hält seine Akten krampfhaft fest.) Diese thörichten Leute meinten, Sie kämen in Wahrheit wegen der Eisenbahn, alles andere sei nur ein Vorwand, um die Bauern hinter's Licht zu führen. Sie konnten nicht glauben, daß die Regierung dem Bauer wirklich wohl will. Alles ist gelogen. So gut wie nichts wird exportiert. Das Getreide ist so kümmerlich wie möglich, das Vieh ist in Wahrheit erbärmlich, von den vielen Pferden sind drei wirklich vorhanden, von denen eins blind ist und ein anderes kaum noch einen Zahn hat, so alt ist es schon. Kurz und gut, alles ist nicht wahr. Der Gemeinde geht es jämmerlich elend.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (ganz fassungslos): Das wäre! Den Teufel auch!

Schulrat Diller: Das glaub' ich einfach nicht! Das kann ich nicht glauben.

Da wären meine Akten ja zum zweiten Mal falsch. Das ist unmöglich, ganz unmöglich.

Assessor v. Kripper: Es ist die pure Wahrheit. Ich traute von Anfang an nicht recht. Wußte nur nicht, wo ich anfassen sollte. Ich habe mich inzwischen im Dorf und auf den nächsten Feldern umgesehen, da sah ich, daß die Angaben falsch sein mußten. Erbärmlich sieht alles aus. Dann traf ich den Herrn hier und erfuhr endlich die Wahrheit. Es ist kaum faßbar, aber es ist wahr, diese Menschen haben uns einfach zum besten gehabt. Radikal alles gelogen.

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (losfahrend): Solche Lumpen seid Ihr, solche Spitzbuben! das ist der Dank! Na wartet, das soll Euch teuer zu stehn kommen, das soll Euch angekreidet werden, verlaßt Euch drauf. Das soll Euern Kindern noch leid thun (die Bauern kommen allmählich zu sich und murren laut). Ihr wollt wohl noch was raus haben? Was? Einsperren laß ich Euch. (Einer lacht laut. v. Kripper springt in seiner Wut auf ihn los, aber sofort halten ihm zwei die Arme fest, daß er sich nicht rühren kann.)

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper (schreiend vor Wut): Loslassen! Auf der Stelle loslassen! (Drohende Haltung der Bauern.)

Lehrer Zimmer: Ich bitte Sie, Sie sehen ja die Verfassung der Leute, bleiben Sie ruhig. (Er wird nicht losgelassen. Lehrer Schneider steckt den Kopf zur Thür hinein, erkennt sofort die Situation. Er giebt nach außen ein Zeichen, leise zu sein. Leise treten zwölf Schulkinder herein und bleiben unmittelbar an der Thür still stehn. Niemand achtet auf sie.)

Gemeindevertr. Blau (erhebt sich, mit zornbebender Stimme zu v. Kripper, während Diller fassungslos zusammenknickt): De Lehrer Schneider hat emal gesagt, was die Deutsche sein, die sagte nur die ganze Wahrheit, wann se ebbes getrunke hätte, sonst wärn se zu genierlich daderzu. So hätte's schon die alte Deutsche gehalte. Ich will Ihnen auch emal ebbes sage — haltet ihn nur fest, ihr Leut, un de Assessor auch, un wann mer all in's Zuchthaus müsse, eimal solle die Herrcher wenigstens die Wahrheit hören. Sie heiße uns Ligner und Betriger? Sie? Wie könne Sie verlange, daß wir Ihne glaube solle? denn warum? Ei wann hawe Sie sich je bisher um uns gekimmert, wann hawe Sie emal mit uns geschwätzt wie mer mit Mensche schwätzt. Für Sie sein mir die dummdreckige Bauern. Un da verlange Sie, Sie, daß wir auch nur ein Wort von Ihne glaube? Blos weil Ihne das uff eimal in Ihrn Kram paßt! Un wann wir nit so dumm sei, dann komme se mit Lump und Betriger? Sie! Sie selbst (er beißt sich auf die Lippen. v. Kripper und der Assessor

werden losgelassen. Im selben Augenblick beginnen die Kinder zu singen: Üb immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab. Einen Augenblick sprachlose Stille. Der Assessor springt auf den Lehrer Schneider zu).

Assessor v. Kripper: Elender!

Geh. Oberregierungsrat v. Kripper: Luft! Luft!

(Vorhang.)



Stéphane Mallarmé.

Von Henri de Régnier.

(Paris.)

Wer gerne wissen wollte, was Mallarmé war, wer ihn gerne sehen wollte, wie er war, der mußte Sonntags ins Konzert Lamoureux gehen. Dort sah er gewiß einen Herrn von fast kleinem Wuchse sitzen, mit magerem und gerötetem Gesichte, das ein graumelierter Bart und Haupthaar von gleicher Farbe in dichten, willkürlichen Ringellocken umrahmte. Eine fein gebildete Nase, eine schöne Stirn und vor allem prächtige Augen belebten seinen ernsthaften, lebendigen und anziehenden Ausdruck. Sein ganzes Wesen hatte ein eigenes Etwas von Feinheit und Würde an sich. Aufmerksam lauschend, durchschaute er die Klangfiguren mit seinem schönen, nachdenklichen und sinnigen Blicke, folgte mit der Bleifeder den vielfältigen Verschlingungen der Symphonie und verzeichnete sich auf einem Papiere die Antwort vielleicht auf die Stimme des Alls, welches die Musik ist. Dann, wenn das Stück zu Ende war, verschwand das Blättchen, bis der Wiederbeginn des Konzertes diese mysteriöse Gepflogenheit wieder erneute. —

Mallarmé war ein leidenschaftlicher Freund der Musik, die er „das heilige Vergnügen" nannte. Er liebte sie in ihrer orchestralen Zusammensetzung und in ihrem dreifachen Zusammenklange von Holz, Saiten und Metall. Er sah darin eine geheime Analogie mit der Natur und „den letzten und vollkommensten menschlichen Kultus". Auch fehlte er nie in dieser musikalischen Sonntagsfeier, deren Sinn für ihn völlig klar war; aber er fragte sich, wie wohl diese „taube Macht" diese einmütige Menge anzog, wie es geschah, warum diese Menge, die „das gemeine Spiel des Lebens befriedigte", das Bedürfnis empfand, dem Unsichtbaren und Reinen der Poesie ohne Worte

Aug' in Auge gegenüber zu treten; welche Beziehung zwischen einer „nüchternen und mäßigen Versammlung" und den „unendlichen Rhythmen" des Orchesters bestände, wie er sagte. Bisweilen mutmaßte er einleuchtende Möglichkeiten dafür; sonst aber begnügte er sich damit, in diesem eingefleischten Hange das Bedürfnis nach „sonntäglicher Reinigung von der Banalität" zu sehen.

So disputierte er, wenn er nach Verlassen des Ton-Tempels an Freundesarm sich in langen, vertrauten, peripathetischen Gesprächen erging, deren Stoff natürlich das eben Vernommene bildete, deren Reiz in einem scharf gefaßten, bildreichen Worte lag, in höchst ungeahnten Beziehungen, die er zwischen allen Dingen entdeckte, wie der unerwarteten Art, genial und tief in allem zu sein, um was es sich gerade handelte; denn alles lief bei der Unterhaltung unter, die Neuigkeit des Tages oder ein ewiger Streit, etwas den Augenblick Erfüllendes oder ewig Fortwucherndes worauf man stieß, und was man dachte und träumte. Dieses Spazierengehen in Gedanken währte, während man sich in der Wirklichkeit hin- und zurückbrachte, solange, bis er am Ende einer Straße oder an der Schwelle eines Hauses ein Dutzend Hände schüttelte und damit gleichsam seine ewige Selbstverteilung an andre Geister symbolisierte. Dies fing bei jeder neuen Begegnung wieder an; aber der Wunsch, diese angenehme und erlesene Stimme wieder zu vernehmen, ehe noch die Gunst des Zufalls es wollte, ließ manchen an die Thüre des Meisters pochen.

Es war gewöhnlich Mittwoch Abend. War der Wirt einmal abwesend, so mußte etwas Unvorhergesehenes vorliegen, eine ungewöhnliche That, die den Geist in einen Winkel von Paris lockte, eine einzige Vorstellung, ein Tanz oder ein trefflich gestimmtes Quartett; sonst hielt Stéphane Mallarmé zwanzig Jahre lang das Stelldichein inne, zu dem er ein für alle mal durch mündliche Einladung oder eines jener Billets aufforderte, wie er sie zu schreiben wußte, kokett, köstlich, summarisch, auf dem Umschlag die Adresse in einem Vierzeiler.

Man war dort viele oder wenig, oft so viele, wie der kleine Saal fassen konnte, an dessen Wänden gewählte Bilder hingen und ein hohes Buffet in bäurischem Schnitzwerk stand, mit Zinn und Krügen darauf; in der Mitte ein Tisch, um den man saß, vom weichen Licht einer Lampe umflutet; auf dem Tische ein Buch, ein Tintenfaß in rotem Lack, eine Porzellanbowle oder Tabak.

Der Dampf der angezündeten Zigarren vermischte sich bald in leichten Ringelwölkchen zu einem zarten Spinnennetz, an dem jeder einen Faden gewebt zu haben schien. Zuweilen meldete die Glocke einen Ankömmling, der dann an dem allgemeinen Zauber teil nahm.

Nach und nach verstummte der Austausch der vorbereitenden Gespräche, und man vernahm die feine und zarte Stimme, welche den Umriß der Idee zeichnete. Das gesprochene Wort blieb in der Luft wie sichtbar in der Schwebe,

unruhig glimmernd von den Bildern, welche es erklärten. Dann stieg eine Rakete, um in ihrer vollendeten und berechneten Höhe ihren bunten Lichtstaub nach allen Seiten auseinander zu sprühen, und jeder empfing im Geiste ein Fünkchen dieser Zauberei. Zwischen diesen bescheidenen vier Wänden wurden an manchem geistigen Festabend die feinsten und stärksten Worte über Leben, Kunst und Poesie gesagt: wir hörten dort seine Grundthemata und ihren Beischmuck ihren glänzendsten Ausdruck finden; und für Zuhörer, die das Wunder erschauten, gab es die höchsten, schönsten und außerordentlichsten Visionen. Diese Augenblicke, die ach! nie wiederkehren, wird keiner vergessen, der diesen denkwürdigen nächtlichen Schauspielen beiwohnte, diesem Kampf und Streit seiner Ungewißheit, dieser Jenseitigkeit seiner Gewißheit . . .

Ein Schweigen — und die priesterliche Gebärde ward wieder vertraulich. Die Wunderzeichnung zerfloß zu leichten Skizzen, und die hohe Theorie umkränzten reizende Histörchen, die ausgesucht in ihrer Anmut oder anmutig in ihrer Bosheit waren und ein rechtes und maßvolles Lachen verdienten. —

Wenn Mallarmé die Unterhaltung mit Freunden liebte, so verabscheute er jedoch die Neugier der Gleichgiltigen, die pariser Tölpelei, die an der Thür eines berühmten Namens sich drängt und blökt. Gegen alles Reportermäßige, Snobige, Tagesberühmte war Mallarmé von absichtlich feierlicher Höflichkeit. Aber trotz der Zurückhaltung seiner wahren Eigenart hinterließ er auch den flüchtigsten Bekannten den Eindruck von etwas Ungewöhnlichem und Seltenem. Ich habe viele bei einem unfreiwilligen Bedauern, einem uneingeständigen Tadel überrascht, daß ein Mensch wie er, geistreich und anziehend, originell und reich an genialen und feinen Einfällen, die er in die vergängliche Vollendung seiner Sprache faßte, nichts davon wissen wollte, diese einzige Unterhaltungsgabe, etwa in reich besuchten Versammlungen, zu verwerten, oder auch, ohne die ängstlichen Praktiken, die ihn von der orthodoxen Litteratur als Ketzer fernhielten, in verbreiteten Büchern oder reichhaltig belohnten Zeitungsartikeln zur jährlichen, wöchentlichen oder täglichen Unterhaltung seiner Zeitgenossen beizutragen. Heißt dies nicht, darauf verzichten, sich jahraus jahrein durch Mittel, die in unsern Tagen im Ganzen genommen Ruhm einbringen, sich gute zwanzig oder dreißig Francs Renten zu machen, und das kleine Heim, das man mit dem Gewinnst eines Romans kauft, oder die Villa am Meere, die ein Theaterstück einbringt, auszuschlagen? Wenn man irgendwo an südlicher Küste eine schöne Yacht vor Anker liegen haben konnte: warum sich dann mit dem kleinen Flußkahn begnügen, in dem dieser große Wandrer, der die entferntesten Länder des Traumes berührt hatte, bescheidene Vergnügungsfahrten auf dem Seinestück von Samois bis Valvins unternahm, nach Laune des rechtwinkligen, weißen Segels, das ihn an „die Seite, auf die man schreibt“

erinnerte, wie er lächelnd und mit entsprechender Handbewegung zu sagen pflegte! Mallarmé ist in unserer Zeit die vollkommene und genaue Verkörperung des Dichters, sofern sein Charakter in dem ausschließlichen Streben nach Wahrheit und Schönheit besteht. Dergleichen Ruhm geht freilich das große Publikum nicht direkt an. Er besteht aus der Zufriedenheit mit wenigem und bleibt gleichgiltig gegen vieles. So sollte man wenigstens meinen. Die Einsamkeit in lichter Höhe hätte diesem bedeutenden Geiste den Frieden verdienen müssen, der jedem bündig selbstlosen und rein spekulativen Streben zu teil zu werden pflegt; dessen Ergebnisse die allgemeine Ehre der Menschheit angehen, ohne ihre unmittelbare Aufmerksamkeit zu erfordern. Es wäre recht und billig, wenn einer sich dieses Ziel setzt, ihm die Sicherheit eines unverletzlichen Vorrechts zu geben. Man dürfte ihn ein für allemal zur Unabhängigkeit der Einsamkeit zulassen und sich verpflichten, ihn dort zu vergessen, um später den inneren und absoluten Wert seines Fundes abzuschätzen, um dessen willen man von seinem Finder absehen mußte. Zum mindesten ist man die Erlassung alles Lärmes dem schuldig, der mit voller Absicht auf den Applaus verzichtete.

Nicht so bei Mallarmé. Sein Werk — etwas Seltenes, Ausnahmsweises, auf der Kante der französischen Litteratur Schwebendes, zur feinfingerigsten kritischen Untersuchung und zur zartesten und geduldigsten Prüfung gemacht — verfiel durch einen eigenen Zufall der hastigen und zufälligen Wertschätzung und der Unzuständigkeit der Presse und des großen Haufens. Die öffentliche Meinung legte als Gegengewicht gegen seine verwickelten Gedanken die Argumente des „gesunden Menschenverstandes“ auf die Wagschale, und die Emsigen des Feuilletons beschnupperten den neuen Leckerbissen. Im Gegenteil hätte man solchem Dichter und Werke eine sozusagen byzantische Umgebung wünschen müssen, die Umgebung einer bis zur Spitzfindigkeit verfeinerten und bis zur Skrupelei peinlichen Kultur; zum mindesten war vorauszusehen, daß ein Kreis von Neugierigen einen Augenblik den bizarren, schwarzen Meteorstein umringte, der, mit keiner leserlichen Schrift geritzt, dort niedergefallen war, — und daß der Auflauf alsbald wieder auseinander gehen würde. Im Gegenteil! Die Neugierde war zornig! Einer, dann fast alle, hoben den unbekannten Stein auf — und warfen ihn auf den Dichter. Ich glaube, der Fall ist ohnegleichen, diese Aufregung von zwanzig Jahren gegen einen einsamen Träumer! Sie verhielt sich eine Weile, um dann wieder anzufangen, sie hatte Hemmungen und Ausbrüche. Die Kränkung — ungeachtet der stumpfsinnigen Verneinung und des bösen Lachens — befehdete Werke von großer Schönheit wegen des Mysteriums, das sie enthielten. Die schwierige Annäherung an sie, ihre absichtliche Geheimschrift erregten selbst bei denen, die nichts gethan hätten, um ihrem Verständnis nahe zu kommen oder ihr Ge-

heimstes zu erraten, eine fortdauernde und erbitterte Feindseligkeit. Dieser höchst abstrakte, höchst spekulative Dichter lernte den Lärm kennen, der den volkstümlichsten Ruhm umheult. Diese reinen und verschwiegenen Meisterwerke wurden wie Pamphlete, die der öffentlichen Meinung ins Gesicht schlugen, oder wie gewaltsame Dramen, die sie befeuerten, einer erbitterten Polemik unterzogen. Dieser Träumer erfuhr das widerliche Geschrei, dem ein Dramatiker von Erfolg, ein Pamphletist oder Romanschreiber großen Stils nicht entgeht; alles, was einem Drumont, Dumas oder Zola widerfährt, die Parodie, die Karrikatur und den abgeschmackten Witz. Es kam vor, daß einige rätselhafte Seiten, einige komplizierte Strophen, ein überkürztes Sonet, ein dunkler Vers das lärmende Schicksal von Büchern erlebten, die, aus dem Leben hervorgegangen, in dasselbe zurückkehren und wieder wurden, was sie waren.

Diese Art von Lärm, dessen Echo überall schallt, scheint das Erbteil der Schriftsteller zu sein, die das Leben in konkreten Bildern wiedergeben, deren Erfindung sich so genau wie möglich der Wirklichkeit anpaßt und weiter nichts als die greifbare Gestalt der Leidenschaften nachbildet. Ihr Werk hat Überfluß an Personen, deren jede einer von uns sein könnte. Schreiben heißt hier nichts, als die Zahl der Lebenden durch andre noch vermehren, die kaum erfunden sind und an dem alltäglichen Schauspiel des Lebens teilzunehmen scheinen. Sie setzen es im Buche fort, wie im Leben, mit allen Thaten, Abenteuern, Entwicklungen und Katastrophen. Dieser Wechselaustausch zwischen Erfindung und Wirklichkeit, die sich gegenseitig Vorschub leisten, entzückt seit Jahrhunderten das Publikum, das sich naiverweise nur über sein Ebenbild aufregt, und auch nur dann, wenn es nicht zu allgemein gehalten und höchstens typisch ist. Man läßt einem Balzac seine abstrakte Menschenkenntnis nur wegen seiner unzähligen Figuren durchgehen, in die er sie abgewandelt hat. Das Publikum will vom Schriftsteller weniger das Mysterium der Welt erklärt als die Illusion des Lebens erhalten wissen. Es läßt nichts Reales als den Augenschein gelten, und da es zu diesem gehört, liebt es seine Darstellung so, wie es selbst ist, und verschmäht nicht seine romanhafte oder historische Verbrämung. — Was ist also natürlicher, als daß die Geschichte der Rougon-Macquart den Gaumen des Tages gekitzelt hat, daß die und die Person des tonangebenden Romans Presse und Salons unterhält, daß die gascogner Aufschneidereien eines Cyrano de Bergerac aus der Papiernase des Herrn Coquelin ein europäisches Ereignis gemacht haben! Aber ein Mallarmé schien doch — durch den metaphysischen Charakter seiner Poesie — vor dem feindlichen Lärm gesichert, der sein einsames Denken umbrüllte!!

Gewiß ist der gemeinsame Stoff aller Kunstwerke Das, was ist. Die Bedingung bleibt unweigerlich bestehen. Aber für die Mehrzahl besteht die Welt aus Personen, Gefühlen, Leidenschaften, Orten, Sitten und andren Besonderheiten, die für einen Stéphane Mallarmé nur Interpretationszeichen sind und nur in ihrer gegenseitigen Beziehung und Stufenfolge Sinn haben. Erst das *Ganze* macht *dem*, der davon Kenntnis hat, die Wahrheit aus.



Die Jahres-Ausstellung im Münchener Glaspalast.

Auch die Glaspalast-Ausstellung der Münchener Künstler-Genossenschaft besitzt eine gewisse Bedeutung in unserm Kunstleben, so gut wie eine Sezessionisten-Ausstellung. Bleibt sie auch in ihren Durchschnittsleistungen hinter der jungen Rivalin zurück, so hat sie doch auch ihre auserlesenen Feinheiten, selbst für den verwöhnten Geschmack. Nur scheint man heuer, um die klaffende Leere in den weiten Hallen weniger auffällig werden zu lassen, die durch den Weggang der Sezession und das Ausbleiben vieler internationaler Wechselbälge entstanden ist, den Weg in den Pallas-Tempel vielen „Händlern“ bereitwilligst geebnet zu haben. Was uns bei der Ausstellung der Sezession so wohlthuend berührt, das überall zu spürende Walten einer strengen Jury, das macht sich hier wenig fühlbar, und so gewinnen wir von ganzen Teilen der Ausstellung den Eindruck eines Krautgartens, in dem allerhand Kühe mit Behagen grasen. Das Hauptwerk bildet *Klingers* Bild „*Christus im Olymp*“. Den ihm vorangeeilten Rufe und den räumlichen Dimensionen entsprechend, hat man ihm einen vorzüglichen Platz angewiesen. Auch will es mir scheinen, als habe man gerade durch diese Aufstellung eine vielleicht unbeabsichtigte Wirkung erzielt, die aber für eine kritische Betrachtung nicht zu unterschätzen ist. Der direkte Weg zu Klingers „Christus im Olymp“ führt den Beschauer durch eine lange Säulenhalle, in deren niedrigem und engem Ausgang man schon von weitem die große, hochdramatisch dargestellte Mittelgruppe, Christus, Psyche, Eros, erblickt, während die anderen Partieen des Kolossalbildes durch den Thürrahmen gewissermaßen abgeblendet werden und, wie ich gleich vorausgreifend hinzufügen will, nicht zum Nachteil des Eindruckes. Denn sowie wir durch den Thürrahmen treten und diese ganze Masse von Figuren, Rahmen u. s. f. auf uns einstürzt, ist es mit der Stimmung, in die uns die herrliche mittlere Szene versetzte, so ziemlich vorbei; wir müssen jetzt unsern Verstand und unsere mythologischen Erinnerungen herbeiziehen, ob wir wollen oder nicht. Die Mittelgruppe in ihrer erhabenen Schönheit und dramatischen Ausgestaltung ist uns ihrem Vorgang und Zusammenhang nach, trotz des schwierigen, aber genial gelösten psychologischen Problems, das Klinger hier anpackt, sofort klar und läßt uns zum ruhigen Genießen kommen. Anders das ganze übrige Gemälde nebst Rahmen und sonstigem Beiwerk. Zunächst dieser Zeus — Vater der Götter und

Menschen nennt ihn Homer, und wir denken dabei stets an das Bildwerk des olympischen Zeus von Phidias — hier merkt man wenig davon. Diese Figur fällt mangels einer genügenden psychologischen Charakterisierung aus dem Rahmen der ganzen Handlung. Man sieht nicht aus den Bewegungen des Greises auf dem olympischen Thron, was er eigentlich will, er spreizt die Beine und faßt sich mit der einen Hand in die Hüften, wenngleich der Ausdruck seines Gesichts erkennen läßt, daß er erregt ist. Daß seine Person, auf einem Sessel so zusammengedrückt, unter den andern fast verschwindet, nimmt der ohnehin sehr senilen Gestalt noch mehr von ihrem großen, tragischen Ausdruck. Man erwartet nach der Vorstellung, die man aus der griechischen Mythologie hat, eine viel machtvollere, energischere Art der Entwicklung seines imperatorischen Willens und mehr Widerstand, als sich hier zeigt. Es handelt sich doch hier für Zeus um Leben und Herrschaft. Wie kann sich da der Dichter oder Maler die Gelegenheit entgehen lassen, einen solchen Konflikt in den denkbar kühnsten Zügen darzustellen! Diese Darstellung lähmender Resignation, in die Zeus verfallen erscheint, wirkt auch lähmend auf unsere Empfindung und stumpft das Interesse ab. Und mit Zeus scheint auch die übrige, um ihn gescharte Gesellschaft der Olympier nicht das nötige Interesse für die Wichtigkeit des Vorganges entwickeln zu können.

Von den in Christi Gefolgschaft erschienenen vier Kreuzesträgerinnen sind die zwei antik gekleideten von ernstem, ergreifendem Ausdruck, während die beiden vorderen in mehr moderner Kleidung ein auffallend indifferentes Verhalten gegen die gewaltige Handlung an den Tag legen. Einer Erklärung des Herrn Dr. Kühn in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" zufolge, die jedem Käufer einer Photographie dieses Bildes in den Münchener Kunsthandlungen mitgegeben wird, hat man es hier mit den vier christlichen Kardinaltugenden zu thun. Wenn Klinger nichts dagegen hat, mag das gelten.

Im Hintergrunde stehen drei völlig nackte weibliche Gestalten, anscheinend auch Olympbewohnerinnen. Sie wissen sich aber offenbar nicht zu benehmen, sie kokettieren in allen möglichen Stellungen herum. Zu der Annahme, die bedeutendsten weiblichen Gottheiten Athene, Hera und Aphrodite vor sich zu haben, wird man trotz der Versicherung des Herrn Dr. Kühn sich kaum bequemen können. Es wäre doch gegen jedes Verständnis mythologischer Auffassung, wie sie uns von den Alten selber und von zahlreichen Abbildungen überliefert worden ist. Mit Ausnahme einer Darstellung des „Urteils des Paris" sind Athene und Hera nirgends nackt dargestellt. Und wie wäre diese Nacktheit gerechtfertigt und verständlich, wo wir gewöhnt sind, gerade diese Gottheiten, wenn wir sie erkennen sollen, durch ganz bestimmte und bekannte Attribute gekennzeichnet zu sehen! Dann verraten auch zwei von diesen Gestalten so wenig Teilnahme für das Auftreten der Tugenden im Olymp, daß wir deren passives Verhalten unmöglich mit der Bedeutung, die diesen Göttinnen im Olymp innewohnte, in Einklang zu bringen vermögen. Da wäre schließlich nur Aphrodite, die über die prüde Erscheinung der Eindringlinge hohnlächelt, aus der vollseitig dem Beschauer zugekehrten Gestalt herauszukonstruieren. Eher scheint die Annahme richtig, daß es die in der olympischen Rangordnung weniger hochstehenden drei Grazien sind, doch kann man in diesem Falle wieder die schönheitstrunkenen Bilder der Überlieferungen mit diesen kahlen Naturabschriften nicht in Einklang bringen. Der gewaltige Stoff, den Klinger zum Vorwurf genommen, drängte ihn mit der Fülle der Gesichte, die ihm entsprangen, auch über den Rahmen des Hauptbildes hinaus und nötigte ihn zu weiteren Zugaben. Als solche sind die beiden Flügelbilder, die Predelle und der Rahmen anzusehen.

Der Zusammenhang zwischen den Flügelbildern und dem Hauptbilde ist, trotz der trennenden, eingefügten plastischen Palmenstämme, aus der Fortführung der Landschaft erkennbar und aus dem Ausdrucke der darauf dargestellten Figuren; was aber für Gedanken hier zugrunde liegen, ist mir unklar. Über die Bedeutung drückt der erwähnte Kommentar Dr. Kühns sich kurz so aus, das eine sei als Allegorie der untergehenden antiken Welt und das andere als das Aufgehen der christlichen zu verstehen. Meines Erachtens ist mit dieser Erklärung das Dunkel nicht aufgehellt worden. Denn ich kann mir nicht denken, daß in dem Davonlaufen zweier nackter Weiber das untergehende Altertum zu erkennen, eben so wenig, daß in der Gruppe auf der anderen Seite, wo sich über zusammengepferchte, müde Menschen oder Götter ein Krieger in spielender Fechterstellung erhebt, eine Allegorie des sieghaften Christentums zu sehen sein soll. Als eine Ergänzung der ganzen Idee ist der Rahmen und die Ausgestaltung der Predelle aufzufassen. Mit kostbarem Marmor eingerahmt, zeigt sie die Form eines schmalen Langbildes voll zusammengedrängter Gruppen schlafender Frauen, Männerleiber, die bis an die Hüften und Beine sichtbar sind, alles in buntem Spiele der Lichter einer grotesk phantastischen Beleuchtung. Wir können hier wieder blos vermuten, daß wir ein in nebelhafter Ferne dichterisch gesehenes Phantasiegebilde, ähnlich denen auf den beiden Flügelbildern oben, vor uns haben.

Der Kommentar Dr. Kühns erblickt in dieser Darstellung das Erwachen der Giganten, die sich jedenfalls auch zu einem Rachezug gegen den Olymp rüsten! Links und rechts der Predelle ist je eine Skulptur eingefügt, die gut als verbindende Glieder dem Rahmen dienen würden, wäre nicht die rechtsseitige an die glatte Fläche geklebt und Torso geblieben. Wie störend das selbst der Ausstellungskommission erschienen ist, zeigt das Bestreben, den Defekt durch eine davorgestellte kleine Orangerie zu verschleiern.

Klinger hat in diesem Bilde einen Stoff behandelt, der durch eine dichterische Bearbeitung zu einem vollendeten epischen oder dramatischen Kunstwerk hätte ausgestaltet werden können. Hier wäre auch der Platz gewesen, wo er diesen Stoff mit allem ihm so nötigen Beiwerk hätte verbrämen können, ohne mißverstanden zu werden. Eine malerische Wirkung wird aber oft durch solche Nebendinge gestört. Die Stimmung erkaltet bei der häufig ungenügend ausgeführten psychologischen Charakterisierung. Der Maler kann nimmer einen so mangelhaften Helden, wie hier Zeus ist, herausschattieren durch etwa noch nachfolgende Akte, ihm bietet sich nur einmal eine Möglichkeit, nur einmal ein Moment. Eine große Ruhe liegt über der episch breiten Darstellung dieses Bildes. Nur giebt diese Ruhe die Veranlassung zur Annahme, als wäre sie in diesem Falle eine künstliche und dabei unbeabsichtigte. Im Ausdruck vieler Figuren liegt eine so große Gleichgiltigkeit, obwohl es doch ein geradezu elementares Ereignis ist, das ihrer Herrlichkeit ein Ende macht, so daß wir sagen können, das ist nicht die Ruhe, die bei einer ungewöhnlichen Spannung auftritt, sondern jene tote Ruhe allegorischer Statisten, welche die künstlerische Empfindung nicht genug belebt hat. Es ergeht uns hier ähnlich wie mit vielen Tongemälden, die auch einen Kommentar nötig haben, ohne daß sich eine menschlich fühlende Brust rührt und auflöst in atemloser Empfindung. Paukenschlag und Orgelklang wirken hier auch oft wie eine Nötigung zum Verständnisse der musikalischen Gedanken. Klingers Bild ist gewiß voll Größe und Macht des Ausdruckes, es hat einen bedeutenden Inhalt und steckt voll eherner Gedanken, und doch vermag es nicht, die einfache, schlichte Forderung zu erfüllen, menschlich allgemeine Empfindungen zu erwecken und uns als ein rein malerisches Gebilde zu entzücken.

Wenn auch in einem Vortrage Prof. Dr. Schreiber in Leipzig den Ausspruch that, es habe sich ein genießendes Publikum vor einem Bilde immer auf den Standpunkt des Künstlers zu stellen, also ihm auch auf die Gletscherhöhen seiner künstlerischen Abstraktion zu folgen, so ist das eine Überforderung, die auch die kunstbegeistertste Zeit niemals erfüllen wird. —

Wir müssen weiter zurück bis zu der Luitpold-Gruppe gehen, bis wir ein ähnliches Bild von verblüffender Wirkung vor uns haben, Rafael Schuster Woldans „Legende". Auch dieser Titel klingt etwas mysteriös, aber die wunderbar feine malerische Wirkung dieses Bildes läßt verstandesmäßige Einwände gar nicht aufkommen, sie werden von der Flut der Stimmungen hinweggespült. Im gleichen Saale sehen wir noch eine bedeutende Erscheinung in Karl Marrs Bildnis (seines Vaters, wenn ich nicht irre), es steht in der Darstellung des Charakteristischen unter den Porträts dieses Jahres obenan. Es ist ein Stück seltener Bildniskunst und dabei ungemein anspruchslos und einfach in der Erscheinung. Eigenschaften, die der Lenbach'schen Kunst fast abhanden gekommen sind. Lenbach sieht die Natur seiner Objekte nicht so einfach. Er hat schon mehr ein Rezept für alles. Er ist ein viel weniger getreuer Porträtist, als es Holbein war. Auch das Gemüt der Frauen und Kinder ist ihm eine fremde Sphäre, und es gelingt ihm nicht, sie aus der Tiefe heraus recht zu erfassen. So hat er auch heuer in seinen Frauenbildnissen nur koloristisch Bedeutsames herausgearbeitet, wie in dem Brustbilde der Frau M., einer Dame im Goldhaar und grünem Sammetmieder auf dunklem, weichem Hintergrunde, von dem das marmorgleiche Profil sich so prächtig abhebt. „Das Kind Marion" mit den gelben Hintergrundstönen ist so sensibel aufgefaßt, daß man meinen könnte, es gäbe wirklich ein solches Kind. Eine Stimmungsgewalt, die von jedem Eindrucksfähigen empfunden wird, liegt in „Voluptas". Dieser halb entblößte Frauenleib mit den sammetweichen, aufgelösten Haaren, die über die Büste herunterfallen, mit den träumenden, sinnlichen Augen unter der zurückgebogenen Stirn ist hinreißend, bewunderungswürdig gemalt. Hier läßt Lenbach seine ganze reiche, raffiniert malerische Instrumentierung spüren, Kopf und Herz berückend. Daß auch das Lenbach-Kabinett durch die Art und Weise seiner Repräsentation zu einem Schmuckkästlein der Ausstellung geworden, versteht sich bei seinem feinen und gediegenen Geschmacke von selbst. Eine Sonderausstellung ähnlicher Art von Werken Fritz August von Kaulbachs hat sich in einem der nächstliegenden Kabinette gebildet. Er ist zum Teil auch ein guter Porträtist, und in frischem Gegensatz zu Lenbach malt er seine Frauen und Mädchen so, daß sie bei ihm weiblicher erscheinen, als bei jenem. Das sinnlich reizende Element wird durch seinen malerischen Esprit zwar nicht so bedeutend wie in Lenbachs „Voluptas" unterstützt, aber den einschmeichelnden Zauber echter Weiblichkeit läßt hier kein Bildnis vermissen. Allerdings darf man bei der „Dame mit dem Teckel" nicht an Lenbachs „Dame mit der Katze" (vom vorigen Jahre) denken, ohne nicht sofort die psychische Leere in dieser Darstellung zu verspüren. Die echt malerische Farbenfreudigkeit Kaulbachs spricht sich deutlich in den zwei Skizzen zu Wanddekorationen und in dem Bildchen „Im Garten" aus; hier ist ganz sezessionistisches Wollen, aufgefaßt durch eine abgeklärte Persönlichkeit. Kaulbachs Kunst ist voll feiner Detailzüge, sie will liebevoll studiert sein, um verstanden zu werden, sie entbehrt aller großen, packenden Züge, wirkt aber durch jene intimen, malerischen Reize, die von Feinschmeckern wohl gewürdigt werden.

Nicht Vieles, aber Gutes haben uns die „Worpsweder" geschickt. Ich glaube nicht, daß seit Ribera Einer köstlicher die alten Weiblein gemalt hat, als es Hans Am

Ende mit seiner „Spinnerin“ gelungen ist. Es sind auch köstlich frische Herbstlandschaften von Makensen und Moberson hier, mit all der Poesie und den Reizen ihrer Heimat. Was sonst noch die verschiedenen Sonderausstellungen gebracht haben, verliert sich entweder zu sehr in der akademischen Schablone oder kleinlichen, mittelmäßigen Selbständigkeit, als daß wir näher darauf einzugehen nötig hätten. Der Staat unterstützt ja durch Ankäufe diese „Kunst“, und in seinen Gallerien fühlt sie sich geborgen.

Noch ein paar Worte über die plastische Abteilung des Glaspalastes. Sie enthält hauptsächlich nur marktschreierische Ausstellungsstücke. So vor allem Eberleins „Gott Vater haucht Adam seinen Odem ein“, ferner die Statue „Fürst Bismarck“ (das unfreiwillig zur Zierpuppe karrikierte Bildnis eines Titanen) und „Goethe bei Betrachtung von Schillers Schädel“. Ein ernsteres Werk, und nicht ohne seine Empfindung, ist Stanislaus Cauers „Stirnbinder“ und Hans am Endes „Kinderköpfchen“.

Die kunstgewerbliche Abteilung zeigt das Bestreben, uns das „Neue“ so überzeugend wie möglich vor Augen zu führen und dabei auch noch die Fähigkeiten des alten, einheimischen Kunsthandwerks in der getreuen Reproduktion aller Stilarten zur Geltung zu bringen.

Das Arrangement dieser Abteilung ist so gut ausgefallen, daß der Ausstellung hieraus in dekorativer Hinsicht ein Vorteil gegen die Sezession erwächst.

A. Heilmeyer.

Kritik.

Lyrik.

Lyrische Studien. Von Hans Gerhard Gräf. Weimar, Hans Lüstenöder. 1898.

Der Träger dieses noch gänzlich unbekannten Namens scheint sehr jung zu sein. Das ist vielleicht eine Entschuldigung dafür, daß man solche Bücher schreibt, aber nicht auch dafür, daß man sie drucken läßt. Blättert man in dem hübsch ausgestatteten Bändchen, so fällt einem zunächst auf, wie viel darin gesagt wird, was von anderen bereits viel besser ausgesprochen worden ist.

Das häufig angewandte „Tanten- und Dilettanten-e“, wie Liliencron sagt (zum Beispiel „durchbringet“) sei dem Verfasser als einem Anfänger gern verziehen, dagegen möchte ich sein schlechtes Deutsch um so strenger rügen, als es wohl noch nicht allzulange her sein dürfte, daß es ihm in verhältnismäßig reiner Form verzapft wurde. Gräf spricht von einer „feuchtlichen Gruft“ (S. 17), von „gespiesenen“ Gartenprodukten (S. 18), vom „erdgemäßen Augenlicht“ (S. 26) und vom „Erdeleben“ (S. 61). „Der reit't so stumm und traurig hin“ will ich als Archaismus passieren lassen, wohingegen mir der verrenkte Satzbau des Pentameters: „Dem zu danken mein Herz, ach! wie es möchte, nicht weiß“ (S. 94) nicht imponiert.

Angesichts so vieler Mängel ist es verwunderlich, daß uns der Autor sein Zeug wenigstens in verhältnismäßig zivilisierten Versen auftischt — da ist er sogar relativ vielseitig. In Anbetracht seiner sonstigen dichterischen Qualitäten hätte ich ihm keine so erträglichen Distichen zugetraut; die freien Rhythmen und allitterierenden „deutschen epischen Verse“ kann man stellenweise ohne Unbehagen lesen.

Und wie gering sind die sehr sporadisch auftretenden Lichtblicke des Büchleins!

Das meiner Ansicht nach am wenigsten schlechte Gedicht ist „Das Paradies“ (S. 25–26), womit natürlich nicht gesagt ist, daß ich den frommen Optimismus, welchen es atmet, teile.

Ich würde Herrn Gräf gern zu mutigem Weiterstreben ermuntern, bringe es aber nicht übers Herz — es wäre zu gefährlich für Publikum und Kritik. Freilich hilft diese Unterlassung auch nicht viel, wenn der Pegasus einmal mit einem durchgegangen ist.*) Anatol Habicht.

Dramen.

Oskar Panizza: Nero. Tragödie in 5 Aufzügen. Zürich, Verlag der Zürcher Diskussionen.

Wilhelm Weigand: Der Einzige. Ein Schauspiel in 4 Akten. München, Hermann Lukaschik (Franz'sche Hofbuchhandlung).

Das Nero-Drama erbt im Handwerk fort, es ist das ewige Gesellen- und Meisterstück aller, die in der Zunft festen Fuß fassen wollen. Und wenn alle Zünfte aus dem Leime sind, wirkt diese Tradition fort. Heute kommt noch das Faszinierende des Pathologischen dazu, der Blut- und Leichendunst des Seziertisches. Die Sanftesten wollen einmal in Blut waten, bis herauf an die Brustwarze, und alle Schauder der prachtvoll wahnsinnigen Bestie in ihrem Wüten nachkosten. Wenn man bedenkt, daß sich der sensitivste, keuscheste Lyriker, ein Martin Greif, seinen Nero geleistet hat! Freilich so, wie wenn sich ein Hans Thoma die schmorenden Christenleiber der „lebenden Fackeln Neros“ (siehe Siemiradzki!) als Malerpoet leisten wollte. Bei Panizza kam noch die Verhexung durch die politisch-imperialistisch-komödiantische Wechselbalg-Neigung des erblich belasteten Dekadenz-Römers dazu mit den grellen Blitzlichtern der unbewußten Satire, die dieser Nero allen neronenhaften Spätlingen auf Imperatorenthronen vorlebt. Und wohl manches andere noch.

Wer sich des himmlischen „Liebeskonzils“ mit seinen gotteslästerlichen und erotischen Exzessen erinnert, kann sich denken, was bei der geistreichen Stellung und der dichterischen Technik dieses unabhängigsten und rücksichtslosesten Künstler-Denkers aus dem Nerostoffe werden mußte — und er wird erstaunt sein, wie sehr sich diesmal Panizza gezügelt hat. Die geschichtliche Übersicht über Leben und Thaten des Kaisers nach den bekannten klassischen Quellen (Tazitus, Suetan, Dio Cassius u. s. w.), die Panizza seinem Drama in pikanter feuilletonistischer Stilisierung anhängt, zeigt dem Leser, daß der Dichter nicht nur mit hellseherischer Phantasie, sondern auch mit wissenschaftlicher Detailarbeit seinem Stoff beizukommen getrachtet hat. Und zweifellos ist Panizza tiefer, als ein anderer Nero-Dichter vor ihm, in den Kern des Problems eingedrungen. Es ist nicht nur ein historisches Wandelbild, das hier entrollt wird, es ist eine höchstpersönliche Tragödie, die sich vor uns auslebt, eine erschütternde Agonie in fünf Akten, bis der „Held“ wie eine totgehetzte, fette Wildsau im Walde auf der Strecke liegen bleibt.

Der Leser und Zuschauer gewinnt nur dabei, daß der Dichter als gelernter Mediziner und erfahrener Irrenarzt mit ganz besonderem Pläsier die Wahnsinns-Szenen pointiert hat. Da ist jeder Farbentupfen echt in dem brennenden Elendsbild geistiger und leiblicher Not. Entzückend ist Panizzas Vorliebe für scharfe Kontrastierung: so, wenn er die liebliche Akte, die Geliebte des kranken Scheusals, kosen und trösten läßt: „Cäsar, mein geliebter dummer Junge, was fällt dir denn ein!“ Der ganze zweite Aufzug im Totenreiche der

*) Das „Universum“ hat die Verwegenheit, diese Harmlosigkeit mit den Worten anzupreisen, daß sie „inhaltlich alles bei weitem überragt, was wir in den letzten Jahren an Lyrik gelesen haben“. Es sei „vollgewichtiges poetisches Gold“. Wie kann der Redakteur des „Universums“, Julius R. Haarhaus, selbst ein Poet von Können, sich zu solchen Lobhudeleien hergeben?! L. J.

Katakomben ist ein Wunder großartiger Kontrastwirkung.

Ich enthalte mich aller Kritik. Ich will heute nur die Leser auf das neueste Panizza-Werk aufmerksam machen. Die deutsche Tagespresse wird in diesem Punkte ohnehin nicht sehr eifrig sein. Noch weniger die Theater-Machthaber. Die Zensur hat sich den Gotteslästerer gemerkt und wird in seiner Dichtung furchtbar wüten. Ihr gilt Panizza als ein höchst gefährlicher Dramatiker. Ich glaube aber, daß manches in diesem „Nero", sehr gegen die Erwartung seines Schöpfers, spaßhaft wirken wird.

In der Kunst der Berechnung der Bühnenwirkung sind auch Wilhelm Weigand noch Erfahrungen zu wünschen, mögen sie so kräftig ausfallen, wie sie wollen. Weigand ist ein so starkes Künstlertemperament, daß er nach der ersten Verwunderung darüber, daß gerade ihm so etwas Schnödes passieren kann, auch mit der robustesten Erfahrung und mit dem brutalsten Mißgeschick fertig werden wird. Liegen bei Panizza die gefährlichen Spaßhaftigkeiten in gewissen Liebhabereien seines Dialogs, so liegen sie bei Weigand in der bequemen Art, wie er oft den Personen- und Szenenwechsel bethätigt oder den Akt schließt. Ich sage: bequeme Art. Wenn man bedenkt, was auf dem Spiele steht, so muß man sagen: Fahrlässigkeit — oder ich will einmal grob sein: sträflicher Leichtsinn.

Weigand baut seinen Konflikt auf den Zusammenprall eminent zarter und vornehmer Geistigkeit mit dem gefeiten Besitzrecht der Herdennatur. Der „Einzige" muß scheitern, wenn er die geistige Überlegenheit nicht zugleich in ausreichende materielle Machtmittel umwandeln kann. Die Liebe, die sich erst am Schlusse einstellt, wenn das beste verspielt und die Situation verpfuscht ist, wirkt als Machtmittel nicht überzeugend. Sein „Held" fährt geprellt ab und hat den Kürzeren durch alle Akte gezogen. Das ist für den Zuschauer unbehaglich, trotz der vielen feinen mildernden Züge. Mehr leibliche Unmittelbarkeit in der Ausschöpfung des Lebenswirklichen würde dem dramatischen Nerv dieser schönen Dichtung kräftigere Spannung verliehen haben. M. G. Conrad.

Zur Volks- und Völkerkunde.

Rudolf Kleinpaul ist ein Mann mit vielem Wissen. Einen wahren Raritätenkasten voll Einzelkenntnisse besitzt er, aber oft fehlt das geistige Band. Und er ersetzt es dann durch Laune, Temperament, lustigen und burschikosen Stil. So auch in seinem neuesten Werk „Die Lebendigen und die Toten" (Leipzig, G. J. Göschen. 8. 293 S. 6 M.). Unzweifelhaft ist es amüsant zu lesen; eine Unmasse von Einzelheiten aus dem Gebiete der Volkskunde, der Ethnographie, der Sprachkunde u. s. f. sind hier zusammengestellt, und der Vortrag ist mit Laune, Lust und Bonhomie gewürzt. Aber wissenschaftlichen Wert kann ich dem Buche nicht beimessen. Was Kleinpaul in der Vorrede seines Buches als Hauptergebnis seiner Forschungen hinstellt („die sogenannten Geister oder Seelen sind fast durchweg auf die Bilder der Verstorbenen zurückzuführen") sind alte, bekannte Dinge, und das Material, das er dafür beibringt, macht mehr den Eindruck, als sei es zufällig zusammengeraten, nicht systematisch gesucht und geordnet. Manchmal steigt Kleinpauls Sucht, Spaß zu machen, zur öden Spaßmacherei herab. So, wenn er von dem unterirdischen Reiche der Hel sagt, dort hätte man sich den Rheumatismus holen können (S. 43).

Die Lorelei-Sage hat Lothar von Rüdesheim in seinem „Büchlein von der Lorelei" (H. Bacmeister, Wiesbaden 1896. M. 0,30. 72 S.) mit allerhand novellistischem Schnuck versehen und in süßlicher Sprache für Backfische zurecht gestutzt. Weder die Volkspoesie noch die Kunstpoesie können an dieser überflüssigen, weichlichen Überarbeitung eine Freude haben.

Unsere Musiker befassen sich herzlich wenig mit den Melodieen unserer Volkslieder. Und doch bilden Gesang und Text in der Volkspoesie eine so untrennbare Einheit, daß die Vernachlässigung des Volksgesanges tief zu beklagen ist. E. Wolfram hat „12 Lothringische Volkslieder" für vierstimmigen Männerchor herausgegeben (2 Hefte Partitur à M. 0,80. Julius Feuchtinger, Metz), deren Texte bereits aus dem „Jahrbuch für lothringische Geschichte und Altertumskunde" (Bd. II) bekannt waren. Für Männergesangvereine sind die Hefte vortrefflich zu gebrauchen, da sie leicht und gefällig gesetzt sind. Sonstigen folkloristischen Wert besitzen sie nicht.

Die Spezialforschung hat unsre Kunde von der heimischen Volkspoesie auf dankenswerte Weise bereichert. Aus Freude an der Lokalweisheit der heimischen Sprichwörter hat Fritz Walter aus Recklinghausen die „Plattdeutschen Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten" seines Ortes gesammelt (36 S. Selbstverlag. M. 0,60), die gebraucht worden sind oder noch gebraucht werden. Es ist richtige Weisheit von der Gasse, die sich hier über Freien und Heiraten, Arm und Reich, Kindererziehung, Trinken u. s. f. verbreitet, derb und grob, aber von entzückendem Humor. Wissenschaftlicher als dieses anspruchslose Heftchen tritt das Buch des gelehrten Bibliothekars Dr. P. Bahlmann auf, der die „Münsterischen Lieder und Sprichwörter in plattdeutscher Sprache" zu einem hübschen Bande vereinigt hat (Münster, Regensberg L. X. 159. 8. geb. 3 M.). Eine ausführliche, kenntnisreiche und mit Anmerkungen beschwerte Einleitung giebt einen trefflichen Überblick über das litterarische Leben der Westfalenstadt von den Tagen des Heliand — freilich zeigt nur der Münchener Codex nach Heyne Münsterischen Dialekt — bis zu den jüngsten Poeten der Gegenwart. Dann folgen Kirchenlieder, Volks- und Kinderlieder, dann 1068 Sprichwörter und Redensarten. Mit erstaunlichem Fleiß hat der gelehrte Verfasser die Quellen durchgearbeitet und die Sprichwörter nach Stichworten alphabetisch geordnet. Anzuerkennen ist, daß er von der Kunst der Münsterischen Bänkelsänger Flör und Köfters (1838—39) Proben angeführt hat. Man hat bisher die Lyrik der ungebildeten, aber reimfrohen Dichter, die zwischen Volks- und Kunstpoesie stehen, völlig vernachlässigt, obschon sie oft durchaus volkstümlich geworden. — Ein ebenso wertvoller Beitrag, weniger wissenschaftlich zwar, aber klarer disponiert und umfassender im Stoff, ist das Werk Prof. Dr. Gustav Laubes „Volkstümliche Überlieferungen aus Teplitz und Umgebung" (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Hr. v. Dr. Adolf Hauffen. I. Band. Heft II. Prag 1896. J. G. Calves Hofbuchhandl. 8. 108 S. 2 M.). Ein Teplitzer Kind, in dessen Erinnerungen noch viel volkstümliche Überlieferungen angehäuft waren, hat Prof. Laube mit schönem Interesse für seine Heimat eine stattliche Anzahl von Sitten und Gebräuchen, Wetter- und Bauernregeln, Liedern und Sprüchen, Rätseln, Sprichwörtern, Sagen u. s. f. gesammelt und in übersichtlicher Disposition dargeboten. Aber durch seine ungemein fesselnden und auch formell trefflichen Kapitel über Volksnahrung, Bauerntracht, Hausindustrie, namentlich über den Charakter der alten Teplitzer hat er sein Werk zu einem Kulturwerk erweitert, dessen Bedeutung um so höher einzuschätzen ist, als das treue deutsche Leben der Deutschen in Böhmen schwer unter dem unaufhörlichen Kämpfen mit dem Tschechentum zu leiden hat. Die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen" verdient Unterstützung im Deutschen Reiche, daß sie solche litterarischen Bollwerke gegen den Slavengeist errichtet.

Zum 50jährigen Doktorjubiläum Prof. Weinholds, eines Seniors der deutschen Volkskunde, hat die „Schlesische Gesellschaft für Volkskunde“ eine Reihe Studien veröffentlicht („Beiträge zur Volkskunde.“ Breslau. Wilhelm Koebner. Inh. M. u. H. Markus. 1898. 8. 245 S.) und sie dem greisen Erforscher germanischen Volkstums als Gabe dargebracht. In zwölf kenntnis- und aufschlußreichen Studien werden Probleme der indischen, germanischen, isländischen und arabischen Sagengeschichte berührt, kulturhistorische Ergebnisse über Handwerkersprache und -Brauch — von Paul Drechsler — folgen, aus einem alten Arzneibuche führt Eugen Mogk Segen- nnd Bannsprüche an, über Flurnamen verbreitet sich Theodor Siebs, Paul Schnoller plaudert feuilletonmäßig-anregend über die Eigenart des schlesischen Bauern, indeß Friedrich Vogt in der bedeutenden Studie über „Dornröschen-Thalia“ eines der eigenartigsten Sagenmotive genetisch prüft und es mit parallelen Äußerungen des dichterischen Volksgeistes vergleicht. Den Beschluß macht eine kleine Abhandlung von Otto Wamatsch über Thors Gemahlin Sif, worin er für die Ableitung des Namens aus dem gotischen und angelsächsischen, nicht aus dem nordischen Wortschatz plaidiert.

Dr. Hans Taft.

Französische Litteratur.

Guy de Maupassant, Das Brillanthalsband und andere Novellen. München, Albert Langen.

Maupassant war ein Dichter. Was er berührte, ward zu Gold. Meisterhaft wußte er mit wenig Strichen die Stimmung einer Skizze zu fixieren. Da ist kein Wort zu viel und keines zu wenig. Und glänzender Humor wechselt ab mit grauenvollem Ernst. Und alles ist apart gesehen und apart erzählt. Ein leichtes Büchlein mit schwerem Inhalt für die „Viel zu wenigen“.

Maria Stona.

Pierre Louys, „La femme et le pantin“. Roman Espagnol (Paris, Mercure de France). Der Dichter der Bilitis-Lieder hat mit dem vorliegenden Buche allen denen, die ihn nach seiner wahren Bedeutung schätzen und verehren, eine Überraschung bereitet, die man als angenehm kaum empfinden wird. Ließ schon die vielgelesene „Aphrodite“ nach dem großen Wurfe der Chansons keinen echten Fortschritt erkennen, so kann bei diesem spanischen Roman von einer lebendigen künstlerischen Weiterentwickelung erst recht keine Rede sein. Man erwartet eben von dem Schöpfer jenes genialen Meisterwerkes, das die zeitgenössische lyrische Produktion turmhoch überragte, mehr und besseres als einen glänzend geschriebenen und mit allem Raffinement gearbeiteten Roman passionel, der durch pikante Detailschilderung und glutheiße Sinnlichkeit das Sensationsbedürfnis verwöhnter Litteraturgourmets zu befriedigen sucht. Als viel mehr aber wird die modernisierte Carmen-Geschichte, die uns Louys diesmal erzählt, kaum gelten können. Es fehlt hier vor allem die kräftige Ursprünglichkeit und dasselbe schöpferische Können, die seiner Lyrik charakteristische Eigenart und einen der bestechenden Außenform gleichwertigen Inhalt geben. Die oberflächliche Art, mit der der Fall der sinnestollen Cigarrera, neben der die Original-Carmen als ein wahres Muster von Tugendboldigkeit und Liebestreue erscheint, psychologisch behandelt wird, beweist uns zu deutlich, daß Louys kein das landläufige Maß übersteigender Romancier ist, und es bleibt nur zu bedauern, daß der Erfolg, der natürlich dem vorliegenden Buche so wenig wie der „Aphrodite“ fehlen wird, den Dichter ermutigt, auf dem bequemen Wege, den er eingeschlagen, weiterzugehen. Neben der gewöhnlichen Ausgabe hat die Verlagshandlung von Louys' „Femme et le pantin“ eine Luxusausgabe veranstaltet, die eine trefflich ausgeführte Reproduktion des

Hovaschen Bildes „Frauen, eine Gliederpuppe prellend“, das für den Roman Titel und Sinnbild ist, enthält.

Die überaus rührige Verlagsthätigkeit, die der „Mercure de France“ auch in der stillsten Zeit der toten Saison entfaltet, macht in Ansehung des verfügbaren Raumes dem Kritiker eine eingehendere Würdigung der Einzelerscheinungen unmöglich und zwingt zu summarischer Behandlung. Der Italiener E. H. Butti, der sich durch seine subtile Seelenstudie „L'Ame“ vorteilhaft bekannt gemacht hat, behandelt in seinem neuen Roman „L'Automate“ dasselbe Thema wie Pierre Louys, er bethätigt sich dabei aufs neue als helläugiger Psychologe, wenn auch seine Darstellung im Vergleich zu der des Franzosen farblos und hausbacken erscheint. Edouard Dujardin betrachtet in seiner „Incitation au Péché et à l'Amour“ das Thema von der „Erziehung zur Liebe“ von der Seite des spekulativen Philosophen, während Albert Juhellé und Jean de Chilra, jener in der „Crise virile“, dieser in „L'heure sexuelle“ das Sexualproblem, das unser pädagogisches Vertuschungssystem zeitigt, auf Grundlage moderner naturwissenschaftlicher Erkenntnis mit erwünschter Offenheit behandeln. Wenn sich die ebengenannten Werke noch zur Not unter das Rubrum Roman unterbringen lassen, fällt dagegen die mystisch-lyrische Erzählung „Le Conte de l'Or et du Silence“ von Gustave Kahn aus dem Rahmen der üblichen litterarischen Klassifikation total heraus; das wäre an sich so schlimm nicht, wenn die Geschichte mit ihren abstrakten Symbolen und dunklen Allegorien einem sonst nur halbwegs verständlich wäre. Was der Verfasser eigentlich will und beabsichtigt, ist mir hier so wenig klar geworden, wie bei der Lektüre der „Villa sans maître“, einer über die Maßen dunklen Geschichte, mit der Eugène Rouart die Litteratur symbolistischer Geheimniskrämerei um eine neue Unerquicklichkeit zu vermehren für gut fand. Ganz im Gegensatz zu diesen allzu tiefgrundigen Neutönern variiert Frau Marcelle Tinayre das alte Ehebruchsthema in einem „La Rançon“ betitelten Roman, ohne der Sache eine interessante Seite abzugewinnen.

André Theuriets neuer Roman „Lys sauvage“ (Paris, Fasquelle) hat alle Vorzüge und Schwächen, die die Schöpfungen des beliebten Romanciers aufweisen. Die wehleidige, larmoyante Geschichte der unmenschlich tugendhaften Buckeligen, die in ihrem moralinsauren Zustande dem Himmel näher als der Erde wohnt, ist stark bigott gefärbt und wird bei leiblich anspruchsvoller kritischer Wertung gewiß als zu leicht befunden werden, aber das Ganze atmet echt Theurietsche Stimmung, und die hübschen Wald- und Landschaftsschilderungen tragen ihren weiteren Teil dazu bei, daß der Leser über dem anziehenden Wie das bedenkliche Was der Erzählung leicht übersieht.

Ebenfalls bei Fasquelle ließ Edouard Rod unter dem Titel „Le Menage du Pasteur Naudié“ einen Roman erscheinen, der nicht nur als tüchtig und gewissenhaft gearbeitete Sittenstudie Beachtung verdient, sondern der auch aus dem Grunde besondere Bedeutung erlangt, weil hier zum ersten Mal der französische Protestantismus der Gegenwart zum Gegenstande einer scharfsinnigen analytischen Untersuchung gemacht wird. Daß der schweizerische Autor dabei sine ira et studio zu Werke geht versteht sich bei einem so strengen Verfechter künstlerischer Objektivität wie Rod von selbst. Sein Buch verbindet so alle Werteigenschaften einer gehaltvollen Zeitstudie mit den Reizen eines brillant und spannend geschriebenen Romans, der uns Rods scharfe Lebensbeobachtung und subtile Charakterisierungskunst aufs neue schätzen läßt.

Der Vollständigkeit halber seien von den Hervorbringungen der diessommerlichen

Erzählungslitteratur noch die Romane „Des Maris s. v. p." von Bézançon (Paris, Plon) und „Cyrano de Bergerac" von Gallet (Paris, Juven) erwähnt, ersterer das landläufige Erzeugnis weiblicher Unterhaltungsfabrikstik, letzterer ein kunstloser Abenteurerroman, der auf das Interesse, das das Publikum heute dem Titelhelden entgegenbringt, spekuliert.

Die Erinnerungen an Alphonse Daudet, die dessen Sohn Léon bei Fasquelle kurz nach dem Tode des Vaters veröffentlicht hat, wollen nichts weiter als ein Zeichen des pietätvollen Gedenkens sein. Die schwärmerische Liebe, die aus ihnen spricht, zeigt uns ein verklärtes Idealbild des Meisters, das auch nicht der leiseste Schatten trübt. Etwas neues erfährt man aus den lose aneinandergereihten Bemerkungen über Kunst und Leben, in denen Alphonse Daudet im Gespräch mit seinem Sohne seine Weltanschauung skizzierte, gewiß nicht, gleichwohl wird das Buch allen Verehrern des Meisters willkommen sein, schon der zahlreichen Anekdoten wegen, die allerlei Intimes von Daudet und seinen berühmten Zeitgenossen erzählen.

In der von Juven & Comp. herausgegebenen Sammlung von Biographien berühmter Zeitgenossen, in der bereits die bekannten Bücher „Guillaume II intime" von Leudet und „Bismarck intime" von Hoche erschienen sind, gelangte neuerdings in gleicher Form und Ausstattung ein dem Präsidenten der französischen Republik gewidmeter Band zur Ausgabe (Felix Faure intime von Paul Bluysen). Die zahlreichen, nach Originalen und photographischen Momentaufnahmen gefertigten Bilder geben dem anziehend geschriebenen Buche erhöhten Wert. — Im Anschluß an die obengenannte Sammlung eröffnete die Pariser Verlagsbuchhandlung eine Collektion „Acteurs et Actrices d'aujourd'hui" mit einer Biographie Suzanne Reichenbergs, in der Arsène Alexandre ein interessantes Charakterbild der berühmten Naiven zeichnet.

Das reich illustrierte Prachtwerk, das John Grand-Carteret unter dem Titel „La Voiture de Semain" neuerdings bei Fasquelle in Paris veröffentlichte, bietet eine umfangreiche Geschichte des Automobilismus, die die Vergangenheit, Gegenwart und Technik der verschiedenen, der Personenbeförderung dienenden Motorwagen in aller Ausführlichkeit und Gründlichkeit behandelt. Seiner Gepflogenheit getreu, das moderne Kulturleben im Spiegelbilde der zeitgemäßen Karrikatur zu betrachten, widmet Grand-Carteret auch hier der internationalen Bildersatire, die der jüngste Sport gezeitigt hat, besondere Aufmerksamkeit. A. Götze.

Vermischtes.

Hans Brennert. Modeworte aus dem Mitteleuropäischen. Berlin, F. Fontane. 8. 75 S. 1 Mk.

Das amüsant geschriebene Buch ist Friedrich Dernburg gewidmet, einem Manne, dessen Ruf in der Vergangenheit liegt und der nur noch ab und zu durch ungelesene Feuilletons im „Berliner Tageblatt" Zeichen geistiger Regsamkeit von sich giebt. Brennerts reizende Plaudereien hat Dernburg zuerst im „Berl. Tgbl." veröffentlicht, daher das ohne Grund überschwengliche Vorwort. Alle Modeworte der letzten Jahrzehnte ziehen an uns vorüber, und der Ästhetiker findet hier eine ebenso schöne Ausbeute wie der Völkerpsychologe. Eine Studie fehlt in dem schmucken Büchlein: Das Mode-Couplet. In diesem freilich hat die Berliner Trivialität ihren tiefsten Stand erreicht. -o-

Anthologieen. Früher waren die „Lichtstrahlen" aus den Werken der Klassiker sehr begehrt, und noch heute ist die Vorliebe für solche anthologischen Werke bei all denen rege, die rasch und sicher mit der Meinung großer Leute operieren, um die Schwachheit der eigenen zu stärken oder zu

verbergen. Auch wirkt das immer so hübsch autoritativ, dieses „Goethe sagte . . .", „Bismarck meinte . . ." u. a. m. Solche Anthologieen müssen den Vorzug haben: übersichtlichkeit, klare Gruppierung des Materials. Und wenn wir der „Bismarck-Anthologie" J. Seilers (3. Aufl. Lpz. Arwed Strauch, 2 Mk.), der Tolstoi-Anthologie von W. Henkel (Zürich, Karl Henckell & Co.) und von Ossip-Lourié (Pensées de Tolstoi, Paris, Felix Alcon) dieses Lob spenden, so sind diese schönen Nachschlagebücher, gewissermaßen Querschnitte durch das Lebenswerk großer Männer, bestens empfohlen. -ows-

Büchertisch.

Andreas-Salomé, Lou, Fenitschka. Eine Ausschweifung. 2 Nov. Stuttgart, J. G. Cotta. 8. 178 S. M. 2,50.

Brausewetter, Ernst, Eifersucht. Eine Liebesnovelle. Berlin, Schuster & Loeffler. 8. 124 S.

Buchwald, Valeska, Flammen. Skizzen und Novellen. Berlin, R. Eckstein Nfl. (H. Krüger). 8. 117 S.

Donath, Adolf, Tage und Nächte. Gedichte. Mit einem Briefe von Georg Brandes. Umschlagzeichnung von H. Rauchinger. Berlin, Schuster & Loeffler. 8. 72 S.

Gemberg, Adine, Der dritte Bruder. Schlaf, Tod, Wahnsinn. Berlin, Schuster & Loeffler. 8. 230 S.

Hoechstetter, S., Sehnsucht, Schönheit, Dämmerung. Die Geschichte einer Jugend. Roman. Berlin, Schuster & Loeffler. 8. 384 S.

Langmann, Philipp, Die vier Gewinner. Lustsp. in 3 A. Stuttgart, J. G. Cotta. 7. 120 S. 2 M.

Lingen, Thekla, Am Scheidewege. Gedichte. Berlin, Schuster & Loeffler. 8. 84 S.

Merr, Adalbert, Aus Muallin Nabschis Sünbüle. Die Geschichte seiner Kindheit. Aus dem Türkischen. Berlin, Georg Reimer. 8.

Müller-Rastatt, Carl, In die Nacht! Ein Dichterleben (Hölderlin). Leipzig, Eugen Diederichs. 1898. 8. 204 S.

Poritzky, J. E., Das Buckelchen und andere Skizzen. Berlin NW. R. Boll. 174 S. 8. 2 M.

Reinecke, Carl, Sammlung auserlesener Werke für das Piano. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 4. 89 S.

Rosenbaum, Jonas, Das verkommene Genie und andere Skizzen. Berlin, Verlag für Lyrik. Zehdenickerstr. 11. 8. 55 S.

Stratz, Rudolph, Jörg Trugenhoffen. Ein deutsch. Schausp. in 5 A. Stuttgart, J. G. Cotta. 8. 160 S. 2 M.

Thalberg, S., Sammlung auserlesener Werke für das Pianoforte. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 4. 105 S.

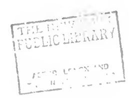
Wollstonecraft, Mary, Eine Verteidigung der Rechte der Frau (London 1792). Aus dem Engl. v. P. Berthold. Dresden, E. Pierson. 8. 229 S. M. 3,50.

Zoozmann, Richard, Zwischen Himmel und Erde. 2 dramatische Dichtungen. 2. Aufl. Leipzig, P. Friesenhahn. 8. 127 S. 3 M.

Zoozmann, Richard, Konstantin Masurins „Aus Herzens Grund". Aus d. Russ. Ebenda. 8. 119 S. 3 M.

Das litterarische Echo. Berlin, F. Fontane & Co., Her.: Dr. Jos. Ettlinger. Heft 1 (Neu). — Mercure de France. Paris. Okt. — Revue des Revues. Paris. 1. Okt. — Das Land. Berlin. Nr. 1. — Die Umschau. Frankfurt a. M. Nr. 41. — Leipziger Hochschulzeitung. Nr. 9. — Rivista Politica e Letteraria. Rom. 1. Okt.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.







Aus Österreich.

Politische Skizzen von einer Frau.

II.

Die Volksversammlung.

An die Deutschen einer größeren Provinzstadt und ihrer Umgebung wurden eines Tages Postkarten geschickt, die die Einladung zu einer Versammlung trugen. Auf dem Programm stand eine Rede des Reichstagsabgeordneten H. K. Wolf „über die politische Lage in Österreich". Als Einberufer der Versammlung war eine Anzahl fortschrittlich gesinnter Männer der Stadt genannt. Der Anfang war für acht Uhr festgesetzt.

Schon lange vorher war der ganze, große Saal des Deutschen Hauses von einer lärmenden, biertrinkenden Menge besetzt, in der man viele Frauen bemerkte. Dichte Rauchwolken; brütende Hitze; Kornblumen an jeder treuen deutschen Brust; lauter arische Köpfe — das war das charakteristische Gepräge des Abends.

Juden hatte man den Eintritt verboten; d. h. sie waren nicht eingeladen worden. Einer der verdienstvollsten Bürger der Stadt, ein junger Arzt, Doktor Kohn, hatte mit schwerer Mühe eine Einladungskarte erlangt, doch das war dem Volksredner zu Ohren gekommen, und er erklärte, nicht eine Silbe zu sprechen, wenn auch nur Ein Jude im Saale anwesend sein würde. Das Schweigen des großen Mannes konnte man nicht riskieren. So wurde Doktor Kohn wieder ausgeladen, und der durch und durch arisch-teutonische Charakter der Versammlung war gerettet.

Unterhalb der Bühne, von der sonst heitere Lustspiele das Publikum ernst stimmen oder ernste Stücke seine Heiterkeit erregen, stand eine lange,

weißgekleidete Tafel. Noch waren die Stühle rings um sie leer und harrten der Apostel und ihres Heilandes.

Indes vergnügten sich die übrigen Gläubigen nach ihrer Art mit Plaudern, Schwätzen und urdeutschem Vor=sich=hinschweigen.

„Ein Bier her, aber kein böhmisches!" rief ein indirekter Abkomme der Cherusker.

Nahe der langen Tafel stand ein Tisch, um den sich die Berichterstatter einzelner Tagesblätter drängten. Lauter Blondbärte. Ich vermißte den feinen, dunklen Charakterkopf jenes Volksstammes, der uns seit Jahrtausenden manchmal mit Geist und Religion versorgen half.

Die Luft im Saale wird immer schwerer; immer drückender der rauchige Qualm, der sich aus den Zigarren der radikalen Deutschnationalen erhebt. Noch schlägt das matte Tageslicht an die hohen, mit Epheuguirlanden geschmückten Fenster. Zwischen den dunklen Blättern blitzt es licht auf wie das blasse Antlitz eines armen Lauschers, der hereinspähen möchte in die fortschrittliche Welt . . .

An unserm Tisch haben sich mehrere junge Arbeiter niedergelassen. Jeder trägt Kornblumen im Knopfloch. Ich mache eine scherzhafte Bemerkung zu einem Bekannten: „Noch ungeschmückt, Herr Nachbar?" Da streckt sich uns eine dunkle Faust entgegen, die einen Strauß halb zerpflückter Kornblumen umschließt, deren Köpfchen sich wie vor Grauen senken.

„Bedienen Sie sich!" sagt eine tiefe Stimme neben mir.

Ein wenig verdutzt gehorchen wir und sind nun auch unverfälschte Deutschnationale.

Indessen ist es halb neun geworden, und Wolf ist noch immer nicht sichtbar. Die lange Tafel beginnt sich zu füllen, zumeist von Männern in der Vollkraft des Lebens. Zu jedem gehört ein großes Glas Bier.

Endlich eine starke Bewegung, ein lautes Lärmen, dann eine plötzliche Stille, der ein begeistertes Heil! Heil!! Heil!!! folgt.

Wolf ist eingetreten.

Der so dreimal Geheiligte kommt langsam vorwärts. Wie verlegen dankt er nach allen Seiten. Eine schlanke, biegsame Gestalt, ein feingeschnittener Kopf. Dichte Haarlocken zum Spiel für die nervös erregten Finger; eine leicht zurückweichende Stirn, der Kneifer über dem kurzsichtigen Blick — und ein Mund, den man sich nur geöffnet vorstellen kann mit hervorquellenden Wortmassen, eine Art Fontäne des Geistes. Über dem ganzen Antlitz ein Hauch der Blässe, wie Nebel über sommerlichen Auen.

Wolf tritt an den Tisch. Der Jubel will nicht enden. Hände strecken sich dem Volksmann entgegen. Er drückt sie alle. Wie ein Beben geht es

durch die Menge. „Das also ist der Mann, den der Badeni vor die Pistole forderte . . ." Die Damen erschauern, ein mystischer Zauber umwebt den Helden.

Endlich wird es still. Ein Herr vom Komitee stellt den Tribun den Gästen vor.

Abermaliges Heil!

Nun hebt Wolf den feinen, bleichen Kopf und läßt den gläsernen Blick über das Volk gleiten. Alles verstummt. Er beginnt zu reden mit lauter, deutlicher, weithinvernehmbarer Stimme, die gewohnt ist, das Wogengebraus anderer zu übertönen und über jede zischende Meerflut zu triumphieren. Anfangs hat sie etwas Gellendes, Scharfes, als wäre ein Riß mitten durch sie gegangen, — wie ein weher Mißton schrillt es aus ihr hervor. Das ist keine Stimme, die sich ins Herz schmeichelt; es ist eine Stimme, die wütend begehrt. Oft durchzuckt sie ein roter, flammender Hauch — so schreit die Rebellion!

Nach seinen ersten Worten hallen feste Schritte im Saale wieder. Ein Herr in Staatsuniform erscheint. Der Polizeikommissär. Er geht direkt der langen Tafel entgegen und flüstert einem Herrn einige Worte zu. Darauf sehen beide auf Wolf, angelegentlich, wie gespannt. Man wartet einen Punkt in der Rede ab, um sie zu unterbrechen. Allein der Volksmann ist eben mitten in einer kunstvollen Periode, Sätze auf Sätze perlen aus der Fontäne . . . Da legt sich eine Hand auf seine Schulter. Ein befremdeter Seitenblick — er unterbricht sich und tritt zurück.

Der Polizeikommissär neigt sich vor. Er vergleicht die Listen der Geladenen mit jenen der Anwesenden. Da er alles in Ordnung findet, konstatiert er den geschlossenen Charakter der Versammlung. Er hat keine Ursache, sie aufzuheben. Als er die Blicke von den Akten löst, heben sämmtliche Gäste ihre Eintrittskarten empor und schlenkern mit ihnen durch die Luft, um die Befugnis ihres Erscheinens zu dokumentieren. Lachender Lärm erschallt. Ein kleiner Wald von Blättern weht dem Regierungsorgan die erwünschte Kühlung zu, bis es, wie von dem kleinen Wirbelwind hinweggetrieben, den Weg aus dem Saale findet.

Wolf tritt wieder an den Tisch. Der Kontakt mit den Zuhörern ist durch einen plötzlich in allen gemeinsam erwachten Haß gegen die Einmischung der Behörde in glänzender Weise hergestellt. Der Boden ist gepflügt; der Säemann hat es leicht.

„Sehen Sie, meine Herren und liebwerten Volksgenossen!" beginnt er. „So etwas kann wieder nur bei uns in Österreich vorkommen. Nur bei unsern antediluvialen Preßgesetzen ist eine solche Behandlung möglich. Es

lag ganz in der Hand des Mannes, der uns eben verlassen hat, unsere Versammlung aufzulösen. Denn selbst wenn wir alle Vorschriften erfüllt haben, ermöglichen es ihm diese elenden Preßgesetze, irgendwo einen Hebel zu finden, mit dem er unsere Vereinigung sprengen kann. Wir sind also lediglich von seinem guten Willen abhängig. Sie werden mir zugeben, daß das ganz unwürdige Zustände sind. Kann so etwas in einem konstitutionellen Staate vorkommen? Aber das ist es eben. Wir leben in keinem konstitutionellen Staate; wir haben keinen konstitutionellen Staat. Wir haben einen Staat der Hofräte und Schlafmützen . . ."

Mit Leichtigkeit fand nun der Redner den Übergang zu der liberalen Partei, die nichts gehalten hatte von allem, was sie versprochen, und die nun morsch und altersgrau und lebensschwach in das verdiente Grab sinke. Noch einige kräftige deutsche Worte rief er ihnen nach, den „Hütern der Geldsäcke", dem „politischen Kindergarten", dann warfen die Anwesenden drei Handvoll Pfuirufe auf sie, und ihr Begräbnis war vollendet.

„Aber wollen wir denn nur zerstören?" fuhr er fort, „nein! Wir wollen auch aufbauen und gründen. Wir haben ein Ziel, und auf das gehen wir geradenwegs los, nicht allzusanft, ich gebe es zu; die Menschen, die sich uns vordrängen, nicht mit höflichen Bitten zum Ausweichen bewegend . . . Wir schlagen mit den Fäusten rechts und links und bohren uns den Weg durch die Reihen der Gegner. Doch um unser hohes Ziel zu erreichen, brauchen wir Eines: ein starkes Volksgefühl, ein tiefes Nationalitätsbewußtsein in der eigenen Brust. Das groß zu ziehen, haben wir bisher leider nicht verstanden. Darum begrüße ich freudig die Frauen bei der heutigen Versammlung, weil wir an ihre Hilfe appellieren müssen. Als ich vor mehreren Jahren die Ehre hatte, in dieser Stadt zu sprechen, war keine einzige Frau unter den Zuhörern. Ich sehe die Anwesenheit so vieler Damen mit Vergnügen als ein Zeichen dafür an, wie tief in Volk und Familie der nationale Kampf gedrungen ist, und ich zähle auf ihre kräftige Unterstützung und Förderung unserer Interessen. Sie vor allem sollen das Volksbewußtsein im Kinde wecken. Glauben Sie mir, hier können wir von den Tschechen lernen. Wie versteht es die slavische Mutter, den Nationalitätsgedanken in ihrem Kinde zu nähren, den Funken zur Flamme zu entfachen. Man frage einen slavischen Knaben aus der Taferlklasse nach den Befreiern seines Volkes, nach Huß, Ziska . . . und man wird seine Augen aufleuchten sehen, und mit Stolz wird er uns von den Heldenthaten seines Volkes erzählen, wie sie ihm ausgeschmückt oder erfunden mitgeteilt worden sind. Man frage aber einen deutschen Jüngling — nicht aus der Volksklasse, nein, aus dem Obergymnasium, nach der Bedeutung, die Hermann der Cherusker für uns Deutsche

hat, oder Blücher, oder Bismarck ... und er wird uns blöde anschauen und die Antwort schuldig bleiben; aber in der Geschichte der Jagellonen wird er zu Hause sein ... und einiger habsburgischer Traditionen ..."

Bei den letzten Worten senkte sich seine Stimme, als sage sie etwas ganz Unbedeutendes.

„Darum müssen wir vor allem unsere Jugend erziehen, und das ist leichter als Sie glauben. Man braucht nur das Wörtchen „deutsch" zu wiederholten Malen mit Betonung vor den Kindern auszusprechen und mit einer der vielen Eigenschaften in Verbindung zu bringen, die unsere Nation auszeichnet ... Aber nicht nur die Jugend, auch das reife Volk will erzogen sein. Und auch das ist nicht schwer ... Denn viele unter denen, die bisher geschwiegen haben, sind schon der Hundedemut satt, die die Hand leckt, die sie mit Peitschen geschlagen hat ...

Liebwerte Volksgenossen! Man wirft uns Mangel an dynastischen Gefühlen vor (sich in die Brust werfend). Damit thut man uns Unrecht. Wir, die wir Österreich zusammenhalten, vor dem Untergang retten wollen, erweisen der Krone gewiß einen größeren Dienst, als jene, die den Untergang des Reiches fördern, jene Kriecher und Knopflochmenschen, die die Krone nicht aufklären über ihre Völker. Darum müssen wir selbst suchen, sie aufzuklären. Gerade in diesem Jahre — dem Jubiläumsjahre — suchen alle Streber ihre Huldigungen in möglichst lauter Weise an den Thron gelangen zu lassen ... Huldigen auch wir, so werden die falschen Berater der Krone sagen: Seht — die Deutschen müssen ja doch zufrieden sein, wenn sie so gehorsam und freudig nahen! Darum fordern wir alle Deutschen auf, sich stumm zu verhalten; vollständig ruhig das Jahr an sich vorüberziehen zu lassen. Unser Schweigen soll die Krone darüber aufklären, ob wir so zufrieden sind, wie ihre gewissenlosen Berater es behaupten ...

.... Ich will in einem Bilde zu Ihnen sprechen. Damit Kinder ihren Vater lieben, muß er ihre Liebe erworben haben durch treue Erfüllung seiner Pflichten gegen sie ... Wir Deutschen in Österreich haben wahrlich wenig Ursach', unsern Vater zu lieben!"

Mit bleicher Stirn und heißem Blick schleuderte der schlanke Mann das brennende Wort in den Saal. Erschrocken schwieg die Menge. Der Funke glimmte am Boden hin, doch keine Hand fand sich, die ihn zerdrückte.

... „Ich komme nun zu den Sprachenverordnungen. Die Sprachenverordnungen müssen fallen. Der Schwur von Eger und Klagenfurt allem voran! Die Deutschen in Böhmen werden sich nie und nimmer tschechische Beamte gefallen lassen. Die Regierung hat die Sprachenverordnungen

gegeben, um die Tschechen für sich zu gewinnen; sie hat damals nicht gefragt: Was werden die Deutschen dazu sagen? Aber heute giebt es Deutsche genug, die fragen: Was werden die Tschechen dazu sagen, wenn man die Sprachenverordnungen zurücknimmt? Liebwerte Volksgenossen! Danach fragen wir nicht. Das deutsche Volk ist entschlossen, seine Rechte zu verteidigen. Nun werden viele meinen: Was liegt daran, wenn in eine ganz deutsche Stadt zwei bis drei böhmische Beamte kommen. Die können doch dort nichts ausrichten? Als ob wir nicht Beispiele genug hätten! Die böhmischen Beamten ziehen böhmische Dienstboten herbei; bald kommen böhmische Handwerker. Kaum sind fünf bis sechs Tschechen in einer Stadt, so gründen sie eine Beseda und bald begehren sie eine tschechische Privatschule für ihre Kinder — sehr fruchtbar sind sie ja! (Der Witz findet starken Beifall.) Diese Schule vergrößert sich, und es dauert gar nicht lange, so muß die Stadt sie übernehmen und ihre Lasten tragen. Und da jeder Lehrer ein Agitator ist, wird die Propaganda immer größer, und die Tschechen überschwemmen bald den ganzen Ort. Kam früher ein Tscheche in eine deutsch-böhmische Stadt, so sprach er wohl das Deutsche zeitlebens mit dem gewissen Czaslauer Accent, allein seine Kinder, die in deutsche Schulen gingen, redeten kaum mehr tschechisch, und in der zweiten bis dritten Generation war die ganze Familie deutsch. So hat man früher germanisiert. Nun will man uns tschechisieren. Allein wir lassen uns nicht tschechisieren. Wir sind Deutsche und wollen Deutsche bleiben!

Unsere Kampfmittel sind noch lange nicht erschöpft. Die Obstruktion war nur ein schwacher, milder Anfang. Ich kann hier die Wahrheit nicht sagen, ich kann sie nur andeuten. Wir neun Millionen Deutsche in Österreich zahlen fünfunddreißig Millionen Steuern, das ist mehr, als die übrigen fünfzehn Millionen Slaven und andere Nationalitäten zusammen. Nun, meine Herren, das Steuerzahlen ist kein besonderes Vergnügen . . . Wie, wenn wir eines Tages damit aufhörten? . . .

. . . Graf Thun scheint bemüht, unsere radikale deutschnationale Partei zu fördern. Kaum drohte in den Alpenländern die deutsche Strömung einzuschlummern, als er durch die Auflösung des Grazer Gemeinderates das ganze deutsche Volk aufweckte und zur Besinnung rief. Indem er den Staatsverbrecher Gleispach nach Steiermark schickte und zweiundvierzig Reserveoffiziere degradierte, weil sie dem Begräbnis eines durch bosnische Soldaten erschossenen Bürgers beiwohnten — hat er unserer Partei die stärksten Dienste geleistet."

Wolf verfügt über eine feine Gestensprache. Oft schwingt er den Bleistift in der Rechten wie eine Damaszenerklinge; doch auch mit den Fingern

der Linken weiß er seinen Worten Ausdruck zu geben, bei kategorischen Stellen sie ganz eigentümlich wegschleudernd, dann wieder plötzlich zusammenfassend, als hielte er in ihnen den Stein der Weisen und ließe ihn in tausend Farben schillern vor den Augen der verblüfften Menge. Und so ein trefflicher Schwarzkünstler ist er, daß sie überzeugt ist, den Stein zu sehen . . .

Der Redner ging nun auf den allgemeinen Notstand über, die Folge der verfehlten Regierungssysteme.

„Dem Bauernstand muß vor allem geholfen werden; er ist das Kraftreservoir für das Volk. Was in der Großstadt abgenutzt, zerrieben wird an Menschenmaterial im Kampf ums Dasein — der Bauernstand ersetzt es immer wieder aufs neue . . . Fragen Sie nach. Fast alle Männer, die Großes geschaffen haben, wurzeln drei bis vier Generationen zurück im Bauernstand. Wir brauchen Millionen, um dem Bauernstand zu helfen. Wenn man 280000 Gulden für die elende Preßbestie, die „Reichswehr" aufwenden konnte unter dem Pollacken Badeni . . . (pfui, pfui . . ruft die Menge; eine Pfeife mischt ihren kindlichen Ton in die Wogen der Empörung. Die Erinnerung an das Duell fliegt durch den Saal) . . . wenn man für wertlose Bahnen Unsummen zur Verfügung hat, muß man auch Geld genug haben, um seinen wichtigsten Stand zu schützen und zu unterstützen. Aber das ist's, nur um den Großgrundbesitz kümmert man sich!

Gehen Sie durch jenen Teil des Deutschböhmens, der dem Volke gehört. Da sehen Sie große Meierhöfe, fette Rinderherden, herrliche Felder, die alle im Besitze der Bauern sind. Aber gehen Sie weiter dorthin, wo die Jahrhunderte alten Geschlechter der Blutsauger ihre Besitzungen haben. Sie sehen auch schöne Meierhöfe, doch fragen Sie, wem sie gehören, so heißt es: dem Grafen. Und jener prächtige Wald? Dem Grafen. Und jene üppigen Felder? Dem Grafen! Was aber gehört dem Volke? Die verfallene Hütte dort, die ärmlichen Felder, das magere Vieh . . .

. . . Aber nicht der Bauer allein ist es, dem geholfen werden muß. Da ist noch der gewöhnliche Arbeiter, da sind die Dienstleute . . . Für sie alle müssen andere Zeiten kommen. Denn nicht in der Arbeit liegt der Genuß des Lebens, wie viele uns klar machen wollen. Man sehe sich den Arbeiter im Bergwerke an und wage dann noch zu behaupten, daß diese Arbeit ein Genuß sein soll. Das eiserne Muß ist sie. Und wer sich tagsüber geplagt und geschunden hat, will abends auch genießen, was das Leben erst lebenswert macht . . ."

Wildes Johlen dankte dem Redner, der auf ein immer tieferes Verständnis stieß. Die Kohle im Schachte der Seelen begann sich zu entzünden. Schlagende Wetter drohten.

„Es müssen vor allem andere Steuern gegeben werden. Die Steuern treffen just den kleinen Mann. Den Kapitalismus sollen sie treffen, aber vor dem machen sie Halt und sagen: „Gestatten Sie, daß wir Sie ehrfurchtsvoll begrüßen."

Ich will mit einem Vergleiche schließen. Noch pochen wir bescheiden an die Thür. Die Obstruktion selbst, meine Herren, war nur ein etwas lauteres Klopfen, das bis an die Thore des großen, grauen Hauses drang, welches zwischen der inneren Stadt und der Josefstadt liegt (Wolf vermeidet das Wort „Burg"), allein, wenn es nötig ist, so werden wir auch die Axt zu finden wissen, die die Thore sprengt!"

Rot blitzte es auf in den Köpfen der Menge. Gellender Beifall erhob sich. War es wirklich der Vertreter der Stadt Eger, der dort stand, nicht Camille Desmoulins oder Marat oder Danton?

„Und nun, meine Herren, will ich noch Eines betonen, was wir Deutsche uns nicht oft genug vor Augen halten können: daß wir Deutsche sind und Deutsche zu bleiben haben. Und stolz müssen wir darauf sein! Denn wir Deutsche sind das erste Kulturvolk, sowie unsere Sprache die schönste Sprache der Welt ist . . ." Er rief es mit weithin schallender Stimme, als gelte es, tausendfachen Widerstand zu übertönen, indeß doch nur brausender Jubel ihn umtobte. Der aber brachte ihn zur Besinnung. „Eine der schönsten Sprachen . . ." korrigierte er sich. Allein das Volk ließ es nicht gelten. Justement die schönste Sprache wollte es haben.

„Wir wanken nicht, wir weichen nicht!" hallte es noch einmal in den Saal.

„Mag auch unser Vaterland in seine Partikelchen zerfallen — höher als Österreich steht uns das Interesse des Deutschen Volkes!"

Schmutzig flammten die Gaslichter auf und beleuchteten die jubelnde Menge. Draußen war die Nacht gekommen; düster blickte sie durch die Fensterscheiben und senkte sich breit und finster auf die Erde.

Im Saale aber brauste die Wacht am Rhein auf . . .

Der Tribun war niedergesunken, umschwärmt von Männern, die seine Hände suchten.

In diesem Augenblick gewahrte ich in der Lücke eines Koulissenfensters einen bleichen Kopf, der sich leicht vorneigte, um besser sehen zu können. Ich hatte schon lange bemerkt, wie er den Vorgängen im Saale aufmerksam zu folgen schien, und erkannte nun in ihm Doktor Kohn, den Ausgeschlossenen, der so gern in das Deutschtum eingetreten wäre und vor der Thüre stehen bleiben mußte . . .

III.
Was nun?

Die geschilderten Vorgänge sind Typen aus dem politischen Leben Österreichs. Die Wahlszene wiederholt sich in ungezählten Fällen, und noch läßt der Hochdruck von oben die untere Strömung nicht aufkommen. Indes bemüht sich die Regierung, den Forderungen der Sozialisten in thunlichster Weise gerecht zu werden, dem Worte Spinozas folgend: Was nicht zu verhüten ist, hat notwendigerweise gestattet zu werden, wenngleich oft Schaden daraus entsteht.

Allein gegenwärtig sind die Sozialisten in den Hintergrund getreten: Der Lärm des nationalen Kampfes übertönt ihre Stimme. Er hat eine Heftigkeit erreicht, die alles Interesse für sich in Anspruch nimmt. Die Leidenschaft ist im Lager der Tschechen wie der Deutschen auf das höchste gestiegen. Die Abgeordneten der radikalen deutschnationalen Partei durchziehen die Provinzen und wecken viele der noch schlummernden Deutschen aus ihrem Schlafe. Ein Peter von Amiens steht Wolf auf der Rednerkanzel; mit flammender Stimme ruft er in flammender Begeisterung das Volk zum Kreuzzug auf . . . Sein Weg gleicht einem Siegeslauf. Unter seinen Füßen sprossen Volksvereine, und mächtiger Schwung kommt in die starren Massen.

Was man auch gegen die radikale Partei einwenden mag, ihrem Führer, dem Abgeordneten Wolf, gebührt das unbestrittene Verdienst, dem deutschen Michel in Österreich die Schlafmütze von den Ohren gezogen zu haben. Gemächlich rieb er sich erst lange die Augen, blickte hierhin und dorthin, sah die anstürmenden Feinde, hörte ihr tobendes Schreien . . . und endlich begann er selbst zu brüllen und seine Fäuste zu prüfen. Und nun erkannte er, was während seiner Unthätigkeit rings um ihn vor sich gegangen war, welchen Vorsprung die allzeit regen, wachsamen Slaven errungen hatten, — und fing an zu merken, daß er selbst zurückgedrängt und zurückgestoßen worden war. Und er gewahrte, wie vorzüglich organisiert das Heer der Feinde war, mit welcher Frische, mit welchen Opfern jeder Einzelne dem nationalen Gedanken diente, ohne Rücksicht auf seinen persönlichen Vorteil. Und Michel begann, von seinem Gegner zu lernen. Das Gute wie das Böse. Das geschlossene Vorwärtsstürmen wie den Radikalismus. Sogar den politischen Grundsatz: Viel zu verlangen, um etwas zu erreichen, denn er sah, daß er mit seiner alten Gepflogenheit, wenig zu begehren, nichts erlangt hatte.

Allein in zahlreichen Gemeinden sind ihm die Tschechen zuvorgekommen; er muß sich darauf beschränken, seine Kraft zusammenzuraffen, um dem Ansturm der Slaven Stand zu halten und das Zerbröckeln in seinen Reihen zu

verhindern. Die eigenen Positionen auszudehnen, daran kann er gar nicht denken, denn zu emsig am Werke sind die Feinde.

„Wenn es nicht unsere politischen Gegner wären, wir müßten sagen: es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie sie arbeiten!“ sagte kürzlich der Bürger einer Stadt, die einem starken Anprall der slavischen Bewegung ausgesetzt ist. Während ihre Deutschen, allmählich zum Bewußtsein der Gefahr kommend, die sie bedroht, mühsam für nationale Zwecke Geld und Begeisterung suchen, haben die Tschechen mit großem Kapital ein Aktienunternehmen nach dem andern gegründet unter den günstigsten Bedingungen für jene, die sich daran beteiligen, nur von dem nationalen Bestreben getragen, die Masse der Schwankenden, der kleinen, armen Leute, durch ein unerwartetes Verdienst auf ihre Seite zu ziehen, in der Voraussetzung: „wo ihr Geld ist, da ist auch ihr Herz.“ Und die Spekulation ist geglückt. Viele, die nicht wußten, wem sie angehören, und deren giebt es in gemischtsprachigen Bezirken nicht wenige, haben die Schwenkung ins tschechische Lager vollzogen.

Anders tobt der Kampf in den rein deutschen Gemeinden. Beim Nahen eines einzigen slavischen Beamten erhebt sich ein Sturm der Entrüstung. „Man überschwemmt uns mit tschechischen Parteidienern!“ wüten die deutschen Blätter — genau nach dem Muster der Gegner in rein tschechischen Bezirken — und ruhen nicht eher, als bis der Mann des Anstoßes entfernt ist.

So wachsen die Feinde aneinander empor.

Die Ausschreitungen der radikalen Deutschnationalen sind allerdings geeignet, die Loyalität des deutschen Stammes in Mißkredit zu bringen. Allein zu ihrer Rechtfertigung muß im Interesse der Wahrheit angeführt werden, daß sich diese deutsche Fraktion im Zustande bitterster Notwehr befindet.

Der intellektuelle Urheber ihrer Verirrungen ist die Regierung, die mit gänzlicher Verkennung der Antezedenzien, nach welchen das ehrwürdige Haus Österreich auf deutscher Grundlage erbaut und durch sechshundert Jahre mit Erfolg verwaltet wurde, ein neues Haus errichten will, wobei ausschließlich slavischer Kitt Verwendung finden soll. Hierbei wird mit Anwendung aller erlaubten und unerlaubten Mittel der Slave nicht nur aller Orten protegiert, sondern überdies noch der Deutsche verwarnt, „die slavische Empfindlichkeit zu schonen“.

Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Deutschen in ihrer Erbitterung über das Ziel hinwegschießen. Schon rufen sie es hinaus, daß sie sich mit der Aufhebung der Sprachenverordnungen allein nicht zufrieden geben werden. Sie wollen sich nicht damit begnügen, die verlorene Stellung in Österreich wiederzugewinnen. Ihr Ehrgeiz geht weiter.

Zu manchen Stunden werfen sie ihre Blicke sogar in brennender Sehnsucht auf ihre Brüder im Deutschen Reich. Um nur gute Deutsche zu sein, werden sie schlechte Österreicher. Allein bei ihrem Vorwärtsstürmen unter den Klängen der Wacht am Rhein übersehen sie vieles. Sie übersehen, daß sie ihren Feinden das Heft in die Hand geben, daß sie zwischen sich und ihrem Monarchen eine tiefe Entfrembung herbeiführen . . . Sie bedenken nicht, daß Deutschland sich nicht so leicht entschließen könnte, — ganz abgesehen von tausend politischen Gegengründen — seinen protestantischen Schwerpunkt durch eine Aufnahme von 9 Millionen Katholiken zu verschieben . . . Sie vergessen aber vor allem, welche schwere, verantwortungsvolle Mission ihnen in Österreich Pflicht und Erbe ward, eine Mission, die ihrer besten Kräfte bedarf und eine weithintragende Bedeutung für die kulturelle Entwicklung des Landes hat. Diese Aufgabe ist: ein Bollwerk zu bilden zum Schutze ihrer Brüder im Deutschen Reich gegen die heranbrausenden Feinde der Germanen, gegen die Tschechen, Ungarn, Kroaten, Polen, Rumänen, Russen und übrigen Völker, deren Wogen an den schützenden Wall prallen.

Die politische Verwirrung ist auf das höchste gestiegen. Und doch droht die größte Gefahr dem Lande nicht von den Slaven, nicht von den Deutschen und noch weniger von den Ungarn. Diese Gefahr ist in seinem Innern entstanden — wie eine zersetzende Krankheit. Ein Staat besteht nicht aus Distrikten und Ländergruppen und Büreaukraten und Soldaten, sondern mehr noch aus dem solidarischen Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der einzelnen Individuen. Dieses Bewußtsein ist die Kraft des Staates, seine unsichtbare aber stärkste Macht.

Der Kampf in Österreich hat es dahin gebracht, daß dieser Staatsgedanke gelockert worden ist, daß er aus den Köpfen schwindet. Wie Mörtel fällt es aus dem Gefüge der Steine, langsam, verrieselnd, aber das Zerbröckeln greift immer weiter um sich, und dem Staat droht die Gefahr, wenn eine Consolidirung nicht in der nächsten Zukunft eintritt, von innen heraus zu zerfallen.

Dem greisen Monarchen auf Habsburgs Throne wird am Abend seines Lebens der tiefe Schmerz zuteil, die dynastischen Gefühle seiner Völker erschüttert zu sehen, und das Diadem, das durch ein halbes Jahrhundert seine Stirn so leuchtend schmückte, wandelt qualvoll sich zur Dornenkrone.



Von der neuen Baukunst.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Der Architekt, sagt Richard Wagner, ist der eigentliche Dichter der bildenden Kunst, mit dem sich Skulptor und Maler so zu berühren haben, wie Musiker und Darsteller mit dem wirklichen Dichter.

Alle große, echte Kunst geht von der dichtenden Persönlichkeit aus und von ihren drängenden Bedürfnissen, ihrer Seele Ausdruck, Wachstum, Dauer, Schönheit und Würde zu geben, also von reinen Eroberergefühlen und Machtidealen. Streichen wir die dichterische Persönlichkeit, so streichen wir die Kunst, und die Kultur kann sich im ersten, besten Busch verkriechen.

Machtvolle Persönlichkeit drückt sich in machtvoller Kunst aus. Für die Herde genügt der Pferch, für den Schafhirten die überdachte Karre, für den Schäferhund das Loch, für den Landsknechtshaufen die Kaserne, für die Werkzeugstiere in Menschengestalt im Ausbeuterstaat die Fabrik. Das schreit alles nicht nach großer Kunst, braucht sie nicht und bringt sie nicht hervor. Kunst ist und bleibt die erweiterte, sich durchsetzende, sich ausbauende Persönlichkeit des dichterischen Menschen.

Die Persönlichkeit der poesieerfüllten Seele als Eroberer und Erbauer, das macht den Künstler und schafft die Wunder der seßhaften Kultur. Das Aufblühen der Persönlichkeit in schöner Herrlichkeit, die ungehemmte Steigerung und Vermannigfaltung der poetischen Seelenkraft in der Überwindung zufälliger natürlicher oder sozialer Schranken, giebt der Kunstentwicklung den großen, genialen Zug, den Übermenschen-Stempel, den Goldglanz des Epochemachenden.

Der Mensch, und summierte er sich zu imposanter Volksmasse, zum wimmelnden großen Haufen: so lange er sich leidend, erduldend, stumpf genießend und schwelgend und dann wieder fromm resignierend oder transzendentale Hirngespinste verdauend zur Natur verhält, erhebt er sich nicht zum schöpferischen Künstler. Als Haufen- und Massenwesen kann er höchstens einer Handvoll von Despoten die Laune befriedigen, eine monströse Luxuskunst, eine sinnverwirrende, tolle Ungeheuer-Architektur in eine Kulturwüste stellen, ohne menschliche Würde, ohne innere Größen, nur tobend in kolossalen Verhältnissen und Ausmaßen, imponierend durch die plumpe Anhäufung von materiellen Werten und Unsummen von gestaltender Arbeit. Siehe die asiatischen Despotieen und ihre starrenden Bauwerke.

Wie anders sprechen uns die Tempel der alten Hellenen an, diese Kunst des bald heiteren, bald majestätischen Sichauslebens in vornehmen Schöpfun-

gen vergeistigter Sinnlichkeit, rhythmisch gezügelter und musikalisch abgeklärter Leidenschaft!

Der Zwang, sich den Gesetzen der Zweckmäßigkeit zu fügen, hat den Witz der Kulturvölker bei der Herrichtung von Wohn- und Schutzgebäuden frühzeitig herausgefordert, mit dem sinnvollen Spiel der Phantasie über die öde Notdurft hinwegzukommen und das Notwendige zugleich zweckentsprechend und künstlerisch angenehm zu gestalten. In den lebensprühenden Städterepubliken des Mittelalters trieb die Baukunst ihre berauschendsten Blüten. Die Leidenschaft für die intime Wollust wie für die gebietende Repräsentation des Schönen wirkte so ansteckend, daß der filzigste Krähwinklergeist den Geldbeutel lockerte und die philisterhafteste Seele wie ein Fisch nach Wasser nach dem neuen Labsal der bauenden und zierenden Kunst schmachtete.

So prächtig wie die Tracht, wie die Feste, so prächtig erwuchsen die öffentlichen Bauwerke. Gewiß, man lernte Schönheit, man sammelte und meisterte sich an fremden Mustern, aber das beste sprang doch aus dem eigenen Innern und aus der Suggestion der schönheitgenießenden Gemeinschaft. Die gemeinsame Seele des schöpferischen Volkes wies Akademismus, Schablonenschulmeisterei und Manierismus von sich ab.

Man war zu stark in ursprünglicher Kraft und naiver Freude, zu stolz und sicher im eigenen Schöpfergeist, zu lustig und wagemutig, um sich unter den Bann gelehrter oder spekulativer Kunstschwätzer oder Schulpäpste zu begeben. Ein freies Volk pflegt freie Kunst. Mit ein paar guten Motiven eigener und fremder Fexung improvisiert es glücklich drauf los, kombiniert, moduliert und baut sich selbst glücklich in die blaue Luft oder, wenn das Klima seine garstigen Mucken hat, in die grauen Nebel hinein.

Es bedarf keines griechischen Himmels und keiner homerischen Sonne, damit ein großes, freies, fröhliches Volk in den Wonnen der Baukunst sich die Abbilder seiner Seele und die monumentale Form für sein starkes Arbeits- und Genußleben sucht — wie wußte England, wie wußte Holland, wie wußte Ober- und Niederdeutschland in den schönen Zeiten des mächtig aufstrebenden Städtebürgertums zu hausen!

In den Perioden des geistigen, materiellen und politischen Drucks und der sozialen Reaktion wurde auch miserabel gebaut. Die wenigen stattlichen Gotteshäuser waren wie versteinerte Hilfeschreie und Sehnsuchtrufe aus tiefer Not Leibes und der Seele. Die wenigen, burgartigen Paläste waren wie Symbole der Herrschsucht und des Jubels einzelner Mächtiger, die sich ruhig über die Köpfe der anderen hinweg auslebten, kaltblütig diese Anderen ausnützten, weil sie dumm, feige, wehleidig und albern genug geworden waren, sich auf die Köpfe treten zu lassen.

Wir sehen heute noch an den Baudenkmalen der Großen die Kleinheit und Armseligkeit ihrer mitlebenden Zeit und was man den Vielzubescheidenen und Allzugläubigen an sozialer und lebkünstlerischer Ausnahmestellung wegnehmen konnte, ohne daß sie aufmuckten. Die Zeit der Kleinstaaterei, der Duodeztyrannen, der üppigen Kirchenfürsten, der auf Volkskosten sich mästenden Geschlechter der Patrizier hat die steinernen Zeugen ihres Machtgenusses über das ganze Reich zerstreut, wie sich heute der von den sozialistischen Zukunftsstaatlern auf Tod und Leben befehdete Bourgeois immer noch unermüdlich das steinerne Zeugnis seiner unersättlichen Habgier und unästhetischen Profitmacherei in den berüchtigten Zinskasernen baut und riesige Teile der modernen Großstadt mit diesem architektonischen testimonium paupertatis ungestraft anfüllt, zum Hohne jeder vornehmeren Kultur.

Aber die vornehmere Kultur selbst, sie ist da — kein Pessimismus kann sie wegnörgeln, kein puritanischer Kritizismus wegrezensieren — England und Amerika haben den lebfrischeren Völkern des europäischen Kontinents, vor allem den Germanen, wieder Mut gemacht, sich baukünstlerisch in freien, poesieerfüllten Formen auszuleben. Viel Anmutiges, viel Großartiges hat diese neue, vornehme Kultur schon geschaffen, unermüdlich gestaltet sie die überlieferten Städtebilder um und stellt zwischen die häßlichen Nutzbauten des Maschinenzeitalters entzückende Fantasiestücke moderner Architektur.

Wir brauchen nur die Bauwerke, die vor dreißig, vierzig Jahren geschaffen wurden, mit dem zu vergleichen, was der heutige künstlerische Baumeister an malerischer Wirkung in der Gliederung und Verzierung eines modernen Privatbaues, in der ästhetischen Ausnutzung des Materials, in der phantasievollen Anpassung an den nächsten Zweck zu leisten vermag, um mit stolzer Befriedigung den Aufschwung der gegenwärtigen Kultur zu bejahen. Unleugbar werden noch monumentale Fehlgriffe gemacht. Hier in München zum Beispiel sind sie an dem neuen staatlichen Nationalmuseum so kraß, daß die Überempfindlichen schon vom Bankerott der gesamten modernen Architektur zu orakeln anfangen. Und sogar, man kann sich kaum des Lachens enthalten über diese Ironie des Zufalls, das neue Münchener Künstlerhaus, an das soviel Geld und Talent verschwendet wurde, ist für sich und im architektonischen Gesamtbild das unglaublichste Monstrum geworden. Aber hart daneben steht die neue Synagoge, zweihundert Schritt entfernter der neue Justizpalast, in ihrer Art entzückend vollendete Werke. Doch sind sie nicht von jener Modernität, die uns an den zahlreichen Wohnhaus- und Villenbauten reicher Münchener Künstler mit so ungetrübter Freude erfüllt. Nun beginnen auch unsere Bierfürsten sich auf ihre künstlerische Stellung in unserer anspruchsvollen Zeit zu besinnen, die mächtigen Dynastien

der Pschorr, der Sedlmeyer, der Schmederer u. s. w. — und was sie jetzt an Stelle alter, rauchiger, unschöner Riesenbudiken an neuem Hauswerk, Hallen und Höfen errichtet haben, zeugt wahrlich nicht vom Bankerott der modernen Architektur. Ebenso ist das neue Hofbräuhaus eine Huldigung an den verfeinerten Geschmack und an die architektonische Schönheit, die der Kunststadt München zur Ehre gereicht.

Wenn an den neuen Kirchenbauten nur selten etwas zu rühmen ist, was die großen Muster des religiös beseelten Mittelalters erreicht, so liegt dies wohl hauptsächlich an der verzwickten Stellung, die das Kirchentum als Dogmengemeinschaft zur dogmensatten, modernen Gesamtkultur einzunehmen sich gezwungen sieht. Sie erhält sich und wirkt nicht durch die Seelenmacht und Geistesgewalt großer Persönlichkeiten, sondern einzig und allein durch die Suggestion einer heilig gesprochenen, großartigen Tradition, durch die Wucht der Organisation und die ungeheuren Lebensinteressen der Kaste und der mit ihr verbundenen wirtschaftlichen Klassenkämpfer.

Daß das kirchliche Weltalter überhaupt und das religiöse Dogma als dominierender Kulturfaktor jetzt als historische Merkwürdigkeit hinter uns liegt, das ist aus gar nichts anderem deutlicher zu erkennen, als aus der vollständigen Emanzipation der Künste und Wissenschaften von jeder mittelalterlichen Bevormundung und priesterlichen Führung. Und nie hätten sie sich in diesem Maße zu befreien und auf ihr selbstherrliches Lebensprinzip zu stellen vermocht, hätte sich nicht zuvor die menschliche Seele befreit.

Der Triumph der modernen Persönlichkeit hat den Siegeszug der modernen Künste vorbereitet. In ihrem Zusammenschluß zur neuen Allkunst liegt ihre unüberwindliche Kraft in den Kämpfen um die volkserlösende Kultur der Zukunft.

Eine große That.

Von Ernst Hellweg.

(Worpswede.)

Ich lese nur wenig Bücher. Ich habe anderes zu thun im Kampf ums Brot. Wenn es so weiter geht, werde ich bald Pestalozzi gleichkommen, der neunzehn Jahre lang kein Buch gelesen hatte. Aber wenn ich alle Jubeljahre mich einmal an eine litterarische Neuheit wage, habe ich gewöhn-

lich großes Glück. Wenn man lange geistig fastet, bekommt man eine gute Witterung. Ich lese dann ein paar Nächte, und das beruhigt für lange, lange Zeit.

Neulich bin ich wieder einmal auf ein Buch gestoßen, das ganze Tonnen voll Litteratur aufwiegt und das mich warm gemacht hat, wie es mir nur in jungen Jahren durch die hervorragendsten Werke widerfahren ist.

Das Buch nennt sich „An der Wende des Jahrhunderts" und enthält Kanzelreden über die sozialen Kämpfe unserer Zeit, gehalten in der St. Martinikirche zu Bremen von Dr. A. Kalthoff, Pastor.

Kanzelreden habe ich nie lesen können, aus dem einfachen Grunde, weil ich von diesen Kunstwerken in meiner Jugend so viel gehört habe. Ich glaube auf diesem Gebiete viele Leidensgefährten zu besitzen, denn so weit ich mich besinnen kann, sind in der „Gesellschaft" noch niemals Kanzelreden ausführlich besprochen worden, und selbst die Vorkämpfer für moderne Kunst und Litteratur, die nicht religiöse Spötter sind, haben niemals in den letzten Jahren sich mit den Predigten irgend eines Pfarrers abgegeben.

Jetzt tritt ein evangelischer Pastor auf und beschert uns in seinen Kanzelreden ein Buch, das mit dem modernsten in der modernen Litteratur den Vergleich aushält und welches das Wort und den Begriff Kanzelreden so adelt, daß die frühere alltägliche Bedeutung dieser Sache weit hinten zurückbleibt.

Ich hatte früher schon gelegentlich von der St. Martinikirche zu Bremen gehört. Dort amtierte lange Jahre ein Pastor Dr. Schwalb, der für den freisinnigsten der freisinnigen Bremer „Pastöre" galt. („Pastöre", echter Bremismus!!)

So etwa Anfang der achtziger Jahre besuchte ich einmal seine Predigt am Himmelfahrtstage. Es war eigentlich grausam von mir, daß ich einen Freund aus Berlin mit dorthin nahm, einen strenggläubigen Theologen, der selbst einst auf der Kanzel gestanden hatte und an einer höheren Schule als Religionslehrer das wahre Wort Gottes verkündete. Ich ahnte ja, was kommen würde. Kaum hatte Schwalb den Text über die Himmelfahrt Christi verlesen, so verkündete er in der Einleitung seiner Predigt seinen lieben Brüdern und Schwestern, daß sie ja alle wüßten, wie diese Himmelfahrt ein Märchen sei. Mein Nachbar wurde kreidebleich, er sank in sich zusammen, als habe er einen Keulenschlag auf das Haupt bekommen. Und kaum hatte er sich erholt, so sausten die neuen Hiebe der Schwalb'schen Predigt, die mit ätzender Schärfe die Wunder des neuen Testaments bekrittelten, auf sein strenggläubiges Herz.

So wie ich ohne Erbarmen meinen Freund zappeln ließ, der außer sich war, daß von einer Kanzel herab so unchristlich gepredigt werden dürfe, so weideten sich wohl gar manche Mitglieder der St. Martinikirche an den Ärgernissen, die der mit den Dogmen der Kirche so keck umspringende Schwalb seinen orthodoxen Gegnern bereitete. Aber diese biederen Leute haben den Fortgang und das Ende nicht bedacht. Sie ahnten sicher nicht, daß nach Schwalb, der anfang der neunziger Jahre sich pensionieren ließ, einer als Nachfolger kommen würde, der dieselbe Methode der furchtlosen Kritik über Wunderglauben, Dogma und Schriftgelehrsamkeit auch auf andere Gebiete, auf soziale und politische Fragen, anwenden würde, einer, der sagen könnte: „Wie klein erscheinen doch gegenüber den gewaltigen Fragen des Lebens alle die Fragen der Schule und Schriftgelehrsamkeit, über die wir uns in der Kirche erhitzen und von deren Beantwortung wir Segen und Fluch der Menschheit abhängig zu erachten gewohnt sind! So klein erscheinen sie, wie dem Propheten Jesaias alle die Opfer und Sabbathe und Neumonde seines Volkes vorkommen im Vergleich zu den brennenden Fragen der Zeit, wie Recht geschaffen und dem Unterdrückten geholfen werden könnte, oder vielmehr so klein, wie Jesus das Thun und Treiben der Pharisäer ansah, die Kameele zu verschlucken und Mücken zu seigen nicht müde wurden."

Schwalb hat den Boden vorbereitet, und Kalthoff pflügt nun weiter, tiefere, breitere Furchen ziehend. Er verkündet von der Kanzel herab: „Der Züricher Professor Biedermann hat einmal gesagt, in einer Zeit, die sich herausnehme, das Dasein Gottes zu prüfen, werde man sich auch dem nicht entziehen können, daß das Recht des Eigentums einer Kritik unterzogen werde. Und mir scheint, als ob unsere Eigentumsbegriffe doch mindestens ebenso der Kritik bedürftig wären wie unsere Gottesbegriffe!"

Aber nicht blos an unsere Eigentumsbegriffe tritt Kalthoff kühn heran, sondern auch zahlreiche andere Fragen des modernen Lebens behandelt er in seinen Kanzelreden — es sind sechsundzwanzig, die in dem betr. Buche vorliegen — mit so viel Aufgeklärtheit, so viel Rücksichtslosigkeit, so viel Hingabe an die Ergebnisse neuester Forschung und zugleich mit so viel Herzenswärme, Aufrichtigkeit und so viel Mitleid mit den Armen und Enterbten, daß alle die begeisterten Vorwärtsdenker, die in neuer Zeit für Fortschritt und Erlösung gekämpft, an diesen eigenartigen Kanzelreden ihre helle Freude haben müssen.

Neue, verblüffende Forschungsergebnisse bringt Kalthoff nicht. Das, was er über den sozialen Charakter des 19. Jahrhunderts, über die Konkurrenz, über Wertschätzung der Arbeit, Arbeitslose, über die Frauenfrage, über den Krieg und ähnliche Gebiete sagt, haben ungezählte aufgeklärte

Männer und Frauen der Gegenwart gedacht und öffentlich verkündet, aber daß von einer Kanzel herab ein evangelischer Pfarrer diese Wahrheiten verkündet, giebt der Sache die große Bedeutung. Die Flut moderner Forschung steigt. Sie hat hier wieder einmal die Höhe einer Kanzel erreicht. — Eine der herrlichsten dieser neuen Kanzelreden ist die über „soziale Kunst". Wie herzlich müssen alle die, welche in den letzten Jahrzehnten für die Erneuerung der Kunst gestritten, dem unerschrockenen Prediger, der eine epochemachende That vollbracht, im Geiste die Hand drücken!

Es sollte mich nicht wundern, wenn die deutsche Presse in ihrer Mehrheit die kühnen Kanzelreden Kalthoffs totschwiege, denn sie sind für einen Pfarrer zu neu, zu bedeutungsvoll, zu eindringlich, zu tiefwühlend. Alle Vorwärtsdenker und Fortschrittsmenschen aber müssen jubeln, daß ihnen im mühevollen Kampfe kräftiger Beistand kommt von einer Seite her, die immer, so lange Priester ihres Amtes walten, mit den Ausschlag im Streite gegeben.

Die Ehebrecherin vor Christus.

Von R. Bartholomäus.

(Schmiegel.)

— „brachten ein Weib zu ihm, im Ehebruch begriffen, und stelleten sie ins Mittel dar und sprachen zu ihm:

> ‚Meister, das Weib ist begriffen auf frischer That im Ehebruch. Moses aber hat uns im Gesetz geboten, solche zu steinigen; was sagst du?'

Das sprachen sie aber, ihn zu versuchen, auf daß sie eine Sache zu ihm hätten. Aber Jesus bückte sich nieder und schrieb mit dem Finger auf die Erde. Als sie nun anhielten, ihn zu fragen, richtete er sich auf und sprach zu ihnen:

> ‚Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.'"

(Ev. Joh. 8, 3—7, nach Luthers Übersetzung.)

Der geschilderte Vorgang ist vielfach der Gegenstand von Gemälden (alter und neuer Zeit) gewesen; er reizte immer aufs neue zur Darstellung durch seine Bedeutung für die Lehre der Religion, durch den Hintergrund

einer leidenschaftlich für und wider bewegten Menge, aus der sich die Wortführer abheben, und die Hauptpersonen, Christus und das Weib.

Pordenone (1483—1539), Tintoretto (1512—94), Schnorr von Carolsfeld (1794—1872), Hofmann, Echena haben ihre Kunst in der Schilderung der Handlung versucht, doch unendlich verschieden ist die Auffassung der fünf Meister von ihr.

Zwar haben Pordenone, Tintoretto, Hofmann, Echena den unstreitigen Höhepunkt — den Moment des Ausspruchs Christi — ergriffen und nur Schnorr von Carolsfeld stellt den Augenblick dar, in welchem Christus sich zur Erde bückt; sein verdienstvolles Bild erhebt sich daher nicht bis zur höchsten Entwicklung der Erzählung selbst; aber trotzdem sind auch die Bilder jener vier so verschieden, wie ihre Kunst, wie ihr Zeitalter.

Während Pordenone eine Zusammenstellung schöner, zum mindesten charakteristischer Brustbilder giebt, wie für eine Porträtgalerie geschaffen, während Tintoretto den Vorgang wiederzugeben versucht, wie ihn das Evangelium erzählt, erhebt sich Hofmanns Bild zur weihevollen Stimmung eines Kirchengemäldes, führt Echena in ein Schauspiel, dessen Schlußszene wir vor uns zu sehen glauben.

Pordenones Bild würde niemand verstehen, der nicht wüßte, was es vorstellen soll, daß nämlich diese schöne Frau von jenem sanften Mann ihr Urteil vor der Beiden Umgebung empfangen soll, vielleicht ihr Urteil, daß sie die schönste im ganzen Lande ist. Hofmann und Echena lassen uns einen Verteidiger einer schönen Frau ahnen gegenüber der wildaufgeregten Volksmasse um sie herum, mit dem Unterschiede, daß der Christus Echenas mit zündender Beredtsamkeit, wenn nicht gar mit der That, im äußersten Fall, seine Worte unterstützt, während Hofmanns Christus mit siegender Dialektik, nicht ohne Selbstbewußtsein sein Ziel zu erreichen scheint. Alle drei Bilder zeigen Personen, welche das Evangelium nicht kennt: Pordenone fast teilnahmlose Betrachter der schönen Schuldigen; Hofmann einen Teufel in Weibsgestalt, eine ältliche Wertschätzerin weiblicher Tugend, einen schützenden Kriegsknecht, wütende Pöbelgestalten; Echena das ganze Personal eines erfahrenen Regisseurs zur Ausstattung eines prächtigen Hintergrundes in entsprechender Weise. In allen diesen drei Bildern gewinnt die Schönheit des Weibes, ihre weibliche Zartheit, um nicht zu sagen Unschuld, in Echenas Bild außerdem ihre Todesangst, auf den ersten Blick unser Mitleid, sodaß es uns fast zweifelhaft erscheint, ob die Verteidigung der Person oder der Sache gilt. Wer das Evangelium nicht kennte und nicht wüßte, daß sich diese Bilder auf seine Erzählung beziehen, könnte leicht eine nähere Verbindung zwischen Verteidiger und Sünderin vermuten, wenigstens aber zweifelhaft sein, ob nicht der

Johannes (oder wer es sein soll) neben Christus bei Hofmann diese glühenden, asketisch-begeisterten Blicke aus ganz besonderen Gründen auf die Schuldige richtet.

Demgegenüber wirkt Tintorettos Bild auf den ersten Blick abstoßend, sogar widerwärtig, und doch liegt in ihm die tiefste Erfassung des Gedankens der biblischen Erzählung.

Der Heiland betreibt bei Tintoretto seine eigentliche Aufgabe: er lehrt die Erwachsenen, heilt die Kranken, tröstet die Unglücklichen, ist liebevoll zu den Kindern. Bis tief in den Hintergrund hinein sieht man sie herbeiströmen, die ihn aufsuchen. Er sitzt auf einem Steine, und die Nächststehenden sind eben zurückgewichen, denn er selbst wendet seine Aufmerksamkeit einer Gruppe zu, die von links an ihn herangetreten ist.

Ein Weib, dessen Züge den Fehler, der ihr vorgeworfen wird, sogleich zeigen, wird herangebracht, und ihre Begleitung befragt Christus, was er für Recht halte. Auf der Stirn steht den Fragern geschrieben, daß es unzweifelhaft sei, was nach dem Gesetz geschehen müsse, und daß sie eigentlich nur fragen, um die Bestätigung ihrer Ansicht zu hören oder höchstens eine ausweichende Antwort, die sie nicht gesonnen sind, für maßgebend zu halten, nicht minder die Bosheit der Erwartung und die Selbstgerechtigkeit.

Nicht mit einem Blick beachtet der Erlöser den Gegenstand der ganzen Angelegenheit, ja, kaum die Frage; ihm ist es gleichgiltig, wer es ist, wie sie ihn fragen. Man sieht ihn nicht, man hört ihn sprechen:

> „Die Sache ist so einfach, Leute! — wer unter euch ohne Sünde ist, wer das noch nie in seinem Leben gethan hat, was ihr dem Weibe hier zur Last legt, der werfe den ersten Stein auf sie, der vollstrecke das Gesetz!"

Unter dieser niederschmetternden Antwort Eindruck steht das ganze Bild.

Hier war die Aufgabe, ihn zu malen, ihn den Beglücker, den Tröster der Armen, Schwachen, Elenden, nicht den schönen und edlen Mann, nicht den unerschrockenen Beschützer. Hier kam es darauf an, nicht das Mitgefühl für das schöne Weib zu erwecken, wie etwa Adrian van der Werff in der „Verstoßung Hagars", sondern das Vergehen, die Schuld der Menschen überhaupt, darzustellen, darzustellen, wie es, selbst in niedriger Erscheinung, von göttlicher Gerechtigkeit — gegenüber menschlichem Rachesinn — beurteilt wird.

Jeder andere Ausdruck auf dem Gesichte des Erlösers, als der eines Weltenrichters vom Standpunkte der Gottheit aus, war hier zweckwidrig;

Selbstbewußtsein und Unerschrockenheit, selbst bloße menschliche Milde gegen den Schuldigen, Verachtung des mordlustigen und schausüchtigen Pöbels, waren hier verwerflich.

Alles dies hat Tintoretto in seinem Bilde geleistet.



Das singende Tanzbein.

Von August Ludwig.
(Gr.-Lichterfelde.)

Es genügt nicht mehr, daß die Tänzerinnen auf den Spezialitäten- und Ausstattungs-Bühnen tanzen können, man verlangt auch, daß sie singen können. Das Publikum verlangt es jedenfalls nicht, wohl aber die Direktoren jener Etablissements. Abgesehen davon, daß eine Fertigkeit die andere beeinträchtigen muß, kommt man auf diesem Wege schließlich auch zu der Forderung, daß die Sängerinnen künftig auch tanzen müssen, und es ist gewiß ein würdiges Bild der Zukunft, wenn Chor und Solisten ein Oratorium tanzend aufführen, was ja wieder eine ganz neue Spezialität erzeugen würde: das Tanz-Oratorium! Es folgen dann tanzende Orchester — tanzende Dirigenten haben wir ja schon!

Nichts ist unmöglich in Kunstsachen!

Hoher oder tiefer Jammer erfaßt den Gebildeten, wenn er einmal „das Brettl" besucht, wo die tanzbeinigen Mädchen ihre Springereien (von wirklich graziösem Tanz ist bei diesem Exzentrik-Genre kaum die Rede) mit Singsang einleiten. Nun, auf dem „Brettl", im Tingeltangel, mag das angehen, dort geht alles an. Daß diese Mode aber auf den Theatern, d. h. solchen Bühnen, welche so heißen wollen, einreiße, dagegen muß allseitig energisch protestiert werden!

Eingeführt ist dieser Unfug in Berlin meines Wissens, durch Kiralfys Monstretheater. Dort wurde fast jeder Beine-schwenkende Chor von Gesang begleitet. Fortgeführt hat diesen Humbug neuerdings das aus „Linden-Theater" umbenannte „Metropol-Theater" in seiner Novität „Das Paradies der Frauen, große Ausstattungsposse mit Gesang und Tanz". In diesem Stück (wenn von einem Stück dabei überhaupt die Rede sein kann), das ganz auf Entfaltung von Kostümpracht in Masse berechnet ist, schlenkern

die Chor-Beine nicht nur zu Chorgesang, sondern die einzelnen Gruppen der Hupserinnen werden von je einer Vortänzerin angeführt, die zugleich Vorsängerin sein muß!

Das ist nicht nur geschmacklos, das ist direkter Kunstfrevel, der strenger bestraft werden müßte als Baumfrevel. Ich weiß nicht, wie das aufs große Publikum wirkt; auf mich hat es verletzend gewirkt, körperliches Unbehagen erzeugt, hier auf diese Weise das edelste Kunstausdrucksmittel, nämlich den Gesang, in sündhafter Verschwendung verschleudern zu hören; denn die Vortänzerinnen singen weder pikante Couplets (solche hat das Stück überhaupt nicht) noch fidele Gassenhauer, nein, sentimentale Kantilenen, die effektiven Kunstgesang repräsentieren sollen.

Derlei verlangt starken Protest, den zunächst die Tageszeitungen, die edlen Wahrer der Kunst (!), sodann die Fachpresse, vor allem aber das Publikum in Form von lautem Zischen erheben sollte.

Ja, das Zischen des Publikums — es läßt sich leider viel zu selten vernehmen! Wäre das Publikum damit weniger zaghaft, kein modernes Tonwerk würde sich mehr ohne diesen gesunden Nachklang hören lassen — allem modernen Humbug würde dadurch am erfolgreichsten gesteuert werden können, und auch das „singende Tanzbein“ würde in der deutschen Reichshauptstadt nicht länger sein Unwesen treiben dürfen!



Paul Wilhelm.

Von Karl Bienenstein.

(St. Bernhard.)

Es sind etwas mehr als drei Jahre, als mir aus einem Verlage in Dresden ein Stoß lyrischer Werke zur Rezension übersandt wurde, an den ich noch jetzt mit Schauder zurückdenke. Blutigster Dilettantismus und mörderische Talentlosigkeit feierten da wahre Orgien. Die Bücher sind dafür auch den Weg alles Irdischen gegangen und haben wohl bei einem Greißler die verdiente Würdigung gefunden.

Nur eines habe ich mir aufgehoben, die „Dämmerungen“ des Wiener Dichters Paul Wilhelm. Das war ein prächtiges und merkwürdiges Buch! Merkwürdig, weil sich darin eine sehr komplizierte Dichternatur aussprach, die einem allerlei Rätsel aufgab. Neben Gedichten, ganz

im Geiste der Moderne gehalten, fand man auch eine Ode an Klopstock, ganz von der Art, wie sie unsere biederen Altvordern dichteten, zwischen Kindern von weicher Melodik standen freie Rhythmen, die wie ungezügelte Pferde dahinrasten. Nur der Grundton der Gedichte war ein einheitlicher: eine tiefe Melancholie, ein bohrendes Leid, ein müdes Sehnen. Man konnte überzeugt sein, daß man es mit einem Dichter des Pessimismus zu thun hatte, der die bittere Qual des Seins in jeder Faser seines überaus empfindlichen Herzens fühlte und sie gern mit der erdenkühlen Ruhe des Nichtseins vertauschen wollte. Dabei war dieser Pessimismus nicht ein solcher, wie sich ihn Dutzende aus Schopenhauer-Auszügen und ähnlichen Büchern anlesen, oder den sich manche, weil er so ein bischen interessant macht, aus purer Eitelkeit zulegen, sondern er war eine Temperamentssache, er hatte Herzwurzeln im Wesen des Dichters.

Paul Wilhelm hat eine Grüblernatur. Er liebt es, oder besser gesagt, er kann es nicht lassen, zu jeder Frage eine Antwort zu suchen, und wenn ihm das Leben gerade keine Frage giebt, so stellt er sich selbst eine. Natürlich ist die Antwort immer eine solche, daß sie die Nichtigkeit der Erdendinge bekennt, und so erhält der Pessimismus immer neue Nahrung, und der Ausdruck desselben in Wilhelms Dichtung wird immer satter, ergreifender und gewinnt stetig an Tiefe der Perspektive.

Letzteres sieht man deutlich an dem vor Kurzem erschienenen neuen Gedichtbuch Paul Wilhelms „Welt und Seele“, (Leipzig, G. H. Meyer, 1898) das nicht nur von reifer Künstlerschaft, sondern von einer einheitlichen und scharf ausgeprägten Individualität Zeugnis ablegt, die sich von allen Einflüssen verwandter Naturen befreit hat. Denn standen die „Dämmerungen“ noch stark unter dem Zeichen der Wiener Dekadenz, so hat sich der Dichter in seinem neuen Werke von ihr losgelöst und steht bewußt selbstherrlich auf eigenen Füßen.

Wie in seinem ersten Buche, so ist Paul Wilhelm auch jetzt noch immer Pessimist und bis ins innerste Mark von der Nichtigkeit alles Irdischen überzeugt. Der Tod ist ihm das einzige Ewige und auf ihn kommt er auch immer wieder zurück, ihn sieht er in hunderterlei Gestalten; für die Weisen, die müden, ruhesehnenden „Erdenpilger“, und jene, die vom Hauche der Liebe sterben, ist der Tod eine süße Huldgestalt, unter deren Kuß sich das Auge der Welt verschließt, er ist Ahasver, der rastlose Wanderer, der einem Falter den schimmernden Leib zerdrückt und achtlos beiseite wirft, er ist die Pest, der Krieg, der Wahnsinn, die Sünde und die Liebe. Ja, selbst das großartige Schauspiel des Sonnenunterganges am Meer, dessen Schönheit eine Legion von Dichtern zu verzückten Hymnen begeistert hat, läßt in Wilhelm nur den Gedanken an den Tod aufkommen.

Es ist bei ihm wie bei Böcklin, der sein Ohr den Klängen des Todes zuneigt, während sein Auge in heiliger Trunkenheit an der Schönheit der Erde hängt. Und wie Böcklin bringt er diesen Ton nicht wieder los; in seine reinsten Genüsse, in seine schönsten Gesichte klingt er hinein und dämpft die hellen Tubenklänge des Lebens, verwandelt die brausende Lebenslust in männlichen Ernst; er giebt dem Leben jene süße Herbe, welche stillen Herbsttagen eigen ist: ringsum leuchtet und glüht die Welt in ihren tiefsten Farben, aber das große Abschiednehmen und Sterben zittert hinein und füllt die Seele mit der Ahnung des Ewigen, Unabwendbaren. Für Naturen wie Böcklin und Paul Wilhelm hat der Tod seine Schrecken verloren, denn sie haben jene antike Auffassung von ihm, die sich im Genius mit der gesenkten Fackel so schön ausdrückt. Diese Auffassung giebt dem Leben erst die rechte Weihe, sie läßt es als ein Geschenk erkennen, dessen man sich freuen soll, solange man es besitzt.

Auch Paul Wilhelm ist gerade kein Lebensverachter. In einem Gedichte, das er als sein Epitaph betrachtet wissen will, sagt er:

Den goldnen Wein im vollen Becher
Schwang jauchzend mir das Leben zu —
„Stoß an!" — Ich war kein müß'ger Zecher
Und trank ihm „Du und Du!"

Er nimmt also das Leben, wie es kommt, er findet sich mit ihm ab, wie sich auch andere Menschen abfinden müssen, er verschmäht dabei jegliche Pose. Sein Ideal sind die Heiteren, Wahren, die mit ungebrochenen, klaren Augen die Gestirne sehen, mit ihren Blicken Sonnen greifen und befreit und unbeladen auf beglückten Pfaden wandeln, bis sie jauchzend untergehn. Wer sind diese Menschen? Die Erde hat sie schon ein paar mal getragen, dazumal, als Aspasia ihre schönheitstrunkenen Augen von der Akropolis über ein goldenes Athen schweifen ließ, und dann, als in Italien aus Schutt und Trümmern der begrabene Kunstfrühling der Antike zu neuem Blühen emporwuchs. Diese Menschen liebt Paul Wilhelm. Sie sind die Befreiten und Unbeladenen, deren Pfade er so gerne einschlagen möchte. Aber er kann es nicht, denn auf ihm liegt schwer die Hand seiner Zeit. Nie kann er sich zu reiner Daseinsfreude erheben, stets mischt sich in den goldenen Trunk, den ihm das Leben kredenzt, ein Tropfen vom modernen Pessimismus, der ihn bitter macht. Auch darin ist er den großen, skrupellosen Naturen der Renaissance unähnlich, daß er die Reue kennt und die Schuld.

Auch in der Liebe kann er nicht glücklich werden. In den „Dämmerungen" fanden wir seinerzeit erschütternde, von leidenschaftlichstem Schmerz durchbebte Lieder, einer treulosen Frau nachgesungen. Von diesem Schlage kann sich der Dichter nicht mehr erheben. Er fühlt sich unsäglich elend, für

ewig unglücklich, er kann nicht mehr an treue und reine Liebe glauben, oder hält sich wenigstens für sie verloren. Und das ist seine Schuld. Eine neue Liebe ist in sein Herz eingezogen; aber statt sie unbekümmert um die Vergangenheit hinzunehmen, fragt er sich, ob es denn auch geraten scheint, sein dunkles Los mit dem lichten der geliebten Frau zu vereinen. Ganz und gar hat er die süßen Schmeicheltöne der Liebe verlernt; ernst spricht sein Mund vom ernsten Leben, und er hofft, daß auch in das Herz der Geliebten, die ihn jetzt noch nicht versteht und sich deshalb von ihm abwendet, jene stille, müde Wonne einziehen wird, die ihr Wesen dem seinen eint. Von dieser Stunde hofft er das Glück seiner Zukunft: ein mildes, wehmütiges Glück. Aber die Frau, von der er es hofft, müßte rein sein, sie müßte keinem andern noch gelebt haben, der erste Atemzug ihrer erwachenden Weiblichkeit müßte ihm gehören, und er der erste sein, der den Schleier von ihrem Wesen hebt. Wir finden hier bei Paul Wilhelm einen Zug, der sich auch in dem Wesen vieler anderer Modernen findet, nämlich die Sehnsucht nach der Keuschheit, die allen müden Seelen eigen ist und in weiter, weiter Ferne zur Askese eines Tolstoj führt. Die Keuschheit ist das letzte Stimulans einer genußmüden, kranken Menschheit, in ihr soll sich vielleicht dasselbe vollziehen, was vor über hundert Jahren Rousseau in seinem Rufe: „Zurück zur Natur!" zuerst genannt hat.

Es ist weiter oben gesagt worden, daß Paul Wilhelm nicht über die Vergangenheit hinweg kann. Nicht nur, daß ihm seine erste, traurige Erfahrung in der Liebe auf dem Wege zu neuem Glück hindernd gegenüber steht, auch sonst ist es die Vergangenheit, die ihn immer wieder und wieder in ihren Bann zieht und mit ihrem melancholischen: „Es war" — sein Haupt zur Brust hinunterbeugt. Man kann sich den Dichter nicht besser vorstellen, als mit trüb gesenktem Haupte auf einer Bank sitzend; das Abendrot verblutet über schwarzen Wäldern, und er lauscht, lauscht, denn von weither klingt ein Lied, wonnesüß, sterbensbang, ein altes Lied, das von toten Tagen singt.

Ja, die toten Tage! Die kann er nicht vergessen; er sieht sie wie Schemen mit traurigen Augen an sich vorüberziehen, und die Erinnerung webt eine blasse Gloriole um ihren Scheitel, so daß sie aussehen wie Heilige.

„Und sie nach ihnen —
Da kommen die Träume,
Die Träume von einst —
Und wandeln vorüber
Mit traurigen Mienen
Und ernstem Blick
Und auf den Armen,
Da wiegen sie leise,

Da wiegen sie singend,
Ganz leise singend
Dein totes Glück! . . . . ."

Alles Glück des Dichters ist nur ein Traumglück. In Wirklichkeit hat er keines besessen, und wenn er es im Leben einmal mit kühnen Händen greifen will, dann bleibt ihm nichts zwischen den Fingern als Flitter und Tand.

Paul Wilhelm ist ein Dichter des Vergehens, des Sterbens. Seine liebste Tageszeit ist der Abend, wenn die Sonne verleuchtend hinter die Berge sinkt, wenn ihre letzten Strahlen verzucken und verzittern und müde Winde verlorene Glockenklänge an sein Ohr tragen. Desgleichen liebt er auch den Herbst, wenn auf den Wiesen die blasse, farbenkranke Blume, die Herbstzeitlose, blüht, wenn das Leben schwer den Pfad abwärts schreitet und mit dem verhauchenden Duft letzter Blumen ein banges, wehmütiges Todesahnen in die Seele zieht. Man darf nur die Überschriften der Gedichte lesen, so weiß man schon, was für einen Mann man vor sich hat. Golgatha, Sterben, Kirchhofgang, Flammentod, Vergessen, Nacht, Herbstzeitlose, Tote Tage, Perdita, Abschied, Lethe, Mein Leid, Mein Gram, Herbst, Sehnsucht, Erinnerung, Nachtgedanken, Abendstimmung, Auf mein Grab — das sind solche Titel.

Es ist der beste Beweis für die Stärke der dichterischen Fähigkeit Paul Wilhelms, daß er bei dieser nahen und innigen Verwandtschaft der Motive seiner Gedichte den Leser nicht ermüdet, sondern von der ersten bis zur letzten Zeile ganz und gar in seinem Bann hält. Neben dem Reichtum tiefer, schmerzgeborener Gedanken, neben der bezaubernden Wärme und ergreifenden Innigkeit seiner Gefühle, verfügt er eben auch über eine Darstellungskraft, die an keinen Geringeren erinnert, als an denjenigen, den der Dichter seinen „lieben, teuren Meister" nennt und dem er auch sein Buch gewidmet hat, an Detlev von Liliencron. Man lese nur die großartige Vision „Golgatha", wo es heißt:

„Dann hockt sie sich (die Nacht) am Kreuzesende nieder
Und weint und weint — und ihre Thränen fallen
Auf welke Blumen, die vom Tage krank,
Und dürre Gräser, die Erlösung dürsten.
Aus ihres Kleides Laken huschen Engel
Und richten auf die tiefgebeugten Halme,
Die von der Menge Fuß zum Staub getreten.
Vom Himmel hängen schwere Wolken nieder —
Da schlägt die Nacht die blinden Augen auf,
Und zitternd schwebt daraus ein Mondenstrahl
Und flimmert um das tote Gotteshaupt
Mit den violenblassen, herben Lippen
Und den gebroch'nen, schmerzenstiefen Augen.
Doch wundersam — die rötlich-gelben Haare

Erglühen leise, wie vom Licht entzündet —
Und eine Flamme lodert um das Haupt!

Da senkt die Nacht den schwarzen Wolkenschleier,
Der Strahl verlischt — doch schimmernd steht das Kreuz,
Und wie Musik erklingen alle Weiten —
Ums Haupt des Toten flattern weiße Tauben,
Und östlich wetterleuchtet das Gericht . . . ."

Freilich bewegt sich der Dichter nicht immer auf solch erhabenen Gebieten und in so düsterschönen Bildern, der musikalische Österreicher liegt auch ihm im Wesen und läßt ihn gelegentlich auch noch Lieder singen, die durch ihren weichen Wohlklang bestricken.

Aber Paul Wilhelms Bedeutung liegt nicht in ihnen, sondern in den größeren Gedichten. Und diese werden ihm einen Ehrenplatz unter den Meistern moderner Dichtung sichern.

Gedichte von Paul Wilhelm.

(Wien.)

Mein Leid.

(An L. M.)

Wohl scheint des Herzens Mitleid leicht entzündet
Von jener Qual, die zu den Wolken schreit,
Doch tiefer ist ein ungestand'nes Leid,
Das keine Worte, keine Klagen findet, —

Vor dem ein Sonnentraum in Nacht entschwindet,
Das dunklem Sein ein lichtes Streben weiht,
Das in den Stunden stiller Einsamkeit
Mit der Verzweiflung Klammern uns umwindet.

Wohl mag ein solches Herz noch glücklich wähnen
Der Strom der Menge, die vorüberflutet —
Doch du — du ahnst vielleicht verborg'ne Thränen

Und ahnst die Qual, die wild mein Herz durchglutet,
Das seiner Liebe weltengroßes Sehnen
In stiller Freundschaft Wirken leis verblutet. . . .

Augarten.

Aus „Wanderungen; ein Elegieenbuch".

Einsame Stunde, du nahst, da sinnend der Geist sich versenkt,
Und aus der Gegenwart Strom flüchtet zur Insel des „Einst" —
Helter und unstät umwogt uns im Wechsel das hastende Leben,
Doch im Erinnern gewinnt festeren Boden der Geist.
Langsam zieh'n sie vorüber, die toten, verblichenen Tage,
Unverändert wie einst grüßt mich getreulich die Schar.
Menschen, sie ändern sich oft, und Freunde, sie werden zu Feinden,
Doch das genossene Glück bleibt im Erinnern mir treu.
Also flücht' ich mich oft aus dem brausenden Wechsel der Dinge,
Wie in ein traulich Asyl, in der Vergangenheit Land,
Flüchte zu Geistern und Schatten, sie werden zu Menschen und Bildern,
Und sie umringen mich eng, schließen sich traulich mir an.
Ei — sie kennen kein Falsch, sie ändern nicht Herz und Gesinnung,
Und so erschaffen sie stets mir in der Welt — eine Welt.
Freilich entlockt mir ihr Anblick so manche verstohlene Thräne,
Mess' ich an einstigem Reiz still das veränderte Bild,
Aber sie lehren zugleich mich die tröstendste Weisheit des Lebens,
Daß ich des Augenblicks Glück niemals zu schätzen vermocht,
Lehren mich auch, wie im Kerne uns jegliche Stunde des Daseins,
Wär' es die bitterste auch, heimliche Süße verbirgt! —
Ahn' ich doch wohl, wie die Stunde, die eben im Flug' mir entflattert,
Gerne in späterer Zeit ruft die Erinn'rung zurück —
Sinnend verweilt dann der Geist in nimmer befriedigter Sehnsucht
An dem bejammerten Heut' wie an erstorbenem Glück.
Also tröste dich stets das Bewußtsein der kärglichsten Freude,
Zittern durch Stunden der Qual sel'ge Momente des Glücks —
Halte sie fest und lerne die flüchtigen vollends genießen!
Wahrlich, ein jeglicher wird dir zum verklärenden Strahl,
Der mit dem Schimmer der Hoffnung die dräuenden Wolken durchzittert,
Und dir die finsterste Nacht leise zum Dämmern erhellt . . . .

So auch zittert mir heut' durch die Seele ein schmerzlich Empfinden,
Rastlose Sehnsucht erwacht, treibt mich ins Freie hinaus —
Graulich der Himmel und schwer und von herbstlichen Wolken umzogen,
Aber zuweilen hindurch flimmert ein sonniger Strahl.
Zitternd vergoldet er flüchtig die schimmernden Kuppeln und Dächer,
Haucht durch die neblichte Flur wohlige Wärme des Lichts.
Langsam wandle ich hin durch die menschenbevölkerten Straßen,
Lenke nach stilleren Orten, ruhebedürftig, den Schritt —
Zieht es doch immer mein Herz nach den Stätten vergangener Tage,
Wo mir der Gegenwart Grau mildes Erinnern durchsonnt. —

Siehe, schon schimmert mir dort entgegen der freundliche Garten,
Schon erhebt sich vor mir hochaufragend sein Thor.
Flüchtig haftet mein Blick auf den goldenen Worten der Inschrift,

Die einst ein edler Monarch weihte dem ärmlichen Volk —
Weiter die Schritte sodann durchquerend den sandigen Vorhof —
Etwas seitwärts gewandt — siehe, schon bin ich am Ziel —
Immer noch sitzt, wie vor Jahren, der humpelnde Hüter des Gartens,
Immer noch rieselt und rauscht munter das Brünnlein im Stein —
Aber wo einst ich gewandelt an blühenden Tagen des Sommers,
Stehen die Bäume nun kahl, rauscht mir zu Füßen das Laub.
Sonst wohl wogte hier lärmend ein buntes und wechselndes Leben,
Manches belehrende Bild schaute der forschende Blick —
Heute doch wandeln nur wenige Menschen die Pfade des Gartens —
Stimmt mich die Einsamkeit ernst, ist es das herbstliche Grau —
Leise nur und verhallend aus dämmernden Fernen ertönt es
Wie ein verklingender Sang, wie ein entflatterndes Lied,
Wie ein Lachen, ein munteres, goldig klingendes Lachen —
Tönt aus der Ferne es leis — siehe — schon ist es verhallt —
Aber die Klänge sie wurden, indem sie verrauschten, zu Bildern,
Und aus dem nebligen Grau steigen sie leise empor . . .
Weiter wandelnd nach rechts — dort zwischen die dichteren Bäume
Lenke ich, zögernder fast, treibt mich auch Sehnsucht dahin —
Ja, so grüß ich dich denn, du Stätte entflohener Tage,
Die an vergangenes Glück süßes Gedenken verbirgt.
Hier einst lockt' es den Knaben zu fröhlichem, kindlichem Spiele,
Und auch den Jüngling noch oft, weilt' er in munterem Kreis.
Bilder erstorbener Lust, sie drängen mit Macht vor die Seele,
Und die Vergangenheit steigt aus der Vergessenheit auf.
Gerne verweilt nun der Geist bei den lange entschwundenen Zeiten,
Fühlt sich von neuem belebt, tollt die Erinn'rung vorbei.
Könnt' ich noch einmal die Tage der sonnigen Jugend durchleben,
Wär's auch ein flüchtiger Traum, der wie ein Nebel verwallt — !

Gerne drum wandle ich sinnend die einsamen Gänge des Gartens,
Und so erweck' ich im Geist holder Erinnerung Bild.
Ei! das war doch ein tolles, ein hastendes, sprudelndes Leben,
Ewiger Wechsel im Sein, und an Erlebnissen reich —
Alle die Tage von einst, nun werden sie wieder lebendig,
Und mit dem Lächeln des Mund's mengt sich die Thräne im Aug' —
Sind es auch fröhliche Stunden, die leise vorüber mir ziehen,
Liegt doch im kindlichen Spiel welch ein wehmütiger Reiz!

Ränke wurden gesponnen und listige Pläne geschmiedet.
Ward von dem Herzen der Maid vorgezogen der Freund,
Ihn zu stürzen war Losung, dann selber die Zinne erklimmen,
Und nicht den treuesten Freund schonte die tückische List.
Denk' ich doch öfters noch aller, die dort mir gar innig befreundet
Manchen schelmischen Streich halfen vollenden getreu —
Schwebt doch vor Augen noch oft mir das Bildnis des Freundes, der heute
Manches sinnigen Lied's liebliche Weise ersann,
Wie er vor Jahren hier stets an den heißesten Tagen des Sommers

Über die Schultern gehängt schleppte den Mantel einher —
Ja, so trug er sich stets, damit er recht stolz und genialisch
Stach von den anderen ab, die nicht der Muse geweiht —
Und auch des „Onkels“ gedenk' ich — so nannten wir alle ihn scherzend,
Weil er der Älteste war, aufgeschossen und hoch —
Und auch den tiefsten Baß besessen im ganzen Gymnasium —
Und das war doch fürwahr seltener Würden genug —
Auch verstand er von allen am besten die Ränke zu schmieden,
Jedem zu helfen bereit — stand er bei jeder Partei —
Wer ihn besessen als Freund, der fühlt' ihn als mächtige Stütze —
Ich war der Glückliche nicht — doch das ein anderesmal —
Damals bereitete öfters mir Ärger und Kummer der Junge,
Und für manch' boshaften Streich wußt' ich ihm bitteren Groll.
Heute doch lächle ich leise, gedenk' ich der kindlichen Spiele,
Und ich verzeihe ihm gern, was er mir damals verbrach —
Heute verstreute sie alle das wechselnde, waltende Schicksal,
Kaum ein bekanntes Gesicht findet der suchende Blick.
Einsam liegen sie nun und verlassen, die traulichen Plätzchen,
Wo mich so manches noch heut' still an Vergangenes mahnt.

Hier auch sah ich zuerst die schwarzäugig lockige Kleine,
Die mich — doch bitte verzeiht — plaudert der Dichter zuviel,
Langweilt's dich, Leser — vergieb, wenn allzulang ich verweilte
Sinnenden Auges und still noch in dem Reiche des Einst —
Glaubt' ich doch immer, es wären dir alte, getreue Bekannte,
Weil sie dem eigenen Sinn prägte Erinnerung ein,
Aber da mahnt mich dein Lächeln, dein spöttisches, freundlicher Leser,
Daß ich zu plaudern begann und daß geschwätzig ich ward,
Fühlst du doch nimmer wie ich die Süße entflohener Zeiten,
Fremd nur bleibt dir die Welt, die mich so heimisch begrüßt.
Kanntest ja nimmer die Buben, und nimmer die prächtigen Mädels,
Die in vergangener Zeit Sinnen und Sein mir erfüllt —
Heute nun ziehn sie im Geiste vorüber mit freundlichem Lächeln,
Während im Aug' mir versteckt — scheu eine Thräne erglänzt . . . .

Still ruht der Garten und leise schon senken die Schatten sich nieder,
Über den Bäumen bereits heben die Sterne sich auf —
Aber noch immer wie einst im Winde da rauschen die Wipfel,
Manchen versunkenen Traum singen sie leise mir wach.
Ist es mir doch, als wären die langen, die bitteren Jahre
Spurlos vorüber gerauscht, flüchtige Träume der Nacht —
Zitternd ergreift nun die Hand ein schwankendes Blättchen am Strande —
Ja, die Erle, sie ist's — unverändert wie einst!
Ich allein nur von allem bin älter, bin stiller geworden,
Tief in der Seele erwacht herber Erinnerung Weh.
Hoffnungen sanken ins Grab, es deckt mir das Liebste die Erde,
Aber dem Staube entkeimt blühendes Leben bereits.
Schimmernd dem trostlosen Heute enthebt sich das goldene Morgen,

Und dem verdüsterten Bild drängt sich das sonnige nach. —
Also leben wir stets ein dreifach zersplittertes Leben,
Halb der Vergangenheit noch, halb schon der Zukunft geweiht —
Rauschet vorüber im Taumel der Gegenwart frohes Genießen,
Und nur des Augenblicks Schmerz prägt in die Seele sich ein —
Heute stehst Du vor Augen mir, Bild meiner fröhlichen Jugend,
Und wie ein Abendrot grüßt scheidend Dein zitternder Schein,
Aber vertrauend zugleich in den ferne dämmernden Morgen
Hebt sich der schauernde Blick, ahnend den kommenden Tag. . . . .



Das ewig Eine.

Von Bruno Wille.

(Friedrichshagen.)

1. Himmelsruhe.

Unendliche Ruhe — wo bist du daheim?

Hier aus blauer Himmelsglocke trinke ich von dir. Doch wo dehnt sich uferlos das Meer, das diesen Riesenbecher füllte?

Du bist das uferlose Meer, Allseele! Für dich ist diese Wölbung nur ein enges Gleichnis. Du hegst und erfüllst ja alle Himmel, alle Welten.

Heiliges Gefäß! Könnt ich dich neigen zu meinen Lippen! Könnt ich trinken unerschütterliche Ruhe — wie ich hier nippe von deinem blauen Sinnbilde!

Droben lächelt das große, blaue Mutterauge: „Nippe nur, Kindlein! Nippen lehrt trinken — und was mein blauer Becher hier spendet, ist nur ein Vorgeschmack, ein Ahnen des Höchsten. Lerne schöpfen vom Quell — werde dir selber ein Becher seliger Ruhe! Lehne den Kopf zurück ins Gras — lausche dem Zusammenstimmen der Lüfte und Ähren, der Lerchen und Grillen! Blicke mir tief ins Auge! Spiegel der Seele ist es wie beins. Wolkenbilder, andächtig wie Pilger, schweifen hier, und Sonnengedanken blitzen. Ja, ich sinne mancherlei. Und doch sinne ich nur dem Einen nach. Ergieb dich meinem Sinnen — und deine Unrast wird ein sachtes Zittern inmitten der großen Ruhe, eine Würze ihrer Köstlichkeit. Und am Ende versinkst du in das heilig Eine."

O tiefes, blaues Meer! Ihr feierlichen Schiffe droben mit den großen sanft geschwellten Segeln — pilgert ihr zum Eiland des Friedens? Nehmt

noch einen Pilger mit! Seht, hier liegt der Ruhesucher — zwischen Grashalmen — die von seinen Schläfen riesenhaft ins Blaue wachsen — die einsame Sehnsucht wird ein frommes Tönen — tiefes Summen — eine Orgel, eine ferne — feierliche Harmonie . . .

Was ist das? Eine Orgel im Kornfeld? Bin ich im Märchenlande? Oder bilde ich mir diese Klänge ein?

Die Ohren zu — da verstummt die Musik. Die Hände weg — da hebt es wieder an, das zauberische Tönen.

Webe denn weiter, holdes Wunder! Ich glaube an dich, in froher Andacht neige ich mich.

Da — aus der Choral! Auf einmal brach er ab. Was war das? Ach ja! Wie putzig! Nur eine summende Hummel! Und mir klangen Orgelhymnen! Sieh da, kleiner Blumenbär!

Die Hummel verläßt den Kelch, wo sie gesogen, und brummt mir ganz nah — schier unwillig: „nur eine Hummel? Können nicht auch Brummflügel die große Glockenblume loben?"

Ja, schilt nur, Murrköpfchen! Hast recht! Ist freilich gleich, ob Orgelpfeifen summen oder Hummelflügel — wenn's nur klingt wie Hymnen! Wie's wirkt, darauf kommt's an bei jeglichem Ding. Juniperus hat recht: Wie's wirkt, so ist es! Die Brumme ist ein Musikengel.

Bin's zufrieden — will weiter lauschen dem kleinen Seraph — will weiter schwelgen im Himmelsbecher — versinken, ein seliger Ruhezecher . . .

Da – ein Vogel — er schwimmt im blauen Meer mit reglos gespannten Fittichen — auch er ein ruhevoller Gedanke!

Plötzlich, ha — er stürzt herab wie ein Pfeil — ein Habicht! Im Kornfeld todesbanges Quieken.

Und wie ein blutiger Riß geht es durch mein Herz.

Verstört fahre ich empor. Da fällt mein Blick auf krüppelige Ähren, die am Saum des Feldes zwischen wuchernden Radeblumen, Cyanen und Wicken stehen. Und ich höre mißtönendes Getuschel, Seufzen der Ähren: „O! mich hungert, mich dürstet!" Das üppige Unkraut blickt mit seinen schönen Augen hochmüthig herab: „Still, Gesindel! Wenn ich nur habe! Was brauchst du zu atmen, zu saugen? Mein die Sonne, mein die Luft, mein die Erde!"

O, wie hat sich auf einmal das Gefilde verwandelt in ein stöhnendes Schlachtfeld! Schmerz und Groll wühlen in mir. Ich fasse eine Radeblume und raufe sie aus: „Ei, ihr boshaften Räuber!"

Giftig äugelt mich die Blume an: „Räuber? Bist selber einer! Bringst

mich um — zertrittst den Käfer — verzehrst grüne und rote Seelenleiber — du Mörder! Du — Mensch!"

Das trifft wie Dolchstiche. Aus seliger Höhe bin ich gestürzt in ein wüstes Raubnest. Bin erwacht vom Traume der Unschuld und finde mich als Räuber unter Räubern — als Räuberhauptmann. Bin ein gieriges Ich unter meinesgleichen. Wir krabbeln durcheinander — jeder möchte sein eigenes Selbst emporkriegen über die anderen — und die Niedergetrampelten stöhnen, fluchen, röcheln . . .

O pfui! Wie konnte es geschehen, daß aus der heiligen Ruhe des Einen solch garstiges Gewimmel ward?

Blaues Auge droben, du großes, klares Denkerauge! Unbekümmert lächelst du hernieder. Wie kannst du das?

Oder ist das vielleicht derselbe Blick, der den Spinoza herzlich auflachen ließ, wenn die Spinne eine zappelnde Fliege umstrickte und aussog?

O, wer hinauswüchse über die Qual der Besonderung! Wer den erhabenen Standpunkt fände, sicher niederzuschauen auf Leid und Haß und Sterben! Wer da lachen dürfte wie Spinoza und wie der hohe Himmel!

Juniperus, weiser Wachholderbaum, wärest du bei mir, mich zu trösten, alter Freund! Ich werde krank in dieser bangen Enge. O, hilf mir zur freien Höhe des ewig Einen!



Illusion.

Von Heinrich von Schullern.
(Salzburg.)

Jahrestag unserer Hochzeit.

Ein paar Champagnerpfropfen sind zur Decke geflogen. Ein paar Freunde haben matte Toaste georgelt.

Auf das Glück der — Ehe! — Natürlich.

Wie alle Jahre.

Herkömmlich langer Abschied mit Phrasengeklingel.

Dann Alles still.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In ihren sanften Augen liegt ein schmerzlicher Vorwurf für mich. Heute mehr denn je. Sie hat recht. Ich bin zu wortkarg, zu rauh gegen sie. Ich weiß es, aber ich kann nicht anders, ich kann nicht.

Drum bleibe ich im Banne des tröstenden Narkotikums.

Ich sitze allein an der verlassenen Tafel. Vom Alkohol gepeitscht wallt das Blut, und die Phantasie, die sonst geknebelte, tanzt in Luft.

Ich schaue auf die Zeit voll Licht und Farbe, da ich neu war auf der Welt. Ich sehne mich nach jener Zeit zurück. Die Leidenschaft ringt wieder mit dem frostigen Verstande.

O, dieses Sehnen nach dem flammenden Glück, das mich nicht lassen will. — —

Ruhiges Atmen im Nebengemach. — Ganz regelmäßig. — Wie süß, wie traut. Meine Kinder, meine frischen Kinder!

Was huscht leise von Bett zu Bett? Das sorgenvolle, das überedle Mutterherz. —

Das überedle Mutterherz. —

— —

Und ich?

Ich halte ein Mädchenbild in der Hand. Ich umhülle es mit zärtlichem Blicke.

Wie duftig, wie sonnenwarm. Prickelnder Tauglanz in den Augen. Eine ganze Welt im Frühlingskleid, Alles in diesen Augen.

Mein Herz hüpft, stürmt in Weh und Wonne.

Es springt ein Lenzlied durch das arme Ding in der Brust.

Die Freude umschmeichelt meine Nerven. — — — — — — — —
— —

Ich hörte nichts, gar nichts hinter mir. Aber es kommt heran. Im Spiegel sehe ich die Frauengestalt. Blaß, mit ängstlichen, tiefliegenden Augen. Gierig stieren diese Augen auf das Bild in meiner Hand. — —

Ein leiser Wehruf. — Der welke Leib gleitet an mir herab.

Ich hebe die Gestalt sanft neben mich auf den Stuhl.

O, ich errate — armes Kind!

Sie hat mich also oft schon gesehen, verzückt in den Anblick dieses Bildes versenkt. Schweigend hat sie die Qualen der Eifersucht ertragen. — —

Wir sitzen still, eins an das andere gelehnt. Wir trinken vom süßen, perlenden Wein.

Liebevoll spreche ich zu ihr.

Beide denken wir an ein und dasselbe, an etwas Fernes, Fernes, Liebreizendes.

Auch in ihren Augen ein matter Glanz der Freude. Wie von morgenrotem Glück ein süßer Schauer über der Haut.

Sie ist schön — schön für einen Augenblick.

Ich ziehe sie an mich und küsse sie begehrend auf den Mund. —

Da kriecht der Tag, der schadenfrohe Tag zum Fenster herein. Der öde, abgeschmackte Tag. Fahl, entsetzlich fahl alles. Die verwüstete Tafel, die zerpflückten Bouquets — unser beider übernächtige Gesichter. —

Ein Frösteln geht durch ihren Körper.

Ich bringe sie zu Bett. Dann kehre ich zu meinem Kleinod, dem lachenden Bilde, zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aus ihrem Schlafgemach klagt ein leises Weinen.

Mich stört dieses Weinen. Es thut mir weh. Nichts, gar nichts fehle ihr, beteuert sie und drückt mir dankbar für mein Mitgefühl die Hand.

Ich küsse sie auf die Stirne und streichle ihre Wangen.

Kaum merkbar weint sie fort.

Was quält sie nur?

Ich habe sie früher nie weinen gesehen.

Eifersucht? Unmöglich; nie mehr!

Pah! Ich bin zu übernächtigt und — zu lebensmüde, um darüber nachzudenken.

Nun hat sie doch dieses Bild erkannt, das Bild, das ich wie ein Kleinod hege, das sie mich wohl stundenlang anbetend bewundern sah, ihr eigenes — Jugendbild!



Deutsche Lyrik.

Das Leben.

Nun sind wir Jahre zusammengegangen,
Seite an Seite, Schritt um Schritt,
Und durch unser zaghaftes Wandern glitt
Das gleiche sehnende Heimverlangen . . .

. . Wir wissen von stillen, schimmernden Teichen,
Darüber leise die Lüfte streichen,
Verborgene Frühlingsträume erzählen
Von sonnendurstigen Lerchenkehlen,

Von einer Kindheit tönenden Geigen,
Und wir sehen die Sterne sich vor uns neigen . . .

. . . . —

O du heiße, wirre Wanderzeit
Mit deinen köstlichen Angebinden,
Ewig das Suchen, selten ein Finden:
Und doch die Seele so weit, so weit . . .

. . In köstlich zitternden Warteschauern
In des Lebens duftigem Riedgras kauern
Und ahnend auf den Frühling lauern . . . .
Das ist's . .
Und können wir das nicht mehr,
Dann ist das hallende Märchen verklungen,
Wir haben den Hymnus des Lebens gesungen,
Wir haben die Nächte niedergerungen . .

Prag. Paul Porges.

Der wahre Gott.

„Nun tritt er, aller Sünden rein,
Vor dich, o Herr, demütig hin,
Laß milde ihm sein Sterben sein,
Gieb ihm der Seligkeit Gewinn!"
Die Mönche singen's dumpf im Chor,
Und hohl es von den Wänden klingt,
Im Dämmerlicht sich trüb verlor
Der Tag, der durch die Scheiben dringt.

Ein schmucklos', kahl' Gewölb' beengt
Die Stätte eines Erdenglücks.
Nur zu des Kranken Häupten hängt
Von rohem Stein ein Kruzifix.
Auf kargem Lager ruht ein Mann,
Der schauernd wild im Fieber stöhnt, —
Und wieder hebt das Beten an,
Das klanglos durch die Halle tönt.

Da hebt der Sterbende das Haupt
Und lauscht und lauscht voll Ungeduld:
Sie singen, was er selbst geglaubt:
„Entsagung wirbt des Himmels Huld!"
Und durch die müden Sinne blitzt
Die Frage, die nicht Antwort weiß:
„Entsagung, die vor Sünden schützt,
Ist das des Lebens höchster Preis?"

„Und tret' ich nun, der Sünden rein,
Vor dich, o Herr, demütig hin,
Wird nicht dein erstes Fragen sein
Nach meines Menschentums Gewinn? —
Ich ließ des Daseins goldne Frucht
Am grünen Baume ungepflückt,
Ich hab', dieweil ich Gott gesucht,
Den Gott des Lebens nie erblickt.

Entsagen ist ein leichtes Thun,
Wenn man Begierde nie gekannt,
Es darf nur der im Frieden ruh'n,
Der siegreich seinen Kampf bestand.
Wird Gott, der ew'gen Zweifels Droh'n
Den Menschen als ihr Los verlieh,
Für mich, der feig dem Streit entfloh'n,
Mehr Gnade haben als für sie?" —

Er sank zurück. — Das Glöcklein summt,
Das Sterbeglöcklein, bang und tief.
Der bleiche Frager ist verstummt,
Der nun den Todesschlummer schlief. —
Doch vor des stillen Klosters Thor
Da gährt's, da rührt sich's, Glied um Glied,
Posaunen gleich befällt's das Ohr,
Das ist der Arbeit Herrenlied!

Dort braust der Puls, der Leben heißt,
Gebärend, schaffend, kampfgeübt,
Der hier Ruinen niederreißt,
Dort nie Geahntem Leben giebt. —
Und drinnen, wo der bleiche Tod
Den stillen Duldern ernst genaht,
Ein Sehnen durch die Herzen loht,
Ein Sehnen nach dem Gott der That! —

Bremen. Julius Koch.

Im Dom.

Es spricht im Dom der Pred'ger,
Es lauscht die fromme Schar,
Der Lichter Flammen flackern
So müde am Altar.

Im Chorstuhl sitzt ein Mädchen
Und legt ans Herz die Hand.
Die Heil'gen nicken seltsam
Im Dome von der Wand.

Sie lächeln und sie nicken
Im großen, dunkeln Bild,
Das Mädchen betet leise,
Ihr junges Herz pocht wild.

Maria mit dem Kinde,
Sie blickt so vorwurfsvoll,
Die junge Maid errötet
Und betet sorgenvoll.

Zum Segen hebt der Priester
Gar feierlich die Hand,
Die Heil'gen nicken seltsam
Im Dome von der Wand.

Prag. Friedrich Posselt.

Entfachte Brände.

Du hast in dieser Frau geweckt
Der Sinne Glut;
Nun hat die Löwin Blut geleckt,
Wildheißes Blut. —

Wohl magst du in der ersten Frist
Genügen ihr;
Doch wenn die Zeit verstrichen ist,
Dann wehe dir! —

Prag. Oskar Wiener.

In der Dorfschenke.

Eine Geige weint und schluchzt,
und daneben juchajuchzt
eine tolle Flöte.

Daß die Geige schluchzen kann,
macht, weil mit dem Flötenmann
geht die braune Grete.

Prag. Margarete Beutler.

Zur Dämmerstunde war's.

Zur Dämmerstunde war's,
Zur schlimmen Zeit,
Und deine Rosen dufteten im Zimmer.
Ins Fenster brach der letzte Abendschimmer,
Und meine Sehnsucht ging so weit:
Sie suchte dich. —
Wie dufteten die Rosen!
Und lechzend barg ich mein Gesicht hinein,
Und sog die süßen, süßen Düfte ein —
Wie fühlt ich deine Wünsche mich umkosen!
O kämst du jetzt —
Wie würde ich dich lieben!
Ich ging und sperrte weit mein Fenster auf —
O Lust, da kamst die Straße du herauf,
Von gleicher Sehnsucht zu mir hergetrieben.
Und wie im Traum blieb ich am Fenster stehn,
Und nickte stumm —
Du stürmtest in das Haus,
Breitetest schweigend deine Arme aus,
Es mußte sein —
So ist es denn gescheh'n . . . . .

Petersburg. Thekla Lingen.



Stumme Welt.

Von Ludwig Jacobowski.
(Berlin.)

I.

Tiefstes Leben.

Ich habe es geglaubt, aber ich glaube es nicht mehr.

Wenn ich als Junge von zehn Jahren, noch die grausigen Mordthaten Franz Moors auf dem bewegten Herzen und die „Räuber“ unter dem Kopfkissen, mit einem Ruck einschlief, war ich in tiefster Seele beruhigt, denn wenn ich schlief, so schlief jetzt auch die ganze Welt. Der Vater und die Mutter, die vier Brüder, das Dienstmädchen, die mir ihre heimlich gekauften Schundromane heimlich zusteckte, der Papagei drüben beim reichen Hauswirt, die

gellende Schulglocke meiner Realschule, der lange Rohrstock der Unter-Quinta Cötus B, den ich zur Zeit durchmachte, die Chippewäh-Indianer, deren letzter Häuptling . . . nein, das waren ja die Mohikaner . . . Karl der Große, der von 768—814 regierte . . . , mein Pustrohr, . . . ja, das schlief alles, wenn ich einschlief. Ich schlief im Mittelpunkte der ganzen Welt.

Als ich sechs Jahr älter war und mich zum ersten Male heftig verliebte, da wußte der Unter-Sekundaner Cötus A besser Bescheid. Wenn ich die Bettdecke um die linke Schulter zog und mich wie in einen Pelz darin einmummelte, dann schlief die Welt nicht mehr mit mir ein. Die Erde rollte rastlos ihre Donnerbahn ab und Myriaden Gestirne tosten ihren schwebenden Gang weiter, Planeten: Uranus, Neptun, Merkur, Venus . . . Fixsterne — mein Gott, keinen Namen wußte ich mehr — und Kometen, und die Milchstraße . . . Die Antipoden wachten gerade auf, wenn ich mich niederlegte; auf der Straße draußen tobte der Lärm der Welt weiter, und liebliche Mädchen, von denen einzelne Mitschüler mit vielem Taschengeld manches wußten, trippelten des Abends und des Nachts die Straße auf und ab und guckten nach goldenen Sternen. Die Halbwelt schlief nicht, indeß ich schlief.

Und doch gingen mit mir viele schlafen, jeder Gegenstand in meinem Zimmer fügte sich meiner Ruhe. Jedes Buch lag still; die Stühle rückten sich nicht; die Thüren standen ruhig; nebenan schliefen die Eltern und die Brüder; dreihundert Klaviere der Nachbarschaft ließen ermüdet die Flügel hängen und hielten sich ängstlich die Saiten fest. Tief im Schlaf lag die kleine Welt meines nächsten Lebens.

Aber jetzt weiß ich, daß mich auch diese Welt belogen und hintergangen hat.

Feine Sinne hat mir das schmerzlich-bewegliche Leben gegeben und spürende Nerven am ganzen Leibe. Die fühlen die tiefsten Säfte des Daseins unter starrer Stille und horchen feinste Gesänge heraus aus der Tonlosigkeit stummer Welt.

Und Nächte um Nächte liege ich da und taste nach dem verschwiegenen Leben um mich herum.

Wenn ich die Augen schließe, beginnt es zu leben. Wie von einem schweren Druck befreit, atmen die Objekte des Zimmers auf. Augen haben sie plötzlich, die sie aufreißen; Hände, die sie erheben; Arme, die sie ausstrecken; Lippen, die in verheimlichter Sprache reden. Und Atem haben sie alle! Der schwebt schwer durch die Stille der Nacht, durch die Nacht der Stille, so schwer, als käme er aus einem tiefsten Leben, von dem kein Weiser mit Menschengesicht je einen Blick erhascht, von einem Leben, das in gebundener Enge und verketteter Bedrängnis jämmerliche Bürden schleppt und schleppt . . .

Die Stühle knarren leis, die Bücher rascheln, der Ofen klagt, die Thüren rasseln, die Wände wollen sich anschicken, einander zu nähern; schon beginnt der Boden zu leben, und die Decke wankt. Ein Flüstern geht um; einer hat es ausgestoßen, die andern hören's und seufzen es nach, aus schwerer Brust, aus schwerem Leid. Und alles schaut nach mir hin, zu mir, ihrem Herrn, der ihr Leben weckt, wenn er sich im Schlafe ausstreckt, und der sie aber wieder leblos macht, wenn . . .

Ich reiße plötzlich die Augen auf.

Diese feige, furchtsame Brut! Verlogen und heuchlerisch bis in den Kern! Reglos und leblos stehen sie da, ohne horchende Augen, tastende Hände, saugende Seele. Als wären sie wirkliche Klötze aus Holz, Stein, Papier, Glas! Ich schreie sie an in der Dunkelheit. Niemand antwortet. Kein Atemzug. Vor dem Laut der menschlichen Stimme zittert diese stumme Welt der Nächte. Und zieht sich tief zurück, als wäre sie tot.

Aber ich will's euch schon zeigen!

Und listig, halb geschlossenen Auges streck' ich mich aus. Und thue, als ob ich schliefe. Und horche mit brennenden Wangen.

Ah . . . ein leises Atmen aus der Ecke links; jetzt flüstert es oben rechts. Die Wand beugt sich sacht über mich, um zu sehen, ob ich wache oder schlummere . . .

Ich fühle es bis in meine tiefsten Empfindungen und erstarre vor Entsetzen. Und kann den Arm nicht heben. Und bin wehrlos vor ihrer lebendigen Kraft.

Mitten im Leben der Nacht liege ich tot. Mitten im Leben des Tages sind sie tot. Lebe ich, dann erstarrt ihr tiefstes Herz vor Entsetzen; liege ich tot, dann tanzen ihre Seelen leichte und befreite Tänze . . .

Nehmt euch in acht! Weht mir keine Schatten und Ängste in meine Nächte! Denn ich bin ein Preuße und habe Unteroffiziers-Instinkte. Und werde am Tage vor euch auf- und abgehen, die ganze Front entlang, und werde euch anschreien, weil ihr die Nächte Unfug treibt. In Reih und Glied steht ihr dann da, lächerlich hölzerne Gesellen, die nicht den Mund aufthun können und bis drei zählen! Was macht der Spiegel für ein stumpfes, blödes Gesicht? Was hat das Spind für einen dicken Bauch? Und das Bücherregal für graue Gesichtsfarbe? Das kommt davon, wenn man durch so viel Volk und Jahrhunderte bummelt und allerlei saubere Spießgesellen aufsucht, Heiden gar, oder Indianer! Was zieht der Ofen seine eckigen Schultern so herauf? Dem werde ich einheizen, bis seine töpferne Seele platzt! Bande ihr, die ihr einem das bischen Schlaf stehlt!

So werde ich morgen früh zu ihnen reden! Wie ein Unteroffizier! Denn ich bin ein Preuß'!

Aber jetzt! . . . weh . . . in tiefster Bedrängnis liege ich da, wehrlos dem Leben der stummen Dinge hingegeben, und vergrabe den Kopf in die Kissen vor dem ergreifenden Jammer ihrer Seelen, ihrer durch mich gebundenen Seelen.

Und tief in Ängsten, mit zuckenden Augenlidern fleh' ich vergebens um nächtlichen Schlaf . . .

II.

Herrenrecht.

Auf dem fußbreiten Waldweg hatten sich die braungedörrten Nadeln zahlreicher Fichtenzweige viele Jahre lang angehäuft. Fast rotbraun dehnte sich der Pfad, ganz bedeckt mit den Spuren jährlichen Welkens. Durch die dünnen Nadeln schoben sich schwarzgraue, mürbe Zweige und über die tiefroten und braungelben Tannenzapfen krochen dicke Äste, die noch im Sterben Scharen spitziger Nadeln mit sich hinabgerissen hatten und sie festhielten, wie Kameraden sich an einander klammern, wenn es ans Sterben geht.

Ich saß auf einem weißen Kalkstein, der sich einst oben an den Monte Christallo angeklammert hatte, und ließ die genießenden Blicke über die gezackten Ungeheuer der Dolomiten von Tre Croci wandern. Über die mächtigen Fichten schob sich mein Entzücken bis an die kalkweißen, steilen Wandungen der Bergriesen, glitt über die Gletscherspalten und haftete an den weißen Feldern ewigen Schnees. Grenzenloses Blau schüttete der gnadenreiche Himmel heute über die phantastischen Spitzen aus, und hoch oben kreiste der Eiswind und schrie manchmal hohl hinab zu mir.

Eine Ameise kletterte jetzt über meine rechte Hand.

Wie zieht das Winzige die Seele vom Hohen herab! Ein Blick, und die Dolomiten des Ampezzothals verschwinden vor den Wundern der kleinen Welt zu meinen Füßen.

Der ganze Waldweg ist seltsam belebt. Wohin ich schaue, zittert, bebt, lebt und wandert es. Ganze Heerscharen von Ameisen kriechen, laufen, hasten, taumeln den Pfad hinab. Die dünnen Fichtennadeln schieben sie aus dem Wege, die grauen Reste überklettern sie geschwind; vor einem armdicken Zweig laufen sie unruhig hin und her; eine ernste Berathung scheint stattzufinden, denn mit den Köpfen stoßen sie aneinander, um dann, wie in langen Zügen, den ungefügen Ast zu umgehen. In allen ist ein Wille, ein

Ziel lebendig, und endlos, mit tiefster Emsigkeit wandert der Zug durch den Wald an mir vorbei.

Da regt sich in meiner Brust eine Art wilder Instinkt. Wie ihn kleine Mädchen haben, wenn sie einer Puppe den Leib aufschneiden, um die Finger in ihr Inneres hineinzubohren, oder wie Knaben, wenn sie den Zinnsoldaten grausam die rotbemalten, standhaften Beine abknicken oder plumpen Maikäfern die zitternden Fühler ausreißen. Das ist ein wilder, eingeborener Hang zur Grausamkeit, ein Herreninstinkt, der seine Macht fühlen und sie wie ein Tobsüchtiger an tieferstehenden Individuen auslassen will.

Und mit hartem Blick werfe ich einen großen Stein mitten in die wimmelnde Herde der fleißigen Brut. Mit grobem Krach zertrümmert er die morschen Zweige unter seiner Gewalt und mit ihm eine kleine, geschäftige Schar arbeitsamer Ameisen. Der Weg bebt förmlich von der Wucht des Wurfes.

Und jählings verdoppelt sich das Gewimmel und wird unendlich, unübersehbar. Jedes der winzigen Geschöpfe fühlt das Zittern der großen Katastrophe am winzigen Leibe. Wie toll und unsinnig stürzen sie aufeinander los, durcheinander, übereinander, mit fremden Geberden und ratlosem Instinkt. Zerstört der einheitliche Wille, zerschmettert das Ziel ihres Weges. Wie toll schießen sie jetzt auf den fremden Stein los, auf das seltsame, neue Ungeheuer, das ein ungekannter Herrenwille von hoher Höhe hinabgeschleudert hat, und stoßen ratlos mit ihren zuckenden Fühlern an seine seelen- und herzlose Brutalität.

Ganz betäubt müssen sie sein. Mitten im Leben sind sie vom Tod umfangen . . .

Das alte Kirchenlied fällt mir ein. Das stimmt traurig. So traurig, daß mir mein wilder Instinkt, den Herrn und die Vorsehung für Ameisen zu spielen, weh thut und bitter leid ist. Und vorsichtig hebe ich den rohen Stein auf und schleudere ihn weit weg über den Weg mitten auf die weiße, heiße, steinübersäte Landstraße. Denn Stein gehört zu Stein! Mag er sich an seinesgleichen reiben und dort seine Kraft erproben. Geistlos ist seine rohe Kraft im Kampf mit der schönen und fleißigen Intelligenz flink schaffender Ameisen.

Seltsames Schauspiel!

Um das Dutzend toter Ameisen hasten die unendlichen Scharen herum, wie in rätselhaftem Staunen und Schmerz. Und fahren darauf los und schnellen wieder verstört zurück. Und wissen nicht ein und aus mit dem, was sie eben erlebt. Wie ein großes Wunder fällt es über die sonst so geregelten Scharen; ziellos, planlos, zwecklos stoßen sie einander an und schauen auf die toten Kameraden.

Mitten im Leben sind sie vom Tod umfangen. Fremdes Herrenrecht stieß sie aus dem Fleiß der Stunden, aus dem Licht der Tage in die Finsternis des Vergehens und Vergessens.

Fremdes Herrenrecht? Als wäre ich selber mehr als eine winzige Ameise vor anderem, fremdem Herrenrecht? Auch ich ahne über mir den fremden Herrn!



Unvorsichtigkeit.

Von Guy de Maupassant.

Frei übertragen von Georg Freiherrn von Ompteda.*)

(Dresden.)

Vor der Ehe hatten sie sich ideal geliebt. Sie lernten sich in einem reizenden Seebade kennen. Er hatte das rosige, junge Mädchen, das am Strande immer mit hellem Sonnenschirm in hellen, luftigen Kleidern vorüberging, allerliebst gefunden: zart, blond, wie sie war, mit dem Hintergrund von Wogen und riesigem Himmel! So hatte er sie lieben gelernt. Den Eindruck dieser kaum aufgeblühten Menschenknospe auf seine Seele hob unbewußt die mächtige Natur: die frische, windbewegte, salzige Luft, die weite Landschaft mit ihrem strahlenden Sonnenschein und den brandenden Meereswogen.

Sie hatte ihn lieb gewonnen, weil er ihr den Hof machte, weil er jung war, ziemlich vermögend, nett und liebenswürdig. Sie hatte ihn geliebt, wie eben ein junges Mädchen einen jungen Mann liebt, der ihr Artigkeiten sagt.

So waren sie ein Vierteljahr lang Seite an Seite gegangen, Auge in Auge und Hand in Hand. Und der Morgengruß, den sie sich vor dem Bade in der Frische des jungen Tages zuriefen, und der Abschied, den sie abends am Strande unter dem Sternenzelt in der ruhigen, stillen Nacht voneinander nahmen, mit leisen, ganz leisen Worten, hatte schon einen Vorgeschmack von Küssen, obgleich sich ihre Lippen noch nie begegnet.

Wenn sie eingeschlafen waren, träumten sie voneinander und wenn sie

*) Aus einem demnächst erscheinenden Bande von Maupassants Gesammelten Werken, frei übertragen von Georg Freiherrn von Ompteda. (10 Bände, à 2 M. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin, W.)

erwachten, trafen sich ihre Gedanken. Ohne es sich noch zu gestehen, begehrten sie einander mit ganzer Seele, mit allen Sinnen.

Nach der Hochzeit kam das reale Glück dieser Erde, zuerst eine Art unerschöpflicher, sinnlicher Wut, übertriebene Zärtlichkeit und greifbare Poesie, schon ziemlich raffinierte Liebkosung, allerlei Scherze und Streiche. Ihre Blicke hatten etwas Unreines, ihre Bewegungen erinnerten einander an die Annäherung während der Nacht.

Aber jetzt fingen sie schon an, ohne es sich einzugestehen, vielleicht ohne es selbst zu merken, einander satt zu bekommen. Und doch liebten sie sich noch. Aber sie hatten sich nichts Neues mehr zu sagen, nichts zu thun, was sie nicht schon oft gethan, einer vom andern nichts mehr zu lernen, nicht einmal ein neues Wort der Liebe, einen neuen Ansturm, irgend einen neuen Ton, der das oft Gesagte wieder aufgefrischt hätte.

Und doch mühten sie sich, die schwächer glimmende Glut neu zu entfachen. Jeden Tag erfanden sie neue Zärtlichkeiten und mühten sich verzweifelt, in ihren Herzen das unstillbare Feuer der ersten Zeit wieder auflodern zu lassen, in ihren Adern die heiße Flamme des Honigmondes neu zu entzünden.

Ab und zu fanden sie durch Anstachelung ihrer Begierden eine Stunde künstlicher Erregung, der sofort Lässigkeit und Ekel folgten.

Sie hatten es mit Schwärmen im Mondenschein versucht, mit Spaziergängen an warmen Abenden im Walde, am nebelbedeckten Flußufer, dann waren sie miteinander auf öffentliche Festlichkeiten gegangen.

Da sagte eines Morgens Henriette zu Paul:

— Geh doch mal mit mir ins Restaurant essen.

— Gewiß, liebes Kind.

— Aber in ein sehr bekanntes.

— Gut.

Er sah sie forschend an. Er merkte, daß sie etwas wünschte, was sie nicht sagen wollte.

Sie begann von neuem:

— Weißt Du, in ein Restaurant, — ja, wie soll ich Dir das erklären — in ein Restaurant, wo — wo man sich trifft, wo man Rendezvous hat.

Er lächelte:

— Gut, ich verstehe schon, in ein großes Restaurant, und zwar ins Cabinet particulier.

— Ja, das ist es! Aber nicht wahr, in ein ganz großes Restaurant, wo man Dich kennt. Wo Du schon mal soupiert hast, nein, ich meine gegessen, kurzum, Du weißt. Weißt Du, ich möchte gern — ach, das kann ich Dir nicht sagen.

— Nun, sag es doch, unter uns — was schad't denn das, wir haben doch keine Geheimnisse voreinander.

— Nee, das wage ich nicht.

— Ach, verstelle Dich mal nicht, sag doch.

— Gut, also ich möchte nämlich gern — ich möchte gern, daß man mich für Dein Verhältnis hält, und daß der Kellner, der nicht weiß, daß Du verheiratet bist, mich auch für Dein Verhältnis hält und daß auch Du, ... daß Du mal 'ne Stunde lang so thust an diesem Ort, an dem doch gewisse Erinnerungen für Dich hängen. Weiter will ich nichts. Und dann will ich mir mal selbst einbilden, daß ich Dein Verhältnis wäre. Ich werde was ganz Schlimmes thun: ich werde Dich betrügen — aber weißt Du — mit Dir! So! Das ist sehr schlecht von mir, aber ich möchte es zu gern. Nu, mache mich nicht rot, ich fühle ja schon, daß ich rot werde! Du hast ja keine Ahnung, wie mir das Spaß machen würde, mit Dir mal irgendwo zu essen, wo man eigentlich nicht gut hingehen kann, in ein Cabinet particulier, wo sich die Liebespärchen abends treffen. Jeden Abend! Das ist sehr häßlich von mir, nicht wahr? Ich sehe schon, ich bin rot, rot wie 'n Puter. Bitte, sieh mich nicht an.

Er lachte; die Geschichte machte ihm Spaß, und er antwortete:

— Gut, wir wollen mal heute abend in ein chices Restaurant gehen, wo ich bekannt bin.

Gegen sieben Uhr stiegen sie die Treppe eines großen Restaurants auf dem Boulevard hinauf. Er lächelnd mit unternehmendem Blick, sie verlegen und entzückt, tief verschleiert. Sobald sie in ein kleines Zimmer getreten waren, wo vier Stühle standen und ein großes Sofa mit rotem Sammtbezug, trat der Oberkellner ein und legte die Karte vor. Paul gab sie seiner Frau:

— Was willst Du essen?

— Ja, ich weiß nicht, was man hier ißt.

Da las er, während er den Überzieher ablegte, den er dem Kellner übergab, die ganze lange Reihe von Speisen herunter und sagte:

— Wir wollen mal ein kräftiges Menu zusammenstellen: Potage bisque — Poulet à la diable — Hasenrücken, Hummer à l'Américaine, Salat und recht stark gewürztes Gemüse, Dessert. Sekt natürlich . . . .

Der Kellner betrachtete lächelnd die junge Frau. Dann nahm er die Karte entgegen und fragte, indem er Paul beim Namen nannte, ob er süßen oder herben Sekt wünsche.

— Extra dr . . . .

Henriette war glückselig, als sie hörte, daß der Kellner den Namen ihres

Mannes kannte. Sie setzten sich nebeneinander auf das Sofa und fingen an zu essen.

Ein Dutzend Lichter leuchtete ihnen. Ein großer Spiegel warf matt ihren Glanz zurück, ganz blind von ein paar Hundert Namen, die mit Diamant in das Glas eingekritzelt worden, sodaß er nun aussah, wie mit Spinngeweben überzogen.

Henriette leerte ein Glas nach dem andern, um in Stimmung zu kommen, obgleich sie fühlte, wie ihr der Wein vom ersten Schluck ab zu Kopfe stieg. Paul, dem allerlei Erinnerungen wieder kamen, küßte ihr alle Augenblicke die Hand. Seine Augen glänzten.

Das verdächtige Lokal berührte sie ganz eigenartig. Sie war erregt, zufrieden, aber fühlte sich doch ein wenig am falschen Ort. Zwei andere Kellner kamen und gingen, stumm, schnell und leise. Sie waren schon daran gewöhnt, alles zu sehen und alles zu vergessen und in Augenblicken, wo die Pärchen die Zärtlichkeit überkam, zu verschwinden.

Gegen Mitte des Diners war Henriette betrunken. Paul, angeheitert, preßte ihr mit aller Gewalt das Knie. Jetzt schwatzte sie etwas unbefangener, mit roten Backen und leuchtendem, halb verschleiertem Blick:

— Hör mal, Paul, jetzt mußt Du mir aber beichten, weißt Du, ich muß alles wissen.

— Was denn, Liebchen?

— Ja, das wage ich nicht zu sagen.

— Na, sag nur immer.

— Hast Du früher ein Verhältnis gehabt, oder viele vor mir?

Er war erschrocken und zögerte ein wenig. Er wußte nicht, sollte er seine Eroberungen vor ihr verheimlichen oder sich ihrer rühmen.

Sie begann von neuem:

— O bitte, sag mir mal, hast Du viele gehabt?

— Na, einige.

— Wieviel?

— Ja, das weiß ich nicht mehr! So was weiß man doch nicht mehr.

— Hast Du sie nicht gezählt?

— Aber nein.

— Du hast also viele gehabt?

— Nu ja.

— Wieviel denn etwa, nur so etwa?

— Ja, aber liebes Kind, das weiß ich doch nicht, in manchen Jahren viele und dann mal wieder sehr viel weniger.

— Ja, wieviel denn etwa jährlich?

— Na, manchmal zwanzig bis dreißig, manchmal bloß vier oder fünf.

— O, das macht ja im ganzen mehr wie hundert.

— Nu ja, so etwa.

— Das ist aber ekelhaft.

— Warum denn ekelhaft?

— Ja, weil das ekelhaft ist, wenn man daran denkt, alle diese Frauen nackt, und immer, immer dann . . ., nein, das ist doch ekelhaft: mehr als hundert!

Er war empört, daß sie das ekelhaft fände, und antwortete mit jener Überhebung in der Stimme, die die Männer annehmen, wenn sie den Frauen begreiflich machen wollen, daß sie eine Dummheit gesagt haben:

— Nu, das ist aber doch einfach lächerlich; wenn es ekelhaft ist, hundert Frauen gehabt zu haben, da ist doch eine ebenso ekelhaft.

— O, durchaus nicht.

— Warum denn nicht?

— Weil eine Frau eine wirkliche Verbindung ist! Mit der muß einen doch Liebe verknüpfen. Aber hundert Frauen, das ist schmutzig und unanständig. Ich kann nicht begreifen, wie ein Mann sich mit solchen Mädchen einlassen kann, die so schmutzig sind.

— Durchaus nicht, sie sind sehr reinlich.

— Bei dem Handwerk kann man nicht reinlich sein.

— Im Gegenteil, gerade wegen ihres Handwerkes sind sie reinlich.

— Pfui Teufel! wenn man denkt, daß sie sich am Tage vorher mit einem anderen eingelassen haben, das ist unerhört.

— Das ist nicht unerhörter, als wenn ich aus einem Glase trinke, aus dem irgend jemand schon vor mir getrunken hat, heute morgen vielleicht, und das man sicher weniger gut gewaschen hat, als . . .

— Bitte, jetzt sei ruhig, das empört mich.

— Ja, warum fragst Du mich denn dann, ob ich Verhältnisse gehabt habe!

— Sag mal, waren Deine Verhältnisse eigentlich immer Dirnen, alle?

— Nein, durchaus nicht, durchaus nicht.

— Ja, was waren's denn dann?

— Na, Schauspielerinnen oder kleine Konfektionösen oder Damen aus der Gesellschaft.

— Wieviel Damen aus der Gesellschaft?

— Sechs.

— Nur Sechs?

— Ja.

— Waren sie hübsch?

— Nu ja.
— Hübscher als die andern?
— Nee.
— Wer ist Dir denn lieber, die andern Mädchen oder die Damen aus der Gesellschaft?
— Die Mädchen.
— Pfui, bist Du schmutzig. Warum denn?
— Weil ich Dilettanten nicht mag.
— Nu hört's aber auf, Du bist ja gräßlich, hör mal! Sag mal, hat Dir das Spaß gemacht, so von einer zur andern zu laufen?
— O ja.
— Viel Spaß?
— Sehr viel.
— Ja, was hat Dir denn Spaß gemacht, waren sie nicht eine wie die andere?
— O nein.
— Ach, also die Frauen sind nicht eine wie die andere?
— Durchaus nicht.
— In keiner Beziehung?
— In keiner Beziehung.
— Nein, ist das komisch! Worin sind die denn verschieden?
— In allem.
— Der Körper?
— Nu ja, der Körper.
— Der ganze Körper?
— Der ganze Körper.
— Und was denn noch?
— Nu, die Art und Weise zu küssen, zu sprechen, die geringsten Kleinigkeiten zu sagen.
— So, es ist also sehr amüsant, zu wechseln?
— Nu ja.
— Sind denn die Männer auch verschieden?
— Ja, das weiß ich nicht.
— Das weißt Du nicht?
— Nein.
— Sie müssen doch auch verschieden sein!
— Ja, ohne Zweifel.

Nachdenklich blieb sie sitzen, ihr Champagnerglas in der Hand. Es war voll, und sie schüttete es ohne Absetzen hinab. Als sie es dann auf den

Tisch niedergesetzt, umschlang sie ihren Mann mit beiden Armen und flüsterte, an seinem Munde hängend:

— Ach, ich habe Dich so lieb.

Er umarmte sie mit plötzlich entflammter Leidenschaft.

Ein Kellner, der eben eintreten wollte, fuhr sogleich zurück und schloß die Thür.

Und während etwa fünf Minuten wurde nicht weiter serviert.

Als der Oberkellner endlich mit ernster, würdiger Miene erschien und die Früchte zum Dessert brachte, hielt sie wieder ein volles Glas in der Hand, blickte in das gelbe, durchsichtige Naß, als ob sie dort unten neue, unbekannte Dinge sehe, und murmelte mit träumerischem Ausdruck:

— Ach, nett muß es doch sein!

Sie haben sich eingerichtet.

Skizzen aus dem Leben gewöhnlicher Menschen von P. M. Gin.

(Moskau.)

> Gewöhnung, uns von Gott gegeben,
> Vertritt das Glück in unserm Leben.
> Puschkin.

Das Mittagessen näherte sich seinem Ende. Ignatij Ljwowitsch Dimkin, ein wohlgenährter, großer, blonder Herr mit Glatze, rundem, rasiertem Gesicht und leicht hervortretenden Augen, bewirtete seinen alten Studiengenossen und intimen Freund Doktor Worobejtschik, welcher aus einer entlegenen Provinz nach Moskau zur Pirogoff'schen Versammlung*) gekommen war. Die Freunde hatten sich an zwölf Jahre nicht gesehen und konnten jetzt, obgleich es beide wünschten, den richtigen „Ton" nicht treffen.

Der Wirt war freundlich, sogar zu freundlich, sodaß man aus seinen Worten heraushören konnte: Ich, eine großstädtische Berühmtheit und doch so liebenswürdig und einfach! Der Gast fühlte das „geneigte Wohlwollen" und hielt sich reserviert. Besonders unangenehm berührte ihn die Wirtin, eine sehr geputzte Dame mit Ärmeln wie geblähte Segel. Dem Aussehen nach zählte sie gegen fünfundvierzig Jahre. Klein, dick, schielend, mit

*) Pirogoff — berühmter Anatom und Chirurg.

breitem, flachem Gesicht, schwarzem, negerartig krausem Haar — jeden Augenblick schien sie in dem enggeschnürten Korsett zu ersticken. Frau Dimkin sprach näselnd, mit dünnem Stimmchen, und warf fortwährend ihrem Manne kokette, zärtliche Blicke zu. Gegen den Gast war sie automatisch liebenswürdig, das heißt, sie fragte ihn mit stereotypem Lächeln, ob es in der Provinz langweilig wäre, und ob er in Moskau viele Veränderungen gefunden hätte, und wunderte sich sehr, als sie erfuhr, daß er nie im Auslande gewesen war.

— „Wir aber, ich und John, reisen jedes Jahr," erzählte sie. „Im vorigen Jahre arbeitete er in London und im vorvorigen in Wien. Ich gehe immer mit, er sehnt sich sonst nach mir, und ich kann es nicht über mich bringen, ihn allein gehen zu lassen. Erinnern Sie sich vielleicht, mein Herr Gemahl, wie es Ihnen einmal eingefallen war, auf eigene Faust nach Paris zu trollen" (sie blinzelte ihrem Manne listig zu) . . . „Und er büßte für seinen Mut, er wurde krank . . . Und Sie, Herr Doktor, sind Sie auch ein so guter Familienvater, wie mein John?"

— „Danach muß man meine Frau fragen," erwiderte Worobejtschik, und sein düsteres, hageres Gesicht mit den feinen, scharfen Zügen zeigte ein bitteres Lächeln. Er sah seinen Freund forschend an und bemerkte mit Verwunderung bei diesem einen Ausdruck der Beschämung. „Aha, Freundchen, Du hast Furcht," dachte Worobejtschik nicht ohne Schadenfreude.

Man reichte Champagner. Der Wirt tippte mit dem Messer an seinen Becher und erhob sich.

— „Diese Versammlung," fing er an, feierlich die linke Hand nach dem gewaltigen Eichenbuffet ausstreckend, — „die Versammlung zum Gedächtnis des genialen Lehrers . . . seines Namens . . . ist eine große Sache. Hier ist nicht der Ort, von den wissenschaftlichen Arbeiten zu sprechen, welche . . . durch welche die Sitzungen der Versammlung so glänzen, aber, meine Herren (Ignatij Ljwowitsch sah zur Decke), — es giebt auch noch eine andere Seite der Frage, eine intime, nichtsdestoweniger aber ebenso wichtige! Freunde, welche die unerbittliche Wirklichkeit auf verschiedene Pfade des dornenvollen Lebens getrieben hat, Freunde, welche Jahrzehnte sich nicht gesehen haben, sind wieder zusammengekommen, haben sich wiedergesehen und gedachten ihrer alma mater."

Hier brach Ignatij Ljwowitsch ab. Man sah ihm an, daß er noch etwas sagen wollte, aber der Drang der Gefühle ihn daran hinderte. Er seufzte schwer, stieß mit dem Freunde an, verbeugte sich liebenswürdig gegen seine Frau und leerte mit Würde sein Glas.

Worobejtschik erhob sich nun ebenfalls.

— „Ich, Bruder, bin kein Meister im Sprechen," sagte er mit stockender, schwacher Tenorstimme, „und deswegen, erlaube, die Gesundheit Deiner Frau . . . die Deinige. Danke für die Gastfreundschaft."

Nach dem Mittagessen gingen die Männer in das Arbeitskabinett. Ignatij Ljwowitsch führte Worobejtschik absichtlich durch das Empfangszimmer, das dieser noch nicht gesehen hatte. Was war nur alles in diesem Zimmer! Fächer, Bilder, Majoliken, Lampen mit Schirmen, kleine Statuetten, Mißgestalten aus Porzellan, chinesische Vasen, japanische Stehschirme, Kissen auf dem Fußboden, Kissen auf den Divans, niedrige Sessel, Bärenfelle, Tischchen, Etagèren, Albums. Alle diese schönen Sachen waren modern arrangiert, d. h. so, daß man nicht einen Schritt thun konnte, ohne irgendwo hängen zu bleiben.

— „Das ist der Bazar meiner Frau," ließ Ignatij Ljwowitsch, zufrieden mit dem hervorgebrachten Eindruck, nachlässig fallen. „Gehen wir zu mir, da ist es gemütlich" — und er führte den Gast in ein großes Zimmer, das ganz vollgestellt war mit Bücherregalen, mit dunkeln Saffianledermöbeln, elektrischen Maschinen, Reflektoren. Die Mitte des Kabinetts nahm ein ungeheurer Schreibtisch ein mit einem Achtung gebietenden, bronzenen Tintefaß, einem Mikroskop und einem Stoß Papiere. Von den Wänden schauten die Porträts europäischer Berühmtheiten mit mehr oder weniger authentischen Autogrammen. Eine Gipsbüste von Pirogoff leuchtete vom Bücherschrank herab, und im Winkel, gerade gegenüber dem Sessel, in welchem Ignatij Ljwowitsch seine Patientinnen empfing — er war Gynäkologe — glänzte auf einer Staffelei ein Brustbild von Scanzoni*), das ihn mit vorgestreckten Händen darstellt, als ob er Doktor Dimkin zum Dienst für die leidende Menschheit segne. Worobejtschik fühlte sich durch diese Pracht niedergedrückt. Er hustete, blinzelte, und es nagte etwas an seiner Seele, nicht Neid, aber ein unbestimmtes, trauriges Gefühl.

— „Hm, ja," brachte er hervor. — „Das ist ja . . . ‚Stil' . . ." und ein wenig zu sich kommend, fügte er hinzu: „Nun, und die ‚Inquisition'**), wo ist die? — Wir in unserem Krähwinkel behelfen uns mit Wiener Stühlen, bei Euch ist es gewiß ein ganzer Bau."

— „Gewiß," antwortete Dimkin lächelnd, „und zwar ein äußerst patenter, ich habe ihn aus London mitgebracht," — und eine Sammetportière zurückschlagend, wies er mit der Hand nach einem langen, schmalen Zimmer, wo ein Sessel auf Schrauben, mit Tritten und Kissen, ein Trumeau und ein schneeweißer Marmorwaschtisch standen.

*) Bedeutender Gynäkologe in Wien, später in Würzburg.

**) Gynäkologischer Untersuchungsstuhl.

— „Bequem!" lobte Worobejtschick. „Ich sagte stets, daß Du ein heller Bursche bist. Diese Teppiche, Portièren, Bronzen und Journale in verschiedenen Sprachen . . . oh, wie das auf die Kranken wirkt! Wie hältst Du es? — Taxe?" — fragte er, und aus der kaum bemerkbaren Vibration seiner Stimme klang Ironie — jene Ironie, mit welcher der vom Schicksal hart Gebettete die Bitterkeit seines Herzens verdeckt, — welcher man das Bewußtsein der eigenen Überlegenheit und eine geringe Verachtung für das von der ‚blinden Fortuna' verhätschelte Glückskind anhört. — Dimkin fühlte sich beleidigt.

— „Wie konntest Du denken!" erwiderte er. — „Eine Taxe! . . Und dann, mein Lieber, ist das ein zweischneidiges Ding. Hier hat sich bei uns einer eingefunden, einer von denen, ‚die früh aufstehen'; der ließ sich einfallen, in seinem Wartezimmer einen Zettel auszuhängen ‚Konsultation: von 10 bis 15 Rubel'. Und eine geistreiche Kranke schrieb mit Bleistift darunter: ‚Ist das prix fixe, oder kann man handeln?' Und diese Worte, mein Brüderchen, machten so viel Lärm, als ob Bismarck sie losgeschossen hätte und nicht ein mutwilliges Weibchen. Man hat den Menschen rein umgebracht. Ein anderer schrapt nicht 10 bis 15, sondern sogleich 100 für die ‚Besichtigung' und benimmt sich dabei wie ein närrischer Heiliger: man solle vor ihm wie ein Götze dastehen . . . Und in der That, man steht so. — In allem muß man Glück haben . . . Was mich anlangt, so beachte ich nie, — ob die Kranke etwas hingelegt hat oder nicht."

— „Mit einem Wort: ein Uneigennütziger", lachte Worobejtschik und klopfte dem Kollegen auf die Schulter, — „für Deine Einfalt schickt es Dir Gott."

— „Immer derselbe," bemerkte gutmütig Ignatij Ljwowitsch, „immer spöttelt und stichelt er, als ob vor ihm alle schuldig wären. Sogar dem Äußeren nach hast Du Dich nicht besonders verändert," fuhr er fort, indem er mit einem langen Blick die kleine Gestalt des Studiengenossen musterte, seinen krausen Kopf, sein schönes, dunkles Gesicht mit den durchdringenden, gelblichbraunen Augen und dem scharf geschnittenen Munde. „Nur den Bart hast Du Dir unnötiger Weise stehen lassen."

— „Den Patientinnen gefällt es", sagte Worobejtschik, sein spärliches, rötliches Barthaar streichend. — „Aus Mangel an anderen Vorzügen . . ."

— „Genug des Scherzes", unterbrach ihn Ignatij Ljwowitsch. — „Erzähle lieber von Dir. Du warst ja verschwunden, wie wenn Du ins Wasser gefallen wärest. Zwölf Jahre lang nichts von Dir gehört noch gesehen! Setze Dich auf den Divan, nimm Deinen Kaffee und fange an! Was willst Du, Papierosse oder Zigarre?"

— „Gieb eine Papierosse. — Danke.

Verzeih mir nur" (Worobejtschik trank einige Schlucke Kaffee aus der Tasse), „ich habe durchaus nichts zu erzählen. Die Wissenschaft fördere ich nicht, Kapitalien verdiene ich nicht, auch weine ich nicht vor Hunger. Anders bei Dir, Du kannst Dich schon mit etwas zeigen. Ergo, ich hänge meine Ohren auf den Nagel der Aufmerksamkeit und höre."

Es wurde an die Thür geklopft. Gleich darauf trat die Wirtin ins Kabinett. In einem hellen, knisternden Seidenkleide, ganz in Rüschen, Spitzen und Brillanten. Auf ihrem breiten, platten Gesichte und fetten, apoplexischen, von doppelter Perlenschnur umwundenen Halse lag eine dicke Puderschicht. In dem krausen, hinten hoch aufgetürmten und über der Stirn sorgfältig zerteilten Haar wiegte sich eine rote Straußenfeder, die mit goldenen Haarnadeln festgesteckt war.

— „John", lispelte sie, „ich habe Ordre gegeben, daß man euch ein kaltes Abendbrot giebt; Du brauchst nur zu klingeln. Bitte, Herr Doktor, erinnern Sie ihn gefälligst, er ist so zerstreut! Glauben Sie mir, wenn er sich hinreißen läßt, vergißt er ganz und gar, daß man essen und trinken muß. Ach, was wäre nur aus ihm geworden, wenn ich nicht da wäre!" rief Frau Dimkin lächelnd aus und zeigte dabei einige wenige, gelbe Zähne. — „Und ich fahre aus," fuhr sie fort; „heute findet bei meinen Verwandten gelegentlich der Verlobung ihrer Tochter eine Abendgesellschaft statt. Eine glänzende Partie, die Braut ist reich, eine Schönheit, wurde im Auslande erzogen . . . Der Bräutigam ist Jurist, aber jetzt hat das doch keine Bedeutung, auch hätte sie sich für ihn nicht entschieden, wenn er nicht der einzige Sohn reicher Eltern wäre. — Die Tante wird unzufrieden sein, daß John nicht kommt, aber ich werde mich bemühen, das auszugleichen. Der Paradeball kommt noch."

— „Laß Dich, bitte, nicht stören, Ignatij", begann Worobejtschik und erhob sich.

— „Unsinn! Bleibe sitzen!" erwiderte der Wirt; „ich wäre ohnedies nicht gefahren. Bei diesen lieben Verwandten herrscht ein tötliche Langeweile."

Die Frau fühlte sich beleidigt.

— „Doch stört Dich das nicht, bei ihnen bis in den Morgen hinein zu spielen," bemerkte sie bissig.

— „Wider seinen Willen ist man dort genötigt, zu spielen, da man mit niemandem ein verständiges Wort sprechen kann."

— „Ich bin Dir sehr dankbar, daß Du meine Familie so empfiehlst. — Ich verstehe nicht, warum Du heute so böse bist. Auf Wiedersehn, Herr Doktor. — John, ich fahre fort — willst Du Frieden schließen?" sprach sie mit dem Tone einer Vaudeville-Ingénue und hielt ihre Händchen vor die

Lippen ihres Gemahls. Dieser küßte sie, und sie glitt, einen unangenehmen Geruch von Peau d'Espagne zurücklassend, zart lächelnd aus dem Zimmer.

Einige Zeit saßen die Freunde schweigend da. Der Wirt sah beschämt aus; sein gut gepflegtes, blühendes Gesicht war auf einmal lang und fahl geworden. Worobejtschik that mehrere Züge hintereinander aus seiner Papierosse und zauste unbarmherzig an seinem spärlichen Bart. Plötzlich geschah etwas Unerwartetes. Ignatij Ljwowitsch sprang vom Divan auf und legte, dicht an den Freund herantretend, seine kräftigen Hände auf dessen Schultern. Dieser sah erstaunt zu ihm empor.

— „Höre," begann Dimkin, „ich habe Dir hier meine Erfolge, meinen Wohlstand und mein Können ausgemalt . . . Nun, so wisse, daß das alles Prahlerei, Verstellung, Lüge ist! Diese Teppiche, weichen Divane, Seiden, Sammete, um welche Du mich beneidetest — leugne es nicht — beneidetest — ich habe es gemerkt —, das ist um einen solchen Preis erkauft, daß, wenn nicht die menschliche Feigheit und Gemeinheit mich zurückhielte, ich noch heute auf diesen ganzen ‚Stil' speien und auf die Straße Steine klopfen gehen würde . . . . Hast Du dieses dicke Weibstück gesehen, welches mich ‚John' nennt?" (Wütend ahmte er die Stimme seiner Frau nach.) „Sie kaufte mich als legalen Ehemann, führte mich ins Ausland, machte aus mir einen Gelehrten und verschaffte mir sogleich Erfolg, was in der heutigen, verdorbenen Zeit als der Gipfel der Glückseligkeit betrachtet wird. Ich bin ihr in jeder Hinsicht verpflichtet und kann mich sogar nicht beklagen. Sie pflegt und verhätschelt mich wie ihr Eigentum, und obwohl ich ihr schon längst im Übermaß zurückerstattet habe, was sie für meine Person ausgelegt hat, sieht sie mich für ihren ewigen Schuldner an. Es genügt ihr schon, wenn ich von ihrem Joche nicht ausreichend entzückt zu sein scheine, um mir in Erinnerung zu bringen — zu schreien und ‚sich aufzuregen' liebt sie nicht —, daß ich ohne sie trotz aller meiner Fähigkeiten ein unbedeutender Arzt geblieben wäre. — Sie ist um zehn Jahre älter als ich und fordert bei einer solchen Physiognomie — daß ich nicht nur ein verliebter, sondern auch ein eifersüchtiger Mann sei. — Eine furchtbare Egoistin. Zum Beispiel: ich flehte sie an, ein Kind zur Erziehung anzunehmen — es wäre doch wenigstens ein reines Geschöpf im Hause gewesen (im vorigen Jahre starb hier eine unglückliche Frau und hinterließ eine Waise — hübsch, wie ein Engel, drei Jahre alt). Um nichts in der Welt! ‚Bin ich dir nicht genug!' sagte sie. ‚Ich bin für dich Frau und Kind.' Was?! — Du kennst mich lange, ich bin ein gutmütiger Mensch, und mit mir kann man auskommen. Bisweilen aber, glaube, wünsche ich ihr . . . einfach den Tod . . . Ich mache mir selbst Vorwürfe, schäme mich und träume, wie ein Junge träume ich von Befreiung . . . Nein, Freundchen, obwohl ich

nicht weiß, in welchem Loche Du vegetierst, im Vergleich mit mir — bist Du in jedem Falle glücklich."

Worobejtschik lächelte und, die Hände auf den Rücken legend, begann er im Zimmer auf und ab zu schreiten.

— „Also so steht es — —" sagte er langsam. — „Es ist wahr, man sieht, daß sich auch in der saftigsten Birne ein Wurm birgt. — Sage offen, für wieviel hast Du Deine Seele verkauft?" —

— „Fünfzigtausend . . . und das ist eine lumpige Summe!" rief Dimkin mit Bitterkeit aus. „Sie ist keine Moskauer Kaufmannsfrau, die Millionen für ihre Kapricen hingiebt."

— „So . . ." sagte Worobejtschik gedehnt. — „Und ich, Bruder, habe die meinige umsonst hingegeben . . . Nicht aus Edelmut, man hat mich einfach genarrt . . . Und das wäre kein Unglück," fügte er hinzu, „aber das Unglück liegt darin, daß wir Juden ein sehr unvernünftiges, leichtsinniges Volk sind, und nur Narren können an unseren Verstand und praktischen Sinn glauben. — Nehmen wir z. B. mich! . . Doch ich werde lieber in geordneter Weise erzählen. Wenn Du wirklich ein Falke wärest, wie es mir schien, würde ich nicht alles vor Dir auskramen. Aber jetzt, da ich weiß, daß Du eine eben so gerupfte Gans bist, wie ich, warum soll ich mich dem Herzensfreunde nicht mitteilen . . ."

„Ich muß vorausschicken", fing Worobejtschik langsam an, ohne sein Auf- und Abgehen zu unterbrechen, „daß ich nach Abgang von der Universität an die fünf Jahre von Ort zu Ort umhergezogen bin. Fehlten mir auch andere glänzende Eigenschaften, so besaß ich doch zweifellos die eine —: ich war nie ein Narr und bin über mich selbst nie im Unklaren gewesen. Das heißt durchaus nicht, daß ich eine besonders niedrige Meinung von meiner Person gehabt hätte! Wozu denn? Eine solche Demut ist doch schlimmer als Stolz. Aber ich habe sehr wohl gewußt, daß ich, obwohl kein schlechter Arzt und, was den Verstand anlangt, von der Natur nicht stiefmütterlich bedacht, doch kein Lumen bin. Dazu kommt der Wuchs, die Figur, die Maske . . . das alles hat Bedeutung nicht nur auf der Theaterbühne, sondern auch auf der des Lebens. Mit einem Worte: an die Karrière eines frei praktizierenden, großstädtischen Arztes war nicht zu denken. Darüber war ich mir sogleich klar. Und um in der Großstadt vor Hunger zu Grunde zu gehen, nur deshalb, weil dort während der Fastenzeit Mazzini singt . . ., dazu muß man ein seltener Musikschwärmer sein . . . Freilich, wenn in meinem Diplom neben meinem Namen Semion nicht in Parenthese ‚Simche'*) gestanden hätte,

*) So im jüdischen Dialekt.

wäre es eine andere Sache. Dann wären wir auch Prosektoren, Bakteriologen und tüchtige Kliniker. Dazu sind doch nicht göttliche Gaben erforderlich. — Aber warum davon reden — das sind bekannte Dinge. Einige Monate trieb ich mich mit der melancholischen Hoffnung umher, daß vielleicht ... plötzlich ... ein Wunder geschehen würde.

Um diese Zeit starb mein Vater. An Gütern hinterließ er mir nur bewegliche: eine Mutter, eine Schwester und einen Bruder. Eine echt jüdische Erbschaft. Man konnte hier nicht lange überlegen. Ich begab mich in Städte und Dörfer, kurz, ich fing an, mein Glück zu versuchen, in Mosir, Slutsk, Pinsk, in der Hoffnung, daß die Glaubensgenossen mich stützen würden; aber ganz vergeblich. Auf diese Weise habe ich mich an die vier Jährchen gepackt, bis mich das Schicksal nach Sagnansk verschlagen hat. Und hier glückte es mir ... das heißt: von früh bis spät arbeitend kann ich leben, der Mutter etwas schicken und habe sogar vor kurzem die Schwester verheiratet (der Bruder ist nach Amerika gegangen).

Lange Sagnansk zu beschreiben, lohnt nicht. Es ist eine Kreisstadt wie alle anderen. Es giebt einen öffentlichen Garten, ein aus Stein aufgeführtes Gefängnis und einen kleinen Fluß, Gniluschka (der Faulende), auf welchem es freilich eine sehr malerische Ansicht giebt, ein berühmtes Kloster, ein Progymnasium und eine Bank, aus der der Kassierer sechshundert Rubel stahl, und sogar einen Korrespondenten. Die Bevölkerung besteht aus Polen, armen Juden und russischen Beamten. Die Blüte der Gesellschaft bilden die Offiziere der dort garnisonierenden Regimenter. Aber im allgemeinen leben alle Elemente gesondert. Die Polen halten sich hochmütig von den Kazappen*) fern, die Kazappen geben sich den Anschein, als ob sie darauf spieen, und beide zeigen den Juden ihre Verachtung, die Polen in artiger, die Russen in grober Weise.

Ich kam während der Choleraepidemie dahin; dann denkt man nicht an Kastenunterschiede. Nichts vereint so Herren und Diener, wie die Furcht und Geldnot. Nicht umsonst sagt man: Im Unglück geht man zum Juden. Auf einmal hatte ich Zutritt bei allen, und als das Gewitter vorübergezogen, war ich bereits in der ganzen Stadt und 50 Werst**) in der Runde bei den Gutsbesitzern einheimisch. Die Russen fanden, daß ich gar nicht ‚ähnlich' sei, den Polen war es eben angenehm, daß ich Jude und nicht Russe bin; und den Juden imponierte, daß ich so gut russisch spräche ‚wie ein Oberst'.

So blieb ich in diesem Sagnansk stecken. Ich hatte mir eine Wohnung

*) So nennen die Polen verächtlich die Russen.

**) Werst ist ungefähr ein Kilometer.

bei einem jüdischen Uhrmacher gemietet, drei Zimmer für zehn Rubel monatlich. Der Uhrmacher — er hieß Wolf — war Witwer und lebte zusammen mit seiner Tochter Dina, welche eine kleine Wirtschaft führte. Als ich mich bei ihnen einmietete, war Dina etwa achtzehn Jahre alt. Sie war äußerst scheu und sehr hübsch. Eine echte Rose von Saron. Hochgewachsen, schlank wie eine Palme, mit bernsteinfarbenem Teint und dem Profil einer Kamoene, über der niedrigen Stirn ein ganzer Wald bläulich-schwarzer Haare, Sammetbrauen, eine feine Nase mit kaum bemerkbarer Krümmung. Lange, weiche Wimpern, halbgeschlossene, feuchte und demütige Augen, rote Lippchen . . . mit einem Worte: ein Bild. Du siehst ihr zu, wie sie durch die Zimmer geht, kocht, den Samowar anbläst, wobei ihre rosaschimmernden Nasenflügel zittern wie bei einem arabischen Pferdchen echter Rasse; Du siehst, wie ihre flinken, mattdunklen, nervösen Hände über die grobe Leinwand huschen, und denkst: Wie bist Du Schönheit von den Ufern des Jordan verschlagen worden an die des Gniluschka (der Faulende)!

— „Du bist ja ein Poet, Worobejtschik!“ rief Ignatij Ljwowitsch aus. — „Das habe ich nicht erwartet.“

Worobejtschik that einen langen Zug aus seiner Papierosse. — „Teuer, Bruder, habe ich diese Poesie bezahlt. — Höre weiter, das ist nur der Prolog, das Schauspiel kommt noch. Nun, um Dich nicht länger zu quälen, sage ich Dir, daß Dina ihre Scheu mir gegenüber bald ablegte, daß wir Freundschaft schlossen. Sie lernte mich bei meinem Namen Semion Michailowitsch nennen und nicht „gnädiger Herr Doktor“, wie sie im Anfang that. Dazu heilte ich ihren Vater von verschiedenen Krankheiten, und das brachte uns einander noch näher. Wolf war ein prächtiger, ruhiger Alter, tief davon überzeugt, daß alle Leiden Israels nur ein Ausdruck der zärtlichsten Liebe des Allmächtigen zu seinem auserwählten Volke seien, daß derjenige, der den Pharao ertrinken ließ, mit seiner strafenden Rechten auch den Isprawnik*) treffen könne, und glaubte fest, daß der Messias früher oder später kommen werde. Obgleich er auf diesen seligen Tag wartete, interessierte er sich doch für Politik, und wenn ich abends die Zeitung las, sagte er lächelnd: ‚Nun, gnädiger Herr Doktor, erzählen Sie auch uns, was in der Welt passiert.‘ (Er entzifferte wohl die russische Schrift, aber nur mit Mühe.)

So, stell Dir vor, stand ich zu dem Alten und seinem lieben Mädchen, so wie zu Verwandten. Du kommst, wie häufig, aus zwanzig Werst Entfernung von der Praxis nach Hause und weißt, daß man Dich schon erwartet, daß Dina mit der Laterne auf die Freitreppe hinauseilen und hastig fragen

*) Der höchste Kreisbeamte in Rußland.

wird: ‚Haben Sie Hunger, sind Sie müde, durchgefroren?‘ Und sie wird mir selbst den Überzieher abnehmen, das Essen auftragen und Thee kochen. — Es gab nicht das Geringste in unseren Beziehungen, was an Kurschneiderei oder Romanhaftigkeit erinnern könnte. Mir fiel so etwas garnicht ein, und sie war zu natürlich und betrachtete mich außerdem wie ein höheres, unerreichbares Wesen. In meiner freien Zeit unterrichtete ich sie in den Elementarfächern, Lesen und Schreiben lernte sie erstaunlich schnell, und man mußte sehen, mit welchem Entzücken, mit welcher Ehrfurcht dies erwachsene Mädchen sich grammatische Regeln einprägte und Fabeln abschrieb.“ (Schluß folgt.)

Dresdener Kunstbericht.

Mit einem Jubelfeste begann die neue Wintersaison: Die mit Recht weltberühmte Dresdener Königliche Kapelle feierte am 22. September ihr 350jähriges Jubiläum. Die „Königliche Kapelle“ ist der Kern des jetzigen Hoftheaters; denn aus ihr entstand allmählich die Dresdener Oper, an die sich erst später das Königliche Schauspiel anreihte. So mußten eigentlich Freunde der Schauspielkunst und Gegner des hier in Dresden am schlimmsten grassierenden Musikwahnsinns das Fest mit gemischten Gefühlen begehen. Die Zurücksetzung des Schauspiels gegenüber der Oper ist in Dresden wenigstens durch die historische Entwickelung begründet. Lautet doch der Titel des Intendanten der Hoftheater eigentlich: Generaldirektor der Königlichen Kapelle und der Hoftheater. Die Kapelle kommt zuerst, dann die Oper, zuletzt das Schauspiel. Darum fühlt sich ein Orchestermitglied fast mehr noch als ein Sänger und ein solcher natürlich viel mehr als der geistvollste, gebildetste Schauspieler.

Weiß Gott, ich liebe die Musik, ich habe ihr oft mit Schubert zugerufen: „Du holde Kunst, ich danke dir!“ Aber bei diesem Feste stand ich nicht ungern abseits. Es erschien mir wie eine Besiegelung der Thatsache, daß Dichter, Litteraten und Schauspieler hier wenig bedeuten, der Sänger und Musiker alles. Und das ist ohne Zweifel traurig!

Nicht als ob der Generaldirektor, Graf Seebach, dem Schauspiel stiefmütterlich gesinnt wäre. Im Gegenteil: man ist hier unter Leitung des Dramaturgen Hofrats Meyer und des Oberregisseurs Lewinger emsig bestrebt, die schauspielerischen Darbietungen immer noch zu heben. Das Schauspielhaus wurde am 12. September durch den neueinstudirten „Sommernachtstraum“ eröffnet. Darüber wäre nun nicht viel zu sagen. Aber gleich darauf kam eine überraschend schöne und fein abgestimmte Neueinstudierung des „Tell“, zu welcher der Hoftheatermaler Rieck eine Reihe wahrhaft künstlerischer Dekorationen von wunderbarem Stimmungszauber gemalt hatte. Zum erstenmale sah man die Gegend, wie es der Dichter vorschreibt, herbstlich: über rötlich an-

gehauchten Wipfeln ragten die bis zur Almenzone mit Neuschnee bedeckten Berge. Neu und von ausgezeichneter Wirkung war der dunkle Zwischenvorhang (nach dem Muster der großen Pariser Bühnen), welcher, bei verdunkeltem Theater, ein traumhaft geräuschloses Erscheinen der neuen Szenerie möglich macht. — In der Rolle des Tell alternierte mit Herrn Waldeck Herr Blankenstein, der eine zum Teil ganz neue und eigenartige Auffassung dieses Schiller'schen Helden bekundete und durch seine große innere Wärme äußerst wohlthuend berührte. Herr Wiecke schuf aus dem Parricida eine tiefergreifende Gestalt.

Dann hielten Hauptmanns „Einsame Menschen" ihren Einzug in das Dresdener Schauspielhaus. Hier ist wieder vor allem Wiecke zu nennen, der mit seinem Herzblut die etwas anämische Gestalt des Johannes Vockerath erfüllte und diesen verwaschenen Charakter mit tausend Feinheiten auszustatten vermochte. Das Stück selbst ließ die Zuschauer kalt. Ja, es fehlte nicht an Lachern; besonders über den Maler Braun und das hervorstehende Rippchen des kleinen Philipp (so heißt doch wohl das Baby?) haben sich die braven Dresdener königlich amüsiert. Auch mich hat das Stück auf der Bühne sehr enttäuscht. Die novellistischen Reize der Milieuschilderung gehen entweder verloren oder wirken lächerlich. Die ganze Sache ist eben veraltet; sie verblüfft uns gar nicht mehr; so sehr hat sich der Naturalismus überlebt in den wenigen Jahren seit dem Erscheinen des Stückes.

Kurz darauf frischte ein Gastspiel Agnes Sormas am Residenztheater die Ibsen'sche „Nora" auf, und auch hier konnte man ähnliche Wahrnehmungen machen, wie bei den „Einsamen Menschen". Freilich ist zwischen Ibsen und Hauptmann ein ganz beträchtlicher Unterschied: Jener bleibt groß selbst in seinen Verirrungen, dieser ist klein selbst im höchsten Aufschwunge seiner Muse. Im allgemeinen aber hatte ich das Gefühl, daß Ibsens Nora bereits zu den litterarischen, sagen wir lieber kulturhistorischen Kuriositäten gehört. Über die Kunst der Sorma brauche ich natürlich kein Wort zu verlieren, da Sie in Berlin ja das Glück haben, diese ohne Zweifel hochbedeutende Schauspielerin an den verschiedensten Aufgaben ihre seltene Kraft erproben zu sehen.

Die zweite Gastrolle der Sorma war die Leonor im Max Bernsteins „Mädchentraum". Ich kann in diesem Stücke nur eine liebenswürdige Dilettantenarbeit mit operettenhaften Anklängen erblicken. Die Sprache scheint an Fulda gebildet, erinnert aber oft mehr an Koppel-Ellfelds berüchtigte Verse. Operettenhaft spielte auch die Mehrzahl der Residenztheatermitglieder, deren ureigenstes Gebiet ja die Operette ist; operettenhaft schien auch das Publikum die Sache aufzufassen, denn selbst die wirklich hübsche und von der Sorma entzückend gespielte Gartenszene im dritten Akt wurde durch ganz unbegründetes Gelächter unterbrochen. Man kann da nur mit Mühe einige recht unfreundliche Bemerkungen unterdrücken! — Was nun Frau Sorma anbetrifft, so fürchte ich, wohl jedem Berliner ins Herz zu greifen, wenn ich sage, daß die „beiden Leonoren" — die Leonor und die Nora — mimisch einige Ähnlichkeit hatten, also auch eine Sorma von Virtuosenstückleln nicht frei ist — oder sagen wir lieber: von Manier. Aber in jener erwähnten Szene war sie so hinreißend, so bezaubernd, daß wir die kleinen Schwächen der großen Künstlerin vergaßen und nichts als Bewunderung zu empfinden vermochten.

Auch eine Art Kostümkomödie bot uns das Königliche Schauspielhaus mit „Figaros Hochzeit" von Beaumarchais, deutsch von Ludwig Fulda. In der That, was da am meisten gefiel, waren die prachtvollen Rokoko-Kostüme und daneben Wen-

bungen und Witze, denen Fulda sein Gepräge aufgedrückt zu haben scheint. Nach Dingelstedts Bearbeitung war die Übertragung durch Fulda eigentlich etwas überflüssig. Mutet doch das Stück uns Moderne nicht wenig antiquarisch an! Figaros einst berühmter, ja berüchtigter Monolog ließ uns kühl bis ans Herz hinan, die Ausfälle gegen Adel und Königtum — übrigens durch den Rotstift nicht unbedeutend beschränkt — klingen heute wie Phrasen. Man muß dabei an jene Anekdote von Börne und Heine denken: „Wenn mir ein Kaiser die Hand gäbe," sagte Börne, „würde ich mir die meine abhacken!" Darauf Heine: „Und wenn mir irgend ein ungewaschener Kerl die Hand gäbe, würde ich die meine waschen." Heine war der modernere und witzigere Kopf. Wir sind heute alle mehr oder weniger frei gesinnt; aber eben darum achten wir das Kulturferment des Aristokratischen und Herrenhaften, eben darum verfangen die Tiraden Figaros nicht mehr. Schade um die Mühe, welche sich Herr Erdmann mit der Inszenierung gegeben! —

Eine Ehrenschuld an einen seiner größten Söhne hat Dresden jetzt endlich abgetragen: am 28. September wurde das Ludwig Richter-Denkmal auf der Brühl'schen Terrasse in Gegenwart des Königs, vieler Staatswürdenträger und zahlreicher Vertreter der Künstlerschaft und der Presse feierlich enthüllt. Es giebt keinen Namen in der Kunstgeschichte, der mit Dresden inniger verknüpft wäre, als der Ludwig Adrian Richters, der den größten Teil seines schaffensfrohen Lebens in und um Dresden verbracht hat und in dessen Eigenart die liebenswürdigsten Seiten des Altdresdener Charakters ihren künstlerischen Ausdruck gefunden haben. Ludwig Richter hat, wie Anton Springer sich ausdrückt, die Naturgeschichte des deutschen Volkes gezeichnet; er hat, das ist sein unsterbliches Verdienst, das Intime wieder in die deutsche Malerei einzuführen verstanden. Jetzt erhebt sich sein Denkmal (von dem Braunschweiger Kircheisen) im Terrassengarten zwischen Albertinum und Belvedere, auf einem „grünen Fleck" im Herzen von Elbflorenz. Mit Stift und Skizzenbuch sitzt er sinnend da, der prächtige Alte; über seiner Erzgestalt wölbt sich eine hohe Platane. Am Tage der Enthüllung war ein milder Herbstsonnenschimmer über den Terrassengarten ausgegossen, die Geranienbeete am Belvedere leuchteten in sattem Rot, unter einer mächtigen Pappel dunkelte purpurn das Festzelt; dort, wo die Treppe in die von der Riesenkuppel der Frauenkirche überragte Stadt hinabführt, grüßte Semper, der Meister des Prunkvollen, von seinem Piedestal den Meister des Intimen.

Über das litterarische Leben der sächsischen Hauptstadt kann ich auch diesmal nicht viel berichten. Der Verein „Dresdener Presse" wird seine Deutschen Dichterabende fortsetzen. Diese Dichterabende haben insofern großen Wert, als sie eine Reaktion gegen den Dresdener Konzertstumpfsinn einleiten sollen; nur findet man es in litterarischen Kreisen eigentlich überflüssig, daß abermals Julius Stinde den Anfang macht. Wir haben uns vor einem Jahre sehr gut bei dem braven Berliner Onkel unterhalten; aber „ce n'est pas de la litérature", wie Jules Lemaître sagen würde. Auch Frida Schanz, die an Stelle der anfangs erhofften Boy-Ed lesen soll, hätte man uns eigentlich schenken können. Einen wirklich litterarischen Abend wird ohne Zweifel der in diesem Briefe mehrfach erwähnte Paul Wiecke bieten, der als einer der Berufensten über das moderne Drama sprechen wird. Bodo Wildberg.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Nietzsche spricht irgendwo einmal von den zwei großen europäischen Narkotika, Alkohol und Christentum, und nennt dann die „verstopfte und verstopfende" deutsche Musik noch als drittes, womit „allein schon aller feineren und kühneren Beweglichkeit des Geistes der Garaus gemacht werden könne". Nun, wir alle wissen ja, auf welchem Dornenpfad dieser Dichterphilosoph sich in das Mißverständnis Wagners hineinverrannte. Die eben hier beendigten Wagner-Festspiele haben am besten bewiesen, was es mit der wahren „Deutschen Musik" auf sich hat. Aber mutatis mutandis, wäre das letztere nicht vor allem auf unsre jetzigen Theater in der Hauptsache anzuwenden? Weder als „Waffe", noch als Exerzierplätze militärischer Kunstübungen oder als unwürdige Zugeständnisse an Pöbelinstinkte und raffinierte haut-gout-Gelüste sind sie geeignet, die „verdriessliche Schwere, Lahmheit, Feuchtigkeit und den Schlafrock" der Masse zu paralysieren.

Kunstsinn und Kunstgeschmack werden somit immer atrophischer, ja, am Ende wird die Kunst selbst tuberkulös. Wir wissen, daß Emil Drach sich in naiver Vertrauensseligkeit und mit merkwürdigem Mute berufen fühlte, als Arzt des krank darniederliegenden Münchener Kunstgeschmackes aufzutreten.

Wir wissen, daß das Experiment mißlang. Besonders, als er mit der Wahl seiner Heilmittel der „besseren Einsicht" einer höheren Betriebsmacht in die Quere kam, war es um ihn geschehen, und seine Sprechstunden blieben leer.

Die ärztliche Praxis hat nun sein ehemaliger Regisseur, Herr G. Stollberg, übernommen. Es dürfte nicht schwer fallen, den Kurs zu erraten, den dieser Mann, der unternehmungslustige neue Direktor des Münchener Schauspielhauses, in seinem Repertoir einschlagen wird. Besonders dürfte er auch in dem als neuer Damaturg „figurierenden" Frank Wedekind einen kundigen Berater gefunden haben, wobei es allerdings ohne ein wenig „Erdgeist" nicht abgehen wird.

Also Hirschfelds „Mütter" war das erste, was uns aus der Stollberg'schen Taschenapotheke eingeflößt wurde, ein Stück, mit dem schon vorher andere Kuranstaltsbesitzer ihre therapeutische Kunst erprobten. Diese Erstaufführung der neuen Ära fand vor einem Auditorium Münchener Litteraturhäuptlinge, goldinfizierter Nullen, Kritiker und anderer, welche Litteratur begehen, statt — auch Herrn Drach bemerkte man im Parquet — und errang einen vollen, unbestrittenen Erfolg.

Dieser Erfolg war aber in erster Reihe den vorzüglichen Darstellern zu danken, und das Hoftheater wird wohl mit geheimem Neid innegeworden sein, wie ein modernes Schauspiel-Ensemble beschaffen sein muß.

Da waren fast alle „auf der Höhe", und wenn nur der Saal etwas stimmungsvoller gehalten wäre, hätte man wohl den Begriff eines „intimen" Theaters hier unbeeinträchtigt empfinden können. Betty L'Arronge schuf eine Frau Frey, wie sie in ihrer resoluten Einfachheit und derben Entschlossenheit nicht wahrer gedacht werden kann. Der Abklatsch der berüchtigten „Hinterhaus-Alma", die Grete des Fräulein Bré war in ihrer vulgären Realität geradezu verblüffend. Einfach genial gab sich Fräulein Ida Müller als die opferfreudige, bedingungslos liebende Arbeiterin Marie. Ihr stummes Spiel konnte fast an die Duse gemahnen, seelenvolle Hingabe, einfache Größe in jedem Wort, nichts Gekünsteltes und darum Kunst. Etwas weniger tadellos war es mit den männlichen Vertretern bestellt, aber wenn Herr Stary, der Darsteller des Schein-Helden Robert, um einige Grade einfacher und natürlicher werden wollte, würde auch er Mustergiltiges leisten.

Trotzdem das Repertoir Stücke wie Biberpelz, Jugend, Gespenster ꝛc. aufweist, gähnt doch oft eine unheimliche Leere im Schauspielhaus. Wird sich das Volk abermals wehren und davonlaufen — hinüber zum „Deutschen Theater" (welche Ironie!), um im Ballet zu schwelgen? Wird der Traum Heinrich Harts, neben den Geschäftsbühnen Kunstbühnen zu errichten, stetig an dem verdorbenen Willen des Gros der Menschheit scheitern? . . .

Mußte es sein, daß Frank Wedekind, der ein so gutes, lehrreiches Werk wie „Frühlings Erwachen" geschrieben und später die „Fürstin Russalka" verbrach, jetzt wiederum (wie schon früher einmal in Paris) unter die Schauspieler gegangen ist? Konnte er sich nicht mit der wohlakkreditierten Doppelstellung eines Dramaturgen und Litteratur-Roués begnügen, ihr guten Leute, mußte das sein?

Und mußte es sein, daß das Gärtnertheater von Herrn Brackl mit dem Anstrich einer Badekabine versehen und auf das Niveau einer Spektakelbühne, die auf das Zwerchfell der Menge spekuliert, herabgedrückt wurde? —

Im Mai des Jahres 1870 ging eine Deputation Münchener Bürger an weiland König Ludwig II. mit der Bitte, das Theater Gärtners und Klenzes, das durch Spekulationssucht und verlotterte Wirtschaft bankerott geworden war, zu kaufen, „um das kunstsinnige München vor unauslöschlicher Schande zu bewahren". Der hochherzige Sinn des für alles Ideale begeisterten jungen Bayernkönigs willfahrte der Bitte und rettete so das Gärtner-Theater vor der drohenden Gant. Nach dem Willen des Königs versuchte die schwache Kraft des Direktors Lang jahrelang, „die edle, belehrende und erheiternde Volksmuse" zu pflegen. Und es gelang, dank der günstigen Zeitumstände, die gerade die oberbayerische Bauernkomödie auftauchen ließen, dank eines vorzüglich geschulten und eingespielten Ensembles, das Kräfte wie Amalie Schönchen, Philomene Hartl-Mitius, A. Hofpauer, Ermath, Dreher, Neuert zu den Seinen zählen durfte. Wo gab es ein deutsches Theater, das einen „Pfarrer von Kirchfeld", einen „Meineidbauer", einen „Herrgottschnitzer von Ammergau" in so vorzüglicher Weise aufführen konnte, wie das Münchener K. Gärtnertheater noch vor wenigen Jahren?

Und heute, da eben der beliebte Volksmusentempel nach einvierteljährlicher Pause, äußerlich neu „stilisiert", seine Pforten wieder öffnet, da ein neuer Herr sich an die Spitze zu schlängeln gewußt hat: Herr Franz Josef Brackl, Verlagsbuchhändler, Theateragent, Komiker, Schlierseeer-Impresario, Musikschriftsteller und kleinstaatlicher Kammersänger, kurz ein Possart in nuce? — ?

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird die schlimme Prophezeiung einer hiesigen Zeitung: Das Gärtnertheater unter Brackls Ägide werde wohl verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Etablissement „Graue Katze" in Budapest erhalten, eintreffen. Herr Brackl hat in seinen in alle Welt geschleuderten Barnumreklame-Zetteln verkündet, er werde aus dem von seinem architektonischen Musterknaben Seidl für circa 200000 Mark „neurenovierten" Gärtnertheater einen Kunsttempel ersten Ranges machen. Als schlauer Unterminierer jedoch hat er es fertig gebracht, das indirekte geistige Erbe eines Königs an sich zu reißen, das einstige Haus der Kunst in ein Etablissement mit offenen Thüren für niedrigste Spekulation umzuwandeln und so das Andenken eines kunstsinnigen Königs zu kränken.

Am kürzesten würde hier das Ereignis der Wiedereröffnung charakterisiert: „am Gärtnerplatz ist eine neue Wirtschaft eröffnet worden, mit welcher ein Theater verbunden bleibt, notabene, wenn der für die Rentabilität des Unternehmens notwendige Bierum-

satz erzielt wird.“ Das Problem der harmonischen Verschmelzung von Biertempel und Musentempel, Herr Brackl hat es gelöst. Die Rampe, das Vestibül, das Foyer, aller entbehrliche Raum ist zum Restaurationsbetrieb bei Tag und Nacht, in der Karnevalszeit zur Abhaltung von Redouten eingerichtet worden. Welch ein idealer Steuermann!

Der Rest ist Operettenbühne — Schwankbühne. Wie wichtig Herr Brackl die Restauration für die ästhetische Erziehung seiner Zuschauer erachtet, geht aus dem Kouplet hervor, das „Hans Styx“ am Eröffnungsabend singen mußte, und dessen Pointe war: „Theater in Arkadien — Bier und Kalbsbrat—ien“. Kann man deutlicher sein?

Daß der neue Herr nicht gewillt ist, vor dem Forum der Kunst die widerlichen Kasten- und Klassenunterschiede zurücktreten zu lassen, geht daraus hervor, daß er seine Theaterwirtschaft einteilte in „Restauration I. Klasse“ und „Schwemme“. —

Bietet so die äußere Umgestaltung unseres Volkstheaters die deutliche Wiederspiegelung der idealen Gesichtspunkte des Herrn Brackl, so giebt das Repertoir der ersten Wochen unzweideutige Beweise der künstlerischen Sterilität, der Programm- und Tendenzlosigkeit des „Direktors vons Janze“. Die ältesten Ladenhüter der Operette, wie „Orpheus“, „Zigeunerbaron“, sind Trumpf, und damit auch das „Klassische“ vertreten ist, spielt man Sonntags und Mittwoch Nachmittags zu halben Preisen — „Die Räuber“, wahrscheinlich „für Arbeitslose“, wie das hiesige soz.-dem. Organ satirisch bemerkt. Mit dieser „volkstümlichen“ Vorstellung ist man beinahe auf den Hanswurst vor der Neuberin zurückgekommen. Diese Oktoberfestiade hätte die „Räuber von Brackl“ heißen müssen — die Räuber von Schiller waren es nicht.

Um aber doch einmal ernst zu kommen, wurde als erste Schauspielnovität „Das Friedensdenkmal“, ein Künstlerdrama in 3 Akten von Leopold Adler, herausgebracht. Der Verfasser ist Oberregisseur am Leipziger Stadttheater und hat als solcher von Berufswegen eine gewisse Routine in der Handhabung des bühnentechnischen Rüstzeugs von Haus aus mitgebracht. Das ist eben auch alles, denn sein Schablonendrama ist im übrigen dilettantische Dutzendware, ohne irgend einen Zug freischöpferischer Individualität.

Ein junger Bildhauer, welche Gestalt dem Meiningenschen Hofschauspieler Nachbaur, einem Sohne des bekannten verflossenen Heldentenors Franz Nachbaur, Gelegenheit gab, sein hübsches Talent für Effektrollen zu zeigen, hat ein Denkmalsmodell entwendet und sonnt sich in dem erstohlenen Ruhm. Aber da kommen die Furien des Gewissens — bekanntlich jene verbrauchte Mache, mit der schon Iffland mit Vorliebe arbeitete — und er, von seinem Weib verlassen, von seinem ehemaligen Lehrer an den Pranger gestellt, greift zum bequemen Dolche und fällt mit schöner Pose.

In der letzten Zeit wurde dann noch der Akrobaten-Firlefanz „Die Prinzessin von Trapezunt“ dem Publikum zugemutet, und für Abwechselung zum Lustspiel recte Schwank hinüber durfte die bekannte Kostümlustspielfabrik Schönthan & Koppel-Ellfeld mit der Ware aus dem 50 Pfennig-Bazar „Helgas Hochzeit“, sowie die französische Firma M. Desvallières & A. Mars mit dem unmöglichen Situationsfeuerwerk „Sein Trick“ sorgen. Über letzteren Blödsinn von der Marke „Kyritz-Pyritz“, „Eine tolle Nacht“, „Charleys Tante“ mit den unglaublichsten Anforderungen an die Gedankenabwesenheit der Beschauer ein ernstes Wort zu verlieren, hieße solcher Purzelbaum-Poesie, solchem an den Haaren herbeigezogenen Tableau-Schmarren zu viel Ehre anthun.

Im Residenztheater ging der neueste „Philippi“: „Das Erbe“, Schau-

spiel in 4 Akten, zum **überhaupt ersten Male** in Szene und erlebte Dank dem Renommé des routinierten Autors, Dank auch einer ganz vorzüglichen Darstellung einen äußerlich fast unbestrittenen Achtungserfolg.

Daß Herr Felix Philippi, für dessen sämtliche geschriebene und noch ungeschriebene Bühnenprodukte Herr von Possart das Monopol der ersten Aufführung erworben zu haben scheint, seiner wohlangesehenen Hoftheaterfähigkeit zu Liebe es vermeiden würde, einen heiklen Stoff, der deutlich greifbare Beziehungen zu gewissen Vorgängen aus der kaiserlichen Politik hat, mit Mut und Wahrheitstreue anzupacken und mit dichterischem Ernst zu Ende zu führen, war aus seiner dramaturgischen Vergangenheit vom „Dornenpfad" bis zu „Wer wars?" a priori zu entnehmen.

„**Das Erbe**" ist in den drei ersten Akten eine mit großer Vorsicht inszenierte, ins Großkapitalistische hinüberspielende Parallele zu dem heute nicht mehr aktuellen Verhältnis zwischen dem „neuen Herren" Wilhelm II. und dem alten Diener Bismarck, der „das Erbe" aus eigener Machtvollkommenheit verwalten wollte, aber kraft der suprema lex gehen mußte. Nur hat Philippi im 4. Akt nicht mehr den Mut gehabt, im Gleichnis, das auch der naivste Theaterbesucher sofort erkennen muß, zu bleiben und die doch in Wirklichkeit gezogenen Konsequenzen aus dem Zusammentreffen der beiden eisernen Charaktere „Baron von Larun", Chef einer Geschützgießerei und Gewehrfabrik, und seinem obersten Handlanger, pardon seinem treuesten Diener: „Sartorius" auch auf der Bühne zu ziehen. Philippi fürchtete vielleicht nicht mit Unrecht — diese Annahme diene zu seiner Entschuldigung — das Veto der Zensur, das sein „Erbe" ereilt haben würde, wenn er zu Gunsten der historischen Wahrheit den Schluß seiner dialogisierten Novelle geändert hätte.

Der Inhalt des „Schauspiels" sei hier skizziert. In den Larun'schen Werken ist ein Diebstahl verübt worden. Ein neues, geheim gehaltenes Gewehrmodell wurde entwendet und einer englischen Konkurrenzfabrik verkauft. Der junge, brauseköpfige Chef des Riesenwerkes, das der Autor seiner immensen Arbeiterzahl, seiner ganzen technischen Organisation nach sich nach dem Muster Krupps konstruiert denkt, zieht zwei alte Ingenieure zur Verantwortung und droht, die 850 Arbeiter ihrer Ressorts auf die Straße zu werfen, falls binnen 24 Stunden nicht der Dieb entdeckt ist. Des Chefs rechte Hand ist der Geheimrat Sartorius, eine Figur, der Philippi mit großer Liebe und gutem Gelingen markante Züge des eisernen Kanzlers verliehen hat, nur mit dem Unterschied, daß Sartorius von seinen 21 000 Arbeitern wie ein Vater geliebt wird und wie ein zweiter Eberhardt ruhig sein Haupt in jedes Arbeiters Schoß legen kann. Sartorius will für jeden seiner prächtigen Kerle im Rußgewand und mit Mienen, die im heiligen Feuer der Arbeit leuchten, einstehen. Und er hat recht. Der Dieb ist kein Lohnsklave in der Blouse, er ist ein Lump in Glacéhandschuhen, der Ressortchef van der Matthiesen, ein Holländer. Matthiesen schürt und hetzt im Geheimen den jungen Chef gegen seinen alten Berater, läßt durch seinen Helfershelfer Lorinser, einem verkommenen Trinker, der die Pläne gestohlen hat, mit gefälschtem Material Pamphlete gegen Sartorius schreiben, der der eigentliche Herr des Werkes sei und das Erbe des alten Herrn über den Rücken des neuen nach Willkür verwalte, der „immer Hammer, niemals Amboß" sein wolle, und spielt dem Chef die Broschüre in die Hände. Dieser, durch einige zum Vorteil des Werkes getroffene, ohne seine Einwilligung verfügte Maßregeln Sartorius' ohnehin gereizt, setzt in einer pathetischen Auseinandersetzung mit Sartorius, wo aktuelle Schlagworte, wie „alter, müder Mann, die Vergangenheit" und „der eigene Herr im Hause, die Zukunft" en masse fallen, dem treuen Diener den Stuhl vor die Thür. Sartorius will zu Ehren

des Werkes weitersorgen, zunächst den Dieb entlarven und dann „mit dem Erben einen frischen, fröhlichen Krieg führen". Um in die rein äußerlichen Geschehnisse nun auch ein wenig inneres dramatisches Leben, ein wenig Seelenkonflikt zu bringen, läßt der gewandte Autor Sartorius durch eine ausländische Macht ein Ministerportefeuille und vollkommene Souveränität des Handelns anbieten. Zum Heile des „vom alten Herrn einst übernommenen Erbes" weist Satorius alles von der Hand, wirft aber sofort hinterher aus verletzter Eitelkeit, da ihm die Schlüssel zum Archiv vom grollenden Herrn verweigert werden, seine selbstlose Treue über Bord und reicht dem ausländischen Werber die Hand. Ehe er geht, entlarvt er den Modelldieb, der natürlich niemand anderes ist, als sein Feind und Verleumder Matthiesen. Von des Alten Treue gerührt und seine jugendliche Hitzköpfigkeit bereuend, reicht Larun ihm die Hand zur Versöhnung. Sartorius der Konsequente bleibt und wird das Erbe weiter verwalten, in Freundschaft mit dem jungen Herrn.

Es soll nicht geleugnet werden, daß der Autor das Interesse seiner Hörer durch eine Fülle interessanter Details, durch geschickte Steigerung des Konflikts bis zuletzt wach zu halten weiß. Aber er geht nie in die Tiefe, bleibt in psychologicis ein Stümper und arbeitet bei dem Höhepunkt des Werkes, der großen Volksscene mit Fensteransprachen und Streik-Androhung, nach berühmten Mustern.

Aber trotzdem werden nach München noch viele Bühnen Philippis „Erbe" antreten. Denn er ist nach Sudermann der fetteste Hahn im deutschen Theaterkorbe.

Ich kann diesmal meine Münchener Kunstchronik mit einer erfreulichen Perspektive schließen. Mit dem Ausblick nämlich auf eine lebendige und unparteiische Bühnen-Volkskunst, die den Kontakt zwischen Kunst und dem arbeitenden Volk festigen helfen soll. Die Gründung einer „Freien Volksbühne" ist dank der Energie des Schriftstellers Viktor Naumann im Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, zur That geworden. Nach dem Vorgang und Muster der Berliner „Freien Bühne" und „Neuen Freien Volksbühne" sollen im Rahmen von Vereinsaufführungen in der Saison 12 klassische und 12 moderne Schauspiele veranstaltet werden. Die Bildung einer litterarischen oder ästhetischen Clique ist bei diesem auf breitester Basis aufgebauten Unternehmen Gott sei Dank so ziemlich ausgeschlossen. Der Preis einer Vorstellung soll 50 Pfg. betragen. Die Plätze werden verlooft ohne Ansehen der Person. Die im „Gewerkschaftsverein" konsolidierte Elite der Münchener Arbeiterschaft wird in erster Linie die Mitgliedschaft erwerben. Dadurch werden zum Glück gewisse Salonnervenkünstler, die sonst bei hiesigen litterarischen Gründungen zuerst die Nase rein zu stecken pflegen, fern gehalten. Man wird mit „Emilia Galotti" beginnen und „Das Friedensfest" folgen lassen. Schade, daß Curt Arams treffliche Satire „Die Agrarkommission" uns schon von der Berliner „Neuen Freien Volksbühne"*) weggespielt wurde. Das wäre für unser Publikum eine ausgezeichnete Ouverture gewesen. Wilhelm Mauke.

*) In der That hat der Redakteur der „Gesellschaft" dem Vorsitzenden der Berliner „Neuen Freien Volksbühne", das heißt meine Wenigkeit sich selber, Curt Arams „Agrarkommission" zur Aufführung eingereicht. Es war mir eine Freude, daß der künstlerische Ausschuß der „Neuen Freien Volksbühne" — die Herren Bruno Wille, Leo Berg, Erich Schlaikjer, Gustav Landauer und Kurt Halm — das Stück einstimmig annahm. Es wurde vor fast 1000 Personen am Sonntag, den 9. Oktober, im Berliner Ostend-Theater aufgeführt und mit stürmischem Beifall aufgenommen. Auch die Berliner Kritik stand dem Stück relativ günstig gegenüber. Ich hoffe, daß auch die Münchener Volksbühne diese Satire aufführen wird. L. J.



Kritik.

Lyrik.

Die Eleusinien. Von Thassilo v. Scheffer. Berlin, Schuster & Loeffler. 86 S.

Der Mysterien Reihenfolge: Die kleinen Eleusinien (der Frühling, der Knabe, das Mädchen, der Tanz, das Nackte u. s. w.); die großen Eleusinien (Agyrmos, Halade Mystai, Thya, Hiera, Epidauria, Jakchos — das sind die sechs Tage, jeder in drei bis vier Gedichten). Es ist aber in Wahrheit gar nicht so schrecklich mystisch-eleusinisch wie das Inhaltsverzeichnis thut. Es sind fast lauter klare, schlichte Gedichte, Gefäße guter, braver Gedanken und Empfindungen, liebe, hübsche Bilder. Man braucht keine Angst zu haben, sie werfen nichts und niemand um. Unschuldige lyrische Orgien, garantiert katzenjammerfrei. Ich muß sagen: wenn schon — denn schon. Die echten klassischen Eleusinien stell' ich mir ganz anders vor. Die griechelnde Dekadenz liebt mir zu sehr die Verdünnung, die homöopathische Dosierung. Das Gewaltige, Übermenschliche im zierlichen Westentaschenformat giebt unter allen Umständen ein kurioses Bild.

M. G. Conrad.

Tage und Nächte. Gedichte von Adolph Donath. Mit einem Briefe von Georg Brandes und einer Umschlagzeichnung von H. Rauchinger. Berlin, Schuster & Loeffler. 74 S.

Viel Ausgedachtes und Nachgemachtes, wenig Starkerlebtes, das mit innerer Notwendigkeit den Leser zur Mitempfindung zwingt. Angenehm tönendes Formenspiel ohne wesentlich originellen Gehalt. Eine Liliencron-Imitation mit einem eingelegten schalkhaften Liedchen im Bierbaum-Ton zeigt große Gewandtheit, berühmten Mustern wirkungsvolle Eigenheiten abzulauschen und nachzubilden. Donaths Begabung liegt hauptsächlich in der Kunst musikalischer Reiz-Vermittelung, im zarten Stimmungsbild. Das verhältnismäßig originellste Gedicht ist die erste Nummer, „Weiße Rosen" — eine kokette, zierliche Spielerei, die wie ein japanisches Aquarell bezaubert. Auffallend unbedeutend sind die „Judenlieder", viel zu aphoristisch und zu flach für die tiefen Motive, die sie anschlagen. Offenbar gebricht es dem Dichter an der Kraft des Versenkens, an scharfer Konzentration. In den gar nicht übeln „Liedern einer Verlorenen" berührt die Selbstbespiegelung zu gesucht und affektiert. Der als Empfehlung dem schmächtigen Bändchen vorgedruckte Brief von Georg Brandes ist ein Muster kritischer Tändelei. Offenbar war er von dem klugen Verfasser nicht zur Veröffentlichung bestimmt. Er ist immerhin ein litterarisches Dokument: Georg Brandes rühmt Donaths Naivetät gerade an den Stellen, wo die Nachahmung Liliencrons und Bierbaums auf der Hand liegt, und konstatiert lächelnd, daß dieser „naive Klang" in deutschen Versen etwas so Seltenes sei! — Ob Donath noch einmal ein eigener Meister werden wird, ist nach diesen etwas femininen Proben nicht zu entscheiden.

M. G. Conrad.

Ars amandi. Diesen Titel gab Richard Nordhausen einem zierlichen Werk von 10 Bänden, von denen der erste mir vorliegt. Die rühmlichst bekannte Kunstfirma Fischer & Franke zu Berlin hat für eine stilgerechte, köstliche Ausstattung gesorgt: Winziges Format, Büttenpapier, scharfer Antiquadruck, entzückende Illustrationen von Franz Stassen, die sich auf das feinste den dichterischen Motiven anschmiegen, aparter Einband, — kurz, alles ist hier vereinigt, um dem Bibliophilen eine Augenweide zu bereiten.

Und der Inhalt? Nordhausen will in diesen zehn Bänden eine Anthologie aus

der erotischen Poesie einiger Kulturvölker geben. Er eröffnet sein Sammelwerk mit einem Büchlein voller Lieder von Goethe, Byron, Heine und Lenau. Ein Mann, der ein Buch aus zusammengeklebten Gedichten herstellt, wird es schwerlich allen zu Dank machen; hier entscheidet der persönliche Geschmack. Und so will ich nicht mit seiner Wahl der Erotika ins Gericht gehen, obschon sie einen etwas philisterhaften Anstrich hat. Was soll Goethes Lied „An den Mond" hier? Und die Menge sanfter Zuckererotik in einem Werk, das eine „ars amandi" sein soll?

Was aber den Wert des entzückenden Büchleins sehr beeinträchtigt, das ist die Einleitung Richard Nordhausens. Wer im Stande ist, mit einer Handvoll Feuilletonphrasen Banaleres über die Erotik jener vier Dichter zu sagen, sollte einen Preis erhalten. Nicht eine originelle Wendung, nicht ein selbständiger Gedanke findet sich, sondern wir haben hier ein Geplätscher von klingenden Redensarten einer schreibfixen Feder, die in der Berliner Journalistik ihre Stelle leiblich ausfüllt, aber mit der Poesie längst nichts mehr zu thun hat. Dieser Mann, der in der „Gegenwart" sein „Caliban"-Schwert schwingt und die Berliner Theater — wie oft mit Recht — mörderisch verurteilt, hat keine blasse Ahnung, was für ein mächtiges Problem er mit seiner Einleitung anschneidet! Die Rolle der Erotik im Leben der Dichter ist kaum jemals leichter behandelt worden.

Für die Höhe der Auffassung Nordhausens nur ein Satz (S. 7): „Wir verlangen von Geistern zweiten Ranges (d. h. Byron und Heine) thatsächliche Kulturarbeit, Hebung, nicht aber heillose Verwirrung menschlicher Sitte und Sittlichkeitsbegriffe, eine Forderung, von der wir nur das selbstschöpferische, das neuschöpferische Genie entbinden." Wo ist die Grenze zwischen Geistern ersten und zweiten Ranges? Und steckt nicht in der Forderung von der sittlichen Bedeutung der Poesie Herr Nicolai? Und nun stelle man sich vor: Nicolai-Nordhausen und — Ars amandi!

Man thut gut, sich in der Sammlung der köstlichen Büchlein an die Dichter zu halten, nicht an den Herausgeber. Gespannt bin ich auf den letzten Band des Werkes, der auch die neuesten Dichter enthalten soll. Da wird sich ja wohl R. Nordhausen mit uns allen auseinandersetzen. Weh uns! Weh mir!

Ludwig Jacobowski.

„Aus Kampf und Frieden." Gedichte von Ulrich Prusse. (G. Körner, Leipzig.)

Zum Heine'schen Selbstbewußtsein fehlt dem Dichter Prusse sicher nicht viel; man höre:

> Dir ward gleich wie ahn' vieles meisten
> Ein Sonnenstrahl der Poesie zu teil.

Diesen Sonnenstrahl zu finden, habe ich 250 Seiten durchgeblättert, konnte aber unter den Dutzenden nicht recht schlüssig werden, wo der richtige Sonnenstrahl stecke. Da ich mir aber schmeichle, in dieser Beziehung eine Spürnase zu haben, nagle ich kurz drei solche Strahlen hier fest. Vielleicht ist der gemeinte darunter:

> Der Fischer warf sein Netz doch aus,
> Es ist ihm nichts gelungen;
> Und als er trotzig wallt' ins Haus,
> Hat ihn der Hai verschlungen. (S. 48.)

> — — — — Denn selbst das Meer,
> Es leidet stark an kalten Füßen. (S. 51.)

> — — — — — — — — einen Stahl in Mörderhänden
> Sieht man jäh im Mondlicht blitzen — Albion lag im Verenden. (S. 191.)

Und damit glaube ich auch erbracht zu haben, was ich vorhin vergessen habe zu erwähnen, daß der Verfasser von „Aus Kampf und Frieden" sich unbewußt in den Bahnen Platens bewegt, indem er fast wörtlich dessen Rezept befolgt — „wie man Stiefel schmiert".

Josef Stibitz.

Romane.

Derby. Roman von Wilhelm Meyer-Förster. (Verlag von S. Schottländer, Breslau.)

Derby ist ein Sportsroman, will sagen ein besserer Zeitungsroman. Sogenannte fesselnde Handlung soll die mangelnde Charakterisierungskunst ersetzen; wenn man überhaupt von Kunst reden will. Ich besitze zu wenig Pferde-Verstand, um an dem Buche meine Freude haben zu können.

Erni Beheim. Roman von Ernst Zahn. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart—Leipzig.)

Der Verfasser täuscht in der ersten Hälfte über die Grenzen seiner Kunst. Er setzt schlicht und kraftvoll ein, die einzelnen Charaktere treten plastisch hervor, die Sprache ist edel, ohne geziert zu sein, ja, zuweilen gemahnt sein Stil an seinen großen Landsmann Gottfried Keller. Das Urner Land, in dem der Roman spielt, beschreibt er mit liebevoller Zärtlichkeit und satten Farben, die dunkle majestätische Schönheit der Bergwälder, die Pracht der Alpen und ihre furchtbaren Schrecken; er kennt sie und hängt an ihnen. Aber gegen den Schluß des Romans erlahmt er, sein Können versagt — Sentimentalität schleicht sich an seine kraftvollsten Gestalten heran und wirft sie um, Romanbegebenheiten aller Arten häufen sich und verwirren uns. Dazu wird die Sprache pathetisch und unnatürlich. Eine Bauersdirne ruft ihren Dorfgenossen die Tragödienworte zu: Volk von Affrutt, rette deinen Retter! und dergleichen Stillosigkeiten. Es fehlt an Originalität und an Größe — aber es steckt viel Fleiß und ehrliches Wollen in dem Buche. Kurt Holm.

Dramaturgie.

In Breslau feierte man unlängst unter lebhafter Beteiligung auch weiterer Kreise das hundertjährige Bestehen des dortigen Theaters. Gleichsam als Jubiläumsschrift ist in S. Fischers Verlag der erste Band der von Maximilian Schlesinger, dem Dramaturgen des Breslauer Stadttheaters, verfaßten „Geschichte des Breslauer Theaters" erschienen. Dieser erste Band umfaßt die Theatergeschichte Breslaus von 1522 bis 1841, von den ersten in Breslau nachweisbaren Anfängen der dramatischen Kunst, dem geistlichen Mysterium, bis zur Schließung des alten Schauspielhauses. Als Quellen für seine Arbeit hat Schlesinger, neben zahlreichen Aktenbänden aus dem königlichen Staatsarchiv zu Breslau, neben den Rechnungsbüchern des Magistrates, den Urkunden und Handschriften aus dem Staatsarchiv, hauptsächlich die von dem vormaligen Theaterdirektor Richard Kißling angelegte Sammlung von über 20000 Breslauer Theaterzetteln und die ebenfalls von Kißling herrührende, im Stadtarchiv befindliche „Chronologie des Breslauer Theater- und Konzertwesens von 1768 bis 1862" benützt.

Das Buch beschränkt sich indessen auf die Geschichte des Breslauer Theaters und läßt dem Konzertwesen nur Raum, soweit es im Theater gepflegt worden ist. Unverkennbar hat Schlesinger auf seine Arbeit einen immensen Fleiß verwendet, schon deshalb, um das Erscheinen des ersten Bandes bis zum Theaterjubiläum zu fördern. Freilich ist der rein kompilatorische Charakter des Buches fast durchweg festgehalten, und abgesehen von einigen ganz vereinzelt auftretenden dramaturgischen Randglossen wird kaum ernstlich der Versuch gemacht, etwa mehr zu bieten, als eine geschickte chronologische Gruppierung des vorgefundenen Materials; doch gereicht diese Beschränkung der Schlesingerschen Arbeit vielleicht gerade zum Vorteil: eine gewisse Weitschweifigkeit, die sonst unerläßlich gewesen wäre, wird dadurch vermieden, und die Übersichtlichkeit über den reichen Stoff bleibt gewahrt.

Jedenfalls steht Schlesingers Buch weit über dem Niveau einer eigentlichen Ge-

legenheitsschrift und darf neben dem lokalen auch ein allgemeines theatergeschichtliches Interesse für sich in Anspruch nehmen. Das Erscheinen des zweiten Bandes, der die Geschichte des Breslauer Theaters bis zur Gegenwart fortführen soll, wird für das laufende Jahr in Aussicht gestellt.

Friedrich Moest.

Studien zur Dramaturgie der Gegenwart von Hans Sittenberger. Erste Reihe. Das dramatische Schaffen in Österreich. München, C. H. Beck. 433 S. Preis 7 Mk.

Der Verfasser bringt für seine dramaturgischen Studien alles Nötige mit und darüber hinaus noch höchst wertvolle Eigenschaften: lebhaftes Temperament, überaus gesunden Menschenverstand, sicheres, rücksichtsloses Urteilsvermögen. So ist sein Buch so frisch, rotbackig und fesselnd wie möglich geworden. Belehrend wohl auch. Aber das ist ja in Kunstsachen nicht wichtig. Belehrung riecht da immer mehr oder minder schlecht nach Doktrin und Pedanterie. Hans Sittenberger hat keine Veranlagung zum Doktrinär, dazu empfindet er zu ursprünglich. Er nimmt die Thatsachen und gruppiert sie, soviel er ihrer in die Hand bekommen kann, und dann studiert er sie mit seinen gescheiten Augen — und dann stellt sich das Sprüchlein wie von selbst ein. Das Sprüchlein ist meist ausgezeichnet geformelt. Mit der dramatischen Tradition aus der vormärzlichen Zeit beginnt der Band und schließt mit Bartel Turaser (der bekanntlich zuerst in unserer „Gesellschaft" veröffentlicht worden ist, lange vor der Wiener Aufführung). Und es ist wirklich das ganze dramatische Österreich beisammen, hübsch übersichtlich: 1. Die Epigonen, 2. Die moderne Richtung, 3. Anzengruber und das neuere Volksstück. Die politischen und Kulturmomente sind in den Einleitungen gut mit den litterarischen und theatralischen verarbeitet. Und in den Zergliederungen der einzelnen Werke läßt auch die kritische Verarbeitung der Werkmeister nichts zu wünschen übrig. Ich bin überzeugt, daß Hans Sittenberger der letzte wäre, es übel zu nehmen, wenn ihm Ähnliches widerführe, und daß er nichts Arges im Sinne hatte, wenn er die Wiener Autoren mit gehörigen Denkzetteln ausstattete. Die Ausländer bekommen gelegentlich auch ihr Teil. So Maeterlinck, den er einen „schwachköpfigen Mystiker" nennt, Strindberg, dessen Schöpfungen an „blutarmer, lächerlich aufgedunsener Wissenschaftlichkeit" kranken u. s. w. Dabei ist es überraschend und angenehm, zu beobachten, mit welcher natürlichen Ungezwungenheit unser Dramaturg den Weg aus der schimpffrohen Höhe wieder zurückfindet auf die Ebene des gerecht abwägenden Urteils, der unbefangenen Sachlichkeit. Wie ich meine jungwiener Freunde kenne, wird sie Sittenbergers Kritik nicht gleichgültig lassen, einer und der andere wird zornig aufschäumen und nach den Waffen greifen. Die Fehde würde aber ziemlich ergebnislos verlaufen. Sittenberger ist nämlich weit mehr als ein Kunstrichter, er ist ein wirklicher Kunstmensch, kein öder Opponent aus Grundsatz oder steriler Gelahrtheit. Da nützt kein Zureden und kein Abwehren. Er trägt als Vollnatur sein Recht und seine Schönheit in sich. Man muß ihn gelten lassen, auch wo er über die Stränge schlägt. Von ihm vermöbelt zu werden, ist genußreicher, als von akademischen Eseln Hymnen einzuheimsen.

Damit ist ausgesprochen, daß Sittenbergers Buch keine Vermehrung der dramaturgischen Fachsimpelei bedeutet. Es ist ein lebendiges Werk, voll Kraft und Feuer. Die zündende Wirkung kann nicht ausbleiben. Ich freue mich jetzt schon auf den nächsten Band wie auf das erste schöne Gewitter im Frühjahr. Dramaturgische Kritik, die sich in Blitzen, nicht in Schlagworten entlädt, ist keine alltägliche Erscheinung. M. G. Conrad.

Litteraturgeschichte.

Den beiden umfangreichen Litteraturgeschichten von M. Koch-F. Vogt (Deutschland) und R. Wülker (England) läßt das rührige Bibliographische Institut zu Leipzig eine „Geschichte der Italienischen Litteratur“ folgen, die ein Deutscher, Dr. Berthold Wiese, und ein Italiener, Prof. Dr. Erasmo Pèrcopo, verfaßt haben. Die uns vorliegende erste Lieferung (in Sa. 14, à 1 M.) läßt erkennen, daß sich hier Eleganz der Darstellung mit Gründlichkeit in der Verarbeitung des Stoffes vereinigt hat. Eine Fülle prächtiger Illustrationen ziert das Heft. Da es bisher eine vollständige Geschichte der italienischen Litteratur in Deutschland noch nicht gegeben hat, ist das Werk wirklich berufen, die so berühmt gewordene „Lücke“ auszufüllen. -o-

Ästhetik.

Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? Eine litterarische Gewissensfrage von Veremundus. Mainz, Fr. Kirchheim. 1898.

Der Feststellung der wissenschaftlichen Inferiorität der katholischen Welt, die Hermann Schell so freimütig vollzog, folgt hier das Urteil der Rückständigkeit in litterarischen Leistungen. Man wird die Kühnheit des Verfassers rückhaltlos anerkennen dürfen, ohne seinen Optimismus für die Zukunft zu teilen. So energische Worte, wie sie Veremundus gegen die jesuitische Kunstkritik der einflußreichen „Stimmen aus Maria-Laach“ spricht, sind in römischen Kreisen wohl lange nicht gehört worden. Aber nun die Kehrseite der Medaille. Die „Kölnische Volksztg.“, das temperamentvollste klerikale Blatt, hat gegen Veremundus sofort Front gemacht. In vier Aufsätzen hat sie seine Forderungen abgelehnt und damit seine Hoffnungen zerstört. Und ich glaube, der unbefangene, nüchterne Beobachter wird ihr und den „Stimmen aus Maria-Laach“ beitreten müssen. Die Schuldfrage des katholischen Menschen untersteht in letzter irdischer Instanz der kirchlichen Entscheidung, während der Protestant gleichsam die Selbstrechtfertigung vollzieht. Dazu kommt, daß der Katholik den modernen Schuldbegriff, der sich auf der Evolutionsidee aufbaut, nicht anerkennen kann. Die Darstellung der menschlichen Schuld im dogmatischen Sinne aber kann wohl Gegenstand eines Einzelversuchs, nie aber Problem einer ganzen Kunst werden. Man lese nur im Oktoberheft der leidlich toleranten „Historisch-politischen Blätter“ die Besprechung über moderne Dichtung! Gerade jeder Versuch, in die modernen Schöpfungen verstehend einzudringen, beleuchtet aufs Grellste die Stellung des Katholizismus zu unserer Gegenwart und Zukunft. Und wenn die „Kölnische Volksztg.“ von Jesuiten erzählt, die einen deutschen Dickens herbeiwünschen — so bestätigt sich auch darin nur, daß man eben einen engen Pfad anerkennt, die Freiheit der Künstlerindividualität aber gar nicht versteht. Außerdem scheint Veremundus die Index-Kongregation ganz zu vergessen. Die theoretischen Teile der Broschüre sind unbedeutend; mit dem Begriffe der „Tendenz“ wird furchtbarer Unfug getrieben. Alles in allem ein mutiger, gutgemeinter Vorstoß eines Mannes, der unterm Katholizismus leidet. Wenn S. verlangt, man solle sich mit Zola, Ibsen, Nietzsche u. a. auseinandersetzen, so muß man ihm nur antworten, daß er kein Rom sehr schlecht und oberflächlich kennt. Sonst würde er nicht Unmögliches von einer Macht verlangen, die durch ihr jüngstes Dogma alle solche Ansprüche rundweg und in aeternum abgeschnitten hat und die sich nicht nur vor atheistischen Büchern, sondern sogar vor der — Bibel selber schützen zu müssen glaubte.

Die moderne Dichtung ist ein Glied modernen Welterfassens, und für das giebt es kein Paktieren mit dem Katholizismus,

der immer am gefährlichsten wird, wenn er sich fortschrittlich gebärdet.

Ernst Gystrow.

Vermischtes.

Paul Mongré: Das Chaos in kosmischer Auslese, Leipzig, C. G. Naumann. 213 S. Preis 4 M.

Ich habe mich seinerzeit scharf über Mongrés Nietzsche-Imitation „Sant' Ilario" ausgesprochen — vielleicht, weil ich das Buch zu ernst nahm. Als geniale Schnurre aufgefaßt, müßte ihm unbändiges Lob gespendet werden. Heute kommt Mongré im schweren Rüstzeug des Fachgelehrten, und seine bewundernswürdige stilistische Begabung entfaltet sich bei dieser feierlichen Gelegenheit in vollem Glanze. Es muß den Fachleuten überlassen bleiben, sich über das Materielle, die Methode und die Schlußergebnisse des Mongréschen Werkes auseinanderzusetzen.

Die Naturwissenschafter wie die Metaphysiker werden da manche harte Nuß zu knacken finden. Rücken stilistisch annähernd gleich begabte und gleich geistvolle Gegner auf den Plan, kann es für uns Nichtfachgelehrte ein schönes Schauspiel wissenschaftlicher Fehde geben, und der heiße Streit: hie transzendentes Chaos, hie empirischer Kosmos muß schließlich auch für den abgeschlossensten Hinterweltler noch gewisse artistische Reize auslösen. Möglich auch, daß das hochgemute Schulphilologen-Bewußtsein unserer Metaphysischen so gut wie der kalt lächelnde Stolz unserer Naturalistischen unter dem Vorgeben, dem Paul Mongré sei nicht mehr der ausreichende Problematiker-Ernst zuzutrauen, seit er sich in der heiligen Hilarius-Maske über alle wissenschaftliche Fachfeierlichkeit hinausgeschwungen und Nietzsche übernietzscht habe, das ganze Mongrésche „Chaos in kosmischer Auslese" als ein halsbrecherisches Artisten-Spiel der philosophischen Begriffswelt links liegen lassen.

Warten wir's ab.

Inzwischen gewährt uns das verwegene Werk ein eigenartiges Vergnügen, sowohl durch die blendende Kunst seiner Dialektik, wie durch die Formulierung seiner Ergebnisse. Wie würde ein Goethe schmunzeln, wenn er sich darüber mit Eckermann in seiner diplomatischen Schleiersprache unterhalten dürfte! Ach, daß nicht einmal ein Nietzsche da ist, der sich an dem Mongréschen Nachweis der Unhaltbarkeit der Lehre von der ewigen Wiederkehr (S. 193 ff.) zu einem geharnischten Zarathustra-Monolog entflammen läßt! Falls nicht, was keineswegs ausgeschlossen, der Mongrésche Genius schließlich selbst in diese Flamme steigt — „und sich zugleich mit ihr ohne Rückstand ins Chaos verflüchtigt".

Am fesselndsten denke ich mir das Mongrésche Chaos in kosmischer Auslese für phantasiestarke Mathematiker, wenn sie im rechten Augenblick seiner habhaft zu werden vermögen — das heißt „bevor ihr Bewußtsein vermöge automatischer Auslese sich seinen Kosmos aus dem Chaos heraussiebt". Wie wir phantasiestarken Nichtmathematiker den unsrigen. Natürlich, die Frage bleibt immer: Welcher Kosmos? Und dann: Warum gerade dieser und kein anderer? Ja, mein Lieber, das kann jedes Bewußtsein nur für sich beantworten, anders wird diese Frage nie zur Ruhe kommen. Jeder denkende oder phantasierende Mensch, er sei Gelehrter oder Hausknecht, oder Präsident einer Gesellschaft für ethische Kultur oder für rationelle Kartoffelzucht, läuft eben nun einmal mit seinem eigenen Kosmos im Chaos seines Schädels herum. Und das ist sein gutes, persönliches Recht, heilig und unantastbar, es ist, mit Mongré zu sprechen, „eine einzelne Erscheinung, die in sich selbst ihr eigenes, abgeschlossenes Immanenzgebiet hat".

Ernsthaft gesprochen: Mongré beweist

auf eine persönlich neue und pikante Weise mit allen Finessen seines mathematisch-naturwissenschaftlichen Spezialfachs, daß die Metaphysiker Phantasten sind, daß jede Art von Metaphysik, die eingeständliche wie verlarvte, mit der Naturwissenschaft nichts gemein, also aus ihrem Gefüge endgiltig auszuscheiden habe. Für den kosmozentrischen Aberglauben hat das Stündlein geschlagen, wie es längst für den geozentrischen und anthropozentrischen Aberglauben geschlagen hat. Es giebt aber Leichen in der Kulturwelt im allgemeinen und in Preußen-Deutschland im besonderen, die in alle Ewigkeit nicht totzukriegen sind. Wenn es Herrn Mongré gelänge, ein wirksames Leichengift ausfindig zu machen! Nicht einmal Paul Scheerbart hat's bis jetzt gefunden! —

M. G. Conrad.

Antikritik.

In der „Wiener Rundschau“ vom 15. Okt. bespricht M(ax) M(esser) die Gedichte „Aus meinem Blute“ von Max Bruns. Von dem Rechte der Wiener Kritik, Trivialitäten in aparter Form zu sagen, macht der Mann auch hier Gebrauch. Und so würde nichts über ihn zu sagen sein, wenn er nicht die Entwicklungsgeschichte der Deutschen Lyrik in die Namen Goethe, Heine, Lenau, Dehmel (!!) und Stefan George (!!) zusammenfaßte. Mörike auszulassen, Storm zu ignorieren, Liliencron nicht zu kennen, ist mehr als Unwissenheit. Stefan George's nette Sächelchen sind ausgefeilte Artistenstückchen, für eine Handvoll dekadenter Kaffeehausbrüder bestimmt. Ich kann den Reiz dieser für wenige geschriebenen Lyrik nachfühlen, ich meine aber, unsere Ideale haben sich mehr der Volksseele zu nähern, anstatt in Abgeschlossenheit ein verdämmertes Dasein voll Größenwahn zu führen. L. J.

Büchertisch.

Clausen, Ernst, Henny Hurrah! Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 8. 302 S. M. 3,50.

Fontane, Theodor, Der Stechlin. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 8. 517 S. 6 M.

Franke-Schievelbein, Gertrud, Die Hungersteine. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 8. 275 S. 3 M.

Gaedertz, Karl Theodor, Fürst Bismarck und Fritz Reuter. 3. Tausend. Wismar, Hinstorff. 4. 29 S.

Hegeler, Wilhelm, Nellys Millionen. Ein fröhlicher Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 8. 299 S. 3 M.

Hindersin, Adalbert von, Wuotans Ende. Schausp. in 5 Aufzüg. Leipzig, C. G. Naumann. 8. 88 S.

Jacobowski, Ludwig. Werther, der Jude. Roman. Dritte Aufl. Dresden, E. Pierson. 8. 352 S. 3 M.

Maupassant, Guy de, Gesammelte Werke. Bd. IV—V. Deutsch von Georg Freih. v. Ompteda. Berlin, F. Fontane & Co. 247 u. 242 S. 8. à 2 M.

Nordhausen, Richard, Ars amandi. Zehn Bücher der Liebe. Bd. VII. (Goethe, Byron, Heine, Lenau). Reich verziert. Büttenpapier. 16. 263 S. Eleg. geb. 6 M.

Ohausen, P. C., Zwei Bühnenspiele. Berlin, J. Horrwitz Nfl. 8. 61 S.

Ramberg, G., Die moderne Kunstbewegung. Zweck u. Wesen der Sezession. Wien, S. Kende. 8. 50 S.

Rittland, Claus, Sanitätsrats Türkin. Eine Kleinstadtgeschichte. Berlin, F. Fontane & Co. 8. 252 S. 3 M.

Rosegger, Peter, Idyllen aus einer untergehenden Welt. Leipzig, L. Staackmann. 8. 459 S.

Schiller, Julius, Die Frauenbewegung in christlicher Beleuchtung. Stuttgart, Chr. Belser. 8. 31 S. M. 0,60.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“ von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.


1898
Heft 23.

Die Frauenbewegung und die Liebe der Zukunft.

Von Heinz Starkenburg.

(Berlin.)

„Die Frauenbewegung ist es vor allem, die den sexuellen Beziehungen eine neue Gestaltung geben wird.“ Der in diesen Worten der Frau Irma v. Troll-Borostyáni*) ausgesprochene Gedanke ist schon des öfteren laut geworden, ohne jedoch, wie mir scheint, in seiner Berechtigung schon genügend untersucht zu sein. In der Regel stützt man ihn mehr auf ethische Raisonnements und instinktive Gemütsforderungen, als auf die — wenn irgendwo, so auf diesem Gebiete unbestreitbare — Erkenntnis der materialistischen Geschichtsauffassung, daß die wirtschaftliche Struktur es ist, welche die Form der rechtlichen und sittlichen Phänomene bestimmt, und deren Wandlung jene umgestaltet. Man fordert naiv, die Ehe solle von den materiellen Einflüssen des Kapitalismus befreit und wieder allein auf ihre natürliche Grundlage: die persönliche Liebe, gestützt werden, ohne zu beachten, daß im wesentlichen erst der Kapitalismus es ist, der das psychologische Phänomen der persönlichen Liebe als Grundlage der Ehe geschaffen hat, und daß seit kaum 100 Jahren die Ehe erst angefangen hat, etwas anderes zu werden, als eine kalte Staatseinrichtung zur Wahrung erbrechtlicher Zwecke.

Unsere heutige patriarchalische Ehe und Familie ist, wie man weiß, nur das letzte Stadium einer langen Entwicklung, die man kennen muß, um die Existenz und Berechtigung unseres Familienrechts und unseres Sexuallebens zu verstehen. In ihrer ursprünglichsten Gestaltung bedeutet sie offenbar eine

*) „Die Liebe der Zukunft,“ („Die Gesellschaft“, Heft 2, Januar 1898.)

soziale Reaktion gegen eine älteste, ganz andersartige Epoche der Geschlechtsbeziehungen, die in ihren Einzelheiten noch ziemlich dunkel ist, vielleicht selbst sich wiederum in verschiedene Perioden gliedert, die wir mit dem Sammelnamen des **Mutterrechts** bezeichnen, weil ihr unterscheidendes Kriterium wesentlich darin liegt, daß das maßgebende Prinzip des Familienrechts die Verwandtschaft durch die **weibliche** Linie — nicht, wie heute durch die männliche — war; der sexuelle Verkehr war dabei sehr wahrscheinlicher Weise ein **endogamer**, d. h. konnte in legitimer Form nur innerhalb je einer und derselben sozialen Gruppe zwischen deren männlichen und weiblichen Mitgliedern stattfinden. Gesprengt wurde diese älteste Struktur des sexuellen Lebens durch das Umsichgreifen des **Frauenraubs**.

Was für Umstände es gewesen sind, welche dies soziale Phänomen gezeitigt haben, ist noch nicht hinreichend festgestellt worden. Es kann jedoch kaum ein Zweifel darüber walten, daß Änderungen der ökonomischen Lebensbedingungen irgend welche Zustände herbeigeführt haben, welche dem traditionellen Verkehr der Geschlechter Hindernis und Schwierigkeiten in den Weg legten*). Der Ausweg, auf den man verfiel, war naheliegend genug. Bisher hatte man auf den Kriegszügen, auf denen sich jene Horden ja dauernd befanden, die Feinde regelmäßig getötet, Männer, Weiber und Kinder gleichermaßen, die Männer, nachdem man sie mannigfachen Qualen ausgesetzt, die Weiber, nachdem man sie geschändet hatte. Wie das Aufkommen des Ackerbaus und Seßhaftwerden der Stämme den Gedanken nahe legte, dem männlichen Feinde das Leben zu lassen und seine Arbeitskraft als Sklave auszubeuten, bis allmählich die Folge zum Zweck wurde, so daß man Kriegszüge unternahm, um Sklaven zu erbeuten, so wirkten die sexuellen Mißstände dahin, die feindlichen Weiber als Sklavinnen zum Zweck der Geschlechtsbefriedigung lebend heimzuführen, bis auch hier endlich die Erbeutung solcher zum selbständigen Motiv eines Raubzuges wurde und aus dem einstigen Delikte intergentilen Sexualverkehrs eine neue Form des geschlechtlichen Lebens erwuchs: **Die Raubehe.** Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese zwei Arten des Eigentums an Menschen die ersten Formen des Privateigentums überhaupt gewesen sind.

Damit ist die **Individualehe** und die **patriarchalische Familie** entstanden, welche alle bisherigen Rechtsverhältnisse völlig auf den Kopf stellte. Die erste Konsequenz war, daß an Stelle der Frau jetzt der Mann Mittelpunkt und moralisches Haupt der Familie wurde, die Frau, die ja in erster Linie

*) So mußte auf niedriger Kulturstufe z. B. schon starke Bevölkerungszunahme oder etwa Übergang zum Nomadenleben das matriarchalisch organisierte Mutterhaus sprengen. Und eine Tendenz zum Frauenraub mußte jede ökonomische Struktur erzeugen, welche die Männer auf längere Zeit vom Mutterhaus entfernte.

seine Sklavin war, war völlig degradiert und stand ihm wehr- und rechtlos gegenüber. Er konnte sie züchtigen und töten, verkaufen und vertauschen, verpfänden, Gastfreunden überlassen, für Entgelt ausleihen, konnte sie verstoßen, während sie ihn nicht verlassen durfte, denn sie war ja sein Eigentum. Selbstredend standsie ihr ganzes Leben unter seiner Vormundschaft — so wenig wie der Sklave ist das Weib eine rechtsfähige Person; beide gelten rechtlich als Sachen, als Objekte, nicht als Subjekte. — Eine weitere Konsequenz hieraus ist, daß auch die von ihr geborenen Kinder Eigentum des Mannes werden und bis zum Tode des Familienoberhauptes unter seiner „patria potestas" stehen, die sich von dem „manus" des Weibes, dem „dominium" des Sklaven nur durch den Namen unterscheidet. Nicht die Geburt durch die Mutter, erst die rechtsförmige „Aufhebung" vom Boden seitens des Vaters macht sie zu seinen Kindern, ja giebt ihnen überhaupt erst das Recht auf das Leben. Hebt sie der Vater nicht auf — und dies geschieht vornehmlich bei Töchtern, die ja jetzt wertlose Kostgänger des Hauses sind — so werden sie ausgesetzt oder getötet. Völlig gleichgültig ist hierbei der Umstand, ob sie physiologisch die Kinder des Mannes sind; nicht weil er sie gezeugt hat, sondern weil seine Sklavin sie geboren hat, sind sie seine Kinder. „Pater est, quem nuptiae demonstrant," „wem die Kuh gehört, des ist das Kalb," „wer das Feld pflügt, der erntet die Frucht", und ähnliche Rechtssprichwörter weisen auf die Gleichgültigkeit des Blutbandes hin. Das neue Wort „Vater" bedeutet seiner Abstammung nach lediglich Herr, nicht Erzeuger.*) Deshalb ist auch von einer Liebe zwischen Vater und Kindern im modernen Sinne nicht die Rede; hier besteht kein Band des Gemütes, sondern lediglich ein Gewaltverhältnis.

Damit ändern sich naturgemäß die gesamten Verwandtschaftsbeziehungen. Alle diejenigen Eigenschaften, welche sich bisher vom Mutterbruder auf den Schwestersohn vererbten, gehen jetzt vom Gewalthaber der Frau auf deren Söhne über; hierher gehört Namen und Familienzugehörigkeit, Adel, Freiheit, Häuptlingschaft, Verwaltung und Nutznießung des Familienvermögens, Leistung und Empfang des Wergeldes, Haftung und Verantwortlichkeit für die übrigen Familienglieder, Mundschaftsrechte über diese, etwaiges Privateigentum, Recht und Pflicht der Blutrache u. s. w. — Des weiteren entsteht jetzt, wo die natürliche Verwandtschaft des Kindes mit der Mutter in Verbindung tritt mit der juristischen Verwandtschaft mit dem Vater, das uns geläufige individuelle Verwandtschaftssystem mit seinen scharfen und feinen

*) Charakteristisch hierfür ist, daß es im älteren Latein stets nur in der Zusammensetzung pater familias vorkommt; „familia" aber bezeichnet die Gesamtheit des einer Person unterworfenen Immobiliar- und Menschen-Eigentums, im Gegensatz zu pecunia, dem beweglichen Vermögen (Vieh und Gerätschaften).

Unterscheidungen der verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Einzelpersönlichkeiten unter Berücksichtigung der Doppelverwandtschaft.*) Dabei herrscht jedoch das strengste Agnationsprinzip, d. h. rechtliche Wirksamkeit kommt nur der Verwandtschaft durch den Mannesstamm zu; die Kognation, die Verwandtschaft durch die Mutter, ist rechtlich bedeutungslos.

Auf der Basis dieser neuen patriarchalischen Familie ändert sich nun allmählich auch die mit dem Begriff des Vaters verbundene Vorstellung. In Anlehnung daran, daß das Weib jetzt unantastbares Privateigentum des Mannes war, an dem sich außer den seltenen Fällen seiner Erlaubnis niemand vergreifen durfte, und daß er somit zunächst sich rein thatsächlich in der Regel auch als Erzeuger seiner Kinder fühlt, wird im Lauf der Zeit das Faktum zum Recht, so daß er wohl die Kinder, deren anderweitige Abstammung notorisch war, nicht aufnahm, sondern töten oder aussetzen ließ. Jedenfalls erhält jetzt der vollehеliche Sohn eine höhere Stellung als der nicht vom Vater gezeugte. Während unter der Herrschaft mutterrechtlicher Zustände eine Zeugung seitens des Mannes kaum anerkannt wurde und die Entstehung des Kindes wesentlich der Mutter zugeschrieben wurde, drehte sich allmählich das Verhältnis völlig um, so daß man dieselbe eigentlich nur als Aufbewahrerin des männlichen Zeugungsstoffes betrachtete. Eine Konsequenz dieser Anschauung ist, daß der Ehebruch seitens des Weibes, ja nur die geringste vertrauliche Annäherung an andere Männer mit den schwersten Strafen belegt wurde, während der Mann, der ja keine perturbatio sanguinis zu befürchten hat, auch keine die Bethätigung seines Geschlechtsbedürfnisses hindernde Schranke anerkennt, außer höchstens dem ehelichen Eigentum des Stammesgenossen. Im Gegenteil: die Polygamie ist sogar die reguläre Form der vaterrechtlichen Ehe in ihren ersten Stadien, zumal ja die Größe seiner Familie und seines Hausstandes der Maßstab seiner sozialen Bedeutung ist auf jener Kulturstufe, wo das Gemeinwesen wenig mehr als ein intergentiler Bund autonomer Geschlechtshäupter ist. Nur die ökonomische Lage ist es, welche hier den einzelnen oft zur Monogamie nötigt.

Mit der Raubehe ist im wesentlichen der moderne Ehebegriff und das moderne Sexualrecht entstanden. Die Grundlagen bleiben bis heute die glei-

---

*) Man vergleiche die regelmäßigen verschiedenen Benennungen (z. B. im Latein) für die Verwandten gleicher Stellung von Vater- und Mutter-Seite, von Schwester- und Bruder-Seite, für die Halbgeschwister je nach Gemeinsamkeit des Vaters oder der Mutter rc. Die indischen Rechtsbücher sprechen allein von 12 Arten Söhnen und unterscheiden z. B. die vorehelich geborenen, die vorehelich empfangenen, die ehelichen, die im Ehebruch, die mit Erlaubnis des Mannes außerehelich empfangenen, die nach dem Tode des Mannes geborenen u. s. w.

chen. Alle Weiterbildungen sind nichts mehr, als eine Vertiefung der hier gegebenen Prinzipien und Umgestaltung der äußeren Formen. Allerdings ist diese noch einschneidend genug gewesen, so daß unsere heutige Ehe und Familie dem Laien kaum noch eine flüchtige Ähnlichkeit mit ihrer Wurzel, dem Frauenraub, aufzuweisen scheint. Und doch läßt sich die Entwicklung nunmehr in ununterbrochener Stufenfolge bis zur heutigen Höhe verfolgen.

Die erste Fortentwicklung lag sehr nahe. Sobald die Raubehe zu einer anerkannten und geduldeten Sitte, zu einer mehr oder weniger legalen Institution geworden war und eine allgemeine Verbreitung erlangt hatte, war es nicht mehr möglich, ihre anfänglichen Konsequenzen: die blutige und langwierige Blutrache zwischen den beteiligten Geschlechtern aufrecht zu erhalten. Das die Verbrechen statt mit dem Schwert mit Geldbußen sühnende Prinzip der sogn. „Komposition" verdrängte — vielleicht auf diesem Gebiete zuerst — die Blutrache so vollständig, daß alsbald die Sühngeldzahlung das Wesentliche an der Eheschließung wurde und die Kriterien des Frauenraubs: nächtliche Entführung und lärmender Kampf mit der Sippe der Frau zu symbolischen Hochzeitsspielen herabsanken. Hochzeitsreise und Polterabend sind das, was heute von jenen blutig-ernsten Vorgängen der Vergangenheit übrig geblieben ist. So hatte sich denn wieder eine neue Form der Ehe durchgerungen, der Frauenraub war abgelöst durch den **Brautkauf**. Die Gattin wurde nun nicht mehr gestohlen oder gewaltsam geraubt, sondern in Bieten und Handeln ihrer Sippe, genauer ihrem Familienoberhaupt, abgekauft. Der Frauenraub aber ist nicht nur überflüssig geworden, er ist mit der jetzt vollendeten festen staatlichen Organisation des seßhaft gewordenen Volkes unvereinbar, wie die Blutrache und jede andere gewaltsame Selbsthülfe; die einstigen legalen Institutionen werden zum Verbrechen gestempelt, und wie die Blutrache als „Landfriedensbruch" wird der Frauenraub als „Entführung" mit schweren Strafen belegt.

Mit dieser Entwicklung hat sich auch die soziale Stellung des Weibes merklich verschoben. Wohl war sie noch den Männern nicht gleichgeachtet, geschweige denn rechtlich gleichstehend; wohl wurde sie wie eine Waare, wie ein Stück Vieh ohne eigenen Willen verschachert und verkauft, und doch war ihre Bedeutung für die eigene Familie und damit naturgemäß auch der Grad von Achtung, den man ihr entgegenbrachte, ein höherer geworden. Aus wertlosen, weil kampfesunfähigen, nur zu Sklavendiensten verwendbaren Kostgängern des Hauses waren die Töchter, die πότνιαι ἀλφησιβοῖαι,*) jetzt zu wert-

*) „Die Rinder-bringenden" (stehendes Beiwort der Mädchen in den homerischen Gesängen); die Kaffern kaufen heute noch ihre Frauen um Rinder; der Preis schwankt zwischen 6 und 30 Stück, je nach Alter, Schönheit &c.

vollen, weil teuer verkäuflichen Gliedern des Geschlechts aufgestiegen; und auch die Ehefrau wurde naturgemäß von ihrem Manne höher geachtet, seit sie nicht mehr als verachtete Sklavin und Tochter eines fremden Stammes geraubt, sondern von einem gleich geachteten, befreundeten Geschlecht um hohen Preis gekauft wurde. Und noch zwei andere Folgen hatte das Aufkommen des Frauenkaufs: die eine war, daß jetzt, wo zu den Unterhaltungskosten der Familie noch der nicht unbedeutende Preis für den Brautkauf trat, die Eheschließung ein immer teureres Geschäft wurde, somit thatsächlich die **Monogamie** immer mehr Boden gewann und die Polygamie wenigen Reichen und Vornehmen vorbehalten blieb;*) die andere war, daß nunmehr, wo man die friedliche Wahl zwischen vielen Mädchen hatte, und wo innerhalb der Familie die Mädchen im Hinblick auf den Brautkauf erzogen wurden, die Jungfrauschaft, als offenbarste Sicherheit dafür, daß das Mädchen nicht etwa fremdes Blut in die Ehe brächte, stark im Preise stieg und bald ein wesentliches Erfordernis für die Möglichkeit der Verheiratung wurde. Der **neue Begriff der Keuschheit** war entstanden und neben die Pflicht außerehelicher, auch die vorehelicher Enthaltsamkeit für das Weib getreten.

Bei der großen öffentlichrechtlichen Bedeutung, welche der Familie auf dieser Stufe noch zukommt, und bei dem hohen Wert, den demgemäß jeder Vater darauf legen muß, erbfähige, d. h. eheliche Söhne aus einer standesgemäßen Ehe zu hinterlassen, welche nach seinem Tode seine Rechtspersönlichkeit und seinen Namen fortsetzen, die Herrschaft über das angestammte Familiengut und die Oberhoheit über die Familienglieder antreten, tritt der Gesichtspunkt ihrer Erzeugung als wesentlichsten Momentes in der Ehe durchaus in den Vordergrund, sodaß die sexuellen Rücksichten für die Eheschließung verhältnismäßig wenig in Betracht kommen. Daraus erklärt sich auch die Gehässigkeit und die strenge Strafe, mit welcher der Ehebruch und die Unkeuschheit beim Weibe verfolgt werden, gegenüber der außerordentlichen Laxheit in der Beurteilung des Mannes. Der Einfluß dieses Gesichtspunkts geht andrerseits soweit, daß Sterilität ein fast allgemeiner Scheidegrund oder gar Nichtigkeitsgrund ist, ja, die unfruchtbare Frau kann oft ohne weiteres vom Manne verstoßen und der Kaufpreis zurückverlangt werden. Denn derselbe gilt jetzt durchaus nicht mehr nur als Entgelt für die Frau, sondern vornehmlich für die von ihr geborenen Kinder. Aus diesem öffentlichrechtlichen, halb politischen Charakter, den die Ehe damit angenommen hat, erklärt es sich auch, daß die Eheschließung so ausschließlich ein Vertrag zwischen den Gewalthabern

*) Für die Ärmeren findet sich sehr vielfach an Stelle der Kaufehe die Dienstehe, bei welcher der Ehegatte eine bestimmte Anzahl Jahre dem Gewalthaber der Braut dienen muß, statt den Kaufpreis zu zahlen. (cf. Jakob und Laban.)

der Nupturienten ist, eine soziale Angelegenheit der Geschlechter, nicht eine private der in Frage kommenden Individuen. Diese haben vielmehr garnichts dabei mitzureden, sie bleiben rein passiv, lernen sich oft bei den Hochzeitsfeierlichkeiten das erste Mal kennen. Die Werbung geschieht durch Mittelspersonen, Verwandte oder Freunde des Bräutigams, oft auch professionelle Heiratsmakler, wie heute noch vielfach in jüdischen Kreisen (sog. Schadchen). Maßgebend für die Eheschließung ist lediglich das politische und finanzielle Interesse der Geschlechter, ja der biologisch-sexuelle Gesichtspunkt der Ehe tritt so in den Hintergrund, daß Verheiratungen von Kindern mit Greisen oder untereinander, ja, symbolische Verheiratungen mit Verstorbenen und Verlobungen ungeborener Kinder nichts Unerhörtes sind. Wo ein Knabe mit einem erwachsenen Mädchen verheiratet wird, zieht diese in der Regel in das Haus desselben und tritt mit ihrem Schwiegervater in ein eheliches Verhältnis, derart, daß die aus ihm entspringenden Kinder als Kinder des Knaben gelten. Im umgekehrten Falle versorgt sich oft der Bräutigam einstweilen mit einem anderen Weibe, die dann später als Konkubine im Hause bleibt.

Die Eheform des Brautkaufs ist eine noch heute außerordentlich weit verbreitete Institution. Den Untergang bereiten ihr erst die erstarkende Macht des zentralistischen Staates und die Anfangsbildungen des Kapitalismus, der Verkehrs- und Konkurrenz-Wirtschaft, durch welche die politische und soziale Machtstellung der Familienhäupter beschränkt, die patriarchalische Geschlechtsverfassung gesprengt und das aus den Fesseln agrarischer Sippschaftsmoral befreite Individuum zum selbständigen autonomen Rechtssubjekt wird. Anfänglich äußert sich dies nur darin, daß die Zustimmung der Nupturienten wesentliches Erfordernis der Eheschließung wird, wobei es noch immer die Familien sind, welche den Vertrag schließen. Mit der Zeit dreht sich jedoch das Verhältnis völlig um, sodaß die Brautleute als die eigentlichen Kontrahenten erscheinen, während das Verlobungsrecht ihrer Gewalthaber zu einem, allerdings unerläßlichen, Konsensrecht herabgedrückt wird.*)

Unter dem Einfluß dieser Entwicklung machte aber auch der der Ehe zu Grunde liegende Kaufvertrag eine entsprechende Wandlung durch. Ursprünglich von der Sippe des Bräutigams aufgebracht, an den Gewalthaber der Braut bezahlt und das Geschlechtsvermögen derselben bereichernd, war er der thatsächliche Kaufpreis für das Mädchen, dessen Arbeitskraft nunmehr der Sippe des Bräutigams, in welche sie übergeht, zu gute kommt, und für die

*) Die Zwangskopulation ist in Deutschland erst 1877 durch die Zivilprozeß-Ordnung (§§. 774, 779) endgültig abgeschafft worden.

Kinder, die von ihr geboren werden. Je mehr unter den veränderten Verhältnissen dieser Auffassung der Boden entzogen wird, desto entschiedener bilden sich Gebräuche heraus, die den Zweck haben, den Brautpreis an die Familie des Bräutigams zurückfallen zu lassen. Und je mehr die Willenseinigung der Nupturienten als wesentlich in den Vordergrund tritt, desto mehr wird auch der Bräutigam selbst zum Geber, die Braut zum Nehmer der Gabe, die sie ihrerseits schließlich, von seiten ihrer Familie verstärkt, als Aussteuer in die Ehe wieder mit zurückbringt. Und je mehr die Entwicklung dahin drängte, den materiellen Kaufcharakter der Eheschließung zu verhüllen, desto geringwertiger wurde die Gabe des Bräutigams, desto wichtiger der von der Brautfamilie zugesteuerte Betrag, bis zum heutigen Stande, wo das „Brautgeschenk", die „Morgengabe" des Bräutigams gegenüber der „Aussteuer" oder „Mitgift" der Braut kaum mehr in Betracht kommt. Die äußere Form wurde — wie überall in der Entwicklung des Rechtslebens — gewahrt, während unter ihrem Schutze sich eine fundamentale Revolution des Inhalts vollzog.

Mit dem Durchbruch der Auffassung, daß die Nupturienten selbst es sind, welche den Ehevertrag schließen, ist das ganze Eherecht auf eine prinzipiell neue Basis gestellt. Der individuelle Mensch ist es jetzt, der sich die seiner Persönlichkeit adäquate und seinen Bedürfnissen entsprechende Gattin sucht — allerdings bleibt vorläufig lediglich der Mann der aktive Teil —, und wenn auch zunächst die überkommenen materiellen Erwägungen: Stand, Reichtum, Berufsstellung 2c. noch den Ausschlag bei der beiderseitigen Entscheidung geben, so ist doch dem Einfluß persönlicher Momente, der Rücksicht auf die Stimme des Gemütes jetzt das Thor geöffnet. Gleichzeitig entwickelt sich mit dem Zerfall der Familie und der durch das Prinzip der freien Konkurrenz gezüchteten Verschiedenheit der Einzelmenschen der moderne Begriff der Individualität in einem den früheren Zeiten der Typus-Menschen unbekannten Maße und Hand in Hand mit ihm die eminent moderne Erscheinung der persönlichen Geschlechtsliebe, die das Band zwischen Mann und Weib nicht mehr lediglich durch die Macht des Sexualgefühls und der Gewohnheit knüpft, sondern durch die von höchstpersönlichen Momenten abhängige Sympathie der Seelen. Statt der Rücksicht auf die Fortpflanzung des Geschlechts und die durch die Ehe geschlossene Verbindung zwischen den beiden Geschlechtern tritt mit elementarer Wucht wieder die rein persönliche Sympathie zwischen den beiden Ehegatten in den Vordergrund. Damit ist eine neue Grundlage für das Sexualleben überhaupt geschaffen, die sich von einer gewaltigen Bedeutung erweisen sollte in der Revolution des Sexualrechts, welche, durch andere Ursachen hervorgerufen, jetzt in Erscheinung tritt.

Die monogamische Individualehe, wie sie sich aus dem Brautkauf schließ-

lich herausgebildet hat, konnte sich als normale und allgemeingültige Form des sexuellen Verkehrs nur unter ökonomischen Zuständen erhalten, welche es jedem Individuum mit erlangter Geschlechtsreife möglich machten, zu heiraten. Eine solche Möglichkeit war vorhanden, solange die überkommene feudalistische Naturalwirtschaft der Typus des ökonomischen Lebens blieb. Jetzt wurde diese revolutioniert durch die Entwicklung des Kapitalismus. Wo früher die Familie, geschlossen und in enger Fühlung und Berührung mit den entfernteren Verwandtschaftskreisen, fest auf ihrem angestammten Grund und Boden gesessen hatte, wo die Frau in das Haus ihres Mannes hineinheiratete und die jungen Eheleute mit ihren Kindern im Kreise der Sippschaft lebten, bis die Eltern sich aufs Altenteil zurückzogen, da wurde jetzt die Familie atomisiert, höchstens die Töchter blieben noch, bis zur Ehe wenigstens, im Elternhause, der Mann wurde hinausgeschleudert in den Konkurrenzkampf und mußte suchen, wo und wie er sich seinen Unterhalt selbst zu erwerben imstande war, wurde losgerissen vom nährenden Grund und Boden und in die Stadt gezogen, wo der Bauplatz keine Lebensmittel trug und die bloße Erlaubnis zu wohnen nur gegen baren Entgelt gewährt wurde. Gleichzeitig wurde die Frauenarbeit im Haushalt mehr und mehr gegenstandslos gemacht. Ihre wertvolle Thätigkeit in der bäuerlichen Wirtschaft kam für die industrielle Stadt überhaupt nicht mehr in Frage, und ihre Thätigkeit als Hausfrau wurde durch die Maschine und durch die zunehmende Arbeitsteilung immer mehr dem inneren Hause entzogen und Gegenstand besonderer Berufe, deren Ausübung jedoch im wesentlichen das männliche Geschlecht usurpierte, weil es von jeher die eigentliche Berufsarbeit außerhalb des Hausstandes als sein ausschließliches Gebiet zu betrachten gewohnt war. Von der ganzen gewaltigen Arbeitslast der Hausfrau des Feudalismus ist ihr höchstens noch Heizung und Beleuchtung, Wäsche und Speisung übrig geblieben; die ersten drei sehen wir in der Gegenwart den kapitalistischen Charakter annehmen und vom vierten ist eine gleichartige Entwicklung offenbar nur eine Frage der Zeit. Aus der geplagten Haus-Sklavin ist die Frau eine müßige Drohne geworden. Die Folgen machten sich einschneidend genug fühlbar. Nicht nur, daß die Frau jetzt keine wertvolle und notwendige Arbeit mehr leistete, der Mann mußte für die betreffenden Produkte jetzt sogar Ausgaben machen, und wo er früher einen festen Rückhalt am ererbten Grundstück und an der Unterstützung der gesammten Verwandtschaft gehabt hatte, stand er jetzt heimat- und mittellos, lediglich auf den Verdienst seiner Hände angewiesen, im Getriebe des Konkurrenzkampfes. Trotz dieser elementaren Veränderung der ökonomischen Grundlagen des Familienlebens erhielt sich dieses formell innerhalb der alten Gleise: Der Mann war es, welcher allein die Familie erhielt und ernährte. Auf

seinen Schultern ruhte ausschließlich die Last und die Verantwortung. Es ist klar, daß sich unter solchen Umständen die Basis für die Eheschließung völlig verschiebt. Nicht mehr das natürliche, physiologische Moment der Geschlechtsreife, wie bisher, sondern das künstliche der wirtschaftlichen Selbständigkeit bedingte die Familiengründung. Die ökonomischen Rücksichten, welche früher nur die Wahl der Person beeinflußt hatten, wurden jetzt Voraussetzung der Eheschließung überhaupt. Die notwendige Konsequenz war eine dauernde beträchtliche Erhöhung des Heiratsalters und eine gleichzeitige dauernde Verminderung der Heiratsfrequenz an sich. Die sexuellen Folgen hiervon sind klar. Der Mann sucht seine sexuelle Befriedigung, dank der ihm vorbehaltenen moralischen Freiheit, außerhalb der Ehe, und da der Kapitalismus durch die ihm innewohnende Tendenz, die festgefugte patriarchalische Familie zu sprengen, vielfach auch weibliche Wesen ohne hinreichende, auskömmliche Existenzmittel in den Kampf ums Dasein schleudert, so entsteht überall dort, wo ledige Männer in Massen lokal zusammenströmen, d. h. in den Städten, die soziale Erscheinung der Prostitution, der ihrerseits, da sie vorderhand dem Weibe eine bequeme und sorglose Ernährungsquelle bietet, und da andrerseits, dank der überkommenen doppelten Moral für die beiden Geschlechter, eine Rückkehr aus diesem Gewerbe dem Weibe unmöglich gemacht ist, eine grauenhafte Tendenz zur Ausbildung inhäriert. Wer sich klar werden will, ein wie eminent kapitalistisches Produkt die moderne Prostitution ist, der verfolge die Entwicklung dort, wo kapitalistisches Wirtschaftsleben sich schnell entwickelt hat. (Schluß folgt.)

Arno Holz und seine Schule.

Von Kurt Holm.

(Friedenau.)

Als vor fast einem Dezennium dem Drama neue Wege gewiesen wurden und ungeahnte Perspektiven, neue unbegrenzte Gebiete sich dem schaffenden Künstler aufthaten, da waren es zwei junge Dichter, die zusammen eine Art Columbusrolle spielten: Arno Holz und Johannes Schlaf. Holz hatte mit seinem scharfen, sezierenden Verstande und seinem warmen Dichterherzen die natürliche Entwicklung des Dramas verfolgt und die geheimen Zeichen zu deuten gewußt, die alle auf ein Ziel hindrängten: Rückkehr zum

realen Leben — zur Natur! „Die Kunst hat die Tendenz, wieder die Natur zu sein,“ schreibt Holz in seinem 1890 erschienenen Buche: „Die Kunst und ihre Gesetze“ und sucht dort mit gewandter Dialektik ein für alle Künste giltiges Gesetz aufzustellen.

Auch heute steht Arno Holz, der kalte Phantast mit dem brennenden Herzen, wieder auf der Barrikade und schwingt die Fahne. Es gilt einen neuen Sturm, alte Werte sind wieder aufzulösen, weil sie aufgehört haben, Entwicklungswerte zu sein, und neue sind an ihre Stelle zu setzen. Der Lyrik und ihren jetzigen Formen gilt der Kampf.

Wer die Lyrik des letzten Jahrzehntes verfolgt hat, weiß, welche Umwandlung sie erfahren hat. Eine Umwälzung schien sich auch hier vollzogen zu haben, neue Töne wurden angeschlagen, ein frischer, fröhlicher Wirbelwind trieb das romantische Gefasel in die Luft, und tausend Schönheiten fand man auf einmal allerorten, an denen man bisher achtlos vorübergegangen.

Der Lyrik schien die Zukunft zu gehören; wie Pilze schossen reichbegabte Talente an allen Ecken und Enden hervor, aber die seltsamen und krankhaften Auswüchse, die von Jahr zu Jahr immer sichtbarer hervortraten, ließen erkennen, daß es nicht ein Blütepunkt sei, auf dem die Lyrik zur Zeit angelangt war, sondern ein Wendepunkt.

Es ist bemerkenswert, daß gerade wieder Holz auch hier sein Banner aufpflanzt und einen neuen Weg weisen will. Die Sucht nach Seltsamkeiten in der Form, die abenteuerlichen Wortbildungen, das Verschmelzen heterogenster Elemente, wie man es bei den lyrischen Ergüssen eines Dauthendey gewahrt, das mystische Stammeln verzückter Symbolisten drängt ihn nur immer mehr zu dem Schlusse, daß die Lyrik in ihrer jetzigen Form veraltet sei und abgewirtschaftet habe. Alles unterliegt gewiß dem Wechsel, und die Entwicklung hat in allen Künsten neue Formen gezeitigt, die sämtlich in den Weg zur Natur einmündeten. Diesen Weg auch für die Lyrik zu finden, setzte sich Holz zur Aufgabe, und das vorliegende dünne Bändchen „Phantasus“ (Berlin, J. Sassenbach) ist die Frucht seiner Mühen!

Dieses Mal tritt er nicht ganz allein auf den Kampfplatz, er hat bereits einige Sekundanten gefunden; schon hie und da verspürte man in den Schöpfungen Vereinzelter seinen Einfluß, und nunmehr liegen neben seinem „Phantasus“ zwei weitere Erscheinungen vor, deren Inhalt sich formell mit dem, was er anstrebt, deckt: Die „Polymeter“ von Dr. Paul Ernst und „Neues Leben“ von Georg Stolzenberg.

„Phantasus“ und „Neues Leben“ nehmen schon von vornherein durch ihre zierliche, kleine Form und ihre anspruchslose Schlichtheit für sich ein. Beide enthalten je nur 50 Seiten mit ebensovielen Gedichten. Beiden ist auch

die von Holz für seine neue Form schon seit Jahren vorgesehene, unsichtbare Mittelachse eigentümlich, was der Struktur einzelner Gedichte geradezu eine architektonische Wirkung verleiht.*) Bei beiden fehlt jegliche Überschrift für die einzelnen Gedichte oder irgend eine strophische Teilung.

Die „Polymeter" von Paul Ernst erscheinen, entsprechend ihrem klingenden Titel, etwas anspruchsvoller und stechen im Äußeren, Format und Umfang, kaum von den sonstigen Lyrikbänden ab.

In der „Zukunft" hat Arno Holz eine Selbstanzeige seines „Phantasus" veröffentlicht, in der er das Wesen der neuen Lyrik, von der er meint, daß ihr allein die Zukunft gehöre, im Gegensatz zu der alten darzulegen versucht. Hiernach wäre das Prinzip der alten Lyrik: „Ein Streben nach einer gewissen Musik durch Worte als Selbstzweck — oder noch besser, nach einem gewissen Rhythmus, der nicht nur durch das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt, sondern den daneben auch noch seine Existenz rein als solche freut." — „Die neue Lyrik dagegen soll auf jede Musik durch Worte als Selbstzweck verzichten und rein formell lediglich durch einen Rhythmus getragen werden, der nur noch durch das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt." Das heißt, den Worten soll wieder ihr natürlicher Wert gelassen werden, Reim und Klangschema, die das bis jetzt verhindert haben, sind fortan verpönt. Den Einwurf, daß das keine Poesie, keine Verse mehr seien, sondern nur abgeteilte Prosa, nimmt Holz gelassen hin. Gut denn, sagt er, so ist es Prosa. Es kommt ihm nicht auf den Namen an, sondern auf die Sache.

Man mag sich zu seiner Theorie stellen, wie man will, jedenfalls muß man zugeben, daß er in seinem „Phantasus" Dichtungen geschaffen hat voll so köstlicher Poesie, von so wunderbarem Zauber feinsten lyrischen Empfindens, daß sie weit mehr für seine Sache einnehmen, als seine Theorie. Der echte Poet kann eben eine Form wählen, welche er will, er wird immer Gold zu Tage fördern!

In einigen dieser Phantasus-Gedichte liegt ein solcher Wohllaut, eine so ausgeprägte musikalische Schönheit, wie sie meiner Meinung nach in dieser

*) Ich kann in dieser Mittelachse, die Arno Holz so drollig als seine Entdeckung in Anspruch nimmt, nur eine Marotte sehen. Ob die Anfangs-, Mittel- oder Endbuchstaben der Gedichtzeilen eine gerade Linie bilden, das ist doch nur eine Angabe und Aufgabe für den Setzer. Und seit wann sorgen Setzer für die Entwicklung unserer Lyrik? Wenn das Auge besonders am Drucksatz eines Gedichtes Freude haben soll, dann kommen wir auf die Scherze des 17. Jahrhunderts zurück, welches Gedichte in Form von Pokalen z. B. gekannt hat. Ich erblicke — Arno Holz natürlich ausgenommen — in dieser sogenannten Neuerung nur einen Mangel an lyrischem Können. Der Setzer soll Effekte erzielen, die der — Dichter nicht erzielen kann. L. J.

Vollendung kein Gedicht der älteren Epoche aufweist. — Man kann allen Ernstes von einem unendlichen Rhythmus, einer musikalischen Linie reden, die sich von Anfang des Gedichtes bis zu Ende hinzieht. Man rezitiere nur einmal laut vor sich hin:

Über die Welt hin ziehen die Wolken:
Grün durch die Wälder
fließt ihr Licht.

Herz vergiß!

In stiller Sonne
webt linderndster Zauber,
unter wehenden Blumen blüht tausend Trost.

Vergiß! Vergiß!

Aus fernem Grund pfeift, horch, ein Vogel ....
Er singt sein Lied.

Das Lied vom Glück!

Vom Glück.

Hier scheint mir thatsächlich alles gelungen, was Holz anstrebt. In diesen schlichten Zeilen liegt eine solche Klangfülle, eine so tiefe Innerlichkeit, ein so wunderbares Naturempfinden, daß man sie garnicht anders wie ein Gedicht genießen kann.

Die einfachsten Vorgänge und Empfindungen nimmt Holz zu Motiven und weiß ihnen blühendes Leben einzuhauchen, sie in zarte Töne zu kleiden und der Sprache einen niegeahnten Reiz zu verleihen. Wie schlicht und rührend ist das Folgende:

Vor meinem Fenster
singt ein Vogel.

Still hör ich zu; mein Herz vergeht.

Er singt,
was ich als Kind besaß
und dann — vergessen.

Daß ihm stellenweise noch nicht alles so gelungen ist, wie es ihm vorschwebt, giebt Holz selbst zu. In manchen seiner Gedichte fehlt noch jene weiche Linie, jene innere Musik, die an einzelnen so entzückt und mit der er uns verwöhnt hat.

Wer aber versucht hat, sich über die Grundbedingungen dieser neuen Form klar zu werden, oder gar in ihr zu schaffen, wird empfunden haben, wie unendlich schwer gerade diese letzte Einfachheit ist, wie immer und immer wieder sich unnütze Worte herandrängen und alte, schon fast mit unserm

Denken verwachsene Wendungen und Klangwirkungen sich unwillkürlich einschleichen. Es gehört eine herbe Selbstkritik, ein unbestechliches lyrisches Empfinden dazu. Wer einzelne der Phantasus-Gedichte aus dem „Pan" kennt, wird erstaunt sein, wie hier der Dichter noch wieder gefeilt hat. Ich weiß, daß Holz oft mit grausamer Härte die schönsten Zeilen streicht, sobald sie ihm nicht unumgänglich notwendig für das Ganze scheinen. Strengste Konzentration, kein Wort zu viel und keines zu wenig — ist ihm Gesetz.

Die neue Form ist doppelt schwer, weil sie, wie keine andere, förmlich zu Trivialitäten herausfordert. Eben weil sie das ganze Leben umspannen kann, kommt alles darauf an, wie man es sagt. Wer da nicht helle Dichteraugen hat, um auch im Flachen die Tiefe zu sehen, wird eben trivial. Den Beweis dafür liefern die „Polymeter" von Paul Ernst.

Paul Ernst gehört zu denen, die sich für Universalgenies halten und alles können wollen, die nicht nur sich selbst, sondern auch andere über ihr Können täuschen. Wenn man aber schärfer hinschaut, gewahrt man, daß alles nur Oberfläche ist! — Paul Ernst ist ein Schüler von Arno Holz, er hat längere Zeit mit ihm in regem Verkehr gestanden, und wie tief dieser auf ihn eingewirkt hat, dafür zeugen seine „Polymeter". Aber anstatt, wie Stolzenberg, es freudig einzugestehen, sucht Ernst in der Selbstanzeige seines Werkes, die gleichfalls in der „Zukunft" erschien, ängstlich jede Spur, die auf Holz hinweisen könnte, zu verwischen. Er redet darin von Jean Paul, Westphal und Sainte-Beuve, nirgends aber von Arno Holz. Und dann der bombastische Oberlehrer-Titel „Polymeter", der allem Geschmack Hohn spricht, für diese schlichte Form!

Und der Inhalt? Hier erst wird man gewahr, welch eminentes Können, welch ein feines Sprachgefühl dazu gehört, um solche lyrischen Kunstwerke zu schaffen, wie Holz! Die feine musikalische Linie, der Wohllaut der Sprache fehlt bei Ernst fast gänzlich. Oft giebt er ganz nackt die Objekte wieder, die er erblickt — ohne jeden inneren Zusammenhang. Das Gedicht aus diesen herauszuarbeiten, ist ihm zu mühsam oder — geht über sein Können. Ich zitiere folgende Gedichte als Beispiel:

Es hat aufgehört zu regnen. Die Sonne bricht vor.	Winter. Schnee. Der Mond zwischen den nackten Zweigen.
Ein Frosch sitzt mitten auf dem Weg. Geruch nach gelöschtem Chausseestaub.	Auf dem Schnee die Schatten der Zweige. Verkrochene Häuserchen.

Das sind Notizen, aber keine Gedichte. Und wenn diese Notizen auch manchmal von einer feinen Beobachtungsgabe zeugen, so macht diese allein doch nicht den Dichter; es gehören auch noch einige andere „Kleinigkeiten" dazu.

Ich will Ernst ein gewisses Talent nicht absprechen, aber ich meine, er ist für die Holz'sche Form noch nicht reif genug. Zum mindesten sind seine Sachen nicht intensiv genug durchgearbeitet. Einzelne Zeilen, die mit einem Schlage die von dem Dichter geschilderte Stimmung erzeugen, sprechen wohl für größeres Können, so

Tip . . . Tip . . . Tip . . . Tip . . .
Ein Tropfen auf dem Fensterbrett.
Ach, einsam!

In diesem „Ach, einsam" liegt jene tiefe Resignation, die niemals lauter spricht, als in dem tönenden Schweigen einer regnerischen Nacht. Von feinem lyrischen Reiz ist das Folgende:

Sonnenschein,
Gaukelt mein Glück mit Schmetterlingsflügeln,
Sonnenschein,
Ährenfeld, schwere Ähren,
Sonnenschein,
Gaukelt mein Glück mit Schmetterlingsflügeln.

Aber neben hübschen Einfällen wie: „Ja, wir spielen Kegel mit dem Mond und an den Sternen stecken wir uns so unsere Zigaretten an" — oder — „nun thut sich auf das heimliche Schlafkämmerchen unserer Seele" finden sich unglaubliche Trivialitäten, wie in Nr. 1 des Cyklus „Seelenliebe": Er und sie sprechen in einer Gesellschaft miteinander

Ungeduldig, denn wir wollten uns unsere Seelen enthüllen,
Und das ging doch nicht unter den vielen Menschen!

In den Motiven aus einer kleinen Stadt, die im „Narrenschiff" s. Z. erschienen sind, häufen sich ähnliche banale Wendungen. Noch schlimmer aber ist, daß Ernst, bewußt oder unbewußt, zuweilen nicht mit eigenem Pfunde wuchert, sondern bedenkliche Anleihen macht. Man vergleiche:

Ernst:

Über eine kleine Brücke, die gebogen ist,
Reitet ein ernsthafter, junger Lieutenant
Mit einem breiten, roten Kragen.

Und im stillen Wasser unten,
Zwischen den schimmerden Blättern einer Seerose,
Spiegelt sich der ruhige Himmel
Und eine kleine Brücke, die gebogen ist,
Und ein Lieutenant auf feinem Pferd,
Mit einem breiten, roten Kragen.

Holz:

Im Tiergarten, auf einer Bank, sitz ich und rauche;
und freue mich über die schöne Vormittagssonne.

Vor mir, glitzernd, der Kanal:
den Himmel spiegelnd, beide Ufer leise schaukelnd.

Über die Brücke, langsam Schritt, reitet ein Lieutenant.

Unter ihm,
zwischen den dunklen, schwimmenden Kastanienkronen,
pfropfenzieherartig ins Wasser gedreht,
— den Kragen siegellackrot —
sein Sinnbild.

Ein Kuckuck
ruft.

Das schlimmste ist aber in dem Cyklus „Seele" das vierte Gedicht, in dem Ernst seine Form verläßt und ein Konglomerat von alter und neuer Form, dem zugleich ein Kompromiß mit dem Reime zur Seite steht, zum besten giebt. Dieses Unikum unterscheidet sich von den sonst üblichen Gedichten nur dadurch, daß es erheblich schlechter ist und abgeschmackt wirkt.

Mit um so größerer Freude wende ich mich zu Georg Stolzenberg — bei dem ich mich wesentlich kürzer fassen kann, da eine Anzahl von in ihrer Art geradezu köstlichen Gedichten von ihm in diesem Hefte stehen.

Was an den Stolzenberg'schen Schöpfungen so ungemein interessiert, ist ihre kindliche Naivität. Er ist wie Parsival der reine Thor, er sagt von sich selber in seinem Frühlings-Glücksgefühl: „Wenn ich mit dieser Hand an etwas rühre, brechen Rosen hervor." Diese Naivität, diese frohselige Kindlichkeit läßt ihn zuweilen noch tiefer als Holz wirken, bei dem hinter manchen, scheinbar schlichten Zeilen die scharfen Gläser seines Kneifers hervorfunkeln.

Stolzenberg weiß tiefe, wehmutvolle Töne anzuschlagen, die zu Thränen rühren. Ich verweise nur auf die gegen den Schluß des Bändchens hin zerstreuten Gedichte, die den Herbst in der Natur und in seiner Seele schildern. Bemerkenswert im Gegensatz dazu ist der prächtige, satte Humor, wie er speziell gleich in dem zweiten Stücke der Sammlung zu Tage tritt, und seiner pointiert mehrfach wiederkehrt. In der blendenden Behandlung der Sprache ist ihm gewiß Holz über, in der Art sich zu konzentrieren kaum.

Die musikalische Linie, die den Vorzug der Holz'schen Gedichte ausmacht, ist bei Stolzenberg noch nicht in solchem Fluß vorhanden; aber sie ist wenigstens vorhanden, während sie bei Paul Ernst fast ganz fehlt. Wenn man bedenkt, daß Stolzenberg Musiker ist und seine wunderbaren Vertonungen von Holz-, Dehmel-, Mombert- und Victor'schen Gedichten in Betracht

zieht, so ist es eigentlich verwunderlich, daß seine Gedichte weniger musikalisch anmuten als die Holz'. Es ist aber bezeichnend für Stolzenberg, daß er der erste ist, der das selbst empfindet und so viel künstlerisches Gefühl und so wenig Eitelkeit besitzt, daß er von seinen eigenen neuen Gedichten nicht eines komponiert hat, — trotzdem einzelne es wohl verdienten.

Er ist schon mehrfach als Komponist an die Öffentlichkeit getreten, ohne besonderes Aufsehen erregt zu haben. Es waren meist Quartette, von denen einzelne sogar in der Philharmonie gespielt worden sind; die Liedform dagegen hatte er bisher ganz vernachlässigt. Erst der Reiz, den die Gedichte von Mombert und namentlich von Holz auf ihn ausübten, weckte seine schlummernde Begabung für die Liedkomposition. Und mit der Fruchtbarkeit des echten Könners komponierte er hintereinander in ganz kurzer Zeit über zwanzig ihrer schönsten Gedichte.

Diese Lieder, die er unter dem Titel: „Neue Dichter in Tönen" demnächst herauszugeben beabsichtigt, werden sicherlich großes Aufsehen erregen!

Meines Erachtens nach reichen die der so hochgepriesenen modernen Liederkomponisten, wie C. Ansorge und H. Hermann, nicht im entferntesten an die Schöpfungen Stolzenbergs heran. Diese Lieder sind überaus neu und eigenartig und dabei, was bei den Neueren zur größten Seltenheit geworden ist, ungemein melodiös, sangbar und einschmeichelnd. Einzelne, wie „Frühling" von Holz und „Zu ihren Blütenbäumen kam sie aufgestiegen, die Tänzerin" von Mombert sind so neckisch-graziös und formell so vollendet, daß sie das Entzücken eines jeden Kenners und musikalischen Feinschmeckers bilden werden.

Noch nirgends habe ich jedes einzelne Wort eines Dichters musikalisch so genau, mit so selbst den Laien frappierender Schärfe wiedergegeben gefunden, wie bei Stolzenberg, ja, selbst jedes Zeichen, jedes Komma, jeder Punkt oder Gedankenstrich läßt sich bei ihm nachweisen, er scheint nur ein Dolmetsch des Dichters für die Welt der Töne. Einzelne dieser Lieder sind übrigens schon mit starkem Erfolg in der „Freien musikalischen Vereinigung" zu Berlin zum Vortrag gelangt.

Erst als in der Hochflut seines musikalischen Schaffens eine Ebbe eintrat, entstanden seine Gedichte, ebenso spontan und in so reicher Fülle hervorquellend, wie seine Lieder. Es sind nicht etwa seine ersten poetischen Erzeugnisse, er hat schon als Knabe gedichtet, und es liegt genügend gedruckt von ihm vor, was ihn, wie Holz, vor dem Vorwurf der „sauren Trauben" schützen wird. Bei der reichen Begabung und Schöpfungskraft Stolzenbergs darf man sowohl auf musikalischem wie lyrischem Gebiete auf seine weitere Ent-

wicklung im höchsten Grade gespannt sein. Ob die Bahnen, die Holz und er eingeschlagen haben, wirklich die der Zukunft sind, darüber ein Urteil zu fällen, wird man wohl am besten der Zukunft selbst überlassen.

Wir aber wollen uns des Blütenduftes und der jungen, noch unberührten Schönheit freuen, die über den Erstlingen dieser neuen Lyrik ausgebreitet liegt.



Gedichte von Georg Stolzenberg.

(Berlin).

I.

Ich erwache; die Augen zu.

Durch die geschlossenen Lider
Schimmer —

heller . . .

Ich fühle, sie guckt durch die Scheibe.

Liege ganz still.

Durch's Fenster
schlüpft sie ins Zimmer —
breitet das weiße Tischtuch aus,
beschert mir.

Jetzt spür' ich's warm auf meinem Mund,
springe auf . . .

Sonne,
liebe Sonne!

II.

Falsche!

Ich weiß ein kleines Wort.

Das will ich säen
mitten zwischen deine Herzhügel.

III.

Der alte, bucklige Schneider
mit dem Sonntagsherzen,
der uns Kinder so lieb hatte . . .

Wir alle vergaßen ihn.
Die ganze Welt.

Heut' gedenk' ich seiner.

Nun darf der Arme
ein Stündchen auf seinem Grabe sitzen,
in die Sonne sehn . . .

IV.

Ich kleiner, zottiger Köter,
eingeladen,
trotte zum Schloßhund.

Die Ehre!
Meine Angst!

Der ist ein Riese.
Trägt ein goldenes Halsband,
knurrt.
Tausend Diebe rennen.
Weiße, weiche Frauenhände
streicheln ihn.

Mich
sieht niemand an.

Könnt' ich noch schnell
ein Kind retten,
einen Bettler beißen!

Aber ich hab' einen Edelstein verschluckt,
als ich noch ganz klein war.

Er glaubt mir nicht;
beschnuppert mein Fell.

Sag's lieber gleich,
ich bin eine Kanaille!

V.

Am Weg steht der junge Bettler.

Die Augen geschlossen,
blind.

In die hingehaltene Soldatenmütze
strömt
Sonnenschein.

VI.

Aus einer kleinen Stadt im Morgenland
weint eine Stimme.

Schlaf!
Endlich vergessen Kreuz und Dornen!

Meine zermarterten Schulterknochen
stützen
vergoldete Purpursessel.

Mein armer Schädel
rollt ruhlos
um die Welt.

VII.

Wer mein Freund ist?

Ein Baum
auf der weiten Haide,
einsam,
krank.

Die Sonne scheidet.

Im Ginster
tastet sein Schatten;
weitaus —
schneckenhaft.

Ich schlinge meinen Arm um ihn!

Leise, leise wiegt er
hin und her.

VIII.

Jahr auf Jahr . . .

Im Park
necke ich die jungen Mädchen,
die erröten nicht mehr, lächeln nicht mehr.
Machen kein böses Gesicht!
Schweigen nur, seh'n an mir vorbei.

Verschränken die Arme.
Fern verhallt
schwatzendes Glück.

Hier,
wo mir die Liebste um den Hals fiel,
laut
Liebe schluchzte —
schweigt der rote Mund einer Blume.

Es wird so still um mich.

Unter der Erde stürzt meiner Mutter Sarg
zusammen!



Das ewig Eine.*)

Von Bruno Wille.
(Friedrichshagen.)

2. Der Lebensbaum.

Was ist das drüben im Roggen? Es bückt sich — taucht wieder auf. Nun ist es verschwunden.

Da ist es wieder. Es kommt näher. Eine Gestalt — ein altes Weiblein — um den Kopf ein Tuch, ein dunkelgrünes.

Oder nein? War's Gaukelei? Da ist nichts mehr von einer Gestalt. Sie kann sich doch nicht versteckt haben! Nein, es war nichts — nur Flimmern vor den Augen — die Ähren wimmeln so wirr.

Und doch! Hab' ich nicht deutlich die Alte gesehen? — wie sie sich aufrichtete und nach mir spähte . . . Spökenkieker, der ich bin!

Wie ich als Kind mal durchs Korn ging, kam mir auch so ein Gesicht. Hatte Kornblumen gepflückt und in den hohen Ähren mich richtig verlaufen. Ich suchte hin und suchte her, ging immer den geknickten Ähren nach — kein Feldweg war zu finden, wie in einer Irrgasse lief ich umher. Und die Ähren tuschelten so hämisch, die Sonne ging unter — war ich denn verhext? Auf einmal vor mir eine alte Frau, scharf blickten ihre blauen Augen, sie hob den Krückstock . . . Ich entsetzt auf und davon, wie ein Hase, schnurstracks durch das Korn. So kam ich auf einen Rain, glühend, mit pochendem Herzen. — „Dat wier de Roggenolsche!" meinte der alte Jochen . . .

„Jo, jo! Ik wier dat ook!"

Alle Wetter! Da steht sie wieder! Ich bin starr. Dieselbe Alte — leibhaftig steht sie da — und nickt lächelnd.

„Ei, Mütterchen! Ihr habt mich ordentlich erschreckt."

„Hihi, min Söhn! Hest je doch 'n ollen Juniperus hebben wullt! Wat sall he denn nu?"

„Juniperus? Ja, wie denn? Kennt ihr den auch?"

„Ik?" Die Alte kichert. „Ob ik 'n kennen thu? Hihi! Woll, woll! Awers du — kennst du 'n ollen Juniperus? Nee, nee! Kennst 'n wahrhaftig nich wedder! Hihi!"

Was Kuckuck! Wo hab ich denn meine Augen gehabt? Das ist ja Juniperus, der Wachholderbaum, selber!

Oder doch nicht? Ach nein! Aber die Alte kommt mir verteufelt ähnlich vor. Und dies Kopftuch — ist das nicht Wachholdergrün?

*) Aus den „Offenbarungen des Wachholderbaumes". — Juniperus, der „grüne Philosoph", ist ein Wachholderbaum, der in „Merlins" Visionen Weisheit offenbart.

„Höre mal, grüner Philosoph — du Schalk! Du bist es doch? Ja natürlich!"

„Na — laß gut sein! Ob ich's bin oder nicht — was giebt's denn eigentlich, Merlin?"

„Was es giebt? Ach, Juniperus! Bin wieder ganz durcheinander. Die Ähren da — und die verdammten Radeblumen — und der Habicht — und gar ich selber! O wie garstig! Wo bleibt da das heilig Eine?"

„So, so! Das wimmelt dir zu viel — kannst dich nicht rausfinden? Na, da kann die Roggenolsche — vielleicht helfen."

„Roggenolsche? Also bist du doch nicht Juniperus?"

„Oder meinetwegen Juniperus! Ist ja alles eins! Bin Roggen — und bin auch Wachholder — schließlich nämlich! Mußt nur genau zusehn. Sieh mal hier die Ähren — woraus kommen sie?"

„Aus der Erde kommen sie."

„Das schon! Aber nicht gleich! Zwischen den Ähren und der Erde ist doch noch was."

„Die Wurzel."

„Die meine ich nicht — die gehört eben zur Ähre. Was ist denn aber zwischen der Wurzel und der Erde? Ei, siehst du das nicht? Ja, ja — hast zuviel Zeit in den Augen, zuviel Zeit! Raus damit, raus!"

Und gebieterisch hob die Alte den Krückstock, ihre blauen Augen durchdrangen mich.

„Zwei ist eins, und hin ist keins,
Sonst ist jetzt, und dorten hier.
Eines Leibes Glieder wir!"

Da rauschte und flirrte das Korn — und stand auf einmal seltsam geordnet. Zusammengewachsen alle Ähren — eine sproß aus der andern hervor — immer aus einem Korne. Oben breitete sich das gelbe Gewächs wie ein Kiefernwipfel aus — unten wurde es immer schmaler — bis schließlich eine einzige Ähre kam — aus deren Körnern das Ganze entsprang. Fremdartig war sie gestaltet, kaum sah man noch, daß sie Roggen war.

„Das ist die Urmutter," sagte die Roggenolsche.

„Was für eine Urmutter denn?"

„Na, vom Roggen! Die Urähre!"

„Wie denn? Die älteste, die allererste Roggenähre? Die wuchs doch vor hunderttausend Sommern! Ist also längst gestorben, verdorben! Mach mir doch nichts vor!"

„Ich mache dir nichts vor — die Zeit macht dir was vor!"

„Die Zeit? Die eben hat zerfressen alle Ahnenglieder deines Roggenfeldes da — zermodert und zerstäubt! Ungeheure Zeit ist ja nötig, um dies riesige Ährengewächs vom Keim zur Krone auszubilden. Haben sich die Säfte endlich emporgearbeitet — von der Urmutter bis zum heurigen Korn — ich sollte meinen, dann sind alle untern Glieder verzehrt von der Zeit — und nur die äußersten Ausläufer der Krone lebendig — ohne Verband — jeder für sich."

Die Alte winkte mit der Hand ab. „Nichts kann die Zeit fressen, nichts! Nur im Auge steckt die Zeit. Ein blindes Schneckchen ist Merlin. Das kriecht den Lebensbaum hinan — und tappt mit den kurzen Fühlern nur das Allernächste. Da denkt es denn, Wurzel, Stamm und Äste des Lebensbaumes sind weg. Ei du blindes Schneckchen, könntest du einen Blick thun in die Ewigkeit! Da lebt noch alles, was je gewesen — die große Seele behält es, ist gar zu treu. Da schaust du noch die ältesten, tiefsten Wurzeln — heil und rüstig ragt dir der ganze Lebensbaum. Wisch die Zeit aus den Augen! Sieh nur, sieh! Geh mal von der Urmutter nach unten — immer weiter!"

Da ging es wie ein Schleier vor mir weg, und ich sah, die Urähre sproß auch aus einem Korn, aus dem Korn einer ähnlichen Pflanze — die aber doch nicht mehr Roggen war — und immer neue Pflanzen fügten sich an. Das Ährengewächs war also nur ein Zweig, ein kleiner, an einem Riesenbaum, der noch viel, viel Zweige hatte. Aufwärts blickte ich, über das Ährengewächs hinaus — da rauschten Wälder von Erlen, Birken, Eichen. Noch höher blühten Obstbäume, Rosen, Winden, Glockenblumen, Haidekraut, Kornblumen, Radeblumen . . . Taumlig ward mir vor all dem bunten Gezweige — ich schloß die Augen. Bald aber brannte mir im Auge ein Durst — weiter schauen wollt ich das Wunderbare — ich blickte in die Tiefe, aus der das Ährengewächs hervorsproß. Sieh, ein Kiefernforst! Die Urkiefer kam aus einer farrenartigen Pflanze — die Farren gingen in Moose über — die Moose in Seetang. Schließlich kamen grüne Klumpen und Strähne, die aus grauem Schleim bestanden . . .

„Das sind wohl die letzten Wurzelfäden?" fragte ich.

Spöttisch schmunzelte die Alte: „Letzte Wurzeln? Laß dein Auge nur immer weiter in die Tiefe schweifen — laß es wandern tausend mal tausend Jahre lang — kein Merlin kriegt letzte Wurzeln zu sehn — es sei denn, daß er schauen könnte die tiefe, allertiefste Nacht!"

Wirklich schlossen sich an die Schleimsträhnen noch weitere Glieder an — erdige und wässrige Glieder — Glieder aus Luft und Licht. Sie bildeten zusammen einen Sonderverband — eine Kugel, auf der es wogte — Wasser-

meere, Luftmeere, Lichtmeere . . . Was ist das? Ist das nicht die Erdkugel? Ei wahrhaftig, die ist auch nur ein Glied, ein einzelnes, kleines, am Lebensbaume! Wie sie so rollt — und wie der Mond sie umkreist — der rote Mars und die weiße Venus — sieht es aus wie verwobene Pflanzenzellen unterm Vergrößerungsglase — oder wie Blutkügelchen, die durch die Adern strömen. Da ist ein größeres Kügelchen, ein feuriges — wohl das Mütterchen der Erdkugel — ja, die Sonne ist das! Und so wimmelt es weiter — lauter Lebenskugeln, lauter Welten! Der weite Himmel mit den lichten Heerscharen — Siebengestirn, Orion, Milchstraße — das alles ist nur ein Querschnitt durch den Stamm des Lebensbaumes — der hervorwächst aus der Weite ohne Grenzen . . .

Es ist, als ob ich stürze — in eine gähnende Tiefe. Ich schließe die Augen und klammre mich ängstlich an den Zweig, darauf ich sitze.

Ja, ich sitze auf einem Zweige des Lebensbaumes — bin selber ein Glied! Verwachsen bin ich, wie die Ähren — verwachsen mit lauter Menschen — weißen, gelben, roten, schwarzen. Im Winde schaukelt sich der Völkerzweig — Pflanzenglieder wehen herüber — auch Schlingwerk aus Gewürm — zappelnde Fische — Vögel — hu, wie das kreischt! Brausend wehen die Zweige durcheinander, die Blätter zanken sich. Ich wehre mit der Rechten peitschende Zweige ab — und strenge mich an, zu klettern, zu wachsen — immer höher, freier — hinan zum seligen Lichte. Jedesmal, wenn ich einen Peitschenhieb bekomme, geht es mit einem Ruck aufwärts.

„Hihi!" lacht die Alte. „Peer' möten Pietsch hebb'n! Sei zufrieden, wenn Pein dich plagt! Wenn's nicht weh thäte, du kämst nicht drüber hinaus. Jüh, jüh, man immer jüh!"

Ich stöhne — schlage um mich — raufe einen Zweig, der mich ärgert — Radeblumen . . .

Ähren wimmeln mit Getuschel. Ein Habicht hebt sich empor — in den Klauen die Beute, fliegt er schwerfällig dem Kiefernwalde zu.

Verdutzt seh ich mich um. Da sitz ich im Grase am Kornfelde — das wogt und wispert im Abendwinde. Die Sonne steht tief. Junikäfer schwirren.

Was halt ich da in der Hand? Eine ausgeraufte Radeblume.

Und die Roggenolsche? Juniperus?

Wie ein verflackerndes Traumbild seh ich die Gestalt mit dem grünen Kopftuche — sie nickt und —

Aha! Das ist ja ein Strauch — ein wankender Akazienstrauch am Wege — o freilich, freilich!

Aber es war doch herrlich, was ich da schaute! Die Dinge sind, wie sie wirken! Juniperus hat mir's offenbart — das ewig Eine offenbart.

Es jubelt in mir auf, schier übermütig. Hinter mir liegt das alte Bangen. Geborgen bin ich — nebst allen Geschwistern — in der treuen Hut des ewig Einen — eines Leibes Glieder wir!

Mögen sie hadern und greinen, die Kindlein — in heiterer Ruhe bleibt die hehre Mutterseele. Sie weiß ja, die Kindlein üben die Kräfte und wachsen — und wenn sie Schaden nehmen in der Zeit, heil ist alles in der Ewigkeit.

Hingebend schmiege ich mich an das grüne, blumige Kleid der trauten Mutter — lächelnd wie der hohe Himmel und wie Spinoza.

3. Ich bin du.

Nun heim, den Feldrain entlang! Droben im goldigen Dufte trillern Abendlerchen. Hohe Wölkchen glühn wie Rosen. Der Roggen duftet und flüstert — kosend lass' ich die Hand über die Ährenhäupter gleiten.

Da kommt der Weg mit den Telegraphenstangen. „Hum — m — m!" tönt es aus einer Stange. Ich lege das Ohr dran, wie ich gern als Kind that. Es summt und rauscht und wispert: „Humbe rumbe — humbe rumbe!"

„Jetzt telegraphieren sie!" dachte ich als Kind. Und die Stange mit den Drähten kam mir vor wie einer, dem's im Kopfe brummt vor all den Geheimnissen, die man ihm anvertraut.

Ob das Summen vielleicht was ausplaudert? Ich horche gespannt, da surrt es:

„Humbe rumbe — dorten hier —
Eines Leibes Glieder wir!"

„Ei, Stange, was weißt denn du davon?"

„Bin doch auch ein Glied vom Rumpfe, Riesenrumpfe . . ."

„Schnurriges Ding! Ein Glied vom großen Leibe willst du sein? Wie ich? Da soll ich dich wohl geschwisterlich umarmen?"

„Immer zu, immer zu! Warum denn nicht? Bist wohl hochmütig? Kurzer Arm — langer Hochmut — hum — m — m!"

„Spotten willst du über meinen Arm? Der kurze Arm hat dich ja erst errichtet."

„Weil er mich nötig hat! Kurzer Arm langt nicht über Felder — hum — m — m!"

Wie ich so lausche, weht die Luft mich an und zupft und säuselt: „Est,

psch, Prahlhans! Laß den Langarm summen, Merlin! Wenn ich nicht wehte, er summte nicht — er ist meine Windharfe."

„Humbe rumbe! Was brauch' ich Luft? Summen thu ich nur so nebenbei! Mein Draht, das ist mein Stolz — das ist ein langer, langer Arm — Merlins verlängerter Arm — mit dem kann er über die Felder weg ins Dorf hinein schreiben."

Die Luft säuselt: „Pa! Jeder Stock ist verlängerter Arm! Ich bin mehr — bin Merlins verlängerter Mund — verlängertes Ohr — trage das Wort von Mund zu Ohr — bin immer um Merlin — verbinde alle Menschen!"

„Humbe rumbe — das kann ich erst recht — kann Fernsprecher sein und Fernhorcher. Schall, ach, Schall ist bald verhallt! Mein Draht reicht viele, viele Meilen weit — und den ganzen Draht entlang im Nu springen meine Blitzfunken — hui, wie bin ich lang und hurtig!"

Da thut sich eine dunkelrote Wolke auf wie ein Augenlid, und der Glutball blinzelt hervor. Ein sprechender Blick blitzt über die Kornebene herüber — und ich verstehe die Sprache des Lichtes: „Ich fliege von Stern zu Stern — umflute Welten und Leiber — und lasse sie leuchten — daß ihr Bild sich breitet nach allen Seiten — und stumm durchs Auge zur Seele redet. Bin Merlins erweiterter Leib."

Staunend seh' ich auf einmal, wie meines Leibes Grenzen sich ausdehnen. Die Haut, die ich hier betaste, hüllt ja nur den Blutleib. Ringsum wächst mir noch ein anderer Leib — ein Umleib, gewoben aus Licht und Luft. Ins Weite wächst er, immer weiter . . .

„Duft ist auch Umleib!" Die Akazien sagen es, die drüben am Walde blühen. „Über die Felder reicht unser Umleib und berührt mit süßer Rede Merlins Nase."

„Ich bin noch mehr als Umleib!" meint wieder die Luft. „Wie Kinder im Mutterleibe, hängt alles, was Odem hat, in mir. Der Odem, den ich einflöße, ist die Nabelschnur. Und Speise lass' ich wachsen zum Munde . . ."

Der Sonnenball rollt aus der Wolke voll hervor, und wie beschämt fügt die Luft hinzu: „Ja, und das Licht, das liebe — freilich, davon lebt alles — der Lichtleib ist der wahre Mutterleib."

Und aufs neue seh ich den Lebensbaum — sehe den Völkerzweig — sehe, wie alle seine Glieder innig mit einander verwachsen sind. Nicht nur, daß die Kinder aus den Eltern hervorsprossen; eine gemeinsame Hülle verbindet alle Menschen — eine flüssige, durchsichtige Masse. Wie Blutkügelchen in den Adern schwimmen die Menschen in diesem gemeinsamen Umleibe. Der Umleib nährt die Kügelchen — und läßt sie zueinander reden. Wenn eins

den Umleib bewegt, so teilt sich die Bewegung anderen Kügelchen mit, und deren Seelen finden den Sinn heraus . . .

Halt! Den Sinn? Das ist dunkel! Wie kann Bewegung etwas anderes bedeuten als eben Bewegung? Wenn ein Mensch den Umleib bewegt, wenn er redet oder Zeichen macht, — wie kommt es, daß er bei anderen Menschen Verständnis findet? Worte sind doch bloßer Schall, Geberden leere Lichtwallung — für den, der sie nicht deuten lernte. Also muß ein Lehrer, ein Dolmetscher gewesen sein. Wer ist das nun?

Haben vielleicht die Gottprediger recht, wenn sie meinen, im Paradiese, von den Engeln, sei den Menschen die Sprache beigebracht? — Große Mutterseele, was brauchst du Engel! Im Innersten, wo du waltest, kannst du dich den Wesen verständlich machen. Gewiß, du bist der Lehrer. Wie aber lehrst du?

Wieder sehe ich den Habicht droben kreisen. Er schwimmt in der Luft. Die ist sein Umleib wie der meinige. Und eine Luftwelle war's, die mein Ohr berührte, als vorhin der Habicht seine schreiende Beute packte. Wie kommt es nun, daß diese Luftwelle von einer todesbangen Seele meldete? Wo lernte ich diesen Sinn mit solchem Schrei verknüpfen?

„Hast du nicht selber schon geschrieen?“ meint die Luft — „und hast du nicht dabei gewußt, wie dir zu Mute?“

Ja natürlich! Was in meiner Seele vorging, wenn ich selber den Umleib erregte, das denke ich hinzu, wenn nun andere Wesen ebenso den Umleib erregen. Ihre Laute deute ich nach meinen eigenen Lauten, ihr Aussehen nach dem meinen. In ihrem Leibe erkenne ich meine Seele wieder.

Wie? In ihrem Leibe meine Seele? Seltsamer Widerspruch!

Es kann wohl nur eine ähnliche Seele sein, die ich in ihnen finde — nicht die gleiche!

Aber steckt nicht Gleiches in allem Ähnlichen? Ist nicht das Ähnliche gemischt aus Gleichem und Ungleichem? Ja, aus ganz Gleichem! Das ganz Gleiche aber ist Ein und Dasselbe.

Also wohnt in allen Wesen, wenn sie auch besonders und fremd sich darstellen, dasselbe, was in mir wohnt, mein Innerstes! Ein Spiegel ist wohl die Welt, die immer mich spiegelt. Doch mit allerlei wunderlichen Wölbungen und Zerstückelungen spiegelt er — so daß mein eigenes Wesen in vielen Bildern erscheint — bald ähnlich, bald fremd . . .

Oder gehört dieser Spiegel vielleicht ganz innig zu mir, und ich selber bin es, was all diese bunten, wimmelnden Gestalten hervorbringt? — Mag sein! Nur daß dann auch die fremden Wesen solche Spiegel sind. Denn wie könnten sie minder lebendig sein als ich, wenn ihr Innerstes das meinige ist?

Genug, wir sind im Innersten Eins! Welch ein Triumph in dieser Offenbarung!

Das ist das Band, das alle Wesen verbindet und das sie untereinander verständigt. Wenn ich mich selbst in ihnen wiedererkenne, verstehe ich die Menschen — und nur so kann ich Tier und Pflanze, Stein und Stern verstehen. Beseelen muß ich sie — mit meiner Seele.

So wohnt denn meine Seele nicht nur in diesem engen Blutleibe — aller Leiber einige Seele ist sie — das weite All ihr Leib!

Dort im violetten Flirren der Ähren webt sie — droben in den Wolkenbergen, den geröteten, goldbenetzten — in den fernsten Räumen, wohin die fächerförmigen Strahlen schießen — und in dir, du hehrer Glutenquell, in den mein Auge durstig taucht.

Selig durchschauert mich die Wonne der neuen Offenbarung.

Wo bin ich? Durch alle Weiten fühl ich hindurch. Ging ich wirklich auf im flammenden Sonnenherzen? Ging es in mir auf? Bin ich gewürdigt, sein frommer Gral zu sein? Zwei ist eins — ich bin du — du bist ich!

Aus diesen Adern blutete die Seele,
Blutbrüderschaft zu schließen mit dem All —
Und alles war nun mein — und ich war sein —
Heimlich gehegt, ein süßer Herzensschatz.



Sie haben sich eingerichtet.

Skizzen aus dem Leben gewöhnlicher Menschen von P. M. Gin.

(Moskau.)

(Schluß.)

„Diese Idylle währte ungefähr zwei Jahre. Ich fühlte mich vortrefflich, arbeitete viel; in meiner Wohnung herrschte eine musterhafte Ordnung. Ich hatte mich allmählich eingerichtet, kaufte gelegentlich ein paar Möbel, hielt mir einige medizinische Journale, begann an das Doktorexamen zu denken, hatte mir einen Frack zugelegt. Meine Wäsche war immer repariert, meine Socken gestopft, das Taschentuch an seinem Platz. Ich wußte, daß Dinas liebe, flinke Hände dafür sorgten, und hielt das für ganz selbstverständlich. Sobald ich in Gesellschaft ging, das heißt in den Adelsklub, zu einem Ball des

Offizierverein oder zum Geburtstagskuchen bei einem von mir behandelten Gutsbesitzer, so zwitscherte sie mit lieblichem Lächeln: ‚Sehen Sie nur, was für ein Hemd! Ich habe es selbst geplättet, bei keinem Magnaten kann es besser aussehen. Nun amüsieren Sie sich gut!‘ — Ich lachte und erzählte ihr am folgenden Tage, wie es dort zugegangen, mit wem ich getanzt und gesprochen . . . Freilich ging es nicht ganz ohne einige Plänkeleien mit den Kreisdamen ab, welche, nebenbei gesagt, oh! welche Meisterinnen darin sind, ihr Spiel zu verdecken. Mit diesen Siegen aber habe ich mich vor Dina nicht gebrüstet. Von diesem einfachen, ungebildeten Mädchen kam mir ein so keuscher, reiner Duft entgegen, daß mir in ihrer Gegenwart nicht nur ein freies Wort, sondern sogar ein freier Gedanke als eine Disharmonie erschienen wäre."

— „Sag' einfach, Du hast Dich wie ein Dummkopf in dieses Aschenputtel verguckt," unterbrach ihn Ignatij Ljwowitsch.

— „Das Tolle an der Sache ist ja, daß ich nicht verliebt war. Du kannst Dir vorstellen, daß ich in ihr nicht ein Weib sah, eins, in das man sich verlieben, das man heirathen kann. Und weshalb? . . . Weil sie nicht französische Worte radebrechen konnte (als ob ich selbst etwas davon verstände!), weil sie nicht wußte, was Physik und Pädagogik sei (und zum Teufel, wozu brauche ich das?), weil sie nicht gehört, daß es Symphonieen und Sonaten giebt, obwohl sie selbst eine verkörperte Symphonie war. Kurz, weil es in ihr nichts gab, was jener Mischung von Affe und Papagei ähnelt, die man ein jüdisches gebildetes Fräulein nennt."

— „Damit gehst Du doch . . . zu weit, lieber Freund," protestierte Dimkin, „es giebt reizende . . . "

— „Vielleicht giebt es solche, aber für unsereins sind die wahrhaft reizenden nicht bestimmt. Und die Fräulein aus dem mittleren Bürgerstande in der Provinz, welche im Gymnasium waren, mit eng geschnürten Taillen, Ponyfrisur, mit den Hüten, langen Handschuhen und Pincenez . . . das ist Gift, Geißel und Pest! . . . "

— „Dir hat wahrscheinlich ein solches Fräulein die Suppe ordentlich versalzen."

— „Wie konnte dem anders sein, wenn ich selbst aus eigenem Antrieb eine solche Mißgeburt heirathete."

— „Wie denn?!" rief Ignatij Ljwowitsch aus, dem das Herz leichter wurde in dem Augenblick, als er erfuhr, daß es auch seinem Freunde nicht geglückt sei.

— „So!" Worobejtschik seufzte tief. — „Dem Schicksal kann man nicht entrinnen. — Ich muß Dir erzählen," begann er nach kurzem Schweigen, „daß in Sagansk einige ehrbare jüdische Familien leben. Ich aber

vermied es, dort zu verkehren, weil da eine unbezwingliche Langeweile herrscht. Den Ton in diesem aristokratischen Kreise gab immer eine meiner Patientinnen an, Frau Zipkin, die nicht mehr junge Witwe eines Lieferanten. Sie ist keine dumme Frau, liest russische und deutsche Bücher, war im Auslande, d. h. reiste einige Male nach Karlsbad, und hält sich im allgemeinen wie eine Dame.

„Dieser Frau fiel es ein, sich für mich zu interessieren. Einst sagte sie mir: ‚Und Sie, Herr Doktor, wohnen noch immer bei Wolf?‘

„Ich erstaunte. ‚Freilich‘, sagte ich, ‚wo denn sonst?‘

„Sie fragte darauf in spitzem Ton: ‚Und was gefällt Ihnen besser, die Wohnung oder die Wirtsleute?‘

„Ich lachte. ‚Das eine wie das andere. Die Zimmer‘, sagte ich, ‚sind gemütlich, und die Wirtsleute sind vorzügliche, gute Menschen und behandeln mich wie einen Verwandten.‘

„Frau Zipkin zuckte mit den Achseln.

„— ‚Vielleicht träumen sie auch wirklich davon, mit Ihnen verwandt zu werden! Sind Sie denn ein schlechter Bräutigam für die Tochter eines Uhrmachers? Braucht die etwa einen noch besseren? Einen Gouverneur? . . .‘

„— ‚Ich versichere Sie, daß jene an dergleichen gar nicht denken.‘

„— ‚Nun, das erlauben Sie mir doch wohl Ihnen nicht zu glauben. Ich habe mehr als Sie in der Welt gelebt und kenne die Menschen besser; dieser Wolf ist ein listiger Mann. Übrigens, Herr Doktor, erzählte man mir, daß Sie das Mädchen russisch lesen gelehrt haben und sie jetzt den ganzen Tag Romane lese. Ist das wahr?‘

„— ‚Unwahr‘, erwiderte ich, ‚nicht Romane, sondern Weltgeschichte und Reisebeschreibungen; und nicht den ganzen Tag, sondern in der Zeit, die ihr die Wirtschaft läßt.‘

„— ‚Weshalb aber haben Sie sie unterrichtet?‘

„— ‚Weil sie ein liebes, außerordentlich begabtes und gutes Wesen ist. Mit solch einer Schülerin sich zu beschäftigen, ist ein Vergnügen.‘

„Frau Zipkin schüttelte ihren langen Kopf. — ‚Hm, und Sie haben nicht daran gedacht, daß das für sie ein Unglück ist?‘

„Ich sah sie nachdenklich an.

„— ‚Gewiß, früher hätte sie einen Faktor im langen Rocke*) geheiratet und wäre zufrieden gewesen, jetzt aber wird sie einen solchen nicht ansehen wollen.‘

---

*) Während die besser situierten Juden Rußlands sich modern zu kleiden pflegen, halten die ärmeren Schichten an der spezifisch jüdischen Kleidung fest, zu deren charakteristischen Bestandteilen bekanntlich auch der bis auf die Hacken herabreichende Rock gehört.

„Hierin lag Wahrheit. Ich erinnerte mich, wie energisch Dina alle Bewerbungen abgelehnt hatte, und war verwirrt. Frau Zipkin bemerkte das und eröffnete nun eine Attacke gegen mich.

„— ‚Sehen Sie, Herr Doktor, ich bin Ihnen wohlgesinnt. Sie sind ein seltener junger Mann. Sie müssen ein Mädchen heiraten, das Ihrer würdig ist. Ich habe für sie eine Braut, eine Schönheit, außerordentlich gebildet, musikalisch, bescheiden, aus guter Familie. Nun, und die Mitgift ist anständig — zehntausend. Die Butter verdirbt doch nie den Brei. Ah! Was sagen Sie dazu?‘

„Ich antwortete, daß ich bis jetzt ans Heiraten nicht gedacht hätte.

„— ‚Das ist Unrecht. Sie werden doch nicht immer jung bleiben . . . Jetzt kokettieren verschiedene Damen mit Ihnen — oh, ich weiß, Sie sind interessant, interessant (das soll ich sein?). In einigen Jahren aber werden sich Runzeln, Krankheiten einstellen . . . Wer wird Sie dann pflegen, ah?‘

„Vor mir schwebte das sanftmütige Gesichtchen Dinas, ihre großen, demütigen Augen, ihr zartes Lächeln, aber ich verscheuchte dies Bild aus meiner Seele, als ob eine Verbindung mit ihr ganz unmöglich, fast unanständig wäre, und sagte dieser alten Bestie: ‚Vielleicht haben Sie recht . . . aber man muß die Gelegenheit abwarten‘.

„— ‚Wissen Sie, Herr Doktor, wenn der Mensch sucht, so kommt ihm die Gelegenheit entgegen.‘

„Nach einigen Tagen schickte Frau Zipkin nach mir. Ich traf bei ihr einen Herrn, welchem sie mich sogleich vorstellte. Herr Katz war ein kleines, bewegliches Männchen mit jäh vorspringendem Kinn, auf dem eine kleine Fliege sich aufwärts bäumte — er sah zum Totlachen aus. Er war so beweglich, daß es einem vor den Augen flimmerte, wenn man ihm zusah. Sobald er meinen Namen hörte, überschüttete er mich mit Fragen, ob ich nicht mit einem Hundert von Menschen verwandt wäre, von denen ich gar keine Ahnung hatte. Das betrübte ihn aber durchaus nicht, und er sprang mit der Leichtigkeit eines Gummiballs auf einen anderen, dritten und zehnten Gegenstand über. Das war kein Mensch, sondern ein verkörpertes perpetuum mobile; von sich sprach er mit Entzücken, mit Leidenschaft, mit Pathos, erzählte von seinem Finanzgenie, davon, wie er schon als zehnjähriger Knabe, anstatt im Cheder*) zu sitzen, mit gebrauchtem Thee zu handeln anfing, beschrieb seine Reisen; unter anderem teilte er mir mit, daß er soeben aus Tunis komme.

„— ‚Wie sind Sie dahin gekommen?‘ fragte ich erstaunt.

*) Jüdische Knabenschule.

„Er sah mich etwas beleidigt an und antwortete hochmütig: ‚Ich gehe jedes Jahr dahin. Ich habe Geschäfte in Tunis, Algier, Egypten, Marokko . . .‘

„— ‚Womit beschäftigen Sie sich denn?‘

„— ‚Womit? — Mit Antiquitäten,‘ antwortete er schroff.

„Ich glaubte, daß er mit alten Kleidern handele, und da ich nicht einsah, weshalb man dann nach Algier fahre, fragte ich noch einmal: ‚Mit welchen Antiquitäten?‘ —

„— ‚Mit welchen? — Alter Bronze, Bildern, Waffen, Porzellan, Geräten, Spitzen, Geweben, Manuskripten, Gravüren, überhaupt jedem Obschebar,‘ sagte er, ohne zu stocken.

„— ‚Und Sie verstehen etwas davon?‘

„Er brach in ein lautes Gelächter aus, als ob ich die größte Dummheit gesagt hätte.

„— ‚Ich! verstehen?! Vielleicht in Berlin, Paris oder London werden Sie drei solche Sachverständige finden, wie ich bin, — aber in Rußland, kann ich mit Ihnen wetten, nicht. Zeigen Sie mir ein beliebiges Bild, und ich werde Ihnen sogleich sagen: erstens (er krümmte einen Finger) — die Schule: holländische, spanische, italienische, französische, deutsche . . . Die Epoche (er krümmte einen zweiten Finger): Renäßans, vorraphaelisch oder Reschans. Mich kann man nicht betrügen, nicht anführen.‘

„— ‚Wie? Haben Sie denn das gelernt?‘

„— ‚Nein, das weiß ich von selbst.‘

„— ‚Aber hören Sie, das ist ja unmöglich.‘

„— ‚Weshalb? Wenn Gott einem Menschen ein Talent giebt, wird er, ohne zu lernen, mehr wissen, als zwanzig Dummköpfe, die gelernt haben. Doch denken Sie nicht, Herr Doktor, daß ich die Wissenschaft nicht achte. Behüte Gott! . . . Ich habe an Kindern sieben Stück, und in der Schule sind sie alle die ersten. Und was für Köpfe! Minister . . . Ich spreche nicht deshalb so, weil ich ihr Vater bin. Ich weiß, daß es lächerlich ist, seine eigenen Kinder zu loben, aber fragen Sie Frau Zipkin, ob sie z. B. viele solche Fräulein kennt, wie meine Isabella.‘

„Frau Zipkin seufzte sogar. ‚Ein seltenes Mädchen‘, sagte sie mit Entzücken. ‚Herr Katz ist ein glücklicher Vater.‘

„— ‚Nun?‘ rief mit triumphierendem Lächeln der Antiquar aus. — ‚Was soll ich Ihnen von der Bildung meiner Isabella sagen? Französisch — perfekt, Musik, Klavier — großartig . . . Die Lehrer sagten mir: Herr Katz, wir können ihre Tochter nicht unterrichten, sie ist klüger als wir. Erlauben Sie, ich werde Ihnen meine Kinder zeigen. Ich sage Ihnen, es ist wert, sie zu sehen.‘ Er langte aus seiner Brusttasche ein Portefeuille hervor

und begann die Photographien seiner Sprößlinge nacheinander auszubreiten. Und sein Gesicht leuchtete dabei von solchem Stolz, von solchem Glück, und er prahlte so aufrichtig, daß er, ungeachtet der so komischen Situation, rührend war.

„Nach einem Monat kam Fräulein Katz zu Frau Zipkin zum Besuch. Sie war eine kleine Blondine mit rötlich schimmerndem Haar und vogelartigem, doch pikantem Gesicht, mit einer Brust, flach wie bei einem Knaben, schmalen Schultern und lustiger Taille. Das einzige, was an ihr wirklich schön, das war eine vorzügliche Gesichtsfarbe von blendender Weiße und die ganze Wange bedeckendem Rot. Ihre Manieren und ihre Lebendigkeit erinnerten, wenn auch in abgeschwächtem Maße, an ihren Vater. Fräulein Isabella sprach von allem mit außerordentlichem Aplomb, schnell, hastig, als ob in ihrem Kopf ein erschrockenes Kaninchen herumliefe, und mit solcher Gestikulation, daß sie, wenn sie in Ekstase kam, sicherlich an etwas anhakte oder etwas herunterwarf. Sie selbst hielt diese Lebendigkeit augenscheinlich für einen ihrer Hauptreize und liebte zu behaupten, daß sie eine Feuernatur habe. — ‚Aber das bedeutet nicht, daß ich nicht tief empfinden kann‘, pflegte sie hinzuzufügen, und zum Beweis setzte sie sich an das klapprige Fortepiano der Frau Zipkin, schaute wie verzückt in die Höhe und begann die Mandolinata oder Prière d'une vierge abzuklimpern. Sie liebte sehr das Gespräch, das heißt, eigentlich nicht Gespräche, denn sie ließ niemand zu Worte kommen, sondern eigene Betrachtungen über die Themata: Familienleben, Liebe u. dgl. Sie schaut mit schmachtendem Blick in die Ferne und sagt: ‚Ich verstehe diejenige Frau nicht, welche nicht danach strebt, ihrem Manne an intellektueller Entwicklung gleichzukommen (Fräulein Katz bediente sich einer gewählten Ausdrucksweise). Stellen Sie sich vor, daß ein intelligenter Mann in einem Winkel zu leben genötigt ist. Wenn er nun seine Gedanken sogar mit seiner Gattin nicht teilen kann, weil diese Frau unter ihm steht (Sonderbar! als sie die Worte ‚diese Frau‘ aussprach, schien sie mir auf meine arme Dina anzuspielen), was wird dann aus der moralischen Persönlichkeit eines solchen Menschen werden?‘ fragte strenge Fräulein Isabella, und ohne Zögern antwortete sie: ‚Unvermeidlich wird er stumpf werden! . . ‘

„Nun sage mir gefälligst, Dimkin, es war doch offenbar nicht schwer zu erkennen, daß dies alles leere Phrasen, klägliche Worte, längst abgetratschte Gemeinplätze sind . . . Und ich hörte wie ein Narr zu und sah, wenn ich nach Hause kam und Dina mich mit demütigem Lächeln bediente, diese wie ein niederes Wesen, obwohl doch irgendwo im Grunde der Seele eine innere Stimme mir zuflüsterte: sei auf der Hut, du fällst in eine Grube . . . Einmal sagte ich dann zu Dina: ‚Wissen Sie, Dina, ich will mich verheiraten.‘ — Sie

wurde bleich, ihre Augen leuchteten blitzartig auf, aber bald wurde sie niedergeschlagen und fragte leise: ‚Wen?‘ —

„— ‚Hier habe ich mit einem sehr gebildeten Fräulein Bekanntschaft gemacht . . .‘

Dina schwieg, und nur ihre Hand, mit der sie das Brot schnitt, fiel kraftlos mit dem Messer auf den Tisch.

„— ‚Und sind Sie denn verliebt?‘ brachte sie stockend, ohne die Augen zu erheben, hervor.

„— ‚Nicht, daß ich verliebt wäre‘, sagte ich, „aber so etwas ähnliches.‘

„— ‚Nun, und hat sie auch Geld?‘

„— ‚Nicht viel, und doch wird man nicht um ein Stück Brot zittern brauchen. Für uns Unglücksmenschen ist doch auch das schon ein Glück.‘

„Die dichten schwarzen Wimpern Dinas zitterten, sie blickte unter ihnen hervor zu mir und flüsterte mit blaß gewordenen Lippen: ‚Gott gebe Ihnen Glück, Herr Doktor!‘ und verließ mit ihren leichten, geräuschlosen Schritten das Zimmer.

„Und ich eilte ihr nicht nach, fiel ihr nicht zu Füßen, wärmte ihre blassen zitternden Hände nicht mit Küssen . . . nein. Ich band mir einen roten Schlips um und ging zu Frau Zipkin, um zu hören, wie Fräulein Katz die Mandolinata spielt, und mit ihr zusammen zu erwägen, was Gogol mit seinen „toten Seelen“ sagen wollte.

„Nach einem Monat war ich der glückliche Bräutigam dieses außergewöhnlichen Fräuleins, und, dem Drange meines guten Genius, der Frau Zipkin, nachgebend, lieh ich auf Wechsel vierhundert Rubel, um der Braut Brillantohrringe zu kaufen. Auf demselben Wege nahm ich noch tausend Rubel ‚zur Einrichtung‘ auf, weil man doch einem verwöhnten Mädchen nicht einen Schuppen als Wohnung bieten kann.

„— ‚Und weshalb beunruhigen Sie sich?‘ entgegnete Frau Zipkin, als ich unschlüssig war. ‚Das Wort des Herrn Katz ist Gold. Isabellas Mitgift wird Ihnen am Hochzeitstage eingehändigt werden.‘

„An diesem hochfeierlichen Tage aber herrschte ein solcher Trubel im Hause, und mein Schwiegervater war so aufgeregt und beweinte so laut sein Kind, seinen Stolz, sein Kleinod, daß in solchen Augenblicken nur ein eingefleischter Bösewicht mit dem unglückseligen Vater von so weltlichen, nichtigen Dingen hätte sprechen können. Ich bin kein eingefleischter Bösewicht und schwieg. Dann teilte er mir mit, daß eine vorübergehende Schwierigkeit in seinem Geschäft vorliege, diese aber sei lediglich eine Bagatelle, das Geld sei so gut wie in meiner Tasche, und ich könne ruhig schlafen.

„Unter solchen Auspizien fing ich mein Familienleben an. Um gerecht

zu sein, muß ich gestehen, daß meine Frau in den ersten zwei Monaten unseres Ehestandes feurigste Liebe zu mir gezeigt hat, sie wollte sich nicht einen Augenblick von mir trennen, würgte mich mit ihren Umarmungen, weinte, wenn ich zu meinen Patienten fuhr. Sobald aber der Duft des Honigmonds verschwunden war, zeigte sie sich in ihrer ganzen Schönheit. Unsere erste Szene entstand infolge eines Mittagessens. Ich kam vom Lande, durchfroren und hungrig, wie ein Wolf. Es zeigte sich aber, daß es kein Essen gab, da die Wirtin sich mit der Köchin gezankt und sie ohne Verzug hinausgejagt hatte.

„— ‚Ich kann doch von einer Bäuerin nicht Grobheiten hinnehmen!‘

„— ‚Gewiß, meine Liebe. Aber in diesem Falle mußtest Du selbst etwas zubereiten.‘

„— ‚Entschuldigen Sie, ich habe aber nicht kochen gelernt. Wenn Sie eine Köchin zur Frau haben wollten, mußten Sie Ihre Wirtin heiraten. Es scheint, daß diese Sie gut beköstigt hat.‘

„— ‚Sie hat alles vorzüglich gemacht, und Sie könnten vieles von ihr lernen.‘

„Das hatte sie durchaus nicht erwartet, und um mich an Disziplin zu gewöhnen, gebärdete sie sich so hysterisch, daß eine echte gnädige Frau von ihr noch lernen könnte. — Sie hatte sich aber in mir geirrt. Ich erkannte, daß ich, wenn ich einmal nachgebe, — verloren sei; daher rührte ich mich nicht von der Stelle trotz Geschreis, Schluchzens, wahnsinnigen Lachens, Händeringens, Zerreißens der Kleider — das Battisthemd eingeschlossen.

„Freilich, hätte ich diese Frau geliebt, so würde ich nicht haben widerstehen können, und wenn ich hundertmal gewußt hätte, daß das alles Komödie ist. Aber so sind mir, als ich sah, wie sie sich verstellte, gleichsam die Schuppen von den Augen gefallen. Ich erkannte . . . sowohl, daß ich sie nie geliebt hatte, als auch, daß ich eine andere liebte, jenes reine, schöne Mädchen, welches ich so unbarmherzig zurückgestoßen. Ich erschrak über alles, was ich in meiner Verblendung gethan hatte, und schwor mir im Stillen, Dina nicht wiederzusehen und meiner Frau ein guter Mann zu sein.

„Was aber vermögen unsere guten Vorsätze! Der alte Uhrmacher erkrankte, ich mußte ihn täglich besuchen und verbrachte wie früher ganze Stunden mit Dina. Sie wurde mager. Der Schmerz drückte sein vergeistigendes Siegel auf ihr schönes Gesicht, aber dies einfache Mädchen konnte ihren Jammer tragen. Sie pflegte ihren alten Vater, vertrat ihn im Laden und besorgte daneben noch die Wirtschaft. Mich empfing und entließ sie mit einem dankbaren Lächeln, sprach aber nie von meiner Frau.

„So ging der Winter hin, und im Frühjahr starb der alte Wolf. Obwohl ich Dina auf die Möglichkeit dieses verhängnisvollen Ausgangs vorbe-

reitet hatte, war der Schlag doch für sie zu grausam. Ich hatte von ihr, die immer ruhig und voll Selbstbeherrschung war, einen solchen Verzweiflungsausbruch nicht erwartet. Sie fiel wie ein verwundeter Vogel auf den Körper ihres Vaters nieder und stieß mit Haß jeden zurück, der sich ihr näherte. Dann wurde sie unnatürlich still. Bald nach dem Begräbnis vermietete sie ihr Häuschen und reiste nach Kiew. Von mir nahm sie sehr kalt Abschied, aber nach einiger Zeit erhielt ich von ihr einen Brief, durch den sie mir mitteilte, daß sie in ein Modeatelier eingetreten sei und in zwei Jahren diese Arbeit gründlich erlernt zu haben hoffe. Nach etwas mehr als zwei Jahren kehrte Dina nach Sagnansk zurück, noch immer dieselbe Schönheit, aber bedeutend zivilisierter in ihrem Äußern. Sie richtete sich wieder in ihrem Häuschen ein und bald gewann sie ein solches Renommée, daß sie mit Arbeit überhäuft wurde. Dina war eine ‚Persönlichkeit' in Sagnansk geworden.

„Und meine eigene Frau wurde währenddessen immer schlimmer und schlimmer. Wenn Isabella eine wahre Frau und nicht die Karrikatur einer Weltdame gewesen wäre, hätte sich unser Verhältnis noch leidlich gestalten können. Dem aber war nicht so. Es schien, als ob sie sich vorgenommen hätte, uns unser Dasein jeden Augenblick zu vergiften. Die Kinder (uns wurden zwei Knaben geboren) haben sie noch mehr gereizt. Ewig in schlechter Laune, ewig jammernd und ewig sich über das Schicksal beklagend, gegen die Bedienten grob, selbst kleinlich empfindlich, quält sie sich und die andern. Im Hause herrscht Unordnung, die Kinder sind unartig, abgerissen, schmutzig, sie selbst liegt den ganzen Tag und liest dumme Romane oder geht unsere Wohlthäterin, Frau Zipkin, besuchen und erleichtert ihr Herz, indem sie meine Tyrannei schildert. Ich versuchte es, sie in die russische Gesellschaft einzuführen. Ihr selbstbewußter Ton, ihre Lebendigkeit, ihre Schlagfertigkeit erregten anfangs Neugierde, aber bald hörte man auf, sie zu beachten. Sie fühlte, daß sie durchgefallen war, und in ihrer Eitelkeit verletzt, gab sie den Verkehr auf. Seit dieser Zeit zersägt sie mich förmlich. Ich bekomme fortwährend zu hören: ‚Ein Mann, der anderen nicht Achtung für seine Frau abnötigen kann, ist eine „Null".' Meist schweige ich dazu. Manchmal aber wird man bissig, und ich sage dann: ‚Nicht auf den Mann kommt es hier an. Wenn man die Frau nicht achtet, ist das ein Zeichen dafür, daß sie sich nicht Achtung gewinnen kann; wenn sie nicht gefällt, ist das ein Anzeichen dafür, daß sie nicht interessant ist.'

„Nach solchem Gedankenaustausch tritt ein unglückverheißendes Schweigen und ein Maulen ein, das eine Woche, zwei, einen Monat dauert. Oder sie erscheint plötzlich bei mir im Kabinett und teilt mir z. B. mit, daß im Klub eine Dilettanten-Vorstellung stattfinden werde.

„— ‚Meinetwegen.‘

„— ‚Ich will hingehen.‘

„— ‚Bitte schön.‘

„— ‚Ich habe es satt, allein in den vier Wänden zu sitzen.‘

„Ich bin so vernünftig, ihr keine Antwort darauf zu geben.

„— ‚Hörst Du, was ich sage?‘

„— ‚Ich höre.‘

„— ‚Warum antwortest Du denn nicht?‘

„— ‚Ich halte es nicht für nötig.‘

„— ‚So! . . Übrigens ist mir das gleichgültig. Ich wollte Dir nur sagen, daß ich nichts anzuziehen habe.‘

„Ich zuckte mit den Achseln und antwortete: ‚Bestelle Dir ein Kleid‘.

„— ‚Ich kann nicht in Fetzen gehen!‘ absichtlich überhörend, was ich gesagt habe.

„— ‚Niemand zwingt Dich dazu. Aber was willst Du von mir? Ich bin doch nicht Schneiderin und kann Dir kein Kleid nähen.‘

„— ‚Im Hause meines Vaters war die Dienerschaft besser angezogen, als ich bin,‘ fuhr sie fort, sich taub stellend.

„Ich fange an die Geduld zu verlieren und bemerke giftig, daß sie im Verhältnis zu den Mitteln, die ihr Vater ihr gegeben hat, noch sehr anständig gekleidet sei. Darauf hatte sie nur gewartet. Nun tritt etwas ganz Abscheuliches ein, die Frau verschwindet vollständig, es bleibt nur eine entfesselte Furie übrig. Es bedurfte übermenschlicher Selbstbeherrschung, um sich nicht auf diese zarte Lebensgefährtin zu stürzen und sie in Stücke zu reißen. Ich raffe den letzten Rest von Anstandsgefühl zusammen, beiße, um nicht zu schreien, die Zähne aufeinander und sage: ‚Sie sehen doch, daß ich beschäftigt bin . . . Lassen Sie mich in Ruhe, ich muß arbeiten, um Sie und die Kinder zu ernähren . . . ‘

„Sie jammert, daß es durch das ganze Haus gellt: ‚Er verjagt mich! Auswurf! Bösewicht! Ich will mit Dir nicht leben! . . Ich werde fortlaufen zu den Eltern!‘

„Man sollte glauben, daß die Menschen sich vor Scham nach solchen Szenen nicht in die Augen sehen können. Und doch ist es nicht so! Nach einer Stunde, nach zwei kommt die Gemahlin zu mir geeilt, als ob nichts vorgefallen wäre, und lispelt: ‚Katerchen, Du zürnst? Du selbst hast Dein armes Frauchen beleidigt und schmollst noch. Uhu! Böser!‘ Und sie setzt sich auf mein Knie, drückt ihre Brust gegen die meine und bedeckt mich mit Küssen. Und ich zittere, als ob sich ein Frosch an mich angesogen hätte; ihr rotes Gesicht, ihre trockenen Lippen, ihre kurzen Finger mit schmutzigen Nägeln

sind mir zuwider. Ich hasse ihren Atem, hasse sie vom Kopf bis zu den Füßen.

„Dann bezwinge ich mich lange, schließlich aber müssen meine guten Vorsätze weichen und ich eile ins alte Häuschen, wo mich ein treues Herz erwartet, das an das Unrecht nicht mehr denkt, das alles verziehen hat und zusammen mit mir leidet. Sobald Dina meine Schritte hört, eilt sie mir entgegen, schlank wie eine antike Statue, schön, mit weichen Bewegungen und lieber Stimme. Man braucht ihr nichts zu sagen — sie versteht alles ohne Worte. Ich fühle das aus der Unruhe, welche aus ihren wunderbaren, demütigen Augen leuchtet, aus der Herzlichkeit, mit der sie mich in ihr helles, gemütliches Zimmer führt, auf den Lederdivan placiert, mir Thee und Papierossen reicht. Und ich denke, daß sie die Meine sein könnte, daß wir glücklich sein könnten, und mir kommt der leidenschaftliche Wunsch, diesen geschmeidigen Leib zu umfangen, diese glänzenden, schwarzen Haare zu streicheln und dies reizende Gesicht von biblischer Schönheit ohne Ende zu küssen.

„— ‚Dina, Sie lieben mich?‘ fragte ich einmal.

„Sie nickte schweigend mit dem Kopfe.

„— ‚Und Sie haben mich auch damals geliebt?‘

„— ‚Immer‘, sagte sie leise.

„— ‚Weshalb haben Sie denn zugelassen, daß ich eine andere heiratete?‘

„Sie erhob staunend ihren Blick zu mir.

„— ‚Wie konnte ich denn anders . . . Ich war Ihnen nicht ebenbürtig . . . arm, ungebildet . . . ‘

„— ‚Dina, Dina . . . Warum sagen Sie das? — Sie sind millionenmal klüger und gebildeter, als ein ganzer Wald solcher gelehrter Affen wie meine Gemahlin.‘

„Sie schüttelte den Kopf. — ‚Das erscheint Ihnen jetzt so, weil Ihre Frau einen schlechten Charakter hat . . . Und meiner hätten Sie sich vor der Welt geschämt.‘

„— ‚Sie sind doch klug und eine Schönheit, wie es wenige giebt.‘

„Sie errötete und wandte sich ab. ‚Weshalb sagen Sie das! — Ich bin ein einfaches jüdisches Mädchen . . . eine Arbeiterin.‘

„Meine häufigen Besuche bei Dina verfehlten nicht, eine ganze Wolke von Klatschereien hervorzurufen. Die Initiative hatte in dieser nobeln Angelegenheit meine Frau ergriffen. Sobald ich irgendwohin zu gehen beabsichtigte, gab sie mir die Worte mit auf den Weg: ‚Zur Geliebten eilen Sie? . . . Laufen Sie nur, Sie könnten verspäten!‘

„Ich beschloß, das unschuldige Mädchen vor weiteren Leiden zu bewahren, und, um die Sache nicht auf die lange Bank zu schieben, begab ich mich

am ersten kommenden Feiertag zu ihr. Im Atelier war niemand. Ich hatte meinen Zweck auf Umwegen erreichen wollen, hatte mir eine ganze Rede ausgedacht, als ich aber Dina sah, vergaß ich alles und sagte nur:

„— ‚Wissen Sie, Dina, es wäre besser, wenn Sie von hier fortzögen.‘

„Sie erbebte.

„— ‚Warum?‘

„— ‚Auch deswegen‘, bemerkte ich, ‚weil Sie hier nur Groschen verdienen und mit Ihrer Kunst in jeder Stadt ein Geschäft eröffnen könnten.‘

„Sie sah mich mißtrauisch an und sagte: ‚Sie denken nicht daran. Sagen Sie die Wahrheit! Es ist gewiß etwas passiert.‘

„— ‚Gute, liebe Dina, Sie wollen die Wahrheit wissen? So sollen Sie sie hören. Sie müssen fort, weil man in der Stadt sagt, daß Sie — meine Geliebte sind. Ich kann das Otterngezücht nicht hindern, Sie zu stechen. Folglich . . . ‘

„Lange schwieg sie, und ich ließ meinen Kopf auf ihren Arbeitstisch sinken und — weshalb die Schmach verheimlichen — weinte wie ein Weib. Sie näherte sich mir und strich leicht mit ihrer Hand über mein Haar. Da wurde mir noch weher.

„— ‚Hören Sie auf, bitte, hören Sie auf,‘ hauchte sie, ‚und hören Sie, was ich Ihnen sagen werde. Ich habe das schon lange vorausgesehen. Ich bin nicht fünfzehn Jahre und auch kein reiches Fräulein, das von der Welt nichts wissen darf; ich habe zwei Jahre in einem französischen Modemagazin zugebracht und vieles gesehen. Und ich habe beschlossen: ich fahre nicht fort. Wenn es für Sie gut wäre, oder mein alter Vater gelebt hätte, wäre ich verreist, um ihn nicht zu betrüben . . . Aber jetzt . . . warum? Sie haben doch nur e i n e treue Seele — mich. Und ich habe gar niemand auf der Welt. Mein Gewissen ist rein. Sogar meine Feinde können nicht sagen, daß ich, die Hände im Schoße, dasitze. Ich verdiene mehr als ich brauche. Und daß ich . . . nicht Ihre Geliebte bin (die Arme stockte bei diesen Worten, und ihre bleichen Wangen wurden rot), das wissen Sie und ich und mein armer Vater, welchem ich vor dem Tode versprochen habe, daß ich ehrlich leben werde . . . Mag man reden! Man wird ein Jahr schwätzen, ein zweites, dann werden sie es überdrüssig werden. Und wir werden unser Leid tragen. Ist es so gut? — ‘

„Was konnte ich darauf entgegnen? Haben in solchem Fall schöne Worte überhaupt viel Bedeutung! . . Ich nahm ihre schmalen, dunklen Hände und begann sie zu küssen. Sie zog dieselben nicht zurück. Sie verstand, daß ihr Opfer angenommen wurde.

„So, Bruder, leben wir. Zu Hause eine wahre Hölle. Bei Dina ein Paradies . . . vor dem Sündenfall. Und unter solchen Verhältnissen fühle ich mich manchmal so elend, daß ich bereit bin, mich an dem ersten besten Haken aufzuhängen. Die Kinder werden unverständig aufgezogen; es ist gut, daß es Knaben sind, die werden ins Gymnasium und dadurch wieder ins Gleichgewicht kommen . . .

„Da hast Du meine ganze Geschichte", sagte Worobejtschik mit gezwungenem Lächeln. „Mehr giebt es nicht. Und jetzt, Bruder, laß uns in der That etwas auftragen, mir ist's im Halse trocken geworden."

Der Wirt klingelte. Das Hausmädchen brachte auf einem großen Theebrett etwas zum Knabbern und Wein, stellte es auf den Tisch und entfernte sich.

„Ja, ja," sagte Ignatij Ljwowitsch, in Gedanken versunken. „Wir haben es weit gebracht . . . Besonders Du. Da hast Du die ‚glänzenden Partieen'. Aber weshalb läßt Du Dich nicht scheiden?"

„Die Frau fordert zwanzigtausend Rubel Entschädigung. Wo soll man die hernehmen! Vielleicht wirst Du aus alter Freundschaft mich von dem Joch befreien?" fragte Worobejtschik spöttisch.

„Haha," lachte Dimkin gezwungen. „Solche Summen habe ich nicht zur Verfügung, Freundchen. Aber gestehe," sagte er in vertraulichem Tone, „ist es in der That zwischen Dir und Dina . . . nichts?"

Worobejtschik sah den Freund wütend an und zuckte mit den Achseln.

„Verzeih mir," fing Dimkin wieder an, „ich wollte Dich nicht beleidigen." Und um den schlechten Eindruck ganz zu verwischen, fügte er hinzu: „Weißt Du, Bruder, uns hat das Leben beide verstümmelt. Aber . . . auch wir sahen goldene Tage — unsere reine Jugend. Darum wollen wir ihrer in Gutem gedenken. Laß uns noch einmal das alte Lied neu beleben . . . Gaudeamus igitur . . ."

„Hol Dich der Teufel!" schrie Worobejtschik, als ob man ihn auf eine wunde Stelle geschlagen hätte, lief zum Tisch, trank in einem Zug zwei Gläschen Branntwein und ließ, die Füße auf den Diwan ziehend, mutlos den Kopf auf die Brust sinken.



Deutsche Lyrik.

Glück und Stille.

Einsam sitzen wir beisammen.
Draußen ruht die Winternacht.
Halbbewußten Sehnens Flammen
Halten ungesehen Wacht.

Lese leis dir meine Lieder,
Die von Sonne träumen, vor.
Deine Wimpern sinken nieder,
Aber treulich lauscht dein Ohr.

Träume, die verzaubert schliefen,
Fliegen in das Leben fort,
Und in sonnengoldne Tiefen
Fällt mein schlichtes Dichterwort.

München. Anatol Habicht.

Ilselieder.

1. Ein Glück.

Still feiert meine Mühle Ruh' . . .
Dem Menschenhaß, dem Menschenleid
Ist her zu uns der Weg verschneit . . .
Und unsre Weihnachtskerzen brennen . . .
Still neigen sich einander zu
In einem einz'gen, tiefen Blick
Zwei Seelen, die sich ganz erkennen. — —
Das ist ein Glück . . .
Das ist ein Glück!

2. Vorfrühling.

(Zu einem Frauenkopf von Gabriel Max.)

Du träumst so bang? — Dein weiter Seelengarten
Liegt noch in tiefer Winteralltagsruh'.
Doch Deiner Sehnsucht junge Knospen warten,
Daß endlich doch der Frühling käm',
Von ihnen fort die Fesseln nähm' . . .
Heiß bangen sie dem Ostermorgen zu.

O warte nur! — Bald werden Stürme tosen,
Und alles stürzt, was freier Kraft zum Spott . . .
Aus Deinen Schmerzen bluten rote Rosen . . .
Froh zieht in Deine Seele ein
Im Donnersturm und Wetterschein
Dein Baldur, ich, Dein stolzer Sonnengott!

Leipzig. Roland Abramczyk.

Mittsommernacht.

„Gute Nacht!" — „Gute Nacht!" —
„Vergessen Sie Bonn nicht!" —
Das Hausthor kreischt . . . .
Eine Weile: dann rechts das Eckfenster hell —
Sie geht schlafen . . . .
Aus dem Blusenschlitz nestelt
Sie Sträußchen und Uhr . . . .
— Über 'n Stuhl nun Bluse — Rock — Korsett —
Das Hemd bauscht apfelsinenprall
Um die junge Brust . . . .
Das Eckfenster schwarz, —
Still liegt sie, die Arme
Im Nacken verschränkt —:
Der Tanz heut' . . . der Tanz . . . .
Der prickelnde Wein . . . . —
Die Decke zurück — Mondkleχchen betupfen
Den schwülen Hals ihr . . . .
Nun springt sie auf — ein Wasserglas klirrt —
Noch 'nen Schluck — und nun wieder zurück; —
Still liegt sie, die Arme
Im Nacken verschränkt, —:
„Morgen reist er nach Hause,
Sein letztes Semester!" —
Ihren Leib übergittert's
Wie die junge
Forelle im Wildbach —:
Ein einzig' Mal nur
Ein brünstig' Weilchen
Mit Händen und Knieen
Ihn umklammern zu dürfen,
Ein einzig' Mal,
Eh' für immer er fortgeht!
Ins Betttuch krampft sie
Die fiebernden Finger,
Unter den Wimpern her
Sickert's wachstropfenheiß —:
Ein einzig' Mal nur! . . . .
Das Eckfenster schwarz —
Hinter den Scheiben weit
Bis zum Siebengebirg'
— Mittsommerträchtig —
Kreist in der Mondnacht
Mit Roggen und Obst
Die gebärende Erde — —
Hinter den Scheiben weit . . . .

Frankfurt a. M. Karl Maria.

Requiem.

Tiefe Mitternacht.
Ich steh' allein in ihres Gartens toter Pracht.
Ihr Fenster lacht nicht mehr
Wie früher, als ich aus weiter Ferne kam.
Nur ein einz'ger Stern, so einsam
Liegt in der blinden Scheibe Nacht,
Und weint wie Totenlichtes Klage
Bei einer Leiche Wacht.
Mein müdes Auge träumt.
Durch Thränen schimmert eine trübe Welt:
Wirbelnd Blatt um Blatt zu Boden fällt.
Über bleiche Stege huscht ein Schatten,
Ein Knistern bittet zu mir her,
Ein Weinen weht ihm leiser nach . . .
Die Rosen zittern, duften schwer,
Als wäre heut' ihr letzter Tag.
Der Himmel bleiern, sternenleer,
Die Wetterfahne kreischt vom Dach. —
An solchem Tag mußt du gestorben sein,
An solchem Tag gehn alle Blumen ein.

Siedlinghausen i. Westf. Fritz Stöber.

Bann.

Auf meinem Wege tönt mir immer ein Lied,
das macht mich so müd', so sterbensmüd'.
Es schreit und fleht mir zu jeder Stund'
ins zitternde Ohr mit bebendem Mund . . .
Mein Herz schlägt so wund.

Ich schließe die Augen, ich leg' mich zum Schlaf,
da gerade ein jammernder Aufschrei mich traf!
Dann fleht es und winselt und klagt so bang
und peinigt mich weiter als Nachtgesang . . .
Das macht mich so krank.

Und wenn ich geschlossen die Augen kaum,
erscheint es mir weiter als drückender Traum,
die Töne nehmen Gestalten an — — —
Und immer noch lieg' ich in diesem Bann . . .
Ob je ich erwachen kann?

Berlin. Georg Eugen Kitzler.

Kinderaugen.

Einen zerlumpten Buben fand
Heut' ich an meinen Wegen,
Streckte mir seine schmutzige Hand
Freundlich lachend entgegen.

Hat mich so fröhlich angeblickt,
Ist mir's durchs Herz gedrungen,
Hab' ich ihm wacker die Hand gedrückt,
Dem zerlumpten Jungen.

Dachte: O Gott, du armes Kind,
Will deinem Wunsche nicht wehren,
Werden die Menschen ja doch so geschwind
Deine Seele zerstören.

Und dann gehst du an mir vorbei
Zornig, trotzigen Blickes,
Grollst über Knechtung und Tyrannei
Und die Macht des Geschickes!

Schmückst dich mit grellem, rotem Band,
Schimpfst auf die Satten und Reichen,
Trägst dein schmutzig', zerlumpt' Gewand
Als ein Standeszeichen.

Weh dem, der dir vom trügenden Baum
Gab der Erkenntnis Früchte,
Der dir gezeigt den lügenden Traum
In der Wahrheit Lichte,

Der dich die Milch des Irrtums ließ
Statt der Wahrheit saugen,
Der dir vertrieb dies Paradies
Aus deinen Kinderaugen!

Münster (Westf.). Levin Ludwig Schücking.

Tolstoi, die Kunst und Wir.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Fünfzehn Jahre hat Tolstoi an der Schrift gearbeitet: „Was ist die Kunst?“ Und als er die Feder weglegte und die Handschrift in die Druckerei schickte, hätte er nicht mögen von vorn beginnen? Für den Schaffenden und Wachsenden giebt es keine abschließende Antwort.

Was ist die Kunst? Was ist die Liebe? Was ist die Natur? Was ist die Religion? Was ist Gott? Nur die Nichtschaffenden, die Ausgelebten, die Versteinerten, die Impotenten und, ach, die Schulgelehrten haben darauf eine feststehende, auswendig zu lernende, inwendig befriedigende Antwort. Jeder dumme Schuljunge weiß sie mit Sicherheit. Jeder Schönschwätzer hat sie am Schnürchen.

Wir nicht. Wir stehen bis an den Hals im Fluß der Entwicklung und bisweilen, in den heiligen Weihestunden, flutet's über uns zusammen, daß wir aller Fragen vergessen und aller Antworten gleich einer unendlichen Thorheit müde sind. Erst wer aufs Trockene gesetzt wird, gewinnt Lust am Frag- und Antwortspiel; wer im sterilen Sande sitzt, in Kopf und Herz sich kalt, aber von unten weich und wohlig erwärmt fühlt, erbaut sich am großen und kleinen Katechismus.

Die Kirche schreibt Katechismen, der Staat schreibt Katechismen, die Schule paukt sie ein. Alle drei sind unfehlbar. Alle drei sind Seligmacher. Und wie!

Wir nicht. Wir wissen nichts und versprechen nichts und beseligen nicht, so lange die Seligkeit am Wissen und Versprach hängt. Wir haben Instinkte, Gefühle, göttliche Notdürfte des Bildens aus dem Chaos, den einzigen Imperativ: Es werde! Fiat! Denn uns beherrscht der Wille zur Kunst, zum Bilden, Gestalten, Darstellen, Offenbaren, Inzeichendeuten mit der blinden Notwendigkeit des kosmischen Spieltriebs. Und wenn man uns totschlüge! Qualis artifex pereo! wär unser letzter größenwahnsinniger Imperatorgedanke.

Wir wissen nichts, denn wir wissen an jedem Schöpfungstage ein Anderes. Und all unsere Werke sind Erstlingswerke. Aber fragt einmal die Regierenden, fragt das Katheder-Universal- und Spezialgenie, fragt jeden beliebigen Drillmeister, da habt ihr ein Sicheres, Unveränderliches, da steht die Sonne still im Thale Ajalon, bis alle Feinde geschlagen sind. Apodiktisch, suprema lex.

Wir aber bleiben der ewige Widerspruch, der ewige Aufruhr, und unsere

Werke sind Stückchen Auslese aus dem kreisenden Chaos, dem Mutterschoß aller Kunst.

Und schüfen wir ewig das nämliche Werk, es dünkte uns stets ein anderes. Man kann nicht zweimal in den nämlichen Fluß steigen, lehrt uralte orientalische Weisheit. Nicht als ob wir des Vorzugs genössen, patentiert und gefeit zu sein gegen jeden Anflug von Priester- und Cäsarenwahn. Die Größten unter uns sind dieser heiligen Schwachheit unterworfen, und wir alle haben unsere Stunden und Orte, wo wir pontifizieren und orakeln und Absolutes verzapfen und Worte wählen, so solid und zweifelsohne wie das Einmaleins. Schlagt Nietzsche auf, fragt Richard Wagner, belauscht Gerhart Hauptmann — und so herab bis auf Sudermann und Stinde und die ganze ehrenwerte Familie Buchholz! Und vom Pontifex und Priester zum Ketzerrichter ist nur ein Schritt. Und wir errichten Scheiterhaufen, und eine Schule verbrennt die andere. Aber aus Qualm und Asche schwingt sich ewig der Phönix der Kunst wieder in die reinen Sonnenhöhen. Alles Hohe und Dauernde wird aus dem still beschaulichen und intensiv schaffenden Geiste des Kunstmenschen organisch geboren, und nicht mit Worten, Sprüchen, Urteilen erstritten.

Scheinbar lebt heute der Künstler in vornehmerer Abgeschlossenheit vom Volke als früher, und das „Odi profanum vulgus“ klingt selbstbewußter als bei den Alten, denen doch die Aristokratie des Geistes ganz anders im Blute lebte, als uns Zeitgenossen der demokratischen Epoche. Unser Zusammenhang ist lebendiger mit Volk und Welt und der breitesten Öffentlichkeit als jemals. Trotzdem bilden allenthalben die Künstler ihre Gemeinden für sich, auch wenn sie nicht mehr als zünftige Meister in ihrer Werkstatt sitzen können. Cornelius und seine Schüler wollten die Kunst mit Eifer noch als eine Art Religion betrachtet wissen und glaubten, daß das Ansehen ihrer Priester, der Künstler, durch strenge und vornehme Absonderung vom Volke gefördert werde.

Der Typus Tolstoi zeigt uns deutlich den Wandel der Zeiten, wenn auch in spezifisch slavischer Fassung. Unbestritten ist Tolstoi ein Künstler von Feuer und Kraft, von Pflichttreue, Schaffensdrang und Seelenreinheit, wie nur je der Großen einer. Die Art, wie er sich der Kunst zuwandte, glich einem jähen Umschlag, einem dolchscharfen Entweder-Oder, einer Bekehrung vom Saulus zum Paulus, wie auf dem mystischen Apostelweg von Damaskus.

Keiner von uns vermag Leben und Kunst ernster, entschiedener und inniger zu nehmen, als wie dieser Vollblutrusse. In einer Reihe größerer und kleinerer Werke hat er seine vollkommene Meisterschaft ein für allemal festgestellt und der verwegensten Kritik die Spitze geboten.

Wie sollen wir nun seine Schrift von der Kunst deuten? Wie sollen wir seine umfangreiche Antwort auf die Frage „Was ist die Kunst?“ aufnehmen?*)

Ganz einfach: als die Seelenbeichte eines großen Menschen, dem die Kunst ein heiliges Amt, ein evangelisches Priesteramt ist. Also nicht wie eine Schulschrift oder eine professorale Monographie. Wer Lust hat, mit ihm zu streiten, mag mit ihm streiten. Manches ist ja schon in der Form herausfordernd genug. Gar manche Seite steht da wie eine Kriegserklärung, wuchtig wie die Thesen, die der streitbare Mönch Martin Luther einst an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen im Angesichte der ganzen päpstlichen Welt. Wer sich in der Kunst als Papst oder Papstgläubiger fühlt, hat sicher hinlänglich Veranlassung, wider den Tolstoi'schen Stachel zu löcken.

Aber diskutiert man ein Selbstbekenntnis, eine Seelenbeichte wie einen Lehrsatz, einen Gesetzesabschnitt?

Dem Übersetzer Herrn Professor Halpérine-Kaminsky zu Paris deuchte es notwendig und zeitgemäß, über die Tolstoi'sche Kunstschrift eine Umfrage an die Gelehrten und Schriftsteller ins Werk zu setzen. Das ist Modesache und Modegeschmack in der heutigen Publizistik. Enquête nennt man's mit dem gebildeten Wort der Zeitgenossen. Es mag ja unterhaltend und aufklärend für Hinz und Kunz sein, einer solchen Umfrage beizuwohnen und schließlich seinen eigenen Senf dazuzugeben — für das Wesen und die Wirkung der Kunst an sich ist's vollständig belanglos. Die Kunst lebt und webt im Gehirn der Kunstschaffenden und Kunstgenießenden und nicht in den Meinungen und Redensarten, die darüber verübt werden.

Der Seelenforscher mag sich in ein solches Werk vertiefen. Er wird mancherlei Aufschluß daraus ziehen können über die Schranken und Schwächen, die der freiesten und stärksten Seele anhaften. Der Verächter des Geistigen, der Pessimist und Zweifelsüchtige mag eine fette Weide in den Blättern, Kapiteln und Zwischenbemerkungen finden, die ein so großer Geist wie Tolstoi der kritischen Abfertigung anderer großer Geister widmet. Der Humorist und Spötter wird auf seine Kosten kommen, wenn er jede Bosheit herausschmökert, die er in der komischen Schilderung vermuten darf, wenn Tolstoi seinen gelegentlichen Besuch einer Wagneroper zu Moskau oder Petersburg zum besten giebt. Da stehen ja wirklich Sachen, wie aus einer Kapuzinade oder einer karnevalistischen Schlaraffen-Stegreifrede geschnitten. Aber was geht das uns, was geht's die Kunst an, wenn Tolstoi sich nichts aus Wagner oder

*) Mir ist nur die französische Übersetzung nach dem russischen Original-Manuskript zur Hand von dem Professor am Lyceum Condorcet zu Paris E. Halpérine-Kaminsky: Qu'est-ce que l'art? (Paris, Paul Ollendorff. 1898. 322 S.)

Böcklin zu machen weiß, wenn er aus einem Dudelsack oder einem Jahrmarkts-Bilderbogen innigeren Genuß für seine Sinne und Empfindungen destilliert, als aus einem Musikdrama oder einem Gemälde oder einer michelangelesken Freske in der sixtinischen Kapelle?

Tolstoi übt ein höchstpersönliches Recht aus, wenn er in seiner Weise alle Werte umwertet, alle Schätzungen umschätzt, aus Weiß Schwarz und aus Schwarz Weiß macht. Er steht in den Jahren, die es menschlich erklärlich machen, wenn er in seinem Inventarium einer greisen Künstlerseele vieles verwirft und als Plunder behandelt, was uns Jüngeren und Andersgearteten als kostbarer Besitz und Freudenquelle gilt. Nicht zu reden von seinem slavischen Rassenstandpunkt, der sich obendrein noch mit einer mystischen evangelischen Mission verquickt.

Wir gehen durch unsern Weg, Tolstoi blickt mit den Augen des Siebzigjährigen auf den seinigen zurück. Sein Kunstbuch ist ein Feierabendwerk. Sollen wir mit ihm darüber rechten, daß wir noch im hellen Mittag stehen, während ihm die Abendschatten die Welt verdunkeln?

Von seinen Ansichten über die soziale Wirkung der Kunst sprechen uns manche sehr sympathisch an, aber auch hier, wo wir ihm im innersten Herzen zustimmen, hüten wir uns, Lehrsätze über die sogenannte Aufgabe der Kunst zu unterschreiben und uns einem starren asketischen Ideal zu verpflichten oder Beiträge zur politischen und moralischen Reglementierung des Kunstschaffens zu liefern. Ist schon alles Theoretisieren grau wie ein ewiger Regentag, am grauesten und unfruchtbarsten ist's in der Kunst, die sich niemals nach Lehrsätzen, Programmen, Parade- und Thronreden und andern frommen Wünschen richten, sondern ewig ihr freies, selbstherrliches Leben führen und sich nach ihren eigenen Entwicklungsgesetzen vollenden wird. Aber davon mögen wir gelegentlich gern einmal sprechen, wie sich Tolstoi, das große, gütige Herz, die Zukunft der Kunst träumt. —

Ziel und Ziele.

Etwas von der Schusterei von Gustav Falke.

(Hamburg.)

In der „Frankfurter Zeitung“ vom 29. September widmet Ernst Ziel meinen letzten Gedichten „Neue Fahrt“ eine längere Betrachtung. Das ist nun sehr lustig zu lesen und wert, weiteren Kreisen bekannt gegeben zu werden. Lustig und belehrend. Ziel geht der Sache auf den Grund,

er findet zu jedem meiner Gedichte den „Leisten", auf den ich es gearbeitet habe. Und so was von einem Schustergenie, wie ich es bin, ist mir denn doch noch nicht vorgekommen. Ich staune mich selbst an. Es sind die Leisten der Herren Emanuel Geibel, Rudolf Loewenstein, Joh. Trojan, Heinrich Seidel, Victor Blüthgen, Byron (bitte um Hochachtung!), Annette von Droste-Hülshoff (die „selige", wie Ziel hinzufügt), Hermann Lingg, Albert Möser, Julius Lohmeyer und Theodor Storm, die ich benutzt habe. Sollte ich einige dieser Leisten nicht wieder abgeliefert haben, bitte ich die betreffenden seligen und unseligen Eigentümer um Entschuldigung. Ein Dieb bin ich nicht, trotzdem ich hin und wieder silberne Löffel stehle. „Im Gegenteil!" wie Ziel sagt. Ich thu nur so, es ist alles nur „Maske". Ich hab's auch garnicht nötig. Ziel bestätigt es mir, ich bin selbst „Eigentümer", brauche alle die fremden Leisten garnicht. Es ist nur so eine „Marotte" von mir.

Aber daß ich gerade an die Leisten der Herren Loewenstein, Blüthgen und Genossen kam, das ist Pech! Ich muß mich vergriffen haben. Da sind denn doch noch ganz andere Leisten da, die den Ehrgeiz eines poetischen Schusters reizen könnten. Und es ist auch nicht hübsch von mir, daß ich mich der Leisten von Leuten bediene, die ich garnicht kenne, thatsächlich garnicht kenne. Mein Gott, man nimmt doch nicht so blindlings irgend einen Leisten. Man prüft doch, sucht doch aus. Aber ich muß schon so voller Marotten sein, daß auch die Blindlingsschusterei zu meinen Lieblingsbeschäftigungen gehört.

Was bin ich nicht überhaupt für ein Kerl! Nicht minder talentvoll als der Lyriker Konrad Telmann („ein Poet von durchaus sicherer Klarheit und Reife des Gedanken- und Gefühlslebens"), „taste ich in einem Chaos von allen möglichen Stilarten und einer Wüste von mitunter unmöglichen Motiven planlos umher" — und trotz meiner „garnicht unbedeutenden allgemeinen Begabung". Ich komischer Schuster in der Wüste, auf Rudolf Loewensteins Leisten arbeitend. Rische, rasche, rusche, jetzt kommst du dran, Blüthgen! Rasche, rische, rusche — wieder ein Stiefel fertig! Herrlicher Leisten Mösers, ich kann es nicht lassen! Rische, rusche, rasche — hast ihn in der Tasche?

Aber ich will in diesem ulkigen Ton nicht fortfahren. War er auch der Einzige, den ich dieser Frankfurter Rezension gegenüber, soweit sie nur mich angeht, anzuschlagen vermag, so hat doch das Ganze eine sehr ernste Kehrseite.

Ich will also ernst reden. Halten Sie es wirklich für möglich, Herr Ziel, daß ein an „Selbständigkeit garnicht armer Dichter", dem Sie selbst „ein liebenswürdiges, ein nicht uninteressantes, jedenfalls ein wirkliches und echtes Künstlergesicht" zugestehen, den sie als „wahren Poeten" anerkennen,

sich alle diese so verschiedenen Leute zum Muster nehmen kann? Und wenn ich Ihnen nun allen Ernstes versichere, daß ich (die betreffenden Herren mögen meine Rückständigkeit verzeihen) weder Loewenstein noch Trojan, weder Seidel noch Lohmeyer kenne, Lingg nur in einzelnen Gedichten, aus Anthologieen, vor Möser immer eine Abneigung empfand, was dann? Man wählt sich doch nur Leute zur Nachahmung, die man genau kennt und liebt. Wie können Sie mich auf Grund eines einzigen kleinen Kinderreimes, des Einzigen in meinen vier Gedichtbüchern, öffentlich für einen Nachahmer oder Leistengenossen von gleich dreien Leuten, Loewenstein, Lohmeyer, Blüthgen, hinstellen? Haben Sie garnicht für Ihren kritischen Ruf gefürchtet, oder war es Ihnen nur darum zu thun, Ihre Belesenheit, Ihr litterarisches Wissen zu zeigen? Warum haben Sie aber dann, da Sie doch einmal auf der Reminiscenzenjagd waren, die Gelegenheit versäumt, zu zeigen, daß Sie auch Goethe, Liliencron, Conrad Ferdinand Meyer, Gottfried Keller, Lenau, Eichendorff, Mörike und Hertz kennen? Aller dieser Leute Leisten habe ich auch schon benutzt, nach der Meinung anderer Kritiker.

Man hat mir Nachahmung Liliencrons vorgeworfen — bei Gedichten, die entstanden, als ich Liliencron nur erst dem Namen nach kannte. Storm lernte ich sehr spät kennen. Aber in Gedichten, die vorher entstanden, fand man eine Anlehnung an Storm. Von Hertz kenne ich noch bis heute keine Zeile, aber sein „Bruder Rausch“ soll mir Vorbild gewesen sein. Bei einzelnen Gedichten waren sich die Kritiker nicht einig. Dem einen waren sie Goethe, dem andern Storm, Mörike, Conrad F. Meyer. Ein Gedicht auf vier verschiedenen Leisten, aber trotzdem ein selbständiges Gedicht, ein eigenes, wie alle zugaben. Wenn hier der Unsinn nicht auf der Hand liegt, weiß ich nicht, wo es Unsinn in der Welt giebt.

Es ist nicht meinetwegen, daß ich gegen Ihre Kritik protestiere. Ich kann's ertragen. Es ist der Sache wegen. Hier liegt ein Fall von Reminiscenzanzeigerei vor, wie er wohl noch kaum ärger dagewesen ist. Der muß festgenagelt werden. Ich selbst bin zufrieden, daß alle meine Kritiker trotz allem meine Selbständigkeit bescheinigen und mein Dichtertum nicht antasten. Ich bin auch für die Zukunft auf alles gefaßt. Man wird in meinem nächsten Buch neue Leisten entdecken. Ich schlage Johanna Ambrosius, Karl Busse, Shakespeare, Longfellow (Poe und Tennyson waren schon mal da!), Friederike Kempner und die selige Karschin vor.

Aber daß ich bei diesen Leistungen der Kritik immer noch weniger Hochachtung vor ihr, als sie vor mir hat, wer will mir das verdenken?

Im übrigen nehme ich das Goethewort für mich in Anspruch: „Man spricht immer von Originalität; aber was will das sagen? — Wenn ich sagen

könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bleibt nicht viel übrig."

Nun wird es mehr als einen kitzeln, zu schreien: Du vergleichst dich mit Goethe, aber Goethe —

Bitte bringend, sich alle Mühe zu sparen. Ich bin aller Albernheiten so satt!

Und zum Schluß noch eine ernste Mahnung an unsere jungen und jüngsten Poeten:

Seht euch recht, recht fleißig nach guten Mustern um!

Und eine Warnung: Greift nicht nach meinem Leisten, da könntet ihr eklig hereinfallen. Er könnte gestohlen sein. Und ihr habt doch alle zusammen einen höheren Ehrgeiz, als den, ein zweiter oder vielmehr dritter Loewenstein oder Albert Möser zu werden.

Lyrik des Auslandes.*)

Einsamkeit.

(Johannes Jörgensen.)

Draußen braust die schwarze Nacht,
Der Herbstwind peitscht das Laub der Allee.
Mein Herz ist einsam und blutet,
Blutet in Sehnsuchtsweh.

Mir ist, als murmelten Mönche
Heiser ein Leichengebet
Für einer toten Jugend Glück,
Das nimmer aufersteht.

Dem Blatte hier vor mir entquillt
Ein bitt'rer Duft, ein Traumgebild,
Und alte Zeiten schweben zu mir her.
In meiner Seele sticht und bohrt geheimnisvolle Macht,
Und nun, bei mattem Lampenschein der tiefen Mitternacht,
Entsteigt meiner Jugendtage Land dem wirren Nebelmeer.

Mit starren Fingern führ' ich gedankenlos den Kiel
Und fühle fröstelnd meine Pulse stocken.
Da seh' ich im Geist eine Wiese, drauf treibt ein fröhlich Spiel
Der Frühlingssonnenschein mit Nebelflocken.

*) Proben aus dem soeben erschienenen Werke „Europäische Lyrik" (Lpz., G. H. Meyer) unseres verehrten Mitarbeiters.

Und meinen Hals umschlingt ein junger, toller Arm,
Vom Kusse weicher Lippen werd' ich trunken;
Und die Lerchen schmettern hell, und die Sonne scheint so warm . . .
O Jugend, Jugend, warum bist du versunken!

Wien. Aus dem Dänischen von Robert F. Arnold.

's ist Nacht.

(Severino Ferrari.)

's ist Nacht. Ich hör' im Hof die Hühner schrein,
Als bräch' ein Falk in ihren Frieden ein.
Mir ist's — hält mich ein grauser Traum gefangen? —
Als wär' der Tod vor meinem Haus gegangen.

Doch meine Liebste hat sich fortgeschlichen!
Wohin, wohin ist sie zu Nacht entwichen? —
Leer ist das linke Bett, wo sie geruht,
Leer ist das Bett und überspritzt mit Blut!

Noch gestern abend, wie den Ast die Reben,
Umschlang sie meinen Hals in süßem Beben;
Sie flüsterte: „Dich lieb ich, dich allein",
In meinen Armen schlief sie leuchtend ein.

Wann starb sie? Wo begrub man sie? Wo war
Ich Ärmster denn, zu wehren der Gefahr?
Nun muß ich gehn, daß ich vom starren Sinne
Des Todes selbst sie mir zurückgewinne.

„Schließ auf, o Tod!" — „„Wer klopft?"" — „Ich, den bis jetzt
Wie einen Hund das Elend hat gehetzt.
Mit dem im Bund hast du auf Diebessohlen
Die Blüte zart, mein letztes Gut gestohlen."

„„Schlag an die eigne Brust: Du bist es, du,
Durch den sie starb. Dies Thor schließ' ich dir zu.
Denn, wie nach kühlem Thau die junge Blüte,
Nach Liebe dürstet so des Weibs Gemüte.

Du aber hast der Lilie Durst mißachtet,
Ihn nicht gestillt; so ist sie denn verschmachtet.
Vorüber schwebt' ich. Sie in ihrem Harme
Rief mich und schmiegte sich in meine Arme.""

— Da wach' ich auf und seh' durch heiße Thränen
Ihr holdes Haupt an meiner Schulter lehnen;
Und draußen ist der neue Tag entglommen:
O Leben, Liebe, Licht, o seid willkommen!

Wien. Aus dem Italienischen von Robert F. Arnold.



Das Deutsche in der Malerei.

Von Otto Falckenberg.

(Ording [Nordsee].)

In seinen „Glossen zur diesjährigen Berliner Kunstausstellung" („Ges." Heft XIV d. J.) ergeht sich Eugen Reichel u. a. auch über das so oft erörterte Thema vom Deutschtum in der Malerei. Er vermißt, wie er sagt, in der Ausstellung den herrschenden deutschen Charakter, und sie ist ihm in dieser Hinsicht kennzeichnend für die gesamte moderne Malerei. Nun teile ich mit dem Verfasser jenes Artikels durchaus die Anschauung, daß ein Deutscher das Recht hat, von einer Deutschen Kunstausstellung wirklich deutsche Kunstwerke zu fordern. Auch will ich keineswegs bestreiten, daß die Darstellungsweise vieler deutscher Maler — und wann wäre das nicht der Fall gewesen! — unter dem Einfluß ausländischer Kunst steht. Nur scheint mir der Gesichtspunkt, von dem aus Reichel diese Frage behandelt, nicht der richtige. — Zunächst findet er, daß fast keiner unserer Landschaftsmaler ein Stück heimatlicher Natur so wiederzugeben verstehe, daß seine Darstellung auf uns unmittelbar den Eindruck einer deutschen Landschaft macht, im Gegensatz zu einem Stück fremden Landes. Gewiß, in der Landschaft kann am stärksten das spezifisch nationale Empfinden des Malers zum Ausdruck gelangen, und ich gebe im ganzen zu, was der Verfasser über diesen Punkt ausführt. Freilich, daß Karl Scherres der einzige deutsche Landschafter sei, der seine Heimaterde ganz echt dargestellt habe, läßt sich bestreiten. Wer Hans Thoma's köstliche Taunuslandschaften kennt, wird mir beipflichten. Wenn aber Reichel meint, der Landschaftsmaler müsse sich, um wirklich echtes zu leisten, auf die Darstellung seiner engsten Heimat beschränken, so scheint mir das entschieden zu weit gegangen. Am klarsten beweisen das wohl die italienischen Landschaften Thoma's, dieses Deutschesten der Landschaftsmaler. Bei ihnen ist nämlich genau das entgegengesetzte der Fall, was Reichel an den undeutsch gemalten deutschen Landschaften aussetzt. Es sind deutsch gemalte undeutsche Landschaften. Durch diese Gegenüberstellung glaube ich deutlich ausgedrückt zu haben, was ich unter dem „Deutschen" in der Landschaftsmalerei und in der Malerei überhaupt verstehe. Die dargestellte Landschaft, gleichviel, ob deutsch oder italienisch oder norwegisch, muß mit deutschen Augen gesehen sei. Das ist der Kern. Andreas Achenbach stammt so wenig von der Nordsee, wie sein Bruder Oswald Italien oder der geniale Rottmann das Land der Griechen seine Heimat nennt, und zu den feinsten und stimmungsechtesten Radierungen Whistlers gehören seine venezianischen Blätter. Ich weiß nicht, ob der Ver-

fasser der „Glossen“ Böcklin als Landschafter gelten läßt, oder ob er ihn zur Klasse der „Idealmaler“ gerechnet wissen will. Ich für meine Person kenne keinen, der den Stimmungscharakter der römischen Kampagna und der sie begrenzenden Berge so wahr und groß wiederzugeben vermochte, wie er. Vielleicht erscheint mir das nur so, weil ich eben auch Deutscher bin, und ein Italiener, ein Römer, wird mir nicht beistimmen, weil er diese Landschaft anders, nämlich als Italiener empfindet. — In Bezug auf das sogenannte „Genrebild“ giebt Reichel zu, daß es eine Reihe von Künstlern giebt, welche uns für verschiedene deutsche Stämme Typisches geschaffen haben, „dagegen“, fährt er später fort, „herrscht in der Historienmalerei noch fast überall die sogenannte „Idealität“ vor.“ Ja, die „Idealität“! Wenn man ihr auf den Grund geht, ist es einfach theatralische Physiognomielosigkeit. Hier hat Reichel durchaus recht. Die Historienmalerei war fast nie, was sie sein soll und will. Sie fordert nicht nur stärkste nationale Eigenart, sondern in fast höherem Maße noch „historischen Sinn“. Und der ist nur wenigen Auserwählten beschert. Übrigens darf man doch über Arthur Kampfs sicherlich tüchtiger Arbeit nicht wohl unsern ganzen Mangel vergessen.

Gegen das, was Reichel über die Idealmalerei sagt, möchte ich Ähnliches einwenden, wie gegen seine Äußerungen über die deutsche Landschaftsmalerei. Auch hier scheint ihm der Gegenstand die Hauptsache. Er bestreitet, daß in der Darstellung biblischer oder hellenisch-mythologischer Stoffe, „zu denen wir weder als Deutsche, noch als moderne Menschen in irgendwelches Verhältnis kommen können“, deutsches Empfinden und deutsche Art zum Ausdruck gelangen könne.

Zunächst scheint mir die Behauptung, der moderne Deutsche könne zu antiken oder biblischen Stoffen in kein Verhältnis treten, denn doch etwas gewagt. Die Gestaltenwelt der Antike ist für die bildenden Künste aller Zeiten und Nationen unentbehrlich gewesen. Das hat sich schon zur Zeit der Frührenaissance in den Kämpfen der religiösen und klassischen Richtungen geltend gemacht und es hat sich aufs neue gezeigt, seit Winckelmann die Gefilde der hellenischen Kultur der modernen Welt erschlossen hat. Es würde mich an dieser Stelle zu weit führen, meine Meinung über diese Dinge im einzelnen darzuthun. Ich begnüge mich damit, zwei, wie ich glaube, klassische Beispiele anzuführen, welche Reichels Behauptung ohne weiteres widerlegen, nämlich Goethes Römische Elegieen und Klingers Blätter zu den Metamorphosen Ovids, sowie dessen Cyklus „Zum Thema Christus“. Ich kenne in der modernen Malerei kaum etwas Gewaltigeres, als Klingers „Vertreibung aus dem Paradies“ aus dem Cyklus „Das Weib“. Reichel nennt den Vorwurf veraltet und abgebraucht. Möglich! Trotzdem scheint mir etwas darinzu-

stecken, das nie alt werden wird, etwas Ewiges, Unsterbliches. Und das daraus hervorblühen zu lassen, ist die Aufgabe des Künstlers. Mit dem ersten „jüdischen" Menschenpaar hat der künstlerisch dargestellte Vorgang nicht mehr die leisesten Berührungspunkte. Und was haben Böcklins, Stucks, Thomas Faune und Centauren mit der hellenischen Sagenwelt zu thun? Sie sind einfach Mittel zum Zweck. Weiter nichts. Und der Zweck ist malerische Wirkung. Wird er in dem vom Künstler beabsichtigten Maße erreicht, — was kümmert uns dann das „wie"?

Unstreitig liegt in den deutschen Sagen und Märchen noch ein unschätzbarer Hort verborgen, der seiner Hebung durch malerische Ausgestaltung harrt. „Unsere Idealmalerei auf nationalen Boden zu stellen", hat ja u. A. schon Moritz von Schwindt mit einigem Erfolg versucht. Ob aber gegen derartige Versuche, wie sie in der Neuzeit des öfteren gemacht worden sind, die Darstellung der Venus oder des Gekreuzigten „ein Kinderspiel" ist, darüber läßt sich reden. Eine Durchschnitts-Venus oder einen Alltags-Christus zu malen, ist wohl eben so „leicht", wie eine Leinwand nach Art der Hartmann'schen „Heldenlieder" theatralisch-malerisch auszunutzen. Aber eine Venus von Böcklin oder ein Christus von Uhde würde wohl den Vergleich mit jeder noch zu malenden Freya oder jedem Zukunfts-Siegfried aushalten, — falls ein solcher Vergleich überhaupt statthaft ist.

Hartmanns Versuch ist löblich, gewiß. Ob Künstler seines Schlags berufen sind, den deutschen Mythos für die Malerei zu erobern, erscheint mir nach seiner „Walpurgisnacht" (Venedig, Intern. Kunstausst. 1897) zweifelhaft. Zu weit größeren Hoffnungen berechtigt der junge Münchener Fritz Erler, dessen „Jung Hagen und die Königstöchter" (München, Glaspalast 1897) neue Wege zu weisen scheint.

Am Schluß seiner Betrachtungen spricht Reichel die Hoffnung aus, daß uns doch recht bald der Genius und die großen Talente erstehen möchten, „die uns endlich eine große nationale Kunst schaffen werden". Seit Peter Cornelius, dem Vielgepriesenen und Vielgeschmähten, hatten wir außer Feuerbach keinen Ganzgroßen mehr, bis auf unsere Tage. Aber seit uns Menzel, Böcklin und Klinger, diese drei Riesen unter den deutschen Malern, erstanden sind, brauchen wir, denke ich, nicht mehr für die nationale Kunst unserer Zeit zu fürchten.



Skizzen.

Von Franz Himmelbauer.
(Wien.)

I.
Nächtliche Fahrt.

Auf einer öden Seitenlinie eilt der Zug nachts der Hauptstadt zu. Wir sind wenige Leute, alle müd und teilnahmlos durch eine lange Reise. Die Lampen brennen düster und werfen scharfe Schatten auf die abgespannten, entstellten Gesichter in den schwarzen Kissen. Alles Gespräch ist verstummt. Nur hie und da ein unterdrücktes, verlorenes Wort. Sonst alles stumpf und bleiern, wie gelähmt vom Todesblick des schwarzen Engels.

Draußen ist es stockfinster. Man kann nichts unterscheiden. Nur ein großes, schwarzes Nichts. Keine Stationen, keine Menschen, keine Lichter. Einigemale hält der Zug mitten im Finstern. Ein paar unverständliche, seltsam tönende Worte, dann geht es wieder fort in kollernder Geschwindigkeit — schwarz und schaurig.

Und in diesem qualvollen Einerlei beginnt die Vorstellung zwischen Wachen und Träumen grausig zu spinnen. Angefüllt mit den tiefgreifenden Erlebnissen der jüngstverstrichenen Zeit, verhundertfacht sie in ihrer angstvollen Ungeduld diese letzte Spanne, reckt Zeit und Raum ins Riesige und macht das Endliche zum Unendlichen: — — Auf einer ungeheuren, schwarzen, grauenhaften Haide fliegt der Zug dahin, endlos. Es geht durch fremde Länder in Stunden, die sich nicht messen lassen, in Stunden, in die sich der ganze karge Rest der Erdenbauer zusammenzupressen scheint. Das Unbegreifliche, nach dem nichts mehr ist, steht da und legt sich bleischwer und lähmend auf die zitternde Brust . . .

Nur dieser Feuerwurm rast durch die Welt, auf die sich schon das Ende senkt. Als ob er dem Ungewissen entgegen die letzten Menschen entführen wollte durch die leere, nächtigende Erde . . .

II.
Die Mahnung an den Tod.

Ich habe oft vor dem Aufwachen, wenn die erste Spur des Bewußtseins wiederkehrt, einen seltsamen Traumgedanken. Etwas, womit ich mich im wachen Leben längst abgefunden, steht urplötzlich wie ein nie gesehenes Gespenst vor mir: die Mahnung an den Tod. Und das Sterbenmüssen erscheint mir so grauenhaft und unfaßbar, daß meine Seele erbebt bis zum Grunde.

Ich schaudere in mich zusammen und kann nicht begreifen, wie es so kommen könne, einer erstickenden, schwarzen Wolke gleich am reinsten Himmel. So muß dem Kinde sein, das in dem reinen, strahlenden Glück seiner Jugend zum ersten Mal dem Tode gegenübersteht und mit versteinertem Ausdruck in sein grinsendes Antlitz blickt. Es ist mir, als ob nach einem lang und sorglich bewachten Trug nun mit einem Male die Welt verstürzen und eine gräßliche, ungeahnte Wahrheit mit eisiger Gewalt in ihre unbarmherzigen Rechte treten würde.

Und durch dichte, nebelige Schleier bringt nun mein Blick in die Zukunft, die mir den Tod bringt. Es ist eine Zeit, die ich nicht messen kann, und sie scheint wie in einer andern Welt. Ich fühle mich in dieser Zukunft und fühle doch nicht so, wie ich mich kenne, und es ist mir wie ein dunkles Erinnern an ein Leben, das hinter mir liegt und von dem ich nur weiß, daß es nicht mehr wiederkehrt und viel menschliches Streben enthielt, das nun verloren, für immer verloren ist. Mir war, als ob mein Geist durch die Welten dringe, und nun bin ich plötzlich so einsam und verlassen. Bang, dumpf und angstvoll wird mir zu Mute, denn man befahl mir, aus dem Hause zu gehen, in dem ich so lange weilte. Immer mehr versinkt alles um mich, und ich mühe mich umsonst, es zu fassen, und staune und schaudere unter bleischwerem Drucke.

Und während mein Hirn in Qualen fragt: Ist es möglich? Kann es wirklich so sein? Und soll es so zu Ende gehen? — erwache ich, und die unfaßbare Unbarmherzigkeit erscheint mir, während ich aufatme, wieder in dem mildernden Lichte menschlicher Erduldung und Gewöhnung.



Aus dem Berliner Kunstleben.

Der Monat Oktober brachte einen der größten Theaterskandale, die wir im Laufe des letzten, zum Teil recht stürmischen Jahrzehnts in Berlin erlebt haben. Den Anlaß gab die Erstaufführung des neuen Max Halbe'schen Dramas „Der Eroberer" im Lessingtheater. Es war, wie immer bei unsern Premièrenskandalen, nur eine verhältnismäßig kleine Schar, die die Lärmszenen vollführte; aber das anständige Gros des Publikums ist den radaulustigen Rüpeln gegenüber machtlos, und es wäre daher die Pflicht der Theaterdirektoren, einmal darüber nachzudenken, ob man solche rohen Exzesse für die Zukunft nicht verhindern könne. Es handelt sich hier nicht um die berechtigten Kundgebungen des Mißfallens, sondern um die brutale Befriedigung der Radaulust, die einem Teile des Berliner Theaterpublikums leider eigen ist. Rücksichtslose Störenfriede und Lärmmacher aber können aus jeder Versammlung entfernt werden — warum nicht auch aus den Premièrenvorstellungen unserer Berliner Theater?

Ich muß von vornherein gestehen, daß mir die verunglückte Vorstellung vom 29. Oktober keinen klaren Begriff davon gegeben hat, was Halbe mit seinem neuen Drama beabsichtigte. Daß er uns lediglich eine Eifersuchtstragödie im Kostüm der Frührenaissance bieten wollte, kann ich nicht glauben, wenn auch die Darstellung des Stücks im Lessingtheater diese Ansicht zu unterstützen geeignet war. Was dort über die Bretter ging und unter dem vom zweiten Akt an fast ununterbrochen währenden Lärm nur bruchstückweise zu vernehmen war, schien ein Ritterschauspiel älteren Stils zu sein, dessen Handlung auf einem Kastell am Gestade des Mittelmeers sich abspielt. — Der Held ist ein italienischer Kondottiere, der Graf Lorenzo. Wir lernen ihn als einen gewaltigen Kriegsherrn kennen, der über tapfere Scharen gebietet, gefürchtete Seeräuber besiegt und die Herzen holder Frauen erobert. In seiner Umgebung leben Gelehrte und Künstler, und ihm zur Seite steht eine treue und liebende Gattin, Frau Agnes. Auch ein schönes Fräulein haust in dem Kastell am Gestade des Mittelmeers, die heißblütige Ninon, die Enkeltochter des gelehrten Arztes und Astrologen Doktor Marianus. Sie ist dem jungen Patriziersohne Matteo Battista verlobt; aber da die Brautzeit schon vier Jahre dauert, wird der kleinen Ninon die Zeit lang. Sie bändelt eine Liebschaft mit dem von einem Kriegszuge siegreich heimkehrenden Grafen an, und dieser, anfangs gleichgiltig und widerstrebend, sieht sich bald völlig in die Netze der Verführerin verstrickt. In dem Herzen der alternden Frau Agnes ist die Eifersucht wach geworden, sie bittet und warnt den Gatten, erst mit Güte, dann unter Drohungen. Aber Lorenzo spottet ihrer und meint, ein Held wie er könne auch zwei Frauen zugleich, jede auf ihre besondere Art, glücklich machen. Es folgen ein paar Szenen zwischen Agnes und Lorenzo, die selbst den Berliner Barbarenhorden hätten klar machen müssen, daß hier ein großer Dichter zu ihnen spricht, und das Ende der Affaire ist, daß die eifersüchtige Gattin die junge Nebenbuhlerin vergiften läßt. Es war das bekanntlich die übliche Maßregel, deren sich die Übermenschen der Renaissancezeit zur entgiltigen Erledigung peinlicher Differenzen zu bedienen pflegten. Auch Frau Agnes, welcher das robuste Gewissen der Höhenmenschen eigen ist, hatte gehofft, dadurch den Hausfrieden wiederherzustellen, und ist aufs äußerste verblüfft, als der Gatte ihr erklärt, daß sie ihm nunmehr zum Ekel geworden sei. Lorenzo, der Eroberer, aber rüstet sich zu einem neuen Kriegszuge, der ihm die Fürstenkrone eintragen soll. Da trifft ihn der Dolch des Matteo Battista und macht seinem Leben und dem Schauspiel ein Ende.

War das Stück ein historisches Schauspiel konventionellen Genres, so kann ich mich dennoch des Gefühls nicht erwehren, daß hinter diesen bunten Szenenreihen, die wortreich und nüchtern an uns vorüberzogen, noch eine andere, tiefere Absicht des Dichters sich verbarg. Es scheint mir, als wenn nicht Graf Lorenzo der Held des Dramas sein sollte, sondern die Atmosphäre, die er atmet. Halbes „Eroberer" ist, wenn nicht alles täuscht, in erster Linie ein Stimmungs- und Milieudrama, wie die „Jugend" und die „Mutter Erde" es sind. Nicht Einzelcharaktere und Einzelschicksale wollte der Dichter gestalten, sondern es sollte eine impressionistische Skizze der Frührenaissance werden. Ein Hauch von der morgenfrischen Jungfräulichkeit jener Zeiten sollte uns von der Bühne herab umwehen, das Backfischalter der europäischen Kulturmenschheit, dessen naive, herbe, unentwickelte Reize unsere Fin-de-siècle-Greise zu schätzen wissen, wollte der Dichter uns vorzaubern. Aber diese Aufgabe lag der Eigenart seiner Begabung fern. Halbe ist ein Gelegenheitsdichter. Sein Talent bedarf des innigsten Anschlusses, der festesten Anlehnung an persönlich Gesehenes und Erlebtes. Wie das Ännchen der „Jugend" nichts anderes ist, als ein treues, schlicht realistisches, unstilisiertes und un-

idealisiertes Porträt von des Dichters Jugendliebe, so entstand auch die „Mutter Erde" bekanntlich durch ein persönliches Erlebnis. Diese beiden Meisterwerke sollten Halbe als Richtschnur dienen für sein ferneres dichterisches Schaffen: realistische Alltagspoesie, dem Boden der westpreußischen Heimat entsprossen. Wo immer er darangeht, Konflikte zu erfinnen, über Problemen zu grübeln, Ideen zu propagieren, wo immer er meint, seinen Schöpfungen auch äußerlich einen „höheren Schwung" geben zu müssen — sei es in der idealisierenden Verskomödie oder, wie hier, im stilisierten Zeitgemälde —, da entgleist er.

So ist auch „Der Eroberer", soweit wir nach der Aufführung urteilen können, ein schwächliches Zwittergeschöpf geworden. Vielleicht hätte eine noch liebevollere und sorgfältigere Regie, die auch den leisesten Andeutungen des Dichters Worte zu verleihen verstand, und eine günstige Darstellung der Hauptrollen dem Werke ein etwas anderes Aussehen verliehen. Freilich, vor dieser Zuhörerschaft war eigentlich jede Mühe Verschwendung, und so fiel es für das Ergebnis der Première wohl nicht allzuschwer in die Wagschale, daß über der Aufführung des Lessingtheaters in mehr als einer Hinsicht ein Unstern waltete. Rosa Bertens hatte als Agnes, namentlich im dritten und fünften Akt, Momente, die zu den herrlichsten gehören, was man seit lange auf Berliner Bühnen gesehen hat. Aber Paul Wiecke aus Dresden, der an Stelle des am Scharlachfieber erkrankten Ferdinand Bonn die Titelrolle gab, wußte aus dem Eroberer nicht viel mehr zu machen, als einen schönredenden Deklamator und Poseur. Am schlimmsten aber stand es um die wichtige Rolle der Ninon, die in der Darstellung des Frl. Jenny Groß dem Publikum von der ersten bis zur letzten Szene ausschließlich zur Erheiterung diente. Nicht, wie Frl. Groß die Rolle spielte, fand das Publikum so ungeheuer komisch, sondern daß sie sie spielte. — Kleine Entgleisungen, wie ein verunglücktes Meeresrauschen im ersten, eine auffallende, wenig geschmackvolle Dekoration im vierten Akt u. a., trugen auch noch dazu bei, die Niederlage des Abends zu verschlimmern.

Jedenfalls wird „Der Eroberer" noch an anderer Stelle — zuerst in Wien — die Lampenprobe zu bestehen haben, und dann erst wird vielleicht das letzte Wort über seine Bühnenfähigkeit gesprochen werden.

Vermutlich war es die Erwägung, daß ein Tempelbrand einen guten Aktschluß bilden müsse, welche das Dichterherz Ludwig Fuldas dazu begeisterte, eine fünfaktige Tragödie „Herostrat" zu schreiben. Fulda hat sich ja bekanntlich schon in vielen Sätteln versucht und bewährt. Er hat uns nacheinander, je nachdem der Theatermarkt es verlangte, die Schulpferde des sozialen Dramas, des eleganten Salonlustspiels und der romantischen Komödie vorgeritten, und die Mehrzahl der Zirkusfreunde hat seinen Volten und Pirouetten Beifall geklatscht. Jetzt ließ er sich einen neuen Gaul in die Manege führen und hat ihn keden Mutes bestiegen. Aber so sehr er Peitsche und Sporen gebrauchte — der abgetriebene Klepper der klassizistischen Jambentragödie ging nicht in die Zügel, an ihm ward selbst die virtuose Kunstfertigkeit des vielgewandten Schulreiters zu schanden.

Der Rat von Ephesus hat beschlossen, an Stelle des schadhaft gewordenen alten Standbildes im Dianatempel ein neues zu setzen. Als Wettbewerber um die Ausführung des Kunstwerkes treten der Ephefer Herostrat und der Athener Praxiteles auf. Der erstere ist ein mürrischer, finsterer Bursche, ein Grübler und Träumer, in dem keine Schöpferkraft lebt, und der dennoch, von brennendem Ehrgeiz gefoltert, in einsamer, fieberhafter, fruchtloser Arbeit die Zeit seiner Jugend verbringt. Der junge Athener dagegen, den trotz seiner Jugend schon der Lorbeer des Ruhmes schmückt, ist eine sonnige

Künstlernatur, eine lebensfrohe und liebenswürdige Erscheinung, die fröhlich durchs Leben wandert und keine Blume ungepflückt läßt, die spielend alle Herzen erobert und spielend unsterbliche Werke schafft. In der schönen Klytia, des alten Tempelwärters Enkelin, die Herostrat in seiner Weise platonisch verehrt, entdeckt das Künstlerauge des Atheners das Modell für seine Artemis. Kopfschüttelnd und murrend stehen die würdigen Epheser dabei: das gemeine Bildnis einer Sterblichen dürfe nicht ihr Heiligtum entweihen. Die Hoffnung der Frommen richtet ihre Blicke auf den eingeborenen Konkurrenten: er werde den Sieg davontragen und die gute Stadt vor der Rache der beleidigten Göttin bewahren. Auch in die Seele des düsteren Herostrat fällt ein Sonnenstrahl: die profane Kunst des Atheners, der es unternehme, ein hehres Götterbild nach irdischem Muster zu formen, könne ihm nicht gefährlich werden. Ihm, der allein aus der Fülle seines Gemütes heraus sie den Sterblichen offenbare, ihm müsse die Göttin gnädig sein. Die schöne Klytia giebt sich nach einigem jungfräulichen Sträuben dem athenischen Götterlieblinge zu eigen, und während das Liebespärchen Tage und Nächte leichtsinnig vertändelt, schwitzt Herostrat, von Eifersucht und Ehrgeiz fast bis zum Wahnsinn getrieben, in einsamer Werkstatt über seinem Entwurfe. Da heißt es eines Tages, Praxiteles habe sein Modell über Nacht vollendet. Herostrat schleicht sich heimlich hinzu, und vor seinen Augen steht ein Wunderwerk, wie es die Welt bisher noch nicht gesehen. Er ergreift den Hammer und will es vernichten — aber er vermag es nicht. Da wendet er sich verzweifelnd gegen seine eigene Schöpfung, und mit des Nebenbuhlers Hammer zertrümmert er das unvollendete Werk. Seine Liebe hat er verloren, seine Hoffnungen auf Ruhm und Ehre sind vernichtet — und es erwacht in ihm ein wahnwitziger Entschluß: kann er durch den Ruhm nicht unsterblich werden, so will er's durch die Schande! Mit brennender Fackel stürzt er in den Tempel, und das Wunder der Welt geht in Flammen auf. Das Stück ist damit zu Ende, aber da eine richtige Tragödie doch wohl ihre fünf Aufzüge haben muß, so stellt uns der Dichter Fulda in einem weiteren letzten Akte dar, wie der Brandstifter mit dem Tode bestraft wird, Praxiteles nach Athen abreist und die arme Klytia vom Balkon fällt.

Die beiden ersten Akte mit der wortreichen Exposition sind schleppend und langweilig, der vierte wirkt durch die Häufung von Effektszenen fast lächerlich und der letzte verläuft vollständig im Sande. Nur der dritte Akt hebt sich zuweilen zu starker dramatischer Wirkung und weist ein paar wirklich bedeutende Szenen auf.

Die erste Aufführung, am 26. Oktober, im königlichen Schauspielhause fand eine sogenannte „freundliche Aufnahme". Sie ließ manches zu wünschen übrig. Die vulkanischen Fettmassen des Herrn Adalbert Matkowsky waren nicht imstande, die Gestalt des Herostrat glaubhaft zu verkörpern, und Herr Christians, der sehr talentvolle Jüngste unseres Hoftheaters, war trotz mancher wienerischen Unmanieren, die ihm noch eigen sind, offenbar bemüht, die Rolle des Praxiteles möglichst schlicht und natürlich zu geben; freilich wurde er durch das kulissenstürmende Temperament seines Partners Matkowsky ebenfalls häufig zu Übertreibungen hingerissen. Dem Frl. Poppe mangelte zwar nicht die jugendliche Leidenschaft, wohl aber die jungfräuliche Anmut der Klytia. — Die Ausstattung war recht dürftig.

Viel Glück, soweit der Kassenerfolg in Betracht kommt, hat das Berliner Theater mit seinen Novitäten. „Zaza" bewährt sich auch hier als Zugstück ersten Ranges und befriedigt außerdem die künstlerischen Ambitionen der Frau Direktorin, die in der Titelrolle allabendlich Lorbeeren erntet. Neuerdings ist noch ein zweites Stück auf der Bühne des Herrn Prasch erschienen, das ebenfalls eine lange Reihe voller Häuser

verspricht. Es ist das vielgenannte Sensationsdrama „Das Erbe“ von Felix Philippi, das bekanntlich schon einen eigenartigen Triumphzug über die Provinzbühnen hinter sich hat. Der Inhalt ist an dieser Stelle bereits erzählt worden.

Über das, was der geschäftskundige Verfasser in das Stück etwa hineingeheimnist hat, habe ich nicht zu urteilen: die litterarischen Qualitäten dieses Schauspiels aber stehen weit unter jeder Kritik. Den geringen Kredit, den der Dramatiker Philippi vielleicht bei wohlwollenden Beurteilern noch hier oder da besaß, dürfte er durch dieses ordinäre Opus vollständig und für alle Zeit verloren haben. Wem die idealen Ziele in dem Schaffen dieses „Dichters“ bisher noch nicht klar geworden waren, dem werden jetzt die Augen aufgegangen sein.

Das große Ereignis der Theatersaison fand am 5. November statt: die Erstaufführung des neuen Dramas von Gerhart Hauptmann im Deutschen Theater. Der äußere Erfolg, den der „Fuhrmann Henschel“ davontrug, war ein außerordentlich starker. Einige zwanzig Male wurde der Dichter gerufen, das kleine Schauspielhaus in der Schumannstraße erbebte förmlich unter den Beifallssalven, und nicht das leiseste Zeichen einer Opposition gab sich kund. Der Erfolg war vielleicht noch größer und unbestrittener als der der „Weber“ und der „Versunkenen Glocke“. Und doch hatte ich das Gefühl, daß man die Kundgebungen dieser Menge nicht allzu ernst nehmen dürfe, daß es keine tiefe und ehrliche Begeisterung war, aus der diese stürmischen Ovationen flossen. Der nervöse und sensationslüsterne Hause, der das Schicksal der Berliner Premièren entscheidet, konnte sich wieder einmal des Guten nicht genug thun, und wie man acht Tage zuvor beim „Eroberer“ nach der einen Seite hin übertrieben hatte, so übertrieb man jetzt nach der anderen. Das neue Drama ist ein ernstes und seines Kunstwerk, das niemanden unberührt und kalt lassen wird, aber es ist keineswegs geeignet, wie die „Weber“ und die „Versunkene Glocke“ in den Herzen der Zuhörer Stürme zu wecken. Die vornehme und reife Kunst Hauptmanns hat es verschmäht, durch die üblichen Theatermittel wohlfeilen Applaus zu provozieren, und wo sich einmal, wie am Schluß des vierten Aktes, ein theatralisch packender Auftritt findet, da ist seine Wirkung keine rein künstlerische mehr. Die unentwegte Hauptmann-Gemeinde aber lärmte vom ersten Akte an, als gälte es, wie vor Jahren, irgend eine böswillige Opposition niederzukämpfen.

Der „Fuhrmann Henschel“ führt uns wieder in die schlesische Heimat des Dichters. Die Handlung spielt in einem kleinen Badeort im Hotel zum Rautenkranz. Hier haust in der ärmlichen Erdgeschoßwohnung Henschel, der Fuhrmann. Er ist ein rüstiger Arbeiter und sparsamer Wirt, der echte Typus des schlichten, biederen, bornierten Landmanns. Malchen, sein Weib, liegt krank danieder und kann nicht mehr gesunden. Neben dem körperlichen Leiden plagt die Ärmste ein seelisches: sie ist eifersüchtig auf Hanne, die Dienstmagd, deren gesunde Üppigkeit auf die Sinne des Fuhrmanns Eindruck gemacht hat. Der Gedanke, dieses Weibsbild könne einst ihre Nachfolgerin werden, ist der Kranken unerträglich, und eines Tages nimmt sie dem Manne das heilige Versprechen ab, daß er nach ihrem Tode die Magd nicht heiraten werde. Malchen stirbt, und der ehrlich trauernde Witwer wirtschaftet ein Vierteljahr lang allein mit Hanne. Das verhängnisvolle Gelübde hatte er der Kranken einst leichten Herzens gegeben, denn der Gedanke, daß er die Magd heiraten könne, lag ihm damals fern. Jetzt aber sieht er immer mehr ein, daß seine Wirtschaft ohne Hausfrau nicht gehe und daß Hanne die geeignetste Person für ihn sei. In dem Herzen dieses verschlossenen und brutalen Weibes ist schon lange der Wunsch rege, die Gattin ihres Brotherrn zu werden. Das

vernünftige Zureden des gebildeten Hotelbesitzers zerstreut die Bedenken des Fuhrmanns hinsichtlich des Gelübdes, und an einem schönen Maientage, dem Wiegenfeste der Verstorbenen, macht er, vom Kirchhofe heimkehrend, der Magd den Antrag, seine Frau zu werden. Hanne wird Frau Henschel und hat alsbald die Zügel der Wirtschaft in Händen. Sie pantoffelt den armen Fuhrmann nach allen Regeln der Kunst und, was schlimmer ist, sie betrügt ihn aufs schamloseste. Mit einem flotten Kellner hat sie eine Liebschaft angebändelt, und der dreiste Parasit geht in Henschels Hause ein und aus, zum Gaudium der guten Nachbarn. Der Fuhrmann ist völlig arglos. Er liebt sein mürrisches Weib von Herzen. Um ihr eine Freude zu machen und sie von einer geheimen Sorge zu befreien, nimmt er ihr uneheliches Kind, dessen Existenz sie ihm verschwiegen hatte, ins Haus. Aber für diesen rührenden Beweis von Liebe und Hochherzigkeit hat das rohe Weib kein Verständnis; sie ist wütend, daß ihre Schande nunmehr dem ganzen Orte offenbar geworden sei, und läßt ihre üble Laune an dem Kinde aus. Da gerät der ernste und stille Mann zum ersten Male in Zorn, und zum ersten Male droht er seinem Weibe. Die Zustände in dem einst so ehrbaren Henschel'schen Hause sind inzwischen den lieben Nachbaren ein fruchtbarer Gegenstand für unterhaltsame Klatschereien. In der Schänkstube wird laut und leise über des Fuhrmanns Schande und die Schlechtigkeit seines Weibes gewitzelt und geschimpft. Selbst in Henschels Gegenwart wagt man dreiste Anspielungen, und der Bruder der verstorbenen Frau ist es, der, von Henschel gereizt, in öffentlicher Schänkstube dem betrogenen Ehemann die Augen öffnet. Der Fuhrmann kann das Furchtbare nicht glauben. Mit eiserner Faust hält er den Schwager fest und schreit nach seinem Weibe, das sich gegen die Anklage verteidigen solle. Man holt Hanne herbei, die zwar vor versammelter Kneipengesellschaft den Ankläger einen Lügner nennt, aber sich dennoch durch die Art ihres Auftretens selber richtet. Ohnmächtig bricht der Fuhrmann zusammen. Sein einfältiges Gemüt ist diesen Schicksalsschlägen nicht gewachsen. Namenlose Gewissensqualen werden in ihm wach. Daß ihn sein Weib betrügt, trägt er schweigend als gerechte Strafe. Kein Wort des Vorwurfs Hanne gegenüber kommt über seine Lippen. Überall erscheint ihm das Bild der Verstorbenen, der er den Eid gebrochen hat. Er findet Nachts keinen Schlaf und sitzt bis zum grauen Morgen am Fenster, nach den Sternen blickend, ob ihm von dort eine Weisung käme. Sein Geist verwirrt sich allmählich, und in einem Anfall von Verfolgungswahnsinn macht der Fuhrmann seinem Leben ein Ende.

Ich stehe nicht an, den „Fuhrmann Henschel" ein absolut vollkommenes Meisterwerk der naturalistischen Dramatik zu nennen. Das Ideal, das einst Arno Holz und Johannes Schlaf theoretisch begründeten, scheint hier erfüllt zu sein. Die Zeichnung des Milieus ist reich und stimmungsvoll, die der Charaktere klar, scharf und tief. Der dramatische Aufbau ist von geradezu klassischer Einfachheit; äußere theatralische Hilfsmittel sind durchweg verschmäht, die dramatischen Wirkungen sind fast überall rein künstlerische. Was das neue Drama noch besonders auszeichnet, ist die Fülle der Charakterisierungskunst. Hauptmann begnügt sich nicht damit, einseitige psychologische Präparate nach Art des älteren Naturalismus zu geben, sondern er stellt seine Figuren wirklich mitten in das Leben hinein. Er giebt nicht naturalistische Reinkulturen eines bestimmten Charakterzuges, einer bestimmten Leidenschaft, sondern zeigt seine Menschen in den mannigfachsten Beziehungen und Bethätigungen. Wie Ibsen einmal gesagt hat: „Ich wage erst dann eine Figur auf die Bühne zu stellen, wenn ich imstande bin, ihre Rockknöpfe vorn und hinten nachzuzählen" — so sieht und zeigt auch Hauptmann seine Menschen nicht en face oder en profil, sondern rundherum, von allen

Seiten. Und daß es ihm gelingt, dieses triste und stumpfe Philistervolk unserm Herzen nahe zu führen, über dieses öde Werkeltagsmilieu einen Schimmer von Poesie zu breiten, ohne der idealisierenden Schminke und des stilisierenden Schnörkels zu bedürfen, ist ein glänzender Beweis für die echte und große Dichterkraft Hauptmanns.

Die Entwicklung des Künstlers und des Menschen Hauptmann scheint ihre Höhe erreicht zu haben. Ich glaube nicht, daß neue Werke neue Enthüllungen bringen werden. Wir genießen dankbar, was diese reine und edle Künstlernatur unserer Zeit beschert hat und noch bescheren wird, und feiern in Hauptmann den großen Meister der naturalistischen Vorbereitungsperiode, aus der das große Drama unserer Zeit hervorgehen soll. Seine Arbeit ist gethan, er hat dem kommenden Manne den Weg bereitet. Denn der Messias selbst wird und kann Gerhart Hauptmann nicht werden. Die Kraft des Künstlers mag ausreichen, aber nicht die des Menschen. Philisterseelen und halbe Übergangsmenschen vermag er uns zu schildern, Durchschnittscharaktere, die der Spießer im Parkett durchschaut und übersieht; die Poesie des grauen Werkeltags hat er den Banausen erschlossen. Aber das Drama, das die reifen Früchte des modernen Geistes den dumpfen und verkrüppelten Massen bietet, dürfen wir von Gerhart Hauptmann nicht erwarten; er ist nicht imstande, den ganzen Kerl auf die Bühne zu stellen, vor dem die Besten unserer Zeit den Hut abziehen sollen. In der Entwickelung der deutschen Dramatik ist wieder einmal ein Stillstand eingetreten. Die Schöpfungen unserer Großen führen nicht mehr vorwärts, sondern im Kreise herum. Wann wird der Größere kommen, der uns aus dem Strudel heraus und zum ersehnten Ziele führt?

Die Inszenierung und Darstellung, die der „Fuhrmann Henschel“ im Deutschen Theater fand, war musterhaft und in jeder Hinsicht tadellos. Das Beste bot Else Lehmann als Hanne; aber auch Rudolf Rittner, dessen jugendlichem Organ und kultivierter Sprechweise die Rolle des ungeschlachten, wetterharten Fuhrmanns nicht sehr bequem lag, verdiente vollauf den reichen Beifall, den Publikum und Kritik ihm gespendet haben. In den kleineren Rollen zeichneten sich Oscar Sauer (Hotelbesitzer Siebenhaar), Emanuel Reicher (Schänkstubenpächter Wermelskirch), Hanns Fischer (Kellner George), Max Reinhardt (Fuhrknecht Hauffe) und Paula Eberty (Franziska Wermelskirch) besonders aus. Das Deutsche Theater feierte am 5. November einen seiner größten und bestverdienten Triumphe. Dr. John Schikowski.

Kritik.

Lyrik.

Thekla Lingen. Am Scheidewege. Schuster und Loeffler, Berlin und Leipzig. 1898.

Kaum hat Anna Ritter die deutsche Litteratur um ein Prachtbuch bereichert, so bittet abermals eine junge Poetin um Gehör. Erreicht Thekla Lingen auch lange nicht ihre Vorgängerin, ist ihr Werk auch keine Erfüllung wie das der Frau Ritter, sondern erst ein Versprechen, so ist doch dies Versprechen von einer starken, mutigen Kraft getragen, der wir vertrauen dürfen. Thekla Lingen will viel, und sie wird eines Tages können, was sie will. Auch sie weiß, was echte Lyrik ist, und ihre Lieder ringen sich los aus ihrem tiefinnersten Empfinden. Der kleine, vornehm ausgestattete Band enthält nur subjektive Lyrik (einige minderwertige Flugversuche in das Gebiet der objektiven ungerechnet), und es war ein glücklicher Gedanke, die Gedichte in einer

Weise aneinander zu fügen, daß sie in fast dramatischer Handlung und Bewegung fortschreiten und eine Art Novelle bilden, deren Inhalt Spannung hervorruft. Aus wilder Sinnesraserei kämpft sich ein weibliches Herz zur Befreiung empor.

Die ersten Lieder zeigen tief verhaltene Glut; zur vollen Entfaltung gelangt das Talent der Lingen in dem breiten Ausströmen der Leidenschaft. Der Sünde folgt die Reue, und dieser dann eine stille, müde Resignation, die ergreifenden Ausdruck gefunden hat. Bald aber erhebt sich das gebeugte Weib aufs neue, die Freude am Leben erwacht mit pochendem Herzschlag. Und in vollen Hymnen preist sie nun den Wert des Daseins und findet in der Arbeit ihre völlige Befreiung aus den Banden qualvoller Erinnerung. Ein streng sittlicher Gedanke, der Jene versöhnen mag, die vor der ein wenig stark dekolletierten Sünde das Kreuz schlagen möchten. Ich glaube nicht, daß es viele sind. — Wenn auch manches Lied noch unreif erscheint, so entsprudelt doch jedes dem Quell einer echten, starken Begabung. Unter den vielen gelungenen möchte ich besonders hervorheben „Rosen", „Warum?", „Mann und Weib", „Abschied", „Müde", „Nachtstück", „An den Tod", „Schlummerlied", „Wach auf", „An das Leben" und „Heimkehr", das letzte Gedicht des Buches, das mit den mutvollen Worten schließt:

Und schreiten will ich mit erhobnem Haupt,
Ich hab's vollendet, habe überwunden —
Nun sollen Jene, die mich schwach geglaubt,
Mein Können sehn und meine starken Stunden!

Marie Stona.

Hans Bethge. Die stillen Inseln. Ein Gedichtbuch. Berlin, 1898. Schuster & Loeffler.

Jugendliches neben Reifem, Nachempfundenes neben Selbständigem, Einfaches neben Manieriertem, so präsentiert sich diese Gabe eines Anfängers. Um das schlimmste gleich vorweg zu nehmen: Bethge steht noch sehr unter fremden Einflüssen. Die Art seines Talentes ist eine so zarte, daß man auch noch garnicht erkennt, nach welcher Richtung hin sich eine Eigenart entwickeln könnte. Er hat die fremden Einflüsse allerdings gut in sich verarbeitet. Sein Talent ist zunächst eines der Form. In allen den Wohlklängen verlieren sich die fremden Spuren. Eigentümlich aber: ein Dichter von so zartem Empfinden konnte starke Anregungen von dem pathetischen F. Evers empfangen! Sollte auch hier das Pathos nur die Larve der Schwachheit sein? Folgendes Gedicht z. B. könnte Evers zum Verfasser haben:

Ostern.

Von den Bergen lodern die Osterflammen.
Die Stadt liegt lichterlos im Grund.
Jetzt schlagen ihre heiligen Glocken zusammen
Und machen endlose Gnaden kund. (!)

Die Flammen verlöschen. Auch die Glockenklänge.
Ich bleibe draußen, heiß, verwacht.
Ich spüre aus den Thalen läuternde Sturmgesänge —
Ich spüre die Tröstungen meiner (!) Osternacht. (!)

Solche pathetischen Geschmacklosigkeiten sollte man doch Franz Evers allein überlassen. Das sind im Grunde empfindungslose Stümpereien. Erdachtes, nicht Erdichtetes. Entschieden würde auch bei Bethge, falls er nicht bald zur Schlichtheit in Form und Empfindung zurückkehrt, das Bestreben, seltsam und effektvoll zu wirken, zu einer unkünstlerischen Manier werden. Wahre Empfindung giebt sich stets einfach, also so unmittelbar, wie sie ist. — Aber Bethges Buch ist ein Anfängerbuch, und es zeigt viel starkes Streben und neben jugendlicher Unbeständigkeit und Unselbständigkeit viel echt dichterisches Können. Seine Verse haben oft eine wunderbare Klangfülle. Eine tiefe Sehnsucht, der Weltschmerz der Jugend, träumt in ihnen. So krankhaft uns oft dieses reiche Empfinden anmutet, ebenso oft bezaubert uns dieser blasse Duft, dieser liebliche Wohlklang der Verse. Das alles erinnert uns an eine gewisse Strömung der

Romantik am Anfang dieses Jahrhunderts. In solchen Versen ist wohl die keimende Eigenart dieses Berufenen zu suchen.

Hans Benzmann.

Der Cotta'sche Musen-Almanach 1899. Stuttgart, J. G. Cotta.

So hat sich der neue „Cotta" auf das Jahr 1899 wieder pünktlich eingestellt. Das ist an sich ganz löblich und, vom buchhändlerischen Standpunkt gesehen, sehr zweckmäßig; denn man kann dem deutschen Lesepublikum bekanntlich nur „historisch" kommen, d. h. als Gewohnheitstier muß ihm eine künstlerische Sache erst eine Reihe von Jahren vertraut sein, ehe es an sie glaubt und sich ihr als Interessent zuwendet. So besehen, dürfte also der Cotta'sche Musen-Almanach bereits ein Stammlese-, besser Kaufpublikum für sich haben. Und das ist ihm als splendidem Geschenkbuch zu gönnen, denn er stellt immerhin ein für den Verlag äußerst kostspieliges Unternehmen dar. Aber wie verhält es sich nun mit dem Inhalt? Und in welchem Verhältnis steht dieser Inhalt zur Zeit? Ist er wert des Kapitals, das der Verleger daranhängt? Ist er ein Spiegelbild der geistigen, künstlerischen, litterarischen Strömungen unserer Tage? Ist er die Arena für den dichterischen Nachwuchs, die Jungen und Jüngsten, Könnenden, Wollenden und Werdenden, in deren Produktion sich gerade der Kampf um neue geistige und künstlerische Werte spiegelt? Das alles sind Fragen von Gewicht, die immer wieder gestellt werden müssen, zumal einem „Almanach" gegenüber, wo über dem Prinzip, möglichst viel Autoren zu Wort kommen zu lassen, doch auch gerade das Wichtigste nicht versäumt werden darf: zu sorgen, daß auch jeder Beitrag für die Art des Autors charakteristisch sei. Sehe ich diesen neuen „Cotta" auf all das an, so bleibt er durchweg die Antwort schuldig. Zunächst die Autoren. Natürlich Namen von „Klang" und „Bedeutung"! Ganz recht — aber was kauft man sich bei allem Respekt vor einigen ephemeren Leistungen für „berühmte" Namen? Das ist allenfalls ein Requisit für die — Rumpelkammer. Was wir Lebenden haben wollen, ist rotes, blühendes Leben von Lebenden — nicht seniles Greisentum, das sich, was freilich jedem Laien verborgen bleibt, noch mit erborgtem Jugendfeuer künstlich zu drapieren versucht. Allerdings lehrt nun ein Blick in das Namenverzeichnis des neuen „Musen-Almanach", daß neben dem erdrückenden Greisentum auch einige jüngere, sogar junge Autoren vertreten sind. Aber was verschlägt das? Die da mitthun durften von den Jungen, pfeifen auf derselben Flöte, wie die Alten — denn sie sind von ihrem Holze, nichts weiter. Neue Gedanken, Ideen und Wendungen? Ja, du lieber Gott, keine blasse Spur davon. Freilich, das erfordert Hirn! Nach dem alten Stiefel zu dichten ist entschieden leichter. Man liest eine alte Scharteke, wo viel Anekdoten und „Heldenthaten" von Potentaten aufgestapelt sind vom „Bienenfleiß" irgend eines alten, tiefgelehrten Stubenhockers — und die „Ballade", „Romanze", und was für abgedroschene Namen das Zeug sonst kriegt, ist fertig. Kenner und begeisterte Vorwärtsdränger haben von Jahr zu Jahr, von Dekade zu Dekade gehofft, daß doch endlich aller Anekdotenkram und Treppenwitz der sogenannten Weltgeschichte werde in Verse umgegossen sein, sodaß dieser Art Dichterei schließlich der Faden ganz und gar ausgehen müßte. Bewahre! Die Stoffjäger alten Schlages finden im Komposthaufen der Historie, die sie schon um und um gewendet haben, doch noch immer wieder ein Stöffchen zu einer „Romanze" oder „Ballade". Gerade an diesem Genre ist der diesjährige „Cotta" schauerbar reich. Da beschert uns H. Lingg einen „Pausanias"; Professor Felix Dahn schwelgt „Bei Flöten und Theorben" mit Römern in Trier: Albert Möser schildert ein

Fest Kaiser Maxens in Nürnberg, wobei er aus den zu solcherlei Gelegenheiten bekanntlich stets zugezogenen Dämchen von der „horizontalen" Ebene einfach „zwölf schöne Nürnbergerinnen", also ehrsame Bürgestöchter macht, die dem Autor für diese „Licentia poetica" sicherlich nicht gedankt hätten; Ernst Müllenbach besingt den „Merlin", Max Hartung „Herzog Friedrich Wilhelms letzte Meerfahrt" u. s. f. Was gehen uns diese Geschichten an? Die mögen ja recht sein für Gymnasiasten, um das Namengedächtnis für allerlei fürstlich Volk zu stärken; aber mit den Interessen der Lebenden haben sie doch gar nichts zu schaffen. Man hat uns soviel potentätliche Historie während unserer Schulbankzeiten in die Ohren gepredigt, daß wir übersättigt sind, daß wir von all der Geschichte nichts mehr hören wollen. Doch ich will gerecht sein: zwei Dichter in dieser Abteilung lassen auch einen Ton vom Volke hören. Heinrich Vierordt hat da neben dem schlichten Stimmungsgedicht „Auf das Lämpchen einer Alten", die dabei stirbt, auch ein „Gebirgsabenteuer", das von einem Landschulmeister berichtet, der von Adlern angefallen wurde. Das wäre soweit ganz gut. Um aber witzig zu sein, läßt Vierordt den Schulmeister den Adlern, wie sie ihm zu Leibe rücken, einen Vortrag darüber halten, daß er kein Ganymed sei, worauf sie von ihm ablassen. Daß dieser Witz hier auf Kosten der realen Glaubhaftigkeit gemacht ist, folglich aus der Rolle fällt und das Poem entwertet, ist klar. Woermann, noch mehr Waldmüller haben irgend eine Anekdote zur „poetischen Erzählung" ausgesponnen, die ja ganz recht für die „Fliegenden Blätter" sein möchte, hier aber nicht hingehört. Das gehaltvollste Stück des ganzen Bandes ist entschieden die Legende „Chan Melchior" unseres Münchener Max Haushofer; da waltet Ernst des poetischen Schaffens, da geht das tiefphilosophisch Gedankliche des Inhalts ohne Rest auf in der Bemeisterung der Sprache! Im lyrischen Teil sieht's etwas besser aus. Kalbeck, Hans Hoffmann, Graf Albrecht Wickenberg haben recht schöne Sachen beigesteuert; des letzteren Sonettenkranz „Pästum" halte ich hier für das beste, weil, was da geschrieben ist, auch mit den Augen und dem Herzen geschaut wurde. Nur Spielhagen sollte das dichten endlich lassen, denn von seinen Sonetten kann man sagen, was einst Tacitus von der Sprache der Germanen sagte — „so, als wenn ein Lastwagen über einen Knüppelholzdamm fährt". Zudem schimpft der alte Herr wie ein Berserker auf die Modernen, worin ihm auch Bulthaupt tapfer sekundiert — ein Zeichen, daß diese Herren keine blasse Dämmerung haben vom Geist des zu Grabe gehenden Jahrhunderts! Albert Geiger, der jüngste unter allen, bringt eine „Sturmphantasie". Da wäre ja ein großer und ein moderner Gegenstand. Wie aber hat ihn der junge Dichter sich zurechtgekentet? Er läßt einen Menschen mit einer — Pappel Zwiesprache halten. Letztere spottet über die Hinfälligkeit des ersteren. Das erbost den Jüngling. Er stößt eine drohende Warnung gegen ihren Hochmut aus. Da der Dichter aber fühlt, daß ihm die dicke Riesenpappel nicht den Gefallen thun wird, auf seine Drohung sich vor ihm platt auf den Bauch zu legen, so muß der Sturm dann als Deus ex machina rasch zu Hülfe eilen und die Pappel stürzen, damit nun auch „der Dichter und die Erde" (!) den Sturm als Sieger sein Lob singen hören können. Das ist ganz nach dem Rezept der „Alten", „Unmodernen" verdichtet worden — mithin nichts von Belang. Kurz, der „Almanach" hat seinen Zweck verfehlt, indem er ausschließlich der konservativen, jedweden künstlerischen Fortschritts baren Richtung Freiplatz gewährt. Es wäre nur noch der Wunsch anzufügen, daß er künftighin der jungen Dichtergeneration die Führung überlassen möge.

Dann kann's sein, daß das an sich höchst-achtbare Unternehmen sich ins neue Jahrhundert hinüberrettet — wenn nicht — möge es schlafen gehen!

Arthur Frank.

Poetische Flugblätter. Hrsg. von J. Kitir und C. M. Klob. Wien. Halbmonatlich. Einzel-Nr. 20 Pfg.

Dies Unternehmen ist eine Nachahmung der Karl Henckell'schen „Sonnenblumen" auf demselben schönen Papier, doch in größerem Format. Die beiden ersten Nummern bringen Rich. Dehmel und Martin Greif. Ich finde, der letztere ist denn doch etwas zu früh drangekommen, trotzdem die biogr. Anmerkung von ihm behauptet, er sei „ein Lyriker von Weltrang". Wer wird dieser wohlwollenden Anmerkung in diesem so sehr fraglichen Punkte Glauben schenken? Nicht recht geschmackvoll heißt es von Dehmel, bei dem ich übrigens die Auswahl nicht für glücklich halte, er sei „bei lebendigem Leibe in die Unsterblichkeit eingegangen". Doch das sind Nebensachen. Das Streben des Unternehmens ist ein schönes und hat in dem Prospekt, was selten vorkommt, einen klaren und treffenden Ausdruck gefunden. Ich stimme der dort ausgesprochenen Ansicht, daß der Ruhm der Dichter meist in einigen wenigen ihrer Lieder wurzele, völlig bei. Aber wo ist der Zeitgenosse dieser Dichter, dessen Zukunftsblick gerade diese wenigen Lieder zu erkennen vermag? W. von Scholz.

Romane und Novellen.

Paul Gottschalk: Sündige Menschen. Berlin, T. Trautwein.

Adolf Stern: Ausgewählte Novellen. Dresden, C. A. Koch.

Wilhelm Holzamer: Auf staubigen Straßen. Berlin, Schuster & Loeffler.

Sündige Menschen! Massiger, farbiger Umschlag, mit viel Rot und Gelb, worauf Christus mit der Dornenkrone und die büßende Magdalena sich zu schreiender, plakathafter Sensationsmache entwürdigen lassen müssen. Schamlosigkeit des Kunsthandwerkers, der zu allem zu haben ist. Ebenbürtig dem Umschlagsschmuckkünstler erweist sich der Roman-Schriftsteller. Seine Technik hat er bei den Hintertreppen- und Kolportage-Dichtern gelernt. Ruchlosigkeit der Süßelei und Spannungs-Brutalität. Wenigstens ist die Art von Kühnheit und Geschick, moralische Katastrophen im Leben von rührend brav angelegten Naturen romanhaft auszubeuten, um kunstunverständiges Volk zu rühren und zu verblüffen, von allerschlechtester Herkunft. Wer das für moderne Litteratur an den Mann, d. h. an die Köchin u. s. w. bringen will, begeht den unlautersten Wettbewerb.

Adolf Stern ist bekanntlich ein Klassiker. An ihm ist alles solid und hält den Vergleich mit den besten Mustern aus. Seine Novellen sind genau nach dem Kanon gearbeitet, den die offizielle Schulästhetik für diese litterarische Gattung aufgestellt hat. Da ist alles klug ausgedacht, zielbewußt komponiert, tadellos ausgeführt. Absolut stilvoll. Für gewisse Bildungskreise ist das das höchste. Von dem Reiz einer modernen Künstlerpersönlichkeit ist an dem so zustande gekommenen Dichtwerk auch nicht ein Hauch zu spüren. Wie gesagt, alles furchtbar objektiv und solid.

Wilhelm Holzamer ist auf anderem Boden gewachsen als der Dresdener Professor Adolf Stern. Sein Ehrgeiz ist nicht, nach klassischen Vorbildern zu arbeiten, etwa die Novellen von Kleist oder Tieck noch einmal nachzudichten und sich von der Schule als Meister ausrufen zu lassen. Seine Novellistik ist wie seine Lyrik nicht nach einem überlieferten Schönheitsgesetz ausgearbeitet. Er hat vorsichtig aufs Titelblatt gesetzt „Skizzen", damit ihm die zünftige Kritik nicht mit dem stereotypen Vorwurf komme, diese No-

vellen seien eben keine Novellen nach dem schulgerechten Gattungsbegriff u. s. w.

Aber der poetische Reiz seiner Skizzen, ihr Gehalt an lebendiger Schönheit ist unendlich größer und vor allem echter, als jener der vollkommen ausgemalten Stern'schen Novellen. Er will nicht professoral führen und bevormunden und mit Ästhetik sättigen, sondern er will als echter moderner Poet in der beweglichen Phantasie des Lesers eine Mitschöpferin und Mitgenießerin seiner ästhetischen Sensationen haben. Mit ungemeiner Sicherheit weiß er das künstlerische Moment in den gewöhnlichsten Erscheinungen des Lebens zu treffen. Er geht resolut vom Wirklichen aus, aber sein künstlerischer Sinn bewahrt ihn davor, bei dem naturalistischen Abschreiben des Wirklichen stehen zu bleiben oder gar den Sprung ins Extrem zu thun und als phantastischer Symbolschönmaler aufzuhören. Also kein Naturalist und kein Idealisterer im Sinne der alten und kein Symbol-Phantast im Sinne der neuesten Schule. Das Lyrische hat seinem Novellistischen alle plumpe Erdenschwere genommen und auch seinen wildesten und düstersten Skizzen das Häßliche abgestreift.

Wenn man von der flachen Objektivitätskunst des Professors Stern zu der heftig erregten Persönlichkeitskunst des Dichters Holzamer kommt, hat man das Gefühl des Schwimmers, der aus eisigen Regionen in den Golfstrom gerät. Und in allem diese jugendliche Frische und Tapferkeit, diese sonnige Lust, in der Kunst das beste Stück der eigenen Seele zu bieten! Adolf Sterns Kunst ist Kunst aus zweiter Hand, Professoren-Kunst, Bildungspoesie. Darum gelingen ihm auch die Geschichten aus der Vergangenheit mit kulturhistorischem Hintergrund am besten. Für die Entwicklung des lebendigen Kunstgeistes und die Bereicherung der Welt mit neuen, poetischen Schätzen ist diese ganze Bildungsdichterei belanglos. Aber sie ist die Voraussetzung zur Hintertreppen- und Kolportage-Dichterei. Paul Gottschalk hat mit Adolf Stern und vielen anderen den gleichen Stammbaum. Wilhelm Holzamer hat seine eigene Pfahlwurzel. Er würde dichten, auch wenn es keine Kulturgeschichte, keine Ästhetik, keinen Schulzwang, keine gedruckte Litteratur gäbe. M. G. Conrad.

H. Oehmke — gewiß eine Helene! — hat bei S. Schottländer, Breslau, drei Novellen „Aus allen Kreisen" veröffentlicht, die beweisen, daß die gute Frau wohl in allen Kreisen leben, doch nicht einen Kreis schildern kann. Flach, öde und verlogen, das ganze in Sentimentalität gekocht. Vor Ankauf wird gewarnt.

Georg Bendler kann gewiß ein korrektes Deutsch schreiben. Das beweisen seine beiden Novellen „Das starke Geschlecht". (Berlin, F. Fontane & Co.) Aber das reicht heute noch nicht aus, um als Dichter zu gelten. Er ist ein Nüchterner, ein Klügler, der Probleme austiftelt und bei eisig anmutender Ausführung jede Glaubwürdigkeit vermissen läßt. Deckmaske: Dilettantismus, kalt serviert.

L. J.

Frauenfrage.

Aufruhr der Weiber und das dritte Geschlecht. 3. A. Wie man erst nach Schluß des Textes erfährt, von Elsa Asenijeff. (Von W. Friedrich in Leipzig verlegt.)

Die Asenijeff ist als sehr temperamentvolles, stark rassiges Weib bekannt. Slavin von Geburt, ist sie kein verzärteltes Kulturweib; stolz auf ihr heißes Barbarenblut, voll Verachtung auf alles Anämische, geistig und leiblich Schwindsüchtige männlichen und weiblichen Geschlechts; instinktsicher; gleichgiltig, ja voll Hohn und Haß gegen die billigen Schätze des Intellekts und der Wissenschaft, aber voll Bewunderung und sehnsüchtig auf den Knieen vor dem Genie. Jedenfalls kein modernes Litteratur- und Versammlungsweib.

Was sie schreibt, hat Blutfarbe. Rot, nach Dante die edelste Farbe. Auf Nuancen versteht sie sich nicht; sie kennt nur Ja und Nein, Liebe und Haß. Mischfarben sind ihr zuwider. Auf strenge Logik und regelrecht etwas bewiesen zu haben, darauf macht sie keinen Anspruch. Sie denkt und schreibt im „Rösselsprung". Sie will sich geben, wie sie ist, nackte Seele, in puris et impuris naturalibus, als Weib, ganz und nur als Weib.

Man lese ihre Bücher, um sich auf das „Weib" zu besinnen! Dem einem zur Entrüstung, dem anderen zum Gelächter, dem dritten zum machtvollen Entzücken und schönen Rausche.

Sie wendet sich mit leidenschaftlicher Energie im Wort gegen die Frauenemanzipation, den „Aufruhr der Weiber". Sie warnt ihre Geschlechtsgenossinnen eindringlichst vor dem „dritten Geschlecht", den eigentlich Geschlechts- und Instinktlosen, die die Freiheit der Frau und ihre Gleichheit mit dem Manne fordern, aber nur die völlige Knechtschaft, ja den Untergang des Weibes mit der Verwirklichung jener Forderungen verursachen würden. Sie kämpft für das Mutterrecht. Das „Kind" bedeutet für sie die einzige Erfüllung und Rechtfertigung des Weibes. Alles andere ist Notbehelf, auch jeder sogenannte Beruf.

„Die Menschheit seufzt nach wahren Müttern." „O du trauriges Altjüngferlein, das niemand mag, pfeife dein Gallenlied nicht auch für die Frau!" — „Die großen Gebärer — Genie und Weib." — „Wofür kreischt ihr nur so? Zur Befreiung biederer Ehefrauen, keuscher alter Jungfern und dergleichen Spezialitäten? Die soziale Not ... tralala, wir kennen die Werkeltagsmelodie. Unternehmt, was euch gutdünkt; aber das Weib wollt ihr befreien? Wißt ihr, was das Weib ist? Da seht hin, da eben geht eine schöne Frau ... u. s. w."

In diesen Sätzen ist der Kern des Buches enthalten. Man lese es und ärgere sich nicht über die paar Sprachschnitzer und Druckfehler, über allerlei hohle, taube Geistreichigkeiten und maßlose Übertreibungen. — Ihre Beurteilung von Mann und Weib ist oft allzusehr Schablone und leidet besonders an dem Fehler, daß sie vom Manne als von dem Durchschnittsmenschen, dem Philister, dem Menschen vierten, fünften Ranges spricht, daß sie dagegen als Weibtypen die Ausnahmen nimmt und die Kälber, Puten und Gänse, die gewöhnliche Weibsart, ganz vergißt und einfach Weib und Genie als identisch nennt. W. Lentrodt.

Englische Litteratur.

Bei Aufzählung der mehr oder minder nennenswerten Erscheinungen der englischen Novellistik auf dem Londoner Büchermarkt beschränke ich mich zunächst auf diejenigen, welche auch von der dortigen fachkundigen Presse — als der für Heimaterzeugnisse maßgeblichen — vermerkt und je nach ihren, den herrschenden Anforderungen entsprechenden Beschaffenheiten abgeschätzt wurden. Unter etlichen, teilweis recht verdienstvollen Originalarbeiten findet sich auch eine uns Deutschen besonders interessante Übersetzung, die als solche allerdings hätte besser sein können, außerdem noch die sogenannte „Adaptation" der Erzählung „Soutien de famille" von A. Daudet, ein Machwerk, das, seitens der Kritik mit geharnischten Ausfällen der Entrüstung gebrandmarkt, thatsächlich eine jener Verhunzungen repräsentiert, wie sie, von betriebsamen Pfuscherhänden zurechtgehaspelt, auch im lieben deutschen Vaterlande dann und wann sich auf der Bildfläche herumtreiben.

Doch beginne ich mit einem derjenigen Bücher, die, als „Treffer" von der Gunst des naiven Publikums getragen, ihren „Weg machen" und sowohl ihrem findigen Urheber, wie dessen „gerissenem" Verleger das einbringen, was arme Sterbliche als

Vademecum gegen vergängliche Misere unter „klingendem Lorbeer“ verstehen. Ich meine:

The Goldfinder von George Griffith (F. V. White & Co.).

Der Autor, dessen phantasievolle, dem Gruseligen und Bizarren zugeneigte Begabung allen sensationsbegierigen, großen Kindern die wonnevollsten Abenteuer aufzutischen versteht, bewährt mit dieser jüngsten Spende seines prächtig geflügelten Talentes nur den wohlerworbenen Ruf, dessen er sich seit Jahren erfreut. Die Seefahrt an Bord des pfeilschnellen, fünfunddreißig Knoten per Stunde zwingenden Vergnügungsdampfers Minnehaha, die Schilderung der Reiseerlebnisse des Titelhelden gehören zum spannendsten der gesamten Erzählerlitteratur. Wie Professor Stevens, kraft seiner Entdeckung eines golbanziehenden Magneten, zu Reichtum kommt, während Tausende vergeblich danach ringen — wie ein räuberischer Schurke von gewinnendem Äußeren seine schwarzen Anschläge durchführt und welchen Ausgang die Dinge für ihn nehmen — diese Kapitel erregen das höchste Entzücken der männlichen Jugend.

„Turkish Bonds“ or the Fight of Faith under „The Great Assasin“ ist der Titel eines Novellenbandes von Miß May Kendall. In etwas romantischem Aufputz wird hier das Elend der armenischen Bevölkerung unter türkischer Herrschaft dargestellt. Der Verfasserin scheint daran gelegen, bei John Bull ans Gewissen zu pochen, damit er wegen Nichteinhaltung der im Berliner Vertrage gegebenen Versprechungen hinsichtlich Oberaufsicht und Schutzgewähr in Armenien sich schämen lerne. Mit dichterischer Freiheit läßt sie während des Gemetzels die aufopferndsten ihrer Landsleute Seite an Seite mit den Armeniern kämpfen und sterben, was sie aber in einem Vorwort dahin berichtigt, daß sie dem Wortlaut offizieller Bekanntmachungen gemäß betont, es habe in dem ganzen mörderischen Blutbad kein Engländer sein Leben eingebüßt. Am besten ist ihr die umfangreichste der Erzählungen geraten, die sie „Under the Shadow of God“ (verdeutscht etwa nach dem Vers des Psalmisten: „Unter dem Schirm des Höchsten“ oder „Unter dem Schatten des Allmächtigen“) überschrieb. Weniger der äußere Verlauf, als die psychologische Analyse der Charaktere ist ihr als Verdienst anzurechnen. Marjory North, ein Mädchen, für welches zwei Männer in Liebe entbrannt sind, steht glühenden Herzens auf Seite der Armenier. Von ihren beiden sehr verschieden gearteten Verehrern tritt der eine, Jack Austin, mit Wort und That für die ungerecht Verfolgten ein, indessen der andere, der Journalist Bernard, insgeheim Beziehungen zu Yildiz Kiosk unterhält. Jack Austin aber erblickt in Letzterem seinen Lebensretter vom Tode des Ertrinkens, so daß er — obzwar eins mit den Gefühlen der Geliebten, deren Sympathieen wissentlich nur einem für die armenische Sache Opferwilligen gehören — zu gunsten des Rivalen seine Neigung preisgiebt. Diese Konflikte hat Miß May Kendall zu einer fesselnden, ja stellenweis aufregenden Novelle verarbeitet und zwar mit einer so völligen Hingabe an ihre Idee, daß ihre englischen Landsleute schier sich betroffen und von ihrem Eifer angesteckt fühlen.

Ihre andern Geschichten sind etwas schwächeren Geistes; die nächstbeste scheint mir „Zillah“. Ein griechisches Sklavenmädchen, das in türkischem Harem lebt, verliebt sich in einen armenischen Pastor, rettet ihn aus tötlicher Gefahr vor den Moslems und nimmt sich dann selber das Leben, um nicht die „hanum“ eines türkischen Vali werden zu müssen. Miß Kendall schreibt einen graziösen Stil und verfügt über eine humoristische Ader, die sie bei unerquicklichen Situationen passend zur Geltung bringt.

„Victor Serenus, a story of the Pauline Era“ hat Henry Woods zum Verfasser und erschien im Verlage von Gay and Bird.

Es war wohl nicht leicht, für diese Erzählung einen Decknamen zu finden, denn kein anderer als der Apostel Paulus ist die Hauptperson, während der Vorgenannte nur eine Nebenfigur repräsentiert. Gewiß ist es ein lobenswertes Bemühen, den großen Apostel in einem Zeitgemälde, als Mensch unter Menschen, vorzuführen, da man ihn traditionsgemäß immer nur von seinem Heiligenschein umgeben zu betrachten gewohnt ist. Der Autor zeigt uns den Knaben im elterlichen Heim zu Tarsus, läßt uns verstehen, wie er sich mehr und mehr, endlich geradezu fanatisch für die jüdische Lehre und ihren Gottesbegriff begeistert — wie er dann, vom Zauber des Evangeliums Christi hingerissen, zum Märtyrer seines Glaubens wird. Als Interpreten der biblischen Überlieferung dürfte H. Woods der Vorwurf einer naturalistischen Behandlung seines Themas gemacht werden. Im Geleitwort zu obigem Werke jedoch verwahrt er sich dagegen. Es sei ihm lediglich darauf angekommen, unter Weglassung aller übernatürlichen, hyperbolischen Sentenzen, die natürlich-psychologische Seite der Entwicklung dieses großen Evangelien-Predigers herauszulösen. Andererseits aber läßt er auch das Übernatürliche zu seinem Rechte kommen, wenn er schildert, wie Stephanus' Martyrium einen Wendepunkt in Pauli Seelenleben bedeutet. Das Lokalkolorit, die Darstellung jüdischer und heidnischer Gebräuche machen den Eindruck der Lebenswahrheit, und man empfängt ein fast greifbares Bild des ungestümen Glaubenseiferers, der dabei so starker und inniger Liebe fähig war. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß die Charaktere, sowohl Pauli als der andern Woods'schen Gestalten, etwas Schauspielerndes an sich haben — nicht als ob sie, dem Boden entwachsene Ringer, mit den Mühsalen der Alltäglichkeit, den schweren Lebensbedingungen von damals kämpften, sondern als spielten sie — Männer wie Frauen — auf „den Brettern, die die Welt bedeuten“, ihre Rollen vor uns ab. Immerhin aber bleibt diese Erzählung von H. Woods ein Kabinettstück, das zum besten und ergreifendsten der englischen Novellistik gehört.

Als ein tüchtiges, von ungewöhnlicher Erzählergabe zeugendes Werk verdient auch J. H. Pearces Buch „Ezekiels Sin“ (William Heinemann) hervorgehoben zu werden. Obschon etwas zu weitschweifig geraten, was immer ein Verstoß gegen die künstlerischen Gesetze bleibt, bietet es doch so reichliche Vorzüge, daß das Vertrauen, welches dieser Autor als sorgsamer, immer Zutreffendes schildernder Stimmungsmaler sich früher bereits erwarb, vollkommen gerechtfertigt erscheint. Natur und Menschengemüt in ihrer Wechselwirkung auseinander weiß er vortrefflich zu belauschen. Was Ezekiel Trevaskin, der Küstenfischer in Cornwallis gesündigt, daß ihn zeitlebens die Reue quält, wäre ein ziemlich düsteres Motiv, hätte der Autor nicht in dasselbe eine reizvolle Liebesgeschichte verwoben. Mehr will ich nicht verraten.

„The Wheel of God“ nennt George Egerton (die Verfasserin der „Keynotes“) ihr bei Grant Richards verlegtes neuestes Buch. Geistvoll und anziehend geschrieben, nirgends öd oder albern, entspricht dieses Werkchen doch keineswegs den starken Ansprüchen, welche von rechtswegen an diese Schriftstellerin zu machen sind. Den Knoten für eine umfangreiche Novelle zu schürzen, so daß die Lösung zu befriedigen vermag, scheint in der Sphäre von G. Egertons Begabung nicht zu liegen. Man kann nicht sagen, daß sie ihre Sache schlecht durchgeführt habe — gut kann man's aber auch nicht finden. Es steht ja auf diesen Seiten, wie schon erwähnt,

allerhand recht Lesenswertes — ja, hie und da blitzen selbst kühne Gedanken auf. Drum tadelt man nicht gern die ganze Arbeit. Auch ist nirgends von einem unfehlbar tugendhaften Weibe die Rede, das, von der männlichen Bestie mißhandelt, mit seinem unverschuldeten Geschick um Gerechtigkeit ruft. Im Geiste gratulieren wir schon der Verfasserin ob ihrer dem starken Geschlecht zugute gekommenen milderen Stimmung. Aber das wäre zu früh gewesen! Die Mary dieser Geschichte, welche natürlich wieder dem öffentlichen Mitleid Konzessionen macht, beweist nur, daß sie eine unverbesserliche Gans ist. Denn zuletzt heiratet sie einen Kerl, den jede Sechzehnjährige mit gesunden Sinnen hinreichend durchschaut, um ihn auszuschlagen. Dann, während er sich mit einer verrufenen Dame vergnügt, spielt sie sich als Dulderin auf, anstatt die Gelegenheit zur Befreiung auszunützen. Erst hineinrennen ins offenkundige Unglück wie eine echte Närrin und dann auf Kosten des Mannes sich als Opferlamm geberden, ist eine wohlfeile Sache für solche Frauentypen, wie der geschilderte.

Eine nette Farce scheint die „Novelle" „The Steperdess of Treva" von Paul Cushing zu sein. (W. Thacker & Co.) Da macht ein junger Mann mit dem jungen Weibchen kurzen Prozeß, als sie ihm von ihrer heißen Liebe seufzt und beide Hände nach ihm ausstreckt. Diese zwar ergreift er nicht, sondern er umfoßt die ganze Persönlichkeit mit seinen starken Armen und schwärzt ihre weiße Unschuld mit dem Brandhauch seiner sündigen Leidenschaft. Von dieser boshaften Herzenstäuschung — zu lesen, wie das Schlußkapitel einer ungeschickt sentimentalen Backfischdichtung — erfahren wir im ersten Viertel dieser saftigen Romanze. Doch der Reinfall in die Stricke der sündigen Leidenschaft ist nur ein kleiner Übergang im Schicksalslauf der beiden Helden Bitha und Quartermaß. Denn nachher heiratet sie; aber nicht „ihn", sondern — seinen Vater — —. Dies Schäfermädchen von Treva hat nämlich während seiner schafbeschaulichen Mußestunden den Shakespeare studiert und, von dessen Genius berauscht, obiges Meisterstück zuwege gebracht, als ihr der erste beste junge Mann einige Höflichkeiten sagte. Zufällig ist's ein Maler, dessen Name auch ihren berühmt macht, da sie mit ihm davonläuft. Als Ehegattin seines Vaters umraunt sie das wispernde Geklätsch, bis es zum offenen Skandal kommt. Am Ende giebt's Mord und Leichen — ein richtiges Abschlachten mit allem, was dazu gehört. Lesern, die auf grobsinnliche Effekte und Schauermären versessen sind, kann das „Schäfermädchen von Treva" vielleicht gefallen.

„The Hope of Family. By Alphonse Daudet. Adapted by Levin Carnac. (C. Arthur Pearson.) Eine Versündigung am guten Geschmack und am Eigentum des verstorbenen Dichters! Sollte der Verfasser von Daudets litterarischen Nachlaßverwesern wirklich ein Recht zur Benutzung des Originals erworben haben, so durfte er trotzdem nicht die Fälschung liefern, die er dem englischen Publikum vorsetzt. Und — es existiert eine ganze Bande, die von solchen Geschäften lebt. Wer gebietet da mal: „hands off!" ? —

„Last not least" sei hier nur noch „Regina; or the Sins of the Fathers," by Hermann Sudermann — translated by Beatrice Marshall genannt. (John Lane.) Man wundert sich jenseits des Ärmelkanals, warum ein so packendes Werk nicht früher schon seinen Übersetzer gefunden. Miß Marshall hat einen guten Griff gethan — die litterarische Presse drüben ist des Lobes voll. Leider läßt die „Translation" zu wünschen übrig. Das Werk selbst hat großen Erfolg.

Pallas.

Büchertisch.

d'Albert, Eugen, Vier Lieder f. e. Singstimme. Op. 18. („Grauer Vogel" von E. Schönaich-Carolath; „Meine Seele" von L. Jacobowski; „Leuchtende Tage" von L. Jacobowski; „Der Korb" von M. Kalbeck). Berlin, Adolph Fürstner. 18 S. 3 M.

Bahr, Hermann, Josephine. Spiel in 4 A. Berlin, S. Fischer. 8°. 211 S. M. 2,50.

Batka, Richard, Musikalische Streifzüge. Mit Kopfleisten von J. B. Cissarz. Leipzig, Eugen Diederichs. 8°. 287 S.

Besant, Annie, Die uralte Weisheit. Die Lehren der Theosophie. Deutsch von L. Deinhard. Leipzig, Th. Grieben (L. Fernau). 8°. 331 S. 4 M.

Bierbaum, Otto Julius, Kaktus. 7 Geschichten. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. XVIII u. 210 S.

Coßmann, Paul Nikolaus, Aphorismen. München, Carl Haushalter. 8°. 143 S.

Clausen, Ernst, Freimüthige Bekenntnisse. Mahnwort und Warnungsruf für das gebildete Deutschland. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 159 S. 2 M.

Hauptmann, Gerhart, Fuhrmann Henschel. Berlin, S. Fischer. 8°. 100 S. 2 M.

Heitmüller, Franz Ferd. Tampete. Novellen. Berlin, S. Fischer. 8°. 207 S. 2 M.

Henckell, K., Sonnenblumen. III. Jahrg. Heft 19—24. (Scheffel, Evers, delle Grazie, Swinburne, Mickiewicz, David.) Zürich, K. Henckell & Co.

Holzamer, Wilhelm, Auf staubigen Straßen. 10 Geschichten. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 193 S.

Knuffert, Rudolf, Frauengestalten. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 8°. 70 S. 1 M.

König, Eberhard, Filippo Lippi. Trauerspiel. Berlin, S. Fischer. 8°. 180 S. 2 M.

Krag, Thomas P., Die eherne Schlange. Roman, a. d. Norweg. von E. v. Enzberg. Zeichnung von Th. Th. Heine. München, Albert Langen. 8°. 239 S. 3 M.

Maupassant, Guy de, Afrika. München, Albert Langen. 8°. 200 S. 3 M.

Derselbe, Bauern. Umschlag von Ed. Thöny. München, Albert Langen. 8°. 277 S. M. 3,50.

Morgenstern, Christian, Ich und die Welt. Gedichte. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 168 S.

Nansen, Peter, Judiths Ehe. Roman in Gesprächen. Berlin, S. Fischer. 8°. 183 S. 2 M.

Nordhausen, Richard, Ars amandi. Bd. II. Liaisons dangereuses von Choderlos de Laclos. Zeichnungen von Franz Staffen und Hans Mützel. Berlin, Fischer & Franke. Eleg. geb. 16°. 342 S. M. 7,50.

Prévost, Marcel, Pariser Ehemänner. Umschlag u. 19 Zeichnungen v. Eduard Thöny. München, Albert Langen. 8°. 234 S. M. 3,50.

Derselbe, Die Sünde der Mutter. Roman. Umschlag-Zeichnung v. J. Fr. v. Reznicek. München, Albert Langen. 8°. 304 S. 4 M.

Riehl, W. H., Geschichten und Novellen. Gesamtausgabe in 44 Lieferungen. Lfg. 1. Stuttgart, J. G. Cotta Nf. 8°. 64 S. M. 0,50.

Salus, Hugo, Neue Gedichte. München, Albert Langen. 8°. 104 S. 2 M.

Schlieben, E., Gelegenheitsgedichte für Christenleute. Gr. Lichterfelde, Edwin Runge. 8°. 255 S. 2 M.

Schmid, Jos., Zwei Lieder. Kompos. (Lied der Desdemona. Zu Zweien von L. Jacobowski.) München, Alfred Schmid Nfl. (Unico Hensel).

Schmitt, Dr. Eugen Heinrich, Friedrich Nietzsche an der Grenzscheide zweier Weltalter. Leipzig, Alfred Janssen. 8°. 151 S. 2 M.

Seebach, Hans, Mittellos. Schsp. in 1 Akt. Verlag Pan, Salzburg. 4°. 15 S.

Servaes, Franz, Gährungen. Roman. Dresden, Carl Reißner. 8°. 472 S.

Stave, Ludwig, Verschneite Gluth. Roman. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 8°. 214 S. 2 M.

Stehr, Hermann, Auf Leben und Tod. 2 Erzählungen. Berlin, S. Fischer. 8°. 202 S. 2 M.

Stempfel, Theodor, 50 Jahre unermüdlichen Deutschen Strebens in Indianopolis. Festschrift. Indianopolis. 4°. Ca. 100 S.

Stier-Somlo, Fritz, Große Kinder. Novellen. Berlin, Märkische Buchhdlg. (Eugen Beer). 8°. 157 S.

Töbter, H., Haiderose. Roman. Leipzig, M. Heinsius' Nfl. 221 S. 8°. M. 2,50.

Viebig, Clara, Dilettanten des Lebens. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 328 S. M. 3,50.

Vogüé, E. Melchior de, Histoire et Poésie. 8 Essays. Paris, A. Colin et Cie. 8°. 290 S. 3,50 fr.

Woltmann, Ludwig, Die Darwinsche Theorie und der Sozialismus. Düsseldorf, Hermann Michels. 8°. 397 S.

Wolzogen, Ernst v., Das Wunderbare. Novelle. Berlin, S. Fischer. 8°. 197 S. 2 M.

Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt. Her. von Elly Saul und Hildegard Obrist-Jenicke. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 8°. 253 S. Geb. 3 M.

An unsere Mitarbeiter.

Wie in diesem Jahre, so soll auch im nächsten das zweite Februarheft eine **Faschings-Nummer** werden, in der Laune, Witz, Geist und Satire ihre Geißeln schwingen können. Gleichzeitig wird diese Nummer als zierlicher

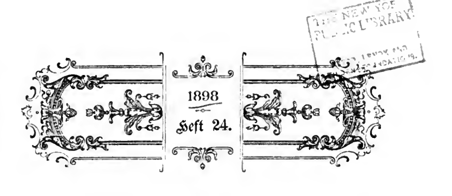
Narren-Almanach für das Jahr 1899

erscheinen und als Büchlein einzeln zu kaufen sein. Wir erbitten hierfür die rege Teilnahme aller Kreise, die Sinn haben für Satire und Humor, für Geist und Witz in seiner litterarischer Form.

Der Verlag. J. C. C. Bruns.

Die Redaktion. Ludwig Jacobowski.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.



1898
Heft 24.

Die Frauenbewegung und die Liebe der Zukunft.

Von Heinz Starkenburg.
(Berlin.)

(Schluß.)

Aber die ökonomische Entwicklung hatte noch eine andere Folge: Das Weib wurde in dem Maße, wie sich die Aussicht einer Ehe verminderte, gezwungen, ebenfalls aus dem Hause heraus ins Berufsleben zu treten und sich selbst eine Versorgung im kapitalistischen Konkurrenzkampfe zu schaffen. Einen sehr beträchtlichen Hebel in dieser Entwicklung bildete die Aufhebung der Klöster, die früher eine gesuchte Versorgungsstätte wie der jüngeren Söhne so namentlich auch der unverheirateten Töchter gewesen waren, durch die religiöse Form, richtiger, durch die neue kapitalistische Weltanschauung, welcher die fromme vita contemplativa und die fromme Vergeudung menschlicher Arbeitskraft als unmoralisch und verwerflich erscheinen mußte. Von den ärmeren und niederen Schichten der Bevölkerung ausgehend, infiziert diese Tendenz immer höhere Kreise, und in der Gegenwart sehen wir auch die Frauen der sogenannten „guten Gesellschaft" von der unwiderstehlichen Gewalt dieser Strömung erfaßt. Nun ist wohl soviel einleuchtend, daß jede ökonomisch unabhängige Frau einem Manne die von ihr bekleidete Stellung fortnimmt, also ihm und indirekt der Frau, die er präsumtiv geheiratet hätte, die materielle Lebensbasis entzieht und somit die Entstehung einer neuen Familie hindert. Für jedes Mädchen, das eine selbständige Stellung erringt und der Not des Unversorgtseins entgeht, bleibt also eine andere sitzen und vermehrt die Zahl der Anwärter auf weibliche Berufsstellungen. Der Einwand, daß jene dafür präsumtiv heiraten werde, welche

die Stellung erlangt hat, ist ohne Belang; denn erfahrungsmäßig ist die Zahl der Ledigen unter den berufsthätigen Frauen weit größer, als unter den berufslosen; einleuchtender Weise, teils deshalb, weil sich zuerst und am meisten jene Mädchen um Berufsstellen bewerben, welche ihrer Persönlichkeit nach keinen Antrag erwarten können, teils weil dieselben versorgt und deshalb weniger geneigt sind, ohne persönliche Neigung den Freier zu erhören. Heiratet aber die erwerbsthätige Frau auch wirklich, so würden doch immerhin zwei Berufsstellen, auf Grund deren andernfalls zwei Familien entstanden wären, jetzt nur eine erhalten. Es ist also klar, daß das Heraustreten der Frau ins Wirtschaftsleben, wo es einmal auftaucht, die doppelte Tendenz in sich trägt, die Eheschließungen zu vermindern und infolgedessen den Trieb zur wirtschaftlichen Selbständigkeit zu steigern. In derselben Richtung wirkt die damit für das männliche Geschlecht entstehende Aussicht, daß durch die Erwerbsthätigkeit der Frau das Gesammteinkommen der Familie erhöht werde. Die allbekannte Willigkeit und Billigkeit der Frauenarbeit muß auf allen Gebieten, wo sie überhaupt in Frage kommt, das Niveau der Löhne, Honorare und Gehälter bedeutend drücken und somit dem männlichen Geschlecht den Kampf ums Dasein bedeutend erschweren. Unter dem Druck dieser gefährlichen Konkurrenz werden für die Eheschließung bald nur noch berufsthätige Frauen in Frage kommen können, wie wir dies im Proletariat heute schon beobachten können, was wiederum auf die rückständigen, widerstrebenden Elemente einen Druck ausüben würde, den Postulaten der Entwicklung nachzugeben. Unter dem Einfluß dieser Tendenz kann eine allgemeine ökonomische Selbständigkeit des Weibes nur noch eine Frage der Zeit sein.

* * *

Welchen Einfluß muß nun diese Wandlung der Verhältnisse auf die sexuellen Beziehungen ausüben?

Die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen vertreten in der überwiegenden Mehrzahl noch den Standpunkt, daß die wirtschaftliche Emanzipation des Weibes sexuell rückschrittliche Wirkungen zeitigen werde, indem sie die vaterrechtliche Einehe des heutigen Familienrechts wieder zur allgemeinen Norm des Geschlechtslebens machen und dadurch die Prostitution verdrängen würde. Diese Auffassung erscheint uns so kurzsichtig wie möglich. Unser heutiges Eherecht hat seine Wurzeln in jener Zeit des ausgehenden Feudalismus, wo die typische Form des Wirtschaftslebens noch die agrarische Naturalwirtschaft war, innerhalb deren die gewerbliche Verarbeitung des Rohstoffs: Spinnen und Weben, Mahlen und Backen rc. die wertvolle ökonomische Thätigkeit der Hausfrau bildete. Demgemäß bestimmt das Gesetz:

„Der Mann hat den ehelichen Aufwand zu tragen“ [1]) (B. G. B. §. 1389).

„Zu Arbeiten im Hauswesen und im Geschäfte des Mannes ist die Frau verpflichtet, soweit eine solche Thätigkeit nach den Verhältnissen, in denen die Ehegatten leben, üblich ist“ (§. 1356).

Es ist nun wohl ohne weiteres klar, daß diese Teilung der ökonomischen Funktionen mit der oben gezeichneten Entwicklung hinfällig wird. Der Frau eine gesetzliche Verpflichtung zu einer Thätigkeit aufzuerlegen, die im wesentlichen nicht mehr existiert, ist absurd; andererseits ist dann kein Grund mehr vorhanden, die pekuniäre Last des Ehestandes dem männlichen Teile allein zu übertragen, wenn beide Teile finanziell einander gleichstehen. Ist bei Unvermögen des Mannes doch schon heute die Frau verpflichtet, die Familie nach Maßgabe ihres Vermögens zu unterhalten.[1]) Sind beide Ehegatten erst allgemein und grundsätzlich gleich erwerbsthätig, so ist notwendige Konsequenz, daß die ökonomische Allein-Verantwortlichkeit von den Schultern des Mannes abgewälzt und auch gesetzlich beiden Ehegatten gleichmäßig auferlegt wird. Damit ist aber schon eine prinzipielle Grundlage des heutigen Familienrechts durchlöchert.

Die Entwicklung führt aber noch zu weiteren Konsequenzen. Unser gegenwärtiges Ehegüterrecht beruht auf dem Grundgedanken einer ökonomischen Fesselung und Bevormundung der Frau, welche es einem erwerbsthätigen Mädchen kaum gestattet, ohne Gefährdung ihrer Stellung in die Ehe zu treten. Das Gesetz bestimmt in dieser Hinsicht:

„Das Vermögen der Frau wird durch die Eheschließung der Verwaltung und Nutznießung[2]) des Mannes unterworfen [eingebrachtes Gut]. Zum eingebrachten Gut gehört auch das Vermögen, das die Frau während der Ehe erwirbt“ (§. 1363). „Der Mann ist berechtigt, die zum eingebrachten Gute gehörenden Sachen in Besitz[3]) zu nehmen“ (§. 1373). „Es wird vermutet,[4]) daß die im Besitz eines Ehegatten oder beider Ehegatten befindlichen beweglichen Sachen dem Manne gehören.[4]) Dies gilt insbesondere auch für Inhaberpapiere und für Ordrepapiere, die mit Blankoindossament versehen sind“ (§. 1381). „Andere verbrauchbare Sachen“ (der Frau, als Geld) „darf der Mann auch für sich veräußern oder verbrauchen und hat nur ihren

---

[1]) Resp. der heiratenden Tochter die Aussteuer zu gewähren (§. 1620) und sonstige aus dem Familienleben resultierende pekuniäre Lasten zu übernehmen.

[2]) Event. also Vergeudung.

[3]) Besitz = thatsächliche Innehabung und Verfügung.

[4]) D. h.: Es ist rechtlich alles das auch Eigentum des Mannes, woran die Frau nicht ihr Eigentum beweisen kann.

Wert nach Beendigung der Verwaltung und Nutznießung zu ersetzen" [1]) (§. 1377). Diese Beendigung ist aber nur im Wege der Klage zu erlangen, wenn der Mann wegen Geisteskrankheit oder Gebrechlichkeit unter Kuratel gestellt ist, seiner Familie den Unterhalt versagt oder das eingebrachte Geld offensichtlich verschwendet (§. 1418). „Ohne Zustimmung der Frau kann der Mann über Geld und andere verbrauchbare Sachen der Frau verfügen, Forderungen der Frau ‚einziehen' oder ‚aufrechnen', Verbindlichkeiten der Frau erfüllen" (§. 1376). „Der Mann kann ein zum eingebrachten Gut gehöriges Recht im eigenen Namen geltend machen" (§. 1380). — Man stelle sich vor, was ein findiger Mann, der als leichtlebiger Offizier, als unfähiger Kaufmann eine erwerbsthätige Frau geehelicht hat, aus diesem Gesetz für Kapital zu schlagen imstande ist.

Umgekehrt ist aber die Frau in ihrer Verfügungsfähigkeit über ihr eigenes Vermögen und ihren Erwerb völlig der Willkür des Gatten unterworfen: „Die Frau bedarf zur Verfügung über eingebrachtes Gut der Einwilligung des Mannes" (§. 1395). „Verfügt die Frau durch Vertrag ohne Einwilligung des Mannes über eingebrachtes Gut, so hängt die Wirksamkeit des Vertrages von der Genehmigung des Mannes ab, . . . wird sie nicht erklärt, so gilt sie als verweigert. Verweigert der Mann die Genehmigung, so wird der Vertrag auch nicht dadurch wirksam, daß die Verwaltung und Nutznießung aufhört" (§. 1396). „Ein zum eingebrachten Gut gehöriges Recht kann die Frau im Wege der Klage nur mit Zustimmung des Mannes geltend machen. Führt die Frau einen Rechtsstreit ohne Zustimmung des Mannes, so ist das Urteil dem Manne gegenüber in Ansehung des eingebrachten Gutes unwirksam" (§. 1400). „Ein einseitiges Rechtsgeschäft [2]), durch das die Frau ohne Einwilligung des Mannes über eingebrachtes Gut verfügt, ist unwirksam" (§. 1398). „Die Beschränkungen, denen die Frau nach den §§. 1395—1403 unterliegt, muß ein dritter auch dann gegen sich gelten lassen, wenn er nicht gewußt hat, daß die Frau eine Ehefrau ist" (§. 1404). „Hat sich die Frau einem dritten gegenüber zu einer, von ihr in Person zu bewirkenden Arbeit verpflichtet, so kann der Mann das Rechtsverhältnis ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist kündigen" (§. 1358) 2c. Fügen wir noch hinzu, daß die Frau zur geschäftlichen Thätigkeit nach dem Handelsgesetzbuch überhaupt der Einwilligung des Mannes bedarf, auch wenn sie lange vor der Eheschließung schon dieselbe betrieben hat, und daß der Mann diese Einwilligung jederzeit grundlos zurücknehmen kann, so bedarf es wohl keines weiteren

[1]) Vorausgesetzt, daß er ihn dann noch hat.

[2]) Z. B. Vermächtnis.

Kommentars zum Nachweise, daß das heutige Ehegüterrecht mit einer wirtschaftlichen Selbständigkeit und eigenen Erwerbsthätigkeit des Weibes einfach unvereinbar ist. Die berufsthätige Frau muß grundsätzliche Trennung und Sicherstellung ihres Vermögens und Erwerbes gegenüber dem Ehegatten erzwingen, wenn sie nicht seiner Willkür wehrlos preisgegeben sein will. Damit wäre aber ein zweites Hauptprinzip unseres Eherechts gestürzt.

Hat aber die Ehefrau erst in vermögensrechtlicher Beziehung die gleichen Rechte und Pflichten erlangt, wie der Mann, so ist es mehr als fraglich, ob es thunlich ist, ihre Unterwerfung unter seine eheherrliche Gewalt noch aufrecht zu erhalten. Dieselbe äußert sich in zweifacher Hinsicht: ihrer personenrechtlichen Unselbständigkeit und ihrer Rechtlosigkeit gegenüber den von ihr geborenen Kindern. In erster Beziehung bestimmt das Gesetz: „Die Frau erhält den Familiennamen des Mannes" (§. 1355). „Dem Manne steht die Entscheidung in allen, das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu; er bestimmt insbesondere Wohnort und Wohnung" (§. 1354), und damit Staatsangehörigkeit und Nationalität, Gerichtsstand und Unterstützungswohnsitz 2c. der Frau. — In zweiter Beziehung heißt es: „Das Kind erhält den Familiennamen des Vaters" (§. 1616). „Das Kind steht, so lange es minderjährig ist, unter der elterlichen Gewalt" (§. 1626). D. h.: „Der Vater hat kraft der elterlichen Gewalt das Recht und die Pflicht, für die Person und das Vermögen des Kindes zu sorgen" (§. 1627). „Die Sorge für die Person und das Vermögen des Kindes umfaßt die Vertretung des Kindes" (§. 1630), . . . „das Recht und die Pflicht, das Kind zu erziehen, zu beaufsichtigen und seinen Aufenthalt zu bestimmen" (§. 1631), „das Recht, die Herausgabe des Kindes von jedem zu verlangen, der es dem Vater widerrechtlich vorenthält" (§. 1632). „Der Vater kann kraft des Erziehungsrechtes angemessene Zuchtmittel gegen das Kind anwenden" (§. 1631). „Dem Vater steht kraft der elterlichen Gewalt die Nutznießung an dem Vermögen des Kindes zu" (§. 1649). Und die Mutter? Sie ist doch, sozusagen, auch Verwandte und Autorität für das von ihr geborene Kind! Nun, dafür hat sie „die Pflicht, für die Person des Kindes zu sorgen"; zur Vertretung des Kindes ist sie nicht berechtigt. Bei einer Meinungsverschiedenheit zwischen den Eltern geht die Meinung des Vaters vor" (§. 1634). Ja, auch wenn die Ehe geschieden ist: „Das Recht des Vaters zur Vertretung des Kindes bleibt unberührt" (§. 1635). Und wenn das Kind gar keinen Vater hat — juristisch giebt's ja Kinder ohne Vater —, gleichgültig: „Der Mutter steht nicht die elterliche Gewalt über das uneheliche Kind zu" (§. 1707).

Unseres Erachtens sind derartige Bestimmungen mit einer thatsächlich und ökonomisch gleichen Stellung der Gatten in der Ehe nicht zu vereinen. „Wenn der Mantel fällt, muß der Herzog nach." Schon heute findet man vielfach, daß Frauen, die sich unter ihrem Mädchennamen bekannt gemacht haben, diesen mit dem ihres Gatten zu einem Doppelnamen verbinden; und in der Schweiz wurde unlängst einmal die Frage ventiliert, ob es nicht zweckentsprechender sei, sich Frau Schulz, verh. Müller zu nennen, statt Frau Müller, geb. Schulz.[1]) Daß die dehnbare Monopolstellung des Mannes gemäß §. 1354 für die berufsthätige Ehefrau eine förmliche Fußfessel werden kann, liegt wohl auf der Hand. Die völlig unbegründete und nur historisch erklärliche Konzentrierung der elterlichen Gewalt auf den Vater wird schon heute als Unding empfunden. Eine Reform des Rechts zugunsten der unehelichen Kinder, deren vom Gesetz aufrecht erhaltene soziale Brandmarkung und rechtliche Zurücksetzung bereits ziemlich allgemein als überwundener Standpunkt betrachtet wird, läßt sich auf die Dauer ebensowenig abwehren, wie eine Erleichterung der Ehescheidung, denn der Grundsatz, daß nur der freie Wille der Nupturienten eine Ehe begründen könne, muß konsequenter Weise auch für deren Aufrechterhaltung zur Geltung gebracht werden. Der Grundsatz einer einseitigen Verschuldung, den das Gesetz noch immer in dieser Materie festhalten will, ist eine der unglücklichsten juristischen Konstruktionen. — Mit einer derartigen Reform wäre aber auch das dritte Hauptprinzip unseres Familienrechts gebrochen, das nur ein Familienhaupt kennt, das männliche, als Herrscher über die Familie nach innen, als Repräsentant der Familie nach außen.

Es ist aber noch auf einen letzten, wichtigen Punkt hinzuweisen.

Wie schon oben erwähnt, muß, was ja die Statistik auch nachweist, die gezeichnete ökonomische Entwicklung eine starke Tendenz zur Verminderung der Eheschließungen und Geburten nach sich ziehen. Diese aber zeitigt weitere soziale Phänomene von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

In dem Maße, wie die Frau durch eigene Berufsthätigkeit sich selbst die materielle Grundlage ihres Lebens schafft, hört sie auf, in der Ehe die einzig mögliche ökonomische Versorgung zu sehen und zu erstreben. Der Gesichtspunkt des Sexualverkehrs tritt auch für sie dabei in den Vordergrund, und da ihr die Ehe des heutigen Rechts eine u. U. sehr empfindliche Fessel auferlegt und da die Zahl der Bewerber stetig geringer wird, so wird auch sie, wie einige Jahrhunderte vorher der Mann, Neigung empfinden, sich durch außerehelichen

[1]) Schon heute darf in Preußen und einer Reihe anderer Länder eine Frau, wenn die Ehe geschieden ist, ihren Mädchennamen wieder annehmen.

Geschlechtsverkehr schadlos zu halten. Das Produkt dieser Entwicklungslinie ist das moderne „Verhältnis". Diese Erscheinung hat mit der Prostitution nichts gemein, wenn sich beide auch in Einzelfällen — namentlich in den Schichten sehr schlecht bezahlter Arbeiterinnen — vielfach berühren. Begreiflich wurzelt das „Verhältnis" auf einem ganz anderen Boden. Es entsteht überall dort, wo neben einem großen Prozentsatz lediger Männer eine gleiche Menge junger Mädchen steht, die vermittelst ihrer Erwerbsthätigkeit in einer leiblich gesicherten und unabhängigen sozialen Lage leben, also aus pekuniären Gründen nicht zur Prostitution gezwungen sind, die aber mit jenen die Aussicht teilen, garnicht oder erst spät und ohne Neigung eine Ehe eingehen zu können. Das Kriterium des „Verhältnisses" ist, daß beide Teile durch das sexuelle Bedürfnis zueinander geführt werden, und zwar vornehmlich das psychologische, denn die physiologische Befriedigung kann wenigstens der Mann bequemer und sorgloser in der Prostitution finden. Das Proletariat hat sich diese „freie Liebe" schon in ziemlich erheblichem Umfang angeeignet. Je mehr die Entwicklung zur ökonomischen Selbständigkeit auch die oberen Klassen des weiblichen Geschlechtes in ihr Bereich zieht, desto höhere Kreise erwirbt auch die freie Liebe für sich, desto mehr tritt das „Verhältnis" an Stelle der Ehe einerseits, der Prostitution andererseits. Desto notwendiger wird auch eine Reform des Rechts der unehelichen Kinder, die ja fast nur aus solchen Beziehungen hervorgehen. Denn die Prostitution ist bekanntlich so gut, wie steril. Und eine derartige Reform, welche die unverehelichte Mutter von den pekuniären Lasten und sonstigen Nachteilen unehelicher Geburt entlastet, muß notwendig wiederum auf die Ausbreitung der freien Liebe fördernd einwirken.

Hand in Hand mit der Rehabilitierung der Stellung der unehelichen Kinder wird aber eine andere Tendenz gehen, die ehelichen der elterlichen Gewalt mehr und mehr zu entziehen. Wie schon erwähnt, führen unsere derzeitigen eherechtlichen Zustände nicht nur zu einer Abnahme der Ehe, sondern auch zu einer künstlichen Verhinderung der Konzeption. Heutzutage hat diese Tendenz nun noch keine allzugroße Gefahr, weil ihre Bethätigung fast ausschließlich in der Hand des Ehemannes liegt. Für diesen werden, da er aus erbrechtlichen Gründen Kinder wünscht und seinerseits die Ehe wesentlich mit Rücksicht auf die Erzeugung von Kindern schließt, nur die finanziellen Schranken in Betracht kommen; diese aber wirken nicht auf eine Verhinderung, sondern nur auf eine Beschränkung der Fortpflanzung hin. Das wird mit der ökonomischen Emanzipation der Frau völlig anders. Jetzt, wo auch die Ehefrau Haupt und Ernährerin der Familie ist, verdoppelt sich nicht nur die diesbezügliche Neigung zur Beschränkung der Kinderzahl, sondern es treten dazu die spezifisch weiblichen Affekte, wie Eitelkeit, Vergnügungssucht, und

schrecken die Frauen überhaupt davon ab, Kinder zu gebären. Dazu kommen Hemmungsmomente ästhetischer und physiologischer Art: Die Schmerzen und die gesundheitlichen Gefahren der Geburt, die Schmutzerei und Schererei der Pflege in den ersten Monaten und Jahren, endlich kommen in Betracht die körperlichen Anstrengungen, die wochen- und monatelangen Unterbrechungen und Beeinträchtigungen, welche die Berufsausübung der Frau durch die Mutterschaft erleidet. Hält man sich nun gegenwärtig, daß die Thätigkeit des Arztes und Apothekers dann in weitem Umfange von Personen ausgeübt wird, die selbst Frauen und Gattinnen sind, daß die Frau überhaupt eine tüchtigere naturwissenschaftliche Bildung hat, und die heutige künstlich erzeugte Unwissenheit und Reserviertheit des Mädchens in sexuell-physiologischer Hinsicht nicht mehr vorhanden ist, so ist wohl kaum daran zu zweifeln, daß unter dem Einfluß dieser Verhältnisse im weiblichen Geschlecht die Neigung zum Neu-Malthusianismus beträchtlich Boden gewinnen muß. Da nun eine stetige Zunahme der Volksdichtigkeit Lebensbedingung ist für die Erhaltung und Fortentwicklung der Kultur, so wird sich die Gesellschaft im Interesse der Selbsterhaltung genötigt sehen, jene hemmenden Motive nach Möglichkeit zu beseitigen resp. durch fördernde zu paralysieren. Ersteres kann nur geschehen durch möglichst weitgehende Entlastung der Eltern in Zeit, Mühe und Kosten zu Lasten der öffentlichen Verbände, letzteres durch möglichst weitgehende Loslösung des Geschlechtslebens von gesellschaftlichen und rechtlichen Beschränkungen und seine Gründung auf die Basis der individualisierten höchstpersönlichen Neigung, als des Motivs, welches den Menschen des heutigen Milieu am stärksten zur Erzeugung von Kindern mit dem geliebten Wesen anregt. Mit diesen Grundgedanken wäre aber das Prinzip der freien Liebe zum Durchbruch gelangt; denn dieses besteht ja keineswegs in der Begünstigung einer besonders vielseitigen Bethätigung des Sexualbedürfnisses oder häufigen Wechsels und kurzer Dauer der ehelichen Verbindung, sondern ausschließlich in der ethischen Maxime, daß keine geschlechtliche Vereinigung stattfinden soll ohne individuelle Neigung, und umgekehrt keine wahre persönliche Geschlechtsliebe auf die Dauer ohne physiologische Bethätigung bleiben soll.

Wie die Entwicklung im einzelnen die Verhältnisse umgestalten wird, ist heutzutage natürlich noch nicht zu übersehen; aber die prinzipielle Richtung ihres Verlaufs ist unverkennbar: *Sie nimmt der Familie den öffentlichen Charakter*, den diese bis zum heutigen Tage an sich trägt, *und macht*, wie so vieles andere, *auch das Sexualleben zur Privatsache* des Einzelnen. Auf der anderen Seite *entzieht sie die Kinder der Unterwerfung unter die elterliche Privatgewalt* und ersetzt resp. ergänzt diese durch eine öffentlich-rechtliche Erziehung resp. Kontrolle derselben;

(ein Prinzip, auf dessen Basis unser ganzes modernes Vormundschaftsrecht, ferner der Schul- und Impf-Zwang, große Gebiete der öffentlichen Hygiene, der Arbeiterschutzgesetzgebung ꝛc. beruhen). Endlich befreit sie das Weib von der Vormundschaft des Ehemannes und verleiht der straf- und prozeß-rechtlich längst gleichgestellten Frau auch staats-, familien- und vermögensrechtlich die volle Gleichberechtigung mit dem Manne.

Ob das moderne „Verhältnis" in der That die Keime der neuen Eheform bildet, so wie dereinst die geraubten Sklavinnen jene des patriarchalischen Familienrechts, wird die Zukunft lehren. Denn das Gesetz vom Überleben des Bestangepaßten im Kampf ums Dasein ist nicht beschränkt auf die biologische Sphäre, es bewährt seine Geltung, modifiziert, auch auf dem Gebiete kulturhistorischer Institutionen. Auch sie basieren ja auf der Gesamtheit ihrer ökonomischen Existenzbedingungen, verändern sich mit ihnen und passen sich neuen an; die zweckmäßigen behalten das Feld und die mit den materiellen Zuständen unvereinbaren sterben ab, ohne mehr als einige rudimentäre Spuren ihrer Existenz zu hinterlassen. Uns aber, die wir die Tendenz der Entwicklung erkannt haben, bleibt die große Aufgabe, die Menschen zu erziehen für die Verhältnisse und Institutionen, die die Zukunft bringt. Denn darüber wollen wir uns klar sein: Winzig ist heute noch die Zahl derer, die für den Genuß der wahren „freien Liebe" reif sind, die Individualität und moralischen Charakter genug haben, um nicht jenen stolzen Namen zum Deckmantel für sittliche Leichtfertigkeit werden zu lassen, sondern die freiwillige Geschlechtsvereinigung emporzuheben zum Niveau einer moralischen Institution. Zu solchen Charakteren die Mitwelt heranzubilden, das ist in der That die höchste und letzte Aufgabe der modernen Frauenbewegung!



Die eherne Notwendigkeit.

Von Theo Schücking.
(Berlin.)

Hocherhobenen Hauptes, mit schweren Schritten geht das neunzehnte Jahrhundert dem Tode entgegen. Aber diese aufrechte Haltung gehört nicht dem Mute an, sondern der Pose, und die Schwere dieser Schritte nicht der Kraft, sondern der Müdigkeit. Das Jahrhundert stirbt nicht wie ein Held, für eine Idee, einen Gott . . . es geht an sich selbst zu Grunde, es stirbt

an der Entartung seiner Organe, der Zersetzung seiner Säfte, dem Versiegen seiner Lebensquellen.

Keine Abendröte leuchtet seiner Todesdämmerung. Dunkle Wolkenphantome halten am Horizonte Wache und strecken sich und wachsen hoch und höher, bis sich die Schatten ihrer ungeheuren Leiber nächtig über die Welt legen. Es sind die Dämonen der Gier, des Hasses, der Zerstörung, und an ihrem Saume entlang kriechend, die Parasiten der Feigheit, des Verrates, der Frechheit ohne Scham.

Zu dem sternenlosen Himmel steigen keine Sterbegebete auf, keine Opfer. Nur der Rauch aus Millionen von Schloten wälzt sich zu ihm in die Höhe, und das Klopfen und Sausen von zahllosen Hämmern und Rädern giebt den Takt ab für jenen eintönigen, dunkelgefärbten Sang, der aus den Tiefen der Erde heraufdringt: das Lied der Arbeit. Es setzt nicht aus, wenn die wilden Schreie der Klassenkämpfe, der Rassenkriege, des Streites aller gegen alle es grell zu übertönen suchen, dumpf klingt es fort und fort in festgeschlossenem Rhythmus.

Zu Füßen des sterbenden Jahrhunderts kniet die moderne Kunst. Mit gespannten Blicken verfolgt sie den abstoßenden Zersetzungsprozeß. Sie lauscht auf die pfeifenden Atemzüge des siechen Riesen, sie zählt seinen aussetzenden Pulsschlag, sie forscht nach seinen Wunden mit brutal tastender Hand.

In tollem Durcheinander wogt und wirbelt in der Zersetzung ein vielgestaltiges, innerliches Leben hin und her. Es drängt und stößt sich alles in- und übereinander, was je an Stückwerk von Wissen und von Glauben, von Erkenntnis und von Wahn die Menschheit erleuchtet oder betrogen hat. Wie in den Zeiten des Unterganges der antiken Welt treibt auch um uns ein dunkles Wirrsal von Dogmen und von Symbolen, von Philosophieen und Lehren. Der Orthodoxe wie der Rationalist, der Buddhist wie der Übermensch, der Theosoph wie der Anarchist, sie alle stehen in einer bunten Kette, abwechselnd bemüht, das Gefäß mit dem Labetrunk für die verschmachtende Menschheit weiter zu reichen. Aber der Wein aus den alten wie aus den neuen Schläuchen mundet dieser Welt nicht mehr, er dünkt ihr schal und abgestanden und steigert nur ihr fieberhaftes Verlangen.

Unbeirrt von all dem Suchen und Greifen, Drängen und Wogen sitzt der Gelehrte vor seinem Mikroskop. Er späht den Pulsschlägen des Lebens nach bis auf die letzte, rätselvolle Ursache, deren Sphinxantlitz ihn höhnisch anblickt. Das Mittelalter kannte keine anderen Geheimnisse als die des Todes. Es wallfahrtete nach Golgatha und holte sich von dort die Auflösung der Rätsel der Ewigkeit. Das Leben selbst stellte ihm keine Fragen, alles hienieden

lag klar und offenbar da im durchsichtigen Lichte einer transcendentalen Welt. Wir forschen nach keinen anderen Geheimnissen, als denen des Lebens, wir suchen das Leben seiner Hüllen und Schleier zu berauben, wie es keine andere Zeit vordem gethan hat — gleichwie, als wolle unser sterbendes Jahrhundert über dem Horchen auf all das Keimen und Sprießen, Entstehen und Werden den langsamen Tropfenfall des eigenen Blutes überhören, das matt in seinem kranken Leibe weiter rinnt. Aber über dem rastlosen Beobachten ewig wechselnder Lebensbethätigungen, Lebensformen und Lebenswandlungen haben sich die Gebiete der Forschung bis ins Unübersehbare vergrößert. Stets von neuem muß zur engeren Teilung geschritten werden, immer schwerer wird es, aus der verwirrenden Überfülle der Erscheinungen ihre Einheit und ihren geistigen Gehalt herauszuziehen: unter tausendfältiger Analyse verliert sich die Synthese.

Im Kopf ein dürres Wissen und im Herzen eine schmerzende Leere, stehen wir an der Schwelle einer neuen Zeit ... ohne Liebe, ohne Glauben, ohne Hoffnung. Wir haben uns von den Göttern abgewendet, die uns im Griechentum im Zauber der Schönheit genaht waren, im Christentum in der Gemeinsamkeit des Leidens und des Duldens. Die Brücke, die sich von uns zu ihnen spannte, die aufgeführt worden war vom Gemüte der Menschheit, ist am Verfallen ...

Der Erdboden erdröhnt vom Heranmarsche der gewaltigen Massen eines aus der Tiefe aufsteigenden Standes. In unserer alles zersetzenden Zeit schließen sie allein sich immer dichter zu einem Riesenheerbann zusammen, dessen feindliches Nahen die Kontinuität der menschlichen Entwicklung zu zerreißen droht.

Das Jahrhundert ist tot, es lebe das Jahrhundert! Seine Pforten wanken, mit wildem Tosen bringt der vierte Stand wie ein Meeresschwall herein, um Besitz zu ergreifen von der neuen Zeit — alles niederstampfend, was sich nicht der Masse unterordnen, nicht ihre Instinkte als Gesetze annehmen will, Höhen und Tiefen menschlichen Seins und Strebens mit grauer Alltagsgleichheit überschwemmend und ausfüllend. Gleichheit überall! Kein König mehr, der über dem Kärrner, kein Künstler, der über dem Handwerker, kein Fleißiger, der über dem Vagabunden stände? Gleichheit und Gemeinsamkeit! Gemeinsamkeit der Glücksgüter — Ausgleichung der irdischen Schicksalslose! ...

Am Saume des nächtigen Himmels erglänzt ein stahlheller Streifen, der in die Höhe wächst und dem neuen Jahrhundert den Morgen verkündet. Von dem leuchtenden Hintergrunde heben sich dunkel die Umrisse einer hochragenden Gestalt ab, deren Geberde streng und gebieterisch ist, gleich der einer Göttin. Sie hebt die Hand, und langsam weicht die flache Flut der neuen Gleichheits-

ordnung zurück, die sich träge über das Gefüge der Grundgesetze menschlichen Zusammenlebens ausbreitete, die von den Instinkten der Menge erhobenen Forderungen zerrinnen, und das herrische Geheiß der Göttin zwingt die Menschheit, wiederum weiter zu wirken an jenem ewigen Webstuhl alles Lebens — dessen Kette „Arbeit" heißt und dessen Einschlag „Verzicht".

Die Dämmerung schwindet, der Tag bricht herein. Und jetzt bei dem steigenden Lichte erkennt die Menschheit die schleierumhüllte Gestalt. Sie erkennt ihre Meisterin: die eherne Notwendigkeit.



Mutter.

Ein Bild aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben von Helene Voigt.
(Leipzig.)

Dora Braas verlobte sich, als sie eben siebenzehn Jahre alt geworden war, und schon nach einem Monat sollte die Hochzeit sein.

Sie liebte ihren Bräutigam durchaus nicht. Sie nahm ihn überhaupt nur, weil er mit ihr zum Tanze gegangen war und sie verleitet hatte, ein Glas nach dem anderen zu sich zu nehmen von einem heißen, schweren Getränke, das so schwach und gedankenlos machte.

Und sie wollte doch ein rechtliches Mädchen bleiben. Allein schon aus Furcht vor ihren strengen Eltern, die in solchen Dingen wahrhaftig keinen Spaß verstanden. Die jüngere Schwester mit den großen, unschuldigen Augen war auch noch da, und dann der kleine Bruder, der so neugierig war und alles herausfragte . . .

Du kannst di freuen, dat hei di nimmt, sagten die Mädchen, die mit ihr auf demselben Hofe dienten. He denkt sik nix doabi, en Dirn webber lopen to laten. Frag man Greten Asmussen ut Schubyholt, wer de Vadder vun de Popp is, de to Hus bi ehr Öllern in de Weeg liggt.

Is dat wohr, wat se snacken doht? fragte Dora ihren Verlobten, als er abends zu ihr kam.

Er lachte höhnisch. Ja, wat wull de Dirn ok vun mi. Ik kunn mi rein ni bargen vor ehr. — Mit di is dat was anners. Di häw ik leew, so wohr as ik Daniel Matthiesen heet — und dann küßte er ihre Hand und drückte seine Lippen immer fester darauf und grub zuletzt seine Zähne so tief in das weiche Fleisch, daß sie anfing zu weinen.

Dirn, lat duch dat verfluchte Flennen! schrie er sie an und ließ ärgerlich ihre Hand los.

In der Zeitung wurde bekannt gemacht, daß die Brautleute Daniel Jens Matthiesen und Dorothea Margarete Braas in ihrer bevorstehenden Ehe die Gütergemeinschaft ausgeschlossen hätten. Sie begriff nicht, was das sollte, aber er wußte es um so besser. Die paar Möbel und Gerätschaften, die seine Frau in die Ehe brachte, sollten ihr gehören, denn er selbst wollte arm bleiben, um den Ansprüchen zu entgehen, die seit dem letzten Frühjahr an seinen Geldbeutel gemacht wurden.

Erst jetzt erfuhren Doras Eltern von ihrer Verlobung und sie waren über die Maßen aufgebracht.

Wat, de ol sappsige Kirl? Dat 's de gröttste Hanmark in ganz Sleswig — und keen Wurt seggst du uns doavun?

Ik wüss ja duch, dat ik em ni hebbn schall. Awers ik will em und jü künnt mi dot slahn — ik nimm em linkers. Ik kann goarni anners.

Da merkten die Eltern, woher der Wind wehte. Sie widersprachen nicht länger. Aber sie erklärten, daß die Hochzeit um keinen Preis unter ihrem Dache sein sollte. Dora weinte und bat vergebens. Als sie fortging, hatte sie das feste Bewußtsein, nie wieder zurückzukommen.

Am letzten September kaufte sie vier Pfund Fleisch beim Schlachter und bat ihre Herrschaft, ob sie sich ein paar Sellerieblätter und einen kleinen Grapen mit Kartoffeln aus dem Garten holen könnte. Das wurde ihr bewilligt, und eine alte Tagelöhnerin, die abseits im Felde wohnte, versprach, am folgenden Tage das Hochzeitsmahl zu kochen.

Der Sonntag Vormittag war da. Dora zog ihr schwarzes Konfirmationskleid an, das sie ein wenig hatte ändern müssen. Noch das selbstgehäkelte Tuch über den Kopf, und der ganze Staat war fertig. Daniel hatte ihr verboten, Handschuhe anzuziehen, und sie wagte nicht, den grünen Kranz aufzusetzen.

Am Kreuzwege vor der Kirche traf sie mit Daniel zusammen, und als sie ein paar Minuten nebeneinander gewartet hatten, erschienen auch die beiden Trauzeugen. Die Sache auf dem Standesamt war bald erledigt, und eine Viertelstunde später stand das junge Paar vor dem Altar.

Dora war seit dem Gründonnerstag nach ihrer Einsegnung, an dem sie das Abendmahl empfangen, nicht in der Kirche gewesen. Sie war ja gleich in den Dienst gekommen, und die andern Mädchen hatten sie jedesmal ausgelacht, wenn sie fragte, ob eine von ihnen sie begleiten wollte. Und weil Daniel ihr schon damals nachlief, fürchtete sie sich, allein zu gehen. So kam sie überhaupt nicht dazu. Nun war die Kirche so groß und kalt und leer, und

die Luft so bedrückt von dem Duft der welken Astern, die noch von der Erntepredigt her in großen Sträußen die nackten Wände schmückten. Schwarz und streng stand der Pastor vor ihr, und so drohend klang seine Stimme . . .

Dora mochte die mahnenden Worte nicht mehr hören. Sie wandte den Kopf ein wenig — nicht nach Daniels Seite, sondern nach der andern, wo ihre Augen auf der weißen Kalkwand den aus Haferähren gebildeten Spruch lasen: „Danket dem Herrn!"

Darüber mußte sie beinahe lachen. Gott im Himmel ja, sie hatte viel zu danken.

Während sie an der Seite ihres Mannes die Kirche verließ, dachte sie an die letzten Worte ihres Vaters: Dat wi di up su'n Wies los warrn möt — weet Gott, ik wull leewer, dat din Mudder dat Dodenkleed för di neihn däh. Und er hatte sie so traurig angesehen, und nun mußte sie immer denken, es wäre wirklich besser, wenn sie auf dem Kirchhof läge — da hinten in der Ecke, wo die gelben Blätter am allerdichtesten niederschauerten.

Daniel hatte ihren rechten Arm durch seinen gezogen und jetzt legte er auch noch die rechte Hand auf ihre Finger. Koam 'n beten to, Dora, und dabei sah er sie mit halbgesenkten Lidern so leidenschaftlich verliebt an aus seinen finstern Augen, daß sie am liebsten weinend davongerannt wäre. Ob alle Sünden auf Erden so schwer bestraft wurden?

Die Dorfjugend sah lachend dem wunderlichen Hochzeitszuge nach. Er so groß und breit, und so verwildert sein schwarzbuschiger Schnurrbart. Die Frau klein und blond und kindhaft und ein so jämmerlicher Ausdruck auf ihrem blassen Gesicht. Dabei gingen sie so schnell, daß die beiden grauhaarigen Tagelöhner kaum die Beine flink genug nachziehen konnten.

Nun bogen die vier Menschen auf das Feld hinaus. Ein Fußpfad führte nach der Hütte, wo der hochzeitliche Schmaus sie erwartete. Man sehnte sich auch schier nach einer warmen Stube. Der Nebel zog rund, es wurde kalt und ungemütlich. Von den Schafen, die auf den Stoppeln weideten, ließ sich kein einziges erkennen. Man hörte nur ihr Blöken, und hin und wieder, wenn ein gelbroter Schein in der graudunstigen Luft aufzuckte, sah man etwas Weißes laufen. Zwischen dem nassen, schwarzen Kartoffelkraut leuchteten rot wie Blutstropfen die kleinen, halbaufgeblühten Mohnblumen. Fortwährend mußte man sich mit den Händen die Spinnweben aus dem Gesichte wischen.

Plötzlich tauchte in ganz geringer Entfernung die Hütte der alten Lena auf. Sie spähte schon ungeduldig aus der Thür, denn die Suppe war längst fertig und die Kartoffeln konnten kalt werden, obgleich sie abgegossen auf dem heißen Herdsteine standen.

Drinnen im reinlich gefegten Zimmer lagen Löffel und Gabeln bereit. Die Ankommenden mußten sich gleich an den Tisch setzen. Dora aß wenig. Sie hatte genug zu thun, ihre Thränen niederzuhalten. An den Furchen auf seiner Stirn sah sie, daß er sich über ihre trübselige Stimmung ärgerte, und das machte sie noch beklommener. Die beiden Trauzeugen brauchten nicht viel genötigt zu werden. Sie langten schon von selber zu und spülten mit Schnaps nach, den der junge Ehemann in einer grünen Bierflasche auf den Tisch stellte.

Drinkt, Jungs, drinkt — nee, ik mag hüt ni. — Dora, kiek mal ut de Dör, wat de Wag nuch ni kümmt. Ik sä duch, he schull ni later as Klock twee koamen . . .

Sie ging und war froh, daß sie einmal draußen im Herdwinkel laut aufschluchzen konnte. Sie wußte gar nicht, was sie so maßlos bedrückte. Als Lena Preuß mitleidig nachfragte, murmelte sie etwas von Zahnweh.

Tähnweh up de beste Dag in din ganze Lewen . . . dat's duch meist schad, du arme Dirn . . .

Dora hörte näherkommendes Räderrollen. He kümmt, sagte sie durch die Thürspalte und trat dann wieder zurück. Sie wollte lieber ihr Gesicht noch einmal waschen und konnte sich dabei kaum gegen die alte Frau wehren, die ihr die Schmerzen durchaus mit geschabter Kreide und ein paar kräftigen Sprüchen vertreiben wollte.

Ein Bauer, bei dem Daniel zuletzt gedient, hatte sein Fuhrwerk geliehen. Dora band ihr Tuch um den Kopf, gab den alten Tagelöhnern und der Lenamutter die Hand und stieg dann mit ihrem Manne auf den Wagen.

So rollten sie durch den traurigen Herbsttag ihrer neuen Heimat zu. Er sagte nichts, sah sie nur zuweilen mit einem schnellen Seitenblick an und nagte finster an seiner Unterlippe, wenn er den nassen Rand um ihre trüben Augen sah.

Du schallst ni weenen! schrie er plötzlich und schlug seinen Arm um sie. Hörst du — du schallst ni — woaför deihst du dat?

Ach Daniel, woaför weerd Vadder und Mudder ok ni mit in de Kark . . .

Scher di duch ni üm de. Lat de duch wegbliwn, wenn se wüllt. Ik bün nu din Vadder und Mudder! Ik will öwerhaupt goarni, dat du nuch wat anneres leew häst as mi. Häst hört — mi schallst du leew hebbn. Und kannst glöwen, ik will di dat lehrn, fügte er drohend hinzu.

Sie antwortete nicht. Nur ihre Mundwinkel zuckten. Unter der bunten Pferdedecke falteten sich ihre heißen Hände.

Es wurde immer nebeliger und man konnte kaum mehr die gelbbelaubten Haselbüsche des Knicks erkennen. Große Tropfen hingen an Daniels

Schnurrbart und an den Wollfäden ihres Tuches. Warum fuhr doch der Knecht vorn auf dem Sitzbrett so unheimlich schnell . . .

Gegen vier Uhr hielt der Wagen vor einem niedrigen, schlecht gedeckten Katen. Hart an der Mauer standen drei mit blattlosen Schößlingen bedeckte Weidenstümpfe. Sonst rings umher kein Baum und kein Strauch. So weit man sehen konnte, nichts als trauriges, braunes Moorland.

Der Knecht bekam ein Trinkgeld und fuhr wieder davon. Der weiche Grund dämpfte jeden Hufschlag, und bald verstummte auch das schwache Radknirschen.

Dora trat in den rußschwarzen Vorraum. Wie frostig wehte es sie an aus der offenstehenden Thür, die in die dunkle Stube führte. Daniel nahm sie beim Arm und führte sie hinein. Sie erkannte das große Bett und die Kissen und die wenigen Stühle. Das war ja alles von ihren acht Thalern Sparkassengeld gekauft. Daniel hatte keinen roten Pfennig gehabt. Den Tisch hatte er aus vier Lattenstücken und einem kurzen, breiten Brett zusammengezimmert, und, was sonst noch unentbehrlich war, auf Abzahlung gekauft.

Dora ließ sich alles zeigen. Auch den Stall mit der meckernden Ziege; und sie stieg sogar die Bodenleiter hinauf, obgleich Daniel versicherte, daß oben nur ein paar Torfsoden zu sehen seien. Aber sie mußte etwas zu thun haben. Sobald sie still saß, befiel sie Furcht und Traurigkeit.

Nachher bedachte sie, daß sie Feuer anmachen und für Essen sorgen müsse. Daniel holte währenddeß einen Arm voll Schilf von draußen. Damit wollte er morgen die gröbsten Löcher im Dache flicken.

Nun saßen sie nebeneinander auf der Holzbank, die quer unter dem Fenster stand. Kaffee und Brot waren bereit. Er aß, und zwischendurch küßte er seine junge Frau, und dann schalt er wieder, daß sie so stumm und langweilig sei. Schaudernd ließ sie sich seine Liebkosungen gefallen. Aber sie hatte den Kopf abgewandt, und ihre traurigen Augen sahen hinaus auf das Moor mit den schwarzen, stillen Wassertümpeln und den bleichen Schilfkränzen.

Plötzlich wurde die Luft heller. Die Nebelgeister flatterten aufgescheucht durcheinander, und der Himmel bekam einen gelben Rand, der langsam in ein brandiges Rot überging.

Aber Dora mochte nichts Helles sehen. Sie blickte wieder im Zimmer rund und war noch so geblendet, daß sie garnichts unterscheiden konnte. Nur fühlen, daß sie nie hier heimisch sein und nie lernen würde, den großen, finstern Mann da zu lieben. — —

Daniel hatte sich als Freimann niedergelassen. Vorläufig bekam er Arbeit am Kiesdamm, der für die neue Schmalspurbahn im Moore aufgeschüttet wurde. Für den Sommer rechnete er auf Torfbacken. Als Tage-



löhner auf irgend einem Hofe hätte er regelmäßigeren Verdienst gehabt, aber er mochte sich nicht beständig bucken und wollte auch nicht, daß seine Frau zu Hof ging. Sie sollte nur für ihn da sein.

Die Tage gingen und der Winter rückte heran. Dora kam zwar wenig aus dem Hause, aber sie merkte es schon an den Fliegen, die so matt und kraftlos im Küchenfenster umhertaumelten. Man konnte sie totdrücken, ohne daß sie wegzufliegen versuchten. Die junge Frau dachte manchmal, daß sie sich auch nicht wehren würde, wenn jemand so die Hand nach ihr ausstreckte.

Daniel sah, daß sie sich viel mehr vor seiner ungestümen Zärtlichkeit, als vor seinen Scheltworten fürchtete.

Wat häst du denn duch nuch jümmer gegen mi, du dumme Dirn? herrschte er sie einmal an.

Ik wet ni, Daniel . . . Ik glöw, dat kümmt, ik kann ni vergeeten, dat du so slecht gegen mi weesen bist . . .

Ach wat. Er bekam einen roten Kopf. Ik häw di duch heirat . . .

Ja, wenn ok, sagte sie leise.

Allmählich begriff er denn, daß sie ihn doch nur genommen hatte, um der Schande zu entgehen. Der Gedanke machte ihn schier verrückt. Er liebte sie immer leidenschaftlicher, aber er zeigte es immer weniger. Seine Stimme hatte einen absichtlich rauhen Klang, wenn er mit ihr sprach.

Dann fing er an, sie mit wilder Eifersucht zu quälen. Zu jeder Mahlzeit und oft sogar nur zum Broteſſen kam er nach Haus gerannt, immer in der dunkeln Furcht, einen andern bei ihr zu finden.

Nee, su'n verleewte Bengel! sagten lachend seine Genossen. Keen halwe Stün kann he vun dat ol lütt Wiew avwesen. Dat 's ja rein 'n gruli hitte Putt mit de beiden. Man schull goarni denken, dat su'n Kind, dat eben vun de Preester kümmt, all 'n Kirl leew hebben kann . . .

Einmal sah er, daß sie ein kleines Lichtbild in der Hand hielt und es nachdenklich betrachtete.

Wer is dat? fragte er argwöhnisch.

Ach — dat häw ik mal up Johrmarkt kregen vun en Wohrsagersch, erklärte sie.

Ik will di bi Johrmarkt! Er nahm das Bild und warf es in den Eisenofen auf die glühenden Torfkohlen.

Ein andermal hörte er, als er leise die Hausthür aufmachte, daß sie weich und liebkosend mit dem kleinen Köter sprach, der eines Tages herrenlos bei ihnen angekommen war.

Abends, als der Mond schmal wie ein Mützenschirm über der fernen, dämmerblauen Waldlinie hing, nahm Daniel einen alten Torfsack, steckte ein

paar Mauerbröckel und Lehmklumpen hinein, weil es hier im Heideboden keinen einzigen Feldstein gab, und zuletzt den kleinen Hund, der mit seinen klugen Augen dabeigestanden und zugesehen hatte. Dann wurde der Sack zugebunden und in eine Moorkuhle geworfen. Gurgelnd sank er in die stumpf-schwarze Tiefe.

Häst ni Pitsch sehn? fragte Dora beim Zubettgehen. Ik kann em keen Städ fin . . .

Ja, doa kannst lang söken. De liggt buten in't Moorlock und fritt keen Grütt mehr. Se seggen, in anner Johr schall för jede Hund dree Mark stüert warrn. Dat künnt sik Lüd as wi, de in ehr eegen Schulden versüpen künnt, ni spendeeren.

Dora konnte garnicht einschlafen, weil sie immer an den armen, kleinen Pitsch draußen im tiefen Moorwasser denken mußte.

Gegen Weihnachten machte der Frost den Boden so hart, daß die Erdarbeiten unterbleiben mußten. Daniel nahm mit andern zusammen einen Akkord drüben im Tannenschlag an. Selbst wenn man, wie jetzt gerade, über das gefrorene Moor gehen konnte, blieb der Weg zu weit, als daß er mehr als einmal täglich zu machen war. Dora war den ganzen, langen Tag allein, und nun kam zum erstenmal das richtige Heimweh. Am schlimmsten war es, wenn sie mit der Hausarbeit fertig war und nachher still drinnen im Zimmer saß. So weiß und tot lag das weite Moor, nur hier und da welkes Riedgras oder rotbrauner Adlerfarn, und zuweilen flog eine Krähe langsam durch die blaue Frostluft . . . Ach, und sie hatte vom Vater so besonders viel gehalten . . .

Ganz im Hintergrunde ragten die dunkeln Tannenspitzen, und Dora konnte manchmal sehen, wie eine davon sich neigte und verschwand. Wie leicht war es schließlich, daß solch fallender Stamm einen Menschen niederschlug . . . und wenn Daniel etwas länger als gewöhnlich wegblieb, wurde sie unruhig und ging vom Fenster zur Hausthür und von der Hausthür zum Fenster. Tauchte dann endlich seine Gestalt im Dämmerschein auf, wunderte sie sich über ihre Sorge und fühlte nichts als Scheu und Abneigung.

Der Februar kam mit Schneestürmen und hoher Kälte. Auch im März gab's noch weißblumige, seidene Vorhänge an den Fenstern und fußdickes Eis auf den Moorgräben.

Dora hatte viel zu nähen, und manchmal stand sie sinnend vor einem alten Korbe, in dem ein paar kleine Federkissen lagen.

Wenn dat 'n Jung ward, schall he Hermann heeten, na min Vadder, sagte sie am Morgen des Ostertages. Es war das erste Mal, daß sie von dem Kinde sprach.

Nee, dat schall he ni, fuhr er auf. Leewers jede annere Nam, awers ni na din Vadder.

Ick kann min Jung duch wull na dat Leewste nennen, wat ick upp de Eer häw, sagte sie trotzig.

Er biß sich auf die Lippen und überlegte, ob er nicht doch nachmittags in den Heidekrug gehen sollte, wo seine Genossen sich heute zu Trunk und Kartenspiel versammelten. Aber dann fiel sein Blick, ohne daß er's wollte, auf ihr leidvolles Kindergesicht, und nun konnte er sich nicht mehr zum Fortgehen entschließen. Es war auch gut, daß er blieb, denn abends mußte er zu dem nächsten Bauern laufen und um Fuhrwerk bitten.

Als er endlich zurückkam, war das Kind schon da und die Hülfe der klugen Frau nicht mehr vonnöten. Nach einer Viertelstunde stieg sie wieder auf den Wagen, und Daniel jagte mit ihr davon.

Er jagte — denn obschon Dora die Sache merkwürdig leicht überstanden hatte, konnte sie doch nicht stundenlang allein bleiben. Auf dem Heimweg wurde er jedoch ruhiger und ließ das Pferd eine ganze Weile im Schritt gehen. Es kam ihm in den Sinn, daß es nun sicher genau dieselbe Geschichte sein würde, wie damals mit dem Hunde.

Er gab das Fuhrwerk ab und ging nach Haus. Die Nacht war mondhell, aber doch konnte er es nicht wagen, die Krümmung des Fahrweges abzuschneiden. Das Moor war grundlos um diese Jahreszeit — und so gefährlich für Kinder, wenn die erst anfingen, allein umherzustreifen . . .

Nun stand er auf dem schwachdämmerigen Hausflur und zündete die kleine Lampe an. Geräuschlos öffnete er die Thür und trat ins Zimmer. Die Sorgfalt war unnötig. Dora lag mit weit offenen Augen. Der warme, glückliche Schein auf ihrem Gesichte fiel ihm seltsam auf.

Er setzte die Lampe auf den Tisch, steckte die Hände in die Hosentasche und stellte sich mit vorgebeugtem Kopfe vor den Stuhl, auf dem der Korb des Kindleins stand. Eine wunderliche Verlegenheit befiel ihn. Er kam sich plötzlich so erbärmlich klein vor neben der jungen Mutter.

Dora richtete sich im Bette auf und schob mit ihrer weiß gewordenen Hand das kleine, bunte Kissen ein wenig zurück. Ein feuchtes, braunrotes Köpfchen wurde sichtbar.

Daniel bückte sich noch tiefer. Wat lange, kruse Hoar, sagte er.

Ja, un wat vun Glück, dat dat 'n Jung is, meinte sie leise. Nu kann he duch din Nam kriegn . . .

Ick meen, he schull na din Vadder heeten? Verwundert sah der Mann auf.

Dora antwortete ihm nicht. Sie schaute ihm nur lächelnd in die Augen, und ihr Gesicht färbte sich und nahm einen immer wärmeren Ausdruck an.

Dann sank ihr Kopf tief zurück in das schwere Kissen, und die blauen Adern an ihrem bloßen, straffgespannten Halse wurden sichtbar.

Ach jü Mannslüd! Jü künnt goarni weeten, woa leew man jü hätt vun de Ogenblick an, woa man de Mudder worren is vun su 'n lütt Popp...

Mudder . . . In heiligem Schauer kniete der finstere Mensch nieder, schob den blonden Zopf des Weibes beiseite und küßte es auf Mund und Augen, so still und andächtig, wie er noch nie ein Weib geküßt hatte.



Gedichte von Paul Remer.

(Berlin.)

Herbstgang.

Nebel brauen über dem See,
Kranichruf aus dunkler Höh'.

Bleich die Sonne und grau die Welt,
Nirgends ein Glück, das Treue hält.

Leisen Schrittes mir zur Seit'
Wandelt allein Frau Herzeleid.

Trägt ein nebelgrau Gewand,
Welke Blumen in der Hand.

Tief in die Ferne ihr Auge sinnt —
Ach, wie gleicht sie dir, mein Kind!

Hat dein Auge so dunkel-klar,
Hat dein nachtblaues Lockenhaar.

Hat auch deinen seligen Mund,
Der mein Herz geküßt so wund —

Leise klopft mein Herz dir zu:
„Du mein liebes Unglück, du!"

Es naht der Herbst.

Nun hüte das Herz
Und hüte die Liebe —
Es naht der Herbst . . .

Einst schritten wir beide
Durch goldenen Sommer,
Unsere Herzen von Liebe
Wie Kornähren schwer,
Und groß wie die Sonne
Strahlte das Glück . . .

Der Sommer stirbt,
Unter sausenden Sensen
Fällt sein goldblondes Haupt,
Und glührote Mohnblumen
Liegen wie Blutstropfen
Im gefallenen Korn . . .

Nun hüte das Herz
Und hüte die Liebe
Vor sausenden Sensen —
Es naht der Herbst . . .

In goldener Fülle.

Wir schreiten in goldener Fülle
Durch seliges Sommerland,
Fest liegen unsere Hände
Wie ineinander gebannt.

Die große Sommersonne
Hat unsere Herzen erhellt,
Wir schreiten in goldener Fülle
Bis an das Ende der Welt.

Und bleicht deine sinkende Stirne,
Und läßt meine Seele ihr Haus,
Wir schreiten in goldener Fülle
Auch in das Jenseits hinaus.

Wem solch ein Sommer beschieden,
Der lacht der flüchtigen Zeit —
Wir schreiten in goldener Fülle
Durch alle Ewigkeit!

Johannisnacht.

Wenn die Rosen blühn
Und die Leuchtkäfer glühn
In der schwülen Johannisnacht —
Nimm Leib und Seel' in acht!

Dann thut sich die alte Erde auf,
Viel böse Begierden steigen herauf,
Die Hexen reiten zum Blocksberg hin
Mit buhlerisch entflammtem Sinn,
Die Löwin Wollust schleicht durch die Nacht, —
Bist ihr zum Raube, eh' du's gedacht!
Drauf kannst du nimmermehr auf Erden
Gleichwie die Kinder fröhlich werden . . .

Wenn die Rosen blühn
Und die Leuchtkäfer glühn
In der schwülen Johannisnacht —
Nimm Leib und Seel' in acht!

Johannistag.

Johannistag — Johannistag —
Wie geht dein Herz mit schwerem Schlag —
Du willst vom Zauber, dem bösen,
Das Königskind erlösen!

Du schreitest in schwüler Mittagswelt,
Ein Sonntagskind, ein Märchenheld —
Dort im verrufenen Berge
Hüten dein Glück die Zwerge!

Da hockt eine Kröte auf moosigem Stein —
Du mußt sie küssen — der Sieg ist dein —
Du fühlst in deinen Armen
Einen Mädchenleib erwarmen!

Jach aus dem Berge mit Donnerschlag
Steigt auf ein Schloß am Johannistag —
Du führst dein Weib zum Throne,
Auf dem Haupte die goldene Krone!

Das Nest.

Heute in tiefem Busch versteckt
Hab' ich ein kleines Nest entdeckt,
Ausgepolstert mit Feder und Flaum —
War wie ein heimlicher Liebestraum!
Still vor dem kleinen Neste stand
Ich voll Andacht, wie festgebannt,
Träumte von dir, und ein frohes Lied
Ist mir in banger Brust erblüht —
Komm, mein Kind, und neig' mir dein Ohr,
Sing' ich es leise, leise dir vor:

„Ich weiß mir ein Mädchen lieb und gut,
Blondhaar drängt sich unter den Hut,
Hat zwei Augen kornblumenblau,
Die möchte ich wohl zu meiner Frau.

„Dann baut' ich ein Nest so weich und warm,
Sie schmiegte sich zitternd in meinen Arm,
Pantöffelchen zwei und rosenrot
Ach! wären der Freiheit seliger Tod.

„Dann lebten wir wohl eine heimliche Zeit
In stiller, tiefer Glückeinsamkeit,
Bis schließlich der Storch, der Langebein,
Uns nicht mehr länger ließe allein — —“

Plötzlich wurdest du dunkelrot,
Schluchztest in bitterer Liebesnot,
Bargst dein Köpfchen an meiner Brust,
Mußte dich trösten in Weh und Lust,
Und meines Liedes leichter Fluß
Fand sein Ende in heißem Kuß — —
Heute in tiefem Busch versteckt
Hab' ich ein kleines Nest entdeckt . . .

Der Dichter spricht.

Du willst von mir ein Liebesgedicht?
Mein Herz ist voll Liebe und dichtet nicht,
Erst müssen die Stürme vertosen —

Wenn es sehnsuchtstill im Mondschein liegt,
Einen Kahn mit singenden Mädchen wiegt,
Dann träumt es von roten Rosen . . .

Was Weiber lesen.

Von Otto Werneck.

(Wien.)

Kürzlich las ich in einem sehr instruktiven Artikel folgenden erbaulichen Satz: „Die Frauen sind ein mächtiger Kulturfaktor. Sie sind es, die die Keime unserer Zukunft bergen, denn von ihnen empfangen unsere Kinder ihre ersten Eindrücke" u. s. w.

Es ist nun interessant, zu beobachten, wie die Frauen für diese hohe kulturelle Aufgabe erzogen und reif gemacht werden. Es giebt in Wien eine Zeitschrift, die nur von Frauen geschrieben und — gelesen wird. Sie ist die vornehmste und verbreitetste ihres Genres: „Die Wiener Mode" mit ihrer litterarischen Beilage „Im Boudoir". Die enorme Auflage des Blattes ist wohl der beste Beweis dafür, daß es am geeignetsten ist, den intimsten geistigen Bedürfnissen der Frauenwelt Rechnung zu tragen. Die Frauen untereinander kennen ihre Wünsche, und hier ergänzen sich Mitarbeiterin und Leserin in liebevollem gegenseitigen Verständnis.

Hören wir, in welcher Weise dieses Frauenblatt seinen Aufgaben gerecht wird.

In einer der letzten Nummern bringt das „Boudoir" unter verschiedenen anderen Kritiken auch eine Besprechung über Nietzsches Gedichte und leistet sich bei dieser Gelegenheit folgende Blüte:

„Zum Schlusse wollen wir unseren Leserinnen die Ausgabe der Gedichte Friedrich Nietzsches empfehlen — und zwar aus dem Grunde, weil man aus ihnen ein sehr freundliches Bild des tragischen Mannes gewinnen kann, und weil diese Gedichte öfters sehr schön sind."

Wie lieb! Welches gefühlvolle Mädchenherz kann da ungerührt bleiben! Der arme „tragische Mann"! Wahrlich, er verdient es, daß man endlich ein „sehr freundliches Bild" von ihm gewinnt, umsomehr, als ja seine Gedichte „öfters sehr schön" sind. Indeß, unser lahmes Vorstellungsvermögen ringt noch immer mit dem etwas mystischen Begriff des „tragischen Mannes" — und schon steht uns ein neuer Kampf bevor.

„Neues von Nietzsche bietet diese Sammlung nicht. Sie hat nur die in den Werken verstreuten Gedichte gesammelt."

Es ist ein wahres Glück, daß uns hier unser syntaktisch geschulter Geist zu Hilfe kommt. Also: Wer hat die verstreuten Gedichte gesammelt? — Antwort: Sie. Wer aber ist in diesem Falle „Sie"? Nun, ohne Zweifel die Sammlung, die in dem vorhergehenden Satze zu subjektivischer Bedeutung erhoben wird. Jetzt sind wir auf der Spur. Die Sammlung also, nicht der

Verleger, nicht der Herausgeber, nein, die Sammlung selbst hat die verstreuten Gedichte gesammelt.

Über das Gefährliche des Umstandes, daß Nietzsche in den Salons nachgerade ein stark begehrter Artikel wird, und daß eine gründliche Kenntnis der Titelblätter seiner Werke als Postulat einer vollständigen Bildung zu gelten beginnt, hilft uns die dankenswerte Belehrung des gewissenhaften Kritikers hinweg, der uns versichert, daß man überrascht sein wird, Nietzsche hier so „zahm“ zu finden. — Wir atmen erleichtert auf. Gott sei Dank! Dann hat's ja wirklich keine Gefahr.

Doch wer da glaubt, daß die „Wiener Mode“ ihren Beruf erfüllt hat, wenn sie Damen aus guten Häusern die Kenntnis gewisser bedenklicher Philosophen unter Anwendung der äußersten Gouvernanten-Vorsicht vermittelt, der befindet sich in einem gewaltigen Irrtum. Die „Wiener Mode“ weiß ganz gut, daß hinter ihr eine ganze Reihe junger Mädchen steht, welchen das Rasseln des Schlüsselbundes keine Befriedigung zu bieten vermag, deren Seele nach Versgeklingel und Druckerschwärze schmachtet. Und sie alle finden Befriedigung in dem lyrischen Teil des Blattes, der ohne Zweifel nach denselben Prinzipien geleitet ist, die den Kritiker beseelen. Sogar Preiskonkurrenzen giebt es, und so hatte ich kürzlich die Genugthuung, folgendes Gedicht als preisgekrönt darin zu finden:

Du.

Wenn morgens ich erwach', mein erst' Gedenken,
Mein Traum, wenn abends sich die Lider senken,
Herzlieb, bist du.

Mein Sonnenschein in wolkenschweren Tagen,
Mein Trost, will mir der Lebensmut versagen,
Herzlieb, bist du.

Mein Frühling, mag's auch ringsum Winter werden,
Mein Stückchen Paradies auf dieser Erden,
Was mir den Frieden giebt und raubt die Ruh,
Herzlieb, bist du.

Frln. Julchen Grünzweig von Eichensieg.

Freue dich, deutsche Lyrik, ein Julchen ist dir erstanden .... Doch die Sache ist zu ernst, um mit ein paar Witzworten abgethan zu werden. Es ist wohl überflüssig, das erbärmlich Schülerhafte dieses Gedichtes, dem jeder Schwung, jede neue Wendung, jede individuelle Empfindung fehlt, hervorzuheben. Die korrekt gereimten Verse, mit ihrer ängstlichen Vermeidung alles Originellen, werden sicher manchen Professor, der an höheren Töchterschulen Litteratur und Poetik lehrt, entzücken. Ich würde auch kein Wort weiter

darüber verlieren, wenn die „Wiener Mode" irgend ein obskures Winkelblättchen wäre. Aber sie zählt eine halbe Million Abonnentinnen und beeinflußt alle Zeitschriften ihrer Gattung. Sie ist also in Wirklichkeit die erste Bildungsquelle der Frauen und liefert uns die wichtigsten Beiträge zu deren Beurteilung.

Das sind dann die Frauen, die wir aus der Schule dieses im Frauengeiste geleiteten Blattes empfangen. Die bleichsüchtigen, vornehmen Damen, die zu gut erzogen sind, um über Nietzsche zu sprechen, bevor sie nicht aus verläßlicher Quelle erfahren haben, daß auch wirklich bedeutende Männer mit Rücksicht auf ihre „östers" sehr schönen Gedichte unter Umständen salonfähig sind. Das sind die Ätherischen, die Gedichte machen, weil ihr enges Becken ihnen nicht erlaubt, gesunde Kinder zu gebären, ihre zarte Büste . . na Schluß. Das sind die Julchens, denen die Poesie eine anmutige Spielerei ist; die nie im Leben Julien werden, sondern ewig Julchens bleiben, ob sie Puppenkleidchen schneiden oder sich künstlerisch bethätigen, deren diminutiver, julchenhafter Ehrgeiz der gleiche bleibt — es mag sich nun um eine gestickte Hauskappe für Papa, oder um ein „vorzüglich" für einen deutschen Schulaufsatz, oder um ein lyrisches Preisausschreiben handeln. Bedarf es mehr? —

„Die Frauen sind ein mächtiger Kulturfaktor. Sie sind es, die die Keime unserer Zukunft bergen, denn von ihnen empfangen unsere Kinder ihre ersten Eindrücke" . . . .

Hans Benzmanns „Sommersonnenglück".

Von Josef Adolf Bondy.

(Prag.)

Als Hans Benzmann vor mehreren Jahren seine ersten Gedichte „Im Frühlingssturm" hinausgeschickt hatte, war sein Beruf als Lyriker und sein dichterischer Vollwert erwiesen. Aber eine glückliche Entwicklung war damit noch nicht verbürgt. Dazu fehlte seiner Form die immer durchschlagende Sicherheit und seinen Bekenntnissen der Mut zur Entscheidung. Es lag eine eigenartige Kraft in diesen Jugendbeichten verhalten, eine dumpfe, schwerfällige Kraft, welche gern nach allen Richtungen gewirkt hätte und vor allem zu plastisch vorspringenden Bildern hindrängte. Aber neben volkstümlichen Strophen und packenden Naturlauten störte doch manches falsche oder nüchterne

Wort. Das kleine Lied stand fremd neben pathetischen Rhythmen, die zuweilen ganz in dürrer Betrachtung versandeten. Er beging Gewaltsamkeiten an sich selbst, und so gab es kräftige individuelle Züge, Gelingen im einzelnen, aber noch keine selbstbewußte Individualität und keine bewältigende Gesamtwirkung.

Jetzt ist über ihn nach einem Kampfe, der sein Innerstes verwundete und dessen Schmerz noch überall nachklingt, die Befreiung gekommen. Die Verkündigungen von *seinem* Evangelium rücksichtsloser und eigenmächtiger Kraft waren bei ihm nur deshalb so laut, weil sie seine Herzensstimme übertönen mußten. Er *ist* kein Revolutionär und keine Siegernatur. Seine Art ist tief beschaulich, langsam und beharrlich ringend, dabei voll männlicher Kraft, ja, Urwüchsigkeit, aber dennoch liebebedürftig .... melancholisch in ihrem Grundzug, wie die norddeutsche Heimat, in der er mit allen seinen Trieben wurzelt. Der Weg zum „Berg der Ewigkeit", welcher „über Herzeleid geht", ist nicht sein Weg. Es ist ihm, „als hätt' er nun sein letztes Ziel gefunden, da seine Seele mit den Menschen weint".

Und doch klingt in Benzmanns neuer Sammlung „*Sommersonnenglück*"[1]) derselbe Reichtum von Tönen, wie einst, nur ohne den früheren Widerstreit. Gleich das Vorspiel bringt einen ganz neuen Klang. Es sind ein paar märchenhafte Lieder — — Balladen, die ganz in Musik verschweben. „Vom Ritter, der suchte" und „Stille Fahrt", da ist nichts als bethörende Melodie. Anderswo wieder verbirgt sich hinter den Volksreimen eine persönliche Klage, wie in „Hans, der Schuster" oder in dem ruhig abgetönten „Friedhofstraum". Mit welcher Bildlichkeit wird bei all dem Sing und Sang z. B. im „Parzifal" die Dichterfahrt ins romantische Land vor alle Sinne gebracht:

Und hell ein Wiehern und ein Geschnauf,
aus wilden Rosen taucht es auf:
ein Rößlein weiß und ein Rittersmann,
der hat ein Kleid von Seide an,
ein Kleid von roter Seide.

Noch glücklicher hat Benzmann den Volkston in den „Mädchenträumen" getroffen, weil er hier die Volksseele selbst erfühlt hat. Nur das vierte dieser Lieder, wo zwar der Ausdruck des Vagen, Sinnlichen gelungen ist, ist für meinen Geschmack zu süßlich, und auch das letzte zeigt nicht mehr die reine Fülle des Wohlklangs. Aber die übrigen, von heißem Weh durchweinten Gesänge

[1]) Verlag von Schuster & Loeffler in Berlin. Mit Umschlagzeichnung von Emil Orlik und sieben Zierleisten von Hans Heise.

des verlassenen, ahnungsvollen Mädchens, erheben sich, indem Lenoren-, Gretchen- und Clärchenmotive angeschlagen werden, zu wahrer dichterischer Höhe.

Allmählich taucht immer wieder so ein Gedicht auf, das einen sofort gefangen nimmt, aber leider muß man sich auch hier durch manche hindurcharbeiten, mit denen man nicht so leicht Freund wird. Benzmann versteht es heute, ein bedeutsames Naturbild, vor allem die deutsche Heidelandschaft, mit den sparsamsten Mitteln, mit Worten, die bescheiden hinter dem Gesagten zurückhuschen, lebendig werden zu lassen. Wozu also jetzt noch — wegen gelungener Wendungen und Bilder — neben ihnen pompöse, bilderüberfüllte und darum verwirrende Kompositionen wie „Morgenröte“, „Herbstakkorde“ und „Morgengang“?

Sie verschwinden vor jeder echten poetischen Eingebung wie dem „Reiter im Herbst“, der in schwarzer Rüstung noch spät übers Moor reitet, wobei sein Rößlein am Wege die Kräuter abnagt.

Er reitet wie verdrossen, wie im Traum,
wohin er blickt, erschauern Busch und Baum,
und was er streift mit seiner Eisenhand,
Riedgras und Rohr, sinkt nieder wie verbrannt.
So taucht er langsam in das Nebelmeer — —
Dicht fallen welke Blätter hinterher .....

Benzmann sagt wie Liliencron, dem er viel verdankt, von seiner Landschaft: **meine** Heide. Er hört das Lachen ihrer Finken, das Tropfen ihrer Dolden, und hat ihre furchtbarsten Schrecken erfahren. Er kann sie, wie der Prinz im „Heidemärchen“, in bunten Blumenstaat und wieder in Nebel- und Bettlerfetzen hüllen. Ihr Grausen, wenn plötzlich braune Nebel fallen, hat er in wild zerrissenen Versen hingefiebert. Dieses Gedicht „An der Flußmündung“ zeigt durch die mächtige Steigerung vollkommene Beherrschung aller Mittel. Wieder anders klingen die hellen Fanfaren im „Frühling“, dem natürlich eine politische Tendenz fern liegt. Hier ist ein starkes, originelles Symbol: als ein junger Fischerknecht, der ein freches Lied der Revolution singt, rudert der Frühling sein Boot mitten durch die sich drängenden Eisschollen, und hinter ihm bleibt Pracht und Sonnenschein. Und daneben behauptet sich das kleine Stegreiflied von den Küssen, welche der Abend — der, „ein blinder Mann“, am Wiesenrain die Flöte bläst — nicht sehen kann.

Natur und Liebe verweben sich, seinem ganzen Wesen entsprechend, in eins. An Gewitterabenden, in duftbetäubten Sommernächten bricht seine Leidenschaft hervor. Das Wort „schwül“ wiederholt sich nicht umsonst so oft. Erfreulicher aber sind die farbensprühenden Sommerbilder („In der Rosenlaube“, „Erwartung“, „In gelben Ähren“), in deren Mitte die Geliebte steht.

Auch das kühne, von Inbrunst durchschwärmte „Ave Maria" nenne ich hier. Den Dehmelisierenden, mystisch ins Fernste deutenden Liebesgedichten „Schwüle Nacht" und „O denkst du, Geliebte, jener Nacht" fehlt trotz schöner Ansätze die Reife des Ausdrucks und vor allem der überzeugende Klang.

Nach dem Glück, das ihm ein reicher Sommer brachte, hat Benzmann sein Buch benannt, denn dieses Glück hat ihm sein Ziel gegeben. Gerade in seiner Liebe vollzog sich jener schwere Seelenkampf, der zur Klärung seines Wesens notwendig war. In einer leidvollen Schwebezeit kommt die ihm ureigene Melancholie ganz zum Durchbruch („Müde Gedanken") und phantastische Gesichte zeigen ihm die vernichtende Wirkung, die seine Untreue gegen die Geliebte heraufbeschwören muß („Am Weidenbaum", „Der Tag war tot", „Am Waldesrand"). Endlich erlöst ihn ein rascher Entschluß oder vielmehr seine eigene auferweckte Natur, und vom Tempel, „dessen Säulenpracht wie Mondlicht glänzte durch die Waldesnacht" fliegt er in raschen Sätzen hinunter zu seinem Glück, zu seinem Weib („Umkehr").

Damit ist für ihn die Entscheidung gekommen, die auch in seine Weltauffassung hinübergreift. Früher irrte er ewig unentschlossen zwischen der Welt des Mitleids und der Nietzsches („Der vom Berge") umher. Jetzt neigt er sich ganz mit tiefem Verstehen Jesu zu. In den „Evangelien" faßt er sein ganzes Können zusammen. „Das Begräbnis des armen Mannes" und die suggestiv erzählte „Kreuzigung" gehören noch seinem früheren, unmittelbaren Stile an. Jetzt hat er eine runde lyrisch-epische Form gefunden, welche nur allmählich entstand und die in sich den ganzen Empfindungsgehalt aufnimmt. Und hier ist wahre, andächtige Hingebung. Den gelehrten rationalistischen Wust hat er selbst in seinem Gedicht „Der Schädel" verworfen. Selbst dort, wo eine Deutung der Symbole, wie im „Judas", mehr hervortritt, tastet sie nie die Hoheit der Gestalten an. Das menschliche Empfinden wird zum göttlichen emporgesteigert. Ohne jeden verletzenden Zwang werden die Erlebnisse Jesu in die moderne Gedankenwelt eingebürgert und — eingedeutscht. Wie schon der altsächsische Messiadendichter seinen Helden mitten in die deutsche Heimat versetzt hatte, so umgiebt Benzmann den Heiland mit der Natur der Heide und wird mit ihm vertraut wie ein Jünger. Es gehört zu den feinsten Feinheiten, daß oft die Natur keusch alle Gefühle übernimmt, wie in den Hymnen „Die Versuchung", „Christus und die Ehebrecherin" und „Die Hochzeit zu Kana", wo Benzmann das geheime Ringen seiner eigenen Seele mit großer Reinheit wiederspiegelt. In dem prächtigen Gedicht „Maria" überdusten die blühenden Sträucher und übertönen die Nachtigallieder die Glut der Empfindung. „Der Streit um die Seele" ist als Prolog zu diesem Cyklus aufzufassen, und hier fehlt auch nicht das Großartige, wenn sich die

Wolken teilen und Satan und ein Engel ihren Zwist beginnen. Dieses Großartige wirkt auch in „Christus beruhigt das Meer“, wo der Herr im Boot durch einen Blitzschlag geweckt wird und, sich emporrichtend und die Gewitter segnend, plötzlich mit dem Haupte in die Wolken ragt. — —

Es ist viel Zufälliges, nur Erphantasiertes und Kluges in dieser großen Benzmann'schen Sammlung; das diente mir nur zur vollständigeren Erfassung seines Wesens. Die „Evangelien“ aber haben nach meiner Meinung neben einigen kleinen, klaren Liedern und symbolischen Naturbildern unter all diesen vielen Gedichten dauernden Wert.



Deutsche Lyrik.

Melancholie.

Vorm Ofen hock' ich in der Dunkelheit
Und wärm' die kalten, flammgewordnen Finger.
Durchs breite Gitterwerk der Eisenthür
Brennt rote Glut und schleudert aufs Parkett
In Fächerform den überhitzten Schein.

Manchmal, wenn mürbe Kohle jäh zerknallt
Und zischend sich in hundert Stücke sprengt,
Bricht durch das Eisengitter Flammenkraft
Und kältet ihre Feuerseele aus,
Bis nur ein schwarzer Klumpen Kohlenstaub
Gefühlt vorm Herde unterm Fuße knirscht.

Da fällt mir ein — so heimlich, . . . hinterrücks . . .:
So ist mein ganzes Leben weggeworfen
Vom Herd der Glut, vom Flammenschoß der Welt!
Denn was ich that mit diesen Hammerhänden,
Gefühlt mit dieser tiefbeseelten Brust,
Gesungen hell mit junggewölbter Lippe . . .
Wofür?
Wofür?

Wer weiß von mir und meiner stillen Kraft,
Die, abgekehrt vom Schellenlärm der Gasse,
Nicht bettelt um den Händedruck von Hinz
Und Kunz?
Und mutlos starr' ich in die Flammen.

Wie wohlig wärmt sich langsam Hand um Hand,
Und wendet sich behaglich um und um,
Und fängt die heiße Luft mit frohem Finger,
Daß ihre feinsten Adern rötlich schimmern,
Wie überhaucht von rosenfarb'nem Schein.

Wie gut das thut!
O glüh' nur fort, mein Herz,
Brennt fort, ihr Gluten, ungemerkt und schlicht,
Hoch über Haß und Härmen!
Denn Flammen fragen nimmer, wen sie wärmen,
Und wem sie Gnade spenden, Luft und Licht!

Berlin. Ludwig Jacobowski.

Die Birke.

Es stand auf ärmlichem Felde
eine Birke, gar dünn belaubt,
auf dem magersten Aste ein Rabe,
so alt, verstimmt und bestaubt.

Ein Mann kam müde gewackelt
mit einer stumpfen Axt,
er streckte die schlaffen Arme,
die Knochen haben geknaxt.

Ach, laß doch, sagte die Birke,
was hast du denn für Lohn? —
Der Rabe lupfte die Flügel
und schwang sich krächzend davon.

Ein Dichter ging des Weges,
besah sich die Drei im Licht,
da ward in seinem Gemüte
ein tief symbolisch Gedicht.

Ein Maler saß unferne
mit einem genialen Schopf,
der tauchte die ganze Szene
in seinen Farbentopf:

Violett, gelb, brandig, schreiend,
ein ultra-koloristisch Problem.
Die Birke nickte traurig:
Nu siehste, trau schau wem!

Spät abends eine Prinzessin,
die kam aus dem nahen Park
und setzte sich unter die Birke,
spendierte süßlichen Quark.

Ein großer Patriote erspäht' es,
o Birke, nun bist du gefeit!
Zum nationalen Denkmal
ward Feld und Baum geweiht.

München. M. G. Conrad.

Leben.

Ein blankes Schwert in starker Hand,
Zu Trutz und Schutz allweg bereit,
Nach scharfem Ritt durch Haidesand
Ein kühler Trunk zur rechten Zeit;

Zu späten Stunden Ruh' und Rast,
Ein lustig Feuer auf dem Herd,
Am eignen Tisch ein lieber Gast —
Leben, so bist du lebenswert!

Berlin. Martin Boelitz.

Es war einmal.

„Ich grüße dich,"
So schreibst du jetzt,
„Ich küsse dich,"
So schriebst du einst.

„Mein lieber Freund,"
So les' ich heut',
„Geliebtester,"
So las ich einst.

Ich lese noch wie ehedem
Die Briefe hundert Mal,
Und eine Thräne quillt:
„Es war einmal".

Saargemünd i. Lothr. Arthur Dinter.

In den Straßen.

Ich gehe durch die Stadt wie blind —
Die Sehnsucht wandert mir zur Seite
Und öffnet mir den Blick ins Weite,
Und lehrt mich schauen wie ein Kind.

Lärm und Gebraus verscholl für mich.
Ich hör' nicht schwere Hufe stampfen,
Und sehe nicht die Schlote dampfen,
Seitdem die Sehnsucht zu mir schlich.

Ein neues Leben mir erglänzt,
Ich schaue Saatengold der Felder,
Und spür' den schweren Duft der Wälder,
Drin Mädchen singen, laubbekränzt . . .

Von nah und ferne tönt Musik,
Ich schreite Lieder summend weiter;
Die Welt ist heut' so frisch und heiter,
Die Welt ist voll von Träumerglück.

Prag. Emil Faktor.

Phantasmagorie.

Strahlt nicht der Mond, der silberblasse,
Hoch ob der Erde, nachtbedeckt,
Wie eine fahle Leichenkerze,
Am Kopf des Sarges aufgesteckt?

Und schläft die Welt in seinem Schimmer,
An Leben und an Farben karg,
Nicht wie in einem riesenhaften
Hochanfgebahrten, schwarzen Sarg?

Bremen. Arnold Garde.

Am Meere.

(Genua.)

Der ganze Tag voll reinsten Sonnenlichts
Und jetzt die Nacht, besät mit Diamanten!
Ich aber denke an den Unbekannten,
Der diese Schönheit weckte aus dem Nichts . . .
Vom Parke zieht ein schwüler Duft der Rosen
Und an die Felsen schlägt des Meeres Tosen;
Um einen Tag voll Sonnengnade fleht
Das große Meer in seinem Nachtgebet.

Bozen. Anton Renk.

Der innere Gott.

Kein Wort, kein Glaube kann Dich befrein.
„Gott" muß in Dir sein.
Nur an Dir selbst, an Deinem Wesen
Kannst Du genesen.

Herauf deshalb mit Deinem letzten Grunde
Und zu Hand und Munde!
Frei macht Dich nur der schaffende Wille,
Kraftklar und stille,

Zu schaun, zu empfangen, aus Glut und Gewalten
Dich zu gestalten.

Berlin. Wilhelm Lentrodt.



Pan a ocho.

Von Andersen-Nexø.
(Kopenhagen.)
(Aus dem Dänischen.)

Der Himmel über Andalusien ist so blau, so blau. Über ihm sitzt die Madonna, die Mutter der Schmerzen, und weint Segen über die Menschen herab. Und Gott sitzt dort auch und übt sich in Schonung und hat viel Arbeit, über alle Sündenregister zu quittieren, die ihm die Heiligen, von einer Empfehlung begleitet, einsenden.

Und die Heiligen selbst, was richten sie nicht aus, wenn sie nur ihr gehöriges Quantum Olivenöl bekommen! Der eine kuriert gebrochene Beine und entfernt Hühneraugen, ein anderer besorgt den Witwen ernste Liebhaber und den jungen Schönheiten stürmische Anbeter; ein dritter findet fortgekommene Gegenstände wieder und sorgt für Mieter, die prompt bezahlen und mit nicht zu vielen Sprößlingen behaftet sind. —

Die Erde kämpft um die Wette mit dem Himmel und den Heiligen und lächelt im tropischen Sonnenlicht. Sie hat die Verfluchung des Sündenfalls vergessen und zieht den Regen des Himmels dem Schweiße der Menschen vor.

Diese haben zur Selbsterhaltung des Lebens bestes Elixir, den Leichtsinn, erhalten, sie sind genügsam im Alltäglichen und unbegrenzt in ihren Erwartungen an die Zukunft. Was thut es, daß wenige die Mittel dazu haben, den Wein des Landes zu trinken? Das Blut ist warm genug. Der Mund läuft, wohin es ihn gelüstet, die Gedanken sitzen auf dem Blocksberg.

Die Luft und die Sonne selbst berauschen, und man bittet nur um ein Brot und Zeit und Freiheit, um zu träumen.

Der Humor sinkt nicht, so lange las Castannetas Triller haben, so lange las Coplas gratis und unverwüstlich von Mund zu Mund gehen und der Fandango in einem Bein und la Jota im andern bis zum siebenzigsten Jahre sitzt. Das Leben ist leicht und herrlich in Andalusien zu leben für jeden, der nur einen halben Peseta für ein Brot hat. Und das haben die meisten — in den guten Zeiten.

Aber die Zeiten waren schlecht. Die Arbeiter hatten nichts zu thun und begannen zu betteln, und die Bettler, die ungehört an den Straßenecken standen, begannen daran zu denken, ob sie nicht arbeiten sollten. Eins war gerade so hoffnungslos, wie das andere.

Denn der Preis des Brotes stieg. Es war bereits hinauf zu zwanzig Centimos das Pfund. In guten Zeiten kostete es nur zehn, und es gab Alte, die sich erinnerten, daß es herunter bis auf acht gewesen war. Damals hatte man Brot genug; nun mußte man sich mit der Hälfte begnügen und bekam sogar manchmal garnichts. Das Letzte war dann das Ende auf dem Kirchhof.

Eines Tages versammelten sich die Handwerker Granadas und gingen in Prozession durch die Straßen, mit einer schwarzen Fahne an der Spitze. Vor der Wohnung des Präsidenten blieben sie stehen und baten um Arbeit. Der Präsident, mit dem Hute in der Hand, trat auf die Veranda heraus und erklärte, daß der hohe Rat bereits mit einem Vorschlag zur Abhilfe der Not beschäftigt sei. Er brachte ein „Hurrah“ für den König aus und zog sich zurück, und die loyalen Handwerker gingen mißmutig wieder an ihre Arbeit. Die Bäcker allein nahmen nicht am Trauerzuge teil, benutzten aber die Zeit, um noch vier Centimos zuzulegen.

Die Handwerker versammelten sich nicht mehr, aber der hohe Rat trat am Abend zusammen und beriet über die Begebenheit. Alle Mitglieder bewunderten die Diplomatie, mit welcher der Präsident den Auflauf beschworen, und man beschloß, über das Geschehene einen telegraphischen Bericht an die Regierung in Madrid einzusenden und für den Präsidenten eine Ordensbewilligung zu erbitten. Damit waren die Verhandlungen des Rates vorbei. —

Granada liegt in einer Ecke der Vega, sozusagen zwischen den Zehen der Sierra Nevada. Unten in der Ebene wohnen die Bessergestellten. Aber die Stadt verläßt sie und die Ebene und geht über den Albaicin. Hier auf dem steilen Abhang, wo die Häuser einander auf den Schultern stehen, wohnen die Armen. Und sie geht noch weiter, und die Häuser verwandeln sich in

Baracken, die auf schmalen Terrassen hängen, und noch höher hinauf in tausende von Erdhöhlen an der Bergseite, die sich alle nach Süden richten. Das ist die Stadt der Allerärmsten, der Zigeuner.

Man trifft nicht viele Männer in den Höhlen und den äußersten Baracken, und die wenigen — Zigeuner — sind fast stets unterwegs „in Geschäften". Aber dafür sind desto mehr Frauen, Witwen da von tiefer Dürftigkeit, die durch den Verlust ihres Versorgers der Armut anheimgefallen sind, sowie andere Weiber, die niemals einen Versorger, sondern nur eine flüchtige Liebe und ihre bleibende Frucht kennen gelernt hatten. Ihnen hatte die Liebe nichts geschenkt, sondern sie zu — lebenslänglichen Versorgern gemacht. Denn in Andalusien leben die Kinder von den Eltern, bis diese sterben.

Am Abend kroch das Gerücht ganz bis zu den Erdhöhlen unter Sacre Monte hinauf, daß das Brot auf vierundzwanzig gestiegen war.

„Wir können es bald nicht mehr mit unserm eigenen Fleische aufwiegen," sagte ein mageres Weib, die an ein Steinkreuz gelehnt stand und ihrem Kinde die Brust gab. Sie lachte verzweifelt und nahm das Kind von der Brust, das rot am Munde war — vom Blut ihrer Brüste. Sie küßte das Blut von des Kindes Lippen und legte sich am Fuße des Kreuzes nieder, um auszuruhen. Nachher kamen die Leute und trugen sie in eine Höhle.

* * *

Der Berg war in voller Bewegung, ehe es noch Tag war. Die arme Mutter, die gestern ihre Not geklagt, war in der Nacht gestorben, und die Leichenträger waren gekommen, sie wegzutragen. Die Frauen liefen untereinander hin und her, einige bekreuzigten sich vor der Leiche, andere riefen die Madonna an.

Es war nichts Neues für diese Menschen, den Tod zu sehen, sie pflegten ihn zu nehmen, wie alles andere, was das Leben brachte, und ihre leichte Natur half ihnen über alle Schatten. Aber die harte Wirklichkeit hatte ihm etwas Neues aufgedrückt, einen Wink des Schicksals, und in der Leiche der Nachbarfrau, die sie in der Nacht mit dem kleinen, krabbelnden Kinde fanden, welches nach der Brust der Mutter suchte, sahen sie eine Warnung, die für die Zukunft etwas zu bedeuten hatte.

„Nun flieht der Hunger," sagte eine Frau, als die Leiche über die Hügel getragen wurde.

„Ja, zum Kirchhof!" antwortete eine andere.

Die Panik war gerade im Begriff, auszubrechen. „Zum Kirchhofe, ja!" das war das Resultat. Die verzweifelte Aussicht strich alle phantasti-

schen Hoffnungen aus, aber nur, um die Wirklichkeit in den Schatten zu stellen und ihr den Schimmer der Phantasie zu geben — die Wirklichkeit, sich satt essen zu können. Und im Wirrwarr der Gedanken und des vielen Geschreies war es eins, das traf und zündete:

„Pan a ocho!" „Das Brot nur zu acht", wie in alten Tagen, das war das Glück, das war das schwindelnde Ideal, was niemand aufgiebt. Und jede Höhle gab ein Echo des Rufes wider und stellte ein halbangekleidetes, zerlumptes Weib in die Reihen.

Pan a ocho! Die Gedanken hatten ihren Ausdruck gefunden und der Wirrwarr seine Richtung. Die Schaar bewegte sich den Steig hinab, der im Zickzack führt und alle Höhlen mitnimmt. Und sie wuchs schnell, denn die Armut war zahlreich.

Wie waren sie abscheulich, diese Weiber! Blatternarbig, zerlumpt, beschmutzt; mit Runzeln im Gesicht, vom starken Sonnenlicht herrührend, das sie gezwungen hatte, die Augen zuzukneifen; mit schorfigen Ohren und mit Schuppen, welche die Schläfe bedeckten. Die Not verschönert nicht. Ihre Sicherheit wuchs mit ihrer Anzahl, sie regten sich gegenseitig mit Geschrei und Drohungen auf, ergriffen Knüttel und brennende Holzscheite und bewaffneten sich mit scharfen Topfscherben. Und sie rollten von der steilen Wand des Steiges Steine auf die Dächer der Baracken herab und schrien: „Pan a ocho!"

Der Feldruf durchschrillte die Baracken und entsprach den Träumen ihrer Bewohner. Die Bewohner erwachten und gaben auch ihren Tribut. Pan a ocho! das ging wie ein kalter Sturmwind über die Anhöhen, und der ganze Albaicin hörte es. Nur die Stadt dort unten, die Stadt der Wohlhabenden lag schweigend in der letzten Morgenruhe.

Auf der äußersten Kante des Berges steht eine alte Kanone, in die Erde gepflanzt. Die Frauen gruben sie mit ihren Nägeln heraus und rollten sie auf die Brustwehr. Dort lag sie und drohte schicksalsschwanger hernieder über die Stadt. Die Zeit hatte sie mit Staub geladen. Und die Scharen drängten vorwärts durch Albaicins hundert Gassen.

Pan a ocho! Albaicin, die Stadt der Weber, antwortete und gab ihren Beitrag. Auch Männer wollten sich dem Zuge anschließen, aber sie wurden ausgepfiffen —.

„Wir brauchen sie nicht! weg mit ihnen!"

Und die Gassen spieen eine wilde, rasende Heerschar von Lumpen und Geschrei auf den großen Markt aus.

Dort holten sie die Männer ein, welche die tote Nachbarfrau zum Leichenhause trugen. Sie war mit ihren besten Kleidern angethan und überdeckt, wie es in Andalusien Brauch ist; sie lag, die Hände über der Brust gefal-

tet, da, was bedeutete, daß sie Mutter gewesen war. Bei einem jungen Mädchen faltet man nur die Hände und steckt ihr ein Bouquet noch nicht aufgesprungener Blumen hinein.

Der Schwarm erkannte sie.

„Dort ist sie, seht, wie sie uns anlächelt!“ rief ein Weib. „Sie ist eine Heilige, die Heilige des Brotes!“

Ein wildes Geschrei brach los, und die Horde umringte die Leichenträger und entriß ihnen die Tote. Sie wurde in Prozession von den fanatischen Weibern getragen.

Der Hunger war entfesselt, der zügellose, alles übertäubende Hunger mit zehntausend offenen Mäulern. Man hörte rohe Flüche, schmutzige Ausrufe, wildes Gelächter. Durch Zacatin trieb der Strom herab nach Vivarrambla, mit der Leiche an der Spitze. Die Fenster in Zacatins Musterläden fielen von den Steinwürfen zur Erde, die Läden wurden eingeschlagen, die Waren vernichtet.

Ein junger Gendarmerieoffizier, der berühmt wegen seiner Schönheit und eleganten Haltung war, ritt vor und wollte den Strom anhalten. Man empfing ihn mit Geheul und überwarf ihn mit Schmutz.

„Huh, wie er häßlich ist. — Pfui! Wie er zu Pferde sitzt. — Bewerft ihn!“

Dagegen konnte er nicht Stand halten, er wandte sein Pferd um und ritt fort, während Schimpfworte und Topfscherben auf seine strahlende Uniform herniederhagelten.

Sie drangen in die große Konditorei zu dem Vorsteher der Bäcker-Innung.

„Sage Pan a ocho!“ schrieen sie und zielten auf ihn mit Steinen.

„Sennoras, Sennoritas,“ schrie er zitternd. „Hier haben Sie Brot, Mehl, Kuchen. Nehmen Sie meinen ganzen Laden, aber thun Sie mir kein Leid an!“

„Sag Pan a ocho!“ heulten hundert Weiber.

„Pan a ocho!“ murmelte er.

„Hier kann er es freilich sagen, aber laßt ihn das auf der Straße laut bekennen!“

Und sie zwangen ihn aus dem Laden und führten ihn mit sich. Mit Stößen und Schlägen zwangen sie ihn, an dem Rufe teilzunehmen.

„Hör', Life, wie gut der Bruder schreien kann!“

„Er ist auf unserer Seite, die gute Seele!“

„Wer sollte glauben, daß er es war, der das Brot verteuerte.“

„Und wie er fett ist, der Engel!“

„Und gutmütig!"

Sie kniffen ihn in die Arme und Beine, sie griffen ihn unter das Kinn und streichelten ihn, und eine grinsende Zigeunerin machte Miene, ihn zu küssen. Er fiel auf dem Bürgersteig vor Verzweiflung in Ohnmacht.

Die Hauptschar mit der Leiche bog bereits in die breite Vivarrambla ein. Die andern beeilten sich, zu folgen. Bei der Einbiegung überraschten sie eine junge Frau, die auf dem Wege zur Morgenmesse nach der Kathedrale war.

„Sag Pan a ocho!" schrieen sie und umringten sie mit Gelächter. Sie starrte in die verrückten Gesichter; es waren unter den Blatternarbigen so rote, als wenn Blut darauf geregnet wäre.

„Jesus, Madonna, Mutter meiner Seele," jammerte sie und sank zwischen ihnen in die Kniee. „Was habe ich gethan, daß ich in solche Gesellschaft komme?" —

„Solche Gesellschaft! Hört Ihr, nun bespuckt sie uns!"

„Hebt sie auf und nehmt sie mit!" sagten einige.

Aber da war die Hauptschar schon wieder in Bewegung.

„Zum Präsidenten! Zum Präsidenten!"

Man folgte und ließ sie liegen.

* * *

Der Präsident wohnt an der Südseite der Stadt mit der Aussicht über die Vega und die Sierra Nevada. Man war gerade aufgestanden, und alle Fenster des Palais waren vor der Morgensonne geöffnet.

In einem Parterre-Zimmer vor offenem Fenster, natürlich mit dem üblichen Gitter, tanzte und trällerte ein junges Mädchen. Sie war im kurzen Morgenrock, und das Haar hing ihr gelöst über die Schultern. Sie übte sich in der „Sevillana" und trug in den Händen ein Paar Kastagnetten, geschmückt mit farbigen Seidenbändern, die über ihr schmales Handgelenk fielen. Sie stand eine Weile und atmete tief, da sie gerade getanzt hatte.

Dann mit einem Male schlug sie drei muntere Takte, setzte die Hände in die Seiten, beugte sich nach vorwärts und begann die koketten Wendungen des berühmten Tanzes, indem sie sang:

„Ich liebe den Bruder,
Ich liebe die Mutter,
Ich liebe den Vater und noch viele andere.
Aber es findet sich, wenn ich recht erinnere mich,
Noch ein anderer, den ich viel mehr liebe!"

Und dann blieb sie mit einem Ruck stehen und schlug einen neuen Takt.

Die Arme flogen in die Höhe und bewegten sich in weißen Bogenlinien auf und nieder, vorwärts und rückwärts, während die Hände die Kastagnetten schlugen, die Füßchen den Tanz trippelten und die Lippen das Zwischenspiel der Guitarre nachahmten:

„Plimm, plimm, plimm,
Kling, kling, kling, kling."

Mitten im Tanz stand sie und lachte — sie hatte den Feldruf: Pan a ocho gehört; was das nur zu bedeuten hatte? — es hörte sich so drollig an. Sie stand einen Augenblick und lauschte, die Hände in der Seite, im Begriff zu tanzen. So machte sie einige Tanzschritte, ob die neuen Worte sich in den Takt einführen ließen. — „Pan a ocho, Pan a ocho, tra, tralla la —" aber das ging nicht recht. Neuer Lärm und Geschrei veranlaßten sie, zum Fenster zu gehen, und da sah sie die ersten Furien der Revolution vor den Palast strömen. Sie führten eine Leiche mit sich, und man hörte sie schreien:

„Heraus mit dem Präsidenten!"

Sie flüchtete ängstlich aus dem Zimmer.

Die Thürwache wurde zur Seite geschoben, der Palast überschwemmt. Man führte den Präsidenten im Triumph heraus, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung — zum Rathause. Dort sollte das Oberhaupt der Stadt Gericht über die Bäcker halten und dem Volke Brot geben.

Er war barhäuptig und machte Einwendungen, aber man schob ihn vorwärts, zwar mit Respekt, aber mit großer Bestimmtheit.

Am Rathausplatz wurde Halt gemacht. Der Präsident fand Gelegenheit, in die Thür des Rathauses zu schlüpfen.

„Gebt uns Brot!" schrie die Menge und wollte ihm folgen. Aber die Thür wurde zugeschlagen.

Eine Weile heulte man und schrie. Dann dämpfte sich der Lärm und wurde zu einem Murmeln. Die Menge starrte zu einem Balkon empor und wartete, daß der Präsident kommen und zu ihnen sprechen sollte, das that er nämlich bei Königsgeburtstag. Aber der Präsident ließ sich nicht wieder sehen.

Man begann zu drohen, schimpfte den Präsidenten und nannte ihn einen Feigling und Verräter.

„Er hat uns verraten. — Er hält es mit den Henkern!"

Die Fenster des Rathauses wurden eingeschlagen und man machte Miene, das Thor zu sprengen. Einige Fußgendarmen rückten hinter dem Rathause vor, sie wurden mit Steinwürfen zurückgetrieben.

„Der Präsident!" schrieen sie. „Wir wollen mit dem Präsidenten sprechen!"

Da ertönte Hufschlag in den Straßen, reitende Gendarmen sprengten

auf den Platz und hieben mit ihren Säbeln ein. Die Weiber wurden zur Erde geritten und geschlagen, die hintersten drängten furchtbar, um den Säbeln und Pferdehufen zu entgehen, einige fielen und wurden von ihren entsetzten Schwestern mit Füßen getreten.

Die zersplitterten Scharen flüchteten durch alle Straßen mit Verwünschungen und schrillen Schreien und überließen den Platz den siegreichen Gendarmen und einigen verwundeten Weibern, die durch das Gitter der Fontaine krochen, um zu entfliehen.

Und draußen auf dem Platze lag die verhungerte Mutter, die Märtyrerin von gestern, ihre Heilige von heute. —

Die Regierung hatte endlich beschlossen, auf des Hungers Forderung zu antworten, und die Revolution der Weiber war vorbei.



Konrad Ferdinand Meyer †.

Von Karl Henckell.

(Zürich.)

Das durch Purpurflut des Abends gleitet,
Einen müden Dichter birgt das Boot,
Letztes Feuer noch sein Haupt umloht,
Eh' der heil'ge Schatten näher schreitet.

„Fährmann, führe mich zur stillen Klause,"
Mit dem großen Blick der Meister spricht —
„Meine Seele trinkt des Friedens Licht,
Wo mir Ruh' winkt, ist mein Herz zu Hause."

„Wo Dir Ruh' winkt, will ich gern Dich führen,
Deine Freunde folgen Dir von fern.
Noch ein Weilchen, und der Abendstern
Läßt den milden Glanz der Welt Dich spüren."

Leises Warten, wie nach innen Lauschen . . .
Sieh! Der Leuchtende lehnt sich zurück.
Silberlocken streift ein goldig Glück,
Und von reinem Ruhme geht ein Rauschen . . .



Das Liebesleben in der Natur.[1]

Von Gustav Landauer.

(Friedrichshagen.)

Ich verstehe von den Methoden und den Streitfragen der Naturwissenschaften nicht eben mehr als die verehrten Leser auch, bin daher kein weiser Rezensent des Bölsche'schen Buches, sondern nur einer von denen, für die es geschrieben ist.

Bei guten Büchern, mag es Poesie sein oder Wissenschaft, prosodisch oder prosaisch, abstrakt oder anschaulich, geht es mir seltsam: sie lösen bei mir immer Musik aus. Ich habe die Idee noch nicht aufgegeben, es möchte sich ein Beethoven ähnlicher Geist finden, der mir etwa eine der herrlichen Vorreden Schopenhauers zu seinen Hauptwerken in Musik umsetzte, mit oder ohne Anlehnung an die Worte.

Eine so ähnliche Nachwirkung stellte sich mir nach dem Lesen von Bölsches Buch ein. Ich lauschte den wogenden Klängen einer bacchantischen Symphonie. Ich glaube, Bölsche ist sich dieser Wirkung seines Buches ein wenig bewußt gewesen. Er hat kein System geschrieben, keine Kapitelchen uns vorgesetzt; die Natur ist ein ungeheurer Schwall, ein ewiges Meer, ein wechselnd Weben, ein glühend Leben. Bölsche hat vielleicht etwas Ähnliches, wenn auch nicht ganz dasselbe, vorgeschwebt, wenn er in seinem Vorwort sagt, die Brücke vom strengen Fachgebiet „bis zur Verständigung in Kreise hinein, wo man mehr große Linien des Denkens und Weltdurchgrübelns braucht", gehe wesentlich über die Kunst.

Das gilt eben nicht nur für die Form der Darstellung. Kunst, sofern an das Machen, das ποιεῖν, erinnert werden soll, ist ein ziemlich veraltetes, unbrauchbares Wort. Wenn unser Naturalismus etwas tiefer ginge, könnte er diese große Bedeutung haben, daß weitere Kreise einsehen gelernt haben, daß es bei der Kunst nicht auf das menschliche Hervorbringen ankommt, sondern auf die ausgeübte Wirkung. Kunstwirkung, ästhetischen Empfindungsgehalt oft höchster und innerster, eindringlichster, fortreißendster Art, giebt es auch ohne Dazuthun des ποιητής, in der Natur selbst. Die Welt, nicht als Schöpfung eines persönlichen Mechanikers, sondern das aus sich rollende Rad, die ewige Neugestaltung und Umformung und dabei doch das ewig Ähnliche, ewig Wiederkehrende, ist ein Kunstwerk herrlichster, unerhörtester Art. Wenn das auch und erst recht Naturalismus ist, dieser Stimme des Weltenalls, der

[1] Wilhelm Bölsche, Das Liebesleben in der Natur. Eine Entwickelungsgeschichte der Liebe. Erste Folge. Mit Buchschmuck von Müller-Schönefeld. Florenz und Leipzig. 1898. Eugen Diederichs. Preis 5 M.

Natur, zu lauschen und ihr mitzutönen, diesem Wandel der Lebenswogen sich anzuschmiegen und in ihnen zu erzittern, was für ein klägliches Mißverständnis ist dann der sogenannte Naturalismus, der zumeist die Unformen und Kläglichkeiten der Großstadt und des Kapitalismus mit der Natur verwechselt hat!

Ein solcher Lauscher, zugleich Ohr und Stimme des Getriebes der Natur, ist Bölsche in seinem neuen Buch. Nicht als ob er mit seiner Person zurückträte, im Gegenteil, zum Besten in dem Werk gehört der freundliche, liebenswürdige Subjektivismus, das stimmende, anheimelnde, plauderfrohe, zur Erhabenheit und zum Scherz aufgelegte Persönliche darin. Aber der Gegensatz zwischen Stoff und Autor ist nicht vorhanden; Bölsche wandelt als anmutig beschaulicher Lehrer und Freund mit uns zusammen durch die Jahrtausende und die unendlichen Räume, durch die gewagtesten tierischen Geheimgänge, durch die lieblichsten und zartesten, wie die ungeheuerlichsten und groteskesten Offenbarungen des Liebeslebens. Er führt uns an einen hohen Felsenaltan an die Riviera und schildert in duftigen Farben das Landschaftsbild. „Hier laß uns von der Liebe reden," hebt er dann an, „von der Liebe im All, von der Sinnenliebe oft gewaltthätiger, zugreifender, brutaler Art, von der Liebe im Geist, der umspannenden Menschenliebe." „Heilige Ziele der Weihe rissen dich über deine Enge fort. Dein Ich ward ein Klang in einer Melodie."

Und doch alles eins, eine Einheit, verschiedene Nuancen derselben Empfindung, der nämlichen Notwendigkeit. „Ist es nicht das Größte, das Wunderbarste deines Lebens, an das du dich mit beiden Momenten erinnerst? .... Du mußt die Damaskusstunde zwiefach im Leben gehabt haben, da es über dich kam, wie ein Sturzbad von Licht: die Erkenntnis, daß in diesen höchsten, gesegneten Liebesmomenten deines Seins nicht ein Abfall zur Sünde dich übermannt, sondern daß ein Heiliges dir darin genaht, das größer war als du, eine tiefe, blaue Weltenwelle, die dich selbst einst heraufgetragen hat und jetzt über dich fortgegangen ist."

Das ist der Eingang zu dem Buch. Tief soll uns eingeprägt werden: ob von Häringen oder Eintagsfliegen, vom Bandwurm oder vom Tintenfisch, vom Schnabeltier oder vom Ichthyosaurus erzählt wird, tua res agitur. Von dir, du Menschlein, wird erzählt, von deiner Vorgeschichte, von dem, das dir ähnlich, wenn auch im Detail so lächerlich verschieden ist, von dem, das deine Vorbedingung und deine Vorerscheinung ist.

Nicht darum war es Bölsche zu thun, ein lustiges oder pikantes Buch zu schreiben, wo in pedantischer Ordnung oder in buntem, wimmelndem Durcheinander allerlei Anekdötchen und Indiskretionen aus den Geheimakten der

Madame Natur aufgetischt werden. Er wollte vielmehr ein Bild der ganzen gewordenen und werdenden Welt von der Ecke der Liebe und der Fortpflanzung aus erstehen lassen. Von diesem Winkel aus werden die Fragen des Lebens und des Todes, der Unsterblichkeit der Gattung und des Individuums, der Zellselbständigkeit und der Arbeitsteilung im organischen Verbande, der Ewigkeit und der Unendlichkeit, der Allbeseelung und der Urzeugung angeschnitten, und Ernsthaftes, Nachdenkliches hat Bölsche uns zu alledem zu antworten und mehr noch zu fragen.

Aber freilich: es ist eine alte Geschichte, daß die Liebe ihre zwei Seiten hat: der, den sie hat, faßt sie öfters verflucht viel ernsthafter auf, als der, der das Zusehen hat. Die Heiterkeit, der Witz, der behaglich oder dämonisch lachende Humor kommt auch zu seinem Recht, und wenn Bölsche die kleinsten und winzigsten Vorgänge und Erscheinungen riesenhaft vergrößert, oder wenn er etwa die unerhört verwickelten Liebesaffairen des Bandwurms oder der Bonellia erzählt und dann fortfährt: nun stelle dir vor, lieber Leser, wie das etwa aussähe, wenn es sich um Menschen handelte, — so ist das nicht nur ein sehr nachahmenswerter Anschauungsunterricht, sondern auch ganz bewußt eine lustige Quelle der Komik, die ihr Recht hat, solange die Liebe einerseits heilig und ernst, anderseits aber auch angenehm und spaßhaft ist. Das Scherzo fehlt unserer Natursymphonie durchaus nicht.

Auf Einzelheiten gehe ich nicht ein. Es handelt sich um vierhundert Seiten, in denen nichts Überflüssiges, keine Silbe gelehrter Trödelkram, kein Wort der Bemäntelung, Bemutterung oder Bemoralisierung der Natur steht. Vernünftige Männer und Frauen sollen es lesen, teils für sich, teils miteinander, in ernstem Austausch innerster Gedanken und Empfindungen. Und den Unvernünftigen — gleichfalls Männern und Frauen —, den Prüden, den Zimperlichen, den Unwahrhaften, den Leeren, den Oberflächlichen, die nicht von selber danach greifen, sollte man es in die Hände spielen. In den Schulen — nein, da verlange ich zu viel, da ist wirklich vorerst weder Vernunft, noch Wahrheit, noch Innigkeit in solchen Dingen zu erwarten. Und doch ist es ein so eminent erzieherisches Buch, erzieherisch für heranreifende Menschen, aber noch mehr für die Lehrer selbst. Ein Buch, das auf der Höhe seiner Aufgabe steht, das die Probleme kennt, den sicheren Wissensstoff beherrscht und das Fragwürdige zum Ausgangspunkt immer neuer Zweifel und Bedenken macht. Es steht unendlich über den oberflächlichen, gedankenarmen, trivialen Büchern eines Mantegazza und Ähnlicher.

Das Buch ist vom Verlage sehr gut ausgestattet, und die Vignetten Müller-Schönefelds, die eigens für das Werk entworfen sind, sind recht originell, wenn auch für meinen Geschmack zu viel Illustration und zu wenig

Stilisierung, zu wenig humoristische Umgestaltung der Vorlagen aus der Tier- und Embryowelt daran ist. Ein zweiter Band, der vom Liebesleben der Menschen in erster Linie handelt, soll im nächsten Jahre folgen. Indessen ist der erste schon völlig in sich abgeschlossen.

Lotte Witt.

Eine Skizze von Adolph Donath.

(Wien.)

An einem duftenden Sommerabend war's, da ich Lotte Witt zum erstenmale sah. Sie trug ein schlichtes, einfaches Kleid, schwarz in rot, und einen schmucklosen, braunen Girardihut. Die Leute blieben stehen und staunten das „schöne Mädchen" an, wie es Hermann Bahr immer nennt. Sie hat nämlich etwas Seltsames in ihrem Blick. Man könnte es Seele nennen. Dazu ihre einfache Haltung, ihr freundliches Lachen, das wie helles Glockenmetall klingt, dann etwas Kindlich-heiteres in ihren Zügen: das Prototyp eines seelischen Weibes.

Von Hamburg war sie zu uns ans Burgtheater gekommen. Zwei Jahre, hieß es, werde sie nur bei uns bleiben, dann gehe sie nach Berlin, nach ihrer Heimat. Aber die Wiener, glaube ich, werden sie nicht gehen lassen. Sie kam ihnen wie ein Frühling, dem sie zujubeln, dem sie ihr „goldenes Wienerherz" opfern. Sie nennen Lotte Witt in einem Atem mit der Hohenfels, manche sagen sogar, sie spreche natürlicher, klangvoller, freundlicher als diese. Kurzum, Lotte Witt ist populär geworden. Aber sie hat es weder ihrer Schönheit noch ihrer Toilette zu verdanken. Sie wirkt einzig und allein durch ihre Kunst.

Die Wiener sind ein ganz eigentümliches Völkchen. Sie lassen sich leicht erregen. Enthusiasmus ist etwas alltägliches für sie. Gefällt eine Schauspielerin, dann wird sie vor allem photographiert und am Kohlmarkt und Graben ausgestellt. Ihre Bilder werden gekauft, ihre Autogramme verlangt, sie muß den feierlichen Jours beiwohnen, muß auch „belegte Brötchen" essen, muß von den Wiener Spezialitäten-Süßigkeiten naschen, muß die „Pariser Mode" mitmachen und Baumbach'sche Gedichte vorlesen können. So eine Schauspielerin wird mit einem Schlage populär. Leider giebt es für den Wiener bisweilen keinen Unterschied zwischen Kunst und Kunst. Man sagt nur: Schauspieler X. Y. ist ein „entzückender, liebenswürdiger, bildschöner"

Mann, darum auch ein „großer“ Künstler, oder Frau oder Fräulein Y. Z. trägt Toiletten von Drecoll, den flammendsten Schmuck von . . . . à la . . . .“ u. s w. u. s. w.

An Lotte Witt hat man sich schon gewöhnt. Ihr natürliches Auftreten, ihr bewegtes Mienenspiel, ihr sinnlich-seelenvoller Blick sprechen an. Sie spielt hauptsächlich Charakterrollen. Alte Stücke, für die dem modernen Menschen jedes Empfinden fehlt, leben durch die Kunst der Lotte Witt auf. Ich erinnere nur an „Die Hagestolzen“ von Iffland. Da spielt sie das Bauernmädel mit einer entzückenden Frische und Lebendigkeit. Oder an Wilbrandts „Jugendliebe“, wo nur der deutsche Backfisch interessiert, die Lotte Witt. Sie versteht es, mit dem Zöpfchen zu spielen, sie kann liebäugeln, erröten, den Blick senken: lauter herzige Züge des deutschen Backfisches. Ihr Hauptziel scheint nur Wiedergabe echter Natur, echten Lebens. Sie spricht natürlich, nicht affektiert. Nur wo das Weib die Grenzen der Ruhe überschreitet, wo sich die Leidenschaft regt, da wird sie sinnlich, satanisch. Da offenbart sich ihre große Kunst, die Ich-Natur hervorzukehren und zu verseelen. Wir möchten sie so gern als Nora sehen. Da hätte sie gewiß große Momente. Oder in den „Einsamen Menschen“, oder in den „Müttern“. Eigenartig ist ihr Spiel als Rautendelein, eigenartig ihre Auffassung dieses feinen, elbischen Charakters. Das Rautendelein ist ihr die verkörperte Poesie, das Ideal der Reinheit, des blühenden Frühlings, der strahlenden Morgensonne. In ihrem Reiche kann nur der Übermensch schaffen. Da kann der Glockengießer sich in seiner faustischen Natur ausleben . . . .

Lotte Witt hat den Sinn für das Malerische, für die feinen Linien und Nuancen. Ihr Rautendelein ist eine echte Böcklinfigur. Der Glockengießer muß ihre Seele fühlen, in sich aufnehmen und so jeden Zug der Erde abstreifen, zu einem Wesen der Überwelt werden. So will es Lotte Witt mit ihrem Rautendelein. Sie besitzt die seltene Gabe, einen Charakter bis in die kleinsten Details auszugestalten. Jeder Moment hat für sie einen künstlerischen Wert, sie langweilt nie, sie reißt mit sich fort, sie erschüttert. Man denke nur an jene Augenblicke, da Rautendelein den Glockengießer verloren hat und zur ewigen Natur, zum Nickelmann, sich zurück flüchtet. Wie es sie fröstelt, wie jeder Zug vibriert, wie der ganze Körper zittert und bebt . . . . Das ist eben jenes Malerische und Seelenvolle der Böcklin-Gestalten.



Allerweltweisheit.

Von Wolfgang Arnd.

(Kiel.)

Unschuld außerhalb der Jahre der Unschuld ist die größte Schuld.

*

Die Persönlichkeit ist die ästhetische Seite des Menschen, der Charakter seine ethische.

*

Die Persönlichkeit kennt nur Rechte, der Charakter nur Pflichten.

*

Die Welt will glauben, will lieben, will hoffen; mit andern Worten: die Welt will betrogen sein.

*

Schadenfreude ist die Freude der Freudelosen.

*

Nur Götzen lassen sich vergöttern.

*

Freunde im Glück halten sich an dein Gut, Freunde in der Not — an dein Weib.

*

Der „Adel der Leidenschaft".

Wenn zwei dasselbe thun,
So ist es zweierlei:
Den Affen plagt die Geilheit,
Den Enkel — macht sie frei.

*

Kontroverse.

Platonische Liebe sei ein Unding, eiferst du!
Da sieh doch die verschied'nen Pärchen einmal an!
Ich wette — wenn auch unter Liebespaaren nicht —
Du triffst sie sicher unter Ehepaaren an.

*

Die Katze duckt sich vor dem Sprunge.

*

Die Öffentlichkeit ist der Tod der Offenheit.

*

Selbst der Dümmste ist uns nicht dumm genug, um uns auf ihn zu berufen.



Die große Idee.

Von Georg Lomer.
(Berlin.)

Ein armer Mann hatte einmal einen großen Gedanken, der, wenn man's recht besah, eigentlich weit über seinen Horizont ging. Als ihm dieser Gedanke so recht zum Bewußtsein kam, erschrak er sehr. Denn wenn man ihn zur Ausführung bringen wollte, mußten die bestehenden Rechtsverhältnisse des Landes von Grund aus umgestürzt werden. Aber der Gedanke bedrückte ihm das Herz, und so ging er denn eines Tages zu seinem Pfarrer und trug dem die Sache vor. — Der Pfarrer war ein vernünftiger Mann, und da der Gedanke des armen Bauern nicht gerade der Bibel widersprach, so riet er ihm, die Idee weiter zu verfolgen und sich an die Behörden zu wenden. Zunächst ging der Arme also zum Bürgermeister des Ortes und bat um seine Hülfe. Der Bürgermeister war sehr dick, — und machte große Augen bei dem Gesuche. Er verstand den Fall nämlich nicht, und weil er nichts Besseres zu thun wußte, sperrte er den Entdecker der großen Idee zunächst „wegen Gemeingefährlichkeit" einige Wochen in Arrest und ließ ihn dann ohne Bescheid laufen. — Aber jetzt regte sich der Trotz in dem mißverstandenen Manne, und der nächste, an den er sich wandte, war der Präsident der Provinz. Der hörte sich die Märe an, ließ dem Bauer ein Glas Wein vorsetzen und schickte ihn dann mit einem großen Briefe zum Minister des Landes. In dem Briefe bezeichnete er den Boten als ein Kuriosum von Mensch, wie er ihm in seiner ganzen Verwaltung nicht vorgekommen sei. Der Merkwürdigkeit halber schicke er den Schwärmer zu ihm und hoffe, daß auch er sich eine vergnügte Stunde mit ihm machen werde. — Der Minister las den Brief und lachte. Dann schickte er den Bauer zum König. Der König ließ den Mann in feierlicher Audienz vor

sich erscheinen und einen langen Vortrag halten über den großen Gedanken, den er gefunden habe. Als der Vortrag zu Ende war, nickte er gnädig mit dem Kopfe. „Sehr schön," sagte er dann, „sehr schön ausgearbeitet, mein Lieber! Lassen Sie sich vom Küchenchef ein Glas Wein geben; auch das Reisegeld nach Hause soll Ihnen erstattet werden!" — Die Höflinge lachten, sie sahen in der Sache einen köstlichen Spaß. — „Und die Ausführung, Herr König?!" stammelte der arme Mann. Der König machte den Mund weit auf. „Die Ausführung? Wovon?!" — „Von meiner Idee, Herr König!" sagte der Bauer und wurde ganz rot, „sie würde ein ganzes Volk glücklich machen!!" — Der König trank ein Glas Wasser. Dann sagte er mit würdiger Seelenruhe: „Du bist verrückt, mein Sohn!" und ließ ihn ins Gefängnis werfen. — Die Höflinge lachten. — —

Gedichte von Arthur Rimbaud.[1]

Deutsch von Otto Reuter.
(Oldenburg.)

I.

Auch steht im Buch die heilige Jungfrau nur.
Des Weihrauchs Nebel weichen dann und wann.
Arm wird das Bild und trägt des Alters Spur.
Die Fantasie giert wild und heiß hinan.

Die keuschen, blauen Seelen schreckt ein Fluch,
Schamlos verzerrte, wirre Seltsamkeit,
Ihr Traum irrt schon ums himmlische Lendentuch,
Das ihrem nackten Jesus Hüllen leiht.

Und dennoch, dennoch — ist die Seel' auch wund,
Liegt dumpf die Stirn im Kissen auch zerquält —
Giert dennoch sie nach reinem Himmelsbund.
Häuser und Höfe liegen nachtumschwehlt.

Sie kann nicht mehr. Sie windet sich gekrümmt,
Öffnet des Vorhangs Blau, läßt um sich wehn
Des Zimmers Kühle, und die Decke nimmt
Von Leib und Brust sie, die in Flammen stehn.

[1]) Aus „Les premières communions" von A. R., dem tollen Freunde Paul Verlaine's. D. Red.

II.

Abendgebet.

Ich sitz' gleichwie ein Engel beim Barbier,
Nach meinem runden Schoppen greif' ich tastend,
Gekrümmt sind Hals und Bauch, und faul hängt mir
Die Cuba in den Zähnen, dunstumlastend.

Gleich Taubendreck warm in der Käfigsthür
Brühn tausend Träume wärmlich, in mir rastend,
Auch einem Faulbaum gleicht mein Herzchen schier
Im gelben, düstern Gold der Beeren glastend.

Hab' sorglich ich die Träume dann verspuckt
Und dreißig, vierzig Schoppen eingeschluckt,
Bin ich zum schweren Gang jetzt gern bereit.

Sanft wie der Herr der Zedern und der Wicken
P . . s ich zum Himmelsbach sehr hoch und weit,
Daß mir die Heliotropen Beifall nicken.



Von Leipziger Kunst.

Wir lieben den Norden; auch die, die es leugnen. Kein „Faible" ist's, wie die Oberflächlichen meinen; auch nicht bloßes Staunen über die intensive Kulturarbeit eines Völkchens, das eben eine Provinz unseres Dichter- und Denkerstaates zur Not füllen würde. Es ist mehr. Es liegt im Halbbewußten, wo die Wurzeln ästhetischen Empfindens ruhen. Diese blassen, abgedämpften Farben; dieses Hinausweisen in dunkle Fernen — vielleicht ist Björnstjerne Björnson der Inbegriff alles dessen, was uns den Norden lieben heißt.

„. . . hinaus, weit — weit —
über die hohen Flällen . . ."

sang in Arnes unvergleichlichem Sehnsuchtsliede der große letzte Romantiker, wie Harden ihn nennt. Und wenn jemals des Nordens tiefstes Wesen in Worte gefaßt ward, so ist's in „Arne" geschehen. . .

Jetzt hat der Sohn des Großen uns ein Schauspiel geschenkt: „Johanna." Das Werk eines Regisseurs hat man es genannt; es ist nichts weniger. Kein Laube oder L'Arronge hätte sich so fadenscheinige Motivierungen, einen so banalen Dialog geleistet; keiner hätte die Durchschnittsfiguren: die Witwe, den Onkel, den Dichter so durchschnittlich gestaltet. Aber da sind zwei Personen, die heben das Stück in die Sphäre der Kunst: Otar und Astrid. Und den Versuch eines Dichters möchte ich es jetzt nennen.

Was die hiesige Darstellung anbetrifft, so mühte Herr Otto sich zwar ab, den Otar so schroff wie möglich zu gestalten; er nahm ihm jeden, aber auch jeden weicheren Zug. Aber Herr Taeger sorgte für den Ausgleich; sein Ström war

einfach widerlich. Astrid Pihl erschien in der Darstellung der Frau Franck als reinste Demimondaine, deren Thränen beim Sonnenuntergang lächerlich wirkten. Herr Hänseler schließlich übernahm die Aufgabe, den Birch zu einer unmöglichen Karrikatur zu verzerren. Frl. Laue spielte die Johanna. Darüber ist nichts zu sagen; denn diese Dame hat nur einen Ton und eine Haltung zu ihrer Verfügung, mag sie Gretchen, Salome oder sonst was darstellen. Die ganze Aufführung war schon im Alten Theater unbefriedigend; im Neuen ging erst recht jede feinere Wirkung verloren. Das Publikum klatschte schwach; die zahlreich anwesenden Skandinavier schienen arg enttäuscht zu sein.

Hoffentlich bringt uns Björn Björnson einst Vollendeteres. Ein Dichter ist er; seinen Vater freilich wird er nie erreichen. —

Am Vorabend seines 75. Geburtstages sah Rudolf v. Gottschall sein Trauerspiel „Rahab" zum ersten Male über die Bühne gehen. Die Vorsicht der Direktion, durch die Wahl des Tages an die Pietät zu appellieren, schnitt Mißfallensäußerungen von vornherein ab, und so durfte der greise Autor, von Lorbeerkränzen umhürdet, sich fünfmal dem Publikum zeigen.

Gottschall hat früher mit Fanatismus dafür gekämpft, daß der Dichter den Stoff seiner Zeit entnehmen solle. Er scheint darauf kein Gewicht mehr zu legen; denn „Rahab" ist ein biblisches Drama, dem jedes allgemeinere, welthistorische Interesse abgeht. Es ist der bekannte Stoff von der Eroberung Jerichos. Rahab, die Oberpriesterin der Astarte, verliebt sich in einen jüdischen Spion (1. Akt). Gleichzeitig weist sie eine Werbung des Königs von Jericho unter Berufung auf ihr Priestertum zurück und zieht sich damit den Haß des Enttäuschten zu (2. Akt). Bei einem Stelldichein mit ihrem jüdischen Geliebten überrascht der König sie und läßt sie gefangen nehmen (3. Akt). Vom Gericht der Molochpriester zum Tode verurteilt, wird sie vom König begnadigt und zur Tempeldirne gemacht; als solche muß sie in einem wüsten Gelage tanzen (4. Akt). In dem Gefängnis, das die Dirnen beherbergt, wird sie von ihrer Mutter erst gesegnet, dann in einer rabiat antisemitischen Rede verflucht. Sie verrät darauf Jericho an die Juden, der König wird von ihrem jüdischen Buhlen erstochen, rafft sich aber, ehe er stirbt, noch zu einer Expektoration auf, in der er Rahab ihre Schuld beweist. Auf Grund dieses Plaidoyers nimmt sie Gift und stirbt. Draußen Erstürmung von Jericho: Feuermeer, Posaunen. (5. Akt.)

Viel läßt sich über das Stück nicht sagen. Es ist eine deklamierende Jambentragödie mit viel Theatermaschinerie und Choraufgebot. Uns mutet heute ein solches Werk wie eine modernde Reliquie an. Von Psychologie — ach, was sag' ich! von schlichtester Menschendarstellung ist keine Spur da, jede innere Notwendigkeit fehlt, und die mehr als blühende Diktion schläfert den Hörer systematisch ein. Gottschall war stets ein Ehrlicher, der sich nie mehr zumutete, als er leisten konnte; daß das allmählich so wenig geworden ist, mag man in gleicher Weise bedauern, wie seine Verknöcherung auf kritischem Gebiete. Durch die übt er freilich hier in Leipzig einen verderblichen Einfluß aus, der sich jetzt besonders stark geltend macht, wo seit Steigers Weggang die Rezensionen der „Volksztg." zum rüden Skandal herabgesunken sind; und darum mußte ich letzthin an dieser Stelle so scharf mit dem Kritiker Gottschall ins Gericht gehen. Der Dichter Gottschall ist ungefährlich. Und schließlich: einem, der uns die „Censurflüchtlinge", den „Carlo Zeno" und den „Robespierre" geschenkt und in einer Zeit allgemeiner Entmutigung unermüdlich den Glauben an eine Zukunft deutscher Dichtung hochgehalten hat — dem mögen um

solcher Jugend willen die kritischen Sünden seiner alten Tage verziehen sein, in denen er die herrlich angebrochene Zukunft beharrlich niederzukämpfen sich müht. Auf diese Weise wird man Gottschall am besten gerecht werden.

Wie man hört, beabsichtigt die Regie, Hauptmanns Dramen möglichst vollzählig diesen Winter einzustudieren. Die anerkennenswerte Absicht hat mit der Aufführung des „Biberpelz" sich zu verwirklichen begonnen — und zwar in trefflicher Weise. Das war eine Darstellung aus einem Guß. Namentlich das Büreaukratentrio: Wehrhahn, Glasenapp und Mittelsdorf, die von den Herren W. Büller (als Gast), Rauf und Searle gespielt wurden, bot ein Bild geradezu idealer Vollendung. Auch die übrigen Personen thaten vollauf ihre Schuldigkeit, und das Publikum zeigte über den Ausgang sich weniger enttäuscht, als man erwartet hatte. Es war einmal ein Abend, an dem man unser Theater voll befriedigt verließ. Es ist erfreulich, daß das köstliche Lustspiel unablässig vor vollem Hause gespielt werden kann. Sie sehen doch, Herr Stägemann, es geht auch mit Hauptmann! Wir brauchen die Blumenthal und Konsorten gar nicht! Bleiben Sie doch in diesem Gleise! —

Das Konzertleben hat mit dem 1. Oktober wieder begonnen, und die Fülle des Gebotenen ist in den wenigen Wochen schon eine derartige, daß man sich bescheiden muß. Den Anfang machte der Lisztverein, der sein erstes Konzert den hier tagenden deutschen Tondichtern widmete. Rich. Strauß dirigierte; ob man ihm nicht etwas elastischeres Material hätte zur Verfügung stellen können, als die an sich ja sehr tüchtige Kapelle des 134. Regiments, will ich nachträglich nicht erst erörtern. Das Programm war ein Höflichkeitsakt; es enthielt nur Nummern lebender Komponisten und wirkte ziemlich ermüdend. Den Höhepunkt bildeten die Liedervorträge von Frl. Huhn aus Dresden. Aber nichts hätten wir sehnlicher gewünscht als eine kleine Unhöflichkeit — nämlich ein Werk des genialen Dirigenten selbst entgegenzunehmen!

Im Gewandhause, dem der dämonische Nikisch nun endgültig erhalten bleibt, begann man mit einer Totenfeier für Otto v. Bismarck, bestehend in der Eroïca. Moritz Wirth, der heißblütige Wagnervorkämpfer, hat über die Sache ein etwas tüfteliges, aber doch recht interessantes Schriftchen verfaßt, in dem er nachzuweisen versucht, daß höchstens der zweite Satz der Eroïca auf Bismarck passe. Wir haben uns dadurch den Genuß des herrlichen Kunstwerks nicht stören lassen. Frau Marcella Sembrich zauberte uns dann ihre raffiniertesten Koloraturen vor, und nach der Coriolan-Ouverture bildete die Siegfrieds-Trauermusik aus der „Götterdämmerung" in Nikischs einzigartiger Interpretation einen weihevollen Schluß. Im zweiten Konzert stand die entzückende Balletmusik Rubinsteins im Vordergrunde, die zum Teil von brodelnder Sinnlichkeit ist, ohne doch jemals zum berechneten Rückenmarkskitzel herabzusinken. Die Bach'sche Circonna, die wir letzten Winter von Joachim und Patschnikoff hörten, spielte Herr Berber, unser begabter Konzertmeister. Er verritt sich damit ein wenig. Seine eigenartige Auffassung leugne ich nicht; aber er betonte das Herbe so stark, daß dem Ganzen nur sehr wenig „Bachisches" blieb. Die endlosen Ovationen freilich, die in Leipzig fast jedem Solisten bereitet werden und nachgerade ausarten, sind kaum das rechte Mittel, ringende Talente in die rechte Bahn zu leiten. Und dasselbe Publikum würdigte die mit allen feinsten Nüancierungen wiedergegebene zweite Symphonie (D-dur) von Brahms nur kühler Reserve. — Das erste Philharmonische Konzert brachte nichts Neues,

ebenso der zweite Lisztvereinsabend, an dem uns die in ihrer Beschränkung höchste musikalische Ausdrucksform, das Streichquartett, von Herrn Halir und Genossen aus Berlin mit vollendeter Meisterschaft geboten wurde. Herr Georg Schumann aus Bremen brachte eine eigene Sonate für Klavier und Cello zum Vortrag. Das Werk zeigt namentlich im ersten Satz eigenartige Schönheiten; daß es in der riesigen Albertballe nicht zur Geltung kommen konnte, war vorauszusehen. Die Programmbücher der Lisztkonzerte sind gewiß eine recht löbliche Einrichtung; nur brauchte man sie nicht so entsetzlich mit Phrasenschwulst zu garnieren — was man sich diesmal darin geleistet hatte, wäre beinahe grober Unfug, wenn es nicht der Komik verfiele. —

Über bildende Kunst ist wohl selten so viel in Leipzig geredet worden wie in den verflossenen Wochen. Bis in die Grimmaische Straße und ins Café Felsche hinein wurde die philiströse Kirchhofsruhe durch dies seltene Thema gefährdet, und mancher Leipziger mag im stillen bitten: Mach End', o Rat, mach Ende!

Es handelt sich nämlich um die Vorlage des Leipziger Rates, das in schauerlicher Nacktheit dem Besucher entgegengähnende Treppenhaus des Museums am Augustusplatz künstlerisch ausschmücken zu lassen, und zwar durch — Klinger. Da in- und sogar ausländische Zeitungen Notizen meist ungenauer Art über die Angelegenheit gebracht haben, so mag es nicht unangebracht sein, den Sachverhalt kurz darzulegen, zumal das Ganze unserm Kunstleben die entscheidende Richtung geben wird.

Der Durchschnitts-Leipziger weiß von Klinger meist bloß, daß „der Mensch ganz sonderbar malt". Es mußte daher freudiges Erstaunen wecken, als vor längerer Zeit bekannt ward, von seiten des Rates seien mit Klinger Verhandlungen eingeleitet, die sich um die Ausschmückung des Treppenhauses drehten. Man konnte danach hoffen, die kleine Klinger-Gemeinde sei im Wachsen begriffen. Plötzlich wurden aber die Besprechungen wieder eingestellt; wie man heute erfährt, der — Geldfrage halber. Es soll nämlich 300000 Mark kosten. Und nun „schwebt" die Affaire. Die Ratsherren zählen es sich an den Knöpfen ab, ob sie die Drittelmillion bewilligen sollen oder nicht. Am liebsten möchte man ein Plebiszit veranstalten. Auf der einen Seite scheint eine echte Klinger-Fronde — d. h. gegen Klinger — sich zu bilden. Auf der andern Seite stehen die wenigen Kunstfreunde und die Leute, denen man so gern Zerstörung der heiligsten Kulturerrungenschaften an die Rockschöße hängt: die Sozialdemokraten in Presse und Stadtparlament. Sie fordern: Gebt dem Künstler ohne Zaudern, was er verlangt, und dann laßt ihn ohne Nörgeln schaffen, was er will. Wo wir übrigens in unserer neubyzantinischen Entwickelung bereits stehen, mag ein von mir selbst gehörter Ausspruch bezeugen: „Wenn der Klinger die Sozialdemokraten hinter sich hat, so muß man schon sehr mißtrauisch und vorsichtig sein . .!"

Die Bedeutung des Ganzen ist doch sonnenklar. Leipzig ist heute Konzertstadt, mehr nicht. Wird Klinger mit der Ausfüllung des Treppenhauses betraut, so wird es Kunststadt, und zwar für die Zukunft eine der ersten Kunststädte. Denn soviel können wir ohne blinden Enthusiasmus heute schon sagen: die Zukunft wird in Klinger den größten bildenden Künstler der Moderne sehen. Das können die Gemeinderäte natürlich nicht plötzlich wissen, nachdem sie vorher von Klinger selber nichts gewußt haben. Aber man sollte ganz nüchtern nur einmal die Folgen überlegen: den Triumph der Vollendung — Klingers bereits fertiggestellte Modelle überragen vielleicht alle seine älteren Schöpfungen; vor allem der „Jagdzug der 24

Stunden" — und die Blamage der Ablehnung. Hoffen wir, daß recht bald die nörgelnde Philisterkurzsichtigkeit unterliegt! —

Um dieselbe Zeit, wo die Klinger-Frage aktuell ward, nahm im Kunstverein die Sonderausstellung des Cyklus „Napoleon 1812" von Wassilij Wereschtschagin ihren Anfang. Der zuerst spärliche Besuch der Kunstfreunde schlug bald in ein wahres Wallfahrten der Massen um. Kein Wunder: violettsamtne Ausschläge und Portièren, enorme Goldrahmen und Billetkontrolleure in asiatischer Tracht ohne Kenntnis des Deutschen vereinigen sich zu einer im künstlerischen Sinne demagogischen Wirkung. Denn daß die Mehrzahl der Besucher Wereschtschagins Größe erfaßt hätte, daran ist nicht zu denken. Wenn man unbefangen, um Kunst zu genießen, vor diese Schöpfungen trat, mußte man im ersten Moment enttäuscht sein. Erst langsam dämmerte das Bewußtsein, welches die Vorzüge des Künstlers, sein eigentliches Können, uns klar werden ließ. Wereschtschagin ist in erster Linie Detailkünstler. Er ist es manchmal zu sehr; in seinen Interieurs geht über dem Einzelnen häufig die Gesamtstimmung verloren. Aber er ist es andererseits auch in so staunenswerter Weise, daß man ihm kaum etwas vergleichen kann. In dem Bilde: „Napoleon vor Moskau" zum Beispiel; oder in der Darstellung des Brandes. Überhaupt scheint mir Wereschtschagin da am größten zu sein, wo er das Persönliche gleichsam verdämmern lassen kann; „Vor Moskau", „In Gorodnja" und „Recht" zeigen ja diese Eigenart, und sie sind zweifellos das Überragende in dem ungleichwertigen Cyklus. Nur eins sei noch berührt: wundervolle Kunstwerke finden sich unter den kleinen Skizzen und Studien, wo wir auch die Portraitkunst des Meisters kennen lernen. Das Publikum ließ diese Schöpfungen leider meist unbeachtet. Von einem Sich-Versenken konnte bei dem erdrückenden Besuch der Ausstellung in den engen Räumen natürlich nicht die Rede sein. Der Kunst würde Wereschtschagin jedenfalls einen besseren Dienst erweisen, wenn er nicht mit soviel äußerem Beiwerk auf die Masseninstinkte spekulieren ließe. Die Hunderte, die da hineingelaufen sind, weil „man" eben „allgemein" hinging, mögen gestaunt und gepriesen haben: empfunden haben sie einen Unterschied zwischen Rex' Bilderbogen für geile Bleichsüchtige und Wereschtschagins Farbenepos sicher nicht. Und dadurch wird zwar nie das Stümpertum erhöht, wohl aber die Kunst erniedrigt. —

Den Wereschtschagin-Wochen war eine kleine Sonderausstellung von Robert und Julia Wytmans vorausgegangen. Das ist nun duftigste Lyrik; von den glühenden Farben der Blütenbeete und Wiesen bis zu den schleiernden Tönen der blauen Ferne ein Jauchzen und Jubeln. Und bei beiden Künstlern in gleicher Freudigkeit und Schönheit. Dennoch sind beide nicht schwer zu sondern. Robert Wytmans faßt die Natur absolut pantheistisch; Julie Wytmans mehr allegorisch. Bei jenem gehören Glockenblumen eben zu den sommerlichen Gaben der Natur; bei dieser symbolisieren sie den Sommer und stehen etwas aufdringlich im Vordergrunde. Und dieser Bild für Bild in gleicher Weise treffende Unterschied läßt mich persönlich R. Wytmans Schöpfungen lieber und inniger betrachten. Dabei gebe ich aber gern zu, daß es andern umgekehrt ergehen mag. Ernst Gystrow.

Nachtrag. Ich hatte diesen Kunstbericht bereits geschlossen, als ein seit längerer Zeit in Leipzig spukendes Gerücht sich als Thatsache präsentierte: der Weggang des Dr. Carl Heine. Heine geht nach Hamburg als künstlerischer Leiter des Carl Schultze-Theaters. Für Leipzig sind damit die Hoffnungen auf eine Ära moderner Bühnenkunst wohl endgiltig begraben. Was Heine für Chikanen hier in

den Weg gelegt worden sind, davon erzählt er uns vielleicht später selbst einmal. Zuletzt hatte er dem Stadtpartamente die Konzession für ein Schauspielhaus doch abgerungen, nachdem Herr von Gottschall ihm den — Befähigungsnachweis zur Leitung gütigst ausgestellt hatte! Auch in Hamburg wird Heine ja gegen einen Kunstbetrieb zu kämpfen haben, der die Kunst als Objekt kaufmännischer Kalkulation betrachtet — Pollinis Geist war kein anderer als der Stägemanns. Aber die ernsten Norddeutschen sind viel bildungsfähiger als die Leipziger, und Heine wird eine größere und eigenwilligere Schar hinter sich haben, als den kleinen Haufen unserer „Litterarischen Gesellschaft". Diese ist gleichzeitig aufgetöst worden. Herr Stägemann darf also völlig triumphieren. Das neue Schauspielhaus war ein Traum, der vorüber ist. Und wie heute die Sachen stehen, scheint dem Klinger-Projekt das gleiche Los blühen zu sollen. Öde und grau liegt Leipzigs künstlerische Zukunft vor uns; so öde wie seit langem nicht. G.

Aus dem Kunstleben zu Frankfurt a. M.

Als erste Neuheit des Winters gelangte dieser Tage in unserem Opernhause die einaktige Oper „Die Abreise" von Eugen d'Albert zur Aufführung. „Musikalisches Lustspiel" benennt sie der Komponist. Das von Ferdinand Graf Sporck nach einer Dichtung A. von Steigentesch's (eines zu Anfang unseres Jahrhunderts wirkenden Schriftstellers) bearbeitete Textbuch trägt, von dem Lampenlicht unserer Tage beleuchtet, doch eine etwas sehr verblaßte Physiognomie und darf sich, sowohl was Handlung, wie Diktion betrifft, in seiner Einfachheit und Harmlosigkeit allenfalls nur des Beifalls eines äußerst kindlichen Publikums versichert halten. Die auf einem Lustschloß in Mitteldeutschland zu Ende des 18. Jahrhunderts spielende Handlung weist nur drei Personen auf: Gilfen und dessen Frau Luise, sowie Hausfreund Trott. Gilfen will verreisen, wobei Trott, der nicht nur ein Auge, sondern beide auf die Gattin seines Freundes geworfen hat, behülflich ist, den ihm recht unbequemen Ehemann so schnell als möglich zum Tempel hinaus zu schaffen. Sobald ihm dies gelungen und er mit der Frau allein ist, versucht er bei dieser sein Glück, blitzt aber gründlich ab. Zudem kommt auch noch Gilfen, der vorher schon Lunte gerochen, plötzlich wieder zurück, angeblich, weil sein Wagen gebrochen; der getreue Hausfreund erhält den Laufpaß, nicht ohne zu dem Schaden auch noch den Spott zu ernten, während Gilfen und Luise sich aufs neue ihrer Liebe in recht rührseliger Weise versichern.

Dieser Stoff ist, wie man sieht, wohl kaum geeignet, uns den Puls auch nur für einen Moment rascher schlagen zu machen, vielmehr nimmt er sich, zumal nach den blutgierigen Eifersuchtstragödien der neuitalienischen Veristen, auf die unsre Nerven nun einmal trainiert sind, recht zahm und altväterlich aus, trotz mehrfacher humoristischer Ansätze.

Eugen d'Albert, der pianistische Titan, hat somit sein anmutiges Schöpfertalent hier in den Dienst einer im allgemeinen wenig dankbaren Aufgabe gestellt, es aber

dennoch verstanden, das dürftige Gerüst des Textes mit einer Fülle lieblicher Melodienblüten zu umranken, die zwar nicht immer den Stempel der Originalität tragen, sich aber in leichtem Fluß der Handlung anschließen und sie charakteristisch illustrieren. So fehlt es u. a. nicht an gelungener Tonmalerei, wie z. B., wenn Gilsen an den Knöpfen seines Rockes abzählt, ob er verreisen soll oder nicht, oder wenn Trott sich mit dem Herbeischleppen der Sachen des Freundes abmüht, um dessen Abreise zu beschleunigen. Die Partitur bekundet überhaupt die Hand des feinsinnigen Musikers. Der Konversationston des Lustspiels ist in den durch eine diskret gehaltene Begleitung günstig beeinflußten Singstimmen glücklich getroffen; die nett gearbeitete Orchesterpartie erscheint einfach und durchsichtig, ohne Aufgebot komplizierterен Materials. Sich zur Höhe leidenschaftlichen Affektes aufzuschwingen, oder sich in unergründliche Gemütstiefen zu versenken, dazu bot der Vorwurf dem Komponisten keine Gelegenheit, und so haben wir es denn mit einem Werke zu thun, das sich ein-, vielleicht auch zweimal mit Wohlgefallen entgegennehmen läßt, schwerlich aber für längere Zeit dem laufenden Repertoire erhalten bleiben dürfte. Um die von Kapellmeister Dr. Rottenberg geleitete, recht gute Aufführung der Novität machten sich die Herren Pichler und Brinkmann, insbesondere aber Frl. Schacko verdient; und auch der bekanntlich in Frankfurt lebende Meister d'Albert wurde bei der Première mit Ehrungen reich bedacht.

Wilhelm Mayer.

Kritik.

Lyrik.

Robert F. Arnold, unser talentvoller Mitarbeiter, dessen Übersetzung Jacobsen'scher Gedichte mit Recht bekannt geworden, hat soeben ein Bändchen „Europäische Lyrik" herausgegeben (Leipzig, G. H. Meyer. 8°. 144 S.), das ihn geradezu als Meister der Übersetzungskunst hinstellt. Dieser junge Mann mit dem sympathischen, kurzen Spitzbart herrscht über ein Dutzend Sprachen und über so viel lyrische Kunst, daß er zur Zeit der erste Interpret fremdsprachlicher Lyrik genannt werden muß. Was er an Sprachfertigkeit in seinen Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen geleistet hat — die anderen Sprachen kenne ich nicht — ist geradezu bewunderungswürdig. Selbst den eminent schweren Swinburne hat er spielend bemeistert. Man legt diese Übersetzungen aus 11 europäischen Sprachen nur mit Verblüfftheit aus der Hand und ist „paff". L. J.

Carl Hunnius, „Gedichte". (Leipzig, Th. Rother, 1898.) 8°. 274 S.

Hunnius?? — Erst einmal den Litteratur-Kalender her! Aha: „Carl Hunnius (* 6. 11. 56): Lyrik, Zoologie, Liturgik, Geschichte, Theologie, Hygieine, Musik, Ästhetik, Volkswirtschaft, Feuilleton, Pädagogik, Litteraturgeschichte." Das genügt! Nun seine Werke? —: „Gedichte (1898)." — Eine Lebensarbeit in Liedern ist also dieses Gedichtbuch. Der Naturfreund hat die Kleinigkeit von 77 Pflanzenritornellen beigesteuert, desgleichen die Gedichte Cheirantus Hypathia; Linnaea borealis; Campanula patula. Dem Theologen entstammt eine gereimte Gedächtnisrede auf einen Dr. Karl Schmidt, 120 Verse stark. Der Hygieiniker widmet „dem Schöpfer

des hygieinischen Protestantismus" (!!) eine Apostrophe. Der Litterarhistoriker singt Storm 190 Zeilen lang an; nun, Storm hört's nicht mehr! Der Feuilletonist bespricht in fünffüßigen reimenden Jamben ein Buch (gewissenhafte Verlagsangabe ist besonders anerkennend hervorzuheben)! Auch die Anklänge an Mörike und Lenau in einigen der besseren Gedichte verraten den Litteraturkenner; desgleichen die Versuche in Horazischer Odenform, in Hexametern, Ghaselen, Terzinen und Sonetten. Der Musiker besingt eine große Zahl der namhaftesten Tondichter von Bach bis Heinrich Höhne, „Verfasser der Offenen Antwort (Riga, W. F. Häcker, 1896)", und macht sich besonders als mutiger Anti-Wagnerianer bemerkbar. Das meiste übrige hat der Pädagoge geschrieben, dessen beste Tendenzgedichte dem schwächsten von Hieronymus Lorm vergleichbar sind. — Wo aber bleibt der Dichter?? Anscheinend „versteckt" er sich hinter all diesen andern braven Leuten; ich habe ihn jedoch nicht zu finden vermocht — trotz mehrtägigen Suchens!! — Ein Dilettant schauerlichster Art, der es lieb„e"t, das, was er denk„e"t und mein„e"t, in gebundener Rede zu sagen, und die deutsche Sprache zu diesem Behufe in seine Prokrustesrhythmen zwänget, daß man nimmermehr wiedererkennet seine Muttersprache. Ein kurzes Beispiel genügt:

„Ihr goldenen Tage locket wunderbar,
Im Geiste wieder hin mich zu versetzen
Zu jenes Frühlingswalds geliebten Plätzen,
Wo ich einst froh und glücklich war — — —"

Auch für seine Reimkunst nur ein Beispiel:

„Wenn im Walde früh im März
Überall noch dichter Schnee liegt,
O, wie atmet auf das Herz,
Wenn's der erste Strahl besiegt."

Und solch ein Stümper „vergreifet" sich keck an den schwierigsten Formen! — Und dieses Gedichtbuch, aus dem ein widerlich sattes Behagen, träge Verdaulichkeit und Beschaulichkeit auf jeder Seite spricht, birgt die lyrischen Schätze eines ganzen Dichterlebens!! -x -s.

Johannisfeuer; Gedichte von Fercher von Steinwand. — Wien, C. Daberkow. — 140 S. 8°.

Ein Sechzigjähriger bietet hier in einer wohlfeilen Volksausgabe (60 Pf.) eine kleine Sammlung lyrischer Stücke. Die Dichtungen sind der Ausdruck eines stillen, beschaulichen Gemütes; nicht selten wird die Poesie von der Philosophie erdrückt. Wer sich an knappe Ausdrücke und präzise Formen gewöhnt hat, wird an Fercher's behaglicher Breite und seinem Wortreichtum schwerlich Freude haben; alte Leute der „alten Schule" mögen bei ihm schon eher ihre Rechnung finden. -un-.

Dramen.

Constantin Christomanos. Die graue Frau. Ein hellenisches Drama. Wien, Karl Konegen. 1898.

Der in letzter Zeit vielgenannte Vorleser der ermordeten Kaiserin Elisabeth hat mit diesem Buch ein Hoheslied des Mutterleides, eine Hymne auf die Mutterliebe geschaffen. — Der Hauptreiz des Werkes liegt in der poetischen, die feinsten und intimsten Seelenstimmungen wiedergebenden, wenngleich etwas mystisch-phantastischen Sprache, die sich oft zu großer Schönheit erhebt. In der Gestalt der „grauen Frau" verkörpert der Dichter das tiefe Leid einer Mutter um ihr totes Kind, und die Ausbrüche des fassungslosen Schmerzes sind von ergreifender Gewalt. Unwillkürlich denkt man an Elisabeth von Oesterreich, deren Herz auch dereinst unter ähnlichen Qualen aufschrie, und es ist ganz zweifellos, daß Christomanos' Buch dem vertrauten Umgang mit der Kaiserin seine Entstehung verdankt.

Zur Darstellung auf der Bühne eignet sich dieses hellenische Drama freilich nicht. Man käme auch gar nicht auf die Idee, daß der Dichter die Möglichkeit einer Auf-

führung ins Auge gefaßt haben könnte, wenn er nicht selbst in einer Fußnote bemerkte, er sähe die Gestalt der „grauen Frau" verkörpert in Adele Sandrock, für die er sein esoterisches Drama geschrieben habe. Meines Erachtens nach würde aber selbst eine so geniale Künstlerin, wie die Sandrock, auf dem realen Boden der modernen Bühne wenig mit der phantastischen Schattengestalt der „grauen Frau" anzufangen wissen, und selbst auf den „lichtesten Höhen der Kunst," denen Christomanos die Dichtung zueignet, dürften so intimen, mystisch-verschwommenen Seelen-Problemen gegenüber die darstellerischen Ausdrucksmittel versagen! Friedrich Moest.

„Ein Tag." Zürich, J. Schabelitz. 64 S. 8°.

Eine Jugendarbeit in fünffüßigen Jamben, mit eingestreuten lyrischen Gedichten, ohne straffe Komposition, mit Reflexionen unkünstlerisch reich bedacht und was dergleichen Jugendschwächen mehr sind. Aber: ein Werk, das trotzdem auch von Künstlern — und wohl gerade von ihnen — mit Genuß und Genugthuung gelesen werden mag: Hier bereitet sich ein schönes, vielleicht sogar ein starkes Talent auf eine ernste Künstlerlaufbahn vor! — Der Gedankengang des dreiaktigen dramatischen Gedichtes ist — naiv genug! — zum Schlusse des Ganzen dem Helden in den Mund gelegt:

„Ein Tag —: Aus Nacht in Nacht! . . . .
So vielversprechend auch das Stück beginnt,
es endet traurig bald und ohne Kraft:
der erste Aufzug zeigt die Jugend, blind,
im Banne des Geschehns, am Lebensmorgen;
vergeblich kämpft im zweiten das Erkennen
am Lebensmittag gegen das Geschehen;
der dritte endlich zeigt am Lebensabend
das Alter, lahm, im Banne des Erkennens."

und noch eine gute „Moral" wird da gelehrt:

„Der Sonne Auf- und Untergang bewundre
in einsamer Natur; des Tages Arbeit
magst du den Menschen widmen in der Stadt!
Und wie vom Tage gilt's vom ganzen Leben."

Wie gesagt: als Anfang darf das Stück sich sehen lassen! Mein Wunsch für den Autor: Starkes Erleben und starke Selbstzucht! Dann mag er unbeirrt weiterschaffen. Max Rudolf.

Romane.

Die Meermaid von Amrum. Eine geheimnisvolle Geschichte von Gustav von Buchwald. (Verlag von Leopold Ost, Hannover und Leipzig.)

An ein eigentümliches Phänomen anknüpfend — es handelt sich um die der Verwesung unzugängliche leibliche Hülle der zu Anfang unsers Jahrhunderts gestorbenen Lady von Svanborough —, führt uns die Erzählung in das Reich der Tradition und Sage, die sich um die Ruhestätte dieser nordischen Jungfrau gebildet hat. Da ist eine alte Klosterüberlieferung aus dem 12. Jahrhundert; sie erzählt von einer edlen Königstochter, Svanwitha, die sich ins Meer stürzt, um der Vermählung mit einem ungeliebten Manne zu entgehen und dem heimlich Geliebten, Okke, dem Friesenjüngling, treu zu bleiben. Vorher fleht sie zu Gott, er möge ihre Seele in seine Hand nehmen und sie einst wieder ins Leben senden, damit sie sich — „und seien es auch nur der Jahre dreie" — einem Abkömmling des Geliebten vermählen könne. — Wie diese Bitte um 600 Jahre später ihre Verwirklichung findet und unter welchen geheimnißvollen Umständen, das bildet den Inhalt des seltenen Buches, zu dem vergilbte Chroniken und mündliche Überlieferungen den Stoff gegeben haben. Da giebt es Runensteine und Schimmelreiter, ein spitziges Wikingerboot, das, von Balken gestützt, in einem weiten Felsensaale aufgestellt, der unverweslichen Jungfrau Svanwitha seit fast hundert Jahren als Ruhestätte dient; da ist weiter ein seltsam geformter Schlangenring, dessen Auftauchen verwirrte Fäden der Vorgänge zusammenführt, und ein uraltes Perlenhalsband mit gar seltsamen

magnetischen Wirkungen. Mag man über die Wahrscheinlichkeitsfrage denken, was man will, mag man den Grenzpfahl zwischen Wahrheit und Mythe hier oder dort aufstellen, oder schlechtweg alles als Märchen nehmen — jedenfalls hat das Buch eins aufzuweisen, das geeignet ist, über den stellenweise etwas willkürlich zusammengefügten Rahmen der Handlung hinwegsehen zu lassen: das, neben einer lebendigen, plastischen Darstellung, bis ins kleinste treue Lokalkolorit. Jede Seite ist gesättigt mit der herben, kräftigen Seeluft Nordfrieslands, und der junge Strandvogt Okke von Okkeham, sowie seine prächtige Mutter sind Gestalten aus einem Guß, an deren Existenz man ohne weiteres glaubt. Leuten, die es für eine Weile satt haben, den Seelenprozessen komplizierter, nervöser, unverstandener Naturen beiderlei Geschlechts aus unserer Zeit in ihren mehr oder weniger glücklichen Darstellungen zu folgen — diesen sei dieses Werk echter Heimatkunst empfohlen.

Ad. Hindermann.

Mechthildis. Ein historischer Roman aus d. Anfang d. 16. Jahrhunderts von Th. von Paschwitz. II. Auflage. (Berlin und Leipzig. Verlag von Max Rüger.)

Der historische Roman „Mechthildis“ kann zu den Büchern gestellt werden, die dem Leser zwar kein einziges „Nein“, aber auch kein einziges „Ja“ zu entlocken wissen. Autor und Leser bleiben sich fremd: da der eine nicht zu fragen weiß, hat der andere nichts zu antworten. Der heimliche Dialog tritt nicht hervor, des Erzählers Ich kann des Hörers Ich nicht bannen. Ihnen geht's wie den beiden Königskindern: „Sie konnten zusammen nicht kommen ....“

Eine Geschichte erzählen, eine Geschichte **nach**erzählen, ist zweierlei. Wer erzählt, hat etwas **erlebt**, sinnlich oder seelisch; wer **nach**erzählt, hat nur etwas **gehört**. Aus dem Erzähler sprechen die Dinge selbst, aus dem Nacherzähler nur ihre Schatten, die Worte. „Mechthildis“ klingt nacherzählt; keine sprudelnde Sprache, keine Anschaulichkeit ist dem Roman eigen, wohl aber eine bunte Kette von Ereignissen, deren Glieder blitzschnell aneinander gehängt worden sind, ohne daß wir wissen, warum. Der Sprache, wie den Vorgängen mangelt die Ruhe und damit die Plastik, denn was ist Plastik anders als Ruhe?

„Mechthildis“ ist eines jener Bücher, die keinen Tod zu fürchten haben. Was nicht gelebt hat, braucht nicht zu sterben. Ob solche Unsterblichkeit aber zu wünschen ist? Ist es nicht schöner, zu wissen, daß nach Streit und Liebe eine Stunde kommen wird, wo auch das letzte Andenken erlischt und niemand auf der Welt einem die Ruhe auch nur mit einem Worte stören kann?

Max Beyer.

Kunstschriften.

Moritz Otto Baron Lasser: Raum der neuen Kunst! München, Caesar Fritsch. 28 S.

Karl Rosner: Die dekorative Kunst. Berlin, Siegfried Cronbach. (6. Band von „Am Ende des Jahrhunderts“.) 140 S.

Dr. Karl Fuchs: Künstler und Kritiker oder: Tonkunst und Kritik. Breslau, S. Schottlaender. 286 S.

Lassers Stimmungs-Rhapsodie ist stellenweise poetisch wertvoll durch die originelle Bildkraft wie durch den Glanz und Schwung der Sprache. Dazwischen laufen Geschmacklosigkeiten mit unter, wie sie ungestraft nur die Zügellosigkeit der Jugend verüben darf. Der gedankliche Programmwert der Schrift ist gering. Werke, nicht Worte! Der Verfasser selbst betont diese Forderung wiederholt. Er stellt für das nächste Jahr eine besondere Ausstellung seiner und seiner Freunde Werke in München in Aussicht. „Ich fordere hiemit auf: Euch aus den weiten

Gauen des Rheinstromlandes, Euch aus dem farbenfreudigen Oesterreich, Euch aus den Bergen der Schweiz, sende jeder seine Gabe!" Diese Ausstellung soll umfassen: Entwürfe und Pläne von Monumental-Architektur, Innenräume, wo das Kunstgewerbe voll zu Worte kommen soll, Malerei als höchstes Ausdrucksmittel, Plastik des marmorgewordenen pulsierenden Lebens, eine Straßenszene in Karrara u. s. w. Das kann ja originell werden. Heinrich Pudor präludierte und explodierte vor Jahren in ähnlicher Weise. Wo wirkt er seine Werke heute?

Karl Rosner äußert sich in anspruchsloser Weise über die Entwicklung der dekorativen Kunst in den letzten hundert Jahren. Auf engem Raume drängt er seine Übersichten der einzelnen Perioden vom Empirestil bis zu den neuesten Stilversuchen zusammen, ohne irgend etwas Hauptsächliches auszulassen. Seine Auffassung trifft durchweg den Geist, charakterisiert frisch und anschaulich und verliert sich nirgends in verwirrenden Kleinkram. Man fühlt es jedem Satze an, daß der Verfasser ein Berufener ist, kein öder Kritikaster, der mit dünkelhaftem Besserwissen prunkt, sondern ein wahrhafter Kenner und Freund des Schönen in jeder Gestalt, eine freie, moderne Seele. Seine Geschichte ist ohne jede Fachsimpelei ein angenehm lesbares, schönes, wissenschaftliches Werk, das nicht wenig zur Vermehrung der Einsicht in das eigentliche Wesen der Kunst und zur Läuterung des Geschmacks beitragen wird. Rosner hat die nicht genug zu schätzende Gabe vornehmer, produktiver Kritik. Wir wünschen ihm einen weiten Leserkreis.

Dr. Karl Fuchs ist als Musikreferent ein geschätzter Name, der sich besonders in den Kreisen der Nietzscheaner heller Anerkennung erfreut. Das vorliegende Buch wurde durch die Umfrage veranlaßt: Wie ist über die Besuche der Künstler bei den Kritikern zu denken? Ein im besten Sinne geistreicher Kopf, zieht er eine Menge von allgemein interessierenden Kunstfragen zu intensiverer Ausnützung der Hauptfrage heran. Auch wo man ihm nicht ohne Widerspruch folgen kann, z. B. in seiner kritischen Bewertung der Wagnerschen Leitmotive, lassen sich zahllose feine Bemerkungen einheimsen. Es ist zu bedauern, daß dieser Mann voll gründlicher Gelehrsamkeit, voll Ehrfurcht vor der Kunst, voll Begeisterung für ihr herrliches Wachsen und Blühen, voll sittlicher Energie in der Hut ihres reinen Wesens an einem Provinzblatte amtieren muß, während Leute, die ihm kaum das Wasser reichen, sich in einflußreichen Referentenstellungen in unsern großen Kunstzentren blähen. Das vorliegende Werk ist ein Juwel musikkritischer Litteratur.

M. G. Conrad.

Gerhard Ramberg: Die moderne Kunstbewegung; Zweck und Wesen der Sezession. — Wien, S. Kende. 50 S. 8°.

Ein im Plaudertone hingeschriebenes Büchlein, das Männern, die in der heutigen Kunstbewegung stehen, nichts Neues zu sagen imstande ist. Wohl aber mag der fernstehende Laie, den's ein wenig nach Andeutungen über „moderne" Kunst gelüstet, hier manches Passende finden. In dem offenbar recht flüchtig abgefaßten „Vorwort" verheißt Ramberg einmal einen „Anhaltspunkt und Wegweiser für Laien, denen Zeit und Gelegenheit zu eingehender Beschäftigung mit künstlerischen Dingen fehlen", und dann wieder — „einen neuen Maßstab zur Beurteilung von künstlerischen Dingen für den an sich selber irrgewordenen Kunstfreund" (!). Das Erste mag passieren, — das Zweite ist eine Lächerlichkeit: Etwas „Neues" ist in dem ganzen Hefte nicht mit einer einzigen Silbe angedeutet!

M. B.

Litteraturgeschichte.

Zur Künstler-Psychologie Jeremias Gotthelfs. Von Emma Hodler, Bern.

Vor Monaten wurden in allen zivilisierten Ländern zwei große Schweizer gefeiert, von denen der eine den Zenith seines Ruhmes erst im Greisenalter — der andere gar nicht erlebt hat. Arnold Böcklin und Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius) sind die Namen, die heute in allen Zungen gepriesen werden. Dieser, geboren am 4. Oktober 1797, steht uns um so viel näher, als seine Werke allem Volk besser zugänglich gemacht werden können, als die des großen Malers. Gotthelf ist ebensogut ein Homer seines Volkes, wie Shakespeare und Dante es waren. Es wird ihm zwar noch oft vorgeworfen, — meist eingeschaltet in die preislichsten Dithyramben — sein Schaffen sei kein künstlerisches gewesen. — Was ist denn Kunst? — Doch wohl die treue Schilderung der göttlichen Natur in ihren geringsten und erhabensten Zügen — Licht und Schatten so meisterhaft verteilt und die Farben so fein gemischt, daß die Wirkung eine schlagende ist. Und Gotthelf erreichte diese Größe mit den einfachsten Mitteln. Mit genialer Beobachtungsgabe, verschärft durch intuitive Divination, zeichnet er das Geistes- und Gemütsleben eines lieben Großmütterchens (Käthi), einer braven, aber beschränkten Bäuerin (Anne Bäbi Jowäger), einer dummen Magd (Mädi), eines verschmitzten Knechtes (Sami), eines gutmütigen, irregeleiteten Burschen (Uli), eines unerfahrenen Schulmeisters (Peter Käser). Wunderbar charakteristisch und von holdem, poetischem Duft umwoben sind seine jugendlichen Frauengestalten, Meieli, Röseli, Mädeli, Vreneli, Aenneli 2c. Es giebt nicht viele Dichter, die — wie er — das individuellste Seelenleben der Menschen jeden Alters und Geschlechts, das eigentliche Wesen und den intimsten Kern desselben so wahr zu schildern vermocht hätten. Er spürt den Motiven der Handlungen nach bis in die geheimsten Herzensfalten und fördert Schätze zu Tage, wo kein Mensch sie gesucht hätte. Niemand ist ihm zu gering, die Vornehmheit der Seele gilt ihm mehr, als die der Geburt. Er bedarf absolut keines künstlichen Hilfsmittels, keines tragischen Ereignisses, keines sensationellen Effektes, um sein Publikum zu erschüttern. Das Bauernhaus und seine Umgebung, der „Pflanzplätz", die verliebte, überspannte Elisi, die mit dem Sonnenschirm in der einen und dem Rechen in der anderen Hand zum Heuen geht, der auf Brautschau abmarschierende Jakobli, Meielis Einzug ins Haus der behäbigen Schwiegereltern, mit dem Sack, in dem ihre ganze, armselige Habe eingepackt ist, der „tubackende" philosophische Hansli, der das Heiraten nicht so streng findet, wenn man dann nur nicht mehr meine, man müsse alles sagen, was einem in den Sinn komme — das ist das Szenarium und der Stoff, mit denen Gotthelf magische Wirkungen erzielt. Wie Goethe ist er ein Meister des Stils, denn für das, was er veranschaulichen will, findet er die einfachste, ursprünglichste und packendste Form. Und er sollte nicht ein Künstler — nicht der größten einer sein?

Jeremias Gotthelf ist während seines Lebens von keinem Zeitgenossen auf den Parnaß befördert worden. Dafür bleiben uns seine Bücher, unerschöpfliche Freudenquellen, grüne Oasen in der oft unerquicklichen Wüste einer neuerdings überhand nehmenden Litteratur, deren kunstvoll gewundene Tiraden den Geist blenden und verwirren — das Herz aber leer lassen.

O. F.

Musik und Musiklitteratur.

Karl Gleitz, Künstlers Erdenwallen. Zweiter Teil. — 60 S. 4°. Berlin, W. Großcurth. 1897.

„Ein Lebensbild“ nennt Gleiß sein Buch. Nun ja, er erzählt darin einiges von seiner bisherigen Künstlerlaufbahn. Man erfährt daraus, daß auch er schwer und mühsam hat ringen müssen, daß er sogar zeitweise in Wien als Fabrikarbeiter gelebt hat — man kann dabei an Knut Hamsun denken . . oder an den „Phantasus“ in Holzens „Buch der Zeit“. An den „Phantasus“ erinnert das Buch auch noch in anderer Beziehung: Zwischen die Schilderung des trübsten Elends sind immer die sonnigsten Phantasiegebilde eingeschoben, die da, wo der Autor ihnen in *Worten* Ausdruck gegeben hat, freilich nur einen ziemlich unbeholfenen Schriftsteller erkennen lassen, der es nicht versteht, viel Geschautes in knapper Form wiederzugeben, — dort aber, wo sie in Noten, in *Töne* ausgeströmt sind, *einen Musiker von nicht geringer Begabung offenbaren.* Fünf Tonstücke sind es, die in die Erzählung hineinverwebt sind: drei Lieder zu Texten von Theodor Suse, eine Chorkomposition von — Freiligraths „Der Blumen Rache“ (!) und am Schlusse ein Tanz, eine Orgie von verzweiflungswilder Lust. Die Chorkomposition hat von diesen Stücken den geringsten musikalischen Wert. Der weitschweifigen, uninteressanten Dichtung mit ihrem endlosen rhythmischen Gleichmaß entspricht die Musik, deren Rhythmus ebenfalls charakteristisches Gepräge vermissen läßt. Anders *die drei Lieder!* Hier ist offenbar Gleißs eigentlichstes Gebiet: hier wirkt er *geradezu begeisternd!* Melodiös und stimmungsvoll sind die Impressionen „Abendtraum“ und „Frühlingsathem“. Ganz besonders gelungen ist aber das folgende:

„Die Halle strahlt in königlicher Pracht
mit Marmorsäulen, goldgeschmuckten Wänden,
der Lustre flammt — und drunter . . summt . .
und lacht . .
und rauscht . . und wogt's vielstimmig aller
Enden.“

Dieses hastende Drängen in der Musik; und dann, mit einem Ruck, ein schöner Wechsel in der Tonart und beschleunigte Bewegungen in der Begleitung:

„Doch plötzlich geht ein Rauschen durch den Kreis
und aller Augen wenden sich zur Treppe — “

wie das steigert und dann in hell jauchzender Begeisterung hervorbricht:

„*Du kommst herab*, gehüllt in Schwanenweiß,
und langsam wallt die weiße Seidenschleppe.“

Und dann, atemlos fortjubelnd, und doch mit so viel innigster Bewunderung in dem Jubel:

„Seh ich so frei, so stolz dein schönes Haupt,
dein Wellenhaar, demantenüberfunkelt —“

und weiter, am Schlusse schon ersterbend:

„so weiß ich kaum, wie flüchtig ich geglaubt,
daß heimlich mir dein Aug entgegendunkelt.“

Nun wieder Anklänge an den Anfang des Liedes, ein kurzes Zurückkehren zur Umgebung:

„Die Menge weicht erstaunt und stumm zurück,
der selt'nen Schönheit Majestät zu grüßen;“

noch einmal ein inniges Aufflammen bei den Worten:

„nun lächelst du mit sonnig süßem Blick“

und dann — in der Musik so fühlbar ausgedrückt — das zur Wirklichkeit werdende Traumglück:

„und ich darf dir die weißen Hände küssen.“

Wie der Komponist den Text belebt hat, wie jeder Ton bei ihm plastisch gestaltend auf das Vorstellungsvermögen des Hörers wirkt, das läßt sich freilich nur empfinden, wenn man das Lied in Noten kennt; ich will nur noch sagen, daß mir's in heftigen Schauern den Rücken hinabrieselte, als ich beim ersten Durchspielen an die großartig gesteigerte Stelle kam: „Du kommst herab . . .!“ — Und noch Eins: Es wäre eine That, die höchste Anerkennung verdiente, wenn ein Sänger sich einmal die Aufgabe stellen würde, solche Komponisten wie *Gleiß* (auch *Mauke* und *Ansorge* habe ich im Sinne) einem größeren Publikum bekannt zu machen!

„*Unsere Meister.*“ Sammlung aus-

erlesener Werke für das Pianoforte. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Bd. 35: Thalberg (106 S. 4°); Bd. 36: Carl Reinecke (90 S. 4°).

Thalberg war seiner Zeit ein „beliebter" Virtuose auf seinem Instrumente, der in aller Herren Länder (— bis nach Brasilien dehnte er seine Tournées aus! —) klingenden Lohnes eine schwere Menge sich erworben hat. Er kultivierte namentlich eine spezielle Art: Dreilinig schien sein Notensystem zu sein, die Mittellinie hatte dabei die Melodie, die oben und unten von den hohlsten, phrasenhaftesten Verzierungen arabeskenartig umrankt und eingehüllt wurde. Für diese ihm besonders geläufige Technik komponierte er sich selber eine große Anzahl von Salonstücken und Stückchen. (Ferdinand Hiller giebt sogar an, von Thalberg niemals auch nur eine fremde Komposition gehört zu haben!) Diese ganze Einseitigkeit öden Virtuosentums spiegelt auch die Breitkopf & Härtel'sche „Auswahl" getreulich wieder. Ich kann mir keine geistlosere Musik denken: Nirgend eine Spur von Empfindung, nirgend der Schimmer eines musikalischen Gedankens, nirgend eine Offenbarung von Seele zu Seele. Schade, daß eine Firma wie Breitkopf & Härtel der Ausgrabung solcher Sachen Geld opfert; meines bescheidenen Erachtens giebt es heutzutage für Musikalien-Verleger bessere Schätze zu heben! — Da lasse ich denn doch Carl Reinecke schon weit eher gelten; hat er auch keine große, weltenreiche Seele, so hat er doch wenigstens Seele! Reinecke ist Eklektiker durch und durch. Überraschend neu ist er wohl nie, auch nicht erschütternd oder nur „packend", sondern mehr liebenswürdig unterhaltsam: eine Fortsetzung jener Linie, die etwa im Komponisten der klassischen „Lieder ohne Worte" ihren Höhepunkt hat. Viele, viele ehrsame Bürgerstöchter und ehrsame Bürgersgattinnen erleben bei dieser Art Musik so angenehme, sanfte Emotionen! Ihnen sei denn die milde, wohlverdauliche Nahrung dieser Auswahl auch besonders empfohlen! Pp.

Ernest Legouvé, Hector Berlioz. (Leipzig, Breitkopf & Härtel).

Susanne Bräutigam hat uns mit diesem kleinen Büchlein einen Auszug aus den Erinnerungen von Legouvé und damit eine ganz wundervolle Gabe beschert. Auf diesen 40 Seiten ist die eigenartige Natur jenes genialen französischen Tonkünstlers, in dessen Seele so viel deutsche Elemente ruhten, auf köstliche Weise analysiert worden. Sehr oft erweitert sich dieses mit Anekdoten und lebendigen Erinnerungen verschwenderisch ausgestattete Büchlein zu einer Ehrenrettung dieses erst nach seinem Tode voll gewürdigten Genies. Man fühlt auch, daß ein poetisches Auge diese Erlebnisse fixiert und ein tüchtiger Autor sie niedergeschrieben hat. Dadurch bekommt das kleine Bändchen etwas so eminent Persönliches, daß ich es in einem Zuge auslesen mußte. Eugène Sue tritt vor uns auf, Gounod lernen wir kennen, ebenso Chopin. Es wimmelt von feinen tonkünstlerischen Bemerkungen, die auch den Litterarpsychologen interessieren. Alles in allem: ein leichtes Heft mit schwerem Inhalt — und eine köstliche Gabe für eine weihevolle Stunde. L. J.

Franz Kullak, Der Vortrag in der Musik am Ende des 19. Jahrhunderts. — Leipzig, F. E. C. Leuckart. — 128 S. Lex.-8°. Preis 3 Mark.

Das Buch enthält, namentlich in den letzten beiden seiner sechs Kapitel — „Die Dynamik"; „Die Taktfreiheit" — einige beherzigenswerte Gedanken, mit denen freilich dem feinfühligen Musiker kaum etwas Neues gesagt werden dürfte. Die ersten drei Kapitel (S. 5—45) — „Anton Schindler"; „Hans von Bülow"; „Richard Wagner" —, teilweise auch noch das vierte (S. 46—71), ausschließlich einer Kritik der Hugo Riemann'schen Vortragstheorien

gewidmete, verlieren sich aber durchaus in unzusammenhängenden kritischen Glossen über Einzelfälle, die zum Teil aus älteren Partituren (Kap. 1!), zum Teil aus Erinnerungen an Konzert-Aufführungen (Kap. 2!) oder auch aus Schriften über Musik (Kap. 3!) und Musiktheorie (Kap. 4!) herausgesucht und für den Vortrag in der Musik am Ende des 19. Jahrhunderts oft weniger als nichtssagend sind, so daß sich dem Leser bald der Eindruck unangenehm aufdrängt, dem Autor sei es mit diesen vielen Citaten mehr um das Auftischen seiner Randbemerkungen als um eine Darstellung der Vortragsentwickelung — die überhaupt nicht gegeben wird! — zu thun gewesen. „Kritische Glossen über den Vortrag in der Musik" sollte das Buch betitelt sein! „Am Ende des 19. Jahrhunderts" ist nur Locktitel: man müßte denn der Ansicht sein, seit Liszt und Bülow gebe es keine vortragenden Künstler, seit Beethoven, Czerny, Chopin und Schumann keine vorgetragenen Kompositionen mehr, die der Erwähnung wert seien!! Den mancherlei Mängeln gegenüber fällt der allweise Musikpädagogenton — der Verfasser ist freilich Klavierlehrer! — sehr wenig angenehm auf.

Der direkte Gegensatz zu dieser Schrift ist das Buch:

Das Klavier und seine Meister. Von Dr. Oskar Bie. (Mit zahlreichen Porträts, Illustrationen und Faksimiles, sowie musikalischen Original-Beiträgen von d'Albert, Kienzl, M. Moszkowski, Ph. Scharwenka und Rich. Strauß.) München, F. Bruckmann. (320 S. Lex.-8°. Preis 10 M.; in Einband nach v. Berlepsch 12 M.)

Das Buch hat einen großen Vorzug vor allen mir sonst bekannten musiktheoretischen Werken: es hat Stil! Und das in zweifacher Beziehung. Zunächst: Es ist in allen seinen Teilen der einheitliche Ausdruck einer Persönlichkeit, die nicht farblos „objektiv" mit ihrer Meinung über die angeregten Fragen hinterm Berge hält, sondern frei und ehrlich sich einzusetzen wagt. Aber auch in rein formalem Sinne hat das Buch Stil: Es ist in frischem, gutem Deutsch geschrieben, ohne jeden professoralen Lederbeigeschmack. Bie hat etwas vom Poeten, das er selbst beim Analysieren behält: seine Nerven sind hier seine einzigen Hilfsmittel; das Seziermesser verschmäht er. Von der grauen Theorie hat er sich fast ängstlich ferngehalten; überall quillt Leben, Anschaulichkeit. Auch zu Kleinlichkeiten hat der Verfasser sich keine Zeit gelassen: Flott und großzügig — und doch nicht oberflächlich! — verfolgt er seinen Stoff von der altenglischen Virginalmusik, von den tanzfreudigen Franzosen, von den ernsthaft strebenden Italienern her zu unserem Johann Sebastian Bach, über seine „galanten" Nachfolger weiter zu Mozart und dem einsam ragenden Beethoven, ferner, nach der Epoche der „Technischen", zu den Romantikern Schubert, Schumann und Chopin, schließlich bei Liszt und seinem heutigen Nachwuchs anlangend. Auch die Entwicklungsgeschichte der Tasteninstrumente wird uns in gleicher erquicklicher Beschränkung geboten. Sehr interessant sind Bies Charakteristiken von Couperin, J. S. Bach, Händel, Ph. Em. Bach, Mendelssohn, den „Galanten", und ganz besonders die von Schumann, während ich allerdings von seiner Art, Chopin zu charakterisieren, nicht befriedigt bin. Hier scheint mir Przybyszewski in seiner Studie „Chopin und Nietzsche" (Berlin, Fontane) unübertrefflich, ja, unerreichbar zu sein! — Ich wünsche dem Buche viele Leser und ich glaube, dieser Wunsch wird sich erfüllen: die graziöse Art, mit der Bie seinen Stoff behandelt hat, zugleich aber auch die treffliche Ausstattung durch den Bruckmann'schen Verlag wird gewiß nicht unwesentlich dazu beitragen!

-ns.

Frauenfrage.

Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt. Herausg. von Elly Saul und Hildegard Obrist-Jenicke. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 260 S. 12°.

Die Herausgeberinnen, die, wie sie selbst in der Vorrede äußern, den Zweck verfolgen, unsere den modernen Lebensfragen noch teilnahmlos gegenüberstehenden Frauen von der Notwendigkeit der Frauenbewegung zu überzeugen, bringen in diesem Buche, außer verschiedenen novellistischen Beiträgen, Aufsätze von den bekanntesten z. T. jüngeren Vertreterinnen der Frauenfrage. Frauen wie Helene Lange, Minna Cauer, Käthe Schirmacher, Anita Augspurg u. a. versuchen hier in den verschiedenartigsten Artikeln, die Zwecke und Ziele der Frauenbewegung zu beleuchten. — Wer diese Bewegung schon längere Zeit verfolgt hat, dem wird das Buch kaum etwas Neues bieten können. Dagegen möchte ich behaupten, daß den Frauen, für die das Buch der Vorrede nach bestimmt ist, viel zu viel Neues zugemutet wird, da z. B. Mädchengymnasium und Studium als selbstverständliche Forderungen hingestellt werden und sogar die als gemäßigt bekannte Helene Lange für das Stimmrecht plaidiert. Immerhin ist der essayistische Teil der bessere des Buches.

Von den litterarischen Beiträgen verdienen vor allen zwei Gedichte von Hermione von Preuschen Erwähnung, von denen das erste „Komm' doch, mein Liebster" (aus „Requiem für Konrad Telmann") der künstlerisch wertvollste Beitrag des ganzen Buches ist; ferner eine flotte, feine Skizze von Leonie Hildeck und eine von Gabriele Reuter, „Ein Wiedersehen" betitelt, die leider stark auf die Tendenz zugeschnitten ist und von dem Können der Verfasserin keinen Begriff giebt; zuletzt das Gedicht „Kindheit" von Marie E. delle Grazie.

Statt der übrigen Skizzen und Gedichte aber, besonders statt der wertlosen kleinen Sprüche von Frida Schanz und Elisabeth Menzel, in denen oft die plattesten, alltäglichsten Lebensweisheiten in Verse gebracht sind, hätte sich meiner Ansicht nach wohl etwas Besseres finden lassen, zumal doch unsere Frauenlitteratur Namen aufzuweisen hat wie Ricarda Huch, Maria Janitschek, Anna Croissant-Rust.

Margarethe Sieckmann.

Vermischtes.

Wasser-Kluge." Zeitgedichte eines Oesterreichers. (III. 1893 — Juli 1897.) Zürich, J. Schabelitz. — 66 S. 8°.

Das knappste Wort in der knappsten Form, kleine epigrammatische Meisterstücke, stets zielbewußt und treffsicher: so denke ich mir „Zeitgedichte", die noch über ihre Zeit hinaus der Druckerschwärze wert sein sollen. Hier aber ist nichts davon zu finden; hier handelt sich's nur um recht ungeschickte Machwerke, die vielleicht einmal Eintagswert gehabt haben mögen, heute aber auf Beachtung keinen Anspruch mehr erheben dürfen. -ns.

Karl Kraus, Eine Krone für Zion. (Wien, M. Frisch. 32 S.) Ein geistreiches Kerlchen, dieser Karl Kraus! Gewandtheit, Wiener Schaumschlägerei und feuilletonistischer Witz vereinigen sich in dieser Streitschrift wider den Zionismus, dieser lustigsten Blüte europäischen Rassenblödsinns. Wenn es ein jüngstes Gericht giebt, so werden die zionistischen Führer Th. Herzl, dieser Feuilletonist und Träumer, und M. Nordau, dieser schamlose Frechling, eine fürchterliche Strafe dafür erhalten, daß sie in die Seelen von Hunderttausenden galizischer und russischer Juden Fackeln geworfen haben, deren Brände nicht sie erreichen, sondern das Elend jener nur erhöhen. Da es nun kein jüngstes Gericht giebt, so muß man schon auf Erden für Strafe sorgen. Kraus'

Streiche sind dafür nicht zu gebrauchen. Sie kitzeln nur anstatt zu peitschen. -i.

Ein moderner litterarischer Abreiß-Kalender könnte für die Popularisierung der zeitgenässischen Poesie viel thun. Täglich einen Eßlöffel Verse und ein Bildlein dazu, das wär' was! Prof. Langenscheidts Kalender ist ganz nett; er enthält auch eine Anzahl junger Namen, aber mehr noch fehlen. Was sollen Otto Weddigen, dieser Dilettant, Rich. Zoozmann, Karl Zettel, H. Dieter, K. L. Leimbach, W. Mannstädt, der Berliner Possenschreiber, hier, was — Crébillon? Der Verlag thäte gut, im nächsten Jahr den Kalender zu revidieren. H. T.

Französische Litteratur.

Henri Allais, histoires pénales. Paris, C. Levy. 1898. 3 fr. 50 c.

Henri Allais fand sich bemüßigt, seine angehäuften Manuskriptenschätze nach besonderen Edelsteinen und Perlen zu durchsuchen, um diese durch ein gemeinsames Band, den roten Faden des pénal, zu einem neuen Schmuck- und Schaustück zu vereinigen. Leider fand er keine. Diese teilweise schaurigen Kriminalnovellen und Erzählungen sind das Machwerk eines Juristen, der sich müht, geistreich und fesselnd zu sein, und dem es gelingt, wenn er die Absicht aufgiebt. Seine lederne Allerweltsphilosophie, seine Vorliebe für möglichst abgestandene Philisterei, das Grau in Grau seines alltäglichen Akten- und Mappenhimmels hätten ihn nicht zu verleiten brauchen, eine derart verzweifelt litterarische Miene anzunehmen, wie es sich für einen Mann schickt, der die zweifelhafte Ehre hat, von der Akademie gekrönt zu sein. Oder sollte dieser Zeitgenosse der Verlaine und Rimbaud, der Régnier und Mallarmé noch nicht gemerkt haben, daß alle Güte und Kraft, alle bizarre Schönheit und brutale Darstellung des Wirklichen in den Werken der Künstler nur persönliche Noten sind, die im Grunde alles bedeuten? So liegt der graue Nebel der Interesse- und Fantasielosigkeit über diesen konstruierten Erzählungen, Wärme und Fülle des Ausdrucks fehlen ihnen und damit fehlt ihnen eben alles, das Leben. Wenn der Erzähler — Allais selbst — durch die einsamen Wälder der weltfremden Hochpyrenäen fährt, — die verschollenen Wipfel reden nicht, wenn er auch befiehlt, daß sie rauschen, die erschreckten Vögel schweigen, wenn er auch will, daß sie singen. Er brummelt durch die Natur wie ein Automatenkreisel und leckerer Dompfaff, Bettler im Geist. — Es ist seine Methode, gestellte Thesen philosophischer oder psychologischer Natur durch eine Erzählung zu widerlegen bezw. zu beweisen. So kommt er dazu, in der matinée de novembre die Füsilierung eines Mannes zu schildern, der durch seinen Tod die mitschuldige Geliebte rettet. Die Schilderung selbst ist teilweise meisterhaft, von großer Schärfe, peinlicher Genauigkeit und bemerkenswerter Zurückhaltung in der Verwertung des Milieu. „Rien ni personne qui ordonnât, et l'on obéissait." Das ist so etwas wie Kulturgeschichte, die Geschichte des modernen Staatsbegriffes steckt in diesen der Stimmung entsprungenen Worten. Gewiß ist Allais ein Maler, der die Kniffe und Effekte kennt und mit feinem und gebildetem Geschmack anzubringen weiß, aber da abgelauschte Technik nicht ursprüngliche Seele ist, kann das wächserne Antlitz, die tête de cire, trotz aller Hallucinationen noch kein Leben besitzen. Und Leben, Wirklichkeit, alle Bedrängnis und Freude der Erde sind ja Leben und Freude der Kunst, undeutbar für Trübsinnsherolde und amtliche Eigenschaften, die durch die schweigenden Wälder der Pyrenäen kutschieren, immer auf der Landstraße, immer hübsch auf der Landstraße.

Otto Reuter.

Determinisme et Responsabilité par A Hamon, Paris 1898.

Die internationale soziologische Bibliothek (bibliotheque internationale des

sciences sociologiques), an der sich französische, italienische und russische Soziologen als ein frei organisierter Bund beteiligen und mit sicherem Erfolg und anerkannter Autorität an der Fortentwicklung der noch im Werden begriffenen soziologischen Wissenschaft fleißig mitarbeiten, erteilt nun das Wort Hamon, dem geschätzten Professor der freien Universität zu Brüssel, um in einer Serie von Werken eine theoretisch und wissenschaftlich begründete Basis für die Erkenntnis des Verbrechens und der Wertschätzung der Verantwortlichkeit, als Einleitung in die sich praktisch bethätigende Kriminalogie, zu schaffen. Die Serie stellt sich zur Aufgabe, das Wesen des Verbrechens im individuellen sowohl, wie auch im kollektiven Sinne, d. h. das, was man mit dem Namen verbrecherische Masse schlechthin zu bezeichnen pflegt, zu fassen und es auf dessen physische, psycho-physiologische, anthropologische und soziologische Elemente, als integrierende Bestandteile, analysierend zu prüfen. Das vorliegende Buch befaßt sich vorläufig mit den philosophischen Grundvoraussetzungen, deren eingehende und kritische Beurteilung den gesamten Gedankengang bereits von vornherein bestimmt. Diese Voraussetzungen sind das Problem der Willensfreiheit und des Determinismus, resp. das Problem der Kausalität. Indem der Verfasser sie uns mit großer Gewandtheit in ihrem historischen Werdeprozesse vorführt, schließt er sich vollständig dem bereits in der erkenntnistheoretischen Forschung gewonnenen Resultate an und bewährt seine Originalität nur durch das Hineinziehen anthropologischer und soziologischer Momente, welche der Kausalitätsidee eine vielseitigere Begründung zuteil werden lassen. Die Negation der Willensfreiheit, auf das bewußte und unbewußte Leben des Individuums angewendet, läßt die gesamte menschliche Thätigkeit von ihren leisesten, kaum zu belauschenden Äußerungen bis auf die stolzbewußte, wohlerwogene That als von dem physischen, physiologischen und psychischen Milieu (phase physique, phase physiologique, phase psychique) determiniert erscheinen (p. 1—26). Von diesem Standpunkte aus soll die Kriminalogie ausgehen und die ihrem Bereiche zufallenden Erscheinungen zu beurteilen suchen.

Im zweiten Abschnitte seines Buches befaßt sich der Verfasser mit der Definition des Verbrechens (définition du crime, p. 65 bis 120.) Die bereits seitens verschiedener Rechtsgelehrten, Soziologen und Kriminalisten (darunter beiläufig bemerkt mit wenigen Ausnahmen nur französische Namen) gegebenen Definitionen verwirft Prof. Hamon zum Teil mit nicht zu unterschätzendem Scharfsinn aus logischen Gründen, zum Teil durch ganz besonders interessante Anführung von kriminalistischen Thatsachen, welche sich mit keiner derselben decken, auf das Hartnäckigste. Es existiert gar kein Verbrechen. Alles verschuldet der merkwürdige Knäuel von mannigfaltigen und komplizierten Bedingungen, unter denen wir leben, denken, fühlen, wollen und handeln. Der Brüsseler Professor begnügt sich daher mit einer von seinem Gesichtspunkte aus etwas unklar scheinenden Behauptung: das Verbrechen des Einen ist die Beschränkung der Freiheit des Anderen. Diese Behauptung gilt als die Definition des Verbrechens, worauf auch der dritte und letzte Abschnitt des Buches, die Verantwortlichkeit (responsabilité), basiert. Verantwortlich ist alles das, was uns zu einer gewissen „verbrecherischen" Handlungsweise zwingt, wiederum also die Gesamtheit der Bedingungen, welche unsere Willensthätigkeit bewirken und beeinflussen.

Damit schließt der in allgemeinen Zügen angegebene Gedankengang. Die gestellte Aufgabe ist noch nicht gelöst, vielleicht noch nicht begonnen, nur angekündigt, programmmäßig angekündigt. Wir wollen die Serie abwarten und mit unserem Urteil zurückhalten. Vorläufig nur ein

paar Bemerkungen. Das vorliegende Buch bezweckt offenbar, der humanen, von den italienischen Anthropologen, Soziologen und Kriminalisten ausgehenden Richtung in der Kriminalistik durch den Determinismus noch mehr Kraft und Leben zuzuführen und derselben die Sanktion der Wissenschaftlichkeit zu verleihen. Nicht uns, die wir es zu denken wagen, in unserem humanen Zeitalter sei nicht allzuviel Humanität und nicht nur den Verbrechern allein gegenüber gespendet, liegt es ob, zu verhindern, daß diese zum Zwecke ihrer Bewährung nicht auch zum Determinismus als Mittel greift. Allein wir können nicht umhin, daran zu erinnern, daß der Determinismus ein zweischneidiges Schwert ist. Er kann den „Verbrecher" freisprechen, da seine Thaten notwendig bedingt seien, kann aber auch jeden Schein von Selbständigkeit und qualitativem Unterschiede den besten Hoffnungen und Wünschen des Menschen rauben, da auch diese gleich notwendig sind. Wir wünschen dem humanen Professor aus vollem Herzen, so glücklich wie möglich die Scylla und Charybdis des Determinismus zu passieren, und geben uns gerne der Hoffnung hin, daß demjenigen, der dem „Verbrecher" Liebe und Humanität entgegenzubringen weiß, auch für die „besten Hoffnungen und Wünsche der Menschen", das moralische und ideale Thun, ein warmes Herz schlägt.

Dr. Georg Polonsky.

Italienische Litteratur.

Die Litteratur „aus halbvergessenem Lande", wie das herrliche Dalmatien, leider mit Recht, vielfach genannt wird, muß gleichfalls der italienischen eingereiht werden, weil die Sprache die meisten Bücher das wohltönende Idiom italischer Zunge aufweist. Zu den besten der in letzterer Zeit erschienenen Werke zählt entschieden das ungemein flott geschriebene und zugleich auf genauer historischer Basis fußende Reisewerk, das Professor Guiseppe Modrich seinem berühmten italienischen Kollegen Ruggero Bonghi gewidmet und das den Titel: „La Dalmazia" führt. Der hochgeschätzte Verfasser teilt das bei L. Raux & C. in Turin erschienene Buch in drei Teile und schildert Dalmatien als Romana—Veneta—Moderna. Welche Fülle höchst wechselreichen, verblüffenden Stoffes diese drei Perioden bieten, kann nur der ermessen, der das interessante Land kennt oder wenigstens im Spiegel der Litteratur schaut und bewundern lernt. Den Deutschen ist das Land besonders durch die prächtigen Schilderungen der verstorbenen Dichterin Ida von Düringsfeld bekannt, deren Verdienste um Dalmatien nie genug hervorgehoben werden können. Auch dem Freiherrn von Schweiger-Lerchenfeld und vielen anderen gebührt dieselbe Ehre; doch so urwüchsig wie Professor Modrich hat nicht bald jemand das meerbespülte Königreich geschildert, das ihm freilich auch durch Heimatbande lieb ist.

Das erste Kapitel entfaltet sich an Bord der „Iris", des prächtigen österreichischen Lloyddampfers, und wenn auch die ersten Worte des Buches: „Che tempaccio indiavolato!" den Leser sofort die Kehrseite der vielgerühmten, leider aber auch gefürchteten Seereisen ahnen lassen, so entwickelt sich das Ganze doch besser, als der Anfang auf des Quarneros meist zorngeschwellten Fluten vermuten läßt. Die drastischen Szenen der tückischen Seekrankheit wirken höchst komisch, und die vielfach kolportierte Anekdote des einzigen Heilmittels gegen die schreckliche „nausea" ist geschickt eingeflochten. Das Geheimnis der Rettung besteht nämlich im Genuß eines Apfels, dessen erste Hälfte im Moment der Abreise gegessen wird; die zweite Hälfte jedoch, erst beim — Ankerwerfen in dem rettenden Hafen, und daß hiedurch auch die Seekrankheit überwunden ist, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden. Glauben macht selig, und demnach finden sich immer

wieder gläubige Menschen, die ihren Apfel vertrauensselig — schlucken. So auch die Passagiere der „Iris“, die wohlbehalten in den Kanal von Zara einlaufen. Die Altertümer des römischen „Jadera“ geben dem Verfasser vollauf Gelegenheit, Dalmatien, dem ersten Teile seines Werkes entsprechend, als „Romana“ zu schildern. Dies gelingt ihm besonders in dem Kapitel über das Trümmerfeld von „Salona“ und der nun blühenden Hafenstadt „Spalato“, der aus alter Cäsarenburg entstandenen, deren Mauern jetzt noch aufrecht stehen und der Variante des römischen Barbarini-Sprichwortes: quod non fecerunt avari ... machten die Slavischen Horden, kühn Trotz bieten. Die Invasionen der verschiedenen Völker bis zur Aera der „Serenissima“, sind überhaupt prächtig geschildert. Ebenso der Zusammenbruch des römischen „Illiricum“ und der paradiesischen „Illiris graeca“ an den Fluten der Narenta, deren mächtige Gauen, Städte und blühende Gefilde jetzt meist nur als Ruinen und gefürchtete Fiebernester bekannt sind.

Die interessantesten Seiten des Buches, füllen die Schilderungen über die „dotta Ragusa“. Auch dem schräg gegenüber aufragenden, verwaisten Fürsteneiland „Lacroma“ sind herrliche Worte gewidmet, wie es der Perle der Adria gebührt, wenn die Insel auch die tragische, leider zutreffende Benennung „d' Isola fatale“ besitzt.

Das Sagennetz, das Dalmatien umspinnt und in unzähligen Märchen und Anekdoten besteht, ist gleichfalls sehr gut behandelt und kulminiert in der Hexengeschichte des „Stregono della Narenta“, der nach offiziellen Prozeßakten des Ragusäer Archivs im Jahre des Heils 1758 sein Unwesen trieb. — Der Bedeutung des modernen Dalmatiens vom kulturellen Standpunkt aus widmet das Werk volle Würdigung, indem es die Vorzüge des nur allzu stiefmütterlich behandelten Landes ins beste Licht stellt. Die geographische Lage Dalmatiens, das milde Klima, die üppige Vegetation und der kräftige Menschenschlag sind nicht minder gebührend hervorgehoben. Das verdienstvolle Werk des Professors Modrich bekundet demnach in jeder Weise, daß Dalmatien, bei rationeller Ausbeutung seiner meist brach daliegenden Schätze, einer Zukunft entgegensieht, die seiner stolzen Vergangenheit würdig ist.

Als nicht minder interessantes, streng wissenschaftliches Werk über Dalmatien kann die aus dem Lateinischen übertragene Geschichte „Del Regno di Dalmazia e Kroazia“ von Giovanni Lucio genannt werden. Die Übersetzung stammt aus der Feder des Kanonikus Dr. Luigi Cesare Cav. de Pavissich, der hohe Würden bekleidet und sich als langjähriger Schulinspektor große Verdienste erworben. In der Muße seines wohlverdienten Ruhestandes hat er sich an die Riesenarbeit gemacht, die seinerzeit vom Bischof von Spalato und Macarsca, Monsignore Paolo Clemente Moissich, begonnene Übersetzung des sechsbändigen Werkes zu vollenden und herauszugeben. Es erschien in Triest bei E. Sambo & Compagnie. Die erste Auflage ist bereits vergriffen, da sowohl die Universitäts- und Städtebibliotheken wie die Gelehrtenwelt sich beeilten, ein Werk zu acquirieren, das bislang nur in lateinischer Sprache existierte und dem jetzt durch die vorzügliche italienische Übersetzung neue Kreise erschlossen sind. Dem Verfasser, der zu den Zierden der Gelehrtenära des siebzehnten Jahrhunderts zählte, ward in Rom, wo er am Collegio S. Girolamo wirkte, in Würdigung seiner Verdienste die folgende marmorne Lapidarinschrift gesetzt:

D. O. M.
Illyricae Nationis in Urbe Praesidibus
Joanni Lucio Nobili Traguriensi
Qui Dalmatiae Croatiae Patriamque
Historiam Illustravit Et Conscripsit
obit III Idus Jan MDCLXXIX.

Dem Aberglauben des Südländers, und speziell des am Meere lebenden, trägt ein

anderes originelles, dalmatinisches Werk: „Il Malocchio“ volle Rechnung. Der Verfasser des „Racconto Morlacco“ versteckt sich hinter den Anfangsbuchstaben G. B. W. und ist wohl nur dem Verleger der Typografia Sociale Spalatina (G. Laghi) bekannt. Sein Werk ist so gut und anregend geschrieben, daß es sich der Autorschaft wahrlich nicht zu entziehen brauchte. Gleich der Beginn, die Schilderung einer fiera (Jahrmarkt), die als non plus ultra aller Vergnügungen gilt, ist unvergleichlich gut geschrieben. Das bunte Treiben der Menge, die singt, zecht und flucht und unter anderen Geschäften auch den Mädchenraub betreibt, der jetzt noch in einigen weitenlegenen Gegenden Dalmatiens floriert, lebt förmlich zwischen den Zeilen auf, und man meint die Legion aufgespießter agnelli, castratti e porcelli zu schauen, die bei langsamem Feuer unter Gottes freiem Himmel schmoren. Darunter thronen die mit feurigem Rebensaft gefüllten Fässer und „fiaschoni“, denen das wilde Moiakenvolk, das da jodelt, tobt, zetert, mordet, raubt und — betet, eifrig zuspricht; denn die Töne der gottgeweihten Glocken wirken ebenso mächtig auf die gläubigen Gemüther, wie die Furcht des Aberglaubens, der Jeden mit vorgestrecktem Zeige- und kleinen Finger „Faust machen“ läßt, dem ein „malocchio“ (verdächtiges Individuum) begegnet.

Ein gleichfalls in Dalmatien (Zara, S. Artale) erschienenes italienisches Übersetzungswerk sind die „Canti Serbi popolari epici“ von Pietro Cossandrich, der in seinem Vorwort der ergreifend-schönen serbischen Volkslieder sich auf Meister Goethes Kunst und Ansichten in der metrischen Versübertragung beruft, die er denn auch mit Glück ausführt. Als eines der besten Epen des vornehm ausgestatteten Büchleins ist „Lázaro e Miliza“ zu bezeichnen. Sage und Geschichte sind darin eng verflochten, und der Heldentod des Serbenkaisers Lázaro Grebljanovic, der 1389 auf dem Schlachtfelde von Cossovo nicht allein der Türkenmacht, sondern hauptsächlich dem Verrate aus eigenem Volke unterlag, ist überwältigend geschildert. Den Bitten der einsam zurückbleibenden Königin nachgebend, gestattet ihr der abziehende Herrscher, einen Rittersmann aus seinem Gefolge sich zu erwählen, auf daß er die königliche Frau schirme und schütze. Vergebens fleht die Königin jeden Einzelnen um seinen Schutz und Trutz an . . . Keiner will zurückbleiben, wo es gilt, sein Schwert mit dem Erbfeind der Christenheit, mit dem Türken, zu kreuzen. Nicht einmal der Diener, dem der König befiehlt, die ob der grausen Absage ohnmächtig zusammengebrochene Königin in den sicheren Turm zu tragen. Er thut es, folgt jedoch nachher den kriegstrunkenen Scharen. Zwei Raben künden am anderen Tag der verwaisten Königin das Schlachtenunglück, das der heimkehrende, aus unzähligen Wunden blutende Diener bestätigt, zugleich dem Verräter fluchend und den toten Helden verherrlichend mit dem Ausrufe:

> Benedetto chi l'ha generato!
> Tal memoria ei lascia al popol serbo
> che si narri e celebri fintanto
> ch'uomo viva e Cóssovo sussista.

Paul Maria Lacroma.

Polnische Litteratur.

Marya Zabojecka: Die Seele. Eines jener wenigen Bücher, die halten, was sie versprechen; denn es ist urechter slavischer Volksgeist, der aus der ganzen Sammlung spricht. Ein ferner Nachklang polnischer Romantik zieht durch die zarten Blätter, aber begleitet von den Tieftönen unsrer müden Zeit. Der Sehnsuchtsschmerz schwebt mit seinem ganzen Gefolge durch die erträumten Gefilde der Phantasie und erhebt seine Klagerufe, befragt die Winde, die Bäume, die Wolken und die Sonne nach dem Lande, wo das Fest der Freude gefeiert wird. Die Welt geht ihrem

Tagewerke nach, und die Natur schweigt. Nur Ruhe und Ergebung — stolze Resignation enttäuschen nicht; stürmen und rufen und wutschnauben und im Genusse untergehen möge, wem der Kampf alles ist und der große Glaube treu bleibt.

„Einige Blätter aus dem Tagebuche" schildern uns die glühende Liebe eines starken Mannes zu einem Weibe, das vor der versengenden Lohe einer übermächtigen Leidenschaft erzittert.

„Ja, grausam war deine Liebe . . . Ich aber bin schwach und halte nicht Stand. Ich fürchte den Sturm und stehe den Lärm nicht aus. Deine Liebe war ein tosendes Meer, das alles hinwegriß, was ihr im Wege stand, ein Orkan, der pfeifend, heulend und klagend mein Herz in Stücke riß."

Er liebte sie, als höchste Erfüllung seiner Wünsche und seiner geheimsten Träume.

Sie aber wich erschrocken zurück . . . Und da so manches Jahr verstrichen, und eine würgende Sehnsucht sie mit tausend Qualen foltert, fragt sie sich: „Wie kommt es, daß ich meine Arme sehnend nach dir breite, und meine Liebe dich doch flieht?"

Doch weiß sie um ihren Mangel und aus weiter Ferne klingen ihr die Riesenlaute starker, männlicher Leidenschaft so traut, so lieb. „Ich sehe keine Welt, nur dich, mich und meine Liebe" — sagtest du.

„So tönt's und klingt's, so rauscht's und flutet's. Halt' an dich. Hörst du diese Laute, dieses Summen, Wiederhallen aus der Tiefe, aus schwarzem Grunde? Sie kommen herauf zu dir. Ein Trugbild .... Keine Tiefen giebt es, keine Gründe — nur leichte, glatte, herrliche Wogen, darauf ein blitzendes Boot und wir. Die Welle, das Boot und wir — sonst keine Welt."

Nachdem lange Jahre verstrichen — hat das Weib die große Liebe des Mannes begriffen. In alle Winde schickt sie nach ihm aus, einen milden, klagenden Abschiedsgruß.

Sie aber geht in die Haine der Stille ein, wo zarte Erinnerungen ihre Netze spinnen und die Stimmen hörbar sind, die aus den fernen Hintergründen der Welt daherkommen.

„Das Haupt werd' ich dir schmücken mit dem Kranze menschlicher Verschwiegenheit und den Gesprächen mit der eigenen, einsamen Seele ein schützender Engel sein.

So sprachst du zu mir, o milde, liebliche Stille!"

H. Münzer.

Neugriechische Litteratur.

Einen Fortschritt zur größten Versinnlichung der Stimmung, — über die Palamasische Kunst des Aufbauens von abstrakten Gedankenpaläften hinaus —, bilden in der neugriechischen Litteratur die kürzlich bei „Meißner & Karpaduris" erschienenen Lieder von Petros Wasilikós. Was Wasilikós, — und zwar besonders im letzten, dem besten Teile seiner Gedichtsammlung — als einen Schüler von Palamas kennzeichnet, ist das Bestreben in der ätherischen, überpersönlichen Sphäre zu verharren, in die kein Klang der Gefühle, der Freuden und Schmerzen aus dem Leben der Alltagsmenschen herübertönt; jedoch während bei Palamas die Ideen und die Gedanken die Träger der poetischen Stimmungen sind, ist es bei Wasilikós die Natur, — die hellenische Natur mit ihren sonnigen Thälern, wo Herden weiden, und ihren fließenden Quellen, an deren Ufern die Hirten melancholisch in ihre Schalmei blasen, — die ihm die sinnlichen Symbole liefert, mit denen er seinen Empfindungen Gestalt giebt. „Lieder der Einsamkeit" nennt er seine Gedichte und es sind in der That Produkte der wilden, fernen Berge Akarnaniens. Technisch ist in diesen Liedern die Harmonie des Rythmus hervorzuheben, der das mannigfaltige Spiel des sich frei bewegenden Fußmaßes zu musikalischer Einheit zusammenhält.

Einen weiteren Schritt noch in der

Kunst der Versinnlichung der erhabensten macht Lampros Porphyras. Er besitzt die magische Kraft, mit seinen Klängen, die gleich Akkorden gleiten, farbige Bilder vor unserem Geist hervorzuzaubern, die in ihrer seltsamen Folgenreihe wie eine angeschaute Musik wirken, die uns gewaltig die innersten Regungen seiner Seele suggeriert.

„Der Mutter Ring“ ein dramatisches Gedicht von Janis Kambyssis. — Kambyssis ist den litterarischen Kreisen durch eine Reihe von naturalistischen Dramen bekannt geworden, die im Verlaufe der letzten Jahre erschienen. Er ist neben Xenopoulos eigentlich der, der den Naturalismus in Griechenland eingeführt hat. Worin er aber besonders bahnbrechend gewirkt hat, ist die Behandlung des Dialogs. Er ist der Schöpfer einer empfundenen, von der Vibration des Lebens durchdrungenen dramatischen Sprache. In seinem letzthin erschienenen Werke „Der Mutter Ring“ hat er gleich Gerhart Hauptmann, den er bewundert, den Schritt von der naturalistischen Schilderung der Welt zur Darstellung des Traumes versucht. In diesem kleinen Drama sind die Empfindungen eines sterbenden Dichters dargestellt worden. Vor seinem Sterben besuchen ihn im letzten Traume Visionen, Gestalten der Sage; es ist die ersehnte Göttin der hohen Berge, die vor ihn tritt; nach ihr gerade verlangt es ihn und er wird ihrer im Kampfe Herr; er zwingt sie, ihn auf den Weg zu den unbetretenen Gebieten ihrer krystallenen Schlösser emporzuführen, und über Felsenwände und durch Schluchten geht der Aufstieg. Aber seine Kräfte versagen ihm. In die Regionen des ewigen Eises geführt, fällt er erschöpft nieder. Der Tag bricht an. Und die im Horizont hinter fernen Bergesgipfeln aufgehende Sonne wirft ihre ersten Strahlen auf ihn und ruft Bilder des irdischen, menschlichen Lebens wach. Und der Tod tritt ein. — —

Von Kostas Passajanis erschien eine Novellensammlung „Μοσχέ“. Kraftvoll geschilderte Szenen aus dem modernen griechischen Volksleben. Dramatischer Geist durchweht viele dieser kleinen Erzählungen und ein gewisser herber Ernst ist ihnen eigen.

Athen. Jul. K. von Hoeßlin.

Nordamerikanische Litteratur.

Daß die Musen schweigen, wenn Mars' Fanfaren ertönen, ist eines jener Gleichnisse, das, wie die Sprichwörter, seine zwei Seiten hat; auch das Gegenteil davon ist wahr. Man kann ebensowohl sagen, daß Säbelgerassel und Kanonendonner einen mächtigen Hebel der litterarischen Produktion bilden. Wenigstens läßt sich dies von den Neuerscheinungen der amerikanischen Litteratur sagen, die an Zahl keine Abnahme zeigten. Freilich herrschte das Kriegsmotiv in allem vor, was in erster Reihe den momentanen Anforderungen des Büchermarktes zu genügen trachtete und sich daher kaum von mehr als ephemerem Wert erweisen dürfte. Spanien wurde sozusagen aufs neue entdeckt und spielt in diesen Werken eine bedeutende Rolle. Was sich auf Cuba oder die Philippinen bezog, fand gleichfalls einen großen Leserkreis. Wäre Richard Harding Davis' Roman „Soldiers of Fortune“, der im vergangenen Jahre zu den meistgelesenen gehörte, in diesem Sommer erschienen, dann hätte das Buch seinen damaligen Rivalen in der Gunst des Publikums unstreitig den Rang abgelaufen. Denn jetzt, nachdem das Interesse für jenes Buch erkaltet ist, stellt es sich heraus, daß der Verfasser in dem fingierten südamerikanischen Staat Olancho Cuba meinte und seine Geschichte in Santiago de Cuba spielen ließ. Die für den Gang der Erzählung, welche in der Engelhorn'schen Romanbibliothek in deutscher Übersetzung erschienen ist, so wichtigen Minen, sind die von Juragua. Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß der Verfasser, welcher

sich als Knabe in Cuba aufhielt, sich ein Jahr nach dem Erscheinen des Buches als Kriegskorrespondent auf dem Schauplatz desselben befand.

Unter der Flut von Kriegserzählungen, Kriegsreminiszenzen und Schlachtenmonographien, welche der kriegerische Geist der Zeit heraufbeschwor, sind viele rein historischen Charakters und reichen bis auf den Freiheitskrieg zurück, andere beanspruchen lediglich das Interesse militärischer Kreise. Von litterarischer Bedeutung ist nur der Band kurzer Erzählungen von Ambrose Bierce: „In the Midst of Life.“ Bierce besitzt einen unfehlbaren dramatischen Instinkt, eine gewaltige Phantasie und eine seltene Macht der Sprache. Weil er, gleich Stephan Crane, unter der Uniform in erster Reihe den Menschen sieht, dann erst den Soldaten, schildert er mit Vorliebe den unvermeidlichen Konflikt zwischen Mensch und Soldat. Hat Crane durch seine unbarmherzige Zertrümmerung des Marsidols den Beinamen eines Wereschagin der Feder verdient, so finden sich in Bierce, dessen Erzählungen ungleich tiefer angelegt und feiner ausgeführt sind, einzelne Vorzüge Poes, Kiplings und Maupassants vereinigt. Bierce gehört zu den weniger bekannten amerikanischen Schriftstellern, weil seine unkonventionelle Anschauungsweise dem Geschmack der Majorität nicht behagt — und die Majorität ist in diesem Lande souveräner Herrscher.

Californien, wo der aus England gebürtige Journalist thätig ist, ist auch die Heimat einer Schriftstellerin, die durch ihre mehr kühnen, als künstlerisch schönen novellistischen Schöpfungen, den amerikanischen Durchschnittskritiker choquierte. Seit aber Mrs. Grace Atherton ihren Wohnsitz in England aufgeschlagen hat und dort Anklang fand, erscheint ihr neuestes Buch „American Wives and English Husbands“ (Amerikanische Gattinnen und englische Gatten) im Verlage derselben Firma, in deren kritischer Monatsschrift sie vor Jahresfrist arg mitgenommen wurde. Bret Harte hingegen können es die Amerikaner nicht verzeihen, daß er dauernd in London Aufenthalt genommen hat, und sein neuestes Buch, „Tales of the Trail and Town“, ein Band Erzählungen aus Stadt und Land, wurde, trotzdem es ein Beweis seiner unversiegbaren Gabe ist, amerikanische Volkstypen mit liebenswürdiger Realistik zu zeichnen, nicht freundlich begrüßt.

Auch die Litteratur der Südstaaten ist um einige neue Werke bereichert worden. Der amerikanische Neger ist eine Gestalt, die sich immer wieder neu behandeln läßt, und Joel Chandler Harris, dessen Onkel Remus geradezu klassisch geworden ist, versteht es meisterhaft, zu fabulieren, sobald er sein Georgia als Hintergrund hat und Vertreter der verschiedenen Hautschattierungen von Weiß zu Schwarz als handelnde Personen auftreten lassen kann. Auch der Vollblutneger Paul Laurence Dunbar, dessen Gedichte vor etwa einem Jahre erschienen, hat einen Band kurzer Erzählungen veröffentlicht, die als erste litterarische Spiegelung des inneren Lebens des amerikanischen Negers von Bedeutung sind.

Zwei amerikanische Schriftsteller, die sich der größten Popularität erfreuen, Richard Harding Davis und Frank Stockton, haben durch ihre jüngsten Werke ihren Ruhm keineswegs erhöht. In „The Kings Jackal“ tritt Davis in die Fußstapfen des Engländers Anthony Hoge, dessen veraltete Romantik hier eine Zeitlang den Büchermarkt und die Bühne beherrschte, während „The Girl at Cobhurst“, Stocktons pomphaft angekündigter längerer Roman, durchaus keine raison d'être aufweisen kann. Wie Davis, der in seinen Vom Bibber-Erzählungen so Frisches, Flottes geliefert hat, und Stockton, dessen phantasievolle, humo-

ristische Skizzen und Erzählungen eine reiche Individualität verraten, einen solchen Fehlgriff thun konnten, ist unbegreiflich.

Hingegen hat der Novellist, Maler und ehemalige Ingenieur Hopkinson Smith in seinem „Caleb West“ wieder ein höchst beachtenswertes Werk geleistet. Wenn auch der alte „Meistertaucher“ Caleb und sein unerfahrenes junges Weib Betty, Charaktere, die mit großer Innigkeit gezeichnet sind, das Hauptinteresse beanspruchen, versteht es der Verfasser doch, die rauhe Strandwelt, in der sich die einfache Ehetragödie abspielt, mit solcher Wärme zu schildern, daß der Leser die ungeheure Schwierigkeiten bietende Konstruktion des Leuchtturms mit derselben Spannung verfolgt, wie den eben erwähnten Konflikt und den Kampf zwischen Pflicht und Neigung, den Mrs. Leroy und Sanford kämpfen. Das Buch trägt überall den Stempel einer machtvollen, zielbewußten Persönlichkeit.

Als ein kühner Wurf erwies sich das Buch eines litterarischen Debütanten: „The Celebrity“ (Die Berühmtheit), von Winston Churchill. Bei der Vorsicht, mit welcher der Amerikaner alles vermeidet, das jenseits des konventionellen und traditionellen Gleises liegt, muß diese vortreffliche Satire auf einen zeitgenössischen amerikanischen Schriftsteller einen wohlthuend berühren und der Hoffnung Raum geben, daß man von Churchill noch manche eigenartige Äußerung seines unzweifelhaften Talents erwarten kann. Dasselbe läßt sich von einem anderen, verhältnismäßig neuen Autor sagen, Robert Herrick, der in seinem Roman „The Gospel of Freedom“ (Das Evangelium der Freiheit) die Frauenfrage behandelt und eine interessante psychologische Studie des modernen Weibes bietet. Es ist ein Buch, das zu denken giebt; die handelnden Personen sind amerikanische Typen von überzeugender Lebenswahrheit, und die moralische und geistige Atmosphäre Chicagos, in welches der Schauplatz der Erzählung zum Teil verlegt ist, ist vortrefflich geschildert.

New-York. A. von Ende.



An unsere Mitarbeiter.

Wie in diesem Jahre, so soll auch im nächsten das zweite Februarheft eine **Faschings-Nummer** werden, in der Laune, Witz, Geist und Satire ihre Geißeln schwingen können. Gleichzeitig wird diese Nummer als zierlicher

Narren-Almanach für das Jahr 1899

erscheinen und als Büchlein einzeln zu kaufen sein. Wir erbitten hierfür die rege Teilnahme aller Kreise, die Sinn haben für Satire und Humor, für Geist und Witz in feiner litterarischer Form.

Der Verlag. J. C. C. Bruns. **Die Redaktion.** Ludwig Jacobowski.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“ von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.


DIE
GESELLSCHAFT
HALBMONATSCHRIFT
FÜR
LITTERATUR, KUNST u. SOZIALPOLITIK
BEGRÜNDET 1885 VON M.G. CONRAD
HERAUSGEGEBEN VON
M.G. CONRAD UND L. JACOBOWSKI.
1898
XIV JAHRG.
HEFT XIII.
LEIPZIG.
VERLAG DER GESELLSCHAFT
HERM. HAACKE.


t. p. + index
DIE
GESELLSCHAFT
HALBMONATSCHRIFT
FÜR
LITTERATUR, KUNST u. SOZIALPOLITIK
BEGRÜNDET 1885 VON M.G. CONRAD
HERAUSGEGEBEN VON
M.G. CONRAD UND L. JACOBOWSKI.
1898
XIV JAHRG.
HEFT XVIII
LEIPZIG,
VERLAG DER GESELLSCHAFT
HERM. HAACKE.

Die Gesellschaft.
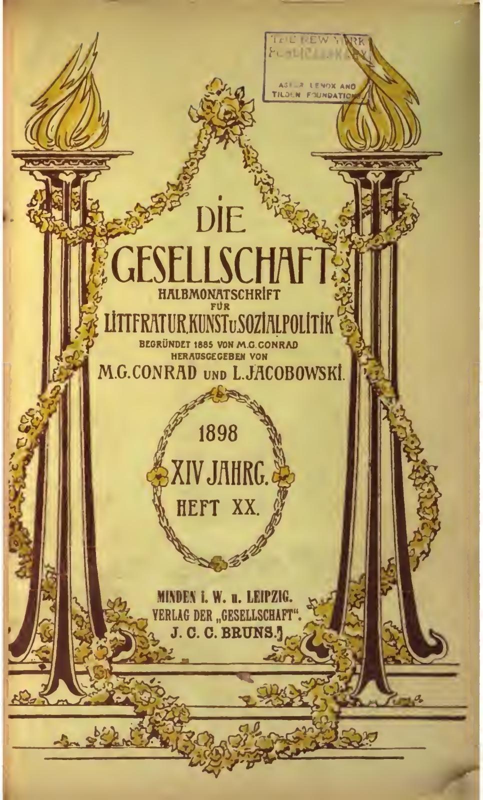
Abonnementspreis pro Quartal (6 Hefte, jedes im Umfange von 4 bis 5 Bogen, nebst drei Porträts im Quartal) 4 Mark.
Der Einzelpreis des Heftes ist 75 Pf. Eleg. Quartals-Einbanddecken à 1 Mk. 50 Pf.
Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pf.
Beilagen nach Übereinkommen.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.



Inhalt.

Porträt: Martin Greif.


DIE
GESELLSCHAFT
HALBMONATSCHRIFT
FÜR
LITTERATUR, KUNST u. SOZIALPOLITIK
BEGRÜNDET 1885 VON M. G. CONRAD
HERAUSGEGEBEN VON
M. G. CONRAD UND L. JACOBOWSKI.
1898
XIV JAHRG.
HEFT XX.
MINDEN i. W. u. LEIPZIG.
VERLAG DER „GESELLSCHAFT".
J. C. C. BRUNS.
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Die Gesellschaft.

Abonnementspreis pro Quartal (6 Hefte, jedes im Umfange von 4 bis 5 Bogen, nebst drei Porträts im Quartal) 4 Mark.
Der Einzelpreis des Heftes ist 75 Pf. Eleg. Quartals-Einbanddecken à 1 Mk. 50 Pf.
Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pf.
Beilagen nach Übereinkommen.



Inhalt.


DIE
GESELLSCHAFT
HALBMONATSCHRIFT
FÜR
LITTERATUR, KUNST u. SOZIALPOLITIK
BEGRÜNDET 1885 VON M.G.CONRAD
HERAUSGEGEBEN VON
M.G.CONRAD UND L.JACOBOWSKI
1898
XIV JAHRG.
HEFT XXI.
MINDEN i. W. u. LEIPZIG.
VERLAG DER „GESELLSCHAFT".
J. C. C. BRUNS.

Die Gesellschaft.
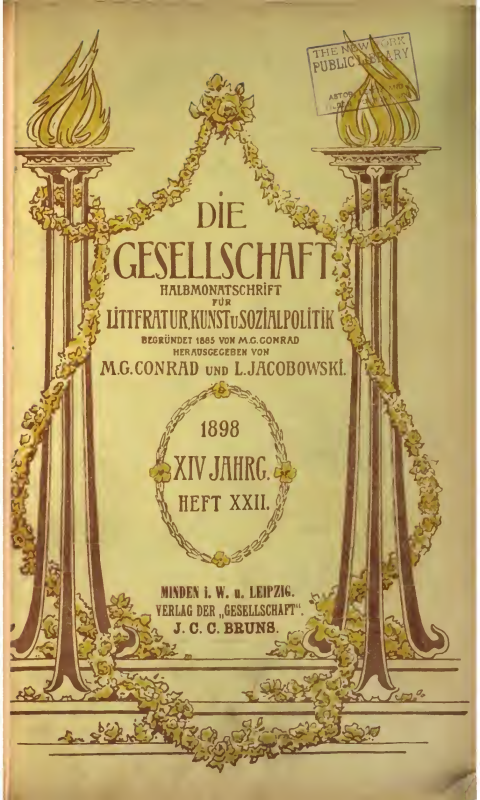
Abonnementspreis pro Quartal (6 Hefte, jedes im Umfange von 4 bis 5 Bogen, nebst drei Porträts im Quartal) 4 Mark.
Der Einzelpreis des Heftes ist 75 Pf. Eleg. Quartals-Einbanddecken à 1 Mk. 50 Pf.
Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pf.
Beilagen nach Übereinkommen.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.



Inhalt.

Porträt: Carl Baron Torresani.



DIE
GESELLSCHAFT
HALBMONATSCHRIFT
FÜR
LITTERATUR, KUNST u. SOZIALPOLITIK
BEGRÜNDET 1885 VON M.G.CONRAD
HERAUSGEGEBEN VON
M.G.CONRAD UND L.JACOBOWSKI.
1898
XIV JAHRG.
HEFT XXII.
MINDEN i. W. u. LEIPZIG.
VERLAG DER „GESELLSCHAFT".
J. C. C. BRUNS.

Die Gesellschaft.

Abonnementspreis pro Quartal (6 Hefte, jedes im Umfange von 4 bis 5 Bogen, nebst drei Porträts im Quartal) **4 Mark.**
Der **Einzelpreis** des Heftes ist **75 Pf.** Eleg. **Quartals-Einbanddecken à 1 Mk. 50 Pf.**
Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pf.
Beilagen nach Übereinkommen.
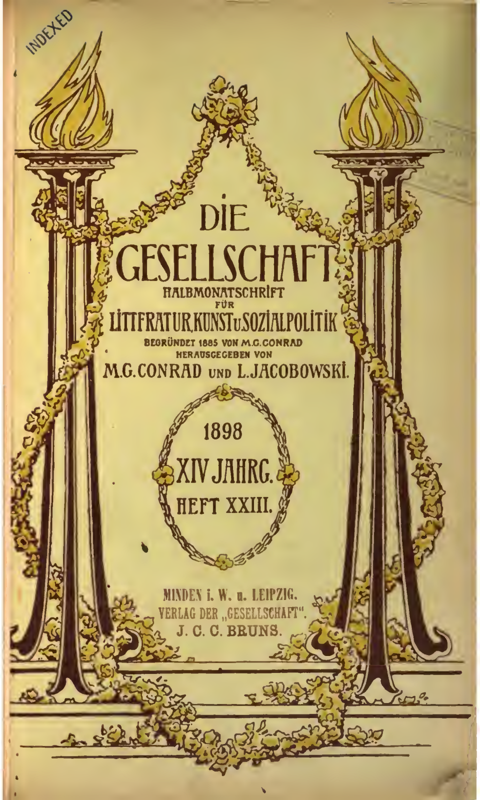
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.



Inhalt.

Porträt: Paul Wilhelm.

Zur Beachtung! Alle Manuskripte, Bücher ꝛc. sind an die Redaktion, **Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 141**, zu richten. Rücksendung unverlangt eingelaufener Manuskripte erfolgt nur, wenn Porto beigelegt ist! Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder die Redaktion noch der Verlag irgendwelche Verbindlichkeit. Honorarforderungen müssen bei Einsendung von Manuskripten genau genannt werden.


INDEXED
DIE
GESELLSCHAFT
HALBMONATSCHRIFT
FÜR
LITTERATUR, KUNST u. SOZIALPOLITIK
BEGRÜNDET 1885 VON M.G.CONRAD
HERAUSGEGEBEN VON
M.G.CONRAD UND L.JACOBOWSKI.
1898
XIV JAHRG.
HEFT XXIII.
MINDEN i. W. u. LEIPZIG.
VERLAG DER „GESELLSCHAFT".
J. C. C. BRUNS.

Die Gesellschaft.

Abonnementspreis pro Quartal (6 Hefte, jedes im Umfange von 4 bis 5 Bogen, nebst drei Porträts i. Quartal) 4 Mark.
Der Einzelpreis des Heftes ist 75 Pf. Eleg. Quartals-Einbanddecken à 1 Mk. 50 Pf.
Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pf.
Beilagen nach Übereinkommen.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.



Inhalt.



Zur Beachtung! Alle Manuskripte, Bücher etc. sind an die Redaktion, **Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 141**, zu richten. Rücksendung unverlangt eingelaufener Manuskripte erfolgt **nur**, wenn Porto beigelegt ist! Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder die Redaktion noch der Verlag irgendwelche Verbindlichkeit. Honorarforderungen müssen bei **Einsendung** von Manuskripten genau genannt werden.


INDEXED
DIE
GESELLSCHAFT
HALBMONATSCHRIFT
FÜR
LITTERATUR, KUNST u. SOZIALPOLITIK
BEGRÜNDET 1885 VON M.G. CONRAD
HERAUSGEGEBEN VON
M.G. CONRAD UND L. JACOBOWSKI.
1898
XIV JAHRG.
HEFT XXIV.
MINDEN i. W. u. LEIPZIG.
VERLAG DER „GESELLSCHAFT".
J. C. C. BRUNS.

An unsere Leser!

Mit diesem Heft schließt der 14. Jahrgang (56. Band) der „Gesellschaft“. Von Anfang an das Hauptorgan der jungen Generation, die Tribüne für die Verfechtung aller vorgeschrittenen Ideen und Bestrebungen, wird die

„Gesellschaft“

im neuen Jahre bestrebt sein, den alten Ruf nicht nur zu wahren, sondern zu erhöhen. Die „Gesellschaft“ erstrebt unter unbefangener Würdigung des gesamten litterarischen Lebens der Kulturnationen die Schaffung einer

Deutschen Litteratur und Kunst grossen Stils.

Sie gehört keiner Klique an, sie steht unbefangen allen Richtungen der jungdeutschen Kunst gegenüber und erkennt nur eine Richtung an: Das ehrliche Talent.

Die nächsten Hefte werden Beiträge ersten Ranges bringen. In jedem werden Beiträge der beiden Herausgeber stehen. U. a. erscheinen:

Sozialpolitik, Volkswirtschaft ꝛc.: **Matthieu Schwann** (Sittlichkeit), **Karl v. d. Steinen** (Die Wilden, wie sie nicht sind), **Bruno Pezold** (Dekadenz in Frankreich), **Max May** (Die Wohnungen des vierten Standes), **F. Laufkötter** (Korporation und persönliche Freiheit), **S. Lublinski** (Felix Faure), **Paul Göhre** (Religion), **Prof. K. Lamprecht** (Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft), **L. Mann** (Unsichtbare Weltsubstanzen), **K. Bleibtreu** (Napoleon), **A. Dix** (Mengwerk), * * (Aus meiner Kadettenzeit), **G. Biedenkapp** (Unsere Schutzpfaffen), **Elis. Gnauck-Kühne** (Frauenfrage).

Litteratur und Kunst: **August Horneffer** (Aus Tristans Reich), **Richard Degen** (Knabenliebe), **Harald Arjuna** (Die Kunst in der Erziehung), **Arthur Seidl** (Moderne Dirigenten), **Rud. Klein** (Jan Toorop), **E. Hennequin** (Dostojewsky), **Swinburne** (Coleridge), **K. Bienenstein** (H. Vogel), **G. Birdenkapp** (Goetheverse und Nietzschesprüche), **W. Lentrodt** (Welt und Weib bei Böcklin, Klinger und Stuck), **A. Möller-Bruck** (Frank Wedekind), **H. Wohlbold** (Das Harmonische in der Kunst), **Lugné-Poë** (Ibsen in Frankreich), **W. Bölsche** (Gebrüder Hart) **H. Houben** (M. G. Conrad als Romancier) u. a. m.

An Studien mit Porträts werden erscheinen u. a.: Von **deutschen Dichtern:** Heinrich Hart, Julius Hart, Wilh. Weigand, O. J. Bierbaum, Clara Viebig, Karl Henckell, **ausländischen Dichtern:** Swinburne, Tschechoff, K. Mikszath, Heredia, E. Verhaeren, **Publizisten ꝛc.:** M. Harden, Paul Göhre, Elisabeth Gnauck, Helene Lange, **Malern:** H. E. v. Berepsch, Hermann R. C. Hirzel, L. von Hofmann, **Komponisten:** Hans Pfitzner, Königsbrun-Schaup, K. Ansorge, A. Mendelssohn u. s. f.

Die Artikelserie „Das junge Europa“ wird fortgesetzt. Es erscheinen zuerst die Studien: „Das junge Holland“, „Das junge Rumänien“, „Das junge Polen“ ꝛc. von guten Kennern der einschlägigen Litteraturen.

Der produktive Teil wird sehr reichhaltig werden.

Fortsetzung dritte Umschlagseite.

Dramatische Werke sind erworben von Joh. Schlaf, Maupassant, Strindberg, Cavallotti, Kurt Holm, Alfred Neumann, Otto Falckenberg, Karl Larsen, M. Dimayre, Richard Schaukal.

Aphoristisches von Ernst Ziel, **Fr. v. Oppeln-Bronikowski, H. Oswald** u. a. m.

Größere Vers-Dichtungen erscheinen u. a. von **W. A. Kastner, M. Boelitz, Wilh. v. Scholz.**

Novellen und Skizzen deutscher Dichter (A. Croissant-Rust, Joh. Schlaf, Arthur Holitscher, G. Macasy, Eugen Reichel, Hanns Weber, W. Lentrodt, Chr. Morgenstern, H. v. Beaulieu, E. Stilgebauer, Marie Stona, Marg. Beutler, Fr. v. Oppeln-Bronikowski, Bruno Wille, Kurt Martens, Otto Krack, Paul Remer, F. A. Beyerlein, Otto Ernst u. a. m.); **ausländischer Dichter** A. Tschechoff, G. D'Annunzio, R. de Gourmont, J. Karásek, O. S. Marden, M. Serao, G. Renen, H. Balmont, W. D. Mc. Cracken, H. Garland, J. Neruda, Chocklik, Pol de Mont).

Der Lyrik bringt die „Gesellschaft“ ein Interesse entgegen, wie kein Blatt in Deutschland. Nicht ein moderner Name, der nicht in seinem „Dichteralbum“ vertreten wäre; nicht eine Nummer, die nicht eine neue Begabung einführte. Auch sie wird stärkste Beachtung finden und trefflich vertreten sein.

Berichte von Berlin, Wien, Leipzig, München, Frankfurt a. M. u. s. w. orientieren über das Kunstleben der deutschen Hauptstädte.

Der kritische Teil ist an Reichhaltigkeit fast unübertroffen. Er berücksichtigt alle hervorragenden Erscheinungen nicht nur des deutschen Büchermarkts, sondern auch des Auslands (Frankreich, England, Rußland, Italien, Bulgarien, Serbien, Rumänien 2c., Nordamerika, Brasilien 2c.).

Dem modernen Geschmack entsprechend, erscheint die „Gesellschaft“ vom 1. Januar 1899 ab in einem schmuckeren Gewande. Der bekannte Radierer **Hermann R. C. Hirzel** hat einen neuen Umschlag und neue Vignetten, Kopfleisten 2c. für das Blatt entworfen. So wird der neue Jahrgang innerlich wie äußerlich sich würdig den älteren anschließen.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt sowie auch der Verlag selbst entgegen.

Der Verlag.	Die Redaktion.
J. C. C. Bruns.	Dr. Ludwig Jacobowski.
Minden i. W.	Berlin S. W. 48. Wilhelmstr. 141.







